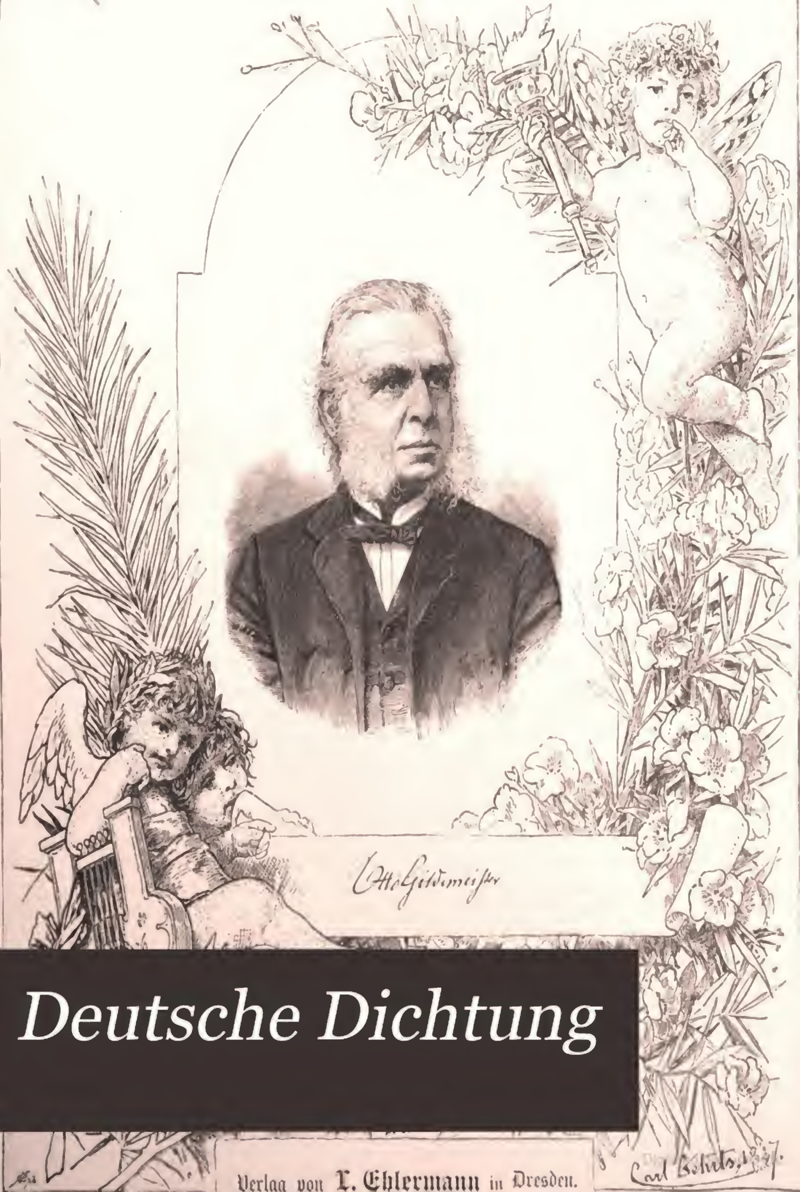
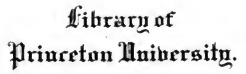

Otto Gildemeister
Deutsche Dichtung
Verlag von L. Ehlermann in Dresden.



Library of
Princeton University.



Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Deutsche Dichtung.



Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Fünfter Band.

Oktober 1888 bis März 1889.



Dresden.

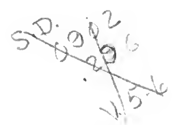
Verlag von L. Ehlermann.

1889.

Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Mitarbeiter-Verzeichnis des V. Bandes.





Inhalt des V. Bandes.

Novellen und Erzählungen.

Lyrik.

Sprüche.

Epische Dichtungen.

Dramatische Dichtungen.

Essays.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Litterarische Notizen.

Autographen.

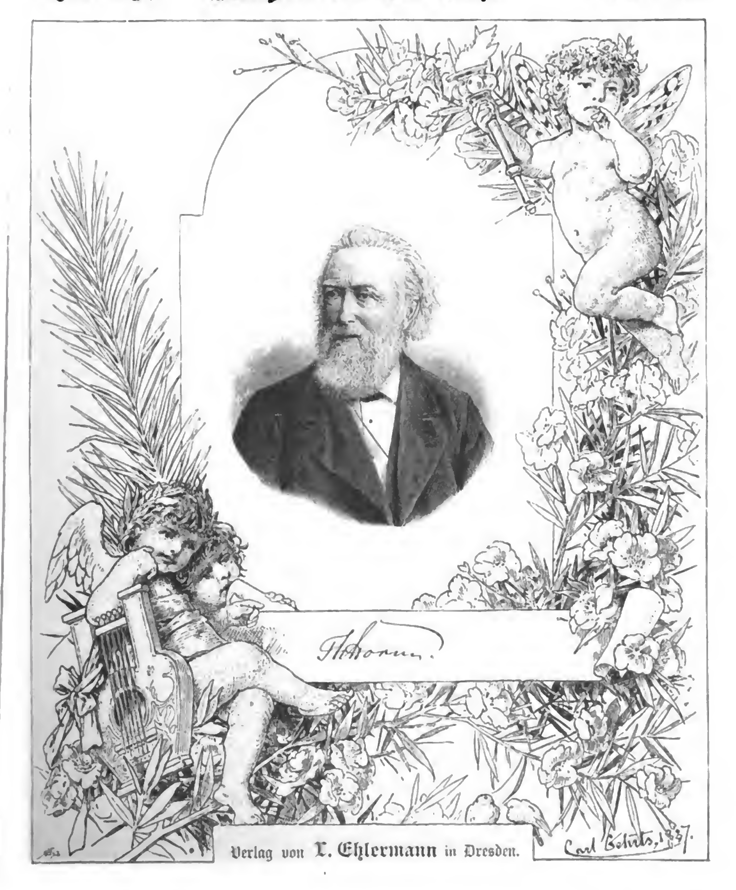
Porträts.

Illustrationen.

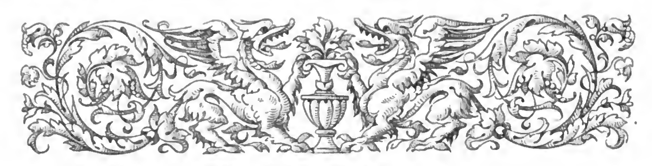


Deutsche Dichtung.

V. Band. 1. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Oktober 1888.



Verlag von L. Ehlermann in Dresden.



Am Lago d'Averno.

Novelle von Hermann Lingg.

Ein junger Arzt, Ewald Ellerborn, hatte von seiner Regierung ein Reisestipendium nach Frankreich und England erhalten, um die dortigen Hospitäler zu besuchen. Eine vorzüglich bestandene Prüfung und sein ausgesprochenes Talent in Behandlung von Nervenleiden hatten ihm diese Auszeichnung verschafft. Er war nebenbei auch ein wenig Künstler und beschäftigte sich in seinen freien Stunden mit Architekturzeichnungen, da sein Vater Baumeister gewesen und den Sohn darin unterrichtet hatte. Auf den Wunsch seiner Mutter war er aber Arzt geworden. Als er Alles zu seiner Reise vorbereitet hatte, trat ein für ihn sehr betrübendes Ereignis ein: seine Verlobte erkrankte plötzlich. Ihre Eltern hatten stets eine entschiedene Abneigung an den Tag gelegt, einem Mediziner ihre Tochter zur Frau zu geben. Sie waren übermäßig fromm und kirchlich gesinnt, und der junge Doktor hatte keinen Hehl aus seiner materialistischen Weltanschauung gemacht. Er war zu unvorsichtig, zu wahrheitsliebend und der Meinung gewesen, es sei vernünftigen und gebildeten Leuten gar nicht möglich, einer so extremen religiösen Richtung in dem Maße zu huldigen, wie es hier der Fall war. Obwohl er dann auch später einzulenken versuchte, sein Bemühen blieb vergeblich, man trachtete die Tochter von ihm abzuhalten, man sagte ihm unverhohlen, daß er unerwünscht sei und daß man sich nach einem andern Schwiegersohn umsehe. Das Mädchen aber blieb standhaft in ihrer Neigung, und konnte sie den Willen der Eltern nicht ändern, so zeigte sie doch durch ihr Benehmen, indem sie jede andere Bewerbung zurückwies, daß sie dem jungen Mediziner und keinen andern je ihre Hand reichen würde. So verging ein Jahr und zwei; der junge Mann hatte seine Prüfungen bestanden und bald einen Teil der Armen-Praxis übernommen, indes die er liebte, von einem ausgesprochenen Gram in ihrer Seele gedrückt, kränkelnd zu verblühen schien.

Er sah sie nur selten, desto mehr hörte sie von ihm; die Stadt rühmte seinen großen Eifer, seine Geschicklichkeit und wahrhaft christliche Aufopferung bei Behandlung der Armen.

Da schien es, als wollten die bisher unerbittlich gebliebenen Eltern zur Nachgiebigkeit sich neigen; die Mutter ahnte ein Unglück und fing an, für die Zukunft ihrer Tochter besorgt zu werden. Aber gerade als den Liebenden die Erfüllung ihrer Wünsche nah erschien, trat der Typhus in der Stadt mit rascher, verheerender Gewalt auf und Eveline war eines der ersten Opfer dieser furchtbaren Krankheit. Obwohl der junge Arzt kaum einige Stunden von ihrem Krankenlager wich, obwohl er, als schon keine Rettung mehr zu hoffen war, sich absichtlich der Gefahr aussetzte, als wünsche er mit von dem tödtlichen Fieber ergriffen zu werden, so blieb er doch verschont, und erst nach ihrem Tode brach auch seine Gesundheit zusammen. Eine Entfernung von dem Orte seines Unglücks war dringend geboten. Seine Verwandten, seine Freunde ließen nicht ab, ihm zuzureden, und als das Dekret seines ihm zuerkannten Reisestipendiums eintraf, durfte er sich nicht mehr weigern. Seiner tief erschütterten Gesundheit wegen sollte er jedoch, ehe er seine Pflichtreise antrat, zur Erholung nach Italien.

Er eilte über Rom nach Neapel, vor allem drängte es ihn, die verschütteten und ausgegrabenen Städte Campaniens zu besuchen. Der tiefe Schmerz, der sein, von Liebe zu der ihm so früh Entrissenen erfülltes Gemüt durchdrang, sah in jenen großen Todesstätten, in der Erinnerung an die vielen, einst so schwer vom Unglück getroffenen Menschen eine verwandte Trauer, ein lindern-

des Trostwort. Er beneidete die längst Dahingeschiedenen, die damals alle miteinander dem Tod in die Arme gesunken waren, von denen keines den andern überleben mußte Die Denkmäler der Gräberstraße Pompejis, die Urnen und Inschriften schienen ihn einzuladen, in ihrem Schatten unter dem Schutt und den eingefallenen Mauern seinen Schmerz auszuweinen.

Bald aber täuschte er sich doch über die Nachhaltigkeit der wehmütigen Stimmung, die ihn anfangs ergriff; bald überwogen die heitern Eindrücke der Schönheit und Anmut in den Arabesken der Wandgemälde und in der landschaftlichen Umgebung seine Betrübnis. Er machte sich einen Vorwurf daraus; aber es war nun einmal doch so. Er maß und zeichnete stundenlang des Tages über und träumte dann von schönen Villen, Säulengängen und Gärten. So etwas selbst in der Heimat zu erbauen! — aber ach, sie würde fehlen, sie, die ein solches Haus beleben und durch ihre Liebe und ihr Walten zu einem Sitze des Friedens und der Freude gestalten würde! —

Einmal entdeckte er unter den Darstellungen der Mythe ein Bild, welches die Scene vorführte, wie Odysseus zu den Wohnungen der Abgeschiedenen kommt und die Schatten beschwört. Dabei fiel ihm ein, daß ja der Lago d'Averno, wohin die Alten den Eingang zur Unterwelt versetzten, ganz nahe sei, er beschloß, gleich am folgenden Tage dahin zu pilgern. Es kam ihm vor, als habe er gegen seinen ursprünglichen Vorsatz das Opfer der Trauer versäumt und vergessen über diesen Gemälden tiefen Lebensgenusses, und er müsse das nun rasch nachholen. So schlenderte er denn an einem schönen Oktobertage über Santa Lucia durch die Grotte des Posilipp am Grabe Virgils vorüber nach Bajä.

Bald waren die Ufer des düstern Sees erreicht Ewald Ellerborn setzte sich auf einen Felsblock und überließ sich seinen schwermütigen Gedanken. Er befand sich am Eingang zu jener Stätte, die einst im Glauben der Menschen als die Pforte zu dem großen Geheimnis alles Erschaffenen galt. Das Rätsel des Lebens, hier schien es gelöst, das dunkle Jenseits, hier war es offenbar. Einem wenigstens, der hierher gekommen, dem irrenden Wanderer Odysseus, war es gelungen, hier mit den Verstorbenen zu reden; hier waren sie zu ihm heraufgekommen aus dem dunklen Thale der Unterwelt und hatten ihm von jenem Dasein erzählt und ihm seine Zukunft vorausgesagt. Ach, wie trostreich war ein solcher Glaube! Und waren es auch nur klagende, jammervolle Schattengebilde, die hier erschienen, sie trugen doch Gestalt und Aussehen der Teuren, die von uns genommen waren, sie hatten noch Worte liebevoller Teilnahme mit den Zurückgebliebenen!

Während dieser Betrachtungen ließ der junge Mann seinen Blick auf dem stillen Wasser des Sees ruhen, über den, nach der Sage der Alten, kein lebendes Wesen gelangen konnte. Die Wasser lagen in dunklem Blau, während auf dem waldigen Hügel umher die helle Mittagssonne schien. Diese sonnbeglänzten Höhen luden ihn ein. Es war ihm in der Nacht von gestern etwas Seltsames begegnet, er hatte nicht schlafen können, ein Licht angezündet und gelesen. Er fühlte nach einiger Zeit sich müd und löschte das Licht wieder aus. Wie war er überrascht, daß es nicht dunkel wurde, sondern daß schon das Tageslicht sein Zimmer erhellte. So lang sein Nachtlicht gebrannt, hatte er den Tag nicht bemerkt. Sollte nicht so, sagte er zu sich, unser irdisches Verweilen sein? Wenn das kleine Licht, bei dem wir die paar Stunden Dasein zugebracht, auslöscht, dann werden wir erst durch das wahre große Licht eines neuen Tages überrascht. Indem er diesem Gedanken nachhing und ihn hin und her erwog und weiter ausspann, ob der Vergleich auch zutreffe, hatte er sich von seinem Felsensitz erhoben und den Hain durchschritten.

Er kam an Weinbergen vorüber und entdeckte in reizender Lage ein stattliches Haus. Hier herum mußte ja der berühmte Falerner wachsen, sagte er halblaut zu sich und trat an die Schwelle des stattlichen Gebäudes. Der Herr des Hauses, der den Fremden schon bemerkt hatte, bat ihn einzutreten, indem er gleich, als hätte er dessen Gedanken erraten, seinen prächtigen roten Falerner pries und beifügte: „Ich habe zwar kein offenes Lokal hier, — aber der Fremde soll freundlichst eingeladen sein, meinen Wein zu kosten.“

Erstaunt blickte Ewald den stattlichen Mann an — wo und wann hatte er diese Gestalt schon einmal gesehen? Er trat ein und beobachtete den Alten, der ein paar Gläser aus dem Schrank hervorholte, in den Keller stieg und sich dann neben den Gast hinsetzte. Wo hatte er diesen Mann schon gesehen? Sein Gedächtnis führte ihn weit in die Tage seiner Kindheit zurück — ja, so war es, dieser Alte glich einem Bruder seines Vaters, der Weinbergsbesitzer am Rhein

war, und bei dem er oft mit den Eltern auf Besuch gewesen.

Wie außerordentlich sah er ihm ähnlich! Derselbe schöne, stattliche Greis mit dem sonngebräunten Antlitz und dem Silberhaare stand vor ihm. Zugleich erwachten eine Menge von Erinnerungen und so lebendig, daß er ihn fast bei Namen hätte anrufen und fragen mögen: „Ja, bist Du es wirklich?“ Dieser aber bat ihn zu kosten und fuhr fort, seinen Wein anzupreisen.

„Ja, der ist gut, der hat echtes Feuer, dem hat der Vesuv in die Wiege geleuchtet“, rief Ellerborn aus und ließ sich behaglich auf einen der verwitterten Strohstühle nieder. Der Alte saß ihm gegenüber und stieß mit ihm an. Das Gespräch wurde lebhaft und was das Wort nicht ganz klar brachte, das ersetzte die Sprache mit Handbewegungen und ausdrucksvollen Blicken. Es wurde Mittag, der Gast dachte nicht ans Fortgehen, er fühlte sich ganz heimisch hier; eine zweite Flasche trat auf den Schauplatz und auch ihr wurde tüchtig zugesprochen. Die Sonne hatte sich hinter einer Wolke verborgen; es war schwül in dem kleinen Gemach, das an die offene Küche stieß und von Rauch geschwärzt war, schwül und beengend wie vor einem Erdbeben. Vom Hofraum herein hörte man zuweilen den Hahn krähen, einen Vogel vorüberschwirren, sonst war alles totenstill. Alles Leben schien ermattet, sterbensmüd, selbst die Sonne schien schlafen gegangen zu sein, nur der Wein im Glase funkelte mit dämonisch verlockender Kühle.

Ellerborn sah noch immer den ihm gegenübersitzenden Alten an und staunte immer wieder über die Ähnlichkeit, die er entdeckt hatte. Dieser schien die Aufmerksamkeit, mit welcher er betrachtet wurde, zu bemerken und lächelte, fast als erriete er die Gedanken, die jenen beschäftigten. Wie er aber sein Glas an die Lippen setzte, mußte der Gast an die Toten denken, die das Blut tranken, das ihnen Odysseus dargereicht und wovon sie die Erinnerung an ihr vergangenes Leben wieder bekamen. Er frug seinen Wirt, ob sich von dieser Mythe nichts Sagenhaftes erhalten habe. Dieser schwieg, er schien eingeschlafen zu sein und den Wanderer selbst überfiel es wie eine Art Betäubung; alles Gegenwärtige schien ihm aufzugehen im Vergangenen, nichts Wirkliches mehr zu sein, und immer deutlicher wurden seine Erinnerungen, längst vergessene Worte fielen ihm wieder ein, immer sprechender wurde die Ähnlichkeit mit dem Bruder seines Vaters. Auch seine Redeweise, der Ton seiner Stimme klang ihm wie von jenem. Und als ihn der Alte, der nun wieder munter geworden war, fragte: „Wie kommst Du denn in dieses Land?“ — da war es ihm, als ob er sich in der Sprache seiner Heimat angeredet höre.

„Ach“, gab er zur Antwort — „warum? Du weißt ja doch, daß sie gestorben ist.“

„Ich weiß es, ich sah es Dir an, die Geliebte ist Dir gestorben und Du gäbest viel darum, sie wiederzusehen. Ich kenne das; deshalb wolltest Du das Geheimnis des Sees erfahren? Nicht wahr?“

„Ach“, seufzte der Jüngling.

„Ihr seid krank im Herzen, zerstreut Euch, geht ins Theater, in das neue Teatro Piazza .... dort werdet Ihr wiederfinden, was Ihr verloren.“

„Wiederfinden,“ murmelte der wie von einem süßen Traum Berauschte vor sich hin, „wiederfinden, ja mein Leben gäb ich in dieser Stunde noch darum, wenn ich sie wiederfände.“

Der Alte betrachtete mitleidsvoll den jungen Mann.

„Die Toten kommen nicht mehr wieder“, sprach er dumpf, „aber was Ihr wiederfinden könnt, das ist die verlorene Lebensfreude, der Frohsinn Eurer Jugend“.

Dabei leerte er sein Glas, bog sich zu dem Gast über den Tisch und flüsterte ihm ins Ohr:

„Wenn Du aber gefunden hast, was ich Dir wünsche und wonach Du Dich sehnst, dann — schweige — schweige bis Du wieder zu mir kommst und mir alles sagst — es ist gefährlich zu reden, wenn man so außer sich ist wie Du! Hüte Dich!“

Er schwieg, doch der, an den diese Worte gerichtet waren, schien nichts davon gehört, nichts davon verstanden zu haben. Die Anspielungen seines Wirtes blieben ihm unvernommen, nur der ihm vertraute Ton des Mannes klang an sein Gehör und hallte wie Echo aus ferner Zeit in ihm nach und erregte ihn aufs Höchste. Aber dieser Zustand währte kaum eine Sekunde, die Sonne schien plötzlich wieder in das Gemach, alles umher erhellte sich wieder in der gewohnten Beleuchtung, und auch er wollte sich in den alten Gang der Dinge zurückversetzen, aber zu tief erschüttert, konnte, wollte er den Weg nicht wiederfinden; er hatte einer lang in ihm verschlossenen Schwärmerei sich hingegeben und alles was eben an ihm vorübergegangen war, deutete er in diesem Sinne. „Was war es denn, was ich eben vernahm? Wer sprach aus dem? Und

welche Hoffnungen wurden reg' in mir — es giebt eine Geisterwelt und wir können bis zu ihr dringen? — Nein — nein — ich werde verrückt, hinweg, ihr Gespenster der Phantasie — laßt mich los! — der ungewohnte starke Wein hat mich trunken gemacht, das ist alles."

Er wendete sich an sein Gegenüber und frug ihn, ob er auch geträumt und ob er noch wisse, was er eben gesagt habe.

Dieser sah ihn groß an, strich dann mit der Hand über die Stirne und sprach: „Vergessen! Alles vergessen!" Das Gespräch kam aber nun wieder in Gang und lenkte sich auf gleichgiltige Dinge. Nach einer halben Stunde stand der Reisende auf und wollte bezahlen, was nicht angenommen wurde. So nahm er dankend Abschied und fügte bei, er beabsichtige vor Abend noch in Neapel zu sein.

„Sie haben recht" erwiderte der Besitzer des Weinberges. „Es ist nicht ratsam, sich in die Nacht einzulassen, es kommen viele Fremde, um die Grotte zu besuchen, aber es ist nicht gut, sich dort länger aufzuhalten, die Luft ist nicht gesund."

Er reichte seinem Gaste die Hand und lud ihn ein, bald wieder zu kommen. „Bald", betonte er noch, „bald, Sie müssen mir dann viel von Ihrem Land erzählen und von allen, die Ihnen dort lieb sind und waren."

„Jawohl," antwortete Ewald Ellerborn, „ich werde wiederkommen und Euch Alles erzählen. Ihr sollt sehen, daß ich Wort halte", fügte er mit gleicher zweideutiger Wendung hinzu. Er nahm sich auch vor, wiederzukommen, nach ein paar Tagen schon wollte er hinaus, aber das Theater mußte er noch vorher besuchen. Ohne der gehabten Unterredung später viel Gewicht beizulegen, reizte ihn doch die Neugier, dahin zu gehen. So ganz hatte er sich doch jenen wunderbaren, ihm wenigstens wunderbaren Eingebungen nicht verschließen können.

Eine Woche verfloß, dann ging er. Er fand das beschriebene Theater und nahm seinen Platz im Zuschauerraum ein. Oft sah er sich um, sein Blick spähte durch alle Sitzreihen, nichts wollte sich zeigen, was seinen plötzlich wieder erwachten Erwartungen entsprach. Schon waren die ersten Scenen vorüber, da öffnete sich über ihm eine Logenthüre und eine weibliche Gestalt erschien, die, als sie den Schleier zurückschlug, ach wie sehr der geliebten Verstorbenen glich. Er fand in ihren Zügen, in ihren Bewegungen die jugendliche Gestalt des Mädchens wieder, das seine Braut gewesen. Ja, ja, so hatte sie ausgesehen, ehe noch Leiden und Krankheit an ihrem Körper gezehrt hatten. Es giebt Menschen, deren Gesicht bald nach erfolgtem Tode einen lächelnden und kindlichen Ausdruck bekommt, eine Verklärung der Todtenmaske — und so war auch ihr Aussehen gewesen, als er durch Thränen in ihr engelgleiches, totenblasses Antlitz gesehen.

Und nun stand sie wieder vor ihm und lebte — lebte — aber als eine Fremde, Unbekannte, die keine Ahnung von dem hatte, was in ihm vorging. Wie kam nun dies alles? War es Zufall, daß der Mann am Lago d'Averno ihn hierher gewiesen? — ein Hohn seines Geschickes oder die Einleitung zu unerhörtem, unfaßbarem Glücke? Wo würde er je die Lösung dieses Rätsels finden? Es giebt vielleicht doch etwas, frug er sich, in der Natur, das nicht gegen ihre Gesetze verstößt und doch unerklärlich bleibt? Ein Überspringen des Zusammenhangs der Dinge um einige der Schranken, welche die Ursache und Wirkung in ihrer gewohnten Folge darstellen.

Er hatte den Abend über keine Aufmerksamkeit für die Bühne, er blickte nur immer nach der Loge, in welcher das junge, bildschöne Geschöpf verweilte, hier und da lächelte und mit den Nachbarn sich unterhielt. Ihn trafen keine oder nur gleichgültige Blicke. Nachher aber war es kein Zufall, sondern seine bestimmte Absicht, daß er bei Schluß der Vorstellung am Ausgang des Theaters sich im Gedränge hart an ihrer Seite befand. Er konnte sich auch nicht enthalten, ihr ein noch hörbares „felice notte" zuzuflüstern. Sein Gruß war nicht unbemerkt geblieben; ein Mann, der neben dem Mädchen ging, wandte sich um und betrachtete ihn mit einem strengen, fast zornigen Blicke. Eine nicht mißzuverstehende Drohung lag in diesen funkelnden Augen. Jetzt erst fiel ihm ein, daß er gewarnt worden war, diejenige anzureden, die Gegenstand seiner sehnlichen Wünsche sein würde. Warum eine solche Warnung? Aber wie sehr richtig war sie!

Eine halbe Stunde später, als er im Café bei seinen Freunden saß, erkundigte er sich nach den Insassen jener Loge. Niemand wußte genaueres anzugeben. An jedem Abend hatte den Platz jemand anderes gemietet, meistens waren es Fremde. In der That fand auch er am zweiten und dritten Tage ganz neue Personen an der Stelle, wo ihm die seltsame Erscheinung begegnet war. Da beschloß er, endlich wieder seinen alten Wirt am Lago d'Averno zu besuchen.

Es zog ihn unwiderstehlich in jenes Haus, worin ihm die ersten rätselhaften Anknüpfungen eines wunderbaren Erlebnisses begegnet waren.

Er kam indes nicht sobald dazu, seinen Vorsatz auszuführen. Das Theater hatte fürs erste seine ganze Neigung gewonnen. Er war ein täglicher Besucher der neuen Lustspiel-, Possen- und Marionetten-Bühne, er widmete seine Neigung auch dem Ballete und ließ sich öfters dort sehen. Seine Freunde lächelten, als sie ihn dazu vermocht hatten, als sie sahen, daß er gerne blieb. Man las auf seinem Gesichte, daß er es nicht bereute, mitgegangen zu sein. Doch es war eine melancholische Freude, die sich in seinen Zügen aussprach; er sagte das auch nachher zu denjenigen, die ihn darum belobten.

„Vergnügen" rief er aus, „ja Vergnügen, wenn Ihr so wollt! Was ist denn alles Vergnügen? eine rosige Schattierung der Trauer! Ja, Trauer empfand ich, als ich diese blühenden jungen Geschöpfe bekränzt und in flatternden Gewanden hervortreten sah, als ich diese bacchantische Musik vernahm, nach deren Weise sie tanzten. Trauer empfand ich, wie nie vorher, über die Vergänglichkeit alles Irdischen, kein Zureden eines Asceten könnte mich mit mehr Wehmut über die Flüchtigkeit der Jugend, der Freude und alles Daseins erfüllen, als es diese Ballet-Abende gethan!"

„Das wird sich ändern," riefen die Gefährten. „Lerne nur erst eines dieser Mädchen kennen; sie werden Dich belehren, daß es ihnen durchaus nicht darum zu thun ist, Jemandem die Freuden des Daseins zu trüben. Wir führen Dich gleich morgen bei einer der hübschesten ein."

Das war nun nicht ganz nach Ellerborns Sinn, doch sagte er: „Ihr habt recht, es ist nun einmal doch der Bann der Trauer durchbrochen, warum soll ich nicht einen Schritt weiter gehen und mich ganz dem Genuß und der Lust am Leben überlassen!"

„Recht so!" riefen alle, ohne die leise Ironie, die sich hinter seinen Worten verbarg, zu bemerken. „Endlich taut er auf" hieß es, „aber nun sing uns auch ein Lied, Du hast ja eine so herrliche Stimme."

„O", riefen einige der anwesenden Italiener, „dieser Herr singt und wir haben ihn noch nie gehört. Wir bitten — —".

Ellerborn sah wohl, daß er, ohne unhöflich und geziert zu erscheinen, nachgeben müsse, sprang auf und begann mit schöner Tenorstimme ein Lied so ergreifend, so bezaubernd zu singen, daß alles hingerissen wurde und die Beifallsbezeugungen kein Ende nehmen wollten. Seinen Freunden leuchtete der Stolz aus den Gesichtern und sie sahen umher, als wollten sie sagen: nun was sagt Ihr dazu, ihr Südländer, giebt es bei uns doch auch Stimmen? — Aber vom andern Ende des Tisches stürmte ein jovial aussehender Mann heran und umarmte den Sänger mit begeisterten Ausrufen.

„Hören Sie", donnerte er auf ihn los, „wir lassen Sie nicht mehr fort von hier — Sie wissen, ich bin Impresario der Oper und biete Ihnen ein Gehalt von 20 000 Franken, wenn Sie bei unserer Bühne ein Engagement annehmen: ich verstehe mich auf Organe und Ihres, davon hab ich mich überzeugt, ist eines der mächtigsten — ich hörte noch nie das hohe C aus voller Brust so rein und so vollkommen. Schlagen Sie ein!"

Ellerborn lachte laut auf. „Das wäre mir ein schöner Sprung von der Klinik auf die Bühne! Was fällt Ihnen ein? Und bin ich denn ein Schauspieler, — wenn ich das nicht bin, nützt mir die schönste Stimme nichts."

„O, das wird sich schon machen", rief der neue Gönner, „Sie nehmen Unterricht ein Vierteljahr und treten dann auf, Sie haben eine schöne Gestalt, ein einnehmendes Äußere, durchaus Feuer in Ihrem ganzen Wesen, und Feuer, mein junger Freund, das ist die Hauptsache, dann lernen Sie leicht auch spielen."

Der junge Mann, in den so gedrungen wurde, sah sich im Kreise seiner Freunde um, ob keiner von ihnen käme und ihn fortzöge, denn er fühlte sich wie berauscht von der Vorstellung einer solchen Wandlung in seinem Geschicke. Aber es rührte sich keiner, sie blickten ihn an, als erwarteten sie nur eine zustimmende Antwort von ihm.

„Wie!" fuhr der Impresario fort, „Sie zögern noch, welche Zukunft steht Ihnen denn in Ihrer ärztlichen Praxis und in Ihrem Vaterlande bevor? Kurz gesagt, ich engagiere Sie mit 30 000 Lire, das werden Sie niemals in Ihrem Vaterlande verdienen. Bedenken Sie ferners: ich eröffne Ihnen die Aussicht, in Neapel bleiben zu können, in der Nähe Ihres geliebten Pompeji — ich eröffne Ihnen die Aussicht auf Abende, wo Sie mit Lorbeer überschüttet, mit Herzogen und den schönsten Damen Italiens speisen werden! Man wird Ihnen huldigen, wie einem Fürsten, wie einem Gotte! Und wenn es Ihnen nicht gefällt, können Sie nach einem

Jahre, nach zwei Jahren wieder zu Ihrer ärztlichen Hantierung zurückkehren. Bedenken Sie sich nicht länger."

„Weshalb eilen Sie so," rief Ellerborn. Der Ernst seiner Wissenschaft, die abwehrenden Stimmen seiner Eltern, die Mißbilligung seiner Landsleute, seiner Lehrer, seiner Kollegen, alles trat lebhaft und mit warnenden strafenden Blicken, einer zürnenden Minerva, gleich vor ihn hin.

„Nein, nein — unmöglich", rief er aus, „aber ich glaube gar nicht, daß es Ihr Ernst ist. Sie wollen nur Ihren Beifall in eine freundliche Form kleiden, reichen Sie mir die Hand, bleiben wir Freunde — aber nichts mehr von dem Versuche, mich . . . ." Und er lachte hell auf.

„Sie beleidigen," entgegnete der Impresario mit Ernst. „Hat Ihnen Gott diese Gabe verliehen, so dürfen, ja sollen Sie einen so großen Vorzug auch zur Freude Ihrer Mitmenschen anwenden und nicht verloren gehen lassen."

„Nun denn," rief Ellerborn ungeduldig und um den Dränger los zu werden, „geben Sie mir Bedenkzeit bis morgen."

„Gut! Sie kommen also im Laufe des morgigen Tages zu mir und wir besprechen das Nähere."

„Morgen, halt! ich habe morgen einen Besuch am Lago d'Averno vor und es ist ungewiß, ob ich bis Abend zurückkehren werde; übermorgen bin ich bereit, Ihnen meinen Entschluß kund zu geben."

„Am Lago d'Averno," rief jemand, „wie romantisch. Er muß noch zuvor einen Besuch in der Unterwelt abstatten, ehe er der Bühne angehören will."

Ellerborn sah den Sprecher mit einem Blick an, der diesen verstummen machte.

„Geh' aber nicht allein, wie Du gewohnt bist," rief ein anderer, „die Umgegend ist nicht geheuer, man hört allerlei von Raubanfällen."

„Um so besser," entgegnete der junge Arzt, „ich habe mir schon längst gewünscht, Bekanntschaft mit den Brigantaggio zu machen, ich bleibe dabei, daß mich niemand begleite."

Er sprach es sehr ernst und bestimmt. Niemand wagte weiter mehr in ihn zu dringen und er selbst war sehr nachdenklich geworden. Ratschläge und Glückwünsche hielt er von sich ab und verließ bald darauf das Lokal.

Auf dem Heimweg bedrängten ihn ganz andere Gedanken, als die waren, in deren Sinn er sich eben noch ausgesprochen hatte. Er bereute so schroff ablehnend gewesen zu sein. „Warum wies ich den Antrag des Impresario so trotzig, so übermütig ab? War es denn etwas Unrechtes, Schmähliches, was er mir zudachte? War es nicht vielmehr ein Wink des Glückes? Bin ich nicht ein rechter, echter deutscher Philister? — Ein gefeierter Künstler zu werden — eine Gunst des Geschickes, worüber Tausende entzückt wären, laß ich mir entgehen, nicht nur entgehen, ich werf' es zurück als etwas tief unter meiner Würde Stehendes. Ich Narr des Glücks!"

Eben war er beim Theatergebäude, wo der Weg ihn vorüberführte, angelangt; der stolze Bau lag still und großartig im Mondlicht unter dem glänzenden Sternenhimmel. Viele glückliche Stunden hatte er darin schon zugebracht, wie oft in den rasenden Beifall eingestimmt, der das Haus durchbrauste, wenn eine der beliebten Opern von Rossini und Bellini gegeben wurde. Wie von einem Tempel des Ruhmes und der Unsterblichkeit sah das Giebelfeld auf ihn hernieder; er beschleunigte seine Schritte, als zöge es ihn der Zukunft entgegen, einer glänzenden, überaus stolzen Zukunft. Zu Hause konnte er lange nicht einschlafen und als es ihm endlich gelang, waren seine Träume nur Fortsetzungen seiner wachen Vorstellungen, Lockungen zu Größe, Ruhm und zum Genuß der Güter, die das Leben bietet. Auch ihr Antlitz erschien ihm, — ach, halb weggewandt und leidend wie immer. —

„Hat man je auf dem Lago d'Averno ein Fahrzeug gesehen? — ich glaube nicht; es scheint, der alte Aberglaube an die böse Gewalt dieser Flut besteht heutzutage noch. — Und wird mir nicht auch jetzt seltsam zu Mut, so, als müßt' ich dort etwas außerordentliches erleben?" — sagte sich Ellerborn, als er sein Frühstück in der Restauration dem Theater gegenüber einnahm. Er beeilte sich, daß nicht einer der Freunde von gestern sich zu ihm gesellte und ihn zu begleiten drohte. Als er dann weiter nach Santa Lucia hinschritt, sah er einen Wagen, der vor einem der großem Hotels hielt, die größtenteils von Amerikanern bewohnt werden. Er glaubte in dem jungen Mädchen, das eben einstieg, die Erscheinung aus der Theaterloge, die Doppelgängerin seiner toten Verlobten wiederzuerkennen. Der Wagen schien bald den Weg nach dem Posilipp zu nehmen, ein Blick, ein Nicken ihres niedlichen Köpfchens erschien ihm wie ein Gruß

und wieder wandten sich seine Gedanken der Verstorbenen zu.

Ein sonderbarer Zufall wollte, daß ihn die Inschrift über einem Gebäude, an dem er vorüberging, auch ganz an die vergangene Zeit erinnerte. Es war ein Hospital und zwar für Gefangene, das vor ihm stand. Er fühlte sich aufgefordert, hineinzugehen; wie ein mahnendes Gewissen an versäumte Pflicht zog es ihn diesen traurigen Räumen zu, die einen so schroffen Gegensatz zu dem brillanten Erlebnisse des gestrigen Abends bildeten. Schwere Verbrecher, Einbrecher, Räuber und Mörder lagen da in den Krankenbetten, die verwegensten derselben mit Ketten und Kugeln um die Füße an die Bettstelle gefesselt. Viele hatten das Fieber, andere lagen betäubt an den Verwundungen, die sie bei ihrer Gefangennahme erhalten hatten — bleiche abgezehrte Gesichter waren es und stiere, stumpfe Blicke sahen ihn an, oft noch durchlodert von den Flammen erlöschender Leidenschaften, und die entfärbten Lippen bebend vor ohnmächtiger Wut oder mit einem häßlichen Zug des Spottes um die Mundwinkel.

Ellerborn fühlte Mitleid mit den Unglücklichen und wandte sich an den Arzt, ob man nicht durch Abnahme der Ketten den gefährlichen Kranken einige Erleichterung verschaffen könnte; auch würde die Heilung der Wunden durch das Anschließen erschwert.

„Allerdings", erwiderte der Arzt, „ich bin auch Ihrer Meinung, aber hier hat nicht nur der Arzt und der fühlende Mensch zu sprechen; wir haben unsere Instruktionen und müssen nach diesen handeln."

Nachdem die beiden Ärzte noch einige wissenschaftliche Ansichten ausgetauscht hatten, verabschiedete sich Ellerborn und verließ, auf's tiefste erschüttert, diese Stätte des Jammers und der Hoffnungslosigkeit, ein Bild aus Dantes Hölle. Aber nur um so stärker kam es ihm zum Bewußtsein, daß er nimmermehr seinem ärztlichen Berufe untreu werden dürfe, wenn auch noch so Verlockendes ihm von anderer Seite geboten würde. — Er hatte keinen Sinn für die Schönheit des Weges, den er ging, keine Teilnahme für die Überreste des Altertums in den berühmten Tempeln Bajäs; keine Lust, heute nochmals die Grotte der Sibylle zu sehen.

Das Wohnhaus seines Gastfreundes aber schien seinen Nachforschungen wirklich entrückt zu sein, er konnte es nicht wieder finden. „Hätte ich doch," dachte er, „wenigstens neulich den Mann um seinen Namen gefragt! Denn von diesen Häusern hier sieht wirklich eins wie das andere aus und alle sind so versteckt in Gebüschen und Rebengewinden, daß es schwer wird, sich zurecht zu finden." Es war aber auch niemand um die Wege, den er hätte fragen können, und die Sonne brannte wieder herab, wie damals, mit einer erdrückenden Glut. Die Läden der Villen waren zugeschlossen, nichts rührte sich, nur an den Mauern, welche die staubige Straße einschlossen, schlüpfte hier und da eine Eidechse hinan und verschwand in einer Spalte oder in den Wurzeln eines Feigenbaumes.

Es schien ihm, als wäre er just wieder da angekommen, wo er sich zuerst befunden hatte, als er seine Nachforschungen begonnen. Er mußte im Kreis herumgegangen sein. Plötzlich standen zwei Männer neben ihm, zwei junge stattliche Männer, es schienen Landleute zu sein in ihrem Sonntagsanzuge, denn sie waren prunkhaft, in ihrer Art elegant gekleidet. Nach einem kurzen Gruße frugen sie ihn sogleich, wer er sei, woher er komme, wohin er wolle — ob er Barschaft bei sich habe.

Ellerborn hätte sie für geheime Polizisten halten mögen, wäre nicht ihr ganzes Gebahren zu bäurisch gewesen. Die Aufdringlichkeit, mit der sie sich an ihn machten, die schlauen, stechenden Blicke, mit denen sie ihn so höhnisch ansahen, waren ihm äußerst unbehaglich; es beunruhigte ihn, daß sie ihn gleich in die Mitte nahmen, wie um seiner gewiß zu sein und ihm jede Aussicht auf Flucht zu benehmen. Sie schienen seine Gedanken zu erraten, denn als wollten sie seiner Unruhe spotten, sagte einer lachend auf den anderen, jüngeren deutend:

„Dieser hier ist ein Brigante."

„Das mögt Ihr einem andern glauben machen", entgegnete Ellerborn und zwang sich zu einem unbefangenen Lachen. „Ihr seid jeder ein Gentiluomo und werdet mir den Weg zum Hause eines Gutsbesitzers zeigen, der den besten Falerner in seinem Keller hat, zu dem ich geladen bin. Leider ist mir sein Name entfallen, aber wenn ich Euch Herren sage, daß er ein würdiger Mann in den fünfziger Jahren von stattlichem Ansehen ist und wie gesagt, den besten Falerner weit und breit hier herum besitzt, so werdet Ihr ihn wohl wissen."

Die beiden sahen sich an und blieben eine Weile stumm; endlich fing der Eine an, indem er nach der Sonne sah:

„Ihr seid zu spät daran, um zu seinem Mittagstische zu kommen, Ihr müßt Euch verirrt haben, um diese Zeit wird Euer Freund bereits seine Siesta halten — was hat Euch aufgehalten und warum macht Ihr den Weg zu Fuß? Seid Ihr so arm? Ihr scheint nicht arm zu sein."

„Was mich aufgehalten hat, das sollt Ihr erfahren," sprach Ellerborn, und ein mutiges Selbstbewußtsein hob die Kraft seiner Stimme. „Ich bin Arzt und habe von meiner Regierung Befehl erhalten, die Spitäler Eures Landes zu besuchen und ihre Einrichtungen zu prüfen. Nun war ich eben in einem, das die Verbrecher, die Räuber und Mörder aufnimmt; o Madonna, was sah ich da! In ihren Ketten waren die Bejammernswerten an ihre Bettstellen angeschmiedet; denkt Euch, von den Leiden der Krankheit schon genug gepeinigt, schon vom unbarmherzigen Tode berührt, sind sie noch in Fesseln, wie die Verdammten in der Hölle! Ich hörte sie stöhnen, denn sie befürchteten mit Recht, die Qualen dieser Welt nur mit jenen der ewigen Verdammnis einzutauschen."

Ellernborn atmete tief auf und beobachtete seine Begleiter; der eine war bei seinen Worten erschrocken um einen Schritt zurückgeprallt, der andere starrte todesblaß zur Erde.

„Ich aber," fuhr er fort, „ich habe gesprochen für die Elenden, ich habe beantragt, daß man sie in ihrer Krankheit wenigstens von den Fesseln befreie, und ich hoffe, daß man auf mein Wort gehört hat, denn ich werde auch noch zum König in dieser Angelegenheit gehen."

„Lassen wir ihn," rief jetzt der eine der Burschen aus, „è un buono Christiano", und rasch bot er ihm die Hand: „Addio, Signor."

Der andere folgte. Beide zogen sich erst langsam zurück und schlugen dann einen Weg ein, der rasch den Blicken entzog.

Ellerborn fühlte ein plötzliches Ermatten; er hatte nicht Furcht empfunden, so lange er diesen Menschen gegenüber stand, die ihm wohl sehr gefährlich waren, das sah er nun ein, aber jetzt überkam ihn doch ein Unbehagen, ein Ermüden in allen Gliedern; er setzte sich auf einen Felsblock am Wege und atmete tief. „Ja," mußte er sich sagen, „dem guten Werke der Barmherzigkeit, der That dieses Morgens dank' ich meine Rettung, vielmehr jener unergründlichen Macht, die mich dazu trieb, jenen Ort der Qualen zu betreten, die mich veranlaßte, ein Wort der Humanität für die Gefangenen zu sprechen."

„Und wem", dachte er weiter, „dank' ich die erste Anregung zu diesem Schritte? O, nicht unergründlich, nicht unerforschlich sind die bewegenden Gründe unseres Thuns, die letzten Motoren unserer Entschlüsse. Alle Fäden des Gewebes vereinigen sich in dem Einfluß, den ein geliebtes Wesen auf uns ausübt."

Aus der Ferne hörte man das Rollen eines Wagens; der Träumer sprang auf und eilte nach dem Gipfel der kleinen Anhöhe, über die der Wagen heraufkommen mußte. Seine Vermutung erwies sich als richtig; die Fremde, dieselbe, die er vor dem amerikanischen Hotel hatte einsteigen sehen, kam des Weges herauf. Sie hatte das Gefährt verlassen und ging einige Schritte voraus. Zwei verschleierte Damen in schwarzem Anzuge hatten ihre Plätze darin behalten und unterhielten sich mit ihr, die bald nebenher, bald wieder vorausging. Sie hielt einen Olivenzweig in der Hand und fächelte damit scherzend sich und jenen Kühlung zu.

Ellerborn dachte an das, was ihm eben begegnet war und glaubte, diesen Frauen könne die Gefahr drohen, der er selbst soeben entgangen war. Er eilte auf das Mädchen zu und sprach:

„Fräulein, verzeihen Sie einem Unbekannten, der es wagt, sich Ihnen so unversehens zu nahen, es geschieht um Ihrer Sicherheit willen. Sie scheinen mir in Gefahr zu sein, die Gegend ist berüchtigt, gestatten Sie, daß ich Ihnen meinen Schutz anbiete."

„Ich danke," war die Antwort, „aber Ihre Befürchtungen sind wohl unbegründet, wenigstens in Neapel hat man uns gesagt, daß wir ganz unbehelligt diesen kleinen Ausflug an den Lago d'Averno unternehmen können."

„Sie sind Engländerinnen?"

„Amerikanerinnen."

„Ungeachtet der Zusicherung Ihres Hotelbesitzers wag' ich es dennoch nochmals, Ihnen meine Begleitung anzubieten. Mir ist kurz vorher begegnet, was ich Ihnen nicht wünschen möchte zu erleben, wovor ich Sie bewahren möchte, ja bewahren und schützen und wär' es," fügte er leidenschaftlich hinzu, „mit Gefahr meines eigenen Lebens."

Solche Worte verfehlten ihres Eindrucks nicht. Die Amerikanerin sah ihn vertrauter an und fragte:

„Sind Sie bewaffnet, mein Herr?"

„Ja, und wenn es zu einem Überfalle kommen

sollte, zweifeln Sie nicht an der Macht meines Schutzes. Ich werde Sie zu verteidigen wissen — und um so mehr, als ich meine Rettung aus den Händen der Briganten wenige Minuten vorher — Ihnen, ja Ihnen zu verdanken habe."

„Das lautet seltsam — ich weiß nichts davon — aber ich verstehe: unser Hierherkommen war bereits ausgekundschaftet und den Räubern schienen reiche, allein reisende Damen eine willkommenere Beute als ein junger Tourist, der sich jedenfalls nicht so leicht würde ausplündern lassen."

„Sie mögen Recht haben," erwiderte Ellerborn zögernd, „doch dies ist nicht die Ursache, an die ich eben dachte. Mein Grund lautet mysteriöser und ist dennoch wahrscheinlicher, ja der allein richtige."

Während ihrer Unterredung waren der junge Arzt und die Amerikanerin etwas zurückgeblieben, ein gegenseitiges Wohlgefallen heftete sich an ihre Schritte. Der Kutscher war indes mit seinem Gespann auf der Höhe angelangt und hielt im Schatten der Cypressengruppe.

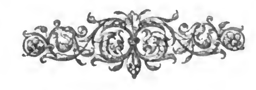
„Ich bitte, sagen sie meinen Verwandten, wenn wir zu ihnen kommen, nichts von der Gefahr; die beiden Damen sind leidend und der Schrecken, in den sie verfallen würden, könnte von den betrübensten Folgen sein. Und nun erzählen Sie, auf welche Weise ich, die ich Sie nie gesehen habe, Ihre Retterin sein konnte. Wir haben noch einige Minuten Zeit, bis wir zu den Wagen gelangen, der jetzt still hält, wie ich bemerke; meine Begleiterinnen besehen sich die Gegend und Tante Betty hat ihr Skizzenbuch hervorgeholt."

Kühn geworden durch dieses Entgegenkommen ergriff Ellerborn die Hand der schönen Amerikanerin, die sie ihm schüchtern und langsam entzog, und begann:

„Ich bin ein Deutscher und Arzt und war in meinem Vaterland verlobt mit einem ebenso schönen als tugendreichen Mädchen. Meine Braut starb und ich kam nach ihrem Tode hierher, zum Teil in Aufträgen, die meinen Beruf angehen, zum Teil in der Absicht, mich wieder zur Thätigkeit und Pflichterfüllung zu stärken. Sie, mein Fräulein, sind das Ebenbild der geliebten Verstorbenen — erschrecken Sie nicht, daß ich es ausspreche, alles haben Sie von ihr, die himmlische Milde des Antlitzes, ihre anmutige Haltung, ihre herzgewinnende Stimme — und — hören Sie, wie wunderbar! — durch ein unaufgeklärtes Begebnis wurde mir vorhergesagt, daß ich Sie finden, im Theater sehen würde, die Prophezeihung traf ein, ich sah Sie, und —"

Er hält inne, ein Ach aus tiefster Seele kam über die Lippen des Mädchens.

(Schluß folgt.)



Neue Lebensfahrt.

Fünfundzwanzig Jahre sind's,
Seit ich diesen Weg gezogen;
Stürmend in des Lebens Wogen
Unter'm Hauch des Jugendwinds.
Wie auch hold sich krümmt das Thal,
Endlos schien mein Weg gebreitet;
Von der Freundschaft Glück begleitet
Und von süßer Liebesqual.

Wieder kam ich oft und gern,
Durch dies felsige Thal zu wandern;
Bald mit gleichen, bald mit andern,
Immer hoch der Jugend Stern.
Warum stockt mir heut der Fuß?
Warum drückt mich diese Schwere?
Warum starrt mein Blick ins Leere,
Wie bei nächtigem Geistergruß?

Lautlos wandelt's dort heran,
Folgt, sich sammelnd, meinen Schritten.
Eine Greisin in der Mitten,
Jüngling, Mädchen, Weib und Mann.
Wohlbekannt die ganze Schar,
Nun mit abgestorb'nen Wangen:
Die hier einst mit mir gegangen,
Als die Welt noch unser war.

Folgt ihr nun mit totem Blick
Dem, der noch lebendig schreitet?
Du, der mich so treu begleitet?
Du, mein süß verschwiegnes Glück?
Jüngling, Du, der viel versprach,
Freundin, Du, die muttergleiche?
Und der Knabe dort, der bleiche,
Den der Sturm am Morgen brach?

Und nun wandr' ich hier allein,
Nur die Toten folgen leise.
Ach! Ist das des Lebens Reise? —
Schauer rinnt durch mein Gebein.
Mir gefriert des Lebens Lust,
Meiner Augen Wimpern sinken,
Und die Thränen, die sie trinken,
Füllen heiß die schwere Brust.

Doch, was lockt so süß, so lind?
Öffnet mir die feuchten Lider?
Mit Libellen-Duftgefieder
Schwebst Du, holdes Sonnenkind?
Rose, die die Knospe brach,
Falter, den die Flügel heben:
Ja, Du bist es, holdes Leben!
Und Du winkst mir: Folge nach!

Ja, Du bist's! mit Leid und Glück
Sonnig schönste der Gestalten!
Wendest noch, wie festgehalten,
Schräg gesenkt das Haupt zurück.
Ja, das ist Dein Angesicht,
D'raus die Augen groß, die blauen,
So verschleiert fragend schauen;
Und sie fragen: Folgst Du nicht?

Und zurück, die Straß' entlang,
Blick' ich nach den bleichen Schatten.
Doch die mich begleitet hatten,
Sind verweht, wie Klaggesang.
Und sie winkt: so folge Du!
Und auf jugendfrohem Flügel
Schwebt sie über Thal und Hügel
Mir vorauf der Ferne zu.

Adolf Wilbrandt.

Nebukadnezar.

Daniel, Kap. 4.

Ein Garten rings das Land! Das Horn des Überflusses
Verschwend'risch ladet es zur Fülle des Genusses
Zu ew'gen Feiertagen ein,
Der Acker wogt in Gold, und feiste Herden drängen
Durch Obstgelände sich an saft'gen Wiesenhängen,
Und jede Kelter trieft von Wein.

Gen Himmel ragt die Stadt mit Tempeln und Palästen
Und hundertsprachig summt von Bürgern und von Gästen
Der Hafen und der Markt, und in Bazaren blinkt
Was Ophir's Strand erzeugt, was Tyrus Küsten sandten,
Was aus dem Inderland fortschleppten Elefanten
Und Chinas Karawane bringt.

O Fürst, Du bannst das Glück an Deinen Herrscherwagen,
Den Kranz in jeder Schlacht hast Du davon getragen,
Dein Scepter schlägt den Quell aus totem Felsgestein.
Du rufst und Manna fällt, Du redest, da gesunden
Die Fieberkranken, da verharschen Brand und Wunden,
Du mußt der Götterliebling sein . . .

Es nachtet, das Gewühl der Gassen mag verschnaufen,
Nur Hunde kratzen noch mit Gier an Kehrichthaufen
Und streifen schnopernd um den trägen Gossenlauf;
Was aber schleicht geduckt im Schatten wie ein lungernd
Gespenst dort von der Burg zum Markt und stöbert hungernd
Abfall von Kraut und Früchten auf?

Ein Hermelin verhüllt die abgezehrten Glieder,
Aus wüsten Locken hängt die Königsbinde nieder,
Und in den Augen flammt des Wahnsinns irre Glut.
O sieh nun wie der Zahn, gräßlichen Fraß zu nagen,
In faulen Blättern wühlt, an Wegwurf mit Behagen
Des Hungers nun sich gütlich thut!

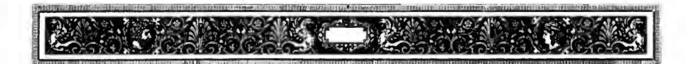
Von hundert Schüsseln wallt der Duft im Speisesaale,
Umsonst, umsonst erglüht der Wein im Goldpokale,
Mit Tollheit blendet ihn ein Gott;
Sein Ekel ist der Schenk; der Truchseß ist sein Grausen;
Er flieht und hungert, bis, wo die Harpyien hausen,
Er Atzung sucht im Gassenkot.

Mit Hunden reißt er dort sich um die üble Beute,
Und aus den Schenken lärmt, noch roher als die Meute,
Ein trunkner Schwarm, der nicht sein Königsantlitz kennt,
Mit Steinwurf und mit Schimpf den tollen Mann mißhandelt; —
O fühl's, warum er scheu so tief im Dunkeln wandelt,
Warum so heiß die Wang' ihm brennt.

Längst heilte ja das Grab die unerhörten Schmerzen;
Allein die Not gebeut dem liebegroßen Herzen,
Daß es zum Leben sich verdammt:
„In Deinen Händen ruht das ganze Glück der Deinen,
Harr' aus und trage! — Sieh im Ost das Frührot scheinen
Und geh' an Dein erhab'nes Amt!“

„Im Bade spül' hinweg die Spur der Nacht und winde
Um Dein gesalbtes Haupt die reine Königsbinde,
Schon drängt das Volk, Dich auf dem Thron zu sehn;
Du bannst des Reiches Glück an Deinen Herrscherwagen,
Den Kranz in jeder Schlacht hast Du davon getragen,
Und niemand kann ins Herz Dir späh'n!“

A. Fitger.



Die kleine Odyssee.

Eine Seegeschichte von **Heinrich Kruse**.

Vorbemerkung. Die neueste Dichtung Heinrich Kruse's, welche wir hiermit unseren Lesern vorlegen, ist denselben bereits vor Jahresfrist (Band III, Heft 2 vom 15. Oktober 1887) vom Verfasser in Aussicht gestellt worden. Als er damals die Humoreske „Schülerstreiche“ in unserer Zeitschrift veröffentlichte, bemerkte er, daß dieselbe, obwohl völlig in sich abgeschlossen, doch zugleich den Vorgesang einer größeren Dichtung „Die kleine Odyssee“ bilde, mit deren Vollendung er eben beschäftigt sei. Über den Plan dieser Dichtung hat er sich damals u. a. wie folgt ausgesprochen:

„Als ich noch Gymnasiallehrer war, hatte ich einen Kollegen, der in seiner Jugend auf See gefahren war. Da die Mannschaft von ihm begehrte, er solle etwas erzählen, und sein Vorrat an Geschichten bald erschöpft war, kam er auf den glücklichen Gedanken, den Leuten den Homer zu erzählen, so weit er sich des trojanischen Krieges und der Abenteuer des Odysseus erinnerte, und fand das dankbarste Publikum. Warum das, was sich wirklich begeben hat, nicht dichterisch ausführen? Mit dieser Absicht habe ich mich immer getragen und sie in meiner gegenwärtigen Muße endlich ausgeführt. Ich habe mir dabei selbstverständlich manche Freiheit gestattet. Es gewährt einen eigenen Reiz, mit Homer und Vergil, da man es im ganzen nicht kann, im einzelnen zu wetteifern. Und die Bemerkungen des Schiffsvolks dienen dazu, den Ernst mit Humor zu würzen.“

Es freut uns, jenem Vorgesange, welcher berichtet, wie der Schiffsjunge Heinrich, der auf der lateinischen Schule gewesen, dazu kommt, seinen Genossen auf der Stralsunder Brigg Albrecht Friedrich die Schicksale des Odysseus zu erzählen, nun die Dichtung selbst folgen zu lassen. Sie besteht aus neun Gesängen. D. Red.

Paris und Helena.

Also es war mal ein König, der Agamemnon geheißen.
„Hm, das war wohl ein Türke?“ so ließ Claus Babbe sich hören.
Warum, fragt' ich, ein Türke? „Ja“ sagt er, „im Hafen von Smyrna
Halt' ich einmal ein wenig gelärmt, und 'nen Derwisch am Barte
Etwas gezupft, da faßten mich gleich die Kawassen und schleppten
In das Gefängnis mich weg. Nackt waren die Wände, der Boden
Eben so nackt, doch schlief ich darauf, wie im Schoße der Houris,
Denn ich mußt' ausschlafen den Rausch, mehr wollt' ich ja gar nicht!
Aber am andern Morgen da hieß es: „Nun kommst Du zum Aga.“
Und so ward ich gebracht vor den Aga Mustapha. Stolz saß
Auf dem Polster er da und kreuzte die Beine. Er fragte
Voller Würde mich so: „Christ, sage mir, was Du gethan hast.“
„Wenn ich das wüßte!“ so gab kleinlaut ich dem Aga zur Antwort,
Doch die Kawassen bezeugten und fünf mißhandelte Türken,
Daß ich um mich gehauen und Imam geprügelt und Derwisch.
Federlesens zu machen ist nicht die Gewohnheit des Agas,
Sondern er winkt', und es legten die Diener mich platt auf den Boden,
Und so belehrten sie mich, was Bastonade bedeutet.
Niemals haben die Sohlen der Füße gebrannt mir, wie damals,
Als ich vom Aga kam. Und solch ein Aga war auch wohl
Aga Memnon?“ Da mußt' ich lachen. Er war nicht ein Aga,
Sondern ein griechischer König, der mächtigste unter den Fürsten,
Welche nach Asien zogen, um Priamus Stadt zu zerstören.
Atreus' Sohn, Agamemnon, war König von Argos und streckte
Weit sein Scepter hinaus, auch über die Inseln der Küste.
Atreus' anderer Sohn, der streitbare Held Menelaus,
War Lacedaemons König, im fruchtbaren Thal des Eurotas.
Reich war dieser an Gold und Schätzen, als kostbarster Schatz galt
Aber sein Weib, für das schönste berühmt im Lande der Griechen
Und, als kaum sie gereift zur Hochzeit und zur Vermählung,
Kamen die Fürsten in Scharen herbei zum Hofe des Vaters,

Die um Helenas Hand um die Wette sich eifrig bewarben.
Und Tyndareus wurde besorgt vor den mächtigen Freiern,
Wenn er sich einen zum Eidam erwählt, daß nicht die Verschmähten
Zürnten auf den, der die Braut heimführte und auch auf ihn selber;
Darum ließ er sie schwören, sich nicht an dem Eidam zu rächen,
Sondern vereint ihn zu schützen, wenn jemand ihm Helena raube.
Als sie geleistet den Schwur dem Tyndareus, wählt' er den reichsten,
Wie bis zum heutigen Tag bei den Vätern es Sitte geblieben.
Menelaus war ältlich bereits und ließ er der Gattin
Auch an nichts es gebrechen, so liebt' er doch sehr schon die Ruhe
Und die Bequemlichkeit, so daß ich nicht gut dafür sage,
Daß von den Freiern er auch für die Tochter der liebste gewesen.
Nun kam einst ein Prinz aus Asien an zum Besuche,
Paris, des Priamus Sohn, des mächtigen Königs von Troja —"

„Halte das Maul, Claus Babbe," so rief jetzt einer der Mannschaft.
Nun, was giebt's da? so fragt ich. „O, Claus hat stets die Gewohnheit,
Laut vor sich hin zu sprechen. Ich weiß nicht, was er schon wieder
Über den Paris brummt in den Bart und die Helena." Boolsmann,
Sagt, was habt Ihr denn, Freund, daß Ihr mit dem Kopfe so schüttelt?
„All mein Lebtag hat man sonst doch Heléna gesprochen,
Und Paris, so sagt doch ein jeder. Was soll denn das heißen,
Daß Du Páris sagst und Hélena?" brummte der alte
Ehrliche Claus. Ich sagte: Das ist nun die Mode, die neuste,
Und man muß mitmachen die Moden. — Wir sprachen von Paris.
Paris war jung und schön und Venus hatt' ihm versprochen,
Ihm zum Lohne zu geben das schönste der irdischen Weiber.
„Und wofür denn zum Lohne?" so fragten mich meine Matrosen.
Wenn Ihr verlangt, es zu wissen, so muß ich es, sagt' ich, erzählen,
Ob es mich gleich ein wenig geniert. Da lachten sie herzlich:
„Junge, Du siehst auch aus, als könntest Du blöd und verschämt sein.
Nun, das verspricht etwas! Erzähle nur dreist." Und ich sagte:
Paris war unter den Söhnen des Königs von Troja der schönste,
Der auf des Idas Höhen die Herden des Priamus weidend
Saß nachlässig gelehnt an den Felsblock und auf der Flöte
Blies ein liebliches Lied, die Pan aus dem Rohr geschnitten. —
Siehe, da kamen zum Hirten, der schlank wie Mercur auf dem Stein saß,
Strahlend im Morgenlicht drei hohe Gestalten geschritten,
Juno, die stolze Gemahlin des Herrschers im Donnergewölk Zeus,
Pallas Athene, die Göttin der Weisheit, die mit dem Helme
Wird und mit Schild und mit Lanze gebildet. „Ja, auf der Medaille,
Die ich in Quarta bekam," so sprach Fritz Runge, „da steht sie
Also kriegerisch da. Allein was hat denn die Weisheit,
Frag' ich, zu schaffen mit Krieg?" Claus Babbe sagte: „Ich soll nicht
Unterbrechen, mein Mund ist zu grob. Fritz Runge, der Feine,
Der darf schwatzen, so viel er nur will. Ihm hängt aus der Tasche
Sein ostindisches Tuch als hinten getragener Orden."
Und wir lachten vergnügt, indes Fritz Runge den Zipfel,
Sein ostindisches Tuch in die Tasche des Rockes versteckte.
Endlich fuhr ich denn fort: Fritz Runge, so sprach ich, ich weiß nicht,
Welches der Grund sein mag, daß die Göttin der Weisheit man immer
Kriegerisch bildet, vielleicht, weil stets die Gelehrten in Streit sind,
Und so streiten sie auch und zanken, wo Troja gestanden.
‚Hüben'! sagen die einen und: ‚Drüben' sagen die andern,
Ein trojanischer Krieg ist darüber entbrannt bei den Herren,
Der nun länger bereits als nur zehn Jahre geführt wird.
Neben der Juno und Pallas, die auch Minerva genannt wird,

Beide gehobenen Haupt's, ging Venus mit lieblichem Lächeln
Senkend die Stirne, mit sanfterm Schritt, nachfolgend den andern.
Paris erhob sich erstaunt und sprach: „Ihr göttlichen Frauen,
Denn ich weiß, Ihr seid nicht sterbliche Weiber, und kenn' Euch,
Weshalb beehrt mich Euer Besuch? Sagt, was Ihr begehret."
Juno führte das Wort: „Wir kommen von Peleus' und Thetis'
Hochzeitsfest, wo die Götter und Göttinnen alle versammelt
Waren des hohen Olymps. Nur Eris wurde vergessen
Einzuladen. Es ward ein goldener Apfel von ihrer
Hand in die Halle geworfen und hatte „Der Schönsten!" zur Inschrift.
Als nun ein Streit sich erhob, wer unter den Göttinnen hätte
Anspruch wohl auf den Preis, sprach also der Ordner der Welt Zeus:
„Über die schönste der Frauen entscheide der schönste der Männer,
Paris, des Priamus Sohn. Er sitzt auf des quellenreichen
Idas Gipfel und hütet die weidenden Herden des Vaters."
„Darum sind wir gekommen, damit Du entscheidest und richtest,
Welche die schönste von uns, und hier ist der goldene Apfel."
Paris, des Priamus Sohn, sprach drauf die verständigen Worte:
„Soll ich über die Leibesgestalt und die Formen der Glieder
Mich entscheiden und richten, so muß ich Euch sehen." — „Du siehst uns." —
„Nein! Ihr Göttinnen seid in Schmuck und Kleidern erschienen;
Aber im Diadem, in Schild und Lanze, und selbst in
Eurem gestickten Gewand, wodurch kaum schimmern die Glieder,
Steckt doch die Schönheit nicht, worüber Ihr wollt, daß ich richte!
Legt die Gewänder d'rum ab, damit ich Euch nackend erblicke."
Schamhaft zögerten noch die Göttinnen; aber der Hirte
Sprach: „Wir sind allein auf der einsamen Höhe des Ida,
Zieht Euch aus; wer sich weigert, vertraut nicht den eigenen Reizen;
Wie man sich badet im Meer, so badet Euch jetzt in den Lüften
Dieses Frühlingsmorgens." Die Göttinnen legten das Kleid ab.
Paris war wie geblendet vom göttlichen Reize der Leiber
Und nachdem er darin zur Genüge geschwelgt, so versetzt er:
„Eine Statue muß man von allen Seiten betrachten,
Darf ich bitten, so drehet Euch um!" Sie thaten es schweigend.
„Ah!" so rief er entzückt von der Wölbung des Nackens und Rückens,
Und nachdem er sich lange vom Knoten des Haars auf dem Scheitel,
Bis zu den Knöcheln herunter die Glieder beschaut und verglichen,
That er den richtenden Spruch: „Ihr seid von vorne betrachtet,
Göttinnen, ganz Euch gleich an Wohlgestalt und an Reizen,
Aber vom Rücken gesehen, erringet sich Venus den Vorrang.
Üppiger scheint sie an Wuchs und die hintere Rundung ist schöner."
Ja, Ihr lachet; doch wurde bereits von den Griechen die Venus
Kallipygos genannt. „Was heißt das?" fragten mich alle.
Nun — wie soll ich es nur Euch verdeutlichen? Die Venus mit schönem —
Sagen wir: Spiegel. Da lachten sie alle unbändig. Ich konnte
Kaum noch weiter erzählen. So reichte der Göttin der Liebe
Paris den goldenen Apfel und sie zum Danke versprach ihm,
Daß sie die schönste der Frauen verschaffen ihm wolle zur Gattin.
Das war Helena, wie Ihr schon wißt. Und er schiffte nach Sparta —
Aber ich konnte nicht mehr fortfahren in meinem Erzählen,
Immer von Neuem erscholl und ließ sich gar nicht ersticken
Unter der Mannschaft Gelächter von wegen der „hinteren Rundung";
Wahrlich der lustigste Witz von Voltaire oder von Heine,
Wurde so sehr nicht belacht, wie meine gerundete Wendung.

Seitdem wurde nun Paris der Liebling der Göttin der Liebe,
Und sie blieb ihm dem Dank für den goldenen Apfel nicht schuldig.

Paris kam im Geleite der Venus zur Küste von Sparta
Im vielrudrigen Schiff und er strahlte von Gold und von Purpur,
Heller noch strahlten die leuchtenden Augen des bräunlichen Hirten
Und sein schwarzes Gelöck, das unter der phrygischen Mütze
Üppig und gleichend den Schlingen der edelen Reben hervorquoll.
Menelaus empfing mit Ehren und Freuden den jungen
Sohn des Königs von Troja, mit dem er durch Freundschaft verbunden.
Und er bewirtete ihn drei Tage mit Opfern und Festschmaus,
Aber am vierten begann Menelaus zu Paris und sagte:
„Längst schon sollt' ich in Pylus sein, wo Nestor, der Alte,
Mir ein schönes Gespann aufzieht windfüßiger Renner.
Darum, Fremdling, verzeih, wenn ich hier Dich lasse und reise,
Tags magst Du Dich ergötzen mit Jagd auf Eber und Wölfe
Auf des Taygetus Höh'n, wo Megapenthes, mein Sohn, Dir
Zeiget die Fährten des Wildes; am Abend mag Dich erfreuen
Harfenspiel und Gesang, worauf mein Weib sich verstehet,
Ich pfleg' einzuschlafen dabei, vom Jagen ermüdet.
Wiederzukommen gedenk' ich in sechs und höchstens in sieben
Tagen bereits.“ So sprach arglos beim Scheiden der König,
Stieg auf den Wagen und winkte zurück nach der weinenden Gattin
Und bald schüttelten fleißig das Joch vor dem Wagen die Mäuler.
Paris kam sehr zeilig zurück von der Jagd auf den Bergen,
Und gleich scholl's in der Burg vom Gesang und Saiten und Reigen.
Helena wußte zuweilen die dienenden Frauen zu entfernen,
Um allein mit Paris zu sein, für den sie erglühte.
Wie auf dem nämlichen Ast zwei Turteltauben sich schnäbeln,
Zärtlich ruchend, so hatten die Beiden sich eben umschlungen,
Als man Geräusch auf dem Gange vernimmt und der König hereintritt.
Kaum noch hatte das Pärchen die Zeit auseinander zu fliegen.
Nämlich er war, Menelaus, gar nicht bis nach Elis gekommen,
Denn da der König so lange gesäumt, so hatt' ihm der Gastfreund
Hengst und Stuten entgegen geschickt mit den eigenen Knechten
Und auf der Mitte des Wegs schon hatt' er getroffen die Sendung.
„Unverhofft kommt oft!“ So sprach einsilbig und barsch er.
Helena lief auf ihn zu mit ihrem gewinnendsten Lächeln,
Ihn zu begrüßen mit Lippen, noch warm vom Kusse des andern;
Denn so sind sie, die Frauen. „Ja wohl!“ rief alles, „so sind sie!“
Denn ein bißchen die Frau'n zu verlästern, ergötzet die Männer.
„O wie freut es mich, Schatz, daß Du früher nach Sparta zurückkommst.
Lang ward hier mir die Zeit und ich zählte die Tage der Rückkehr.
Hättest Du nicht mir gesagt und aufgetragen, ich sollte
Unserm trojanischen Gaste die Zeit zu vertreiben versuchen“ —
„Sage, was triebt Ihr da eben?“ so sprach stirnrunzelnd der König.
„Wir — wir wollten uns eben,“ so sprach sie verlegen und stockend,
„Nur einüben den Tanz, der am neulichen Feste getanzt ward
Und uns allen gefiel. Er geht nach der lydischen Weise —
So!“ — Und sie wollt' ihm schon vortanzen mit zierlicher Anmut,
Aber der König, den Rücken ihr dreh'nd, zog schweigend und finster
Schon sich zurück, als wollt' er die Rache verschieben auf morgen.
Groß war nun die Bestürzung des Paars; sie berieten sich heimlich
Und sie beschlossen, sofort in der nämlichen Nacht noch zu flüchten.
Gold- und Silbergerät und Schmuck und köstliche Kleider
Wurden geschafft auf das Schiff und die schönste der griechischen Frauen
Über den Bord von Paris gehoben als köstlichstes Kleinod.
Hurtig stießen die Ruderer ab und holten mit Macht aus,
Tief einsenkend die Riemen und selbst als ein günstiger Fahrwind
Schwellte die Segel bereits nachhelfend dem Schiff noch mit Rudern.

Als nun Eos im Rosengewand aus den Fluten emporstieg,
Schwamm schon mitten im Meere die schicksalschwangere Barke
Steuernd nach Troja den Lauf, das der Helena Hochzeitsfackel
War in Brand zu stecken bestimmt und in Asche zu legen.
Doch wer beschreibt indessen den Zorn des Atriden zu Hause?
Schlaflos hatt' er sich lange gewälzt vor Rachegedanken
Und war spät entschlummert, als früh ihn weckte die Meldung,
Helena sei entfloh'n mit Paris, ihrem Verführer,
Und mit den kostbarsten Schätzen. Er machte sich ohne Verzug auf,
Um die erlittene Schmach Agamemnon, dem Bruder, zu klagen.
Groß war dessen Entrüstung; so waren auch sämtliche Fürsten,
Durch den tyndarischen Eid Menelaus zu schützen verpflichtet,
Höchlich erzürnt und beschlossen, zunächst nach dem König von Troja
Abzuschicken Gesandte, damit er die Helena wieder
Gäbe heraus und den sämtlichen Raub. Doch Helenas Zauber
Hatt' inzwischen auch Priamus schon und die übrigen Troer
Ganz umstrickt. Sie weigerten sich, sie mit den Gesandten
Wieder nach Hause zu schicken und Priamus sprach zu den Männern:
„Helena ward nicht geraubt; sie ist freiwillig gegangen
Will sie Euch folgen, nun wohl, uns ziemt es nicht, sie zu zwingen!"
Als mit solchem Bescheid zurückgekehrt die Gesandten,
Fühlten die griechischen Fürsten sich bitter gekränkt und es war jetzt
Nicht zum ersten Mal, daß Asien hatte gefrevelt
An dem hellenischen Land, und ein Kriegszug wurde beschlossen.
Rings durch Hellas reiste, begleitet vom klugen Odysseus,
Dem aus dem Munde flogen die Worte, wie wirbelnde Flocken
Menelaus umher, um die Herrscher zum Kriege zu werben.
Auch Achilles ward durch die List des Odysseus gewonnen,
Peleus göttlicher Sohn, und der tapferste aller Hellenen.
Thetis, die Göttin des Meeres, die dem sterblichen Manne gesellt war,
Kannte den Schicksalspruch, daß ihr Sohn Achilles, ihr Liebling,
Wenn er zog in den Krieg nach Troja, ewigen Ruhm zwar
Werd' erringen, doch sterben schon früh, in der Blüte der Jugend.
Darum brachte die zärtliche Mutter den Knaben nach Skyros,
Zum Lycomedes, im Mädchenkleid mit den Töchtern des Königs
Aufzuwachsen und nicht an Krieg und Waffen zu denken.
Aber Odysseus kam mit weiblichem Schmuck und mit Kleidern,
Legte sie aus auf dem Tisch, für weibliche Augen verlockend,
Aber er legte daneben auch Helm und glänzende Waffen.
Als nun die Töchterschar, Achilles darunter, hereintrat,
Ließ er mit schmetterndem Schall urplötzlich Trompeten erklingen.
Siehe, da stürzte der Jüngling entzückt auf die krieg'rischen Waffen,
Warf sein saumnachschleppendes Kleid zur Seite verächtlich,
Legte die Rüstung sich an und rief: „Ich ziehe nach Troja!"
Also rüsteten sich die sämtlichen Fürsten zum Kriege.
Mannschaft strömte zusammen und Waffen und Schiffe und Vorrat.
Und so vereinigt sich denn die Flotte am Strande von Aulis,
Aber es wurde die Fahrt durch Stille der Winde verzögert.
Calchas, der Priester und Seher im Heere, befragte die Opfer,
Und er verkündete dann: Agamemnon, der Hirte der Völker,
Hätte die Göttin Diana beleidigt und eher nicht würde
Jetzt aufspringen ein günstiger Wind für die harrende Flotte,
Bis Agamemnon, damit er die zürnende Göttin versöhne,
Hätte zu ihrem Altar als blutiges Opfer die eigene
Blühende Tochter geführt, Iphigenia. Schaudernd im Herzen
Hört es der Vater und sprach: „Niemals ist den Königen Gutes
Noch vom Priester gekommen!" Und nickend bekräftigte Runge:

„König und Priester," so sprach der politisch gebildete Kunze,
„Haben von jeher sich so schlecht zusammen vertragen
Wie — nun wie zwei Hunde, die nagen am selbigen Knochen.
Als anständiger Mann geh' ich mitunter zur Kirche,
Doch mehr darf man von mir nicht verlangen, ich hasse die Bonzen,
Bismarck mag nach Canossa geh'n, ich gehe dahin nicht! —"
Aber das ist ja zu hoch für gewöhnliche Leute, wie wir sind,
Bitte darum recht sehr, mich weiter erzählen zu lassen. —
Agamemnon konnte die Nacht im Zelte nicht schlafen.
„Wie? Ich soll mein eigenes Kind, das kaum noch zur Jungfrau
Schuldlos aufgeblüht, hinschlachten als Opfer, damit sie
Sühne mein eig'nes Vergeh'n? Nur nach schuldigem Blute verlangt Ihr,
Himmlische Götter, doch sonst. Muß dies nicht Priesterbetrug sein?"
Wenn er sich aber gewälzt auf die andere Seite, so fielen
Fürsten und Völker der Griechen ihm ein. „Wie werden sie murren.
Wozu haben wir Haus und Heimat verlassen, Atriden?
Eurethalb! Und nun weigert Ihr Euch ein Opfer zu bringen,
Um zu erretten das sämtliche Heer der vereinigten Griechen?
Ja, so werden sie sagen! Und nicht, so däucht mir, mit Unrecht.
Müssen wir Fürsten nicht oft unterdrücken die eig'ne Empfindung,
Wenn es das Staatswohl heischt?" So sprach Agamemnon in Aulis
Und so pflegen noch heutigen Tags zu reden die Fürsten.
Was bei dem einzelnen Manne wir alle verdammen als Selbstsucht
Wird Staatswohl von den Fürsten genannt und Opfer und Tugend.
„Und was würd' aus mir selbst?" So dachte dann weiter der König.
Darf ich nicht auch mein eigenes Wohl ein wenig bedenken?
Soll ich den Scepter der Macht und die Führung des Heeres verlieren,
Soll nicht Troja zerstören und ewigen Ruhm mir erwerben?"
Wenn so glaubte der König, er sei zum Entschlusse gekommen,
Wurde das Herz ihm schwer, sobald er der Gattin gedachte:
„Klytaemnestra! Ich kann unmöglich die Wahrheit ihr schreiben
Eher noch läßt sich die Löwin ihr Junges entreißen, als daß sie
Ließ hinschlachten das Kind am Altar, ihr jüngstes und liebstes.
Nein, Iphigenia muß, so werd' ich schreiben, nach Aulis
Kommen, um Hochzeit hier mit dem tapfern Achilles zu halten."
Und Iphigenia kam und bräutlich geschmückt am Altare
Stand sie da, wie ein Opfertier mit Kränzen behangen,
Calchas zückte bereits, um sie hinzuschlachten, das Messer,
Als sich Diana erbarmte. Sie hüllte in Wolken die Jungfrau
Über das Meer sie entführend nach Tauris im scythischen Lande,
Wo sie die Priesterin ward der im Jagdschritt eilenden Göttin
Und bald fuhr mit günstigem Wind auf dem Meere die Flotte.

(Die weiteren acht Gesänge folgen.)

Nur Eins!

Nur Eins noch lernt' ich nicht im langen Leben:
Dankbar zu sein auch für erlosch'ne Liebe.
Hat sie nicht schwindend mir im Weltgetriebe
Weit mehr geraubt, als sie mir je gegeben?

Nein! besser ungehört in eitlen Gluten
Verschmachten und vergeh'n in durst'gem Triebe,
Als glückbethört zu schöpfen mit dem Siebe
Den Trank, o Minne, Deiner Nektarfluten!

Und doch — bedenk' ich, daß, was wir gewinnen,
Ein Schatten meist, ein Hauch, wornach wir trachten,
Daß nur ein Traum, was wir als Höchstes achten,
Und Spinnweb alles, was die Parzen spinnen —

Da mach' ich's oft, manch' bitt'rem Schicksalshiebe
Zum Trotz, wenn alte Bilder mich umschweben,
Zum Vorwurf mir, daß ich nicht lernt' im Leben
Dankbar zu sein auch für erlosch'ne Liebe.

Robert Hamerling.



Der Bühne gegenüber Manuskript.

Alkibiades.

Drama in fünf Akten von **Eduard von Bauernfeld.**

Vorwort.

Schon in meinen jungen Jahren hatte mich die beinahe moderne Gestalt des griechischen Alkibiades, dieses unsteten Helden und Frauenlieblings, mächtig angezogen. Zudem glaubte ich in den Pariser Zuständen der Zwanziger Jahre eine gewisse Ähnlichkeit mit denen des demokratischen alten Athen zu gewahren. So machte ich mich denn guten Mutes an den nicht ganz unbedenklichen Stoff. Von der ersten Bearbeitung desselben im Jahre 1826 ist noch, außer vielen Vorstudien, Szenen und Skizzen, ein erster Akt vorhanden, welcher mit der Zerstörung der Hermen und dem Zuge nach Syrakus beginnt. Die Arbeit war bald ins Stocken geraten und ruhte durch lange Zeit. Erst nach Mitte der siebziger Jahre geriet ich wieder über den alten Stoff. Nach mehrfachen Bearbeitungen kam die Tragikomödie: „Des Alkibiades Ausgang“ im Jahre 1883 auf die Bretter des Burgtheaters. Das Stück erhielt kaum einen succès d'estime. Nur die Szenen der „Timäa“ durch Charlotte Wolters geniale Darstellung der erbitterten Königin gehoben, erregten Interesse. Eine spätere Umarbeitung des Schauspiels genügte mir nicht. So blieb es abermals einige Jahre unberührt liegen. Erst im Februar und März dieses Jahres kam die vorliegende, hoffentlich letzte Bearbeitung nach einem neuen Plan zustande, welcher beiläufig an die Jugendarbeit anknüpft.

Ich war vor allem bemüht, meinen Helden und Liebes-Abenteurer möglichst liebenswürdig erscheinen zu lassen. Ein idealer Zug, nach der politischen wie nach der erotischen Seite, sollte ihn über den Alltagsabenteurer erheben und das Publikum mit seinen Fehlern und Charakterschwächen, wie mit seinem Ausgang zu versöhnen suchen. Wenn ich Begebenheiten, die durch Jahre auseinander liegen, in den engen Rahmen einiger Akte zusammen drängen mußte, so wird man das dem Dramatiker zu gute halten.

Ischl, im Juni 1888.

Bauernfeld.

Personen:

Alkibiades, athenienfischer Oberfeldherr.
Hippias, Aristophon } Ritter.
Kleon, Hyperbolus, Phäax } von der Volkspartei.
Sosias, Demea } Bürger.
Manto, Oberpriesterin der Göttin Artemis.
Timandra, Tempeldienerin.
Timon.
Agis, König von Sparta.
Timäa, die Königin.
Lysander, spartanischer Feldherr.
Leotychides, Hauptmann.
Pharnabazos, Satrap von Sardes.
Erster, Zweiter, Dritter } Bürger von Athen.
Ein spartanischer Hauptmann.
Ein Steuermann.
Chloë.

Ritter und Bürger von Athen. Spartaner.

Schauplatz: In den ersten vier Akten Athen und Sparta; im fünften Akt Ägos Potamos und Bisanthe. Zwischen den Akten längere Zeiträume.

Rechts und links von der Bühne aus.

Erster Akt.

(Im Piräus. Ein Teil der Kriegsflotte mit dem Admiralschiff sichtbar. Morgendämmerung.)

Erste Szene.

Sosias (und andere Bürger kommen aus dem Hintergrund links).

Sosias. Seht, Nachbarn! Da liegt unsere große Kriegsflotte im Piräus vor Anker, um noch am frühen Morgen auszulaufen.

Erster Bürger. Auf dem Admiralschiff wird's lebendig! Die Schiffsjungen klettern wie die Katzen herum —

Zweiter Bürger. Und der Steuermann schaut nach allen Himmelsgegenden aus. — Es geht gegen die wilden Sikuler?

Sosias. Und gegen das räuberische Syrakus! Das sich herausnahm, unsere Schutzgenossen, die Mantineer, hart zu bedrängen. Alle griechischen Freistaaten senden Mannschaft und Geldbeiträge — Sparta, unsern Erbfeind ausgenommen.

Erster Bürger. Ja, der alte friedliebende König Agis sitzt gern ruhig daheim —

Zweiter Bürger. Bei seiner stolzen und hochmütigen Timäa! Die ihn gegen uns aufreizt —

Erster Bürger. Athen wird ihr's gedenken!

Zweiter Bürger. Es sind wohl an die hundert Schiffe?

Sosias. Und darüber! Ganz Attika steuert bei. Auch alle ansässigen Bürger von Athen. Ich selbst habe sechs Galeeren auf meine Kosten ausrüsten und bemannen lassen.

Erster Bürger. Der reiche Sosias durfte sich den teuren Spaß erlauben!

Zweiter Bürger. Da kommen Leute aus der innern Stadt! Sie scheinen unruhig. Der eine rennt auf uns zu —

Sosias. Es ist mein Gevattersmann, der Demea. He, Demea! Was ist denn los?

Zweite Szene.

Vorige. Demea. Einige Bürger (von der Seite rechts).

Demea. So wißt Ihr's nicht? Die Hermen sind in dieser Nacht verstümmelt worden, allen die Nasen und Ohren abgeschlagen.

Sosias. Unsere Hausgötter! Das ist ein Unglück! Ja ein Unheil —

Demea. Freilich, Gevatter Sosias!

Sosias. Ein schlimmes Zeichen für das See-Unternehmen, das wir vorhaben. Die Götter sind beleidigt. Sie müssen durch Opfer versöhnt werden. Früher darf die Flotte nicht auslaufen.

Demea. Freilich nicht!

Erster Bürger. Das mein ich auch.

Zweiter Bürger. Wir alle.

Dritte Szene.

Vorige. Kleon. Hyperbolus. Phäar (mit ihren Anhängern aus dem Hintergrund rechts).

Kleon. He, Ihr Leute!

Sosias. Wer ruft da?

Phäar. Kennst Du Kleon, den Volksmann nicht?

Sosias. Der Gerber!

Dritter Bürger. Und unsern Rechtsanwalt Hyperbolus?

Sosias (zu Demea). Ein Winkelschreiber!

Demea. Freilich, Gevatter.

Kleon (tritt vor). Die Hermen zertrümmert! Ein sauberes Stückchen! Was?

Hyperbolus. Wer immer den Frevel verübt hat, man muß ihm den Prozeß machen.

Phäar. Man muß ihn aufhängen!

Dritter Bürger. Einverstanden!

(Zustimmung seiner Partei.)

Demea (empört). Freilich —

Sosias. Kennt ihr den Thäter?

Kleon. Ob wir ihn kennen! Ich will seinen Namen auf offenem Markte laut ausschreien! Es ist —

Hyperbolus (unterbricht ihn rasch). Ein Mann ist es, liebe Bürger, dessen Namen sich nur zu sehr in Euer Ohr eingeschmeichelt —

Kleon. Weil er gar vornehm klingt, weil ihn einer trägt, dem die kecken jungen Ritter und die geschmückten Buhldirnen unseres Athen als einem Heros zujubeln! So einer, der sich die Haare kräuseln läßt, der von Salben und Essenzen duftet und den Scharlachmantel nachlässig hinter sich her schleppt! Kurz, ein Feind des Volkes und der einfachen Sitten unserer Väter.

Sosias. Du meinst doch nicht —?

Kleon. Wen sonst als den übermütigen Sohn des Klinias! (Bewegung.)

Sosias. Alkibiades! Der hätte den Frevel —? Das ist unmöglich!

Kleon. Kennt Ihr ihn und seine losen Streiche so wenig? Doch er oder die Seinen, gleich viel! Die Wahrheit ist: im Hause seines leiblichen Vetters des Hippias, des Wüstlings, gab's diese Nacht ein Gelage, und als der Wirt und seine Gäste bei anbrechendem Morgen weintrunken durch die Straßen taumelten, da war die Unthat geschehen. Die wackern Männer da könnens bezeugen.

Phäar. Ja ich, Phäax der Metzger, will es dem Hippias ins Gesicht sagen!

Dritter Bürger. Und auch seine beiden Helfershelfer haben wir genau ins Auge gefaßt.

Sosias. Und gerade heute, wo die Flotte auslaufen sollte!

Kleon. Sie soll nicht und wird nicht —

Sosias. Wird nicht?

Kleon. Wenn Ihr entschlossene Männer seid!

Sosias. Und meine sechs Galeeren —

Kleon. Junge adelige Wagehälse überreden Euch zu einem gefährlichen Abenteuer und setzen sich's in den Kopf, ein in weiter Ferne gelegenes Eiland auf Eure Unkosten zu erobern. Was ist Sicilien? Eine wüste Insel, von Barbaren be-

wohnt. Und dafür opfert Ihr Euer Geld und das Blut Eurer Söhne? Dafür sendet Ihr die Schiffe den Schutz der Minervastadt, in die Fremde, damit das heimtückische Sparta ungehindert über Euch Wehrlose herfalle! Nichts da!

Phäar. Nein, kein Zug nach Syrakus!

Die Anhänger Kleons. Kein Zug nach Syrakus!

Sosias. Und meine Galeeren —

Phäar. Aufgepaßt! Da kommt dieser Hippias —

Dritter Bürger. Er und die beiden andern Übelthäter —

Phäar. Er trägt noch seinen Festkranz unter dem Kriegshelm —

Dritter Bürger. Und er küßt sein Mädchen auf offener Straße!

Sosias. Welche Unsitte! (Lyraklänge von der Seite rechts.)

Phäar. Die Dirne klimpert und will singen Hört doch.

Chloë (singt hinter der Szene):
O Du, der Götter und Menschen Herrscher, Amor,
Dir sei mein Leben geweiht!

Hippias (und noch zwei Ritter singen):
Amor, Evoë, Amor!

Phäar. Ein artiger Singsang!

Kleon. Laßt sie die Schiffe nicht betreten!

Phäar. So wahr ich und mein Kamerad Metzger sind, sie sollen's nicht! (Schwingt seinen Knüttel.)

Dritter Bürger (ebenso). Nein, wir wollen sie traktieren wie unser Schlachtvieh!

Phäar. Sie kommen! Steht zu uns, Leute!

Sosias. Da giebt's eine Schlägerei! Treten wir abseits —

Vierte Szene.

Vorige. Hippias Chloë (am Arme). **Zwei junge Ritter.**

Hippias. Da steht das Admiralsschiff. Hier erwarten wir meinen edeln Vetter. Führe Dich ab, Chloë mein Täubchen (Chloë ab.). Aus dem Wege Ihr da! Macht Platz!

Phäar. Dir? Der die Hermen zerstört hat?

Hippias. Ich? Wer sagt das?

Dritter Bürger. Du und Deine beiden Gesellen da!

Phäar (drohend). Ihr sollt die Schiffe nicht betreten!

Dritter Bürger (ebenso). Keiner von Euch!

Hippias (die Hand am Schwert). Wer will uns hindern?

Phäar. Wir!

Dritter Bürger. Das Volk!

Sosias. Um aller Götter willen! Ruhig, Bürger! Nur keine Thätlichkeiten!

Fünfte Szene.

Vorige. Alkibiades. Aristophon und andere junge Ritter (aus dem Hintergrunde links).

Alkibiades (im Auftreten). Laßt die Flaggen aufhissen und das Schiffsvolk sich bereit halten.

Sosias. Der Oberfeldherr! Gebt Raum.

Kleon (zu Hyperbolus). Da ist er. Nun gilt's!

Hyperbolus. Nur Geduld! Wir packen ihn.

Alkibiades (tritt vor). Guten Morgen, Bürger! — Ihr schweigt? Steht wie verdutzt?

Sosias. Die Hermen, hoher Feldherr —

Alkibiades. Sie sind beschädigt worden. Ich habe davon gehört. Ich will Euch neue und schönere aufrichten lassen.

Sosias. Ja, die aber den Frevel begangen haben —

Alkibiades. Man wird sie bestrafen.

Phäar. Der Tod Deinem Vetter Hippias!

Dritter Bürger. Und den beiden jungen Herrchen da!

Hippias. Ich bin unschuldig, edler Vetter —

Alkibiades. Das wird sich weisen. Reiniget Euch von dem Verdachte, der auf Euch lastet. Früher dürft Ihr den Kriegszug nicht mitmachen.

Sosias. So ist's recht und gerecht!

Kleon. Wie schlau!

Hyperbolus. Laßt nur! Es soll ihm wenig helfen.

Hippias. Zu meiner Chloë, kommt! (Ab mit den beiden Rittern. Hornzeichen vom Admiralschiff).

Sechste Szene.

Die Vorigen (ohne Hippias und die beiden Ritter).

Alkibiades. Das erste Zeichen! Guter Wind, Steuermann?

Steuermann (vom Admiralschiff). Frischer Ost, Feldherr.

Alkibiades. Auf die Schiffe also!

Sosias. Verzeih, hoher Feldherr! Aber die Flotte kann noch nicht auslaufen —

Alkibiades. Das wäre!

Sosias. Der Hermen wegen. Die Götter sind beleidigt.

Alkibiades. Wir wollen ihnen ein Sühnopfer darbringen, gleich hier am Seegestade —

Kleon (tritt hinzu). Die Hermen sind Nebensache. Die Flotte darf nicht absegeln — nicht unter Deiner Führung, Alkibiades! Du stehst unter einer schweren Anklage auf Tod und Leben. (Bewegung.)

Alkibiades. Wer klagt mich an?

Kleon. Ich, Kleon der Gerber.

Hyperbolus (tritt näher). Und ich Hyperbolus,

Rechtsanwalt. Wir haben die Klage gegen Dich beim hohen Areopag eingebracht.

Alkibiades. Und wessen zeiht man mich?

Kleon. Du gehst damit um, im Einvernehmen mit den adeligen Geschlechtern die Volksherrschaft zu stürzen. Deine Mitverschworenen sind uns bekannt, wir haben alle Beweise gegen Dich in Händen.

Hyperbolus. Du hast die heiligen Mysterien der Göttinnen Ceres und Proserpina in einem verruchten Gaukelspiel verhöhnt und verlästert.

(Große Bewegung).

Alkibiades (nach der Pause). Seid Ihr fertig? Nun gut! Ich werde mich seiner Zeit den Gerichten stellen und mich gegen Eure Anklage zu verteidigen wissen. Genug von der Sache. Auf die Schiffe, sag' ich!

Kleon. Halt! Wir widersetzen uns der Abfahrt —

Phäar. Wir wollen keinen Krieg!

Alkibiades. Ihr wollt nicht? Du willst nicht Bursche? Wahrhaftig, ich hätte nicht übel Lust, die Aufhetzer unter Euch beim Kopf zu nehmen und sie mit unsern Ruderbänken bekannt zu machen! (zu den Rittern.) Auf's Admiralschiff! (Die Ritter besteigen das Schiff. Murren der Volkspartei.) Euer Murren schreckt mich nicht! Ob Krieg oder nicht, darüber ist keine Frage. Dieser Feldzug ist auf der großen Volksversammlung einstimmig beschlossen worden — dagegen giebt es keinen Widerspruch

Sosias. Ja, wir seßhaften Bürger haben mit gestimmt.

Demea. Wir alle! Freilich —

Alkibiades. Senat und Volk von Athen haben unsern bedrängten Schutzgenossen Abhilfe gegen das tyrannische Syrakus feierlich zugesagt — und Athen hat noch nie sein Wort gebrochen.

Sosias. Das ist richtig! (Zustimmung seiner Partei.)

Alkibiades. Was hast Du, Kleon und Deine Partei, gegen ein Unternehmen, für das wir unser Leben, unsere wie Athens Ehre einsetzen? Unser Vermögen obendrein! Ich habe alle meine Güter verpfändet und bin jetzt ärmer als der Geringsten Einer unter Euch. Seit Monaten haben wir Land und Leute in Sicilien genau durchforschen lassen. Die Insel ist wüst, weil unbebaut, aber fruchtbar. Fleißige Hände werden sie zu unserer Kornkammer umschaffen. Die Sikuler sind wild, aber gutmütig. Die streitbaren Männer werden uns dereinst gute Kriegsdienste leisten. Mit einigen Küstenplätzen stehen wir bereits in geheimer Verbindung, Katana und andere Städte werden uns kaum als Feinde betrachten, vielmehr als ihre Befreier vom syrakusaner Joche. Laßt griechische Bildung und Sitte auf der schönen Insel heimisch werden und die neue Kolonie wird die Macht und Größe Athens verdoppeln, ja verdreifachen. (Zustimmung, teilweise Widerspruch.) Dann wird unsere Flagge auf allen Meeren wehen, sie bringt bis in das schwarze Afrika, wir beugen den Krämerstolz von Karthago, Italien wird erzittern vor unserer Macht, die der Perser widerwillig anerkennen muß, und Sparta, Euer Erbfeind, das Sparta des alten König Agis und seiner stolzen Timäa ist zu ohnmächtigem Grollen verurteilt, während Athen — pocht Euch das Herz nicht höher bei dem Gedanken? — während Eurem Athen die Obmacht über ganz Hellas zufällt! (Hornblasen.) Das zweite Zeichen! Löst die Anker, laßt alle Segel wehn! Auf nach Syrakus! Hoch Athen! Hoch das neue Hellas!

Die Bürger (verschiedene Stimmen). Auf nach Syrakus! Hoch Athen! Nieder mit Sparta! Hoch Alkibiades! Hoch Hellas!

Sosias. Und hoch meine Galeeren!

Alkibiades. Noch ein Wort, Bürger! Die Flotte soll absegeln — aber ohne mich.

Sosias. Ohne den Feldherrn.

Alkibiades. Ein Angeklagter kann nicht Feldherr sein. Ich stelle mich dem Areopag zu Gericht. Mein Unterfeldherr Lamachus soll das Kommando statt meiner übernehmen.

Phäar (und einige). Ja, Lamachus, der tapfere Lamachus!

Die Mehrzahl. Nein, Alkibiades, Alkibiades!

Hyperbolus. Ja, Alkibiades!

Kleon. Wie?

Hyperbolus. Alkibiades ist einstimmig zum Oberfeldherrn ernannt worden — er soll's auch bleiben. Wir ziehen unsere Privatklage zurück bis nach Beendigung des Feldzugs.

Sosias. Ja, so sei's, so soll es sein! (Zustimmung).

Alkibiades. Wohlan! Ich füge mich dem Ausspruch des schlauen Hyperbolus. Erst will ich Euch eine Provinz erobern, dann mögt Ihr mich verurteilen! (Fernes Donnern.)

Sosias. War das ein Donnern?

Alkibiades. Aus völlig heiterem Himmel. Ein gutes Zeichen! Die Götter sind mit uns! (Geht auf das Schiff.)

Sosias. Mit Dir, dem Götterliebling!

Kleon. Wir lassen ihn ziehn?

Hyperbolus. Sei unbesorgt! Er wird uns in Demut oder nimmer wiederkehren.

Alkibiades. Dieses Schiff trägt den Namen

unserer Schutzgöttin Athene, die es zum Siege führen wird! Laßt alle Hörner ertönen! Lebt wohl, Bürger! Auf frohes Wiedersehn!

Sosias. Heil dem Feldherrn!

Die Bürger. Heil dem Feldherrn, Heil!

(Die Flotte setzt sich in Bewegung.)

(Ende des ersten Akts.)

Zweiter Akt.

(Sparta. In der Königsburg. Rechts im Vordergrund eine Seitenthür. Links, mehr gegen den Hintergrund eine Thür mit einem Teppich verhängt.)

Erste Szene.

König Agis (sitzt im Vordergrund rechts mit einem Stock). **Timäa** (steht vor ihm).

Timäa. Ermanne Dich, König Agis! Dein Sparta ist bedroht.

König. Du irrst! Ich bin im Frieden mit Athen und ich will keinen Krieg.

Timäa. Dein Volk denkt anders. Unter Deinen Truppen gärt es, seit das große Unternehmen ins Leben trat, welches ganz Griechenland in Bewegung setzt.

König. Ein neuer Argonautenzug! Nun ja!

Timäa. Ein Kriegs- und Rachezug gegen Syrakus! Dem sich Dein Sparta allein ferne hält —

König. Soll ich mich in fremde Händel mischen? Mein Podagra hindert mich daran.

Timäa. Und wer steht an der Spitze des kühnen Unternehmens? Das uns stets feindselige Athen. Wer ist zum Oberfeldherrn aller See- und Landtruppen ernannt? Unser schlimmster Gegner! Dieser eitle, ehrgeizige, ruhmsüchtige Alkibiades!

König. Ein Abenteurer! Weiter nichts.

Timäa. Er ist längst in Sicilien gelandet und hält Katana, die zweite Hauptstadt, besetzt.

König. Von da nach Syrakus ist noch ein weiter und gefährlicher Weg.

Timäa. Und wenn er ihn siegreich zurücklegt? Vielleicht schon in diesem Augenblick —

König. Du marschierst rasch!

Timäa. Wer hemmt den tollkühnen Mann, der von einem Trinkgelage oder aus den Armen einer Lais sich ins Gewühl der Schlachten stürzt? Und wenn er ruhmgekrönt und beutebeladen heimkehrt, wird er sich und den Andern Ruhe gönnen? Und das Volk von Athen selbst, dem kein Erfolg genügt, wird es seinen Feldherrn nicht auffordern, seine siegreichen Waffen auch anders wohin zu tragen?

König. Nach meinem Sparta, meinst Du?

Timäa. Wohin sonst? Früher oder später, ein Krieg mit unserm Erbfeinde kann nicht ausbleiben. Der friedliebende Agis! Die stolze Timäa! So spotten sie in Athen und rauben uns ungestraft mitten im Frieden ganze Länderstrecken. Lysander, Dein bester Feldoberst, mahnte Dich wiederholt zu rüsten — Du hast ihn dafür aus Deiner Nähe verbannt.

König. Lysander ist ein Starrkopf und ein Raufbold, den die Lorbeeren dieses Alkibiades nicht schlafen lassen. Ich aber bin alt und bedarf der Ruhe. Ich will keinen Krieg. Kriege kosten Geld.

Timäa. Und König Agis ist ein guter Wirt, man weiß. — Nun, ich bin eine reiche Königstochter. Nimm mein Gold, mein Geschmeide, meine Juwelen — schaffe Waffen für den Tand, Kriegsschiffe, die uns fehlen, stelle Lysander an die Spitze eines Heeres, mach' der wilden Pöbelherrschaft in Athen ein Ende, sei ein wirklicher König von Sparta! (Lärmen von außen.)

König (steht auf). Was für Lärmen! Ist's ein Aufstand?

Timäa. Bangt Dir davor? — Da kommt unser getreuer Schloßhauptmann.

Zweite Szene.

Vorige. Leotychides.

Leotychides. Mein König —

König. Nun, Hauptmann Leotychides! Was soll dieser Tumult vor den Thoren meiner Königsburg?

Leotychides. Freudenausrufe, König Agis! Das Volk kehrt von den Kampfspielen zurück!

König. Denen Du beigewohnt?

Timäa. Als Sieger? Wie Du's gewohnt bist!

Leotychides. Diesmal nicht, Frau Königin! Ich bin unterlegen. Wir alle.

Timäa. Du? Der erste Ringkämpfer Spartas!

Leotychides. Ein Mann aus dem Volke hat alle Preise davongetragen im Ring- und Faustkampf, wie im Wettlauf und im Diskuswerfen. Zuletzt spannte er einen mächtigen Bogen, dessen keiner von uns Herr werden konnte. Ein Ruck seines Zeigefingers und der Pfeil flog weit über hundert Schritte schwirrend mitten ins Herz der aufgesteckten Zielscheibe. Da brach das Volk in Jubel aus und trug den gewaltigen Ringer und Schützen auf den Händen durch die Straßen der Stadt und bis hierher vor die Königsburg.

König. Ein Mann aus dem Volke, sagst Du?

Leotychides. Ein kräftiger und schöner Mann.

König. Einer der Unsern?

Leotychides. Man weiß nicht recht. Er geht im einfachen Linnengewande der Spartaner, hat aber ein fremdländisches wie vornehmes Aussehen. Darf ich ihn hierher bringen?

Timäa. Deinen Obsieger? Warum nicht?

Leotychides. Du hast sonst keinen Auftrag für mich, König Agis?

König. Für Dich?

Leotychides. Für uns Hauptleute, mein ich (mit einem Seitenblick auf Timäa). Unsere Truppen sind seit lange her nicht vollzählig. Es hieß, man werde sie ergänzen, bei den drohenden Zeitläufen —

König (verdrießlich). Ich werde Euch mit Nächstem zu einem Kriegsrate berufen — (Entläßt ihn).

Leotychides. Ins Feld, Herr, wäre uns lieber. — Ich hole den Mann. — Der kecke Alkibiades tumort in Sicilien herum — mit dem Lohgerber Kleon und seinen Volkshaufen wollten wir schon fertig werden. (ab.)

Timäa. Die Stimme Deiner Krieger! Du hörst —

König. Daß meine Spartaner rauflustig sind! Das wußt ich längst. —

Dritte Szene.

Vorige. Leotychides. Alkibiades (als Spartaner gekleidet). **Spartaner** (die ihm folgen und im Vorgemach bleiben).

Leotychides. Da ist der Mann, König Agis!

Alkibiades. Hoher König! Erhab'ne Königin!

König (zu Leotychides). Ein stattlicher Geselle! — Du bist hier nicht heimisch, Mann?

Alkibiades. Ich betrete Dein Sparta zum ersten Mal, König Agis.

König. Als ein Gast? Oder willst Du Dich bei uns ansiedeln?

Alkibiades. Mit Deiner Erlaubnis, hoher König, und wenn es Zeit und Umstände sonst gestatten.

König (zu Leotychides). Er drückt sich verständig aus. — Von wannen kommst Du, Fremdling?

Alkibiades. Von Sicilien. Aus Katana. (Bewegung.)

Leotychides (tritt näher). Was Du sagst!

König. Vom Kriegsschauplatz?

Timäa (die den Alkibiades ins Auge gefaßt). Als ein Mitkämpfer? Auf Seite der Griechen?

Alkibiades (sie anblickend). Du sagst es, hohe Frau.

König. So sprich, erzähle, wie es dort steht! Ihr wart in Katana gelagert, wie das Gerücht geht —

Alkibiades. Der Oberfeldherr hatte dort alle seine Kräfte zusammengezogen, um den Angriff auf Syrakus vorzubereiten —

König (zu Timäa). Also doch!

Alkibiades. Da kam ein großes Seegeschwader in Sicht. Wir jubelten. Das ist der Nachschub, den wir erwarten, hieß es. Wen brachte aber diese neue Flotte? Den sonst tüchtigen, aber bereits greisen Feldherrn Nikias, durch Volksbeschluß beauftragt, den Oberbefehl über die gesamten Land- und Seetruppen zu übernehmen. (Bewegung.)

Leotychides. Anstatt des siegreichen Alkibiades?

König. Du erzählst uns Märchen, guter Freund!

Alkibiades. Mach' mich zum Lügner, König, und ich will Dir's danken! Ja, der siegreiche Alkibiades mußte dem älteren Feldherrn weichen. Seine Mitbürger hatten dem Manne, der ihnen halb Sicilien erobert, während seiner Abwesenheit von Athen den Prozeß gemacht, als einem Feind des Volkes und der Volksgötter. Und so wurde er aller seiner Würden entsetzt, seine Güter wurden eingezogen, seine Freunde und Anhänger in Athen verfolgt, eingekerkert, hingerichtet, er selbst für immer aus seiner Vaterstadt verbannt —

Leotychides. Ein so ruhmreicher Feldherr!

Alkibiades. Der, auf attischem Boden betreten, dem Tode durch Henkershand verfallen soll! Also lautet der Spruch des hohen und weisen Areopag.

Leotychides. Abscheulich! So ein Feldherr! — Seht den armen Mann! Wie's ihn schmerzt!

König. Und was that der Feldherr?

Alkibiades. Er verließ Katana, bestieg bei Nacht und Nebel eine Galeere und fuhr ins Weite.

König. Und wohin hat er sich gewendet?

Alkibiades (mit einem Blick auf Timäa). Wohin?

Timäa. Du fragst? Zu seinen Feinden. Nach Sparta.

König (betroffen). Wie?

Alkibiades. Ich danke Dir, Königin Timäa! Du hast den Flüchtling erraten. (Bewegung).

Leotychides. Ihr Götter! Er selbst, der Held?

König. Du bist Alkibiades?

Alkibiades. Ich war's — und ich will es wieder werden. Mein Mut und meine Kampflust sind ungebrochen — sie suchen nur ein neues Ziel, um sich aufs neue zu erproben. — Erlaube, König Agis, daß ich die treuen Freunde, die mir noch verblieben sind, vor Dein und Deiner Königin Antlitz bringe. Dann erwäge und beschließe, ob und wie Du Dich unser bedienen magst. — Spartaner! Ich war Euer Feind — ich bin es nicht mehr.

Meine Landsleute haben mich zum Tode verurteilt — sie sollen erfahren, daß ich noch lebe! (ab.)

Leotychides (zu den Spartanern). Wir geben ihm das Geleite, kommt! Ein Held, der mich niederrang! Ein Alkibiades! Eine Ehre, ein Ruhm für den Hauptmann Leotychides! (ab mit den Spartanern.)

Vierte Szene.

König. Timäa.

König (nach der Pause). Was ist das für ein Mann?

Timäa. Wie Du sagtest. Ein Abenteurer. (Setzt sich.)

König. Er hat sich mir angeboten. Darf man ihm trauen?

Timäa. Wenn Du mich fragst — (hält inne).

König. Nun?

Timäa (steht auf). Rufe Lysander zurück. Er, oder keiner sonst, ist ihm gewachsen.

König. Sein erbittertster Gegner? Wie vertrügen sich die beiden?

Timäa. Dagegen ist ein Mittel —

König. Welches?

Timäa. Schicke den andern fort!

König. Es ist immer ein Name, der in ganz Griechenland gilt.

Timäa. So behalte ihn auf Deine Gefahr — setzt sich wieder).

König. Den Flüchtling aufnehmen? Den Geächteten? Athen wird mirs verübeln. Ihm die Gastfreundschaft verweigern? Der Preiskämpfer hat mein Volk für sich eingenommen. Wer hilft mir diesen Zwiespalt lösen? Ich will die Ephoren berufen. Sie sollen darüber entscheiden. Ein böser Dämon hat mir diesen Athenienser über den Hals geschickt. (Ab zur Seite rechts.)

Fünfte Szene.

Timäa allein. Dann **Leotychides.**

Timäa (allein). Das ist also dieser gepriesene Alkibiades! Der Frauenliebling! Von dessen Schönheit sie wunders zu schwatzen wissen! Weil er kecke Augen hat? Die er unablässig auf mich richtet! (Springt auf.) Der Unverschämte! Mit seinen Hetären in Athen! Weiß er nicht, was eine spartanische Frau ist? Eine Königin von Sparta!

Leotychides (tritt ein). Wieder was Neues, Frau Königin! Eine Menge Schiffe sind gelandet, die alle ihm angehören —

Timäa. So?

Leotychides. Und junge schmucke Ritter sprangen aus den Triremen, begrüßten den Feldherrn. Meine Leute klatschten in die Hände, stimmten in das Hoch mit ein. Er aber nannte sie seine Kameraden, ließ Geld unter sie austeilen —

Timäa. Will er sie bestechen? Sie dem König abwendig machen?

Leotychides. Wenn er in unsere Dienste treten, dem König mit Rat und That zur seite stehen will! Und wir können den Mann brauchen — (Lärm von außen). Hörst Du den Volksjubel, Königin? Das gilt ihm und seinen Rittern. Gleich werden sie vor Dir erscheinen —

Timäa. Ich will sie nicht empfangen —

Leotychides. Ihn aber doch? Den Helden, den ersten Mann Griechenlands!

Timäa. Der Dich beim Ringkampf zu Boden warf —

Leotychides. Unter uns, Frau Königin, es ward ihm nicht leicht. Er hatte Arbeit mit mir. Das ist mein Stolz! (Ab.)

Sechste Szene.

Timäa allein. Dann **Alkibiades.**

Timäa (allein). Wird Agis ihn aufnehmen? — Er sehe sich für! Der Athenienser scheint eben so schlau als verwegen. — Sein lächelnder Mund ist es, der mich empört. Er soll fort von hier! Heute noch.

Alkibiades (als Feldherr gekleidet, tritt ein). Hohe Königin! Ich erlaube mir ein zweites Mal in Deine Nähe zu treten —

Timäa (unterbricht ihn rasch). Du kommst im Feldherrnschmuck? Willst den König sprechen? Laß Dich melden. Ich sehe zu meinen Frauen —

Alkibiades (tritt näher). Du weigerst mir ein Zwiegespräch, hohe Frau?

Timäa. Was hätten wir uns zu sagen?

Alkibiades. Ein Wort, ein Wink von Dir, und der Flüchtling, der hier Schutz und Hilfe zu finden hoffte, wendet seine Schritte anderwärts. Nach Thracien, nach Persien. Wo immer hin. Kann ich dem König dienen, wie's mich verlangt, wenn die Königin mir mißtraut?

Timäa (nach einer Pause). Was hast Du mir zu sagen?

Alkibiades. Wir waren uns Feinde bisher, Dein Sparta und mein Athen. Vergiß das in einem Moment, wo wir uns Auge im Auge gegenüber stehen, wo es mir vergönnt ist, die Hoheit und Würde, wie die Anmut Deines Wesens bewundernd anzuerkennen.

Timäa. Ich hörte immer sagen, die Athenienser verstehen zu schmeicheln. Verzeih' — allein wir sind der schönen Worte nicht gewohnt.

Alkibiades. Mein lebhaftes Gefühl riß mich hin. Soll mich das aus Sparta verbannen?

Timäa (unwillkürlich). So wars nicht gemeint —

Alkibiades. Nicht? Nicht? Ich darf also hier bleiben. Es ist Dir nicht unlieb, wenn ich bleibe?

Timäa (verwirrt). Darüber hat der König zu entscheiden —

Alkibiades. Ob es Dir lieb ist?

Timäa (faßt sich). Ob Du hier bleiben sollst oder nicht? — Doch was kann Dir unser armes Sparta bieten? Einem Alkibiades! Gewöhnt an sein glänzendes Athen —

Alkibiades. Das mich mit Schmach vertrieben!

Timäa. Es wird sich besinnen, Dich mit Ehren wieder zurück rufen, zu Euern Sympofien, Euern Festlichkeiten, mit Künstlern und Dichtern, weisen Männern, einem Sokrates, einem Plato — (hält inne)

Alkibiades. Was wolltest Du sagen?

Timäa. Was soll Dir das männlich rauhe Sparta? Du liebst auch weiblichen Umgang. Hier findest Du keine gelehrte Asspasia, keine Lais, keine Nemea, in deren Schoße Du Dich malen ließest —

Alkibiades. Der Mann muß Dir danken, Königin!

Timäa. Wofür?

Alkibiades. Weil Du die Schwächen seiner Jünglingsjahre, von denen man Dir erzählte, so treu im Gedächtnis bewahrt. Doch wer dächte dieser Phrynen in Deiner hohen, reinen Gegenwart!

Timäa (überhörend, fährt fort). Unsere Weiber spinnen und weben und sind ihren Männern unterthan. Kein lydisches Flötenspiel lockt die jungen Frauen und Mädchen zu fröhlichen Tänzen, hier ertönt keine Lyra, erklingt kein Liebeslied Eures Anakreon. Sparta ist still und ernst, einsam, öde, freudenleer — wie seine Königsburg.

Alkibiades. Meine jungen, munteren Freunde werden Heiterkeit in Eure düstern Mauern zu bringen wissen. — Und sind nicht auch streitbare, mutvolle Männer hier und eine große Frau, die ihr Volk zu Thaten aneifert?

Timäa. Wenn ich's vermöchte!

Alkibiades. Nicht? Euer Leotychides sagte mir doch —

Timäa. Was?

Alkibiades. Du warst nicht selten bemüht, Deinen friedlichen Agis zum Kampfe aufzustacheln, gegen Athen — gegen mich!

Timäa. Will ich es leugnen? In dieser Stunde erst.

Alkibiades. Eine Stunde ändert vieles. Athen ist jetzt mein Gegner wie der Eure. Darum laß mich dem König, laß mich Dir zur Seite stehen gegen den gemeinsamen Feind, und wär's als der letzte Eurer Krieger!

Timäa. Du mir zur Seite? Der stolzen Timäa? Denn dafür gelt' ich Euch in Athen — ich weiß. Und ich bin es auch — im Bewußtsein meiner Würde als Königin, wie als spartanische Frau. — Du willst uns dienen? Ein Diener muß gehorchen. Kannst Du dienen? Nein, Alkibiades! Du bist gewohnt zu herrschen — die stolze Timäa läßt sich aber nicht beherrschen. Dies bedenke — bevor Du dem König und dem Lande Deine aufrichtigen Dienste anbietest.

Alkibiades. Deine letzten freundlichen Worte erfüllen mich mit froher Zuversicht. Du hattest mich hier gleich bei meinem ersten Eintreten — täusch ich mich nicht — scharf ins Auge gefaßt, Du hast später den Mann in mir erkannt — durch Dich feiert der erniedrigte Alkibiades seine Wiedergeburt. Gestatte, daß ich Dir, der ersten Frau Griechenlands, dafür meine Dankbarkeit und innigste Verehrung weihe.

Timäa. Genug. Du willst in Sparta bleiben? Sei's! — Bringst Du Heil oder Unheil über die Königsburg? Ich weiß es nicht. Frage König Agis — nicht mich. — Königin Timäa begrüßt den berühmten Feldherrn Alkibiades. (Ab im Hintergrund links.)

Siebente Szene.

Alkibiades allein. Dann **Leotychides.**

Alkibiades (allein). Nicht Dich soll ich fragen? Du trotzigschönes Weib! Nun beim allmächtigen Liebesgott! Du gefällst mir — und der schmeichelnde Athenienser scheint Dir nicht zu mißfallen. Darum sei auf der Hut, Timäa! Dein Stolz ist kein schützender Panzer gegen Amors weithin treffende Pfeile!

Leotychides (tritt ein). Deine Ritter werden ungeduldig, Feldherr! Meine Bursche nicht minder. Dein Erscheinen hat ganz Sparta in Aufruhr gebracht. Das Volk umlagert die Königsburg, begierig einen Blick des berühmten Alkibiades zu erhaschen. Auch meine Kameraden, die Hauptleute, haben sich eingefunden, sich mit Deinen jungen Leuten verbrüdert und alle glühen vor Kampfbegier!

Alkibiades. Das taugt mir. So wollt' ich sie haben!

Leotychides. Du sprachest die Königin? Wie kamst Du d'raus mit ihr?

Alkibiades. Mehr gut als schlecht. Man muß zufrieden sein.

Leotychides. Sie giebt's gern hoch, hat aber gute Eigenschaften.

Alkibiades. Auf die rechne ich eben. — Melde mich beim König, Hauptmann Leotychides.

Leotychides. Setze ihm nur tüchtig zu, Feldherr! Der Alte muß rüsten lassen, muß selber ins Feld, er mag wollen oder nicht — (Stimmen von außen.) Hörst Du's? Sie lassen sich nicht länger halten, Deine wie meine Leute. Da kommen sie schon —

Achte Szene.

Vorige. Aristophon und die **Ritter. Spartanische Hauptleute** und **Soldaten.**

Aristophon (im Auftreten zu den Hauptleuten). Da ist der Feldherr. Fragt ihn selbst Ihr Herren!

Ein Hauptmann. Wir spartanischen Hauptleute begrüßen den hochberühmten Alkibiades. Du willst zu uns halten? Willst mit uns Sparta wieder zu Ehren bringen?

Alkibiades. Wenn Euer König mir vertrauen will —

Hauptmann. Unser Zutrauen hast Du. König Agis soll's erfahren. Hoch Alkibiades!

Die Spartaner. Hoch! Hoch!

Leotychides. Still mit dem Rumor! Der Alte hört das nicht gern —

Neunte Szene.

Vorige. König Agis (ohne Stock). **Timäa** (die lauschend an der Schwelle bleibt).

König. In meiner Königsburg wird's laut. Was wollen die Leute?

Alkibiades. Erlaube, König Agis, daß ich Dir meine Getreuen vorführe. Junge Männer aus den besten Adelsgeschlechtern, sie alle, gleich mir, aus Athen verbannt. Sie bringen mir fünfzig wohlbemannte Kriegstriremen, die ich Dir und und Deinem Sparta wie mich selbst zur Verfügung stelle, wenn Du mich für würdig hälst, in Deine Dienste zu treten.

Leotychides. Gieb uns Alkibiades zum Feldherrn, König, laß gegen Athen rüsten, bevor uns der wilde Kleon mit seinen Volkshaufen heimtückisch überfällt. (Zustimmung der Spartaner.)

König. So willst Du Deine eigene Vaterstadt bekämpfen, Alkibiades?

Alkibiades. Nein. Nur die, die sie verderben, zu Grunde richten! Hilf mir gegen meine, gegen Deine eigenen Feinde, König Agis! Laß uns vereint Gesetz und Ordnung in Athen wieder herstellen, und das erneute Athen, das Athen des Alkibiades im Treubunde mit Sparta bedeutet das Ende unseres alten Haders, bedeutet den Frieden der griechischen Welt. Doch ohne Kampf keine Ehre! Darum rüste zum letzten entscheidenden Kampfe, König Agis, zum Kriege mit Athen!

Alle. Krieg mit Athen! Krieg mit Athen!

König. Ihr drängt mich dazu. Ihr wie sie (nach Timäa gewendet, welche vorgetreten).

Alkibiades. Die Königin!

Leotychides. Hoch, Königin Timäa!

Alle. Hoch, hoch!

König. Du hast vernommen —?

Timäa. Kühne Worte sind gefallen — mögen die Thaten ihnen entsprechen!

Alkibiades. Mein Schwert im Dienste Spartas soll die Schmach tilgen helfen, die meine Vaterstadt über mein Haupt gehäuft — Und so schwöre ich Gehorsam und Treue dem König — (kniebeugend) und der Königin!

Ende des zweiten Akts.

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Alte Lieder.

Als ich einst, vor vierzig Jahren,
Fröhlich durch die Welt gefahren,
Voll von Liedern und Gesang,
Dacht' ich nicht, daß, wie den Winden
Abgelauscht in Wort und Klang,
Jugend wußte neu zu finden,
Was mir unbewußt gelang.

Dringen nun auf Wanderstraßen,
Wohlgefügt in Takt und Maßen
Meine Lieder mir zum Ohr,
Drängt's mich fast, mich anzuschließen
An den wanderfrohen Chor,
Und der Stunde zu genießen,
Sangesfreudig, wie zuvor.

Aber zieht nur hin, ihr Jungen,
Sei die Lust auch unverdrungen!
Jugend scheut der Jahre Schnee.
Schon genug, daß Eure Lieder
Ich im Herzen noch versteh'!
Und so hör' ich selbst mich wieder
Im Willkommen, im Ade.

Otto Roquette.

Zur Erinnerung an Theodor Storm.

Von **Karl Emil Franzos.**

Es soll hier nicht versucht werden, festzustellen, welches Erbe wir der schönen, zugleich zarten und starken Kraft und Kunst des Dichters verdanken, welcher an einem Sommerabend dieses Jahrs, den 4. Juli, sanft und still in seinem Haus in der Heide, zu Hademarschen in Holstein, mit dem letzten Sonnenstrahl dahingeschieden ist. Was er als Erzähler bedeutet, weiß nun jedermann, denn noch mit ergrauendem Haar bloß als „der Dichter des „Immensee““ bekannt und in seinem Werte unterschätzt, wie kein anderer seiner Zeitgenossen, hat sich Theodor Storm in seinen Greisenjahren an einer immer wachsenden Flamme der Liebe und Verehrung wärmen dürfen und ist so volkstümlich geworden, als es heutzutage, angesichts der Verwilderung und Erniedrigung des Geschmacks, ein Künstler in Deutschland überhaupt werden kann; die Marlitt und Heimburg werden allerdings mehr gelesen. Daß er als Lyriker wohl unter den Lebenden der bedeutendste war, der Dichter, der aus dem Tiefsten schöpfte und den Naturlaut, ja den Schrei der Kreatur künstlerisch zu bändigen wußte, daß ihm kein geringerer Platz gebührte, als der neben Heine, Eichendorff und seinem Freunde Mörike, wissen freilich nicht einmal alle jene, die derlei zu würdigen verstehen, geschweige denn die Menge, aber auch seinen Liedern ist der Hörerkreis von Jahr zu Jahr gewachsen, und er fühlte den Schmerz seiner Mannesjahre, gerade in seinem besten Können verkannt zu sein, im Alter, wenn auch nicht gestillt, so doch gemildert. Vieles bleibt noch zu thun übrig, um diesen Dichter des deutschen Gemüts, den in jenem Lebensalter immer kraftvoller und wahrheitsmutiger wurde, wo andere die Schwäche und Zaghaftigkeit zu überkommen pflegt, im Bewußtsein der Nation den Platz zu erkämpfen, der ihm gebührt, und wie diese Zeitschrift bereits einmal (Band I., Heft 6) aus der Feder jenes Schriftstellers, welche vielleicht am meisten dazu berufen war, des Landsmanns und Freundes Storms, Wilhelm Jensen, eine eingehende Betrachtung seiner Schriften veröffentlicht hat, so wird sie auch ferner der Pflicht eingedenk bleiben, seine Gemeinde zu mehren, indem sie seiner Werke gedenkt. Heute, sagt' ich, soll dies nicht versucht sein; und auch eine andere Pflicht, das Bild des Menschen dem Leser hinzustellen, wird ein vertrauter Freund Storms hier im Namen dieser Zeitschrift später zu erfüllen suchen. Ein anderer Inhalt sei dem Blatt gegeben, welches wir dem Toten auf das frische Grab legen. Wer im Trauergefolge dahin schreitet, hinter dem Sarge des geliebten Abgeschiedenen, denkt wohl auch daran, was er allen gewesen, aber am Lebendigsten empfindet er doch jeden Blick und jedes Wort, die ihm selbst geworden. In diesem Sinne sei hier die Art erzählt, wie er sich zu dieser Zeitschrift gestellt, und mit seinen eigenen Worten, aber fern aller Selbstbespiegelung sei nur mitgeteilt, was für ihn bezeichnend ist.

Es war selbstverständlich, daß ich mich, als ich die „Deutsche Dichtung“ gründete, unter den ersten an Storm um Beiträge wendete. Sein Antwortschreiben schlug sofort jenen Ton an, der ihm eigentümlich war und sich so himmelweit von aller Geschäfts-Korrespondenz unterschied. „Es ist ja wohlthuend,“ schrieb er, „wenigstens am Ende seines Schaffens einem Vertrauen zu begegnen, wie Sie es mir entgegenbringen; schmerzlich nur, daß ich so weit ins Leben schon hinein bin. Ein Magenleiden, das mich seit Jahr und Tag quält, hat meine Arbeitsfähigkeit herabgedrückt; ob es noch einmal vor dem Ende anders wird — ich weiß es nicht. Dennoch hoffe ich, Ihnen zum Frühjahr eine Arbeit geben zu können; mehr als dieses Versprechen kann ich Ihnen leider nicht bieten, so sehr ich's wünschte.“ Daran schloß sich die liebevolle Mitteilung, durch welchen Zufall er einmal zu meinem ersten Buche gekommen, und ein herzliches, aber doch wohl abgewogenes und mir darum doppelt erfreuliches Urteil über meine Bücher, so weit sie ihm bekannt geworden. Ich erwiderte mit der Bitte, dem ersten Hefte der Zeitschrift nicht fehlen zu wollen, könne er keine Novelle geben, so möge er mir ein Lied spenden. Sein nächster Brief liegt mir leider in diesem Augenblicke nicht vor, ich werde ihn gelegentlich nachtragen, weil er von hohem sachlichen Interesse ist. Er erzählte darin von der Art, wie er Lyrisches produziere; ungedruckt seien nur zwei kleine Serien: Jugendlieder, zu deren Veröffentlichung er für sein Teil sich nicht entschließen könne, und einige Gedichte, die er dem Andenken seiner ersten Frau gewidmet; auch diese habe er nicht zu veröffentlichen vorgehabt, werde es nun aber doch wohl thun, um seinen guten Willen zu erweisen.

Meine Antwort enthielt nebst meinem Danke auch das eben ausgearbeitete Programm der Zeitschrift. Wie er sich in seinem dritten Briefe darüber äußerte, will ich mir mitzuteilen versagen; genug, daß es der greise, kranke Mann nun als eine Pflicht empfand, „seine Kraft anzuspannen“ ... „leider,“ fährt er fort, „bin ich nicht mehr jung genug, um Ihnen so recht beizustehen. Zunächst sende ich Ihnen Einiges aus den Gedichten; wenn nicht I, so gefällt Ihnen vielleicht II; auch mögen Sie beide benützen. Ich schrieb es, wie erzählt, einige Jahre nach dem Tode meiner verstorbenen Frau; es sind deutsche, meinetwegen schlechte Hexameter, die mehr dem Inhalt als der metrischen Form entsprechen. Es wäre mir lieb, wenn dies Bekenntnis, in Form einer fein gedruckten Note, unter den Text käme, denn ich hatte die Blätter für mich und die Kinder zurückgelegt. Finden Sie die Sachen nicht recht druckfähig, so unterlassen Sie, bitte, den Abdruck.“

Die beiden Gedichte, von denen er hier spricht, sind jene Elegien, welche in Band I, Heft 6 und Band II, Heft 1 veröffentlicht wurden; die letztere schmückt in autographischer Nachbildung auch das vorliegende Heft. Diese Gedichte gab Storm nur zögernd aus der Hand und wünschte im Falle des Abdrucks eine gleichsam entschuldigende Textnote beigesetzt! Jeder Redakteur erlebt täglich neue Belege für die alte Wahrheit, daß nur der

Jugendgedicht von Theodor Storm. (Ungedruckter Nachlaß.)

Stümper unbescheiden und ewig zuversichtlich, nur der Meister zaghaft ist, aber ein deutlicherer Beleg dafür, wie der vorliegende, dürfte schwerlich aufzubringen sein.

Für eine Novelle, fügt er in demselben Schreiben (5. Juli 1886) hinzu, sei nur sein bester Wille vorhanden, nicht die Möglichkeit. Das erste Heft solle ja schon im August gedruckt werden — „und jede meiner Novellen verlangt an Arbeit von mir die Vormittage von vier bis fünf oder fünf bis sechs Monaten und zwar von $7^{1}/_{2}$—1 oder $1^{1}/_{4}$ Uhr!“ Aber unmittelbar darauf folgte der tröstliche Bescheid: „Mir fällt eben ein, daß ich die Konservatoriums-Geschichte „Mary“, übrigens fast wörtlich nach einer Erzählung meines Sohnes, in zirka 6 Wochen schrieb. Und so könnte es mir vielleicht ergehen mit einem Stoff, den mir die Mitteilung einer Verwandten vor einigen Tagen erst an die Hand gab.“ Und wieder kam, ehe ich antworten konnte, die Notiz: „Ich schreibe schon, und zwar für Ihr Blatt, seit mehreren Tagen und habe die anderen Arbeiten beiseite gelegt. Ich hoffe, daß es was wird, und so würde ich denn noch erträglich früh bei Ihnen mitkommen. „Der Brunnen“ wird es vermutlich heißen.“ Dieser Eifer des greisen Dichters, alle früher eingegangenen Verpflichtungen hintanzusetzen, und sich die Pein angestrengter Arbeit aufzuerlegen, nur um ein Programm verwirklichen zu helfen, welches ihm für die Sache der Dichtung in Deutschland bedeutsam erschien, muß um so rührender anmuten, als ihn dabei nicht der geringste äußere Vorteil locken konnte. Er beanspruchte an Honorar, was ihm von anderen gewährt zu werden pflegte, aber nicht einen Heller mehr.

Dieser Eifer blieb sich gleich, aber die Kraft drohte ihm zu versagen. „Versprechen kann ich nur,“ schrieb er mir am 14. Juli, „daß ich jetzt unausgesetzt dabei bleibe, und ich halte es für möglich, daß ich Ende Juli so weit bin, das Ganze völlig zu übersehen und Ihnen senden zu können. Ob aber diese Gewaltsarbeit genügen wird, deß bin ich noch keineswegs sicher.“ In demselben Schreiben willigte er, wenn auch zögernd, in meinen Vorschlag, den Gedichten keine Note beizufügen und sandte mir seine Photographie; es ist dieselbe, die als Vorlage für das Portrait dieses Heftes gedient hat. „Sie ist vortrefflich,“ fügte er bei. „Meine Bilder sehen allerdings immer eine Strecke älter aus als ich selber, da sie keine Farben haben; sonst wird das Bild allgemein genehmigt; ich wurde ja auch bereits am 14. September 1817 geboren; das Kirchenbuch zeigt den 15. September; aber meine Mutter, deren ältestes Kind ich bin, sagte mir noch vor sieben Jahren, sie müsse das besser wissen; es geschah nämlich um Mitternacht unter Donner und Blitz.“ Auch das nächste Schreiben (vom 22. Juli) enthält die bange Sorge, ob er seine Zusage wohl werde einhalten können; daneben die Antwort auf meine Anfrage, ob er mir nicht einen mit seinem Schaffen und Leben vertrauten Kritiker empfehlen könne, dem ich den Essay für das Storm-Heft übertragen könnte. „Wen Sie wollen,“ war die Antwort, „aber es muß Einer sein, der über Lyrik und so auch meine, ein Urteil hat. Die Welt hat eigentlich nicht einmal eine Ahnung, daß es seit Dezennien in Deutschland keinen Lyriker mehr giebt. Ich muß Ihnen sagen, was ich nicht gern sage, daß ich, was ich einst in der Lyrik leistete, recht hoch anschlage. Ein Urteil über Lyrik ist das Seltenste, was es giebt. Bei 99/100 des Publikums steht als Lyriker Emanuel Geibel wie ein Riese über mir, den ich stets in dieser Beziehung für höchstens zweiten Ranges angesehen habe.“ Ich würde diese Stelle nicht wiedergeben, wenn ich sie für objektiv ganz unberechtigt hielte. Dies ist sie nicht; wohl giebt es in unseres Vaters Hause vielerlei Wohnungen und man braucht keinem niedrigen Geschmack zu huldigen, um der Ansicht zu sein, daß es auch heute noch in Deutschland einige — ach, wie wenige! — Lyriker giebt, welche diesen Namen verdienen, aber einen Lyriker in dem Sinne, wie ihn Storms eigenes

Nicht dem Geliebten allein; wie Vielen warst du entrissen!
Glaubten die Freunde doch kaum, ohne Dich blühe die Welt. —
Deine geliebten Rosen, ach, dennoch blühten sie wieder,
Und Deinen Namen wie lang hab' ich von Keinem gehört.
Rastlos wandert die Zeit, in den Augen der Kinder verdämmert
Mählich dein Bild, und bald — wer noch wüßte von Dir!
Denn so schwindet der Menschen Gedächtniß: Sieh, noch einmal,
Höher als je zuvor, hebt es die steigende Fluth;
Scheidender Abendstrahl der Sonne verklärt es noch einmal;
Doch wie die Welle verrauscht, nimmt und begräbt es die Nacht.

Th. Storm.

Gedicht von Theodor Storm aus seinen letzten Lebensjahren.

Schaffen darstellt, hat es allerdings seit Mörikes Tode in Deutschland nicht mehr gegeben. Was nun gar die subjektive Berechtigung dieses Urteils betrifft, so wird man sie vollends nicht wegleugnen können, und nicht bloß ungerecht, sondern geradezu unverständig wäre es, zwischen dieser und der oben über die beiden Elegien zitierten Äußerung einen Widerspruch zu finden. Beide lassen sich auf denselben Grundzug der Künstlerseele zurückführen, das Höchste anzustreben.

Storm hielt Wort; Anfang August erhielt ich die ersten Abschnitte der herrlichen Novelle, mit welcher ich diese Zeitschrift habe eröffnen dürfen. „Hier alles, was ich bis jetzt fertig habe," schrieb er dazu, „das Übrige ist nur noch in meinem Kopfe; doch glaube ich fest, es in 14 Tagen an Sie einsenden zu können. Übrigens einmal und nie wieder Manuskript drucken lassen, ohne völlig fertig zu sein. Ich fürchte auch, daß die Sache Ihnen kaum genügen wird und bitte, mir in diesem Falle das Manuskript ungeniert zurückzusenden." Und in demselben Schreiben am Schlusse: „Nochmals, ich fühle mich mit dieser Arbeit keineswegs kräftig genug, um das erste Heft der „Deutschen Dichtung" zu vertreten. Senden Sie es mir bei dem leisesten Bedenken zurück ... Den Titel, der gar nicht einzufangen ist, sende ich nach ..."

„Ein Doppelgänger" hat er schließlich die Arbeit überschrieben. Nur gegen diesen Titel könnte man eine Einwendung erheben — der erste „Der Brunnen" wäre zutreffender gewesen — die Arbeit gehört, trotz ihrer rela-

tiv raschen Entstehung zu seinen besten, und daß dem so sei, konnte ich mir schon auf Grund des ersten Teils sagen. Daß er mir keine Abschrift, sondern das Original eingesendet, erleichterte freilich die Lektüre nicht, gewährte mir aber einen deutlichen Einblick in seine Arbeitsweise. Er schrieb mit schwerer, langsamer, gleichmäßiger Schrift und die Sätze, die stehen blieben, wiesen kaum stilistische Korrekturen auf, aber es blieben nicht viele stehen. Er kürzte und kondensierte hinterdrein unablässig, vielleicht öfter und mehr als nötig, und sein Eifer, das bezeichnendste Wort zu finden, scheute auch da, wo es sich um Kleines und Unwichtiges handelte, keine Mühe. Hier ein Beispiel. „Sie kann es nicht lassen", sagt der Oberförster von seiner Frau, „den allzeit Hungrigen Brosamen auszustreuen, sei es nun der Bub oder seien es nur unseres Herrgotts Krippenfresser!" Statt der letzten drei Worte stand im Manuskript ursprünglich „die Sperlinge", dann „die Spatzen", dann „Spatz und Taube", endlich die obige Wendung. Eine seitenlange, mühsam ausgefeilte, in ihrer Art wunderschöne Beschreibung des Gartens am Forsthause war im letzten Augenblicke ganz durchstrichen, weil dem Dichter sein feines Gefühl sagen mochte, daß sie die Entwicklung aufhalte, ebenso fand sich das ohnehin spärlich eingeflochtene Raisonnement später fast überall unerbittlich getilgt, und das Wenige was stehen geblieben, reute ihn obendrein. „Bei dieser etwas unheimlichen Art zu arbeiten", schrieb er mir in dieser Zeit, „bin ich nicht ganz ohne Raisonnement davon gekommen, dem ich sonst in der epischen Poesie nur den kleinsten Raum gönne". Und als er endlich das Schluß Manuskript senden konnte, äußerte er wieder mit strenger, ja allzustrenger Selbstkritik: „Die Arbeit hat mich länger beschäftigt und ist länger geworden, als ich dachte; aber wenn ich die verschiedenen Motive einigermaßen erledigen wollte, so mußte ich Ihnen schon so lange zur Last fallen. Einige Fehler sind bei dieser ungünstigen Art zu arbeiten, welche die Revision des Ganzen ausschließt, eingeschlichen: der Erzähler hat sich zu Unrecht am Anfang als jungen Advokat aufgeführt; auch die Zweiteilung der Person des John im Gedächtnis der Tochter hätte wohl noch etwas beunruhigender noch für sie betont werden müssen. ‚Transeat cum ceteris', sagt Heyse". Später sah er ein, daß er sich Unrecht gethan und hat für die Buchausgabe fast nichts geändert.

Vielleicht lassen schon diese Stellen erkennen, wie sehr er in seinen Briefen über den Rahmen einer geschäftlichen Korrespondenz hinausgriff; seiner Mitteilsamkeit und seinem freundlichen Interesse an der Zeitschrift verdanke ich es, in ihnen einen Schatz seiner originellen und interessanten Urteile über die litterarischen Bestrebungen der Gegenwart zu besitzen. Ich teile nur einiges wenige daraus mit, was unmöglich mißdeutet werden und keinerlei Empfindlichkeit wecken kann. Gottfried Keller stand ihm sehr hoch; über den damals erschienenen „Martin Salander" äußerte er sich immer wieder und betonte, welchen Blick dieser Dichter für Lyrik habe. „Er allein hat mein Gedicht „Geschwisterblut" gewürdigt und schrieb mir einmal darüber: ‚Hinwieder rechne ich dies Ihr Gedicht nicht zu der epischen Poesie, sondern zu der lyrischen im höchsten Sinne. Die zwei Schlußzeilen sind Alles und dies Alles ist die ergreifendste Lyrik, die es geben kann, es stimmt jedes Herz, das nichts von Incest ahnt, weich und traurig und tröstet zugleich.'" Auch auf Heyses und Jensens Urteil legte er das höchste Gewicht; es sei ihm darum, schrieb er mir einmal, sehr überraschend gewesen und habe ihn nachdenklich gemacht, daß beide ihm über seine „Psyche" geschrieben: Der Stoff habe eine sinnliche Behandlung bedurft und es sei nicht gut, daß er diese gewaltsam zurückgedrängt; sein Trost sei nur, daß er an eine andere, als die von ihm gewählte Behandlungsweise gar nicht gedacht. Als ich ihm mitteilte, daß Jensen den Essay über ihn schreiben werde, äußerte er sich hocherfreut: „Er wird schreiben, wie er's meint — und da er's ist, so ists sehr viel!" Auch verdankt die Zeitschrift dieser Korrespondenz manchen wertvollen Rat. Nur einmal war er recht ungehalten; ein Litterarhistoriker hatte in seinem Essay über einen Dichter geschrieben: „Mit der Lyrik hat er nicht viel Zeit verthan," und Storm wetterte: „Was soll das heißen? Der Herr hätte schreiben sollen: ‚Die so seltene Gabe der Lyrik war ihm versagt.' Es hat mir meine alte Meinung wieder bestätigt, daß die Litteratur oder derartige Professoren von dem innersten Kern der Poesie meist nicht die leiseste Ahnung haben. Ich möchte wissen, welche Lyrik dem Herrn bei seinem Spruch vor Augen gestanden." Im übrigen war er leidlich zufrieden und als er mir einmal schrieb: „Auch an Lyrischem ist in dem Blatte nach heutigen Verhältnissen das Mögliche geboten," da erfreute mich dies mehr, als eines anderen überschwengliches Lob.

Die Korrespondenz währte auch dann fort, als er immer kränker wurde; konnte er nicht selbst schreiben, so ließ er mir durch sein jüngstes Töchterchen einen Gruß oder eine Mitteilung über sein Befinden zukommen. Eine Klage oder gar ein Wort düsterer Ahnung hat er mir nie mitgeteilt — „ich möchte so schrecklich gern wieder gesund werden," steht in dem letzten Brief, den ich von ihm erhalten. Er ist nahezu ein Jahr alt — ich mochte ihm in letzter Zeit nicht mehr schreiben, weil ihm das Antworten so sichtlich schwer fiel und es mir wie Selbstsucht erschien, ihn dazu zu veranlassen. Nicht seiner Freundschaft, nicht seines besonderen Vertrauens darf ich mich rühmen, ich war nur einer der vielen, denen er wohlwollend gesinnt gewesen, und was ich hier zu seiner Charakteristik bieten kann, sind Tropfen, während andere aus dem Vollen schöpfen können. Aber auch im Tropfen bricht sich das Licht nach denselben Gesetzen, wie im Flusse, und so werden vielleicht auch diese Zeilen ahnen lassen, wie er war: ernst, eifrig und gütig, ein wahrhaft vornehmer Mensch und Künstler.

Die Krankheit, an der er dahingestorben, hat in den beiden letzten Jahren oft den Namen gewechselt, aber es war immer dieselbe: die Lampe flackerte mühsam und erlosch endlich, weil es ihr an Öl fehlte. Das gilt aber nur vom Körper, nicht vom Geiste; seine letzte Novelle „Der Schimmelreiter" zeigt ihn auf der vollen Höhe seines Könnens. Auch hatte er noch viel zu sagen. Als er zuletzt, am Tage vor seinem Tode, Feder und Papier verlangte und seine Frau ihn bat, ihr zu sagen, was er mitzuteilen habe, weil sie ihm die Erkenntnis ersparen wollte, daß seine Hand bereits zu schwach sei, schüttelte er nur leise den Kopf und flüsterte: „Meine liebe Frau, Gedanken! — Gedanken! — Gedanken!" Er hatte keinen Auftrag mehr für die Seinen, aber aufzeichnen wollte er noch, was ihn erfüllte. Seine letzte

Arbeit war seine Selbstbiographie; nur zwei kleine Abschnitte sind einigermaßen abgerundet, im Übrigen ist er nicht über das Notiren hinausgekommen. Sonst sind nur noch die Jugendlieder vorhanden, welche bis auf jenes, das im vorliegenden Hefte erscheint, ungedruckt bleiben sollen. Ich kenne sie nicht und weiß daher nicht, wie weit diese Verfügung innerlich berechtigt ist, daß dies Lied diese Veröffentlichung verdiente, ist zweifellos. Es ist ein echt Storm'sches Lied.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Neue Romane und Novellen.

Von den mir heute vorliegenden Dichtungen dieser Art mag zunächst einer älteren, jetzt in zweiter Auflage erschienenen Arbeit: „Wolfram von Eschenbach", geschichtlicher Roman von Dr. L. Lang (München, P. Zipperer), gedacht werden. Der Verfasser, selbst ganz vom Geiste Wolfram'scher Dichtung, vom Geiste der ersten Kreuzzüge erfüllt, hat sich bei seiner Darstellung auch ganz auf den Standpunkt jener Zeiten gestellt, sie im Geiste und Tone derselben gehalten. Letzterer erschien um so mehr geboten, als er viele, zum Teil ausgeführtere Stellen der Dichtung seines Helden entnahm und das Leben desselben aus Motiven des „Parcival" so zu gestalten suchte, daß es den Anschein gewinnen sollte, als ob das umgekehrte Verhältnis obgewaltet habe. Ohne die Weltanschauung des Verfassers völlig zu teilen, wird man doch zugeben dürfen, daß ihm diese Absicht in hohem Grade gelungen ist, wenn es auch fraglich erscheint, ob es wirklich ein Vorzug seiner Darstellung ist, „die geschichtlichen Thatsachen und die romantische Erfindung klar und scharf auseinander gehalten" zu haben. So fremd den Leser hiernach Geist und Ton dieser Dichtung berühren dürfte, so wird er sich doch bald von dem sie beseelenden Ernste und der Lebendigkeit angezogen fühlen, mit welcher er hier in Verhältnisse und Zustände eingeführt wird, aus denen ein Dichter, wie Wolfram, und eine Dichtung, wie „Parcival", hervorgehen konnten. Ein besonderes Interesse ist ihm darin aber noch durch den Vergleich der die Gralsage behandelnden Tondichtung Wagners mit der hier entwickelten Wolfram'schen Darstellung dargeboten, die diesem ohne Zweifel die erste Anregung gab.

Victor von Strauß, der durch die Novellensammlung: „Die Schule des Lebens" (Heidelberg, Carl Winter) vertreten ist, zeichnet sich durch die ruhige Klarheit seiner in einem vielseitig gebildeten Geist, einer reichen Lebenserfahrung und einer tiefen religiösen Überzeugung wurzelnden poetischen Weltanschauung aus. Vorzugsweise an Goethe geschult, hat er auch in den vorliegenden Novellen klare Einfachheit der Darstellung mit quellender Lebensweisheit zu verbinden gewußt. Von ihnen erscheint die Novelle „Das Glück" als bedeutendste. Der Dichter hat die Motive dazu den sozialen Gegensätzen der Zeit entnommen. Er zeigt, wie ein edler, frommer, selbstloser Sinn selbst noch großer Beschränkung Glück und Freude abzugewinnen vermag, während ein sich überhebender, selbstsüchtiger, dem Genuß und Glücke nachjagender Geist selbst noch in diesen kein wahres Genügen zu finden vermag. Da die Darstellung nicht ganz frei von lehrhafter Absichtlichkeit ist, so sind Licht und Schatten nicht immer mit gleichem Maße verteilt. Sturm geht fast mehr durch Leichtgläubigkeit und Mangel an Menschenkenntnis, als durch jene Fehler zu Grunde, wogegen die Lebensweisheit Frau Rebhans fast über ihre Lebenslage hinausgeht. In dieser Beziehung macht die Novelle „Renate" einen noch reineren, freieren Eindruck. Der Dichter hat hier dem Motive der Gouvernantenliebe eine neue Seite abzugewinnen verstanden. Der Stolz Renates wurzelt in ihrer verheimlichten vornehmen Abstammung. Sie will die Liebe eines ebenso stolzen jungen Mannes und die Zustimmung seiner noch stolzeren Mutter zwar nicht dieser Abstammung, sondern nur ihren persönlichen Vorzügen und Eigenschaften verdanken, doch ist dieser Stolz nur ein Rest des aristokratischen Vorurteils, welches sie durch ihn zu bekämpfen sucht. Sie demütigt sich aber zuletzt und gewinnt hierdurch die volle Reinheit und Freiheit ihres schönen, edlen Gemüts.

Ein andrer Novellenkranz: „Die goldene Zeit". Neue Geschichten aus der Heimat von Heinrich Seidel (Leipzig. A. G. Liebeskind) ist Gottfr. Keller gewidmet. Mehr noch als dieser ist Storm das Vorbild des Dichters. Er nähert sich ihm in der reizvollen Feinheit, mit welcher er Stimmungen des Gemüts und der Landschaft, sowie den sprachlichen Ausdruck zu behandeln versteht. Auch dem Humor vermag er behagliche Töne zu entlocken. Die goldene Zeit ist natürlich die Jugend mit ihrer Liebe; die Heimat des Dichters sind die deutschen Gestade der Ostsee. Das Begebenheitliche seiner Erzählungen ist durchweg sehr einfach; allein es gelingt ihm fast immer, dieser Einfachheit eine reizvolle poetische oder auch humoristische Seite abzugewinnen. Mit der heiteren, liebenswürdigen Anspruchslosigkeit seiner Erfindungen steht die ablehnende Haltung des Dichters in überraschendem Abstich, mit der er in seiner zweiten Novelle auf Dichter wie Stifter, Kinkel, Leander u. a. herabsieht, deren beliebteste Schöpfungen er als Backfischlitteratur kennzeichnen zu dürfen glaubt. Wie, wenn ein späterer Dichter auch den vorliegenden kleinen Erzählungen eine solche Stelle anwiese, vorausgesetzt, daß auch sie eine ähnliche Verbreitung finden sollten??

Wenig erquicklich ist der Roman: „De Evers" von Adolf Hinrichsen (Berlin und Rostock, Carl Hinstorff) in plattdeutscher Mundart, eine zum Teil allzu absichtliche Nachahmung Fritz Reuters. Der Verfasser erreicht sein Vorbild entfernt nicht in Tiefe und Lebensfülle der Charakterzeichnung und Motivierung. Oft vermeidet derselbe sogar auf letztere näher einzugehen, so daß die Entwickelung hier und da etwas Sprunghaftes, ja Willkürliches zeigt.

„Paula" Roman von O. Heller (Berlin, A. Teubner) behandelt einen Konflikt, der bei tieferer Auffassung, künstlerischerer Durchbildung und geistvollerer Behandlung sich wohl hätte anziehend gestalten lassen. Dem Verfasser hat es hierzu an dichterischer Begabung, vielleicht selbst an der Absicht gefehlt. Sogar die Sprache ist gewöhnlich und trocken.

Schwächlicher in den Motiven, aber etwas höher im Ton und etwas sorgfältiger in der Behandlung der Sprache stellen sich vier von Otto Lohr unter dem Titel: „Aus dem Eckstübchen“ (Prag, Carl Bellmann) erschienenen Erzählungen dar. Ihr größter Vorzug ist die Anspruchslosigkeit.

Dresden. **Robert Prölß.**

Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Von Charlotte Lady Blennerhassel, geb. Gräfin Leyden. Zwei Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1888.

Das Werk, das in vornehmer Ausstattung erscheint, ist mit den beiden vorliegenden Bänden keineswegs beendet; soll es mit derselben Ausführlichkeit zu Ende gebracht werden, so müßte mindestens noch ein ebenso starker Band folgen. Dieser Umstand und der fernere, daß das Werk am Schlusse des Vorliegenden gerade abbricht, wo es für die Leser der „Deutschen Dichtung“ von besonderem Interesse zu werden verspricht, nämlich mit dem Zeitpunkt der Reise der Frau von Staël nach Deutschland, rechtfertigen die Kürze, mit der wir für jetzt von dem bedeutsamen Buche sprechen. Denn ein bedeutsames Buch ist es. Die Verfasserin, die doch wohl eine geborene Deutsche ist, schreibt das Deutsche vollkommen und beherrscht mit der Sicherheit eines berufsmäßigen Gelehrten das weitschichtige Material. Daß ihr die Werke ihrer Heldin vertraut sind, bedarf keines Lobes, aber auch der damalige Zustand der Litteratur und der Politik sind ihr wohl bekannt und sie weiß sich in dem großen Reichtum der Quellen und der unendlichen Fülle der in Büchern und Zeitschriften zerstreuten Einzeldarstellungen mit großer Gewandtheit zurechtzufinden. Auch handschriftliche Quellen, ungedruckte Briefe werden von ihr benutzt, aber bescheiden citiert und nicht nach der Unart mancher mit ihren Funden sich brüstenden Gelehrten unbillig vorgedrängt. Sie besitzt eine anerkennenswerte Geschicklichkeit der Komposition, die sich besonders darin äußert, daß die drei großen Abschnitte, in welche naturgemäß eine Biographie jener genialen Frau zerfällt: Persönliches, Litterarisches, Politisches in hübscher Weise auseinandergehalten und wenn nötig verknüpft werden. Nur in einem Umstande zeigt sich das Weibliche in nachteiliger Weise: die beiden Bände haben weder Inhaltsverzeichnis, noch Register, zwei so unentbehrliche Bestandteile, daß man füglich kaum begreifen kann, wie sie einem derartigen Werke fehlen. Nur von einem der berühmten und allgemeiner bekannten Werke ihrer Heldin spricht die Biographie, nämlich von dem Romane „Delphine“. Die Analyse desselben ist ausführlich, ohne weitschweifig zu sein und die Bemerkungen über das Buch, das seinerzeit Aufsehen erregte, sind verständig. Nur darf man freilich von diesen Bemerkungen nichts hervorragend Neues, nichts Abschließendes verlangen. Vergleicht man z. B. diesen Abschnitt über „Delphine“ mit den Seiten, welche Georg Brandes („Die Litteratur des 19. Jahrh. I, S. 124 ff.“) dem genannten Romane gewidmet hat, so fühlt man doch einen gewaltigen Abstand. Es ist nicht bloß die packende Ausdrucksweise, die Kunst plastischer Darstellung des dänischen Schriftstellers, welche der Deutschen fehlt, sondern es ist, wenn ich so sagen darf, der Mut der Meinung. Was Brandes in rücksichtsloser Offenheit sagt, bemäntelt und verhüllt sie; sie möchte Frau von Staël in Schutz nehmen gegen alle möglichen Vorwürfe, die ihr gemacht worden sind, Brandes hebt mit Vorliebe alle die Momente hervor, welche auch diesen Roman zu einem Sturmbocke im „Kampfe gegen die Gesellschaft“ gemacht haben. Doch soll diese Gegenüberstellung, die zu Ungunsten der Verfasserin ausfällt, keineswegs dazu dienen, das allgemein günstige Urteil zurückzunehmen; dies bleibt bestehen, wenn auch einige Einzelheiten unvollkommen sind. Das Werk ist eine fleißige, verständige, künstlerisch wohl angelegte Leistung, welche der Verfasserin Ehre macht.

Berlin. **Ludwig Geiger.**



Litterarische Notizen.

— Dem Katalog einer Autographen-Sammlung, welche am 1. Oktober d. J. bei List & Francke zu Leipzig versteigert werden soll, entnehmen wir einige Notizen, die auch den Litteraturfreund interessieren können. Ein Brief Bürgers an seinen Verleger Dietrich in Göttingen, Altengleichen, 15. Juni 1780, enthält folgende Stelle: „Angst- und Notschuß um Hülfe! Mit Zittern und Beben, alter Knabe, schreibe ich diesen Brief, und mit noch mehr Zittern und Beben werde ich Deine Antwort erbrechen. Erbrechen? — Nein, das wage ich so geschwind nicht. Ich gucke erst verstohlen irgendwo durch die Ritzen, ob er mir Leben oder Tod weissagen kann. Ist's Leben, so tanze ich auf einem Beine, ist's Tod, so sind die Pistolen schon geladen, und Du kannst Dich nach einem anderen Autor umsehen“ u. s. w.“ Von Interesse ist auch die Denkschrift aus dem Jahre 1804, welche K. L. von Knebel für Frau von Staël bei ihrem Besuche in Weimar über den damaligen Stand der deutschen Litteratur angefertigt hat; als Kuriosum sei verzeichnet, daß darin Schillers mit keiner Silbe Erwähnung geschieht. Beachtenswert scheinen auch durch ihren Inhalt die Briefe von Jean Paul, Hölderlin und Winckelmann; ebenso ein Bericht der Caroline Lucius über den Tod Gellerts.

— Die Verehrer Paul Heyses werden mit Bedauern vernehmen, daß von dem Dichter für diesen Herbst kein neuer Novellenband zu erwarten ist. Wohl aber hat er zwei größere dramatische Dichtungen geschaffen, von welchen die eine in der „Deutschen Dichtung“ erscheinen wird.

— Im Verlage von Gustav Wolf in Leipzig soll unter Redaktion von Dr. Fr. Büttner in Weimar ein illustriertes „Album deutscher Dichter“ erscheinen, zu welchem die Verlagshandlung auch Original-Beiträge entgegennimmt.

— Eine Sammlung Novellen von Hermann Lingg wird im nächsten Winter im Verlage von Adolf Bonz & Comp. erscheinen. Die Novelle, welche den laufenden Band der „Deutschen Dichtung“ eröffnet, wird darin enthalten sein.

— Eine neue einbändige Erzählung von Karl Emil Franzos: „Die Schatten“ wird im Verlage von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart im Oktober d. J. erscheinen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.



V. Band. 2. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Oktober 1888.

Rohheit und Feinheit.

Roh.

Sie saß an der Halde, das Goldhaar im Wind,
Mit Blumen sich schmückend, ein blühendes Kind,
Da brach er hervor hinter lauerndem Stamm
Und sprang auf sie ein, wie der Wolf auf das Lamm.

Er hat sie gepackt mit der nervigen Faust
Und von dannen geschleppt, wo in Wildnis er haust;
Da hat sie gerungen, die Stirn ihm zerkrallt,
Er hat sie bezwungen mit Räubergewalt.

Die Blumen allein, die sie tändelnd gepflückt,
Sie haben zerdrückt ihr das Brautbett geschmückt,
Ihr Feiergesang war ein stöhnendes Leid
Und die Thränen der Wimper ihr Hochzeitsgeschmeid.

Doch als auf dem Lager die Glut nun verschlackt
Und Grausen und Frost ihr die Glieder gepackt,
Da hat er mit schirmenden Armen sie fest
Vor dem tötendem Atem der Nachtmar umpreßt.

Und als nun verronnen die schaurige Nacht
Und ihr bleiches Gesicht aus dem Angsttraum erwacht,
Da hat er geglättet ihr wirres Gelock
Und ein Mahl ihr getischt auf dem knorrigen Block.

Dann zog mit dem Speer auf die Jagd er hinaus,
In der Wildnis sie lassend im einsamen Haus,
Sie konnt' ihm entflieh'n, doch als heim er gekehrt,
Da fand er sie harrend am dürftigen Herd.

Er ging und er kam, und sie schaltete sacht
Mit ordnendem Sinn und mit klugem Bedacht,
Sie bessert' sein Mahl, sein zerriss'nes Gewand,
Und sie bot bei der Rückkunft ihm grüßend die Hand.

So harrte sie still, und er ging und er kam,
Und es faßt' ihn ihr Anblick mit Scheu und mit Scham,
Der Räuber, der wild sie bezwang mit Gewalt,
Er zagt vor der stillen, der sanften Gestalt.

Mit Abscheu erfüllt ihn sein rohes Gelüst —
Da hat sie die Lippen ihm selber geküßt.
Hat willig gegeben ihm Leben und Leib
Und ward ihm in Liebe Genossin und Weib.

Und wo die Natur sich bekämpft und gerächt,
Entsprang ein gewaltiges, starkes Geschlecht,
Viel Söhne zu Männern in furchtlosem Streit,
Viel Töchter zu Müttern veredelter Zeit.

So klingt es aus Tagen verschollen und grau,
Vom Trotze des Mannes und Hoheit der Frau,
Von ringenden Kräften der frevelnden Lust
Und höherer Macht in der sittigen Brust.

Fein.

Er schwebt im Frack und weißer Binde
Mit ihr im Ballsaal rasch davon,
Ihr Kleid gleicht einer weißen Binde
Und ist von neuester Façon.

Untadelhaft sind alle Beide
Vom Glanzschuh bis zur Kopffrisur,
Er aller Mütter Augenweide,
Sie die der doppelten Montur.

Untadelhaft auch in der Pause
Klingt ihre Konversation,
Sie beide sind von bestem Hause
Und angeborenem feinstem Ton.

Dann steht er in der Saalesecke
Und lacht: Sie scheint ein rechter Pol
Der Anzugskraft für alle Fräcke —
Ahnst Du's? — wie viel bekommt sie wohl?

So, so? Gleich mit? Das läßt sich pflücken! —
Er klemmt ins Aug' sich das Lorgnon,
Steht vor ihr mit gebücktem Rücken
Und bittet um den Kotillon.

Und dann im Frack und weißer Binde
Am nächsten Mittag steht gewandt
Er vor dem Vater, seufzt gelinde
Und bittet ihn um ihre Hand.

Er kann auf Protektionen bauen,
So ist die Sache schnell vereint,
Man ruft die ahnungslosen Frauen,
Die Mutter schluchzt, die Tochter weint.

Doch thut ihr Einverständnis kund ihm,
Daß elegant sich ihre Hand
Nun auf ihn lehnt, auch reicht ihr Mund ihm
Sich zum Verlobungsunterpfand.

Der Pastor spricht beim Hochzeitsmahle
Bewegt: Was Gott vereint, das soll
Der Mensch nicht scheiden, und im Saale
Sind alle Augen rührungsvoll.

Nun kommt in ihrem Reisekleide
Die junge Frau; der Atlasschnee
Ward silbergrau, mit blauer Seide
Besteppt, der Rock ganz von Plissé.

Der Schmuck aus mattem Gold geschliffen —
Man steht bewundernd einerseits,
Steht andrerseits auch tief ergriffen —
Das junge Paar reist in die Schweiz.

Und ein Geschlecht entspringt der Ehe,
Schon tadellos als Embryo;
Vom Haargelock bis an die Zehe
In Rock und Höschen comme il faut.

Die siebenjährigen Herr'n und Damen,
Sie tristen fein und elegant
Gewähr, daß aus der Menschheit Samen
Gottlob der Vorzeit Rohheit schwand.

Wilhelm Jensen.

Wer weiß?

Mein Freund, mißachte nicht den ärmsten Mann,
Wer weiß, er hat vielleicht ein Töchterlein,
Das Deines Lebens Sonne werden kann.

Auch keiner Winkelgassen Labyrinth
Sei Dir zu finster; wohnt vielleicht doch dort
Die Fee, die Deines Glückes Fäden spinnt.

Und heuchelt Einer, dem der Wahnsinn schon
Im Auge flackert, kühle Weltmanier,
Verachte nicht den Helden, lieber Sohn.

Und wird vor Tag und Tau schmucklos ein Sarg
Verscharrt am Friedhofszaun, wer kennt die Qual,
Die das zerschoßne Herz der Welt verbarg?

Ich bitt' Dich, Christ, Jurist und Moralist:
'nen milden Spruch! Wer weiß, wie bald uns selbst
All solche Rücksicht bitter nötig ist!

A. Filger.

Einem Baukünstler.

Selig, wer mit Maß und Schnur
Frühe lernt verkehren,
Von der ewigen Natur
Horcht und späht die Lehren!
Muß in alle Tiefen schau'n,
Schau'n in alle Höhen,
Wenn er will was Festes bau'n,
Muß er Festes sehen;

Muß das Maß sehn und die Zahl,
Wornach Sonnen kreisen
Und nun schon viel tausendmal
Tausend Jahre reisen
Muß im Wellenschlag und Sturm
Spähen nach Gesetzen
Und im Käfer und im Wurm
Bau und Ordnung schätzen.

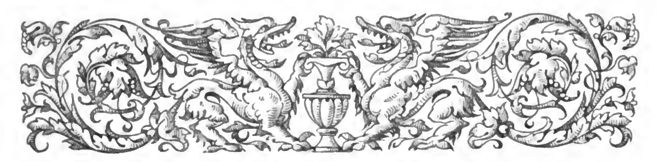
Nur wer so ein Schüler wird
Von dem großen Meister,
Der nach Maß, das nimmer irrt,
Welten schuf und Geister,
Wird sich von der höchsten Kraft
Ab sein Teilchen ringen
Und sich sichre Meisterschaft
Späh'n aus allen Dingen.

Selig, wer mit Maß und Zahl
Lernt nach Festem zielen!
Der wird stets im Sonnenstrahl
Heitrer Kräfte spielen;
Denn wohin sein Auge schaut,
Späht er nur ins Klare:
Drum wird drinnen auch erbaut
Ihm das Ewigwahre.

Bonn, 1843.

Ernst Moritz Arndt. (Ungedruckter Nachlaß.)





Am Lago d'Averno.

Novelle von Hermann Lingg.

(Schluß.)

Ellerborn fuhr fort:

„Sie, die Lebende, begannen die Tote in meinem Herzen zu verdrängen, oder nein, sie lebte in Ihrer Erscheinung wieder auf – ich besuchte, um Sie zu sehen, öfters das Theater. Vergeblich! Aber ich suchte und fand Zerstreuung in diesem Suchen, und bald auch fand ich Lust daran — ich verlor mich, da ich Sie, auch Sie wieder mir verloren glauben mußte, immer weiter in Vergnügungen, Äußerlichkeiten, die mir kein Genüge gaben — und mich dennoch fesselten. Da — schon war ich nahe daran, einen entscheidenden Schritt in dieser Richtung zu thun und mich der Bühne zuzuwenden — da — sah ich Sie heute Morgen wieder und Ihr Anblick rief wie durch eine höhere Fügung das Bild der Heißgeliebten wieder in mir wach und damit auch die Erinnerung an alles, was sie mir war, was ich ihr zu danken hatte, was ich für sie erringen wollte — die Zeit meiner Studien, meines ersten ärztlichen Wirkens. Diese Reminiscenz an meinem Beruf erwachte so stark in mir, daß ich heute früh nicht an einem Hospital vorbeigehen konnte. — — Kurze Zeit nachher, unfern von hier, geriet ich unter die Banditen, ich fand Anlaß, zu sagen, woher ich kam: von einem guten Werke. Nun, Sie wissen, was man von dem Sänger Stradella, und was man von Salvator Rosa erzählt; beide wurden in gleicher Lage durch ihre Kunst gerettet — ich durch meine."

„Ach, Sie zogen wohl, ein zweiter Androklus, einem dieser Löwen einen Dorn aus, einen schadhaften Zahn?"

„Vielleicht würde ich das gethan haben, aber es war nicht nötig. Die Verwegenen hörten mich an, nannten mich einen guten Christen und gingen davon."

„Dann witterten sie wohl die Nähe der heiligen Hermandad?"

Ellerborn blieb stehen und wies auf ein etwas tiefer am Wege liegendes Gebüsch, im gleichen Augenblick rauschte der Flug eines Raubvogels daraus empor. Liddy fuhr zusammen, sie sah sich um, als erwarte sie, was nun weiter geschehen werde.

Ellerborn aber fuhr fort:

„Sie sehen, wie Sie mir in so kurzer Zeit so teuer geworden, Miß, und daß meine Besorgnisse für Sie nicht ganz unbegründet sind. Die Räuber konnten Sie überfallen, ja sie können es noch, und die Anwandlung von Großmut und menschlichem Rühren könnte leicht schon vorüber sein; aber daß es Ihr Erscheinen gewesen, das mich zu meiner Handlungsweise bestimmt hat, die mir wahrlich zum Heile gereichte, und daß Sie so meine Retterin geworden, das werden Sie nun nicht mehr in Abrede stellen."

„Es ist in der That sehr seltsam, die Thatsachen sind nicht zu leugnen", entgegnete Miß Liddy, „es ist ein eigenes Zusammentreffen."

„Verzeihen Sie mir nun mein Ungestüm," rief Ellerborn aus, „mit dem ich mich bei Ihnen einführte, es war die innigste Sorge für Ihre Sicherheit, für Ihr Wohl; es war zugleich der Ausdruck einer tiefen Gewalt in mir und entsprang, wie die heißen Quellen diesem vulkanischen Boden, einer nicht erloschenen Herzensglut und barg Hoffnungen in sich, wie sie kaum je einem Sterblichen erfüllt wurden. Die Erfüllung dieser Hoffnungen trüge die Reinheit einer überirdischen Sehnsucht, einer himmlischen Liebe in die Sphäre irdischer Glückseligkeit und würde die süßeste Täuschung mit der wahrsten, entzückendsten Wirklichkeit vermählen."

„Nicht weiter," rief Liddy.

„Ein unerhörtes Menschenglück,“ fuhr Ellerborn begeistert fort, „ein Sieg wäre das über den Triumphzug des Todes.“

„Kein Wort mehr, ich darf Sie nicht länger hören,“ bat das Mädchen. „Ach, wissen Sie auch, daß Sie das Verbot, mich anzureden, übertreten haben?“

„Wie,“ rief Ellerborn auf's höchste erstaunt aus, „Sie wissen, daß mir so etwas gesagt wurde, daß mir verboten wurde, diejenige anzureden, die . . . Wirklich, wie kommen Sie dazu?“

„Wie?“ frug nun ebenso verwundert Miß Liddy. „Sie haben doch den Brief erhalten, den mein Oheim nach dem Theaterbesuche an Sie absandte?“

„Einen Brief — nein“ — entgegnete Ellerborn.

„Ihr Benehmen, das auffällige Betragen eines Fremden an jenem Abend war zu belästigend, als daß es meinen Verwandten hätte unbeobachtet und gleichgiltig bleiben können. Sie also waren dieser Fremde, der mich mit Blicken verfolgte; man erkundigte sich nach Ihrem Namen und als Sie nach der Vorstellung im Foyer mir ein felice notte zuzuflüstern wagten, da sprach mein Oheim den Entschluß aus, an Sie zu schreiben und Ihnen weitere Annäherung zu verbieten. Ich selbst bat ihn darum.“

„Sie hatten mich also gesehen?“

„Nein, meine Aufmerksamkeit war ganz und gar auf das Spiel gerichtet gewesen, aber man hat mir alles gesagt. Urteilen Sie selbst, ob ich nicht recht that, die Handlungsweise meines Oheims zu billigen.“

„Ich weiß, ich weiß,“ rief der Unglückliche, „einem verbrecherischen Gedanken, einer frevelhaften Neigung hab' ich Raum in meinem Herzen gegeben, einem Wunsche, der das Angedenken an die Hingeschiedene ebenso beleidigt, wie Sie! — Ach, können Sie mir vergeben? — Verbannen Sie mich nicht für immer! Gönnen Sie mir ein Wort der Versöhnung!“

Sie legte sanft die Hand auf seine Schulter und sah ihn mit einer unendlichen Milde und Traurigkeit in die Augen.

„Warum sollte ich Ihnen nicht verzeihen? Haben Sie sich nicht mutig uns als Beschützer angeboten, und sollt' ich dafür unempfindlich sein, daß ein Zusammentreffen, wie es wohl selten sich ereignen mag, die heiligen Gefühle einer reinen Liebe wieder wach gerufen hat? Gewiß nicht. Aber eben deshalb muß diese Begegnung unsere letzte sein.“

Er blieb stehen und sah sie an, als wollte er sagen: Ist es möglich — und nach diesem Geständnisse noch möglich? —

„Kommen Sie,“ nahm sie nun wieder das Wort, „der Wagen wartet schon zu lange auf uns, ich nehme Ihre Begleitung noch ferner an und werde Ihnen — Vertrauen mit Vertrauen lohnend, Schmerz für Schmerz gebend, auch mein Geschick offenbaren.“

Sie traten an den Wagenschlag und Liddy stellte den jungen Arzt ihren Verwandten vor, die sehr betroffen waren über die so ungewöhnliche Einführung eines ihnen gänzlich Unbekannten. Sie wurden es noch mehr, als ihre Nichte in einer freilich alle Beunruhigung ausschließenden Weise das Warum erklärte. Darauf gab die ältere Dame sogleich dem Kutscher Befehl, nach Neapel zurückzukehren, und schien nun recht froh, einen männlichen Begleiter zu haben.

Liddy saß an Ellerborns Seite, sie zog den Handschuh ab und ließ an einem Finger ihrer Hand einen Ring sehen, einen schweren Goldreif mit einem Rubin in der Mitte. „Diesen Ring“, sprach sie, „gab mir mein Bräutigam bei seinem letzten Lebewohl, als er in den Krieg gegen die Südstaaten zog, um für die Aufhebung der Sklaverei zu kämpfen. Wir gelobten uns Treue fürs ganze Leben, ich sie ihm auch darüber hinaus, wenn er nicht mehr wiederkäme und ich gelobte dies nicht mit einem Worte, sondern in der Stille meines Herzens. Er kehrte nicht mehr zurück; er fiel in einer der ersten Schlachten. Die Matrone Ihnen gegenüber ist seine Mutter, ihr halte ich mein Gelöbnis, ihr werde ich stets eine Tochter sein und werde keinem andern angehören, als ihrem Sohne. Jetzt kennen Sie mein Los, es gleicht dem Ihrigen. Folgen Sie meinem Entschlusse, bleiben Sie Ihrer Toten getreu, wie ich dem meinen. Und hier sind wir am Lago d'Averno angelangt“.

In diesem Augenblicke sprengten zwei Karabinieri in vollem Galopp heran zu beiden Seiten des Wagens und meldeten, sie seien von Neapel zum Schutze dieser Equipage beordert.

„Nun sind Sie meiner nicht mehr benötigt“ sprach Ellerborn. „Sehen Sie, die Sonne sinkt, schnell wird die Nacht hereingebrochen sein, leben Sie wohl für immer.“ — Er drückte einen langen heißen Kuß auf ihre Hand, schwang sich aus dem Wagen und war, noch einmal zurückgrüßend, bald

ihren Blicken entschwunden. Sie hätte ihm gern noch ein Wort zugerufen, es war zu spät. —

Der junge Mann verbrachte die halbe Nacht am Ufer des Lago d'Averno; den Gedanken an Selbstmord, der an dieser trägen, stillen Flut in ihm auftauchte, wußte er kräftig von sich abzuschütteln. „Nein" sagte er sich — „der Tod ist heute schon einmal an mir vorüber gegangen, ich such' ihn nicht auf. Morgen aber zurück ins Vaterland!" —

Indem er die Vorstädte Neapels durchwandelte, um nach seinem Gasthofe zu gelangen, hörte er aus einer hell erleuchteten Wohnung zu ebener Erde eine lebhafte Musik und den Takt von Tanzenden; zuweilen stiegen aus dem Hofraum Raketen und Leuchtkugeln empor und zerknallten in der Höhe. Auf seine Anfrage was für ein Fest es hier gäbe, erhielt er zur Antwort, es feiere der Herr dieses Hauses seine goldene Hochzeit. Ellerborn trat unter die offene Thür und beobachtete unbemerkt das frohe Gedränge und den hellen Jubel, wie ihn eben nur Neapolitaner äußern können. Auch den achtzigjährigen Hochzeiter sah er und seine fast ebenso alte Gattin. Sie boten ein eigen ernstes Bild zur Betrachtung inmitten der tanzenden und schwärmenden Jugend umher. Still und lächelnd saßen sie da — und der verborgene Zuschauer dachte sich: Da sitzen sie und feiern ihr fünfzigstes Gedenkjahr des Tages, an welchem man sie am Altar zusammengab in blühender Jugend und voll rosiger Hoffnungen, da sitzen sie, wieder geschmückt mit Blumensträußen vor den verödeten Herzen und mit ergrauten Haaren! Was sie damals erfreute, das ist begraben, die Hände, die mit den blinkenden Gläsern damals auf ihr Wohl anstießen, modern in der Erde, die Blicke, die ihnen zuwinkten, sind erloschen, nur sie selbst sind noch da und von ihren Erinnerungen lassen die angenehmen den Gedanken aufkommen, daß die Wonnen der Jahre für sie unwiederbringlich dahin sind; die unangenehmen, und deren sind auch viele, fliehen selbst an diesem Tage nicht, können nicht verscheucht werden, sie erscheinen zu Gast bei diesem Feste, wo die Vorboten des Todes den Tisch gedeckt haben und das Memento mori aus jedem Glückwunsch seine Verbeugung macht... Ist es nicht schöner, früh zu sterben und in der Liebe der Zurückbleibenden in ewiger Jugend fortzudauern?

Er wandte sich rasch hinweg Noch einige Male sah er über sich die glänzenden Raketen in den tiefdunkeln Nachthimmel aufleuchten. . . .



„Tanne auf dem Felsen . . ."

Tanne auf dem Felsen über tiefem, tiefem Thal,
Du hast ihn gesehen in der Abendsonne Strahl.
Sagte nicht Dein Rauschen, da zur Seit' er mir stand:
Nimmermehr stützt Dich eine kühnere Hand!

Regen hat die Spur seiner Füße verspült,
Sturmwind hat die Stirn mir, die heiße, gekühlt,
Sonne von den Wangen die Thräne mir sog —
Niemand sieht mir an, daß von dannen er zog.

Anna Klie.

Schlafe, mein holdes Kind.

Im Blütenschmucke, goldverbrämt
Vom Abendsonnenstrahl,
Vor eigner Schöne tiefbeschämt
Zittert das junge Thal.

Und leiser singt der Vöglein Chor,
Verstohlen flüstert der Wind.
Die Nacht lugt unterm Busch hervor —
Schlafe, mein holdes Kind!

J. Löwenberg.

Sprüche.

Lerne doch den Bann begreifen,
Der gemeinen Sinn umflicht!
Nimmer ist er abzustreifen,
Nimmer tagt ihm reines Licht.
Koloquinten mögen reifen,
Süßer werden sie d'rum nicht.

Vergeblich stellst Du gen die Bürde
Des Alters Dich zur Wehr'.
Doch trägst Du sie mit stiller Würde
Drückt sie nicht halb so schwer.

Betty Paoli.





Die kleine Odyssee.

Eine Seegeschichte von **Heinrich Kruse.**
(Fortsetzung.)

Griechen und Troer.

Als nun Asiens Ufer die Griechen erreichten, der breite
Hellespont fast verdeckt von den zahllos wimmelnden Schiffen,
Da sprang Protesilaus vom hochgeschnabelten Fahrzeug
Allen voraus als Erster ans Land, frohlockend und jubelnd.
Ach, nicht lange! Schon stürmte der helmumflatterte Hector,
Priamus tapferster Sprößling, heran, um die Landung zu hindern,
Und von Weitem bereits wirft, schleudernd mit Macht, er die Lanze.
Auf ihn Protesilaus, und hofft in den Staub ihn zu strecken,
Aber er hatte noch Zeit, vorher sich niederzuducken,
Daß ihm die sausende Lanze nur leichthin schrammte die Schulter.
Doch als Protesilaus darauf in die Höhe sich reckte,
War er bereits in den Händen des furchtbarsten Kriegers von Troja.
Hector hatte sein Schwert aus der Scheide gerissen und traf ihn,
Da wo der Hals sich fügt an den Nacken, so kräftig und wütend,
Daß er den Kopf vom Rumpf abtrennte. Der Kopf mit dem Helme
Hüpft' auf der Erde dahin, indes aus den Wirbeln das Mark schoß
Auf wie ein Strahl, bis der Rumpf hinsank entseelt auf den Boden.
Aber im Kopfe bewegten die Augen sich noch und die Lippen
Regten sich noch, als wenn Lebewohl! er sagte der Gattin
Laodamia, der schönen und zärtlichen Neuvermählten.
Aber ein Jammergeschrei drang nun aus dem Heere der Griechen,
Als sie den herrlichen Jüngling so grausam in Stücke gehau'n sah'n.
Doch schon eilte herbei aus sämtlichen Schiffen die Mannschaft,
So viel springend und watend den Strand zu erreichen vermochten,
Aber mit Schrecken erblickten die Troer die Menge der Feinde,
Die rasch wachsend sich über ihr Land unaufhaltsam ergossen.
Also sieht man zu Zeiten der Herbstnachtgleiche die Salzflut
Donnernd sich über das Land und die Werke der Menschen ergießen,
Und nicht eher verlaufen die wütenden Wasser sich wieder,
Bis daß Alles zerstört und verwüstet ist, Dörfer und Felder.
Als nun die Troer erkannt, sie könnten die Landung nicht hindern,
Gingen sie hinter die Mauern zurück mit entmutigtem Herzen,
Und sie schickten hinaus nach Phrygien, Mysien, Lydien,
Weit durch Asien hin zu sämtlichen Bundesgenossen,
Beistand ihnen zu leih'n, vor der Übermacht sie zu retten. —
Anfangs waren die Griechen so weit zahlreicher gewesen,
Wenn sie sämtlich in Haufen zu Zehn auf dem Felde gestanden
Und bei jeglicher Schar ein weineinschenkender Troer
Hätten nicht wenige Haufen des dienenden Schenken ermangelt,
Doch als die Bundesgenossen zu Fuß und zu Roß und zu Wagen
Waren zusammengeströmt, um Priamus Veste zu retten,
Glichen die feindlichen Heere dem Ringerpaare im Wettkampf,
Das um die Hüften gefaßt, mit geschwollenen Muskeln sich abmüht,
Einer den Andern zu Boden zu werfen; doch Keiner vermag es.
Zwischen den Mauern der Stadt, überragt von Pergamus Zinnen
Und dem mit Wall und Graben befestigten Lager der Griechen
Ward auf dem grünen, doch bald zu Staube zertret'nen Gefilde,
Täglich herüber das Seil des Kampfs und hinüber gezogen,

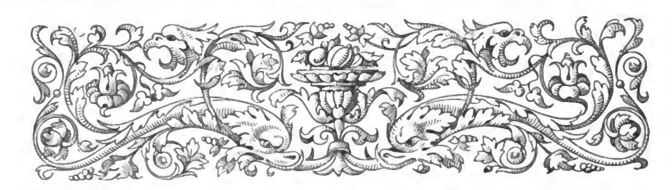
Ohne daß Jahr für Jahr die Entscheidung des Krieges gefallen.
Wie nun Zeus Kronion, der Vater der Götter und Menschen,
Jedem das Glück zuwog, so glänzten die Helden vor Troja.
War es ein glücklicher Tag für die Griechen, so raste Achilles
Hoch zu Wagen dahin mit dem Speer, den außer ihm Niemand
Wußte zu schwingen. Und dann, auf die Erde gesprungen, verfolgt er
Einen entfliehenden Feind im geflügelten Laufe der Schenkel,
Worin einzig Mercur mit den Flügelschuh'n ihm zuvorkam,
Wen er erreicht, den vertilgt' er mit seinen unnahbaren Händen,
Nahm ihm die Rüstung ab und sandte sie samt dem Gespanne
Als Siegsbeute hinab zum Lager der Schiffe und Zelte.
Tydeus Sohn, Diomedes, erwarb auch glänzenden Ruhm sich,
Feurigen Blickes, doch roh und Menscher und Götter nicht scheuend,
Welcher die Venus sogar angriff, an der Hand sie verwundend.
Aber der tapferste Mann nach Achill war der riesige Ajax,
Welcher nicht wankt' und nicht wich, so sehr ihn die Feinde bedrängten,
Mußt' er, allein gelassen, einmal sich zum Fliehen entschließen,
That er es langsam nur und höchst ungern, wie der Esel,
Der aus dem Kornfeld nur durch unendliche Schläge verjagt wird,
Aber sich oft umwendet und frißt, nicht achtend der Schläge.
Ajax Schild war gewaltig, mit sieben Häuten von Stieren
Überzogen, und schwer zu tragen, noch schwerer zu wenden.
Hinter dem Schild stand Teucer, sein salaminischer Bruder,
Dieser, als Schütze berühmt, sprang hinter dem Schilde behend vor,
Zielt' und traf und flüchtete hinter den Schild sich von Neuem,
Wie ein Kind sich flüchtet zum schützenden Busen der Mutter.
Aber der Klügste im Rat war der listige Sohn des Laertes,
Ithakas Fürst Odysseus, von dem wir später noch hören.
Auch ihm mangelte nicht es an Mut und dem seltensten Mute,
An Ausdauer in Leiden und Unverzagtheit in Trübsal.
Aber wer nennt sie Alle, die Helden der Griechen vor Troja?
Auch Idomeneus hat dort ewigen Ruhm sich erworben,
Sthenelus that sich im Kampf nicht minder hervor und es wich ihm
Auch Meriones nicht und Antilochus, hurtig im Laufe.
Unter den Fürsten der ältste, der weiseste und der beredtste,
Das war Nestor, dem süßer als Honig vom Munde das Wort floß.
Aber am Tage, wo Zeus Ruhm hatte den Troern beschieden,
Kämpft' in den vordersten Reihen der helmumflatterte Hector,
Unermüdlich im Kampf, um die heilige Stadt zu beschützen,
Edelgebildet und groß und freundlich von Rede und Antlitz.
Nach ihm war Aeneas, Anchises Sohn und der Venus,
Mutig und kühn im Streit und fromm und die Götter verehrend,
Welchem beschieden es war, nach Latium überzuschiffen,
Und zu gründen den Stamm der weltbeherrschenden Römer.
Seiner Besonnenheit wegen und seines verständigen Rates
Ward Polydamas hoch im Heere der Troer geachtet.
Unter den fünfzig Söhnen des Priamus waren die nächsten,
Aber in weiter Entfernung die nächsten nach Hector, der schöne
Paris, der trotzige Held, Deiphobus und der geschickte
Wagenlenker des Hector, Kebriones, welcher so oft ihn
Führte von Sieg zu Sieg, bis Patroclus den stattlichen Bruder
Hectors traf in die Brust, daß er jählings stürzte und dalag
Groß auf großem Gebiet; der Wagenkünste vergessend.
Unter den Bundesgenossen, die Beistand brachten den Troern,
Ragte Sarpedon hervor, er, der Führer der lycischen Scharen,
Sohn und Liebling des Zeus, der selbst nach dem Tod ihn noch ehrte,
Memnon, der schönste der Krieger, vom Morgenlande gekommen,

Glaucus, den mitten im Kampf Diomedes erkannte als Gastfreund
Und sie reichten einander die Hand und tauschten die Rüstung,
Denn so heilig ward vor Zeiten gehalten das Gastrecht.
Aber wer wüßte sie Alle, die tapferen Führer, zu nennen,
Und die barbarischen Völker, aus Asiens Schoße gekommen,
Deren Sprache den Griechen wie Schwalbengezwitscher ins Ohr klang?
Zehn Jahr kämpften bereits mit wechselndem Glücke die Helden. — —

Doch nicht länger vermochte nunmehr Fritz Runge zu schweigen.
Schwarz und glänzend von Haar, sorgfältig gescheitelt, sodaß ihm
Über das Haupt bis zum Nacken herunter der leuchtende Strich lief
Troff Fritz Runge ja stets von Pomade und höherer Bildung.
Und so ließ er nunmehr von oben herab sich vernehmen:
„Wenn man recht es bedenkt, so ist es doch gräßlicher Unsinn,
Daß zwei große Nationen und tapfere Männer in Unzahl
Jahr für Jahr sich so in blutigem Kriege zerfleischen,
Und warum? Um nichts, als um ein verlaufenes Weibsbild,
Mochte so schön sie sein, wie sie wollte, ich achte sie mehr nicht.
War es von Anfang an nicht um Vieles vernünftiger, däucht mir,
Wenn der betrogene Gatte, der König von Sparta, und Paris,
Der ihm die Gattin entführte, sich wie zwei Ritter im Zweikampf
Hätten gemessen und wer obsiegte, dem wäre zum Siegespreis
Helena zugefallen und was an Schätzen sie mitnahm."
Ja, Sie sind ein denkender Kopf, Herr Runge, so sprach ich,
Ein selbständiger Geist, der die Dinge vom höheren Standpunkt
Aufzufassen gewohnt und glänzen durch eigne Gedanken.
Aber Sie wollen es gütigst verzeihen, in unserem Falle
Hat schon Hector, des Priamus Sohn, Jahrtausende früher
Völlig denselben Gedanken gehabt und inmitten der Heere,
Vor sich die Lanzen gebohrt in den Grund und ruhend vom Streite,
Vorgeschlagen, es sollten um Helena kämpfen die Beiden,
Paris und Menelaus, und also entscheiden den Hader.
Damit waren denn auch so Griechen wie Troer zufrieden —
„Und sie hätten das auch ganz feierlich müssen beschwören."
Richtig, das thaten sie auch, und verschworen sich, Seelen und Leiber,
Wenn den Vertrag sie nicht hielten, sowie es noch heutigen Tages
Fürsten und Könige thun. Und sind die Verträge geschlossen
Heute, so werden sie morgen gebrochen. So ging es schon damals.
Opfer wurden dem Zeus gebracht, ihm, dem höchsten der Götter,
Welcher den Meineid rächt, und abgesteckt dann der Kampfraum.
Und nachdem sich die Helden mit ehernen Schienen die Beine
Hatten bewehrt und die Brüste bedeckt mit dem glänzenden Harnisch,
Auf ihr Haupt sich die Helme gesetzt mit dem wallenden Roßschweif,
Auch sich die festesten Lanzen gewählt, so schritten sie Beide
In den bezeichneten Raum und drohten einander mit Blicken
Und dem geschwungenen Speer, doch das Los, ihn zu werfen als erster,
Hatte den Paris getroffen und weit ausholend entsandt' er
Zielend den wuchtigen Speer, und es klirrte die eherne Spitze
Treffend den Buckel des Schilds, den rasch Menelaus sich vorhielt,
Doch sie durchschnitt ihn nicht. Sie bog sich um und die Lanze
Hing am Schild bis sie, los vom Atriden geschüttelt, herabfiel.
Dieser, sich selbst anschickend nunmehr zum Wurfe der Lanze
Flehte zuvor zum Zeus Kronion, dem Schirmer des Gastrechts,
Betend die Flächen der Hand empor zum Himmel erhebend,
Gleich als wollt er auf ihnen den Segen der Götter empfangen:
„Vater, verleih mir den Sieg, daß die Sterblichen künftig sich scheuen,
Böses dem Freunde zu thun, der gefällig und gastlich uns aufnimmt."

Sprach's und schwingend entsandt' er die weithin schattende Lanze,
Welche den strahlenden Schild und den Harnisch mächtig durchschmetternd,
Bis an den Leibrock drang und ritzte die Weiche des Bauches.
Nicht um die Breite der Hand war Paris entgangen dem Tode
Und vom Schrecken betäubt versucht' er zu flieh'n. Menelaus
Riß aus der silbernen Scheide das Schwert, nachsetzend und schwang es
Auf den gekegelten Helm, daß sprühend er leuchtete, aber
Knitternd und knatternd zersprang in der Hand Menelaus' die Klinge.
Zornig schleuderte nun er den Stumpf weit weg mit der Rechten,
Stürzte dem Flüchtigen nach und ergriff ihn am flatterndem Helme,
Um ihn zu schleifen ins jauchzende Heer der Hellenen. Ein Riemen,
Unter dem Kinne geknüpft, hielt Paris Helm auf dem Haupt fest,
Schnürte die Kehle ihm ein, und es hätt' ihm das Leben gekostet,
Wenn nicht über dem Liebling gewacht die Göttin von Cypern,
Und sie löste dem Paris, der schon am Boden geschleift ward,
Leise den fesselnden Riemen des Helmes und hüllte sodann ihn
Ein in dichtes Gewölk. Sie entrückt' ihn den Augen der Griechen.
Und der Troer zugleich und entführt' ihn zu Pergamus Hochburg.
Dort nun ruht' er sich aus auf dem künstlich gefertigten Lager,
Und sie führte sogar ihm Helena zu, die mit vielen
Troischen Frauen den Kampf zusah von der Höhe des Wartturms.
Als sie trat ins Gemach, da sah sie den Weichling in leichte
Kleider gehüllt und froh der beschwerlichen Rüstung entlastet.
„Bist Du“, sprach sie, „entflohn nach der Stadt aus dem schrecklichen Zweikampf?
Rühmlich war er Dir nicht und hast Du das Leben gerettet,
War es doch schon in der Hand des Atriden. Den besseren Gatten
Hab' ich verlassen, um Dir zu folgen, dem schlechteren Manne.“
Ihr antwortete drauf der bezaubernde Hirte des Ida:
„Helena, zürne mir nicht! Du weißt ja, die Göttin des Sieges
Steht auf rollender Kugel, und wenn sie heute dem Andern
Günstig gewesen, so wird sie vielleicht mich morgen schon kränzen.
Komm, ich habe Dich nie so schön und verlockend gesehen!“
Feurig sah er sie an. Sie errötete sanft und vermochte
Nicht mehr zu zürnen. So zog er das reizende Weib an den Busen.
Indes scholl auf dem Feld Frohlocken von allen Achäern,
Als sie den Paris sahn, am Boden geschleift vom Atriden,
Aber der bitterste Groll stieg auf in den Herzen der Troer
Und nicht wußte der hitzige Sohn des Lycaon, der Schütze
Pandarus, sich zu bezwingen. Er spannte die Sehne mit Macht an,
Bis zur Kerbe hinauf und legte den Pfeil in die Rinne
Und schoß schwirrend ihn ab auf den Sieger im Kampf, Menelaus,
Und nicht sichrer vermöchte der Gott mit dem silbernen Bogen
Phöbus Apollo zu treffen. Der Pfeil drang grad auf das Herz ein.
Aber der Leibgurt war Menelaus im Kampfe verschoben,
Sodaß der spitzige Pfeil in die eherne Spange hinein drang,
Welche den Leibgurt schloß. Er durchbohrte die Spange und drang auch
Durch ein schützendes Blech auf der inneren Seite. Der Leibrock
Konnt' ihn nicht hemmen. Er ging in die Haut und es strömte des Helden
Blut von oben herab und färbte die Glieder. Die Tropfen
Röteten um ihn den Boden und zornig rief Agamemnon:
„Das ist schnöder Verrat! Und wo ist Paris geblieben?
Nicht so durft' er entweichen vom abgemessenen Kampfplatz,
Doch er ist feig entflohn und Ihr habt, Troer, die Reihen
Willig geöffnet zur Flucht, sodaß er entschlüpft in die Stadt ist.“

(Fortsetzung folgt.)



Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Alkibiades.

Drama in fünf Akten von Eduard von Bauernfeld.

(Schluß.)

Dritter Akt.

(Athen. Der Marktplatz.)

Erste Szene.

Sosias und **Demea** (treten auf).

Sosias. Sieh nur, Demea! Der Marktplatz leer, wie verödet, alle Kaufbuden geschlossen —

Demea. Kein Handel und Wandel mehr, Gevatter Sosias, freilich! Kein Geschäft, kein Verdienst —

Sosias. Das macht, die Vornehmen und Reichen haben die bedrohte Stadt verlassen —

Demea. Nicht Alle! Das Volk bewacht die Thore, und läßt keinen Flüchtling mehr durch —

Sosias. Und wenn sie eines Ritters oder wohlhabenden Bürgers habhaft werden können, heißt es —

Demea (mit einer Pantomime). Kopf ab, freilich! — In was für Zeiten leben wir, Gevatter!

Sosias. Was ist aus unserm schönen, friedlichen Athen geworden! Kein Gesetz, keine Ordnung! Wir ruhigen Bürger sind nichts, die verwilderten Volkshaufen setzen Alles durch mit Gewalt. Und ein Kleon, ein Gerber, unser alleiniger Herr über Leben und Tod!

Demea. Und ein roher Metzger ihm zur Seite, dieser Phäax!

Sosias. Ja und ein Winkelschreiber, der verschmitzte Hyperbolus mit ihnen im Bunde! Die drei regieren das Athen des großen Perikles. Ein Schimpf, eine Schande!

Demea. Freilich! — Den Kleon ließ ich mir noch gefallen. Er hat die Spartaner, die gegen uns anrückten, mannhaft zurückgewiesen.

Sosias. Das war nur der Vortrab. Was hilft's? Wenn zuletzt der beleidigte Alkibiades wie der erzürnte Achilles über uns herfällt!

Demea. Er wird doch nicht? (Trompetenstöße von verschiedenen Seiten.) Ist er schon da? Freilich —

Sosias. Nicht doch! Sie rufen die Bürger zusammen.

Demea. Was werden wir da wieder zu hören bekommen?

Zweite Szene.

Bürger (die sich nach und nach einfinden). **Phäax** mit einigen Bewaffneten.

Phäax. Herbei, Ihr Bürger, herbei! Unser Oberkommandant will zu Euch sprechen! (Hornblasen.) Da kommt er schon! Hoch Kleon, hoch! So schreit doch, Ihr Racker!

Einige Bürger. Hoch Kleon!

Kleon. Hyperbolus. Bewaffnete (treten auf).

Kleon. Ihr Bürger von Athen! Das Vaterland ist in Gefahr —

Erster Bürger. Das haben wir schon öfter hören müssen!

Zweiter Bürger. Und immer folgte darauf ein Griff in unsere Geldtaschen —

Phäax. Still geschwiegen! Nicht gemuckst! Unser Oberkommandant hat das Wort.

Sosias (zu **Demea**). Der General Lohgerber!

Demea. Freilich —

Kleon. Die Spartaner-Horden sind zurückgeschlagen. Es war die Vorhut des Heeres, mit welchem der Landesverräter und Gottesleugner Alkibiades uns bedroht. Er selbst weilt dermalen noch in Sparta —

Phäax. Bei der schönen Königin, der Weiberknecht!

Kleon. Ganz Attika ist in Aufruhr und Empörung. Alles greift zu den Waffen. Ein Volksheer sammelt sich an unsern Grenzen, worüber ich Heerschau halten und den Angriff vorbereiten will. Ich lasse Euch meinen tapfern Leutnant Phäax an meiner Statt zurück. Ihm habt Ihr unbedingt zu gehorchen, ihm und meinem Schatzmeister Hyperbolus.

Erster Bürger. Schatzmeister? Hat er denn Schätze?!

Zweiter Bürger. Er wird sie vielleicht von uns haben wollen.

Kleon. Gehorsam ist die erste Bürgerpflicht. Schützt Eure Mauern, für den Fall einer Belagerung, bis ich zum Entsatz heran rücke. Spart mit den Mundvorräten, auf daß keine Hungersnot entstehe. Ich eile zur Armee. Hoch Athen! Nieder mit Sparta! Nieder mit dem Verräter Alkibiades! (Ab mit einem Teil von Söldnern unter Hörnerblasen.)

Dritte Szene.

Vorige ohne **Kleon.**

Erster Bürger. Hungersnot!

Zweiter Bürger. Das fehlte noch!

Phäax. Jetzt hab' ich das Wort! Ich, Leutnant Phäax, ordne und verordne wie folgt: Erstens. Jeder Bürger hat sich zu bewaffnen und Kriegsdienste zu leisten —

Erster Bürger. Kriegsdienste! Oho!

Zweiter Bürger. Wir sind freie Bürger, keine Söldlinge!

Hyperbolus. Nur zum Schutze Eurer Mauern, versteht!

Phäax. Da aber diese Mauern während der langen Friedenszeit schadhaft geworden sind, so haben sämtliche Bürger ohne alle Ausnahme zu schanzen —

Erster Bürger. Schanzen?

Zweiter Bürger. Eine knechtische Arbeit!

Sosias. Du wirst die Familienväter ausnehmen, Leutnant Phäax —

Demea. Ja, und die Schwachen und Gebrechlichen! (hustet) Du hörst, lieber Hauptmann Phäax —

Sosias. Wir sind ansäßige Bürger, unsere Stimmen zählen im großen Rat —

Phäax. Ihr zählt, so lang' Ihr zahlt! Jetzt gilt kein Rat, außer Kriegsrat! Wenn ich sage: ohne alle Ausnahme, so heißt das — ohne Ausnahme. Du sollst mir schanzen, dicker Sosias, so gut wie die Andern. Das kann Deinem Fettwanste nur nützen. Und auch Du, magerer Demea, der mich mit „Hauptmann" anschmeicheln will. Ich hab' mir meinen Leutnant sauer verdient, hab' in unsern Ausfällen immer so ein Paar Spartaner-Hunden den Garaus gemacht, und die haben härtere Schädel, als meine Ochsen. — Morgen werdet Ihr Euch Alle nach Sonnenaufgang auf den Mauern einfinden, und wer nicht schanzen will, der zahlt täglich seine hundert Drachmen in den Staatssäckel, der ziemlich leer ist, wie Euch unser Schatzmeister des Weiteren auseinander setzen wird. Damit holla! Es lebe die freie und einige Republik! (Ab mit den übrigen Söldlingen unter Hörnerblasen.)

Vierte Szene.

Vorige ohne **Phäax.**

Erster Bürger. Saubere Freiheit!

Zweiter Bürger. Einigkeit im Schanzen!

Hyperbolus. Liebe Mitbürger, gönnt jetzt auch mir, dem Schatzmeister, ein Wort. Dieser Krieg ward uns aufgezwungen. Was gehört aber zum Kriegführen? Geld, Geld, und wieder Geld!

Erster Bürger. Aha!

Zweiter Bürger. Sagt ich's Euch nicht!

Hyperbolus. Unser Kommandant hat mich beauftragt, eine Kriegssteuer auszuschreiben, die ich nach den Umständen bemessen habe. Jeder einfache Bürger zahlt vorläufig nicht mehr wie hundert Drachmen — als erste Rate. (Bewegung.) Die Wohlhabenderen unter Euch leisten zwei, drei bis fünfhundert Drachmen und darüber —

Sosias. Wie sollen wir das aufbringen?

Erster Bürger. Trifft uns nicht!

Hyperbolus. Ihr seid Alle gute Patrioten und werdet das geringe Opfer willig auf den Altar des Vaterlandes niederlegen. Ich kenne Euern Besitzstand genau und werde morgen unter Beistand des Leutnant Phäax und seiner Leute in Eure Häuser kommen und Euch billig und gewissenhaft abschätzen. Bis dahin — gehabt Euch wohl, liebe Mitbürger (ab).

Erster Bürger. Wenn sie Geld brauchen, dann sind wir Patrioten!

Zweiter Bürger. Ich bin gewiß ein guter Patriot, aber ich zahle keinen Heller!

Erster Bürger. Ich auch nicht! Keiner von uns! — (Zustimmung. Sie gehen ab.)

Fünfte Szene.

Sosias. Demea.

Sosias. Kriegsdienste! Eine Kriegssteuer —

Demea. Und schanzen! Freilich —

Sosias. Was sagst Du zu alledem, Gevatter Demea?

Demea. Gehen wir nach Hause —

Sosias. Wollt' ich doch, Alkibiades hätte uns bereits erobert, und ich bringe dem Jupiter augenblicks zwei fette Rinder zum Opfer dar!

Demea. Und ich armer Demea opfere dem Herkules, meinem besonderen Patron, mein Allerbestes — mein einziges feistes Mutterschweinchen, freilich! (Gehen ab.)

(Verwandlung. Sparta. Gemach der Königin mit einem Vorgemach, beide mit Teppichen, Bildern und Büsten geschmückt. Links gegen den Hintergrund eine Thür mit Vorhang.)

Sechste Szene.

Alkibiades. Aristophon (treten ein).

Alkibiades. König Agis weigert sich, den Oberbefehl über die Exekutionstruppen zu übernehmen. Er hat sich, während wir rüsteten, tief ins Gebirge zurück gezogen. Es heißt, er sei erkrankt —

Aristophon. Er leidet wohl an der Waffenscheu? Nimm Dich in Acht vor dem heimtückischen Manne, Feldherr. Er beneidet Dich um Deinen großen Namen und um die Huldigungen, die sein Volk Dir darbringt.

Alkibiades. Mag er! (immer aufgeregt) Unsere Sache steht gut, Aristophon! Hauptmann Leotychides beschäftigt den Kleon, der kein schlechter Soldat ist, in kleinen Scharmützeln. Unsere adeligen Freunde haben die Stadt geräumt und sich mit ihm und den Spartanern vereinigt. Mein Unterfeldherr Lamachus mit den Landtruppen steht bereits auf attischem Boden und hält Dekeleia besetzt. Das feindliche Heer sammelt sich in seiner Nähe. Dort wird es zur Hauptschlacht kommen.

Aristophon. Wären wir schon mitten d'rin!

Alkibiades. Meine Flotte steht segelfertig Wir mit den Kerntruppen stoßen zu Lamachus heute noch.

Aristophon. Hurrah! So geht's endlich los! Aber weiß die Königin —?

Alkibiades. Noch nicht. Man muß die Weiber überraschen wie den Feind.

Aristophon. Sie wird Dich schwer ziehen lassen, es wird Thränen setzen —

Alkibiades. Thränen trocknen.

Aristophon. Werden wir nach diesem Feldzug wieder nach Sparta zurückkehren?

Alkibiades. Vielleicht. Ich weiß nicht. — Warum fragst Du?

Aristophon. Aufrichtig, Feldherr — Dein Bündnis mit unserm Erbfeinde macht böses Blut in ganz Griechenland.

Alkibiades. Auch in Persien. Ich weiß. Aber konnt' ich anders? Warum haben sie mich verurteilt? Sollt' ich mich meiner Haut nicht wehren? — Haltet Euch Alle bereit. Laß ein Signal geben, wenn Ihr fertig seid.

Aristophon. Im Augenblick! Weil wir dieses Sparta und seine schwarze Suppe nur endlich los bekommen. (Ab.)

Siebente Szene.

Alkibiades (allein), dann **Timäa.**

Alkibiades (allein). Alkibiades im Bunde mit Sparta bekämpft seine eigene Vaterstadt. Also lautet das Urteil der Welt. Wenn ich aber siege und die Volksherrschaft in Athen niederbeuge, dann werden sie ein anderes Lied anstimmen. Ich lechze nach diesem Kampfe, nach einem Siege! (Lyraklänge von der Seite links.) Die Königin! Sie versucht das Liedchen des Anakreon, das ich sie gelehrt — doch ihre ungelenken spartanischen Finger treffen den Rhythmus nicht. Arme Frau! (lüftet den Vorhang) Timäa!

Timäa (mit einer Lyra, tritt ein). Du ließest mich warten, mein Freund!

Alkibiades. Verzeih', die Kriegsgeschäfte, Du weißt —

Timäa. Die Langeweile gab mir die Lyra in die Hand. Ich stümperte an Deinem Lieblingsliede herum. Sing' es mir noch einmal (giebt ihm die Lyra).

Alkibiades. So gut ich's vermag (präludiert, singt, halb recitativisch):

> Den Kadmus will ich singen,
> Will die Atriden preisen,
> Allein der Lyra Saiten,
> Sie tönen nur von Liebe!

Timäa. Von Liebe! — Liebst Du mich denn?

Alkibiades. Zweifelt meine Königin! Soll ich zu Deinen Füßen liegen?

Timäa. Königin! Die stolze Timäa! (in seinem Anblick) Bin ich's noch!

Alkibiades. Du bist's! Und ich bin Dein gehorsamer Sklave.

Timäa. Wie hast Du mich umgewandelt! Welchen Zauber übte Deine Rede, Dein ganzes Wesen auf die sonst so starre, so verschlossene spartanische Frau! Ich bin verändert, Alles um mich her. Du hast die kahlen Wände meiner Gemächer nach athenienfischer Sitte mit persischen Teppichen, mit Bildern und Kunstwerken geschmückt. Hier der Jupiterkopf, ein Meisterwerk Eures Phidias, dort die Büste Eures göttlichen Plato. Ach, dieser Plato. Der mein Verderben war — (wirft sich auf ein Ruhebett).

Alkibiades. Was ficht Dich an, meine Timäa? (setzt sich zu ihr).

Timäa. In jener Mondnacht, weißt Du's noch? Wir saßen am Meeresstrand, in der schützenden Bucht, folgten dem Spiele der silberhell glänzenden, rauschenden Wogen. Da erklärtest Du mir Platos Lehre in so feuriger Rede — atemlos lauschte

ich Dir, verschlang jedes Deiner beredten Worte. Die Hälfte meiner Seele! Hatte ich bis zu diesem Momente eine Seele? Mein Leben floß so einförmig dahin, ein Tag glich dem andern, ohne Freude, ohne Schmerz. Jetzt fühlte ich den brennendsten Schmerz, zugleich das höchste Entzücken. Mein lange unterdrücktes Leben war erwacht — durch Dich, mit Dir, in Dir erwacht! Die zweite Hälfte meiner Seele, ich hatte sie gefunden — in Dir gefunden! Ja, die Liebe ist die Seligkeit zu zweien, so rief es laut in mir, mein Stolz war gebrochen, ich sank in Deine Arme. — Da war ich die Königin von Sparta nicht mehr, nur Deine Timäa! (verbirgt ihr Gesicht an seiner Brust).

Alkibiades. Und ich, Timäa, ergab mich Dir zu eigen für immerdar! Kein Weib für mich auf dem weiten Erdenrunde, als meine Königin! So schwor ich Dir zu —

Timäa. Kein Weib! Und die Du vor mir liebtest? Wie der Gedanke mich verfolgt —

Alkibiades. Nennst Du's Liebe, wenn ein schönes Weib einen vorübergehenden Reiz auf den Mann ausübt? Im Drange der Thaten vergißt er den flüchtigen Eindruck —

Timäa. Du blickst hinter Dich?

Alkibiades. Ich glaubte die Stimme meines Aristophon zu vernehmen —

Timäa. Was soll uns der? Du überhörst die Worte Deiner Königin! — Wie stehts in Athen? Wird Lamachus angreifen?

Alkibiades. Der Moment ist nahe. Wir sind vollkommen gerüstet. Und Deine Beihilfe ist es, die uns den Sieg verleihen wird. (Hornblasen. Er steht rasch auf).

Timäa (ebenso). Was ist's?!

Alkibiades. Das erste Signal!

Timäa. Was für Signal?

Alkibiades. Meine letzten Truppen werden eingeschifft. Sie harren des Oberfeldherrn. Wir müssen scheiden, Liebchen —

Timäa. Du willst mich verlassen? Ich dachte, Lamachus führte den Befehl —

Alkibiades. Unter mir!

Timäa. Du hast mich getäuscht!

Alkibiades. Du Dich selbst, meine Timäa! Wie konntest Du glauben, ich würde unthätig bleiben? Ganz Griechenland blickt auf den Ausgang dieses Kampfes. Darf ein Alkibiades da fehlen?

Timäa (heftig). Was kümmert mich Dein Griechenland! Nur Du!

Alkibiades (ebenso). Alkibiades und Griechenland sind ein und dasselbe! Gilt Dir mein Hellas nichts, was soll ich Dir gelten?

Timäa. Zürne nicht! Verzeih dem liebenden Weibe. Der Schmerz, Dich zu verlieren —

Alkibiades. Du hast mich gewonnen, so lang ich kämpfe — ich bin Dir verloren, wenn ich feige den Kampfplatz meide. (Hornzeichen.) Das zweite Signal! Meine Leute erwarten mich. Ich muß fort —

Timäa. Gut. Ich ziehe mit Dir —

Alkibiades. Du? Die Königin von Sparta?

Timäa. Hat der König nicht den Mut, den Kampf mitzumachen — die Königin hat ihn!

Alkibiades. Du mir zur Seite? Soll unser süßes Geheimnis, das ich stets sorgsam vor aller Welt zu verbergen suchte, zuletzt offenkundig werden?

Timäa (nach einer Pause mit Betonung). Es wird werden —

Alkibiades. Es wird?

Timäa. Sprich mit dem Arzte, der mich heute morgens besuchte —

Alkibiades. Timäa! Versteh' ich Dich recht?

Timäa. Und Du willst — Du kannst mich verlassen?

Alkibiades. In welchem Zwiespalt widerstrebender Gefühle! Aber es muß — (Hornzeichen.)

Achte Szene.

Vorige. **Aristophon** mit den **Rittern** (die im Vorgemach bleiben).

Aristophon (vortretend). Du erlaubst, hohe Königin! Die Flotte erwartet den Oberfeldherrn!

Alkibiades. Wir hoffen als Sieger wiederzukehren, hohe Frau. Dein Namen sei unser Kriegsruf.

Timäa. Ich will Euch in See stechen sehen. Und ich erwarte Eure siegreiche Heimkehr. (Heimlich zu Alkibiades.) Aber wehe Dir, wenn Du nicht wiederkehrst! — Kommt!

(Ende des dritten Aktes.)

Vierter Akt.

(Atrium im Hause des Alkibiades. Der Vorhang halb geöffnet. Im Hintergrund die Akropolis sichtbar.)

Erste Szene.

Sosias, Demea und andere Bürger (stehen vor dem Atrium).

Sosias. Heute ist ein Freudentag! Unser Alkibiades kehrt uns zurück!

Erster Bürger. Er ist oben auf der Akropolis —

Zweiter Bürger. Verhandelt mit der Archonten —

Sosias. Wir erwarten ihn hier vor dem Atrium seines Hauses. Was haben wir ihm alles zu danken?!

Er hat den Kleon und seine Scharen besiegt, den Volksführer, der in der Schlacht geblieben. Nun, die bösen Zeiten sind vorüber. Nichts mehr davon! Jetzt herrscht wieder Frieden und Eintracht in unserm Athen —

Erster Bürger. Still! Da droben rührt sich's!

Zweiter Bürger. Er kommt! Er kommt!

Sosias. Ihm entgegen, ihn freudig zu begrüßen!

Zweite Szene.

Vorige. **Alkibiades, Aristophon** (und die Ritter kommen von der Akropolis. **Timon** schleicht sich während des Tumultes in das Atrium und birgt sich hinter einer Säule).

Die Bürger. Hoch Alkibiades! Hoch unser Feldherr! Hoch, Hoch! (Sie umringen ihn, küssen seine Kleider, bringen ihn nach dem Atrium, das sich füllt, während viele draußen bleiben.)

Alkibiades. Bürger! Ihr seid gerührt! Auch ich bin bewegt, da ich meine Vaterstadt nach so langer Trennung wieder betrete, gegen die ich gezwungen war, meine Waffen zu kehren.

Sosias. Nicht gegen uns, großer Feldherr!

Mehrere (durcheinander). Nein, nicht gegen uns!

Sosias. Gegen den Kleon und seine Horden!

Alkibiades. Ich weiß, Ihr hieltet immer zu mir — im Stillen. Auch hattet Ihr den Bann gegen mich damals gelöst. Allein, ich mußte Eure Mauern noch für einige Zeit meiden. Wichtige Gründe riefen mich nach Persepolis. König Artaxerxes schien beunruhigt über meinen Bund mit Sparta —

Mehrere. Hört, hört!

Alkibiades. Es gelang mir, des Königs Ohr zu gewinnen, trotz den Einflüsterungen meines Gegners Pharnabazos, des mächtigen Satrapen von Sardes. Im Einvernehmen mit dem König löste ich meinen Bund mit Sparta —

Sosias. Das war recht!

Erster Bürger. Sparta war von jeher unser Feind.

Zweiter Bürger. Und ist es noch immer!

Alkibiades. Mehr, als Ihr's wißt. König Agis, ebenso geizig als feige, war mit der reichen Kriegsentschädigung, die ich ihm für seine Beihilfe geboten, nicht zufrieden und verlangte Gebietsteile unseres Attika —

Erster Bürger. Abscheulich!

Zweiter Bürger. Unverschämt!

Alkibiades. Die ich ihm natürlich verweigerte. (Zustimmung.) Doch was geschah? Der König machte Miene, die Cykladen und Sporaden, unser Eigentum, besetzen zu lassen. (Bewegung.) Ihr scheint empört über sein keckes Zulangen? Sollt' ich, Euer Feldherr, mir den Hohn Spartas geduldig gefallen lassen? (Zustimmung.) Ihr hattet mich damals gehindert, meine Siege in Sicilien zu verfolgen — jetzt werdet Ihr mir zustimmen, wenn ich die beiden Inseln in Verteidigungsstand setzen ließ — (Zustimmung.) Darauf erklärte mir der König kurzweg den Krieg — (Bewegung.)

Sosias. Schon wieder Krieg!

Demea. Mitten im Frieden! Freilich —

Alkibiades. Seid unbesorgt! Dieser Kampf wird Eure Mauern nicht berühren. Er wird ferne von Euch ausgefochten werden, bei Ägos Potamos oder sonstwo. Die Archonten haben mir Truppen und Geld bewilligt, und ich führe diesen Krieg! Ich, aus des Ajax Heldenstamme, Alkibiades, der in mehr als zwanzig Schlachten gesiegt, und der ist noch nicht geboren, der meiner Herr werden sollte! — Jetzt kehrt friedlich heim, ich selbst ziehe nach dem Peloponnes, um frische Truppen zu werben. Von dort erwartet meinen Siegesbericht. Hoch Athen!

Die Bürger (tumultarisch). Hoch Athen! Hoch Feldherr Alkibiades! Nieder mit Sparta!

Sosias (im Abgehen). Ein neuer Krieg und wir leiden noch am alten!

Demea. Aber weit von uns! Und wir brauchen nicht zu schanzen, freilich —

(Die Bürger und Ritter ab, der Mittelvorhang wird geschlossen.)

Dritte Szene.

Alkibiades. Aristophon. Timon (verborgen).

Alkibiades. Ich war gezwungen große Worte zu machen, Aristophon!

Aristophon. Sie hörens gern —

Timon (tritt vor). Und Klappern gehört zum Handwerk.

Alkibiades. Wer murmelt da?

Aristophon. Es ist Timon, der die Menschen haßt, weil er sein Geld verloren.

Timon. Hättest Du's gefunden, Bursche, hättest es in leckern Speisen und feurigen Weinen durch die Gurgel gejagt und wärest dran erstickt!

Aristophon. Oho!

Alkibiades. Laß Dich nicht ein mit dem! Er führt gern spitze Reden.

Timon. Warum sind's nicht Dolche, um Eure stumpfen Ohren damit zu kitzeln!

Aristophon. Höre, Mensch —

Alkibiades. Laß ihn. — Suche Lamachus auf.

Er soll sich bereit halten, Ihr Alle Morgen segeln wir nach dem Peloponnes.

Aristophon. Weil's nur wieder losgeht! (Im Abgehen.) Was hat er mit dem Bettler zu schaffen? (ab.)

Vierte Szene.

Alkibiades. Timon.

Alkibiades. Nun, Timon! Alter Freund —

Timon. Freund?

Alkibiades. Haben wir nicht so manche lustige Nacht mit einander durchschwelgt? — Willst Du mit mir zu Abend essen?

Timon. Nein. Danke. Du könntest mir eine spartanische Suppe vorsetzen wollen, die mir so wenig bekommen würde, wie Dir.

Alkibiades. Du hast etwas gegen mich?

Timon. Nicht mehr, als Du gegen Dich selber hast.

Alkibiades. Sag's nur heraus! Du bist gegen diesen Krieg?

Timon. Beileibe. Ich liebe den Krieg, diese Menschenschlächterei im großen, die die Welt von Strolchen und Müßiggängern befreit. — Du führst Krieg mit Sparta?

Alkibiades. Im Namen des freien Athen und von ganz Hellas!

Timon. Ich kenne Deine großen Pläne. Du willst diese zappelnden Griechlein unter Einen Hut bringen? Viel Glück dazu, Flohbändiger! — Was zahlst Du denn Deinen Söldlingen? So ein, zwei Obolen täglich, wie?

Alkibiades. Wenn's Krieg giebt, drei.

Timon. Und dafür lassen sie sich tot schlagen? Die reiche Königin drüben wirft jedem ihrer Myrmidonen sechs Kopfstücke an den Kopf. Und so kommt's, daß ihrem Feldherrn Lysander doppelt so viel Lumpengesindel zufliegen wird, wie Dir. Sechs ist zweimal drei. Die Menge macht's.

Alkibiades. Nein! Der Mann macht's, die Männer! Die Begeisterung eines ganzen Volkes für seinen Führer, für die gemeinsame Sache.

Timon. Gieb Deinen Leuten gut zu essen und zu trinken und sie werden sich vielleicht auch gut schlagen. Kennst Du begeisterte Hungerleider? Ich nicht! — Und Dein Urfeind Lysander! Der Alkibiades von Sparta! Über dessen Zunge noch kein Tropfen Wein den Weg gefunden, der niemals ein Weib berührt hat —

Alkibiades. Ein Unmann! Den soll ich fürchten?

Timon. Er oder ich! hör' ich ihn rufen. Einer von uns ist zu viel auf der Welt!

Alkibiades. Wir wollen sehen, wer von uns beiden den andern überlebt!

Timon. Pah! Früher oder später! Ein jeder stirbt — Sage doch! Wie lange warst Du denn in Sparta?

Alkibiades. Ich? Warum? — So ein drei, vier Monate —

Timon. Das stimmt (Zählt an den Fingern.) Und fünf, sechs Monate nach Deinem Abzug hatte die schöne Timäa ihren bisher kinderlosen Gemahl mit einem Thronerben beschenkt. „Dem Herrn wie aus den Augen geschnitten!" versicherte die Hebamme. „Ganz die Agisnase!" schmeichelten die Kämmerlinge und Hofleute. Der alte König runzelte die Stirn und sah was sauer dabei.

Alkibiades. Was Du nicht alles weißt — (Entfernt sich von ihm.)

Timon. Wie sich's die reisenden Störche erzählen! — Und darum dieser Krieg! Du träumst von einem einigen Hellas?

Alkibiades. Ich will es schaffen helfen! Das ist meine Sendung und sollt ich daran untergehn — (Wirft sich auf einen Sitz.)

Timon. Kann kommen. (Tritt langsam zu ihm.) Ich meine Dir's gut, Alkibiades — denn Du bist noch der erträglichste Mensch in dem ganzen verrotteten Athen. — Höre, Du hattest bisher viele Liebchen hier und sonstwo Auch in Persien. Wie die vornehme und reizende Mandane, die sich Dir ergab. Deine Eitelkeit verlangte aber nach der Liebe einer Königin. Nimm Dich in acht vor dieser Timäa! Du hast sie verlassen — das verzeiht sie Dir nie. Ein beleidigtes Weib! Eine rachsüchtige Königin! In ihrem Leibe wuchert ein ganzes Nest von Furien, die Dich verfolgen werden, wie den Muttermörder Orest! Sie wird ganz Griechenland gegen Dich aufhetzen und zuletzt auch den Perser, der längst im stillen darauf lauert, Euer beständig mit sich selber zankendes Griechenland in seine weiten asiatischen Taschen zu schieben. Darum mach Frieden mit der Königin! Das ist mein Rat. Deshalb kam ich zu Dir. Bezähme Deinen Ehrgeiz — mach Frieden Hüte Dich vor dem Weibe! Ein Weib hat Dich geboren — ein Weib wird Dich verderben. (Ab. Die Bühne verdunkelt sich.)

Fünfte Szene.

Alkibiades (allein). Dann **Aristophon.**

Alkibiades (Allein nach einer Pause). Ein Weib wird Dich verderben! — Ein Weib? Diese Mandane? Die sich mir an den Hals geworfen? (Steht auf.) Timäa! Ich habe nicht recht an Dir

gethan — noch Du an mir! Du wolltest mich beherrschen, mich in Deinem kleinen Sparta fest bannen, Du liebtest, wie eine Königin, nicht wie ein Weib! Dein Herz vergaß der Krone nie, die Du auf dem Haupte trägst. — Gebt mir das Weib, das eins ist mit mir, mit meinem Denken und Fühlen, mit meinem Streben und Thun — und ich will es wie ein Kleinod im Innersten meines Herzens tragen!

Aristophon (tritt ein). Lamachus wird sich bereit halten —

Alkibiades. Es ist gut —

Aristophon. Feldherr —

Alkibiades. Was noch?

Aristophon. Ein Mädchen steht draußen, das mit Dir sprechen will —

Alkibiades. Ist jetzt Zeit zu solchen Dirnen?

Aristophon. Sie sieht gar vornehm aus, ist tief verschleiert, eine würdige Matrone mit ihr. Sie habe ein dringendes Anliegen an Dich, sie bittet so inständig —

Alkibiades. So laß sie kommen! Aber sie soll's kurz machen —

Aristophon. Komm nur Mädchen! (Lüftet den Vorhang.) Komm nur! Da ist der Feldherr, fürchte Dich nicht. — Ich wache draußen, daß Euch niemand störe. (Ab.)

(Diener haben Lampen gebracht.)

Sechste Szene.

Alkibiades. Timandra.

Timandra. Herr, schütze, rette mich — (fällt ihm zu Füßen.)

Alkibiades (hebt sie empor). Wer bist Du, Mädchen?

Timandra. Timandra nennt man mich, des Glaukos Tochter —

Alkibiades. Des aus Korinth? Des, der mein Gastfreund war?

Timandra. Er w a r s —

Alkibiades. Und Du verlorst ihn? Armes Kind —
Ich kannte Dich in Deines Vaters Hause,
Du warst ein zartes Wesen, Jungfrau kaum
Und jetzt! Zieh doch den Schleier weg! — Und jetzt!
So hold, so schön!

Timandra. Ach, hilflos, vaterlos! —
Das heimische Korinth mußt' ich verlassen,
Der Vormund weihte mich dem Dienst des Tempels,
Dem harten Dienst der Göttin Artemis.
Der Oberpriesterin, der strengen Manto
Ward ich zur Zucht gegeben und in Lehre,
Gebete stammeln galt's, und fasten, wachen,
Und unverstandne Sprüche dem Gedächtnis
Einprägen, dem unwilligen. S o wuchs ich
Zur Jungfrau auf und morgen sollt' ich, morgen
Dem Tempeldienst auf immer mich geloben.

Alkibiades. Fern allem menschlichen Verkehr, Du Ärmste!

Timandra. Der Göttin Dienst schließt von der Welt uns ab.
Ich aber glaub an keine Fabelgötter,
Nur an den Gott des Sokrates —

Alkibiades. Wie ich!

Timandra. Und an des hohen Plato Lehre —

Alkibiades Gleich mir.

Timandra. Sollt ich dem Lügendienst mich opfern? Nimmer!
So flüchtet ich zur Nacht mit Pförtners Beihilf,
Dem ich mein ganzes Spargeld in die Hand schob,
Barg in der Hütte mich der treuen Amme —
Doch fühlt' ich mich nicht sicher im Versteck (hält inne)

Alkibiades. Und kamst zu mir?

Timandra. Zu meines Vaters Freunde,
Zum mächtigen Gebieter dieser Stadt!
Du einzig kannst mir helfen, Du allein
Vor einem grausen Schicksal mich bewahren,
Denn, wenn des Tempels Späher mich entdecken —
Sie sind auf meiner Spur, verfolgen mich —
Dann ist mein Los: lebendig eingemauert! —
Du aber wirst mich schützen?

Alkibiades. Wie mein Auge!

(Stimmen von außen.)

Timandra. Hörst Du's? Sie sind's! Sie werden mich ergreifen —

Alkibiades. So lang ich lebe, nicht! Sei unbesorgt —

Siebente Szene.

Vorige. **Aristophon.**

Aristophon. Tempeldiener stehn draußen —

Timandra. Du hörst, ich bin verloren!

Alkibiades. Nur ruhig, Mädchen! — Was wollen die Leute?

Aristophon. Sie behaupten, ein Tempelmädchen habe sich hierher geflüchtet, und sie verlangen, das Haus durchsuchen zu dürfen.

Alkibiades. Sag' ihnen, das Haus des Alkibiades sei ein Asyl, das der Fuß eines Häschers nun und nimmer betreten soll.

Aristophon. Sehr wohl. Trollt Euch, Bursche! (Im Abgehen.) Potz! Ist die schön! (Ab.)

Achte Szene.

Timandra. Alkibiades.

Timandra. Was wird mit mir? Wohin soll ich mich wenden?

Alkibiades. Ich bringe Dich an einen sichern Ort,
Wohin? Darüber wollen wir beraten. —
Du zitterst und siehst blaß, sitz nieder, Liebe!

Timandra (horcht). Die Späher! Sind sie fort?

Alkibiades. Gewiß, für immer. (Setzen sich.)
Bei Deines Vaters Freunde bist Du sicher. —
Wie wir zuerst uns fanden — weißt Du's noch?
Von einem Kriegszug kam ich nach Korinth,
Dein Vater gab ein Festmahl mir zu Ehren
Und rief sein Töchterchen herbei. Das schaute
Mich an mit seinen großen Kinderaugen
Und flüsterte der Pflegerin ins Ohr.
Was nur?

Timandra. Ich fragte, wer Du seist.

Alkibiades. Und sie?

Timandra. Der große Alkibiades, so hieß es.

Alkibiades. Der Name klang dem jungen Mädchen fremd?

Timandra. Wie das? Ich hört' ihn alle Tage nennen,
Denn hochberühmt schon warst Du in der Zeit.

Alkibiades. Und als von meinen Schlachten ich erzählte,
Von wilden Abenteuern und Gefahren,
Da wurdest Du ganz Ohr und rücktest näher, —
Und weißt Du, was Dein Vater damals sagte?
Freund Glaukos nannte Dich mein kleines Bräutchen!

Timandra (steht rasch auf). Er scherzte gern. —
Wohin willst Du mich bringen?

Alkibiades (welcher gleichfalls aufgestanden).
Weit übers Meer. Bist Du bereit?

Timandra. Ich bins!

Alkibiades. Nicht in Athen, nicht in ganz Attika,
Nur in der Fremde kann ich Dich bewahren
Vor dieser Tempelleute wildem Eifer,
Nach Thracien, nach Persien, gleichviel
Wo immer hin, wo Deiner man vergesse.

Timandra. Und Du?

Alkibiades. Ich zieh in Krieg und Schlacht. Kannst Du
Ins Lager mich begleiten?

Timandra. Warum nicht?

Alkibiades. Hätt'st Du den Mut?

Timandra (besinnt sich, dann entschlossen). Ich hab ihn!

Alkibiades. Wirklich Mädchen?

Timandra. Nur fort aus diesen dumpfen Tempelmauern,
Die wie ein Grabgewölbe mich umschlossen!
Hatt' ich den Mut, ein Täubchen abzuschlachten?
Beim Opfern zagte mir das Herz, die Hand;
Jetzt bin ich frei, mich hält kein Kerker mehr,
Zu neuem Leben fühl ich mich erwacht,
Ich will die Wunden Deiner Krieger pflegen,
Das ist auch Tempeldienst und ziemt dem Weibe
Du bist ein Held, der erste Mann in Hellas,
Bist der Achilles dieser neuen Zeit,
Du willst ein Griechenreich, ein neues schaffen
Und wie das kleine Mädchen Dich bewundert,
Will ich Dir jetzt zur Seite stehn, mein Held!
Dein Schicksal teilen, wie es immer falle!

Alkibiades. Timandra, kühnes Mädchen, ja Du bist
Des Glaukos, meines Waffenbruders Tochter,
Als sein Vermächtnis will ich Dich bewahren!

Neunte Szene.

Vorige. **Manto** (welcher später einige Priesterinnen folgen).

Manto (im Eintreten, spricht zurück).
Wer wagt es, mir den Eintritt zu verwehren?
Der Oberpriesterin der hohen Göttin!

Timandra. Die Manto!

Alkibiades. Ruhig, Mädchen, ich bin da.

Manto (tritt langsam vor). Bin ich im Haus des Alkibiades?

Alkibiades. Ich heiße Dich willkommen, fromme Frau.
Was führt Dich, Unerwartete, zu mir?

Manto. Den Flüchtling heim zu holen, komm' ich her,
Der sich der hohen Göttin Dienst entzogen,
Die Dirne dort, ich fasse sie —

Alkibiades (tritt dazwischen). Vergieb!
Gezwungen diente sie, jetzt ist sie frei!

Manto. Sie ist und bleibt der Göttin Eigentum!

Alkibiades. Wir lösen diesen Zwang, Athen und ich!
Des edlen Glaukos Waise aus Korinth,
Jetzt Pflegetochter der Minervastadt,
Sie ist in meinem Schutz!

Manto (zu Timandra). Des Frauenlieblings?
Laß ab von diesem Mann und folge mir,
Die Reuige, ich führe sie zurück,
Geringe Buße nur verhäng' ich Dir,
Der Heimgekehrten in das Heiligtum,
Und Ruh und Frieden senkt sich über Dich. —
Du zögerst? Soll der Götter Zorn Dich treffen?
Herbei, Ihr Priesterinnen, und ergreift sie!

Alkibiades. Zurück! Kein fremder Arm soll
sie berühren!
Du drohst der Zagenden? Zu mir, Timandra!

Manto. Du hinderst mich in meinem heil'gen
Amte?

Alkibiades. Recht und Gesetz zu schützen ist
das meine!

Manto. Du sprichst von Recht und raubst der
Göttin Eigen!

Alkibiades. Dem Räuber nehm ich seine
Beute ab!

Manto. Genug? — Was wird aus diesem
Mädchen? Sprich!

Alkibiades. Das, was sie ist: die freie Bürgerin!

Manto. Und Deine Liebste?

Alkibiades. Sie?

Manto. Was sonst?

Alkibiades. Was sonst? —
Des Freundes Waise sei mir eine Tochter!

Manto. Gar zärtlich wird der Vater sich er-
weisen —

Alkibiades. Und wenn ich sie zu meinem
Weibe machte!

Manto. Dein Weib?

Timandra. Dein Weib! Des Alkibiades!

Manto. Du schrickst mit Recht zurück vor
seinem Werben!
Er liebte Viele, warb bisher um keine;
Der Mann, der eine Königin verlassen,
Er führte sich ein Tempelmädchen heim?
Drum laß den Mann und kehre Du zurück
Zu unsern heiligen Mysterien.

Timandra. Zu Euerm Tempel? Ins lebendge
Grab?
Mein Blut sträubt sich dagegen, Herz und Seele!
Könnt' ich an Deine Götter glauben, Manto,
Ich wäre schaudernd ihnen nicht entflohn.

Manto. Du lästerst! Dieser Mann hat Dich
verderbt —

Timandra. Er, der die Güte selber und die Liebe,
Der mich zu seinem Weibe will erheben!
Doch fühl' ich mich nicht würdig dieser Gunst —

Alkibiades. So willst Du mich verlassen?

Manto. Kommst mit mir?

Timandra (zu Alkibiades). Taugt Dir ein Weib,
das an der Spindel sitzt?
Der Held, sowie der Künstler bleib' allein,
Und folge einzig seinem Genius.
Frei soll er sein, wie's einem Helden ziemt,
Kein Weib in seinem großen Thun ihn hemmen!
Ich Deine Einzige? Ein Tempelmädchen?
Dein Weib? Nein! Dein Geschöpf und Deine Magd!
Du gabst mir selbst mich wieder und dem Leben,
Nicht mir gehör' ich an, ich bin Dein Eigen —
(Sinkt ihm zu Füßen.)

Alkibiades (hebt sie empor). Timandra, meine
Einzige, Du bist's!

Manto. Vernimmst Du, Göttin Artemis, den
Frevel,
Und schleuderst Deine Blitze nicht herab?
Weh der Verlornen! Weh Euch!
(Zum Gehen gewendet.)

Die Priesterinnen. Wehe, wehe!

Alkibiades. Laß diese Eulen krächzen, Du
bist mein!
(Schließt Timandra in die Arme.)

Ende des vierten Aktes.

Fünfter Akt.

(Gewölbtes Gemach in der Burg von Ägos Potamos. Zur Seite links ein offenes Fenster, zu welchem ein paar Stufen führen.)

Erste Szene.

Königin Timäa (sitzt im Vordergrund rechts auf einem erhöhten Sessel). **Lysander** (steht ihr zur Seite). **Pharnabazos** (vor ihr).

Pharnabazos (kniebeugend). Hohe Königin Dein Kampf mit dem Athenienser setzt den Peloponnes in Aufruhr. Ihr hattet bisher mit wechselndem Glück gestritten. Allein der Abenteurer wagte es, Dich selbst hier in Deiner Burg von Ägos Potamos zu Land und zur See anzugreifen. Deine wackern Krieger schlugen ihn zurück. Mein Herr und Gebieter, der mächtige Artaxerxes, der König der Könige, wünscht Dir durch mich, seinen Knecht Pharnabazos, Glück und Heil zu dem glorreichen Siege.

Timäa. Du wirst dem großen König meinen Dank überbringen, Pharnabazos!

Pharnabazos. Der König bietet Dir auch seinen Beistand an — (auf eine Bewegung Lysanders einlenkend) oder sagen wir: Beirat. Unsere guten Dienste, unsere Vermittelung.

Timäa. Da steht mein Feldherr. Sprich ungescheut vor ihm. Er kennt meinen Willen.

Pharnabazos. Der tapfere Lysander! Der Sieger von Ägos Potamos! Sehr erfreut. — Soll dieser unheilvolle Krieg kein Ende finden, der selbst meine Satrapie von Sardes bedroht? Was ist nun Deine Ansicht? Welche Deine Absicht, Feldherr?

Lysander. Die Sache liegt einfach, Herr Satrap von Sardes. Wir brauchen weder Beistand

noch Beirat. Das ist meine Ansicht. Und ich gehe meinem Gegner geradezu auf den Leib, wo ich ihn finde, das ist meine Absicht.

Pharnabazos. Du sprichst wie ein Soldat —

Lysander. Der bin ich auch. Der Abkömmling Eines der Dreihundert von Thermopylä.

Pharnabazos. Ihr habt jetzt Waffenruhe?

Lysander. Die Zeit, um unsere Gefallenen zu begraben. Beiderseits.

Pharnabazos. Du willst nicht Frieden machen? Der Mut Deines Gegners scheint noch nicht gebrochen. Es heißt, er sammelt neue Kräfte. Er will die Thracier herbei rufen, die wilden Phrygier —

Lysander. Ich erwarte sie.

Pharnabazos. Soll die Königin neuen Gefahren entgegen gehen? König Agis weilt in Sparta. (zu Timäa gewendet) Dein kleiner Prinz daheim entbehrt der mütterlichen Sorgfalt —

Timäa (steht rasch auf). Laß das! Hier bin ich Königin, nicht Mutter (entläßt ihn, tritt an das Fenster).

Pharnabazos (heimlich zu Lysander). Die hohe Frau scheint erzürnt —

Lysander (ebenso). Der König will den Thronerben nicht anerkennen.

Pharnabazos (streicht den schwarzen Bart). Er hat's vielleicht Ursache. (halb zur Königin gewendet) Ich sage Dir, Lysander, die Welt wird nicht zur Ruhe kommen, so lange dieser Alkibiades unter den Lebenden wandelt.

Timäa (wendet sich langsam vom Fenster weg, tritt hinzu). Du bist sein persönlicher Feind, Pharnabazos.

Pharnabazos. Seit seinem Aufenthalt in Persepolis, wo er sich beim König einzuschmeicheln wußte — wie früher bei Euch in Sparta. Ich galt nichts neben ihm. Damals hatte er auch meine Blutsverwandte, die reizende Mandane, in Schmach und Unehre gebracht. Blut fordert Blut. Ich will ihn zu Deinen Füßen sehen, Königin, oder — — ich habe einen Bogenschützen in meinen Diensten, der den Adler im Fluge trifft. (zu Lysander) Ich will nicht weiter in Deine Feldherrnpläne dringen, Lysander. Aber Eins halte ich Dir vor Augen: kein übermächtiges Athen, aber auch kein allgewaltiges Sparta, Frieden und Eintracht unter den griechischen Kleinstaaten. Also lautet das Machtwort in Persepolis. Mein Kopf haftet dafür. (zu Timäa) Dein Sklave Pharnabazos küßt den Saum Deines königlichen Gewandes und erwartet in Ehrfurcht Deine weiteren Beschlüsse. (ab)

Zweite Szene.

Timäa. Lysander.

Timäa (nach einer Pause). Was sagst Du zu dem Perser? Zu seiner Artigkeit?

Lysander. Übertünchter Hochmut. Sparta führt diesen Krieg und wird nach vollständigem Siege das Schicksal Athens entscheiden. Da hat sich kein Perser einzumischen.

Timäa. Dort lagern unsere ermatteten Truppen. Wir hatten große Verluste?

Lysander. Der Feind noch größere.

Timäa. Wenn Du frische Truppen bedarfst, — mein Schatz steht Dir offen. — Und der König, der vom Kriegsschauplatz ferne bleibt —

Lysander. Das Heer wird unwillig. Auch das Volk in Sparta. Es kann ihn den Thron kosten.

Timäa. Meinst Du? — Ist's denn wahr? Ein Weib im kriegerischen Schmuck soll sich im feindlichen Lager umher treiben —

Lysander. Eine entlaufene Tempeldirne. Er nennt sie seine Pallas. Hat ihr auch seinen Schild geweiht.

Timäa. Was für Schild?

Lysander Ein Amor mit dem Donnerkeil darauf.

Timäa. Ein Amor?

Lysander. Paßt für den Liebeshelden.

Timäa Ein Amor! — Ist sie schön, diese Timandra?

Lysander. Du kennst ihren Namen, Königin?

Timäa (ungeduldig). Ist sie schön?

Lysander (trocken). Darauf versteh' ich mich nicht.

Timäa. Nüchterner Mann! (entfernt sich von ihm.)

Dritte Szene.

Vorige. Leotychides.

Leotychides. Königin, ein Schreiben aus Sparta, von den Ephoren.

Timäa. Die Ephoren! Gieb, gieb! (erbricht das Schreiben, liest.)

Leotychides. Feldherr, hier die Listen unserer Gefallenen. Hier die der Gefangenen.

Timäa. Wo hält er sich auf?

Leotychides. Der feindliche Feldherr? In Bysanthe. Seinem alten Schloß. Nicht weit von unserm Hauptquartier.

Lysander (der inzwischen die Listen durchgesehen.) Drei tausend Gefangene, meist Athenienser. Ich werde sie kreuzigen lassen (ab).

Vierte Szene.

Timäa. Leotychides.

Timäa. Kreuzigen!

Leotychides. Das ist so Kriegsgebrauch. Hüben wie drüben. Darf sich kein Teil beklagen.

Timäa. Mir graut vor diesem Kriege! (Setzt sich, mit dem Schreiben beschäftigt.)

Leotychides. Man gewöhnt sich's.

Timäa. Du hast früher unter ihm gedient?

Leotychides. Unter Alkibiades? Ja. Jetzt unter Lysander. Man wechselt den Herrn.

Timäa. Unser Sieg war nicht vollständig.

Leotychides. Der Krieg ist ein Würfelspiel. Alkibiades und Lamachus griffen uns mit vereinten Kräften an. Lamachus, der später fiel, hatte bereits die Mauern erstiegen. Die Flotte sollte ihn unterstützen. Aber ihre Befehlshaber, eifersüchtig auf den Ruhm des Oberfeldherrn, zögerten mit dem Angriff. Da geriet das Admiralschiff in Brand, die andern Schiffe kamen in Verwirrung, segelten kreuz und quer, wurden von den Unsern gekapert. Die Athenienser kämpften wie die Löwen, aber die schlecht bezahlten feindlichen Landtruppen suchten ihr Heil in der Flucht oder ließen sich gefangen nehmen. So kam uns der Sieg in die Hand. Ja, der Krieg ist ein Würfelspiel.

Timäa. Wie lange währt die Waffenruhe?

Leotychides. Bis Sonnenuntergang. Signale in beiden verschanzten Lagern verkünden ihr Ende.

Timäa. Halte Pferde bereit. Ich will das Schlachtfeld besuchen. Du sollst mich begleiten. (ab zur Seite rechts.)

Leotychides (allein). Dieser Alkibiades steckt ihr noch immer im Kopf. Was hat sie vor? Will sie sich mit ihm versöhnen oder ihn völlig zu Grunde richten? Wer wird aus einem verliebten Weibe klug?! (Ab.)

(Verwandlung. Byzanthe. Halb offene Halle. Zur Seite rechts eine Thür, zu welcher ein paar Stufen führen. Darüber ein Vorhang. Ausblick auf Wald und Gebirg.)

Fünfte Szene.

Alkibiades (gerüstet, mit Speer und Schild). **Timandra** (in der Tunika mit Helm und im Panzer). **Aristophon** (und die **Ritter** kommen vom Gebirge rechts, treten in die Halle).

Alkibiades. Ihr habt die Hülle unsers Lamachus, der den Heldentod starb, mit mir zur Ruhe gebracht. Ich danke Euch, meine Freunde. Dieser Tag sei seinem Andenken geweiht. Sein Geist soll Euch umschweben und Euch zu neuen Thaten anspornen. Die Waffenruhe geht nun bald zu Ende. Zieht Euch in unser verschanztes Lager zurück. Ich folge Euch. Die Thracier, auch die Phrygier sind im Anzug. In Verbindung mit ihnen gilt es neue Kämpfe zu bestehen.

Aristophon. Du wirst uns bereit finden, Feldherr! Lamachus ist tot, es lebe unser Alkibiades!

Die Ritter. Hoch unser Alkibiades! (Ab.)

(Ein Diener hat Alkibiades die Rüstung abgenommen.)

Sechste Szene.

Alkibiades. Timandra.

Timandra. Wie sie an Dir hängen, mein Alkibiades!

Alkibiades (halb für sich). Trotz der Schlappe, die wir erlitten! — Laß mich Dir den Panzer lösen, meine Pallas! — So. Jetzt bist Du wieder meine Iris, kannst mir die Mahlzeit bereiten und mir den Abendtrunk reichen.

Timandra. Das kann gleich geschehen —

Alkibiades. Hat es solche Eile damit? (Setzt sich, zieht sie zu sich) Im letzten Treffen eiltest Du mir tollkühn nach, meine Liebe. Ein Pfeil, der mir gegolten, prallte an Deinem Schilde ab, den Du hoch über mein Haupt hieltest. Dabei wurdest Du verwundet —

Timandra. Der Ritz ist längst verharrscht.

Alkibiades. Du sollst Dich aber nicht wieder in Gefahr begeben. Neue Kämpfe stehen uns bevor. Ein Schiff wird Dich in Sicherheit bringen nach dem friedlichen Korinth.

Timandra (steht rasch auf). Mich? Mich in
Sicherheit? Du denkst nicht d'ran.

Alkibiades (steht auf, will sprechen, sie läßt ihn nicht zu Worte kommen).

Timandra. Bei Dir nur bin ich sicher, nirgend sonst!
Ich in Korinth! Was ist von mir denn dort,
Wenn hier Du bist? Was hast Du hier, wenn mich nicht?
So sind wir Zwei? Nicht Eins? Wir müssen's werden!
Ich bin nicht Ich, ich bin ein Stück von Dir,
Nur Dir gehör' ich an, wie Du Dir selbst,
Und also muß ich Dir zur Seite bleiben,
Du siehst das ein?

Alkibiades. Ich seh' nur Deine Liebe!

Timandra. So schickst Du mich nicht fort?
So darf ich bleiben?
Bei meinem Helden bleiben?

Alkibiades. Bin ich's noch?
Ein Weib hat mich besiegt.

Timandra. Die Königin? —
Timäa liebte Dich?

Alkibiades. In ihrer Art!
Sie war nicht liebenswürdig, wenn sie liebte,
Jetzt haßt sie mich und sinnt auf mein Verderben.

Timandra. Wir wollen mit einander sie bekämpfen!

Alkibiades (mit sich beschäftigt). Die erste Schlacht, die ich verlor! Lysander,
Der Erste, dem ich unterlag! Lysander!
Sein Name wird den meinen übertönen!
Ich hab' die Welt durchbraust wie ein Komet,
Soll nun verlöschen wie ein kleines Lichtlein?
Jahrzehente der Ehre und des Ruhms
An einem Tag dahin, in einer Stunde!
Da geht der Alkibiades, wird's heißen,
Kein übler Kampfhahn seiner Zeit, jetzt läßt er
Die Flügel hängen, hat am harten Sparta
Vergebens seinen Schnabel sich gewetzt;
Scheu werden sie mir aus dem Wege geh'n,
Vermeidend mich zu grüßen; Keiner kennt mich,
Der sonst mich „hoher Feldherr" angeschmeichelt,
Und wer mich Bruder nannte, hat's vergessen.
So soll ich nach Athen zurück und dort
Von Spartas Gnaden meine Tage fristen?
Ich könnt' an Artaxerxes Hofe leben,
In Ehren, was die Leute Ehre nennen,
Doch mag ich nicht verkehren mit Barbaren,
Und ist kein Hellas mehr, wofür bin ich?
Hellas und Alkibiades sind Ein's!
Ich war der letzte, der es schaffen konnte —

Timandra. Und kann's nicht wieder werden?
Und durch Dich?

Alkibiades. Das war mein schöner Traum!

Timandra. Was ist nun anders?
Die alten Freunde sind Dir treu geblieben,
Und neue ketten sich an Deinen Namen,
Die Thracier, so hieß es, sind im Anzug,
Die Phrygier —

Alkibiades. Sie sind's!

Timandra. Und Du verzagst?

Alkibiades. Der Unmut überfällt das stärkste Herz!

Timandra. Der Mutige wird seiner Schwäche Herr!
Ein Blättchen Deines Lorbeers ward geknickt,
Der reiche volle Kranz, der immergrüne,
Wird Deinen Namen auf die Nachwelt bringen!

Alkibiades. Du glaubst an mich?

Timandra. Wie an mich selbst!

Alkibiades. Du glaubst auch
An unser Hellas.

Timandra. Wie an Dich!

Alkibiades. Timandra,
Du bist mein treues und mein kühnes Weib,
Du sollst in alle Schlachten mich begleiten

Timandra. Hab' Dank, mein Alkibiades, hab' Dank! —
Jetzt will ich Deine Mahlzeit Dir bereiten,
Ich singe mir dabei Dein Lieblingslied
Und Iris kehrt als Pallas Dir zurück!

(Ab zur Seite rechts.)

Siebente Szene.

Alkibiades (allein). Dann **Timäa.**

Alkibiades (allein, der Timandra nachblickend). Ein edles, treues Herz! Verdien' ich's auch? Die Priesterin, die uns geflucht, soll unsern Bund am Altar segnen — den Bund mit Dir, meiner Einzigen!

Timäa (auf einem Hügel links auftretend, hält inne). Feldherr Alkibiades!

Alkibiades (wendet sich rasch). Wer ruft? — Timäa! Königin! Du kommst zu mir?

Timäa (tritt langsam vor). Zum feindlichen Feldherrn. Ich führte den Krieg gegen Dich und Dein Athen bisher im Namen des Königs Agis —

Alkibiades. Der König hat sich keinem von uns im offenen Felde gezeigt —

Timäa. D'rum ist er auch kein König mehr!

Alkibiades. Kein König?

Timäa. Soeben kam mir die Nachricht zu. Sein Heer wie sein Volk klagen über ihn. Die Ephoren haben ihn seiner königlichen Würde entsetzt —

Alkibiades. Nicht mehr, als er verdiente! — So hab' ich diesen Krieg nur mit Dir zu führen, Königin?

Timäa. Ich selbst kehre nach Sparta zurück. Meine Ehe mit Agis wird gelöst. Mein Volk verlangt, daß ich einen Gatten wähle oder dem Thron entsage. Der künftige König von Sparta wird den Kampf mit Dir fortsetzen. Bis dahin bleibt Lysander Dein einziger Gegner. — Das mußtest Du erfahren. Deshalb kam ich zu Dir. Richte Dich darnach —

Alkibiades. Du scheidest in Groll von mir? Ja in Haß?

Timäa. Wundert's Dich?

Akibiades (nach einer Pause). Du sollst einen Gatten wählen? Du wirst wählen?

Timäa. Vielleicht —

Alkibiades. Wer ist Deiner würdig, Königin Timäa?

Timäa. Wer? Ein Mann. Ein Held.

Alkibiades. Du bedarfst eines Schützers, eines Ratgebers — darf ich sagen: eines Vaters?

Timäa (halb für sich). Für mein verwaistes Kind —

Alkibiades (nach einer kleinen Pause). Und was hindert Dich diese Wahl zu treffen?

Timäa (blickt auf). Was mich hindert?

Alkibiades. Welcher der vornehmsten Fürsten würde nicht nach dem Ruhme geizen, die Hand einer Timäa zu erringen?

Timäa Ein Fürst, meinst Du?

Alkibiades. Deines Gleichen. Wer sonst?

Timäa. Meines Gleichen! Du hast vielleicht recht. Genug! (Im Gehen, hält inne.) Das ist Dein Schild? (Ergreift den Schild.) Ein Amor mit dem Donnerkeil? Ein Tau in Gold darunter? Ein Tau! Timandra! Dein Tempelmädchen! Deine Pallas! (Schleudert den Schild weg.) (Lyraklänge von der Seite rechts.) Welche Klänge! Ich kenne das Lied. Still! Laß uns horchen. (Timandra (singt von Innen):

Dem Kadmus will ich singen,
Will die Atriden preisen —
Allein der Lyra Saiten
Sie tönen nur von Liebe!

Timäa. Von Liebe! — Ich will sie sehen, die Sängerin. (Sie tritt auf die Stufen, lüftet den Vorhang.) Da sitzt sie, in sich gekehrt, die Augen halb geschlossen, wie in süße Träume versenkt. Sie träumt wohl von Dir? — Sie ist schön! schöner als ich. — Nein, ich bin schöner als sie! — Jung, jung! Das ist's. Sie ist schöner als ich! (Läßt den Vorhang fallen, tritt langsam zurück und wirft sich auf einen Sitz.)

Achte Szene.

Vorige. **Pharnabazos** (tritt aus einem Gebüsch hervor, ein Bogenschütze folgt ihm).

Pharnabazos (halblaut). Dort der Adler! Behalt ihm im Auge! Still! Die Königin! (Treten zurück.)

Alkibiades (nach der Pause tritt langsam zu Timäa). Sie liebt mich. Verzeihe ihr. Ich bin ihr Alles —

Timäa. Ihr liebt Euch! Was ist da zu verzeihen? Wer fesselt den flüchtigen Amor? Wer die Furien, wenn sie uns die Brust zerfleischen? (Erhebt sich langsam).

Was war ich, eh' Dein unseliger Fuß
Trat über die Schwelle der Königsburg?
Das spartanische Weib, in Sitte und Zucht
Den Frauen ein leuchtendes Vorbild!
Da kamst Du! Du kamst,
Der gefeierte Held, des Sieges gewohnt
Über Männer, wie Frauen,
Dein Locken, Dein Schmeicheln,
Ja Deine Thränen,
Sie bethörten mein Herz, verschlossen bisher
Dem Drängen des mächtigen Eros!
Und Du brachtest das Glück,
Das flüchtige Glück,
Durch Schuld mir erkauft —
Bald nagte an mir mit Schlangengebiß
Der Erynnien schlimmste, die Reue!
Und er ließ mich allein
Mit dem blutenden Herzen,
Der hämmernden Brust,
Hindämmern den Rest meiner Tage,
Ein verlassenes Weib,
Ein verachtetes Weib,
Verachtet, weil Du es verlassen,
Alkibiades, Du!
Du hast mich verderbt,
Unsägliches Weh
Und Schand und Schmach,
Du hast mir's bereitet,
Nur Du allein. Nur Du!
(Lyraklänge wie früher.)
Die Sirene, sie lockt!
So lausche ihr nur
Mit gierigem Ohr
Und erfreue Dich ihrer Umarmung!
Und liebt' ich Dich einst, so hass' ich Dich jetzt,
Verwünscht Deine Lippe, die mich geküßt,
Deine Arme, die mich umfangen,
Nur Rachegedanken erfüllen die Brust,
Die entweiht durch Dich!
(In Erinnerung an Pharnabazos.)
Und der Rächer, er naht! Er sendet Dich
Dem Orkus zu
Und seinen schrecklichen Strafen!
Prometheus Geier zerfleische Dein Herz,
Das immer erneuete, zu neuer Pein,
Und Ihr, Ihr strengen Eumeniden,
Die grausam unerbittlichen,
Verfolgt den falschen, den treulosen Mann,
Der eine Königin verriet,
Verfolgt ihn durch das unendliche All,
Durch die Äonen der Ewigkeit! (Ab.)

(Die Bühne hat sich nach und nach verdunkelt, zum Schluß der Szene helles Mondlicht.)

Neunte Szene.

Alkibiades. Pharnabazos. Der Bogenschütz (von außen). Dann **Timandra. Aristophon.**

Alkibiades (nach einer Pause). Timon hat Recht, in der Frau nisten alle Furien —

Timandra (mit einem Pokal). Dein Abendtrunk. Auch Deine Mahlzeit steht bereit —

Aristophon (eilig auftretend). Boten der Thrazier, der Phrygier, die Helfer sind unter Weges —

Alkibiades. Zum Kampf also, zum Kampf!

Pharnabazos (vortretend). Zu spät, Alkibiades!

Aristophon. Der Perser!

Alkibiades. Pharnabazos! Mein Todfeind! Was bringst Du mir?

Pharnabazos. Guten Rat. Eile der Königin nach, falle ihr zu Füßen, bitte um Frieden —

Alkibiades. Mein Schwert soll Dir Antwort geben! (Zieht das Schwert.)

Pharnabazos. Zum letzten Mal! Bitte um Frieden!

Alkibiades. Stelle Dich meinem Schwerte!

Pharnabazos. Zu spät! Adler! (Winkt dem halb versteckten Bogenschützen, der einen Pfeil auf Alkibiades schießt.).

Alkibiades. Ich bin getroffen —

Timandra. Mein Alkibiades! (Eilt auf ihn zu).

Aristophon (auf Pharnabazos). Meuchelmörder!

Pharnabazos (stark). Diesen Pfeil sendet Dir Mandane! (Ab.)

Zehnte Szene.

Alkibiades. Timandra. Aristophon.

Alkibiades. Mandane! Der Pfeil ist vergiftet!

Timandra. Ich sauge Dein Blut —

Aristophon. Mein Feldherr!

Alkibiades (kommt nach der Halle, auf sein Schwert gestützt). Laßt, laßt! Das Geschoß haftet nicht, es hat mich nur leise berührt. Ein Tropfen Gift! Ich kann's vertragen. Gebt mir zu trinken —

Aristophon (bringt ihm den Pokal).

Alkibiades (trinkt). Das labt, das stärkt! — Still! Horch! (Hörnerrufe aus der Ferne von zwei verschiedenen Seiten.) Die Signale aus beiden Lagern! Die Waffenruhe ist zu Ende. In unser Lager, kommt! Mein Speer! Mein Schild!

Timandra. Du wankst!

Alkibiades. Noch bin ich Alkibiades! Noch faß ich Dich, meine Timandra! Ruhm und Liebe waren meine Begleiter durchs Leben. Der Ruhm erlischt. Die Liebe fand ich einzig in Dir — vielleicht am Ende meines Daseins —

Timandra (die sein Schwert übernommen). Die Liebe ist ewig! Ich folge Dir, Geliebter!

Alkibiades. In das Schattenreich! (Drückt sie an sich.) So bleiben wir vereint! Dort, wie hier —

Aristophon. Dich schauert, Feldherr —

Alkibiades. (Nach einer Pause.) Mandane! Du hast Dich gerächt! „Ein Weib wird Dich verderben!" O Timon, Timon —

(Der Vorhang fällt langsam.)

Ende.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Aus fremden Litteraturen.

Je weiter sich der Kreis litterarhistorischer Untersuchungen und Beobachtungen erstreckt, desto näher rückt die moderne Forschung dem idealen Ziele einer vergleichenden Poetik, welche sowohl das Gemeinsame hervorheben als das Unterscheidende, Eigentümliche der einzelnen Völker und Dichter erklären muß. Deshalb ist jede Arbeit willkommen, die neues, wenig oder gar nicht zugängliches Material erschließt oder das bekannte besser ordnen und verstehen lehrt.

Das letzte geschieht in dem Buche von Georg Brandes: Ludwig Holberg und seine Zeitgenossen (Berlin, Oppenheim 1885). Der große dänische Lustspieldichter, der einzige, welcher aus eigener Kraft Molière nachstrebte, wird jetzt dem deutschen Publikum mit Eifer nahe gebracht. Hatten wir schon früher das gute Buch von Robert Prutz, so werden uns jetzt die Werke Holbergs in deutscher Übersetzung, durch Hoffory und Schlenther geboten, gleichzeitig legt Brandes diese hübsche Schrift vor. Sie ist in engerem Anschluß an die historische Methode gearbeitet, als es nach den älteren Büchern des Verfassers zu erwarten war. So ist es recht fein, wie die Grundlage für die dramatischen Charaktere Holbergs aus den Selbstbiographien der damaligen Zeit aufgezeigt wird, wie seine komischen Typen schon in dem Epos ‚Peder Paars' nachgewiesen werden. Brandes sucht dann noch die Ausgangspunkte für die einzelnen Komödien auf und findet sie in Holbergs eigenen inneren Erlebnissen, in seinen äußeren Erfahrungen und in der gedruckten Litteratur. Er schließt mit einer Betrachtung der beiden tiefsinnigsten und umfassendsten Stücke, des ‚Ulysses von Ithaca' und des ‚Erasmus Montanus', woran sich noch eine kurze Geschichte der Schicksale von Holbergs dramatischen Dichtungen knüpft. Das Buch wird weiteren gebildeten Leserkreisen kein leichter Genuß sein, denn man muß die Komödien von Holberg schon einigermaßen kennen, will man aus Brandes rascher, anspielungsreicher Weise, über sie zu sprechen, Gewinn ziehen. Auch ist die Darstellung etwas ungleich, sprunghaft und fahrig, rührt hin und wieder Probleme an, ohne sie eingehend zu erwägen. So kommt es nicht zu einem Gesamtbilde Holbergs, auch nicht zu einer Gesamtwirkung des Buches trotz vieler schöner Einzelnheiten. In einem Punkte geht das Bestreben von Brandes, diesmal historisch zu verfahren, wohl zu weit: nämlich darin, daß er durch altertümliche deutsche Schreibweise den Eindruck der altertümlichen Sprache dänischer Schriftsteller wiedergeben will. Das verblüfft beim ersten Anblick, ist aber, schon für sich

anfechtbar, zu gewagt und schwierig, als daß es nicht in der Hand ungeschickter Nachahmer, deren das Buch unter seinen vielen Lesern gewiß erziehen wird, zu wenig wünschenswerten Ergebnissen führen sollte.

Viel weiter entlegen ist der Zweig der europäischen Litteratur, dessen Bekanntschaft uns das Buch von Jakob Schipper über 'William Dunbar' (Berlin, Oppenheim 1884) vermittelt: die altschottische Dichtung in englischer Sprache. Eine Überschau ihrer Anfänge dient als Eingang zu einer Darstellung von Leben, Werken und Charakter des Poeten, nach dem sich das Werk nennt. William Dunbar lebte in der zweiten Hälfte des 15. und dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts, seine Blüte fällt zusammen mit der Regierung König Jakobs V. von Schottland, dessen Untergang in der mörderischen Schlacht von Flodden 1512 den Lesern Walter Scotts nicht fremd ist. Dieser Dichter ist eine sehr anziehende Persönlichkeit. Bewegt sich seine Poesie auch meistens in den herkömmlichen Formen, bedient sich traditioneller Einleitungen, baut sich in Allegorien auf und behandelt vorwiegend Stoffe aus dem Hofleben, so ist sie doch von seltener Individualisierung und wird dadurch frisch und lebendig. Auch benutzt Dunbar zur Schilderung seiner Zeit, ganzer Stände und Städte, sowie einzelner Personen, weit mehr realistisches Detail als z. B. die meisten deutschen Dichter derselben Epoche. Am besten sind ohne Zweifel die satirischen Gedichte geraten, in denen Dunbar so keck und schneidig auftritt, so wenig schont und doch wieder liebenswürdig begütigt. Diese Stücke und die Strafgedichte über Sünden und Lasten des Volkes gewähren einen recht deutlichen Einblick in diesen eigenartigen Ausschnitt der Kulturwelt und lassen uns über das bewegte, farbige Leben erstaunen, welches damals die Straßen Edinburghs durchzog. Sie beanspruchen allgemeines Interesse. Schipper hat es seinen Lesern bequem gemacht, nicht nur, indem er Dunbars Gedichte übersetzte, soweit es deren Spröde und Schwierigkeit erlauben wollte, sondern auch dadurch, daß er mittelst eines fortlaufenden Kommentars die Dunkelheiten aufhellte und die einzelnen Stücke in den Zusammenhang zeitgenössischer Poesie einreihte. Jedenfalls hat er durch sein Buch eine interessante Gestalt in den Gesichtskreis des Publikums gestellt, welches sich mit älterer Litteratur zeitweilig beschäftigt. —

Die Durchforschung der alten Epen Deutschlands und Frankreichs, um die Kulturzustände ihrer Abfassungszeit daraus zu erkennen und zu rekonstruieren, wäre an sich ein dankenswertes, wenn auch nicht neues Problem. Aber die Lösung in dem vorliegenden Buche „Die deutschen und französischen Heldengedichte des Mittelalters“ (Leipzig, Otto Wigand 1886), welches von seinem verstorbenen Verfasser, Julius von Mörner, aus Zeitungsartikeln zusammengestellt wurde, ist recht unglücklich. Nicht bloß gebricht es darin an der nötigen Kenntnis von Sprache und Litteratur, sondern diese eilig hingeworfenen Analysen gestatten gar nicht die Schlüsse, welche aus ihnen gezogen werden. Allzurasch nimmt der Verfasser feststehende Formeln einer poetischen Überlieferung für thatsächliche Zeugnisse, die historischen Zustände selbst sind mit völlig unzureichendem Wissen in die Betrachtung einbezogen, und so lehrt dieses gut gemeinte Buch nur wieder, daß auch der günstigste Stoff seinem Bearbeiter keine Früchte trägt, sofern ihm die rechten Werkzeuge fehlen und die nur durch langwährende Mühe gewonnene Vertrautheit mit der Sache.

Viel besser ist es der Schrift von Dr. Georg Büchner „Das altfranzösische Lothringer-Epos (Leipzig, Thomas 1887) gelungen, für das engere Gebiet des Heldengedichtes von Garin dem Lothringer diese Aufgabe zu lösen. Wir erhalten durch die ersten Abschnitte ein in großen Zügen entworfenes, aber deutliches Bild der altertümlichen Verhältnisse, welche diese Volksdichtung aus viel späterer Zeit bewahrt hat, und lernen dann etwas von ihrer einfachen, groben, jedoch wirkungsvollen Technik kennen. In beiden Dingen zeigt die altfranzösische Volksepik ziemliche Verwandschaft mit der deutschen, wie sie z. B. die Nibelungenlieder darstellen, und darum, glaube ich, dürfte ein geschickter Auszug aus Garin, untermischt mit Übersetzung der bedeutendsten Szenen auch bei uns auf einen dankbaren Leserkreis zählen können.

Graz. **Anton E. Schönbach.**



Litterarische Notizen.

— Das ungedruckte Gedicht von Ernst Moritz Arndt, welches das vorliegende Heft bringt, ist uns von Herrn Albert Benda in Lübeck freundlichst zur Verfügung gestellt worden. Es ist an den Großvater des Herrn Einsenders, D. A. Benda in Berlin gerichtet und eine Antwort des Dichters auf die Mitteilung, daß der Sohn dieses seines Freundes das Baumeister-Examen glücklich bestanden habe. Es mag nicht viele Gelegenheits-Gedichte geben, denen man die Entstehung für einen bestimmten Fall so wenig ansieht. Wir sind überzeugt, uns durch die Publikation den Dank vieler Verehrer Arndts zu verdienen.

— Das Bedürfnis nach billigen Büchern ruft immer wieder neue Kollektionen ins Leben. Den Sammlungen von Spemann, Hendel und Reclam tritt nun eine solche des Leipziger Verlagshauses (Greuell & Francke) zur Seite. Sie ist sehr hübsch ausgestattet, aber die ersten Bändchen enthalten Novitäten, wie — Heines „Buch der Lieder“ und Eichendorffs „Taugenichts“. Wir halten es für sehr bedauerlich, daß alle diese Sammlungen so ziemlich dieselbe Richtung verfolgen, längst populär gewordene, dabei honorarfreie Bücher zu bringen; — ein Versuch, sich auf moderne Autoren zu beschränken, wäre dankenswerter und materiell vielleicht minder gewagt, als diese Konkurrenzjagd. Doch will auch die neue Leipziger Kollektion wenigstens ab und zu Werke lebender Autoren bringen.

— Eine längst und allerseits schmerzlich empfundene Lücke unserer Litteratur wird nun endlich ausgefüllt: ein Herr Otto Kemmer in Radevormwald, Rheinland, übersetzt die Perlen moderner deutscher Lyrik in die Zigeunersprache.

Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

V. Band. 3. Heft. **Herausgeber: Karl Emil Franzos.** 1. November 1888.





Zu spät.

Novelle von **Otto Roquette.**

Aus der Gartenpforte eines vom Städtchen etwas abliegenden Landhauses trat ein älterer Mann und blickte wie aufatmend über die landschaftliche Umgebung, welche ihn im Glanze des Sommermorgens begrüßte. Er hatte kürzlich ein beschwerliches Krankenlager verlassen, und wagte es erst seit einigen Tagen, seine Gänge über seinen Garten hinaus zu dehnen. So schritt er unter den prächtigen Nußbäumen dahin, welche hier die Bergstraße beschatten, freute sich, die sanft aufsteigenden Höhen im Morgenschleier wiederzusehen und rechts die unabsehbaren Kornfelder, die sich der Rheinebene entgegen senken, und fühlte den Frieden der Genesung zum ersten Mal wieder rein und wohlthätig. Volkmar wurde schon unter die alten Herren gezählt, obgleich er sein vierzigstes Lebensjahr noch nicht erreicht hatte. Nicht daß er früh ergraut wäre oder die Zeichen und Stimmungen vorzeitigen Alters sich bei ihm gezeigt hätten. Eher durfte man fragen, ob er jemals jung gewesen sei. In seiner Empfindung war er es bis auf den heutigen Tag, aber in seinen Hoffnungen und Wünschen hatte ihn das Leben schon in der Jugend gelehrt sich einzuschränken, auch wohl damit abzuschließen. Ein lahmer Fuß, an den er seit seiner Geburt gewöhnt war, galt ihm nicht mehr als ein sonderliches Hindernis, aber die auch sonst ungünstigen Verhältnisse seines Körpers brachten ihm manche Leiden, die ihn schon in der Knabenzeit etwas vereinsamten. Gleichwohl hatte er durch geistige Kraft viel überwunden, hatte studiert und mehr gelernt als Andre, um dann doch zu der traurigen Überzeugung zu gelangen, daß ihm die Natur versagt habe, in ein Staatsamt oder eine sonstige bindende Thätigkeit zu treten. Er sah sich auf ein Privatleben und Studium angewiesen, und glücklicherweise war er, ohne gerade reich zu sein, in der Lage, sich sein äußeres Leben nach seinen Bedürfnissen zu gestalten. An Heiraten hat er niemals ernstlich gedacht — oder den Gedanken daran und die Regung des Herzens unterdrückt. Denn welches Mädchen, meinte er, würde sich entschließen, seine Hand einem von der Natur so vernachlässigten Manne zu reichen? Jetzt, da auch sein einziger Bruder gestorben war, lebte er, ganz ohne Familienzusammenhang, in seinem Landhause, welches ihm auch im Winter eine bequeme Wohnung bot. In seiner letzten, schwereren Krankheit war seine Schwägerin zu seiner Pflege eingetroffen, und dankbar für jedes Zeichen des Entgegenkommens, sann er darüber nach, wie er der guten alten Dame etwas Freundliches erweisen könnte. Dabei betrachtete er mit glücklichen Augen doch auch die herrliche Umgebung, und freute sich, nun bald wieder weitere Wanderungen anzutreten — denn seine Lahmheit hinderte ihn darin nicht — und seinen botanischen und sonstigen Naturstudien zu leben. Ja, er mußte lächeln, daß eine Art von Übermut ihn erfüllte — freilich sehr bescheidener Art, aber doch als Lebensgefühl, dem er sich in dieser Genesungsstimmung gern hingab.

Da entdeckte er auf einem der abgemessenen Steinhaufen an der Landstraße etwas, das er zuerst für einen dort aufgestellten Sack hielt, allein bei der Annäherung mußte er es für eine menschliche Gestalt halten, welche, vom Kopf herab in ein großes graues Tuch gehüllt, dort zusammengekauert saß, den Rücken nach der Straße gewendet. Vielleicht von dem Geräusch seiner Schritte aufgestört, wendete sich die Gestalt plötz-

lich und zeigte ein feines blasses Mädchengesicht, welches sich doch mit dem Ausdruck des Erschreckens schnell wieder abwendete, während eine kleine Hand das Tuch fester über den Kopf zog. Volkmar stutzte und eine Regung von Teilnahme erwachte in ihm. Sollte das arme Kind hier an der Straße krank geworden sein? Er wußte, was Kranksein bedeutete, und war, wo und wann er davon erfahren, stets bereit gewesen, zu unterstützen und zu helfen, zumal seine früheren Studien auf einen ärztlichen Beruf ausgegangen waren. Schon wollte er die Gestalt anreden, als er einen jungen Mann aus dem Gebüsche springen sah, die offene Hand mit Erdbeeren gefüllt, die er dem Mädchen darreichte. Es griff hastig nach den Früchten, um sich daran zu erquicken, während er mit der andern Hand das wirre Kraushaar von seiner glühenden Stirn strich. Volkmar, der einen Augenblick Zeit hatte, den Jüngling zu betrachten, sah in ein wohlgebildetes Antlitz mit dunklen Augen, wiewohl etwas verstörten und ermüdeten Zügen. Die Kleidung war anständig, wenn auch vom Wanderstaub und Wetter stark mitgenommen Neben dem Mädchen lag des jungen Mannes Umhängetasche, Hut und Stab, sowie ein kleines Bündel. Jedenfalls Bruder und Schwester! dachte Volkmar. Das Reisegeld mag ihnen unterwegs ausgegangen sein! Das Mädchen ist leidend, hungrig dazu — er sorgt für sie! Die armen Kinder! Schnell näherte er sich ihnen. „Ihr scheint früh aufgebrochen zu sein", rief er, „da ihr in dieser Stunde schon ermüdet rastet!" Das Mädchen zuckte zusammen, als es sich von einem Fremden angesprochen hörte, der junge Mann aber sah denselben mit einem Ausdruck zwischen Verwirrung und Trotz an, und entgegnete in abweisendem Tone: „Es ist, wie Sie sagen!" Volkmar ließ sich dadurch nicht einschüchtern, sondern fuhr, mit einem Blick auf das Mädchen, fort: „Ihre Schwester scheint recht erschöpft zu sein, vielleicht unwohl — es müßte etwas für sie geschehen!"

Bei dem Worte Schwester ging ein plötzliches Aufblitzen durch die Züge des jungen Mannes, und, wenn auch nicht ohne Verlegenheit, sagte er: „Nun ja, meine — Schwester hat sich etwas den Fuß verletzt, wodurch uns das Fortkommen erschwert wird".

„Da wäre ein Ausruhen unter Dach geeigneter für sie!" fuhr Volkmar fort. „Mein Haus ist in der Nähe — dort sehen Sie es zwischen dem Gartengebüsch — treten Sie bei mir ein, und lassen Sie sich vorerst eine Erquickung gefallen!"

Der Jüngling, welchem die Aussicht auf ein Frühstück angenehm einzuleuchten schien, sah den Sprecher verwundert, aber schon freundlicher an, allein das Mädchen ergriff den Arm ihres Begleiters und rief halblaut aber eindringlich bittend: „Nein! Nein, nein! Um keinen Preis! Es darf nicht sein!" Des jungen Mannes Züge verdüsterten sich wieder. Er schien die Zähne aufeinander zu pressen, und nach kurzem Zögern sagte er barsch: „Wir danken sehr! Wir müssen bald weiter".

Volkmars Teilnahme für die jungen Leute wuchs trotz der Zurückweisung. „Sie sollten meinen Vorschlag nicht so kurzweg ablehnen!" erwiederte er in gütigem Tone. „Wenn Ihre Schwester sich den Fuß verletzt hat, würde ihr der Weg bis zur Stadt sehr schwer werden, während wir von meinem Hause aus besser auf ein Mittel zur Weiterreise denken können". Und als Volkmar noch einiges Zweckdienliche hinzugefügt hatte, rief der junge Mann entschlossen: „Sie haben Recht! Hilarie, du mußt dich überwinden! Komme, was da wolle!"

Hilarie erhob sich, ohne die Augen aufzuschlagen, während ihr Begleiter die Sachen schnell zusammenraffte, und ihr darauf den Arm bot, um sie zu stützen. „Ich gehe voraus", rief Volkmar, „führen Sie Ihre Schwester nur behutsam mir nach und dort der Gartenthür zu!"

Die jungen Leute sahen ihm nach, verwundert, wie schnell er trotz seines schleppenden Fußes dahin eilte. „Hartwig!" begann das Mädchen. „Welcher Gefahr gehen wir entgegen!"

„Ob wir ihm noch davongehen, ob wir ihm folgen, Gefahr ist überall!" rief der junge Mann. „Hungers sterben oder sonstwie im Elend verkommen — ich habe nicht die Absicht! Will uns Jemand hülfreich sein — wir sind nicht in der Lage, es auszuschlagen, auf die Gefahr hin, uns ihm zu entdecken. Nimm dich zusammen und komm!" Er drückte den Arm des Mädchens fester an sich und zog die Erschöpfte und fast Willenlose mit sich fort. —

Volkmar hatte seiner Schwägerin bereits von den sonderbaren Gästen erzählt, die er erwartete, und die alte Dame gab Auftrag, ein Frühstück zu rüsten. Dennoch schüttelte sie befremdet den Kopf. „Sie sind sehr gutmütig, lieber Volkmar!" sagte sie. „Wissen Sie so genau, daß die jungen Herumtreiber Geschwister sind?"

„Wie? Nicht Bruder und Schwester?“ rief er fast unwillig.

„Es wegelagert an den Landstraßen Gelichter aller Art, und wenn Ihre Augen immer so klar sehen wollten, als Ihr Mitleid stets zur Hülfe bereit ist —“

„Nein!“ unterbrach er sie: „Diese Beiden können nicht zum niedrigen Gelichter gehören! Aber wer sie auch sein mögen — ich habe versprochen, ihnen eine Erquickung zu gewähren“.

„Woran ich Sie nicht zu hindern denke, lieber Volkmar“, entgegnete die Dame. „Sie sind Herr in Ihrem Hause. Ehe Sie aber etwa noch mehr an das junge Volk wenden, wäre es gut, eine Art von Examen mit den Leuten vorzunehmen. Da steht schon etwas an der Gartenthür, vermutlich die Erwarteten. Ich gehe, den Kaffee zu besorgen“. Sie ging, in der Absicht, bei dem Empfang und der Bewirtung nicht gegenwärtig zu sein.

Volkmar jedoch holte sich seine an der Thür zögernden Gäste herein und führte sie in das nach dem Garten gelegene Speisezimmer, wo der Tisch, gedeckt und reichlich besetzt, für sie bereit stand. Hilarie wagte kaum, die Augen aufzuschlagen, während Hartwig, ohne sich viel umzusehen, durch seine Haltung bewies, daß er gewöhnt war, sich in solchen Räumen zu bewegen.

„Bedienen Sie sich nun selbst!“ sagte Volkmar. „Ich bleibe inzwischen im Nebenzimmer“. Er bemerkte noch, wie der junge Mann zuerst Hilarien eilig den Kaffee einschenkte und ihr von Allem darbot, was die Tafel zeigte, um dann über sein eignes Frühmahl mit wahrem Heißhunger herzufallen.

Den Hausherrn rührte dieser Anblick und die Sorglichkeit für das Mädchen und nahm ihn für den jungen Mann ein. Während er im Nebenzimmer auf und nieder schritt, hörte er durch die nur angelehnte Thür ab und zu ein paar geflüsterte Worte, dann wurde es still. Aber nach einer Weile glaubte er ein schluchzendes Weinen zu vernehmen, hörte die Stimme des jungen Mannes etwas eindringlicher reden, und plötzlich wurde die Thür zwischen ihm und seinen Gästen geschlossen. Er stand unschlüssig, ob er bei ihnen eintreten sollte. Es war ganz still im Nebenzimmer geworden, kein Laut drang an sein Gehör, so sehr er dasselbe zum Lauschen zwang. Der Hausherr konnte sich nicht überwinden, die Thür zu öffnen, und wunderte sich selbst darüber. Da erblickte er durch das Fenster seinen jungen Gast, wie er sich am Brunnen im Hofe Gesicht und Hände wusch und mit dem Taschentuch abtrocknete. Volkmar trat ein wenig zurück, indem er ihn doch weiter beobachtete. Er sah, wie Hartwig an seiner Kleidung putzte, ohne rechten Erfolg damit zu haben, dann langsam nach dem Garten schritt, um sich dort auf eine Bank in der Nähe nieder zu lassen, die Arme gekreuzt und starr vor sich hinblickend.

Da trat die Schwägerin in Volkmars Zimmer. „Ich habe mich nun doch eingemischt“, begann sie, „und entdeckt, was ich vermutete. Das Mädchen hat sich mir draußen im Korridor zu Füßen geworfen, und mir das Bekenntnis gemacht, daß der junge Herr, mit dem sie seit drei Wochen umherzieht, nicht ihr Bruder sei. Was sie sonst in ihrer Erschütterung stammelte, konnte ich nicht verstehen. Mir blieb nichts übrig, als die halb Ohnmächtige auf ein Sofa zu bringen und zuzudecken. Die Verletzung des Fußes ist nur ein Vorwand, aber die Erschöpfung des Mädchens überwältigend, so daß an eine Weiterreise heute nicht zu denken sein wird. Ihnen, lieber Volkmar, überlasse ich nun, sich mit dem sauberen Reisegefährten des Mädchens aus einander zu setzen“.

Volkmar fühlte sich tief ergriffen, schärfte aber der Schwägerin ein, die jungen Leute vor etwaigen Fragen der Dienstleute als Geschwister gelten zu lassen. Er zögerte nun nicht länger, seinen Gast aus dem Garten herein zu rufen. Dieser kam bereitwillig. Eine Mitteilung seiner Lage schien ihm notwendig und erwünscht zu sein. Er hatte zu dem hülfreichen Manne Vertrauen gefaßt, und wollte ganz offen gegen ihn sein, wenngleich Beschämung und Verlegenheit bedrückend genug auf ihm lagen. Was auf Volkmars Fragen und freiwillige Eröffnung des jungen Mannes zu Tage kam, soll im Zusammenhange erzählt werden.

Hartwig war Student auf einer technischen Hochschule, zwanzig Jahre alt, und auf einer Ferienwanderung begriffen, als er vor kurzem in einem kleinen Städtchen in der Nähe des Haardtgebirges für einige Tage Rast machte. Es waren große Fabriken in der Umgebung, welche zu betrachten man ihm zur Pflicht gemacht hatte. Abends kehrte er in sein Quartier zurück und ging in ein Sommertheater, welches eine wandernde Gesellschaft sehr untergeordneter Art in einem Gartensaale aufgeschlagen hatte. Zu dieser gehörte ein junges Mädchen von etwa siebzehn Jahren, die Stieftochter des Direktors, welche

jedoch noch nicht zu bewegen gewesen war, die Bühne zu betreten, und dafür von dem Prinzipal die roheste Behandlung zu erdulden hatte. Hartwig beobachtete schon am ersten Abend nach der Vorstellung einen solchen Auftritt, und sah, wie der Angetrunkene sogar die Faust gegen das Mädchen erhob. Der junge Mann war schon im Begriff, ritterlich für die Unglückliche einzutreten, als dieselbe entfloh, und sich im Dunkel einer Laube zu bergen suchte. Er näherte sich ihr und redete sie freundlich an, sie aber sprang erschreckt auf und nahm auch vor ihm die Flucht. Am andern Morgen hatte er Gelegenheit, sie zu grüßen und wieder anzureden. Sie antwortete nur scheu und einsilbig. Als er aber abends und auch am dritten Tage nach der Vorstellung in ihre Nähe gelangte, faßte sie Vertrauen zu ihm, und gab ihm Auskunft über ihre bekümmerte Lage. Der Klang seiner Stimme, seine Gestalt, sein freundliches und gar nicht zudringliches Wesen gewannen sie mehr und mehr. So hatte noch niemals ein junger Mann mit ihr gesprochen. Sie bekannte ihm, daß sie elternlos und ganz auf ihren Stiefvater angewiesen sei, den sie verabscheute, ebenso wie die Gesellschaft, in welcher zu leben sie gezwungen war. „Ich weiß eine entfernte Verwandte, eine alleinstehende Frau, die ich zwar wenig kenne — sie wohnt in einem kleinen Orte in der Nähe von Mainz — könnte ich zu ihr entfliehen, ich glaube, sie würde mich aufnehmen. Und ich will ja bei ihr nicht müssig gehen". — Hartwigs Mitleid und Teilnahme war lebhaft erregt, und er bedachte nicht, was er that, als er rief: „Nehmen Sie meine Hilfe an! Ich habe Reisegeld genug. Mit dem Nachtzuge fahren wir ab, und morgen früh sind Sie bei Ihrer Verwandten am Rhein!' — Das Mädchen erschrak, aber die Aussicht, die ihr gemacht wurde, erschien ihr doch reizend genug, und eine ähnliche eröffnete sich ihr vielleicht niemals wieder. Nur wenige Minuten währte ihr Zögern, dann war sie, überstürzt von dem Gedanken an Befreiung, bereit, seinen Dienst anzunehmen. Als die Flüchtigen auf dem Bahnhofe anlangten, war der Nachtzug, auf den sie gehofft, schon abgegangen, aber ein Lokalzug stand noch bereit, der sich freilich einer entgegengesetzten Richtung zuwendete. Sie stiegen ein, um nur fortzukommen. Die Flucht war gelungen. Um aber eine etwaige Verfolgung zu erschweren, nahm Hartwig am andern Morgen einen leichten Wagen, der sie in die freie lachende Gegend hinaus und dem Schwarzwalde entgegenführte. Hartwig war sehr lustig auf dieser Abenteuerfahrt, und das Mädchen an seiner Seite, zum ersten Mal ihrer Fesseln ledig, schien aller Sorgen zu vergessen. Sie schlugen auch heut' noch nicht die Richtung nach Mainz ein. Hartwig hatte bei seinem Vorschlage zur Flucht keinen argen Gedanken gehabt, sondern war rein dem Antriebe zu augenblicklicher Hilfeleistung gefolgt, und Hilarie dachte an nichts, als an ihre Rettung aus dem bisherigen Drucke des Lebens. Aber in Beiden wurde der Leichtsinn der Jugend mächtiger, als ihre Vorsätze. Sie lebten wie Sommerreisende, ohne an den besuchteren Orten zu verweilen. Zuneigung und Sorglosigkeit machten ihnen dieses Leben so schön, daß die Stimme des Gewissens in der ersten Zeit leicht zur Ruhe zu bringen war. Sie reisten auch wohl zum Vergnügen einen Tag zu Fuße, denn sie hatten nur leichtes Gepäck bei sich. Plötzlich aber sollte die Fußwanderung zur Notwendigkeit werden. Hartwig erschrak eines Tages über das Fehlen seiner Brieftasche, welche sein noch immer reichliches Reisegeld enthielt. Entweder er hatte sie verloren, oder sie war ihm gestohlen worden. Das letztere däuchte ihm nicht unwahrscheinlich, da sie die Nacht in einem der übelsten Wirtshäuser zugebracht hatten. Sie kehrten dahin zurück, Hartwig sprach mit dem Wirt, es gab großen Lärm, man drohte den jungen Vagabunden mit der Polizei, und sie zogen vor, sich aus dem Staube zu machen, um jetzt ihrerseits den Nachforschungen zu entgehen. Jetzt waren sie wirklich Vagabunden geworden. Das Kleingeld, das Hartwig noch in der Tasche hatte, konnte nur kurze Zeit ausreichen. Ihn allein zwar hätte es aus der Verlegenheit noch retten können. Ein starker Tagemarsch konnte ihn nach einem kleinen Industrieorte bringen, wo seine Karte, die zugleich den Namen seines Oheims und Vormunds, eines angesehenen Fabrikherrn am Niederrhein, trug, ihm wohl ein neues Reisegeld sicherte — so dachte er. Aber sie waren jetzt zu Zweien, und Hilarie erwies sich einem solchen Tagemarsch nicht gewachsen. Man mußte es unter Entbehrungen bei kleineren Märschen bewenden lassen. Die Entbehrungen wuchsen aber, und in gleichem Maße erschöpften sich die Kräfte Hilariens. Die letzten Pfennige waren für das letzte Stück Brot ausgegeben, Staub, Wind und Regen hatten die Kleider der Wanderer in schlechten Zustand gebracht, ein Nachtquartier unter Dach war nicht mehr zu erwarten, und

die Kräfte des Mädchens drohten zu schwinden Hartwig knirschte vor zorniger Ungeduld und Ratlosigkeit, aber er fühlte die Pflicht, an ihrer Seite zu bleiben, und da er ihr einmal seinen Dienst angeboten, sie weiter zu fördern. Wenn ihre Kräfte nur bis zu jenem Industrieorte aushielten, dann hoffte er sie auch noch bis Mainz begleiten zu können. Aber Hilarie wurde nur hinfälliger. Drei Nächte hatten sie bereits im Walde zugebracht, nur von Hartwigs grauem Reisetuche bedeckt, und bei Tage nur von Beeren gelabt, welche sich im Gestrüpp etwa boten, und den Hunger nicht stillten. Des Mädchens Gemütsdruck wirkte auch auf ihren Körper zurück. Die Vorwürfe, welche sie sich selbst machte, die Aussichtslosigkeit ihrer Lage, deren Mühsal sich mit jedem Tage steigerte, Hartwigs innerer Grimm gegen diese Lage, welchen sie auch in seiner Sorge für sie, trotz seines Schweigens, erkannte, brachten endlich eine stumpfe Verzweiflung über sie, in der sie Alles über sich ergehen ließ. So hatte Volkmar sie am Wege sitzend gefunden.

Zwar nicht so im Zusammenhange erzählte Hartwig seine Geschichte, noch auch gab er über Alles ganz offen Rechenschaft, verbreitete sich vielmehr über Unwesentliches hier und da weitläufiger, doch hatte Volkmar genug erfahren, um sich recht innerlich ergriffen zu fühlen. Er konnte fürs erste nur schweigend den Kopf schütteln, und seine Teilnahme durch einen Seufzer kund geben. Hartwig schien den stillen Vorwurf zu verstehen und blickte verlegen zur Seite „Unglückliche Kinder!“ sagte Volkmar nach einer kurzen Pause. „Das Leben des noch so jungen Mädchens ist durchaus zerrüttet, und auch an Ihrem Dasein wird etwas haften bleiben — vielleicht bittrer, als Sie ahnen!“ Da er aber einen Ausdruck des Trotzes in den Zügen Hartwigs wahrzunehmen glaubte, fuhr er fort: „Nun wohl! Ich habe kein Recht, als Richter gegen Sie aufzutreten. Eine andre Frage aber ist, ob ich nicht eine Pflicht habe — eine einfache Menschenpflicht für die Unglückliche unter meinem Dache?“

„Hätte ich nur wieder Reisegeld“, rief Hartwig, „ich würde ja Hilarien geradewegs zu ihrer Verwandten an den Rhein bringen!“

„So? Jetzt noch?“ entgegnete Volkmar. „Können Sie die Versicherung geben, daß Hilarie nicht vor Ablauf des Jahres einer Hülfe bedarf, die nicht jede Frau gern in ihrem eignen Hause leistet?“

Hartwig sah ihn entsetzt an, eine flammende Röte übergoß seine Züge, er mußte vor dem forschenden Blicke des Sprechers sein Gesicht abwenden.

„Man müßte sich an ihren Stiefvater, den Schauspielunternehmer wenden“, fuhr Volkmar fort. „Vielleicht wäre der Mann zu bewegen, Hilarien wieder aufzunehmen“.

„Nein, niemals!“ rief Hartwig. „Sie kehrt nicht zu jener Gesellschaft zurück! Selbst wenn jener Mann noch wollte — nein, es darf nicht sein!“

„Es darf nicht sein? Glauben Sie sich berechtigt, ein entscheidendes Wort über die Zukunft Hilariens zu sprechen. Fühlen Sie das Mädchen durch Neigung innerlich so an sich gekettet, daß Sie es nur als Ihre künftige Lebensgefährtin denken könnten? Werden Sie sich bei Ihrer Rückkehr offen gegen Ihren Oheim erklären, seine Verzeihung und seine Einwilligung erbitten? Beantworten Sie mir eine dieser Fragen!“

Hartwig sprang erschreckt auf. „Meinem Oheim —?“ rief er. „Das kann ich nicht — das ist unmöglich! Wenn Hilarie erst in Sicherheit ist, will ich für sie sorgen. Oder —“ fuhr er mit dem Ausdruck noch größeren Erschreckens fort: „denken Sie etwa darüber, an meinen Oheim zu schreiben?“

„Mir, einem Fremden, haben Sie sich entdeckt“, entgegnete Volkmar. „Vor dem Manne, der Ihnen am nächsten steht, der Vaterstelle bei Ihnen vertritt, wollen Sie sich verbergen! Aber gelänge es Ihnen auch, glauben Sie nicht, darum mit Ihrem Fehltritt schon abgeschlossen zu haben! Was mich betrifft, so werde ich in Ihre persönlichen Angelegenheiten nicht eingreifen. Für das Mädchen aber wäre nur schlecht gesorgt, wenn man es allein Ihrer Sorge überlassen wollte — zumal Sie dieser Sorge denn doch möglichst bald enthoben zu sein wünschen“. Hartwig wollte entgegnen, Volkmar aber hieß ihn, durch eine abwehrende Handbewegung, schweigen. „Was da zu thun wäre, muß überlegt werden“, fuhr er fort. „Ich verlasse Sie jetzt auf eine Weile. Sie sehen da die Wände voll von Büchern. Nehmen Sie inzwischen eines davon, und versuchen Sie zu lesen“.

Der Hausherr ging zu seiner Schwägerin, um ihr zu erzählen, was er von dem jungen Manne erfahren hatte. Die alte Dame war in ihrem Urteil viel strenger als Volkmar, doch gab sie zu, daß man Hilarien nicht heut schon entlassen könne. Was mit ihr werden solle, wenn

sie sich einigermaßen wieder bei Kräften fühlte, um weiter zu reisen, darüber werde man sich zur Zeit verständigen. „Aber", fuhr sie fort, „getrennt muß das junge Gelichter werden. Schaffen Sie den Burschen noch heut, noch in dieser Stunde aus dem Hause! Sie werden ihm vermutlich das Reisegeld geben — es ist freilich das einzige Mittel, ihn los zu werden".

Volkmar war einverstanden. „Aber", meinte er — „einen Abschied von einander werden die jungen Leute doch nehmen wollen!"

„Man sollte ihnen auch den verwehren! Aber es mag sein. Dann aber geschwind, schicken Sie den nichtsnutzigen Schlingel aus dem Hause!"

Als Volkmar in sein Arbeitszimmer trat fand er, zu seiner Verwunderung, seinen Gast fest eingeschlafen. Und zwar in der unbequemsten Stellung, sitzend, die Arme über den Tisch geworfen, den Kopf darüber, das Gesicht in ein thränenfeuchtes Taschentuch gedrückt. Volkmar stand betrachtend vor ihm, ohne es über sich zu gewinnen, ihn schon zu wecken. „O Jugend! Jugend!" dachte er. „Zwischen Schuld und Schrecken kommt der Schlaf über dich, und es ist ein Schlaf des Vergessens, ein Schlaf, wie die in Sorge Gereiften ihn oft umsonst ersehnen! Die Erschöpfung der letzten Tage mag auch über ihn mächtig geworden sein!" Als der Schläfer eine Bewegung machte, räusperte sich der Hausherr, und Hartwig fuhr empor, verstört um sich blickend, als ob er sich beim Erwachen erst im Traum wähnte.

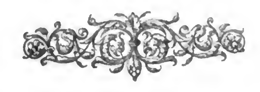
„Kommen Sie zu sich!" begann Volkmar. „Wir haben nur noch wenig zu verhandeln, da Sie Ihre Reise fortsetzen müssen. Da ist das Reisegeld! Bis zu Ihrem Wohnorte wird es ausreichen — nämlich für Sie allein, denn ihre Reisegefährtin behalten wir noch kurze Zeit hier. Liegt Ihnen später daran, zu erfahren, welchen Aufenthalt sie gewählt hat — was weder sie noch wir schon anzugeben wissen, so kann es Ihnen mitgeteilt werden. Wollen Sie Abschied von ihr nehmen?"

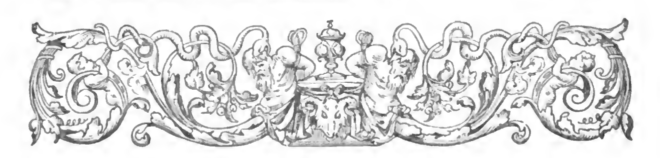
Hartwig wußte nicht, wie ihm geschah. Er sprang auf, ergriff die Hand Volkmars mit Dankesworten, und versprach, das Darlehn baldigst zurück zu schicken. Der bevorstehende Abschied von Hilarien schien ihn nicht eben traurig zu stimmen. „Ihre Güte ist übergroß!" sagte er: „Ich habe Ihnen auch um Hilarien willen zu danken! Was Sie immer über sie anordnen, wird das Beste für sie sein — wie die Dinge liegen, kann ich ja doch nichts für sie thun. Und vielleicht — wird noch Alles gut!"

Der Abschied war kurz und konnte nur von seiner Seite genommen werden. Denn das junge Mädchen lag in einem halbohnmächtigen Zustande, darin es auf seine Fragen nicht antwortete, seine Rede kaum zu vernehmen schien. Plötzlich öffnete sie die Augen, sah ihn, wie einen Fremden, erstaunt an, um sogleich wieder in schlafähnliche Ermattung zurück zu fallen. Hartwig fühlte sich dadurch beängstigt, endlich aber riß er sich von ihrem Lager los, griff nach Hut, Stab und Wandertasche, und faßte mit Herzklopfen noch einmal die Hand seines Gastfreundes, ihn wiederholt seines aufrichtigsten Dankes versichernd. Und als Volkmar ihm darauf vom Fenster aus nachblickte, sah er ihn der Gartenthür zuschreiten, so leicht und elastisch, wie Einen, der eine drückende Last abgeworfen hat, um guten Mutes seiner Freiheit entgegen zu gehen. —

Acht Tage darauf sah sich Volkmar wieder allein in seinem Hause. Die Schwägerin war, da sie ihn genesen wußte, nach Mainz, ihrem Wohnorte, abgereist, und hatte Hilarien, die sich nach einigen Tagen leidlich erholt, mit sich genommen. Da das junge Mädchen dringend wünschte, bei ihrer Verwandten vorzusprechen, wollte die alte Dame, welche einige Teilnahme für Hilarien gewonnen, ihre Aufnahme persönlich unterstützen. Bald darauf schrieb die Schwägerin, daß der Versuch über Erwarten gut gelungen. Sie selbst habe die Frau von Allem unterrichtet, und obgleich dieselbe von sehr strengen kirchlichen Begriffen, sogar von etwas harter Anschauungsweise sei, wollte sie die Unglückliche doch bei sich behalten. Eine kleine Unterstützung oder Entschädigung habe sie angenommen. —

(Schluß folgt.)





Gedichte von Paul Heyse.

Lalla.

Ein Ritornellenkranz.

Ihr Blumen-Ritornelle,
Ihr windverwehten zarten Liebeshauche,
Laßt ihr euch auch gebrauchen zur Novelle?

Schneeglöckchen läuten:
Versuch's mit uns! Viel sagt man durch die Blume,
Wie viel kann erst ein voller Strauß bedeuten!

Blühende Winden.
Ja, wer es selbst erlebt, dem mag's gefallen;
Die Andern werden's kaum ergötzlich finden.

Primula veris.
Im jungen Lenz ist Rom ein Paradies;
Auf Weg' und Stegen triffst Du holde Peri's.

Jelängerjelieber.
Den Pincio meide, wenn die Sonne sank;
Liebschaften lauern dort und Wechselfieber.

Moosrosen, zwei an einem Stiele.
Die vollerschlossne haucht schon Sommerduft;
Die scheue Knospe wär's, die mir gefiele.

Blüte der Mandeln.
Im Kern ist Gift verborgen. Hüte Dich,
Mit jungen Römerinnen anzubandeln.

Blüh'nde Akazie.
Wie reizend sie den Fächer fallen ließ
Und sprach, da ich ihn aufhob: Tante grazie.

Ein namenloses Blümchen.
Darf man erfahren, Fräulein, wie Ihr heißt? —
„Lalla; und hier die Rosa ist mein Mühmchen."

Ihr bunten Anemonen,
Die sie zerpflückt, o sagt, pflegt dieses Kind
Auch Herzen, die sie stiehlt, nicht zu verschonen?

Blüh'nde Reseden.
Dein Lächeln grüßte mich heut im Gesù;
Die Messe klang, da durften wir nicht reden.

Blaue Cyane.
Heut, mit der Mutter wandelnd, thatst Du fremd.
Nun weiß ich, wo Du wohnst: Quattro fontane.

Gelbe Ranunkel.
Du machtest mir ein Zeichen mit der Hand;
Was Du gemeint, Du Schelmin, blieb mir dunkel.

Granatbusch, voll in Flore.
Nun endlich, tiefverschleiert, traf ich Dich
Heut auf dem Platze vor Marie Maggiore.

Kennst Du die Osterie dort in den Thermen
Diocletian's? Kein laues Wasserbad,
Ein Feuerwein soll Dir das Blut erwärmen.

Falbe Verbene.
Ein jeder Mund, und wär' er längst verblüht,
Verjüngt sich, wenn er spricht: Ti voglio bene.

Blüte der Linde.
Doch haucht ein Knospenmund: Ich liebe Dich!
Alsbald entfaltet sich das Weib im Kinde.

Schwertlilien seh' ich gerne
Mit dem vertieften Blau. Doch tiefer blauen
So feuchtverklärt saphirne Augensterne.

Wie Pfirsiche, die am Spalier noch hangen,
So zartgerötet unter leichtem Flaum
Glüh'n dieser herben Jugend braune Wangen.

Ihr Hyazinthenglöckchen,
Ich weiß, was holder tausendmal als ihr:
Am schlanken Halse diese schwarzen Löckchen.

Gelbblumiger Ginster.
Sei ohne Furcht, der Wirt verrät uns nicht,
Und in dem Eckchen hier ist's traulich finster.

Blüh'nde Syringen.
Besorgt' ich nicht, die Mutter möcht' es hören,
Würd' ich Dir heute Nacht ein Ständchen bringen.

Duftlose Dahlien.
Du gleichst der Psyche, Kind, so im Profile. —
„Wer ist die Dame? Lebt sie in Italien?"

Blüh'nde Narzissen.
Wenn Du das nächste Mal zur Beichte gehst,
Sagst Du dem Pater auch von unsern Küssen?

Reben, ihr traubenschweren.
„Ihr seid ein Ketzer, Herr; ma non fa niente.
Der Pfarrer sagt, die lassen sich bekehren."

Verschwiegnes Veilchen.
Kannst Du nicht morgen zum Tritone kommen,
Vergiß es nicht und schreibe mir ein Veilchen.

Blühender Majoran.
Ein Tag vergangen ohne Liebesgruß!
Schreiben ist leicht gesagt, doch schwer gethan.

O Epheuranke!
Da kommt sie schon, ins Tüchlein eingemummt,
Und lacht von fern mich an, die Süße, Schlanke.

Blüh'nde Granaten.
„Nein, nicht geküßt! Ihr wißt, das schickt sich nicht.
Doch laßt uns einmal ernsthaft uns beraten."

Blume vom Flachse.
„Ich werde sechzehn bald, und Mama meint,
Heiraten könn' ich, weil ich nicht mehr wachse."

Blühende Schlehe!
Cospetto! Noch nicht volle sechzehn alt,
Und spricht bereits so ernstlich von der Ehe!

Fliegende Blütenflocken.
„Mein Vetter Checco möchte gern mich frei'n.
Er ist ganz hübsch mit den gebrannten Locken."

Sie lieben's freilich, beim Friseur zu sitzen!
Der ist der Einz'ge noch, der daran glaubt,
Daß diese Stutzer einen Kopf besitzen.

Gelbe Tazette.
„Kommt und besucht uns doch einmal am Abend.
Erst wird geschwatzt, dann spielen wir tresette."

Blume der Passion.
„Auch der Herr Pfarrer giebt uns oft die Ehre.
Ein heil'ger Mann! Drei Juden taufť' er schon."

Blühende Winde.
Ich soll zur Mutter geh'n, um Dich zu werben?
Ich fürchte, daß ich keine Gnade finde.

Goldregenblüten.
Ja, wär' ich Zeus, holdsel'ge Danaë,
Die Mutter würde dich so streng nicht hüten.

Verblühter Oleander.
Ich sprach nur wenig, du verstandst nicht alles,
Du schwiegst, ich schwieg — so kommt man auseinander.

Spanischer Flieder.
Nichts schuldig ward ich dir, als drei Pechiaten
Und siebzehn Küsse. Hier hast du sie wieder.

Weiße Cyclamen.
Du zogst ein Mäulchen. „Ich will heim. Addio."
Schon jetzt? — „'s ist spät." Nun denn in Gottes Namen!

Goldblumige Levkoye.
Vielleicht, du junge Klugheit, hast du recht,
Und besser frühes Leid als späte Reue.

Knospende Myrten.
Wir glaubten wohl, einander gut zu sein,
Nun merken wir beizeit, daß wir uns irrten.

Gepriesene Kamelien.
Schönheit entflammt und Munterkeit bestrickt,
Doch eine Seele nur kann uns beseligen.

Blüte der Limone.
Gott schenk' dir einen Mann und hübsche Kinder,
Und werde nicht zu stattlich als Matrone.

Blühende Kalla.
Ich traf dich heut. Doch nicht ein Blick verriet,
Wie süß du küssen konntest, meine Lalla.

Haselnußstrauch.
Backfisch und praktisch will nur schlecht sich reimen,
Doch hier zu Lande scheint's nun so der Brauch.

Reifende Stachelbeeren.
So weislich hat Natur sie ausgestattet,
Daß sie der fremden Näscher sich erwehren.

Maßliebchen, o ihr blassen,
Euch send' ich ihr als meinen Scheidegruß.
Was sich mit Maßen liebt, muß sich verlassen.

Schlanke Cypressen.
Die Frühlingsblume, die du nicht gepflückt,
Durchduftet das Gemüt dir unvergessen.

Schneeweiße Weihnachtsrosen.
Im Norden sitz' ich hinterm warmen Ofen;
Ein Hauch des Südens kommt, mir liebzukosen.

An Hermann Lingg.

Wie, Freund? Ist's Wahrheit, was ich seh'?
Wir Zwei beim Bundesschützenfeste,
Nicht als beschaulich stille Gäste,
Nein, feierlich im Komitee?
Ist denn die Zeit zurückgekehrt,
Da noch Apollo ward verehrt
Nicht bloß als treuer Musenpfleger,
Auch als berühmter Schütz und Jäger?
Denn daß wir Beide, wie wir hoffen,
Ins Schwarze hie und da getroffen
Mit unsrer stillen Art und Kunst,
Erwarb uns schwerlich so viel Gunst,
Daß, wo es knallt den ganzen Tag,
Man unser nicht entraten mag,
Zumal kein Mangel ist an biedern
Grünangehauchten Schützenliedern,
Daß nun ein großer Lyrikus,
Wie du, ein frisches dichten muß,
Zu schweigen von meiner Wenigkeit.

Doch sieh! da fällt mir ein beizeit,
Daß ich in Tagen, die schon fern,
Auch war ein Jäger vor dem Herrn,
Wovon der Münchner Magistrat
Etwa ein Gerücht vernommen hat,
So daß er nun auch mich erlesen
Zum Beirat diesem Schützenwesen,
Als einen, der der Jägerei
Zwar nur als Dilettant beflissen,
Doch auch nicht übel kundig sei.

Da treibt mich leider mein Gewissen,
Zu beichten, was mich lang gebrannt,
Wie's um mein erstes Jagdglück stand,
Daß einst nicht meinen Grabstein zieret
Ein Nachruhm, der mir nicht gebühret.

Ich war im schönen Berchtesgaden
Anno Sechzig zu Hof geladen,
Wo ich im luftigen Sommerschloß
Gar vielfach Liebs und Guts genoß
Von meinem königlichen Herrn,
Der so viel Huld an mir bewiesen —
Nie würde sie genug gepriesen.
Nun mocht' er seine Gäste gern
Vergnügt und guter Dinge sehen,
Sollt' einem jedem nach Wunsch geschehen;
Und da von manchem Jägerzug
Ich keine Beute nach Hause trug —
Ein blutiger Neuling, wie ich war,
Nicht ungeschickt im Treffen zwar;
So lang es nur die Scheibe galt,
Doch wenn das Hochwild durch den Wald
Hinstürmte, gleich mit Herzenspochen
Fühlt' ich das Blut in den Adern kochen,
Und schoß, wie's Sonntagsjägern geht,
Zu hoch, zu tief, zu früh, zu spät —
Da schien's meinem hohen Gönner fast,
Als würde das Waidwerk mir verhaßt,
Und nagt' ein Wurm mir am Gemüte.
Drum, da es wieder waldwärts ging,
Ich eine Büchse von ihm empfing,
Einen schönen Zwilling von sondrer Güte. —
„Die hat mir selbst bei keiner Jagd,"
So sprach er lächelnd, „je versagt;
Mit der soll's Ihnen heut gelingen.
Nun, Waidmannsheil!" —

Nun also gingen
Wir Schützen jeder an seinen Stand.
Ein Wäldchen, das Ahornet genannt,
Im wolkennahen Hochgebiet
Empor zur Gotzenalm sich zieht,
Von steilem Felskamm überragt,
Deß jäh abstürzendes Gewänd
Vom Königssee den Thalgrund trennt.
Hier war bestellt die frühe Jagd
Und ward ein Stand mir zugewiesen,
Nie einen schönern gab's, als diesen.
Aus eines Tännleins grünem Schatten
Sah ich hinab die sanften Matten,
Von Ahornwipfeln überdacht,
Dazwischen spielt' in Ringen sacht
Die golden heitre Sommersonne.
Ich saß verträumt in stiller Wonne,
Doch späht' ich scharf und hielt zum Schuß
Die Büchse fertig auf den Knieen.
Ein Jagdgehilf' war mir verliehen,
Mit seltnem Namen: Phrygius,
(Dies aber war sein ganz Latein,
Mocht' eines Ahnherrn Erbschaft sein,
Der einer Schul' einmal gewallet
Und sich lateinisch umgestaltet)
Ein hagrer Bursch mit Augen blau,
Ein rechter Jäger fest und schlau,
Und war's wohl längst von Herzen satt,
Daß der Herr Doktor aus der Stadt
Sein Pulver nebenbei verknallte.
Wie nun die Jagd das Thal durchhallte
Und ferne fiel ein erster Schuß —
„Heut," sag' ich, „teurer Phrygius,
Sollst du dich meiner nimmer schämen;
Ich will mich scharf zusammennehmen." —
Und sieh, kaum ward die Rede laut,
Stößt mein Gesell mich heimlich an.
Ein junger Spießer zog heran,
Vorsichtiglich, nicht gar vertraut,
Und windet äugend um sich her,
Als ob's ihm nicht geheuer wär'!
Ich flugs die Büchse von den Knieen,

Doch er gewahrt mich, wie mir schien,
Er wend't sich — thut einen Satz — und kracht!
Donnert mein Mordgewehr ihm nach.
Doch, was war das? Im selben Nu,
Kracht's abermals — „Was Teufel! du?
Phrygius?“ — Er achselzuckte bloß:
„'s war nix. Mein rechter Lauf ging los,
Von selbst. Doch der Herr Doktor hat
Getroffen. Schaun's nur, grad aufs Blatt!“

Hin durch die Lichtung eilen wir.
Da lag im Gras das edle Tier,
Die Lichter halb verglast, und wendet
Den Kopf nach mir, eh' es verendet,
Fast vorwurfsvoll, als frug' es an,
Wer von uns Zwei'n ihm das gethan.
Mein Phrygius murmelt nur: „Den hat's!“
Und schleicht zurück zum alten Platz.
Doch ich: „Phrygius — der Schuß war gut;
Doch ist mir wunderlich zu Mut.
Ging deine Büchse — schwör' mir's heilig! —
Von selber los?“ — „Losging sie freilich.
Hab' mit der Hand am Schloß gespielt
Und auch — mein Eid! — nicht erst gezielt.
Doch jetzt sein's stat. Es kimmt noch mehr.“

Wohl kam's, doch nimmer zu uns her.
Die Jagd nahm ihren raschen Lauf,
Ein Wetter zog vom See herauf,
Bald sahn wir auch die Treiberkette.
Nun ging's bergunter in die Wette,
Bis zu dem sichern Ort am Strand,
Wo schon gedeckt die Tafel stand,
Die Köche für den Königstisch
Sotten und brieten, Wild und Fisch.
Da ward mit Zuruf ich empfangen.
Schon war die neue Mähr ergangen,
Daß heut auch mir ein Schuß geglückt.
Den Zweifel, der mich heimlich drückt',
Ich schluckt' hinunter ihn und saß
Ganz still, da nun das volle Glas
Der königliche Jagdherr hob
Und sprach: „Dem Doktor ziemt ein Lob.
Er that heut seinen Meisterschuß.
So wollen wir verdientermaßen
Den wackren Schützen leben lassen!“ —
Und neigte mir sein Glas zum Gruß.
Ich murmelt' was von Phrygius,
Doch nahm es niemand mehr in acht,
Denn plötzlich brach mit wilder Macht
Das Wetter los, der See ging hoch,
Wir leerten kaum die Gläser noch
Und schwammen durch Gewittergraus
Bis auf die Haut durchnäßt nach Haus.

So losch mein erster Glückstag aus.
Doch Nachts im Traum ist mir erschienen
Mein junger Hirsch und sah mich an
Mit spöttlich überlegnen Mienen,
So gut ein Waldtier grinsen kann,
Als wollt' er sagen: Hast du nun
Das Herz, auf Lorbeern auszuruhn,
Die du nicht selber konntst gewinnen?
Bei deinem Leisten bleib hinfort:
Mach Verse! Sinne nicht auf Mord! —
„Spuk,“ rief ich, „hebe dich von hinnen!
Vernahmst du nicht des Phrygius Schwur?“ —
Der Unhold aber lachte nur,
Und um den Spötter rings zuhauf,
Tauchte viel andres Wild noch auf,
Rehböcke, Gemsen ohne Zahl,
Die sprangen um mich her zumal,
Vertraut und nah, um mich zu necken,
Und stupften mich an allen Ecken,
Und hob ich meine Büchs' empor,
Hohnkicherte der ganze Chor,
Bis mir vom Haupt der Angstschweiß lief,
Ich überlaut: „Hilf, Phrygius!“ rief —
Da war das Nachtgespenst zerstoben.

Seitdem gab ich wohl bessre Proben,
Das Treffen mit der Kugel sei
Doch eben auch kein' Hexerei.
Nur seltsam: Keiner hatt' es acht,
Ob ich meine Sache gut gemacht,
Und kam ich siegesfroh nach Haus,
Bracht' niemand einen Trinkspruch aus.

Dir aber les' ich's am Gesichte:
Was die Moral sei der Geschichte? —
Ei, daß man uns um manches ehrt,
Was nicht der Red' und Ehre wert,
Indeß die Welt bleibt wiederum
Bei unsern besten Thaten stumm,
So daß mit ruhigem Gewissen
Wir eins ins andre rechnen müssen.
Und also, wenn ich heut uns seh'
Im Bundesschützenkomitee,
Laß uns nicht grübeln, ob wir wert
Des Ehrenamts, so uns beschert,
Vielmehr bescheiden Arm in Arm
Durchwandern wollen wir den Schwarm,
Und wenn am Himmel Wolken schweben,
Die Hände zum Apoll erheben,
Daß diesem frohen Festgetreibe
Der Fernhintreffer günstig bleibe,
Mit seiner Sonne schönstem Glanz
Vergoldend jedes Siegers Kranz,
Daß ungetrübt in Alt und Jung
Nachleuchte die Erinnerung.
So wären denn auch die Poeten
Im Ausschuß nicht umsonst vertreten.

Juni 1881.

An Theodor Storm

zum 14. September 1887.

Heut von meinem Sommerhaus
Trägt mich über Thal und Hügel,
In dein Holstenhaus hinaus
Phantasie auf raschem Flügel.

In dein Zimmer führt sie mich,
Wo vor kurzen Jahr' und Tagen
Wir am Fenster abendlich
Trauter Wechselrede pflagen.

Vor uns Feld und Waldesau'n,
Drauf des Herbstes Schimmer ruhte,
Daß uns Alternden im Schau'n
Eichendorffisch ward zu Mute:

Gleich als hätten ausgespannt
Unsre Seelen weit die Schwingen,
Übers abendstille Land
Friedlich uns „nach Haus“ zu bringen.

Da auf einmal hört ich dich
Halb wie zu dir selber sprechen:
„Herbst ist da. Es melden sich
Schon die fröstelnden Gebrechen.

Frühreif fiel mir auf das Haupt,
Wenig blieb mir noch des Holden;
Doch, so lang man liebt und glaubt,
Sollt' man sich den Tag vergolden.“ —

Sieh, da war dein junges Kind
Uns verstohlen nachgegangen,
Hielt mit schlanken Ärmchen lind
Ihres Vaters Hals umfangen.

Und ich sprach: „Wem frisch und rot
Solche Sommerfrüchte reifen,
Dem wird noch des Winters Not
Nicht so bald ans Herze greifen.

Und er läßt die Siebzig nahn,
Nicht gebückt auf die Postille:
Aufrecht, wie wir stets ihn sahn,
Wandelt er in Lebensfülle.

Wie ein Fruchtbaum herbstbereift
Grünt er auf des Lebens Gipfel,
Und der Ernten manche reift
Sonnig noch in seinem Wipfel.“ —

Wohl prophetenäugig sah
Damals ich in Lebensweiten.
Sieh, nun sind die Siebzig da,
Und du stehst noch wie vor Zeiten.

Deiner Tage Kampf und Schmerz
Hast du mild verklärt im Singen,
Denn ein rechtes Menschenherz,
Weißt du, ist nicht umzubringen.

Schenkst dem Volke Jahr um Jahr
Goldner Früchte reichen Segen,
Dem nun schon die Enkelschar
Gleich den Vätern harrt entgegen.

Und so woll'n wir's, alter Freund,
Noch ein Weilchen weitertreiben,
Wenn der Herbst das Laub auch bräunt,
Eingedenk des Sommers bleiben.

Während auf Parnasses-Höh'n
Aberwitz'ge Knaben lärmen:
„Schön ist häßlich, häßlich schön!“
Und im Hexensabbat schwärmen,

Wird der Drang dir nie gestillt,
Deines schönen Amts zu walten,
Dieser Welt verworrnes Bild
Leise deutend zu gestalten.

Noch ist keine Ruhezeit
Dir im Abendrot erglommen —
Aber still! Noch mancher heut,
Dünkt mich, will zu Worte kommen.

In dem schieferdunklen Haus
Schwärmt es ja von Frohgesichtern,
Und in all dem Saus und Braus
Mangelt's wohl auch nicht an Dichtern.

Ich nur, statt in deine Hand
Einen Blumenstrauß zu drücken,
Kann zum Fest nur weit ins Land
Ein beschriebnes Blatt dir schicken.

Laß dir's lesen von Dodo.
Und dir duftet ins Gemüte,
Rosen gleich von Jericho,
Alter Freundschaft frische Blüte.





Die kleine Odyssee.

Eine Seegeschichte von **Heinrich Kruse.**

(Fortsetzung.)

Ihm antwortete drauf der helmumflatterte Hector:
„Nein! Wir öffneten nicht ihm die Reihen, noch halfen dem Paris
Und wer weiß, ob jenen ein Gott nicht entrückte dem Heere.“
Ihm entgegnete drauf Agamemnon, der Hirte der Völker:
„Hector, Du warst es ja selbst, der vorgeschlagen den Zweikampf,
Opfertiere geschlachtet und heilige Schwüre geleistet.
Heut sind Eide geschworen und schmählich sind sie gebrochen.
Ob Machaon, der Arzt, mir rettet das Leben des Bruders,
Weiß ich noch nicht, doch weiß ich gewiß, was jetzt ich verkünde:
Zeus läßt ungestraft den Vertrag und die Eide nicht brechen,
Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt,
Priamus selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs.“
Also sprach Agamemnon, Mykenes mächtiger König,
Und vor Bitterkeit fühlt' er das Herz aufschwellen im Busen,
Darauf kehrt er zurück zum verwundeten Bruder. Die Edlen
Standen besorgt umher, indes sich Machaon bemühte.
Sorgsam zog er den Pfeil aus der Wunde und als Menelaus
Sah, daß die Haken des Pfeils noch außer dem Leibe geblieben
Rief er erfreut: „Ihr braucht um mich nicht, Freunde, zu sorgen,
Seht, mein eherner Gurt und die Binde, gefüttert mit Blech, hat
Glücklich entkräftet den tückischen Pfeil und das rinnende Blut ist
Nicht mein Lebensquell. So kämpft unbekümmert um mich fort,
Freudig erneuend den Kampf mit den hinterlistigen Feinden.“
Und schon gab Agamemnon das Zeichen, die Schlacht zu erneuen.
Auf sprang Jeder und waffnete sich und zog aus dem Boden
Wieder die Lanze hervor und stürmte hinan auf die Troer.
Vom Streitwagen herab sprang dröhnend der Führer der Heere
Um zu Fuß durchs Heer zu gehn und die Scharen zu ordnen.
Wenn er gerüstet sie traf und kampfbegierig, so lobt er
Alle, die Freunde zumeist, und die mit Namen er kannte,
Doch wen lässig er sah und noch nicht fertig, den schalt er.
Als er die Ithaker so und Zakynthier hatte getadelt:
„Wollt Ihr auf Andere warten? Man muß nicht folgen den Andern,
Sondern ein Beispiel geben, nach dem sich die Übrigen richten“,
Da fuhr plötzlich empor Odysseus, Ithakas Herrscher:
„Atreus Sohn, was hast Du bei mir zu schaffen? Ich weiß längst
Schon im Kriege Bescheid, weiß, wann zu stacheln der Stier ist
Und wo zu wenden der Pflug. Drum ermahne Du Deine Argiver.“
„Zürne mir nicht, mein Freund“, so sprach Agamemnon mit Lächeln
Und ihm reichend die Hand. „Ich erkannte Dich selbst nicht, Odysseus,
Noch Dein Volk. Du bist der erfahrenste Führer des Heeres
Und Du bedarfst nicht des Rats, da Du selbst unerschöpflich darin bist.“
Also begütigt' er ihn und eilte dann weiter im Heere.
Jenseits ordnete Hector die Troer und Bundesgenossen
Jedem ein Wort zurufend in seiner besonderen Sprache.
Als nun gegeneinander in Ordnung standen die Heere,
Sprach zu den Seinigen also der helmumflatterte Hector:

„Seid jetzt Männer, Ihr Lieben, und denkt an die tapfere Abwehr,
Ich muß jetzt aufsteigen zur Burg; denn ich fürchte ja selber,
Daß ob dem, was geschehen, uns zürnen die Götter. Drum will ich
Sie mit Opfern von Rindern und Flehn zu besänftigen suchen,
Aber vor Allem dem Zeus, den Vater der Götter und Menschen.
Und ich muß auch sehn, wo der sündige Paris geblieben."
Als nun Hector nach Ilios kam, da drängten die Frauen
Und Jungfraun sich heran und fragten nach Gatten und Vätern
Oder nach Brüdern. Er sprach: „Wir kämpfen für Euch und die Kinder.
Das ist unser Beruf und wenn wir fallen, so sterben
Gern wir fürs Vaterland. Wir haben den Krieg zu besorgen
Und Ihr Frauen das Haus. Doch pflegt die verwundeten Krieger,
Kniet im Tempel und betet zu Zeus, uns den Sieg zu verleihen. —
Wo ist Hecuba? Sprecht!" Auf der Burg im Palaste, so hieß es,
Dort traf Hector sie an, die von Gram und Alter gebeugte,
Hochehrwürdige Frau, und sie lächelte, Hektor erblickend,
Welcher ihr Stolz stets war und von sämtlichen Söhnen der liebste,
Faßt' an der Hand ihn und sprach: „Froh bin ich ja stets Dich zu sehen,
Was auch, teuerster Sohn, hierher Dich führt aus der Feldschlacht,
Du bist müde vom Kampf. Komm setze Dich hier und ich bringe
Dir herzstärkenden Wein, damit Du spendest den Göttern
Und Dich selber erquickst." Doch Hector wehrte der Greisin:
„Nein! Ich müßte mich scheuen, mit den Händen, besudelt vom Blute,
Und vom Staube der Schlacht zu den himmlischen Mächten zu flehen
Und ich fürchte, sie zürnen ob dem, was geschehen, den Troern.
Wähle das schönste Gewand und das köstlichste Dir aus der Lade,
Gehe hinauf mit den Frau'n in den Tempel und lege der Jungfrau,
Welche die Stadt uns beschirmt, das sidonische Kleid auf die Kniee.
Aber ich muß zurück, dorthin, wo krachen die Lanzen,
Wenn ich mein teuerstes Weib Andromache hab' und den Knaben,
Der kaum lallet, zuvor noch begrüßt; denn es stärket der Anblick
Meiner Geliebten, für welche ich kämpfe, mir mehr noch die Glieder,
Als ein Becher des feurigsten Weins aus dem Kruge von Chios."
Und so ging er zum Haus, das er schön aus gehauenen Steinen
Hatte gebauet und rief an der Schwelle den dienenden Mägden:
„Ist Andromache hier und das Kind?" Doch die Schaffnerin sagte:
„Unsere Herrin ging auf das Skäische Thor; denn man sagte,
Daß vor dem schrecklichen Held Diomedes weichen die Troer,
Wie vor dem Sturm das Gewölk. Drum ging sie die Schlacht zu beschauen,
Aber die Wärterin folgt und trägt ihr das Kind auf den Armen."
Hector begab sich auf diesen Bescheid zum Skäischen Thore,
Aber er brauchte hinauf nicht die Wendeltreppe zu steigen,
Denn ihm kam schon entgegen die Gattin, gefolgt von der Amme,
Die den Astyanax trug, sein holdes, sein einziges Söhnchen,
Und mit Lächeln herab sah still auf den Knaben der Vater,
Aber Andromache trat auf ihn zu, nicht wehrend den Thränen,
Drückt ihm freundlich die Hand und sprach zum geliebtesten Manne:
„Lebest Du noch? Bald tötet Dein Mut Dich und Du erbarmst Dich
Weder des stammelnden Kindes, noch meiner, des elenden Weibes,
Bald nun Witwe von Dir. In den Reihen der Troer der Erste
Kämpfst Du immer und stehst hochaufgerichtet im Sessel
Deines Gespannes und schleuderst umher die tödlichen Lanzen,
Bis auch Dich Dein Schicksal erreicht. Mir wäre das Beste,
Deiner beraubt in die Erde hinabzusinken; denn weiter
Bleibt kein Trost mir zurück. Ich habe nicht Vater, nicht Mutter,
Meinen Erzeuger erschlug mit unnahbaren Händen Achilles,
Als er Theben auf ferner kilizianischer Erde zerstörte,

Als er verbrannte die Stadt und das Haus, worin ich geboren.
Auch sechs Brüder erschlug er zugleich mit dem furchtbaren Speere,
Während die Mutter verschied vor Schrecken und Jammer. So steh ich
Nun allein auf der Welt, Du bist mir Vater und Mutter,
Bist mir Bruder allein. O Du mein blühender Gatte,
Mache Du nicht zur Waise das Kind und zur Witwe die Gattin."
„Und was begehrst Du von mir, Andromache, teuerstes Wesen?"
„Daß Du nur heute zurück nicht gehst, wo rast Diomedes.
Lieber, erbarme Dich mein, und bleib' allhier auf dem Turme,
Bleib!" so bat sie ihn schluchzend. „O bleib! Nur heute! Nur einmal!"
Ihr antwortete d'rauf der helmumflatterte Hector:
„Mich auch härmet das Alles, o Trauteste; aber ich scheue
Trojas Männer zu sehr und saumnachschleppende Weiber,
Wenn wie ein Feiger entfernt ich hier auswiche der Feldschlacht.
Sieh, ich komme zur Stadt, um Paris, welcher entfloh'n ist,
Wieder zu holen. Es zürnen auf ihn schon die Troer und alle
Bundesgenossen, daß jetzt in der Stadt er bei Helena weilet.
Schande genug hat Priamus schon an einem der Söhne.
Niemals darf ein Bürger verzagen, die Stadt zu erretten,
Ist es jedoch vom Schicksal bestimmt, daß Ilios falle,
Dann geht nicht mir so nahe das Leiden der sämtlichen Troer,
Selber des Priamus nicht und der Hecuba oder der Brüder,
Die dann küssen den Staub, von den Händen der Sieger erschlagen,
Als, Andromache, Du, wenn ein feindlicher Mann Dich hinwegführt
Auf sein Schiff, damit Du daheim ihm dienest als Sklavin,
Weben und spinnen ist dann Dein Los, wie die Herrin gebietet
Oder das Wasser der Quelle mit Mühsal schleppen in Argos.
Dann sagt Einer im Volk, wenn Du weinend ihm gehest vorüber:
‚Das ist die Gattin des Hector, des tapfersten Mannes in Troja',
Dann wird neu Dein Kummer erregt, daß den Mann Du entbehrest,
Welcher der Knechtschaft Tag abwehren Dir könnte, der Armen,
Aber mich decke die Erde zuvor, eh' ich schaue den Jammer."
Also sprach er, die Hand ausstreckend, das Knäblein zu nehmen,
Aber das Kind ward bang, und wandte sich weg zu der Amme
Busen zurück laut schreiend. Es fürchtete sich vor dem Vater,
Bange zugleich vor dem Erz und dem flatternden Busche von Roßhaar,
Welchen es fürchterlich sah von der Höhe des Helmes herabweh'n.
Lächelnd schauten der Vater das Kind und die zärtliche Mutter.
Hector faßte den strahlenden Helm und nahm ihn vom Haupte,
Und nachdem er ihn niedergelegt auf den grünenden Rasen,
Küßt' er das liebliche Kind und sanft auf den Armen es wiegend,
Betete laut und bewegt er zu Zeus und den Göttern des Himmels:
„Zeus und ihr anderen Götter, o laßt doch dieses mein Knäblein
Tapfer und fromm aufwachsen und glücklich in Ilios herrschen
Und man sage dereinst: „Der thut noch zuvor es dem Vater!"
Also sprach er und reichte das Kind in die Arme der Gattin,
Die es, den Liebling betrachtend, mit Zärtlichkeit barg an den Busen,
Lächelnd mit Thränen im Aug', und der Mann voll inniger Wehmut
Streichelte sie mit der Hand und tröstete sie mit den Worten:
„Ärmste der Frauen, Du darfst nicht zu sehr nachhängen dem Schmerze
Gegen das Schicksal kann kein Feind mich senden zum Hades,
Niemand aber entrinnt von den Sterblichen seinem Verhängnis,
Das ihm, hoch und niedrig, bei seiner Geburt schon bestimmt wird.
Auf und begieb Dich zurück in das Haus zu Deinen Geschäften,
Spindel und Webestuhl, und gebiete den dienenden Mägden,
Doch für den Krieg zu sorgen, das überlasse den Männern
Allen, die Ilios Mauern bewohnen, mir aber am meisten."

So sprach Hector und hob von der Erde den strahlenden Helm auf,
Von Roßmähnen umwallt; Andromache ging mit dem Knaben
Rückwärts häufig gewandt und Herzensthränen vergießend.
Als sie zum Haus eintrat, mit den Spuren des Kummers im Antlitz,
Kamen die Mägde geschart ihr entgegen und als sie die Herrin
Sah'n voll Kummer und Gram, da schluchzten sie selber und klagten
Über der Herrin Geschick, und Jede des eignen gedenkend.
So ward Hector als Toter betrauert in seinem Palaste,
Während von Leben und Kraft ihm noch strotzten die herrlichen Glieder,
Denn sie glaubten, er kehrte gewiß nicht heim aus der Feldschlacht.
Aber der Held schritt hin mit der Esche zum Schafte gerundet
Zehn Fuß hoch, mit der Spitze von Erz, doch am unteren Rande
Lief ein goldener Ring, so schritt er mit dräuender Lanze
Über die Straße dahin, wie der Gott des Krieges zum Hause,
Das sich Paris gebaut durch die besten der troischen Künstler
Und Bauleute, mit Säulen geziert und mancherlei Bildwerk.
Paris und Helena traf er noch an im Gemache zusammen,
Hector, den Speer in der Hand, schalt so auf den weichlichen Bruder:
„Deinethalben allein steh'n sämtliche Troer in Waffen
Und sie erleiden den Tod in tausend Gestalten, Du aber
Achtest es jetzt an der Zeit, ein Schäferstündchen zu halten?"
Helena sagte darauf mit hold liebkosenden Worten:
„O mein Schwager, des schnöden, des unheilstiftenden Weibes!
Wär' ich doch an dem Tag, wo ich kam aus dem Schoße der Mutter,
Weggerafft von dem Sturm und verschlungen vom wogenden Meere.
Denn so würden mir jetzt unzählige Leiden erspart sein.
Wär' ich wenigstens doch eines besseren Mannes Gefährtin,
Welcher empfindet die Schmach und sich scheut vor dem Tadel der Menschen.
Ich auch habe schon Paris ermahnt nicht länger zu säumen,
Sondern zurückzugeh'n in die Schlacht." „Ich habe die Schienen",
So nahm Paris das Wort, „schon wieder gelegt an die Beine,
Bruder, was schiltst Du mich so? Ich kämpf' in der Schlacht wie nur Einer,
Hab' ich nicht eben das Leben gewagt für sämtliche Troer?
Und nicht konnt' ich dafür, daß die tückische Lanze sich umbog,
Hector, und von dem Gefühl, dem verwünschtem Gefühl, in dem nächsten
Augenblicke bereits den Todesstoß zu erhalten,
Davon darf man sich schon ein Stündchen erholen. Ich komme!"
Eilends legte sich Paris das kostbare Waffengeschmeid' an
Und rasch schritten die Brüder zurück in die tobende Feldschlacht.
Und sie hörten von fern' schon das laute Getöse des Kampfes,
Wie zwei Bäche geschwellt durch Gewitter und Regen sich donnernd
Stürzen vom Felsen hinab und im Thale mit Brausen sich mischen.
— Ferne vernimmt das Geräusch im Gebirge der hütende Hirte —
Also waren die Griechen und Troer zusammengestoßen,
Schweigend waren die Griechen gerückt in die Schlacht, und man hörte
Nur die befehlende Stimme der Führer des Heeres. Die Troer,
Wie Schafherden des reichen Besitzers, indem man sie melket,
Und die Gefäße sich füllen mit schäumender Milch aus dem Euter,
Unabläſſig erfüllen die Luft mit Meckern und Blöken,
Denn sie hören von fern' aus dem Pferche die Stimme der Lämmer.
Also zogen mit Lärm und Geschrei die Troer ins Schlachtfeld.
Bald nun sausten die Lanzen und krachten die Schilde; die Männer
Ganz vom Wirbel herab zu den Zeh'n in klirrendem Erze,
Griffen einander an mit wütender Kraft und ein Jeder
War nur bemüht zu erlegen den Feind, der gegen ihn kämpfte.
Jetzt war gemischt Wehklagen und Siegsfrohlocken der Männer
Würgender dort und Erwürgter, von Blut floß über das Erdreich.

Aber der schreckliche Krieg kam nicht an dem Tage zu Ende
Doch in dem nämlichen Jahr und der Kampf um die Mauern von Troja
Dauerte Jahr für Jahr, bis im zehnten die schreckliche Nacht kam,
Wo des Priamus Burg in den Staub zu sinken bestimmt war.
„Zehn Jahr!" sprach Fritz Runge, „das muß ich sagen, ist lange,
Das sind, muß ich gesteh'n, doch sehr ursprüngliche Zeiten.
Heut zu Tage, da liegt man so lange vor Metz und Paris nicht,
Und dagegen war Troja doch nur ein Nest, so zu sagen.
Wir sind fortgeschritten indes, wie in sämtlichen Dingen,
Also denn auch in den Künsten des Kriegs. Als wir die Pariser
Ratten und Mäuse gezwungen als Leckerbissen zu essen,
Hatten die Sache sie satt, trotz aller französischen Sauren,
Und sie ergaben sich stracks. Ja, wenn man den Rummel verstanden
Schon damals, wie zu heutiger Zeit, wär's rascher gegangen.
Wall und Graben herum um die Schiffe, was konnte das nützen?
Wall und Graben herum um die Stadt, wär' klüger gewesen,
Und wir hätten durch Hunger das Nest viel eher genommen."

Zwist der Könige.

Freilich, da haben Sie recht, sehr recht! so sprach ich. Indessen
Hatten die Griechen mit so viel Schwierigkeiten zu kämpfen,
Daß man in etwas sie wohl entschuldigen könnte. „Zum Beispiel?"
Als zum Exempel, so brach im Lager der Griechen die Pest aus
Und infolge der Pest wohl eine noch schlimmere Krankheit:
Zank und Streit; Agamemnon entzweit mit dem tapfern Peliden.
Nämlich es hatte Achilles die schöne Chryseis gefangen
Und sie ward Agamemnon zu teil bei Verteilung der Beute.
Chryses, ihr Vater, er war ein Priester des Phoebus Apollo
Und mit dem Lorbeerkranz auf dem goldenen Stabe des Gottes
Kam er gegangen, der Greis, zu den Schiffen, um alle Achäer
Anzuflehn und am meisten den mächtigen König von Argos,
Daß sie, scheuend den Gott, zurück ihm gäben die Tochter,
Um ihm die Stütze des Alters zu sein, für reichliche Lösung.
Zwar es erbarmte die andern, doch nicht Agamemnon, den Stolzen,
Welcher nicht taub nur war für die Bitten des flehenden Vaters,
Sondern auch drohte dem Priester des Gottes mit schmähenden Worten,
Ihn zu töten, sobald er noch je bei den Schiffen ihn träfe.
Chryses erschrak und gehorchte der zornigen Rede des Königs.
Schweigend ging er zum Strande des endlos rauschenden Meeres,
Und da er einsam jetzt hinwandelte, hob er die Hände
Auf zum strahlenden Gotte des Lichts und betete also:
„Höre mich, Gott, der Du Chrysa mit silbernem Bogen umwandelst,
Hab' ich Dir treu im Tempel gedient, Dir geschmückt die Altäre
Und Dir Opfer verbrannt, so gewähre mir dieses Verlangen:
Meine Thränen vergilt mit deinem Geschoß den Achäern."
Also flehte der Greis, und der Gott mit den goldenen Locken
Ward von der Bitte gerührt und beschloß zu rächen den Frevel,
Zürnend fuhr er herab vom Olymp und es rasselten furchtbar
Über der Schulter die niemals fehlenden Pfeile des Köchers.
Und so saß er gehüllt in düstere Nacht und der Bogen
Klang und Pfeil auf Pfeil flog unter die Schiffe und Zelte.
Also wurde die Pest im Lager der Griechen verbreitet.
Anfangs wurden nur Hunde befallen und Mäuler und Pferde,
Doch dann sanken die Menschen dahin den Todesgeschossen

Und so wütete schon neun Tag' im Lager die Seuche
Schreckliche Tage, da jeder in Angst wie die Töchter und Söhne
Niobes war, daß der fliegende Pfeil ihn träf' als den Nächsten.
Ringsum brannten des Nachts die Scheiterhaufen der Toten.
Aber am zehnten berief die Versammlung des Volkes Achilles,
Das war der traurigste Tag, wo der Hader der Herrscher entbrannte,
Und was die Könige fehlen, das müssen die Völker entgelten.
Warum zürne der Gott, so fragte den Priester Achilles,
Peleus Sohn, er, der tapferste Held, der nach Ilios auszog.
Calchas erhob sich darauf, der gepriesenste Opfrer und Seher,
Voll wahrsagenden Geistes und redete vor der Versammlung:
„Warum Apollo uns zürne, so fragst Du, edler Pelide?
Nur um Chryses den Priester, den Agamemnon entehrte,
Nicht wird eher der Gott aufhören uns Jammer zu senden,
Bis Agamemnon dem liebenden Vater die Tochter zurückgiebt
Ohne ein Lösegeld und Apollo mit Opfern versöhnet."

(Fortsetzung folgt.)



Gieb Dich nicht verloren.

Sinken Deine Sterne,
Weht Dich Wirbelwind
Freudlos in die Ferne
Weit von Weib und Kind,
Zeigt Dir Stolz der Thoren
Höhnend sein Gesicht:
Gieb Dich nicht verloren
Und erliege nicht.

Bleiben hart die Brocken,
Treibt in Bart und Haar
Seine weißen Flocken
Dir der Winter gar,

Bricht aus Deinen Poren
Nutzlos Schweiß der Pflicht:
Gieb Dich nicht verloren
Und erliege nicht.

Laß die Stürme toben,
Schaue nicht zurück,
Einmal trägt nach Oben
Dich gewiß das Glück.
Jeder, der geboren,
Schaut sein Gnadenlicht:
Gieb Dich nicht verloren
Und erliege nicht.

Julius Litten.

Vergebens.

Die Sonne verbirgt ihr errötend Gesicht
Im Schoße der Wellen, als sollte ihr Licht
Erlöschen in dunkelen Fluten.
Ihr Flammenkuß aber entzündet das Meer,
Entzündet die schwebenden Wolken ringsher
In lodernden, purpurnen Gluten.

Als stürmisch die Liebe um Einlaß einst rief,
Verschloß ich sie ängstlich im Herzen gar tief,
Daß still und verborgen sie bliebe.
Doch ach! jeder Herzschlag verrät jetzt mein Glück,
Die glühenden Wangen, der leuchtende Blick
Verkünden, wie sehr ich Dich liebe!

W. Benno.

„Wie einsam . . ."

Wie einsam muß sich fühlen
Wer nie geliebet hat,
Vor einem Herzgespielen
Nie auf sein Herze that!

Daß Eine nah und ferne
Mir bleibet immer gut.
Wie geb' ich drum so gerne
All brechlich Glück und Gut.

Wo ich nun geh' und weile
Und wär's der trübste Tag
Und ob der Sturmwind heule,
So laut er heulen mag,

Ich seh' sie vor mir schweben,
Ich bin ein stolzer Knab'.
Wie freu ich mich zu leben,
Seit ich so lieb sie hab'!

L. Hegelmeier.

Adolf Menzel.

Von Otto Hartung.

Bei einem Berliner Kunsthändler hatte ich kürzlich Gelegenheit, drei Zeichnungen einzusehen, deren meisterhafte Ausführung die Bewunderung erwecken und deren Sujet die Phantasie aufs lebhafteste anregen mußte. Nach dem Meister brauchte ich nicht erst zu fragen; so überaus charakteristisch und so sorgfältig bis ins kleinste Detail zeichnet nur Adolf Menzel. Wohl aber wußte ich mir trotz wiederholten Beschauens den Zusammenhang der Blätter nicht recht zu erklären. Was jeden einzelnen dieser überaus plastisch hingestellten Menschen im Rokokokostüm bewegte, war wohl zu fassen. Der Mann in der Allongeperrücke dort, welcher einem behaglich im Fauteuil ruhenden Kavalier triumphierend ein Schreiben entgegenhielt, war sicherlich ein rabulistischer Anwalt, der eben eine günstige Entscheidung brachte, und so ließ sich auch für den Kirchgang des stattlichen Paares auf dem andern Blatte leicht eine Erklärung herausfinden.



Vignette zu Friedrichs des Großen „Studie über die deutsche Litteratur“.

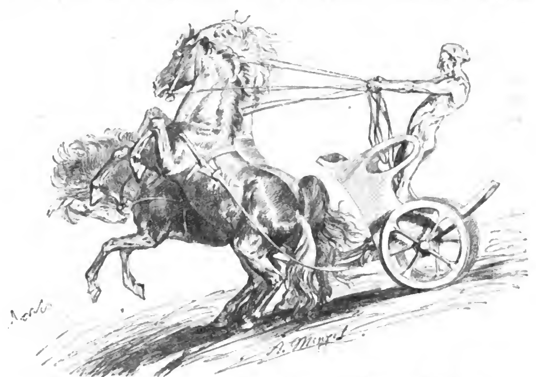


Vignette zu Friedrichs des Großen Geschichte des siebenjährigen Krieges.

Aber wie gehörten die Blätter zusammen? Ich befragte den Kunsthändler. „Raten Sie!“ erwiderte er lächelnd. — „Ich vermute,“ meinte ich, „es sind Illustrationen zu einer Dichtung.“ — „Richtig! Aber zu welcher?“ Ich nahm die Blätter noch einmal zur Hand und suchte nach irgend einem Anhaltspunkte, nach welchem ich das Meisterwerk unserer Litteratur, denn nur um ein solches konnte es sich handeln, da es Menzel der Illustration würdigte, hätte erkennen können. Es war vergebliche Mühe. „Sie brauchen sich dessen nicht zu schämen,“ meinte der Kunsthändler. „Wie sollten Sie die Dichtung kennen, da sie doch gar nicht geschrieben ist.“ Und als ich befremdet aufblickte, teilte er mir mit, daß Menzel vor einem Jahre den Gedanken gefaßt, einen Roman in Illustrationen zu dichten, zu welchem dann ein Dichter den Text schreiben sollte. Die Arbeit sei, nachdem der Künstler drei Blätter ausgeführt, vorläufig ins Stocken geraten, doch sei dies

nicht aus inneren, sondern ganz zufälligen Gründen geschehen. „Warum sollte auch," meinte der Kunsthändler, „die Sache nicht einmal umgekehrt kommen? Beide Künste sind einander ebenbürtig. Ist Menzel so lange dem Dichter mit seiner Phantasie gefolgt, so ist kein Grund einzusehen, warum nicht nun auch ein Dichter einmal ihm folgen sollte."

Wollten wir auf diese Frage die Antwort suchen, so könnte es nicht geschehen, ohne eingehend die natürlichen Grenzen der beiden Schwesterkünste erörtern zu müssen. Dies sei hier angesichts der Zwecke dieses Aufsatzes nicht versucht und nur so viel bemerkt, daß die Forderung gar nicht so seltsam klingt, wie sie zuerst scheinen möchte. Freilich ist sie unerfüllbar, und der Text wäre sicherlich kein ebenbürtiges, das ganze Werk aber, Text und Illustration ganz zweifellos kein harmonisches Kunstwerk geworden, weil ein so langes und konsequentes Zusammengehen zweier künstlerischer Individualitäten überhaupt durchaus unmöglich ist. Dichter und Zeichner können einander oft begegnen, einander oft in die Augen schauen, aber Arm in Arm, in gleichem Schritt denselben Weg zu wandeln vermöchten sie nicht. Dies ist niemals der Fall, auch dann nicht, wenn der Zeichner eine ganze Dichtung illustriert. Auch hier vermag er jene Punkte herauszugreifen, wo sich sein und des Dichters künstlerisches Wesen begegnet. Diese Wahl aber hätte der Romandichter, der die oben entwickelte Aufgabe zu lösen hätte, nicht. Daß jedoch einem Meister des Stifts überhaupt dieser Gedanke kommen konnte, ist sicherlich für ihn höchst charakteristisch, und, fügen wir hinzu, er hätte kaum einen andern deutschen Künstler der Gegenwart kommen können, als Adolf Menzel. Ihn den „Dichter unter den Malern" zu nennen, wäre ein Wagnis, bei welchem sich Gewinn und Verlust so ziemlich das Gleichgewicht halten würden; ein solches Schlagwort orientiert im allgemeinen, aber es birgt die Gefahr, die Verwirrung der ästhetischen Grundbegriffe, wie wir sie heute ohnehin zu beklagen haben, nur noch zu steigern. Ein Dichter, welcher die Fähigkeit hat, seine Menschen oder eine Landschaft überaus plastisch vor uns hinzustellen, vollbringt dies dennoch nicht bloß mit ganz anderen Mitteln, sondern auch mit durchaus verschiedenem künstlerischen Empfinden und zu durchaus verschiedenen Zwecken, als es der Maler thut, und ebenso ist die Kluft zwischen dem Zeichner, der sehr viel Erfindungsgabe, Geist und Phantasie entwickelt, und seinem Bruder, dem Poeten, breit, scharf und tief gerissen. Wohl aber ist ein derartiger Künstler besonders geeignet, uns an den idealen Zusammenhang aller Künste, an die gemeinsame Quelle, aus welcher der geheimnisvolle, nie ganz klar und bestimmt zu analysierende Born künstlerischen Schaffens quillt, zu erinnern. Und darum entspricht die Beschäftigung mit kaum einem andern unter den bildenden Künstlern der Gegenwart so sehr den Zwecken dieser Zeitschrift als jene mit Adolf Menzel.



Vignette zur Epistel Friedrichs des Großen an den Marquis d'Angers.

Wir wollen nicht darlegen, unter welchen Sternen sich das Leben dieses großen, herben und nicht bloß durch sein Talent imponierenden Menschen abgespielt, nicht die Wege verfolgen, auf welchen der Sohn des Breslauer Lithographen zu der Stellung emporschritt, die er heute im Berliner, im deutschen Kunstleben überhaupt einnimmt, ein nun 73jähriger Greis, aber noch immer rüstig im Vollbringen und, was schwerer wiegt, im rastlosem Streben seine Individualität immer reicher und vielseitiger auszugestalten. Auch auf seine Bedeutung als Maler soll hier nicht näher eingegangen werden. Ein Künstler, der nur eben künstlerische Zwecke verfolgte und an keinerlei Tendenz dachte, hat er dennoch eine Reihe von Werken geschaffen, aus welchen die Nachwelt das deutsche Leben der jüngsten Vergangenheit und die Höhepunkte desselben so anschaulich wird erfassen können, wie aus kaum einem Erzeugnis des Wortes oder der Feder; ursprünglich nur ein Zeichner, hat er sich zu einer kolo-

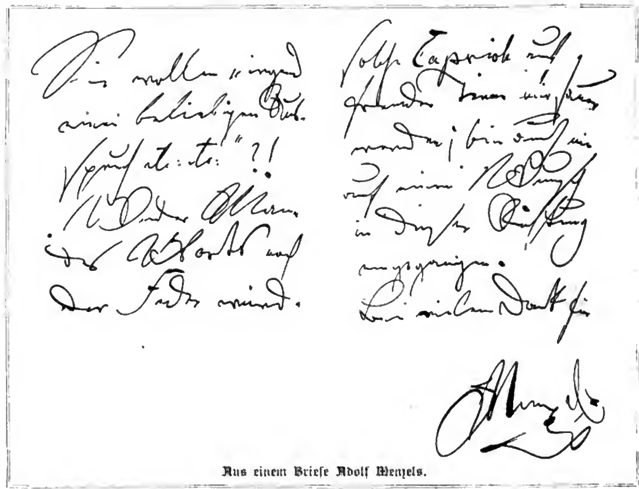
ristischen Meisterschaft emporgerungen, die ihm heute auch nach dieser Richtung einen Platz unter unseren Besten sichert. Wir unserseits wollen aus dem überquellenden Reichtum dessen, womit er uns in einem langen, mühereichen Leben beschenkt hat, nur das herausgreifen, was uns an dieser Stelle zunächst interessieren muß, sein Zusammengehen mit dem Dichter und Schriftsteller, seine Thätigkeit als Illustrator.

Adolf Menzel in kurzen Worten als Illustrator zu charakterisieren, ist fast unmöglich. Aber selbst einer eingehenden Darstellung könnte es kaum gelingen, diese Aufgabe zu erfüllen, sofern sie auf das Beispiel, auf die Vorführung von Proben aus dieser geradezu unübersehbaren Reihe kleiner Kunstwerke verzichten müßte. Wir unserseits müssen mit Rücksicht auf den Raum mehr diese Proben sprechen lassen als selbst das Wort führen. Nur die beiden wesentlichsten Momente seien hier von vornherein hervorgehoben. Menzel ist deshalb ein ausgezeichneter, unübertrefflicher Illustrator, weil er durchaus innerhalb der Grenzen seiner eigenen Kunst bleibt, weil es ihm nie beifällt, den Dichter zu verdeutlichen oder gar mit ihm zu wetteifern, weil seine Illustrationen die Erzeugnisse einer ganz selbständig thätigen Phantasie sind, welche sich wohl anregen aber nicht bestimmen läßt und darum auch den Beschauer in seinem Verhältnis zum Dichtwerk anregen und nicht bestimmen will. Sein Verhältnis zum Dichtwerk war von vornherein ein völlig freies; bloß eben diese oder jene Szene herauszugreifen, und, was der Dichter in Worten gezeichnet, nun mit dem Stift wiederzugeben, war von vornherein nicht seine Art. Aber dieses Verhältnis war zugleich von vornherein insofern ein überaus pietätvolles, als jeder Strich in diesen Zeichnungen von feinstem Verständnis für die Dichtung zeugte. In dieser Freiheit wie in dieser Pietät ist Menzel immer vorwärts geschritten, und ebenso hat seine Kraft des Symbolisierens, des Zusammenfassens einer ganzen Kette von Gedanken, Empfindungen, ja sogar von Handlungen auf einem einzigen Blatte immer mehr zugenommen. Der gleich rastlose, unablässige Fortschritt läßt sich auch in der Technik nachweisen. Von der Manier der Zeit, in welcher er den Stift zu führen begann, hat sich auch Menzel nicht frei zu halten vermocht. Wie er diese Manier überwand und immer freier und natürlicher, wie er immer w a h r e r wurde, gehört mit zu dem Interessantesten, was sich verfolgen läßt, weil es nicht bloß künstlerisch, sondern auch menschlich interessant ist. Denn ein so rastloses Streben wie dieses steht fast beispiellos da, und überblickt man den Weg, den er von seinen ersten Versuchen bis zu seinen letzten großen Arbeiten auf diesem Gebiete zurückgelegt hat, so fühlt man sich von jenem freudigen Staunen ergriffen, welches uns erhebt und kräftigt, so oft wir einem Künstler begegnen, welcher stärker ist als jedes Hindernis um ihn her, ja stärker als jede Fessel seiner eigenen Natur.



Vignette zu Friedrichs des Großen Ode „An meinen Bruder Heinrich“.

Es ist bekannt, daß sich Menzel bereits sehr früh als Zeichner versucht, nicht bloß der Kunst, sondern auch des Erwerbs wegen. Nachdem er bereits als kaum 14jähriger Knabe den Vater, der nach Berlin übergesiedelt war und hier eine kleine lithographische Anstalt begründet hatte, in seinen Arbeiten durch die Illustrie-



Aus einem Briefe Adolf Menzels.

rung von Geschäftsanzeigen und Etiketten unterstützte stand er zwei Jahre später, 16 Jahre alt, nach dem Tode seines Vaters vor der Aufgabe, nicht bloß sich selbst, sondern auch seine Mutter und seine Geschwister durch die Kreide und Zeichenfeder des Lithographen zu ernähren. Aber was anderen, minder starken Naturen sicherlich nur zum Fluche geworden wäre, wurde Menzel zum Segen. Er hat es nie zu bedauern gehabt, daß er in einem Alter, wo andere mit größerem oder geringerem Geschick das akademische Aktzeichnen pflegen, genötigt war, Tag für Tage selbständig zu erfinden und sich jene ungemeine Sicherheit der Technik anzueignen, wie sie eben in jeder Kunst nur durch stetige Übung erworben wird.

Davon profitierte schon das erste Illustrationswerk, welches er, ein siebzehnjähriger Jüngling, schuf, eine Serie von zwölf Lithographien, zu welchen ihm Goethes Dichtung „Künstlers Erdenwallen“ die Anregung gab. Ich gebrauche diesen Ausdruck, weil sich schon hier jene Freiheit gegenüber der Dichtung offenbart, von der oben die Rede war. Menzel illustriert nicht einzelne Stellen des Gedichts, sondern giebt eine Reihe frei erfundener Szenen, deren Gesamteindruck jenen der Dichtung wiederspiegeln soll. Nachdem er hierauf an historischen Zeichnungen seine Kunst und Kraft geübt, schuf er in den Illustrationen zu Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen“ sein erstes großes Holzschnittwerk, unübertrefflich in der bis dahin beispiellosen Treue des Kostüms, aber auch schwer übertreffbar in der Wiedergabe des gesamten geistigen Charakters jener Zeit, ein Werk, welches von einer Fähigkeit zeugt, das Leben einer begrabenen Zeit wiederherzustellen, wie sie bis dahin nur eben große Dichter durch das Wort, aber nie ein Künstler durch den Stift bewiesen. Durch dieses Werk wurde Menzel zugleich der Wiederbeleber des deutschen Holzschnitts. Auf derselben geschichtlichen Grundlage ruht jenes zweite große Werk, welches seinen Namen in der Geschichte der deutschen Illustrationskunst zu einem unvergänglichen macht: die 200 Schlußvignetten zur Prachtausgabe der Werke Friedrichs des Großen (1843 bis 1849). Hier zuerst trat der reife Mann an die Aufgabe heran, einen großen Schriftsteller zu illustrieren, und er hat dieselbe nicht bloß herrlich, sondern auch in einer Art gelöst, welche dem Ideal einer derartigen Leistung nahezu gleichkommt, wofern sie es nicht ganz erreicht. Niemand, der sich in das Studium dieser Zeichnungen vertieft, wird dieses Lob überschwenglich finden, denn thatsächlich ist hier, und hier zum ersten Mal in Deutschland die Grenze, welche dem Stift des Zeichners gegenüber der Feder des Schriftstellers gesetzt ist, aufs Genaueste eingehalten und dabei der Kunst dennoch ein ganzes, großes Gebiet erobert, auf welchem sie ebenso ihre unbestrittene Herrschaft führen kann, wie Schriftstellerei und Dichtkunst auf dem ihrigen. Hier ist zum ersten Mal durchgeführt, was die Illustration sein soll: ein ebenbürtiger, aus verwandtem Geist und Gemüt geborener Schmuck der Dichtung, welcher dem Beschauer den doppelten Genuß gewährt, sich an der selbständigen Leistung des Künstlers zu erfreuen und dabei in geistreicher und zugleich unaufdringlicher Weise noch einmal an das eben Gelesene erinnert zu werden. Hier zum ersten Mal tritt der Künstler niemals zwischen Leser und Autor, sondern stellt sich als würdiger Genosse neben den letztern. Die vier Proben, welche wir diesem Aufsatze beifügen (sie sind der bei R. Wagner, Berlin, erschienenen „Jubiläums-Ausgabe“

entnommen), können dies nicht ganz erweisen, aber sie geben uns die Möglichkeit, an einzelnen Beispielen Menzels Kunst darzulegen.

Versuchen wir dies in jener Reihenfolge, wie sie das vorliegende Heft giebt. Man kennt Friedrichs des Großen Aufsatz über die deutsche Litteratur. Sie erscheint dem großen König unentwickelt und plump. Ist es nun schon eine nahezu unlösbare Aufgabe, ein derartiges abstraktes Thema in einer einzigen Vignette zu illustrieren, so steigert sich diese Schwierigkeit vollends für den Künstler des 19. Jahrhunderts, welcher wohl weiß, daß jenes Urteil ein zum mindesten kurzsichtiges, wenn nicht ganz ungerechtes gewesen. Ein Blick auf die Illustration lehrt, wie Menzel dem Standpunkte des Schriftstellers und seinem eigenen, welcher ja zugleich der des Beschauers ist, gerecht zu werden versteht: ein Knabe, welcher auf der Bärenhaut schläft; aber es ist ein kräftiger Knabe, der bald erwachen wird. Wie das Fragezeichen, welches sich unauffällig, ganz dem dekorativen Zwecke dienstbar gemacht, auf der Vignette findet, zu erklären ist, wissen wir nicht. Deutet es des Königs spöttische Frage an: „Wird der Genius erwachen?“ Oder ist es der Protest unseres Jahrhunderts gegen das vorige? Über solche unscheinbare, überaus geistreiche Details verfügt Menzel in überwältigender Hülle und Fülle. Zur „Geschichte des siebenjährigen Krieges“, speziell zu jenem Kapitel, welches den Allianceevertrag zwischen Maria Theresia und Ludwig XV. wiedergiebt, zeichnet er den Reichsapfel, in welchen sich von allen Seiten her räuberische Krallen einschlagen, während der preußische Adler, flügelschlagend, als Schützer über demselben schwebt, gewiß eine Symbolik von verblüffender Prägnanz, dabei von größter Einfachheit. In seiner „Epistel an den Marquis d'Angers“ (1757), einem seiner berühmtesten Werke, spricht der große König seinem Freunde den Entschluß aus, lieber zu sterben als den Untergang Preußens zu überleben. Ein Blick auf die Illustration zeigt dem Leser, wie trefflich Menzel dies verbildlicht. In seiner Ode „An meinen Bruder Heinrich“ spricht der König den Gedanken aus, daß eine hochherzige Seele erst in großen Gefahren völlig den erhabenen, standhaften Mut des Geistes offenbare. Menzel illustriert dies auf das feinste und glücklichste dadurch, daß er den großen König selbst bei seiner nächtlichen Arbeit im Feldlager zeigt.



Illustration zu Heinrich von Kleists Lustspiel „Der zerbrochene Krug“. 6. Auftritt.

Diesem Illustrationswerk folgte eine Reihe größerer und kleinerer Arbeiten ähnlicher Art, worunter namentlich an Menzels Radierungen zu Gedichten Grüns und an die Beiträge, mit welchen er das Werk „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland“ und Scherrs „Germania“ geschmückt, erinnert sein möge. Seine letzte große Aufgabe waren die Zeichnungen zum „Zerbrochenen Krug“ von Kleist, eine Aufgabe, gegen die er sich lange sträubte, und zu deren Lösung er doch gleichsam von der Natur selbst prädestiniert war, nicht bloß durch seine intime Kenntnis des Zopfstils, sondern auch den kongenialen, knorrigen Humor. Besser, als es das Wort vermöchte, zeigt dem Leser, falls er das schöne im Verlage von A. Hofmann & Co. in Berlin erschienene Werk noch nicht kennen sollte, ein Blick auf die beiden Blätter, was der Künstler hier geleistet. Das erste ist eine der Illustrationen zum 6. Auftritt des Lustspiels. Eve beschwört ihre Mutter, sie versuchen zu lassen, ob sie nicht den Krug in der Stadt wieder zusammenflicken könne und zur Linken stehen Veit und Ruprecht, im Hintergrunde der Gerichtsrat Walter und der Schreiber Licht. Höchstens die Eve hätten wir den Absichten des Dichterwerks gemäß etwas hübscher gewünscht; die anderen fünf Köpfe sind geradezu unübertrefflich. Von der Art, wie Menzel weiter baut, wo

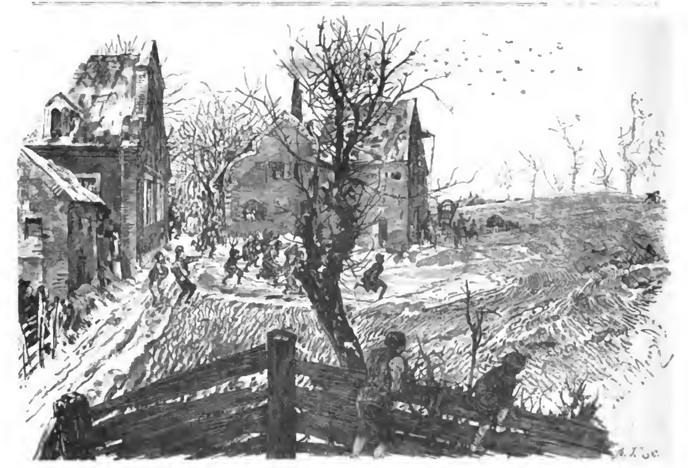


Illustration zu Heinrich von Kleists Lustspiel „Der zerbrochene Krug.“ 12. Auftritt.

ihm der Dichter blos eine dürftige Andeutung giebt, bringt das letzte Blatt eine launige Probe. Es ist die Schlußvignette zum 12. Auftritt. Der spitzbübische Adam hat entsetzt die Flucht genommen; der Gerichtsrat Walter schickt ihm den Schreiber Licht nach, um ihn von verzweifelten Entschlüssen abzuhalten. Welches Bild voll Humor und Leben hat Menzel daraus gemacht!

Ein launiges Dichterwort meint, man könne zu viel trinken, aber doch nie genug. Von Menzel gilt, daß man ihn vielleicht zu viel, aber nie genug loben kann.

Litterarische Notizen.

— Eine vierte, neu durchgesehene und stark vermehrte Auflage der Gedichte von Paul Heyse wird in nächster Zeit im Verlage von Wilhelm Hertz in Berlin erscheinen. Die Gedichte, welche Heyse im vorliegenden Hefte der „Deutschen Dichtung“ zum ersten Male veröffentlicht, werden in der neuen Auflage enthalten sein.

— Der Autographen-Bettel, dessen Opfer jeder bekannte Schriftsteller Deutschlands ist, floriert immer mehr und nimmt immer originellere und unverfrorenere Formen an. Es genügt nicht mehr, eine Zeile von der Hand des verehrten Mannes zu erbitten, dessen Werke man aus der Leihbibliothek oder gar nicht gelesen hat, nun schreibt man ihm auch vor, was man von ihm wünscht. Eine Dame in Altona z. B. hat sich die bei Reclam erschienene Anthologie „Deutsche Lyrik“ angeschafft und darin jene Gedichte bezeichnet, welche sie handschriftlich zu besitzen wünscht; jeder der Autoren erhält nun von ihr die Bitte, für sie ein bestimmtes, in der Regel das längste in jener Sammlung enthaltene Gedicht eigenhändig zu kopieren. Wir sind neugierig, wie viele der Poeten gutmütig genug gewesen sind, dieser Bitte zu entsprechen. Noch schlauer und bescheidener fängt es ein jugendlicher Autographenbettler in einer kleinen Stadt der Bayrischen Pfalz an. Derselbe hat in dem Lokalblatt seiner Heimat ein Gelegenheits-Gedicht (über den Tod Kaiser Friedrichs) erscheinen lassen und versendet es nun im Bürstenabzug mit der Bitte, ihm ein aufrichtiges Urteil darüber mitzuteilen. Auch hier wäre es interessant, die Zahl der eingelaufenen Antworten zu kennen; mögen dieselben noch so kurz und noch so ablehnend gelautet haben, seinen Zweck hat der Mann erreicht. Am schlauesten aber glaubt es entschieden eine Berliner Dame gemacht zu haben; sie versendet nämlich einen gleichlautenden Brief, worin „ihr Lieblingsautor, der Mann, den sie am heißesten verehrt“ gebeten wird, ihr ein „Rätsel unserer Muttersprache“ zu lösen. Die Vorsilbe „un“ bedinge sonst eine Negation und dennoch bedeute „Untiefe“ keine seichte, sondern im Gegenteil eine sehr tiefe Stelle. Wie sich dies wohl erkläre? Ein vortrefflicher Einfall, nur schade, daß er nicht originell ist: genau dieselbe Frage richtete ein Wiener Student im vorigen Jahre an die „Maler und Dichter Deutschlands“. All diese Mittelchen haben noch den Beigeschmack des Komischen; geradezu häßlich aber ist folgendes Manöver. Ein junger Mensch in Berlin versendet einen sehr talentvoll geschriebenen Brief, in welchem er erzählt: er sei Kandidat der Theologie, seine Braut, Gouvernante in einem freiherrlichen Hause, sei von einem Offizier ohne ihr Verschulden entehrt worden; er sei zweifelhaft, ob er die Unglückliche heiraten oder ihrem Schicksal überlassen solle und mache dies von der Entscheidung des Dichters abhängig. An der ganzen Historie ist keine Silbe wahr; der Absender ist Schreiber bei einem Rechtsanwalt und will durch den Verkauf der interessanten Antworten einige Groschen verdienen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von Johannes Päßler in Dresden.



V. Band. 4. Heft. **Herausgeber: Karl Emil Franzos.** 15. November 1888.

Weltuntergang.

Volksschauspiel in fünf Akten von **Paul Heyse.**

Personen:

Dr. Cornelius, ein Arzt.
Gotthold Osiander, lutherischer Pfarrer.
Der katholische Stadtpfarrer.
Florian, Osiander's Sohn.
Frau Sabine, Osiander's Schwester, Witwe.
Amrey, ihre Tochter.
Judith, Amrey's Freundin.
Rochus, schwedischer Cornet, verabschiedet.
Ägidius, Sohn des Bürgermeisters.
Tobias, Schenkwirt zum „silbernen Hecht".
Frau Laurentia, Schenkwirtin zur „goldnen Kanne".
Frieder, ihr kleiner Kellner.
Ein alter Bauer.
Der Steinmetz.
Der Gelbgießer.
Der Rektor.
Ein Lehrer.
Ein junger Bürger.
Bärbe, eine alte blinde Bettlerin.
Lisbeth, ihr Enkelkind.
Erster } Bürger.
Zweiter }
Erste }
Zweite } Bürgersfrau.
Dritte }
Eine Hökerin.
Stadtknechte, Schulkinder, Volk.

Ort der Handlung: eine kleine rheinisch-westphälische Stadt.

Zeit: 1649.

Erster Akt.

Marktplatz. Im Hintergrunde eine Kirche mit hohem Turm, zu beiden Seiten derselben münden Straßen auf den Platz. Vorn rechts und links zwei Eckhäuser, beide über den Thüren, die sich nach vorn öffnen, durch Wirtshauszeichen als Schenkwirtschaften bezeichnet, links eine goldene Kanne, rechts ein silberner Fisch. Vor beiden Häusern Tische und Bänke, die den Mittelraum frei lassen. Hinter dem Eckhaus links am Markt das Giebelhäuschen der Frau Sabine mit vorspringendem Erker. Gegenüber das Haus des Doktor Cornelius, zu dessen Thür eine hohe Steintreppe hinanführt. Es ist Abend; die Kirche erleuchtet, über den Markt gehen Bürger und Frauen, ihren Geschäften nach.

Erste Szene.

(Vorn an den Tischen) **Frau Laurentia** (mit einem jungen) **Schenkkellner** (beide eifrig beschäftigt. Gegenüber sitzt) **Tobias** (der Wirt zum silbernen Hecht, mit gekreuzten Armen auf einer Bank, die Mütze aufs Ohr gerückt. An der Wand des Hauses auf einer Bank) die alte **Bärbe** (ihre kleine Enkelin neben sich; ein Becher steht vor ihr auf dem Tisch.)

Laurentia. Flink, Frieder! Hast wieder Blei in den Schuh'n?
Wo ist der Korb mit den frischen Wecken?
Wart, ich komme Dir mit dem Stecken!
Muß ich denn alles selber thun?
Hier fehlt das Salzfaß auf dem Tisch.
Du Schneck! Ich will Dir Beine machen.
(Giebt ihm einen Schlag.)

Tobias (für sich). Ein Mordsweib! Immer behend und frisch!
Das Herz thut einem im Leibe lachen. —
Hört doch, Frau Nachbarin!

Laurentia (ohne nach ihm umzusehen). Was beliebt?

Tobias. Kommt und thut mir einmal Bescheid!
(Hebt den Becher ihr entgegen.)

Laurentia. Er sieht doch, daß es zu schaffen giebt.
Habe zum Schnickschnack keine Zeit;
Die Andacht wird gleich zu Ende sein.

Tobias. Ei freilich. Wir sind ja mitten im Mai'n,
Da habt Ihr's wichtig aus der Maßen,
Mit Ave-singen und Rosenkränzeln,
Der Mutter Maria zu scherwenzeln,
Die will Euch dann nicht dursten lassen!
Ja, Ihr Papisten seid nicht faul,
Wo's gilt die ewige Seligkeit! (Lacht.)

Laurentia (stemmt die Arme in die Seite). Halt' Er einmal sein Lästermaul!
Aus Ihm spricht nur der gelbe Neid.
Er thät' nicht schelten, sollt' ich denken,
Wenn unter der Wochen, so wie heut,
Zur Kirche gingen auch Seine Leut'
Und hernach Seinen Roten tränken.
Ein ehrbar Gespräch beim Glase Wein
In der güldnen Kanne, im silbernen Hecht
Keine Christenseele schädigen möcht'
Und wird vor Gott nicht Sünde sein,

Zumalen, wenn man nicht weiß, wie lang
Es ansteht mit dem Weltuntergang.

Tobias (steht auf). Weltuntergang! Potz Höll' und Mord!
Bleibt mit dem Märlein mir vom Leib!
Muß auch so ein räsonnables Weib
Nachschwatzen das aberwitzige Wort?
Weil droben in der Himmelsstraßen
Der Komet sich hat blicken lassen,
Der Irrwisch mit feurigem Kopf und Schwanz,
Ein Marodeur aus dem himmlischen Heer,
Der reis't — man weiß nicht, wohin, woher,
Drum geh' die Welt aus den Fugen ganz?
Die Welt, Gottlob, ist fest gezimmert,
Wird nicht im Handumdrehn zertrümmert.
Aber da zittern die armen Hasen,
Das Licht würd' ihnen ausgeblasen,
Kommen zur Schenke in hellen Haufen,
Ihr letztes Geldlein zu versaufen,
Und bleibt dann doch die Welt bestehn,
Werden sie große Augen machen
Und mit dem Bettelstabe gehn.
Wir Wirte freilich, wir können lachen.

Laurentia. Er sollt' doch nicht so gottlos reden.
Unser Herr Stadtpfarrer hat gesagt,
Wer weiß, wann der jüngste Morgen tagt.
Der Feuerstern mahn' einen Jeden,
An seiner Seelen Heil zu denken.

Tobias. Eia, das thu' ich ernstiglich,
Und darum will nur Eins mich kränken.

Laurentia. Das wäre?

Tobias. Daß Ihr noch immer mich
Nach einem Tröstlein schmachten lasset,
Euch stellt, als ob Ihr sehr mich hasset,
Und Euch doch heimlich nach mir verzehrt.

Laurentia (wendet sich achselzuckend ab). So Schnack ist gar keiner Antwort wert.

Tobias (nähert sich ihr mit verliebten Geberden). Denkt, wie Ihr Euch im Lichte steht!
Denn so die Welt jetzt untergeht
Und Ihr das Küßchen mir schuldig geblieben —

Laurentia. Er weiß, ich kann keinen Ketzer lieben.

Tobias. Braucht's nicht! Sollt Euch nur lieben lassen.
(Will sie umarmen.)

Laurentia (stößt ihn fort). Er Unverschämter! Auf offner Gassen!
Frieder, hol mir den Besen heraus!
Rein will ich's haben vor meinem Haus.

Tobias. So recht! Zur Hex' gehört der Besen.
(Lacht gezwungen. Dann für sich.)
Verwünscht! Kann ihr nichts abgewinnen.
Doch just ihr trutzig herbes Wesen
Steckt mir in Brand all meine Sinnen.
(Wendet sich zu der alten Frau.)
Nun, Mutter Bärbe, wandert Sie wieder?

Die Alte (hat, von dem Kinde unterstützt, aufstehen wollen, sinkt auf die Bank zurück). O du mein Heiland! Die alten Glieder!
Was Ihr vom jüngsten Tag gesprochen,
Wie'n Wetter schlug's in die morschen Knochen.
Ich kann nicht fort.

Tobias. Schäm' Sie sich doch!
So alt, und fürcht't das Sterben noch.
Einmal kommt Jedem sein jüngster Tag.

Die Alte. Ihr habt gut reden. Ihr könnt's doch sehn,
Wenn die Welt in Feuer wird untergehn,
Und dürft des Heilands Antlitz schauen,
Wie er herabfährt aus dem Blauen.
Ich aber in meiner Finsternis —

Laurentia. Getröst Dich, Bärbe. 's ist wahr und gewiß,
Am jüngsten Tag die Tauben und Blinden
Soll'n Ohr und Augen wiederfinden.

Die Alte. Ward das auch sicher geoffenbart?

Laurentia. Du weißt ja, daß verheißen ward
Die Wiederbringung aller Dinge.

Tobias (lacht). Potz Blitz! Euer Wissen ist nicht geringe!
Wo habt Ihr die Theologie nur her?

Laurentia (achselzuckend). Das lernt man ja schon in der Kinderlehr! (Ab ins Haus.)

Tobias (mit dem leeren Becher in sein Haus).

Zweite Szene.

Bärbe, der kleine **Schenkkellner**. **Rochus** (in der Tracht eines schwedischen Cornets, kommt von hinten rechts über den Markt, betrachtet sich die Häuser und bleibt stehen.)

Rochus (singt).
Und komm' ich wieder ins alte Quartier,
Feinsliebchen schaut aus dem Fenster herfür.
„Wer da?"
Ein schwedischer Reiter. —
„So reit' Er nur weiter!
Der Riegel ist fest an der Kammerthür."
Haha!
Da steht ja noch das alte Nest,
Wie ich's verließ vor dreien Jahren.
Die Zeit ist spurlos drüber hingefahren,
Die sonst doch nichts beim Alten läßt.
Der Turm von Unsrer Lieben Frauen
Hat Markt und Gassen treu behütet,
Die Dohlen haben junge Brut gebrütet,
Die ganz der alten ist gleich zu schauen.
Und in den Herzen der Menschen auch
Steht, fürcht' ich, alles nach altem Brauch.
Die Häuser kehren sich heut wie immer
Die Giebelstirnen feindlich zu,
Und die da wohnen im dumpfen Zimmer,
Läßt alter Zwist noch nicht in Ruh'.
Nur ich — ein Anderer, als ich ging,
Kehr' ich zurück. Den kleinen Erker dort,
Dran einst mein Blick mit wilden Wünschen hing,
Und der mich trieb ins Weite fort,
Heut kann ich ihn gelassen wiedersehn,
Wenn auch mit seiner Engelsmiene
Ein lieb Gesicht darin erschiene.
(Bärbe steht auf, läßt sich von dem Kinde führen.)
Ha, Mutter Bärbe!

Die Alte. Kind, laß uns gehn!

Rochus. Noch immer wacker auf den Füßen,
Da mancher Jung' ins Gras hat beißen müssen?
Nehmt, Mutter! Geb's Euch gern. (Drückt ihr ein Geldstück in die Hand, macht sich rasch von ihr los und kommt in den Vordergrund, da eben Laurentia mit Bechern und einem Kruge aus ihrer Thür tritt.) Und da —
Die schöne Frau Laurentia! (Singt.)
Laurentia, liebe Laurentia mein,
Wann werden wir wieder beisammen sein?
Haha!

Laurentia. Wer lärmt denn hier so ungeschlacht,
Noch unter der Kirch'?
Rochus. Vergaßt ihr mich schon?
Laurentia. Merke mir nicht einen jeden Patron,
Der auf der Gassen Unfug macht.
Rochus (lacht). Noch immer so kurz angebunden?
Ja, lange Haare und kurzer Sinn!
(Tobias mit einem Krug aus seinem Hause.)
Doch Der da, wett' ich, weiß noch, wer ich bin.
Gott grüß' Euch, Freund Tobias! — Wie?
Kennt Ihr nicht mehr Euern besten Kunden?
Tobias (nach kurzem Besinnen). Herr meines Lebens! Ihr wieder hie?
Herr Rochus — verzeiht! Herr Kapitän!
Habt Gottwillkomm! (Stellt den Krug auf den Tisch, wischt die Hände an der Schürze ab und streckt sie Rochus entgegen.)
Rochus. Dank, alter Knabe!
Hab's aber nicht zum Kapitän gebracht,
Obzwar ich als Cornet in mancher Schlacht
Nicht ganz ohne Ruhm gefochten habe.
Tobias. Der Tausend! Wer hätte das gedacht!
Die Ehr' und Freude!
Rochus (setzt sich). Scheint's Euch ungalant,
Frau Renzel, daß ich hier mich niederlasse?
Gehör' ich doch als Schwed' und Protestant.
Nicht drüben hin in die Papistengasse.
Wie? oder habt Ihr den Zwist vertragen?
Darf auch ein Lutheraner wagen,
Da drüben seinen Herd zu bauen?
Ich seh' an Eurem Stirnefalten,
Es steht hier alles noch beim Alten,
Das arme Nest wie mitten durchgehauen —
Hie Papst — hie Augsburg'sche Konfession!
Tobias (achselzuckend). Ja, 's ist nun so. Ich möcht' auch lange schon
Mit einer schmucken Papistin leben,
Die aber will sich nicht drein geben.
Gott besser's! — Aber nun sagt einmal,
Wie habt denn Ihr's so lang getrieben?
Rochus. Stoßt an, Tobias! Was wir lieben! (Trinkt.)
Euer Roter ist kapital.
Ich, wie ich's trieb? Ha, schlecht und recht,
Heut faule Rast und morgen Gefecht.
Ihr wißt, wie ich als Famulus
Hier Salben kocht' und drehte Pillen
Bei meinem Doktor Cornelius,
Dem großen Arzt und weisen Mann —
Er lebt doch noch? (Tobias nickt.) und auf einmal dann
Um einer sicheren Ursach' willen
Kam mir die Laun', in Krieg zu ziehn,
Zum General Wrangel trieb mich's hin,
Wollt's einmal mit der Fortuna wagen,
Statt Wunden zu heilen, Wunden schlagen,
Und hätt's auch noch, wer weiß, einmal
Zum Hauptmann gebracht oder General,
Da schien den hohen Potentaten
Nach dreißigjährigem blut'gem Zwist
Am End' ein Friede doch geraten,
Der auch zu Stand kam, wie Ihr wißt.
Ich aber hatte das Nachsehn freilich,
War noch Cornet und konnte nun
Auf meinen bescheidenen Lorbeern ruhn.
Doch müßiges Lungern war mir gräulich.
Ich dachte: Du kehrst fein still nach Haus,
Suchst etwa dir ein Weibchen aus
Und setzest dich hier als Doktor ehrbar.
Hebt dann der Krieg von neuem an,
Flugs machst Du wiederum Dich wehrbar.
Seht, das wäre nun so mein Plan.
Tobias. Hört sich alles gar löblich an.
Dort aber, seht — wenn man ihn nennt,
Den Wolf, so kommt er schon gerennt.
Rochus (sich rasch umwendend). Mein teurer Meister Cornelius!

Dritte Szene.

Vorige. (Aus dem Hause rechts tritt) **Cornelius** und ein junger **Bürger** (der ein Arzneifläschchen trägt, bleiben noch oben auf der Treppe stehen).

Cornelius. So gebt nun Euerm Weib den Trank,
Den sie allstündlich nehmen muß,
Soll's frommen.
Bürger. Und — meine Schuldigkeit?
Cornelis. Schon gut!
Bürger. O Herr —
Cornelius. Spart Euern Dank!
Bürger. Lohn's Euch der Himmel, wie gut Ihr seid!
Meine Frau ist angsthaft überaus,
Schaut immer nach dem Kometen aus,
Liegt all die Nächte wach und bang,
Träumt einzig vom Weltuntergang.
Herr Doktor, wolltet Ihr nach ihr schauen?
Sie hat auf Euch so groß Vertrauen.
Cornelius (heftig). Auf mich? Du Narr, wer bin denn ich?
Auf Gott vertraue sie festiglich,
Der alle Kreatur der Welt
In seinen Vaterhänden hält.
Auf mich? auf mich? Geh stracks nach Haus,
Und wenn ihr wieder Ängste kommen,
Einen Stecken frisch zur Hand genommen,
Und treib der Gans die Grillen aus!
Fort, sag' ich! (Hebt den Stab, der Bürger hascht nach seinem Ärmel, drückt die Lippen darauf und läuft die Treppe hinunter, ab.)
Rochus. Immer der Alte noch.
In einem Atem herb und mild.
Tobias. Die ganze Stadt verehrt ihn hoch.
Sein Wort wie ein Evangelium gilt
Lutherischen und Katholiken.
Sich alle vor ihm in Ehrfurcht bücken,
Obwohl, wie Ihr ja selber wißt,
Man nicht recht weiß, woran man mit ihm ist,
Mit welcher Konfession er's hält.
Doch wer uns hilft aus Leibesnot,
Der dünkt uns schier wie der liebe Gott.
(Cornelius kommt langsam nach vorn, ohne aufzusehen. Laurentia läuft zu ihm, begrüßt ihn mit einem Knix, spricht leise mit ihm. Er nickt ihr freundlich zu, streicht ihr über den Scheitel, setzt dann seinen Weg fort, an Rochus' Tische vorbei.)
Rochus. Er ist gealtert, seit ich zog ins Feld.
(Steht auf, salutiert militärisch.)
Herr Doktor!
Cornelius (betrachtet ihn prüfend). Rochus!
Rochus. In Fleisch und Bein,
Nur etwas älter und gescheiter,
Als da er rannt' in die Welt hinein

Und ließ sich werben als schwedischer Reiter.
O teurer Meister, seid mir nicht gram,
Ich beicht' Euch alles, wie es kam,
Und hoff', Ihr werdet mich absolvieren.
Das Hauen und Stechen ist abgethan,
Finge gern bei Euch von neuem an
Und ließe zum Doktor mich promovieren,
Denn all' die Zeit, Gott weiß, bereut' ich's tief,
Daß ich Euch aus der Lehre lief.
Kommt, lieber Meister, setzt Euch her!
Einen Trunk zum Willkomm!

Cornelius (kopfschüttelnd). Jetzt ist nicht die Stunde;
Mache noch meine letzte Runde.
Doch hört' ich recht? 's ist Dein Begehr,
Du möchtest hier Dich niederlassen?

Rochus. Habe den Krieg von Herzen satt.

Cornelius (düster). So bleib fernab von dieser Stadt,
Wo Nachbarn sich wie Feinde hassen!
O Sohn, kein fressend Feuer ist
So wild und grimm, wie Glaubenszwist,
Wo, wer dem Bruder Wunden schlägt,
Vermeint, ein gottgefällig Werk zu schaffen,
Wenn er mit giftgedrängten Waffen
In einen Hinterhalt sich legt
Und in majorem Dei gloriam
Die Menschheit schändet. O Scham und Gram!
So treiben sie's zum Trotz dem Frieden,
In Haß verstockt bis an den jüngsten Tag,
Und da kein Mahnen frommen mag,
Hätt' ich wohl längst den Ort gemieden,
Aus diesem Tollhaus mich gerettet.
Doch jeder Tag bringt neue Pflicht,
Die mich an neue Kranken kettet,
Bis dieser Leib zusammenbricht.
Du aber, ein frisch junges Blut,
Dem draußen winkt ein bessres Glück,
Freiwillig kehrst Du an den Ort zurück,
Wo nimmerdar die Fehde ruht,
Wo ärgere als des Leibs Gebresten
Die reine Himmelsluft verpesten?

Rochus. O Meister, ich fand auch drauß die Welt
Viel besser nirgendwo bestellt,
Und lobe mir mehr die offne Fehde,
Als wo mit honigsüßer Rede
Man sich betrügt und Sammetpfötchen macht
Und hinterrücks sich nach dem Leben tracht't.
Mich wundert Gottes Langmut nur,
Daß er nicht längst, den Gräul zu enden,
Thät eine neue Sündflut senden,
Hinwegzutilgen die Kreatur.
Indes, wer weiß, was kommen mag!
Man spricht ja nichts, als vom jüngsten Tag,
Vor dem die Schächer zittern sollten.

Cornelius. Wenn sie nur recht daran glauben wollten!
Doch voller Selbstgerechtigkeit
Glauben sie Gottes Zorn noch weit,
Als habe zur Warnung für alle Sünder
Den feurigen Finger er ausgereckt,
Wie ein schwacher Vater für seine Kinder
Die Ruthe hinter den Spiegel steckt,
Die er doch nicht zu gebrauchen denkt.
Ja, würden die Herzen so recht versenkt
In Todesangst und Zittern und Zagen,
Wer weiß, sie ließen ihr kleinlich Streiten,
Ihr elend Hadern um Nichtigkeiten,
Mit dem voll Eifer sie sich plagen,
Ob es auch Dem, der die Gestirne lenkt,
So wenig gilt, wie Mückengeschwirr
Dem Wanderer an lichten Sommertagen.

Rochus. Ihr solltet's ihnen kräftig sagen.
Vielleicht doch machte die Furcht sie kirr.

Cornelius. Was hülf's? Wie kann ich mir Glauben schaffen?
Sie glauben ja selbst nicht ihren Pfaffen,
Die von den Kanzeln hie und da
Verkünden, der jüngste Tag sei nah.
So leben sie dumpf unselig fort,
Und wie um taube Nüsse die Knaben,
Balgen sie sich um das Gotteswort,
Daraus sie den Kern verloren haben,
Kindische Thoren! Was liegt auch dran?
Soll ich meines Bruders Hüter sein?

Rochus. Es grämt Euch doch. Man sieht's Euch an.

Cornelius. Dem Arzte schafft es immer Pein,
Wehrt sich halsstarrig ein siecher Mann
Gegen das Mittel, das heilen kann.
Genug! — Doch kehre nur bei mir ein,
Schreckt Dich mein grämliches Alter nicht.
Mich freut's, Dein helles Angesicht
Zu schaun in meiner dunklen Klause.
Deine Kammer steht in meinem Hause
Noch leer. Und jetzt — (**Osiander** kommt mit Florian, der hinter ihm nicht gleich sichtbar wird, aus der Straße rechts im Hintergrunde, bleibt auf dem Markt stehen.)

Cornelius (der sie bemerkt hat, hastig). Fahrwohl! Denn hier
Kommt, dem ich ungern mag begegnen,
Der eifrig Holz zum Brande trägt
Und lieber verdammen mag, als segnen.
O wann wird dieser armen Welt zum Frommen
Der ew'ge Gottesfriede kommen!
(Nickt düster vor sich hin, geht an seinem Stabe langsam vorn rechts ab.)

Vierte Szene.

Vorige (ohne Cornelius).

Rochus. Ha, steht's hier so? Potz Krisament!
Da wär' ich guter Tropf am End'
Vom Regen in die Traufe geraten,
Dieweil zu geistlichen Heldenthaten
Mir's am Geschick und der Lust gebricht.
Doch meinen Meister verlass' ich nicht
Trotz aller Glaubensstänkereien,
Und wird's zu toll — (Sieht sich nach dem Pfarrer um.)
Wer wankt denn da heran?
Ist das —? Beim Blut, es ist mein Florian!

Osiander (zu Florian). Ergeh Dich ein Stündlein nun im Freien,
Mein Sohn. Du siehst so bleich und matt;
Das Studium bringt Dich ganz von Kräften.
Ich habe noch in Amtsgeschäften
Einen Gang zu machen in der Stadt.
Wir treffen uns hernach. (Er reicht dem Sohne die Hand, geht dann durch einen offnen Thorweg am Markt nach rechts ab. Florian kommt langsam nach vorn, immer trübsinnig zur Erde blickend, will ohne Rochus zu beach'en vorn rechts in die Straße einbiegen).

Rochus. Sagt doch, Tobias, sind
Hierorts die Pastorssöhne blind?
Florian (sich freudig umwendend). Rochus! Was seh' ich?
— Bruderherz! (Umarmt ihn.)
Hätte Dich kaum erkannt führwahr!
Rochus. Die Schweden stutzten mir Bart und Haar.
Du aber, altes Haus,
Siehst ja recht gottserbärmlich aus.
Nein, ohne Scherz,
Die Luft hier scheint Dir nicht zu taugen.
Florian. Laß das!
Rochus. He, Wirt, einen frischen Krug! —
Sitz her, und schau mir in die Augen!
Drei Jahre sauf'ten hin im Flug.
Wie ist's dem jungen Herrn ergangen?
Florian (trübsinnig). Von mir hernach! An Dir ist's,
anzufangen.
So hat sie doch Dich wieder hergezogen?
Rochus. Die Amrey? Nein, auf Ehr' und Seligkeit,
Ich gönne das Mädel Dir ohne Neid.
Damals — ich war ihr sehr gewogen,
Und fühlt' im Herzen Stich auf Stich,
Da sie Dich lieber hat als mich.
Weil's aber ein niederträchtig Ding,
Ein Mädel dem liebsten Freund zu neiden,
Riß ich mich von Euch los beizeiten
Und ritt zum Wrangel, der mich gut empfing.
Seitdem —
Florian. Du hast's verwunden?
Rochus. Lieber,
Darfst mir vertraun: bis auf die letzte Spur.
Krieg heilt das hitzigste Liebesfieber.
Jetzt ist sie mir ein holdes Blümchen nur,
Das mir kein Neidgefühl erweckt,
Wenn's ein Kamrad sich an den Busen steckt.
Nun sage, haltet ihr schon so weit?
Giebt's bald ein hochzeitlich Geläut?
(Ein alter Bauer ist über den Markt herangekommen und zu **Laurentia** getreten, mit der er leise zu reden anfängt).
Florian. Aus welcher Kirche? Rochus, ach,
Mein Vater —
Rochus. Was? noch immer eigensinnig?
Florian. O Freund! Ganz ohne Hoffnung bin ich.
Er giebt in Ewigkeit nicht nach.
Rochus. Zum Henker! Weil vor einundzwanzig
Jahren
Er mit der Schwester sich entzweit,
Die lieber ließ die ewige Seeligkeit
Als den katholischen Liebsten fahren,
Gönnt' er ihr nimmer Blick und Wort,
Und da der Tod ihr nahm den Gatten fort,
Und sie als Wittib mußte leben,
Noch immer kennt er kein Vergeben,
Und eher soll sein einz'ger Sohn
Kläglich des frühen Tods erbleichen,
Als seinem Mühmchen die Hand zu reichen?
Florian (traurig vor sich hinstarrend). Du sagst es!
Rochus. Nun, wenn das die Religion
Der Bruderliebe lehrt auf Erden,
So will ich lieber ein Türke werden!
Du aber, Kind, nimm mir's nicht übel,
Bist auch ein trauriger Held.

Florian. Sag an,
Was soll ich thun?
Rochus. Geseufz, Gestöhn, Gegrübel
Statt frischer That — o pfui! Ist ihr's zu Sinne
Wie Dir mit Eurer heißen Minne,
So hilf dem guten Ding zu einem guten Mann,
Komm in der Stunde der Gespenster
Geheim vor Liebchens Kammerfenster
Und fort mit ihr in die weite Welt!
Hab' meinen Gaul just drunten eingestellt
Beim Brückenschmied, der steht zu Dienst,
Und fehlt es Dir an baarem Geld — (greift in die Tasche)
Wenn Du das Weite nur gewinnst,
Eh hier die Zionswächter erwachen —
Florian. Hör auf, das Blut mir anzufachen!
Ich habe weder Glück noch Stern.
Dem Vater würd' ich das Herze brechen.
Rochus. Hat er auch eins?
Laurentia (zu dem Bauern). Da muß Er mit den Herrn,
Die dort am Tische sitzen, sprechen.
(Geht zu **Rochus** und **Florian**, während einige Bürger aus der Kirche kommen und auf den Bänken vor der goldenen Kanne sich niederlassen, von dem Burschen bedient).
Laurentia. Mit Verlaub, ihr Herrn, der alte Mann,
Ist hier auf Kundschaft hergekommen.
Sie haben in seinem Dorf vernommen,
Es rücke der jüngste Tag heran,
Weil schon sechs Nächte der Komet
So grauslich rot am Himmel steht.
Nun schickten sie den Alten herein,
Doktor Cornelius zu befragen,
Was der dem Boten würde sagen,
Drauf wollten sie schwören Stein und Bein.
War's nicht so, Hinnerk!
Der Bauer (der ihre Worte beständig mit Kopfnicken begleitet hat).
Woll, woll! Ja, so is't.
Laurentia. Sie meinen, daß er Alles wüßt',
Weil er schon dreimal zur richt'gen Zeit
Viehsterben und Mißwachs prophezeit,
Und ist dann pünktlich eingetroffen;
Drum sei er kundig, so glauben sie,
Der weißen und der schwarzen Magie.
Nun setzten sie auf ihn ihr Hoffen,
Er wisse Bescheid ums Sternenwesen,
Würde sie von ihrer Angst erlösen,
Denn auf dem Land, daß Gott erbarm',
Soll es schon drunter und drüber gehn,
Keine Zucht und Scham bei Reich und Arm.
Ist's nicht so, Hinnerk?
Der Bauer. So is't. Woll, woll!
Et geit as wie in de Höllen so doll.
Drum möt ik den Herrn Doktor sehn.
Wat de uns seggt —
Rochus. Setzt Euch nur her,
Ein Becher Weines wird Euch frommen.
Der Doktor wird gleich wiederkommen;
Ja, der weiß Alles. Da fragt ihn denn!
Bauer. Nei, nei. Ik höre da dröben hen.
Ik bün katholsch! (Geht kopfschüttelnd zu den Bänken vor der katholischen Schenke, setzt sich schwerfällig nieder. Gedämpftes Orgelspiel aus der Kirche.)
Rochus. Die armen Narren,

Die schon den jüngsten Tag erharren
Und tränken lieber den sauren Krätzer,
Gezapft aus gutkatholischem Faß,
Als Firnewein mit einem Ketzer.
In dem Punkt halt' ich's mit Juden und Heiden:
Getauften Wein kann ich nicht leiden.
Du aber hast stets ein volles Glas. (Schenkt ihm ein.)

Fünfte Szene.

Vorige. (Aus der Kirche kommen wieder Bürger mit ihren Frauen, darunter) **Frau Sabine**, ihre Tochter **Amrey**, (deren Freundin) **Judith**; (neben der Mutter) **Aegidius** (ehrerbietig um sie bemüht).

Florian. O Himmel! Zu Gift wird mir der Wein.
Das sehn zu müssen!
Rochus. Höll' und Mord!
Die Amrey! Wie eine Lilie fein;
Fehlt wahrlich nur der Heiligenschein.
Wer aber ist die Andere dort?
Zwei Augen wie Karfunkelstein!
Wer ist die Hex'?
Florian. Ein Judenkind,
Dem beide Eltern gestorben sind.
Lebt seit einem Jahr erst hier am Ort
Bei einer Base, in Zucht und Ehren.
Meine Amrey möchte sie gern bekehren.
Doch siehst Du den widrigen Burschen dort,
Der mit so aufgeblasnen Mienen
Den Ritter macht bei Frau Sabinen?
Rochus. Mich dünkt, den kenn' ich von früher schon.
Ist's nicht des Bürgermeisters Sohn?
Florian. Der ist's, und hat die Stirn, der Laffe,
Zu werben um meiner Amrey Hand.
Rochus. Die Mutter duldet's?
Florian. Kann sie's wehren?
Ist selbst von zu geringem Stand.
Ich aber — seh' ich, wie der Affe
Sich bläht in seinem Geckengewand,
Fühl' Grimm und Gram mir am Herzen zehren.
Gehab Dich wohl! (Eilig ab nach rechts.)
Rochus. Florian! Wohin? —
Da läuft er wie vom Teufel geritten!
Pfui auf die pastoralen Sitten!
Zu fliehn, dem Feind das Feld zu lassen,
Statt bei der Gurgel ihn zu fassen!
Nur gut, daß ich gekommen bin!
Wenn ich nicht wär', Potz Krisament!
Das Ding hier nähm' ein kläglich End'.

(**Ägidius** hat die Frauen bis zur Thür des Eckhauses begleitet, **Sabine** und ihre Tochter gehen hinein, **Judith** hat **Amrey** umarmt und kommt nach vorn, um links abzugehen; **Ägidius** setzt sich auf eine Bank, wird sehr beflissen von **Laurentia** bedient.)

Rochus (der rasch seinen Becher geleert hat, blickt auf und sieht **Judith** vorbeigehen). Alle Wetter, da kommt sie her,
So rank und schlank wie eine Tanne!
Als ob ihr an irgend einem Manne
Das Mindeste nicht gelegen wär',
Schaut sie an Unsereinem vorbei.
(Steht rasch auf, nähert sich **Judith** mit gefülltem Becher.)
He, schöne Jungfer, ich bin so frei —
Judith (ihn ruhig anblickend). Der Junker thut mich wohl verkennen.
Rochus. Will mir die Jungfer nicht die Ehre gönnen,
Einem braven Kriegsmann Bescheid zu thun?
Judith. Bedaure. Muß nach Haus.
Rochus. Ei nun,
Wollt nur einmal am Becher nippen.
Kredenzen ihn so rote Lippen,
Wird durch geheimen Zaubers Kraft
Zu Malvasier ein schlechter Rebensaft.
Judith. Die Sprache, Herr, versteh' ich nicht;
Bin keine Marketendrin freilich.
Eure Dienerin! (Nicht stolz, wendet sich zum Gehn.)
Rochus (ihr nach.) Habt Ihr's so eilig?
Ein Wörtlein noch!
Judith. Ihr wißt wohl nur Bescheid,
Wie man mit fahrenden Fräuleins spricht.
Geht hin, woher Ihr kommen seid;
Mich laßt in Frieden! (Eilig ab.)
Rochus (während die Bürger lachen und auf ihn deuten). Höll' und Mord!
Du Wetterhex'! — Da ist sie fort.
Geht mir denn heut auch Alles quer?
Die Tröpfe drüben grinsen und starren,
Hätt' Lust, ihnen übers Maul zu fahren,
Wenn Ehre dabei zu holen wär'!
Nein, Rochus, treib es mit Vernunft.
Das Mädel hat Dich abgetrumpft,
Du machst ihr's wett bei Gelegenheit. (Kehrt zu seinem Tisch zurück.)
Kommt, Freund Tobias, setzt Euch her!
Wir würfeln eins. (Zieht Würfel aus der Tasche.)
Tobias. Herr —
Rochus. Habt ja Zeit.
Es bleibt doch leer auf Euren Bänken.
Nur um ein Schöpplein!
(**Tobias** setzt sich zögernd zu ihm. Sie würfeln.)

Sechste Szene.

Vorige. (Immer noch gedämpftes Kegelspiel. Aus der Kirche kommen) der **Gelbgießer** und der **Steinmetz**.

Steinmetz. Ein für allemal,
Hört auf, Euch an mich anzuhenken!
Gelbgießer. Bitt' Euch, Gevatter —
Steinmetz. Ha, beim Strahl!
's hat zwischen uns sich ausgevattert.
Ein Mensch, der einzig drauf erpicht,
Wie er ein paar Batzen ergattert,
Und wider seine Glaubenspflicht
Der Todsünde sich nicht thut schämen,
Von Ketzern Arbeit anzunehmen,
Der kann mir —
Gelbgießer. Aber so hört doch, Klas!
Nur weil's mich in der Seele verdrossen,
Daß ihre Glocke jahrelang
Gab einen so jämmerlichen Klang,
Wie ein gesprungener Scherben Glas,
Hab' ich das neue Geläut gegossen.
Verdien' ich darum Acht und Bann?
Seht unsre alte Freundschaft an,
Gebt mir die Hand!
Steinmetz. Es bleibt dabei,
Kenn' Euch nicht mehr.

Gelbgießer. Seid nicht so herb.
Glauben ist Glauben und Gewerb Gewerb.

Steinmetz. So denkt Ihr. Anders aber ich.
Wenn Einer von da drüben wollt',
Daß ich ihm 'nen Grabstein meißeln sollt',
Fürwahr, der Ehre bedankt' ich mich,
Und böt' er mir des Steins Gewicht in Gold.
Mit Abtrünnigen hab' ich Nichts gemein
Im Leben und Sterben. (Setzt sich.) Frau Wirtin, He!
Auch mir einen Schoppen.

Gelbgießer (trocknet sich die Stirn). O Jemine!
(Will sich ebenfalls setzen.)

Ein anderer Bürger. Was drängt der Baltzer sich bei uns ein?
Hat Nichts zu suchen hier.

Gelbgießer (mit demütiger Geberde, zu den Bürgern). Laßt Euch sagen —

Ägidius (schlägt mit dem Schwert auf den Tisch). Nun hört mal auf mit Winseln und Klagen!
Der Meister Melcherd hat zehnmal Recht!
Hier ist Euer Platz nicht; drüben im „Hecht",
Da mögt Ihr mit den Ketzern zechen.

Rochus (sich langsam umwendend). Was für ein Esel thut sich erfrechen,
So laut zu dröhnen sein J ah?

Tobias. Um Gott, Herr Hauptmann, keinen Hohn!
's ist ja des Bürgermeisters Sohn.

Rochus. Da ist er auch was rechts, haha! (Trinkt hastig.)

Ägidius (hat sich wütend erhoben und nach **Rochus** hinübergeblickt). Bah! Nur ein schwedischer Marodör!
So Kerle sollte man Lands verweisen
Und hängen im Fall der Wiederkehr.

Rochus. Wollt Ihr mir etwa die Ehr' erweisen?
Sag, Wirt, ist das der Steckenknecht?

Steinmetz (zu **Ägidius**, der sich wieder hinsetzt). Hört nicht auf ihn! Der Kerl ist stark bezecht.

Rochus. Noch nicht so sehr, um nicht zu lachen,
Will ein Hanswurst den Helden machen.

Ägidius (fährt wieder auf. Die Andern halten ihn). Ha, frecher Schuft, vermaledeiter Gauch,
Du unterstehst Dich —? Weißt Du auch,
Mit wem Du sprichst?

Rochus. Mit einem jener Laffen,
Die ihrem Schneider drum verpflichtet sind,
Wenn sie ein unerfahren Kind
Auch für Geschöpfe hält, die Gott erschaffen.
Prosit! (Trinkt dem Wirt zu.)

Ägidius (ausbrechend). Nun reißt mir die Geduld!
(Zieht den Degen.)

Steinmetz (der mit den Andern ihn zurückhält). Nicht doch! Was, Herrlein, schiert Euch das?
Der Wein nur ist an seinem Schwatzen Schuld.

Ägidius. Laßt mich! (Ringt mit ihnen.)

Rochus. Ja wohl! In vino veritas.
Schenk ein, Tobias! Euer Wein
Ist, Gott verdamm' mich, noch das Beste
In diesem ganzen schäbigen Neste.

Bürger. Hört, hört! Er schimpft auf unsre Stadt!

Rochus (trinkt). Nur ist's um jeden Tropfen Schad',
Der eine Papistengurgel netzt.

Bürger. Auf unsern Glauben schmäht er jetzt!

Ägidius (reißt sich los). Das dulden wir? Er soll's bezahlen! (Nähert sich Rochus mit gezogenem Degen.)

Tobias (in höchster Angst Rochus am Arm zerrend). O Herr, kommt fort! Es sind zu Viel!

Rochus (ebenfalls stehend). Wollt Ihr mit Eurem Federmesser prahlen?
Ein Bürschlein, wie Ihr, ist mir ein Spiel.

Siebente Szene.

Vorige. (Von rechts eilen einige Bürger herbei, unter ihnen) **Florian.**

Florian. Rochus! beim ew'gen Gott —

Rochus. Ha, du?
Kommst eben recht. Der Wicht da drüben
Möcht' sich ein bißchen im Fechten üben.
Mir aus der Bahn!

Florian. Du bist von Sinnen!

Ägidius. Wer unsern heiligen Glauben schilt,
Den mach' ich kalt.

Rochus. Nur zu! Es gilt!
Hic rex Gustavus! (Sie fechten.)

Florian (reißt einem Bürger den Stecken aus der Hand). Haltet ein!
Rochus, bedenk —

Rochus. Bedenken? Nein!
Die Rotte Korah soll's gewahren;
Wie Hasen treib' ich sie zu Paren!

Florian (hat sich dazwischen geworfen, taumelt plötzlich zurück, fährt sich nach dem Kopf). Allmächt'ger Gott!

Rochus. Ha! Treibt die Hölle ihren Spott?
Florian — o ich wahnwitz'ger Thor!
(Wirft das Schwert weg, stürzt zu dem Umgesunkenen hin.)
Getroffen — ich Dein Mörder!

Achte Szene.

(Während das Getümmel sich plötzlich legt, stürzt) **Amrey** (hinter ihr) die **Mutter** (aus dem Hause und zu Florian hin. Zugleich tritt vorn rechts) **Cornelius** auf.

Amrey. Florian!
Du blutest!

Cornelius. Rochus, was ging hier vor?

Rochus (richtet sich niedergeschlagen auf). Ein blutig Possenspiel. O Meister,
Den Hader stifteten Höllengeister.
Ich sah Die drüben sich von uns kehren,
Als ob wir Pestbefallne wären —
Der Wein goß Öl noch in den Brand —
Das Hirn verstört, verwirrt die Hand —
Und Wort auf Wort und Schlag auf Schlag —
Da wollt' er sich ins Mittel werfen —
Ein Teufel mußte das Schwert mir schärfen —
(Wendet sich verzweifelnd wieder zu Florian, kniet bei ihm.)
Florian — Bruderherz — o sag:
Hörst Du mich? Kannst Du mir vergeben?

Cornelius (in wachsender Erregung). So muß ich auch an Dir, o Sohn,
Was meine Seele kränkt, erleben?
Kaum erst ein Stündlein hier, und schon
Ergreift auch Dich die blinde Wut,
Der Glaubenseifer, die Hassesglut,
Daß, die Dich nicht genugsam ehren,
Mit blanker Klinge Du willst bekehren?
Verblendete, in Eurem Wahn
Verstockt, rechthaberisch verbissen,

Ein Jeder dünkelnd, er nur hab' empfahn
Vom ew'gen Heil das rechte Wissen —
Was werdet Ihr dem Richter sagen,
Wenn er am jüngsten Tag wird fragen:
Warum habt Ihr mein heilig Wort:
„Ihr Kindlein, liebet Euch!" verachtet
Und Hader nährend fort und fort
Nach Selbstgerechtigkeit getrachtet,
Nach Besserwissens eitlem Ruhm,
Statt brüderlich nach wahrem Menschentum?
Nun denn, so komme, was kommen soll,
Euer Maß ist voll!
Mich aber läßt es hier nicht ruhn,
Ich schüttle den Staub von meinen Schuh'n
Und suche fern von diesem Gräuelnest
Mir einen Ort, wo sicher vor der Pest
Ich hoffen darf, den letzten Schlaf zu thun.
(Wendet sich nach rechts, um zu gehen.)

Laurentia (den Bauern am Arm hervorziehend, eilt Cornelius nach). Herr Doktor —

Cornelius (hebt seinen Stab). Hebe Dich weg! Nichts mehr!

Laurentia. Gebt doch dem alten Mann Gehör!
Er kommt vom Dorf und soll Euch fragen,
Ob es denn wahr ist, was sie sagen,
Ob schon am Sonntag — übermorgen —
Der Feuerstern vom Himmel fällt
Und schlägt in Stücke die sünd'ge Welt.
Da sind sie nun in Angst und Sorgen
Und haben nur zu Euch Vertrauen,
Ihr wüßtet alles vorauszuschauen,
Was verhängt ist und kommen soll —
(Zu dem Bauer.) Vater, so sprecht doch selbst!

Der Bauer. Woll, woll!
Will he uns nich den Gefallen dohn?
Is et Matthäi am Letzten schon? (Pause.)

Cornelius (erst widerstrebend, dann immer freier und mächtiger).
Wollt Ihr's denn wissen, so sag' ich: ja,
Ihr Schächer, der jüngste Tag ist nah!
(Hinter dem Kirchturm erscheint der Komet, da es inzwischen dunkel geworden ist. In den Häusern werden die Lichter angezündet.)
Seht hin! Da steht's mit Feuerschrift,
Was gnadenlose Sünder trifft.
Das Irrgestirn wird sie ergreifen
Und durch die Himmel ohne Rast
Wie Räuber an wilder Rosse Schweifen
Verdammte Seelen zur Hölle schleifen,
Wo ew'ge Flammenqual sie faßt.
Euch aber bleibt noch Tag und Nacht,
Drum seid auf Euer Heil bedacht;
Reinigt die Herzen von Haß und Neid,
Von harter Selbstgerechtigkeit,
Und harret dann in Demut still,
Ob Euch der Richter begnaden will.
Doch wie er auch verhängt das Ende,
In Bruderliebe reicht Euch die Hände! (Will gehen. Alle stehen regungslos und stumm. Rochus springt plötzlich auf, eilt ihm nach.)

Rochus. Nein, teurer Meister, ich lass' Euch nicht,
Ihr helft mir denn ums Himmels willen
Das Blut aus seiner Wunde stillen;
Dann brech' herein das Weltgericht! (Cornelius läßt sich zu dem Verwundeten führen, beugt sich zu ihm herab.)

Laurentia (schlägt die Hände zusammen. Ist's wirklich wahr? O seht nur, seht,
Wie schreckbar er da droben steht —
So rot wie Blut — o Mutter der Gnaden! —

Tobias. 's ist wahr — er glüht wie's Höllenfeuer —
Nun wird mir's selber nicht geheuer.

Ein Bürger. Glaubt Ihr's denn?

Ein Andrer. Wenn's der Doktor sagt —!

Der Erste. Verdammt! Nun haben wir's auszubaden!
Hat man sich darum so hart geplagt,
Gespart für seine alten Tage?
Daß doch das Wetter gleich dreinschlage!
Einen frischen Krug — he Wirtschaft! (Schlägt auf den Tisch.)

Steinmetz Still!

Erster. Wenn ich nun trinken und singen will,
Wer will mir's wehren? (Singt.)
„Wir haben ein Schiff mit Wein beladen,
Damit woll'n wir nach Engelland fahren —"

Zweiter. Nachbar, denkt an ein christlich End'!
Ich geh' zur Beicht'.

Andere. Auch wir — auch wir!

Stimmen im Volk. Wehe! Wehe! — Wir sind verloren,
Hilf, Jesus! — O wär' ich nie geboren!

Erster Bürger. Prosit! Wer Herz hat, der bleibt hier!
Eh' wir eingehn zur ew'gen Pein,
Woll'n wir noch einmal guter Dinge sein. (Singt.)
„Laßt uns fahren, fahren, fahren, fahren,
Nach Engelland und in den Himmel hinein!" (Stößt mit den Gleichgesinnten an, die Andern entfernen sich nach links.)

Cornelius (der Florians Wunde untersucht hat). Ich hoff', er kommt davon.
Tragt ihn ins Haus; doch hebt ihn sacht! (Rochus und der Geldgeber heben Florian auf, tragen ihn auf Frau Sabine's Hausthür zu.)

Osiander (tritt aus dem Haus am Markt, erblickt die Gruppe).
Barmherz'ger Gott! Mein Sohn!
Was ist geschehn? Wohin wird er gebracht?

Cornelius. Wo Pfleg' ihm werden soll auf der Stelle.

Osiander. Nicht dort hinein! Ich kann's nicht dulden.
Niemals betret' ich diese Schwelle.

Cornelius. Wollt Ihr des Sohnes Tod verschulden,
Den langen Weg durch Markt und Gassen
Ohne Verband ihn schleppen lassen?
Rührt selbst des Weltgerichtes Nähe
Ein starres Priesterherz nicht mehr?

Osiander (erschüttert). Herr, Deine Hand ist schwer!
Dein Wille, Herr, geschehe!
(Während Florian ins Haus getragen wird, Cornelius, Sabine und Amrey folgen, fällt der Vorhang.)

Zweiter Akt.

Zimmer bei Frau Sabine. Im Hintergrunde ein tiefer Erker, breites Fenster mit kleinen Scheiben, Blumenstöcke davor, Nähtischchen und Großvaterstuhl auf dem erhöhten Antritt. Links daneben die Hausthür. Rechts und links Thüren. Altertümliches Gerät an den Wänden. Links vorn ein Tisch mit Sessel, neben der Thür rechts ein Schemel. In einer Ecke ein Kruzifix.

Erste Szene.

Amrey (auf dem Schemel, an der Thür horchend), **Judith** (sitzt am Tisch, auf dem eine Lampe brennt, ist beschäftigt Linnen in Streifen zu schneiden.)

Judith. Nun wird es genug sein, sollt' ich meinen.
Um das schöne Linnen ist mir's leid.

Der ganze Florian lang und breit
Mit Arm und Beinen
Ließe sich in die Binden stecken.
Da hättst Du denn ein artig Wickelkind,
Nicht, Amrey?

Amrey. Hast Du noch Lust zum Necken?
's ist grausig, wie still sie drinnen sind!
Er stöhnt nicht mehr.

Judith. Er schläft wohl jetzt.
Der Doktor sagt, er sei nicht schwer verletzt,
Er bring' ihn durch auf alle Fälle.
Nein, aber sag', Der ist sein Freund gewesen,
Der frevelhafte Mordgeselle?
Wo hat er Den nur aufgelesen?
Für Deinen frommen Florian
Wie taugt so ein Wildfang zum Kumpan?

Amrey. Und doch, schon seit den Schülertagen
Hing Einer stets dem Andern an,
Und haben herzlich sich vertragen.

Judith (lacht). Bis es dem Wilden heut beliebt,
Dem Zahmen den Schädel einzuschlagen.
Was musst' er sich auch dazwischen wagen,
Den eignen Rivalen zu beschützen?
Dem thät' ein Aderlaß eher nützen.
Was es doch wunderliche Heil'ge giebt!

Amrey. Er ist so gut!

Judith (eifrig). Zu gut für diese Welt,
Und taugt darum nur schlecht zum Freier,
Da ist sein Freund ein andrer Held!
Der thäte nicht drei Jahre lang
Nur aufs Verbot des Vaters achten,
Über die Gasse herüberschmachten;
Der brächte das Herzensabenteuer
Geschwind in einen frischern Gang.
Dein Florian aber —

Amrey (steht auf). Kannst Du ihn schmähn,
Der drinnen liegt in seinem Blut?
Du hast kein Herz!

Judith (läuft zu ihr hin, küßt sie). Nein, sei nur wieder gut!
Es soll gewiß nicht mehr geschehn.
's ist nur, weil mir für Dich kaum Einer gut genug,
Am wenigsten so ein Eisenfresser.

Amrey. O, wenn er auch recht unhold sich betrug,
Sein Herz ist gut, ich kenn' ihn besser. (zögernd und leise)
Er hat einst selber um mich gefreit,
Doch um seines Jugendfreundes willen,
Dem ich verlobt, zog er im Stillen
Ohn' Abschied in die Lande weit.

Judith. Ei sieh, Du Herzensbrecherin!
Du aber hast ihn ziehen lassen?
Ist er auch nicht der Frömmste, immerhin
Wär' das kein Grund, um ihn zu hassen.
Solch Unband giebt den besten Mann,
In guter Frauen Zucht und Lehr'.

Amrey. So nimm doch Du Dich seiner an!

Judith (wendet sich errötend ab). Als ob von mir die Rede wär',
Ein blutarm Ding, ein Judenkind!
Was aber schwatzen wir? Die Zeit verrinnt.
Ich muß nach Haus, sonst krieg' ich Zank.

Amrey. Du darfst nicht fort. Hörst Du das Lärmen,
Wie sie drauß' durch die Gassen schwärmen?
Die Alle setzt der Komet in Flammen.
Nein, Schatz, wir wachen die Nacht zusammen;
Ich mach' Dir ein Lager auf der Bank.

Judith (ist in den Erker getreten, hat das Fenster geöffnet. Man hört Gesang und Schreien). Hast Recht. Ich kann nicht vor die Thür,
Die Rotten treiben wohl Ungebühr.
Und doch, wie ist die Nacht so schön!
Sag, kannst Du denn verstehn,
Wie dort der Stern, so glänzend wundervoll,
Der Welt so Schlimmes bedeuten soll?

Amrey. Wenn es der Doktor sagt —

Judith (thut einen leisen Schrei, schlägt das Fenster zu).

Amrey. Was hast Du nur?

Judith. Ich glaubt', ich säh' ihn drüben stehn
Im Schatten und hier herüberspähn —

Amrey. Wen?

Judith. Deinen schwedischen Galan;
Jetzt aber seh' ich auch nicht die Spur.
Ein Spuk nur war's.

Zweite Szene.

Vorige. (Aus der Thür rechts) **Cornelius** und **Frau Sabine.**

Cornelius. Hält dieser Schlummer an
Nur ein paar Stündlein, so denk' ich wohl,
Daß kein Wundfieber kommen soll.
Doch will ich noch einen Trank ihm mischen,
Den gebt ihm ein, wenn er erwacht,
Ihm das Geblüte zu erfrischen.

Sabine. Und schläft er ruhig bis morgen früh?

Cornelius. So sparet alle weitere Müh',
Als höchstens mit kühlem Tüchlein sacht
Den Schweiß ihm von der Stirn zu wischen.
Und somit wünsch' ich Euch gute Nacht!

Sabine (traurig den Kopf schüttelnd). Ach, kann eine gute Nacht noch kommen,
Wenn uns der jüngste Tag so nah?
Vor Grau'n kein Auge schließt man ja.
Sagt, ist's denn auch gewißlich wahr?

Cornelius. Seid nur getrost, denn Ihr fürwahr
Müßt nicht mit Zittern angstbeklommen
Vor Euren himmlischen Vater treten.
Ihr habt im Kampf mit Erdennöten
Euch wohl verdient das ew'ge Reich.
So lebt denn wohl! (Amrey küßt ihm die Hand.)

Sabine. Ich geh' mit Euch,
So Ihr's erlaubt, den Trank zu holen.
Gesindel schwärmt noch gassenein und -aus;
Ich lasse die Kinder nicht aus dem Haus.

Cornelius. Dran thut Ihr recht. (Zu den Mädchen.) Nun Gott befohlen!

(Er nickt ihnen zu, geht nach der Hausthür, Frau **Sabine**, die rasch ein Tuch über den Kopf geschlagen hat, folgt ihm.)

Dritte Szene.

Amrey. Judith. Dann **Rochus.**

Judith. Siehst Du nun, Schatz?

Amrey. Was soll ich sehn?

Judith. Dein Liebster wird morgen auferstehn
Ganz frisch und gesund und ohne Schmerzen,
Bis auf die Wunde in seinem Herzen,

Und dankt dem Freunde, der auf die Nacht
Ihn in seines Liebchens Haus gebracht.
Amrey. Ach Gott, er wird nicht lange bleiben! —
Es pocht! Wer kann denn noch so spät —
Judith (übermütig). Es ist wohl gar der Herr Komet.
Ich fürcht' mich nicht. Ich sähe gern
Recht in der Näh' den gestrengen Herrn.
Amrey. Mußt Du denn immer Possen treiben,
Du wilde Hummel! (Es pocht wieder.) Ei, nur herein!
(Rochus tritt ein, in sehr demütiger Haltung.)
Rochus. Ist es erlaubt, den Jungfräulein
Noch aufzuwarten?
Amrey (sehr kühl). Wir sind allein;
Die Mutter ist zum Doktor gegangen.
Rochus. Ein armer Kriegsmann möcht' sich unterfangen,
Um ein Almosen Euch anzuflehn —
Um christliche Verzeihung.
Amrey (sich abwendend). Was geschehn,
Vergeb' Euch Gott!
Rochus. Sollt' es hier schlimmer stehn?
(Zu Judith.) Und Ihr auch blickt mich feindlich an
Und weigert mir die milde Gabe,
Und seid doch selber Schuld daran?
Judith. Ich? Seid Ihr toll?
Rochus. Ich ward es bloß durch Euch.
Judith (lacht). Wüßt' nicht, was ich verschuldet habe!
Ihr hattet, leichtlich war's zu spüren,
Nicht viel Verstand mehr zu verlieren
Und gingt recht toll und blind ins Zeug.
Rochus. Nein, liebe Jungfer, glaubt es nur:
Erst da Ihr mich auf offner Gassen
Mit Hohn bedeckt habt stehen lassen,
Geschah's, was nun mir ewig Reue schafft,
Daß mir der Ingrimm in die Krone fuhr
Und ich, den bittern Schmack hinwegzuspülen,
Die brennende Scham in mir zu kühlen,
Nicht schonte den edlen Rebensaft,
Bis dann der Teufel, der im Weine steckt,
So tückisch mir die Hand regierte,
Daß sie den Freund zu Boden streckt'.
Judith. Manch armer Sünder stand vor Gericht,
Der gut seine schlechte Sache führte.
Doch ich bin Euer Richter nicht. (Deutet auf Amrey.)
Rochus (der niedergeschlagen Amrey anblickt). Wird mir die Jungfer nun vergeben,
Was ich am Freunde verbrochen heut?
Judith (lächelnd, halblaut). Nun, da so ernstlich Ihr bereut:
Der Doktor meint, es geh' ihm nicht ans Leben,
Schon morgen könn' er genesen sein.
Rochus (freudig aufblickend.) Mir fällt vom Herzen ein Zentnerstein.
Amrey (noch an der Thür). O still! Er regt sich!
Rochus. Laßt mich hinein!
Ich will ihn pflegen.
Judith. Bleibt nur hier!
Wir Mädchen verstehn das besser als Ihr.
(Amrey in die Kammer rechts.)

Vierte Szene.

Judith, Rochus.

Rochus. O liebe Jungfer, wie ich ihn beneide!
Ich weiß noch, wie ich nach der Schlacht
Verwundet lag auf grüner Heide,
Und hab' mit stillem Seufzen gedacht:
Wenn jetzt mir eine liebe Hand
Einen kühlenden Heiltrank mischte,
In meinen Adern den Fieberbrand
Mit sanftem Blick und Kuß erfrischte,
Der Rasen, von Blut und Taue kühl,
Bedünkte mich wohl ein seidnes Pfühl
Und Himmelswonne der Schlachtengraus!
Judith. Euer feines Liebchen ließt Ihr zu Haus;
So geschah Euch recht.
Rochus. Ihr wißt davon?
Mir klingt's wie ein altes Märlein schon.
Jetzt opfert' ich gern meine linke Hand,
Dürft' ich dafür nur mit der rechten
Dem Freunde drinnen den Brautkranz flechten.
Judith. Wär' leider ein kurzer Ehestand,
Wenn der Komet —
Rochus. Ihr glaubt daran?
Judith. Ihr nicht?
Rochus. Ha! So ein Reitersmann
Muß stets sein Roß gesattelt haben,
Auf Kommando in den Tod zu traben.
Doch daß es Euch nicht schwerer fällt,
So jung, so schön, und habt noch nichts genossen
Von tausend Freuden dieser Welt —
Judith. O ich, ein armes Ding, herumgestoßen,
Um meinen Glauben scheel angesehn,
Mich dünkt, mir könnt's nicht schlimmer gehn,
Wohin der Stern mich auch schleudern mag.
Und kommt mir nur am jüngsten Tag
Nicht ganz abhanden mein bißchen Lachen,
Will ich mir sonst keinen Kummer machen
Um all die irdische Herrlichkeit.
Rochus (der sie mit Bewunderung anblickt). Ich wundre mich, wie tapfer Ihr seid.
Wie heißt Ihr?
Judith. Judith. — Was liegt Euch dran?
Rochus. 's ist nur, daß ich gleich Euch rufen kann,
Wenn wir da droben uns wiederfinden.
Judith (schalkhaft). Ich fürcht', um Eure Reitersünden
Treffen wir uns wohl schwerlich dort.
Ihr kommt an einen andern Ort.
Rochus. O Judith, Ihr seid ein herrlich's Kind!
Ich wäre froh auf Leben und Sterben,
Dürft' ich um Eure Freundschaft werben.
Judith. Warum nicht? Gute Kam'raden sind
Allerwegen eine gute Sache.
Rochus. So erlaubt Ihr, daß ich es richtig mache?
(Will sie umarmen; sie tritt zurück.)
Ein brüderlicher Kuß!
Judith. Nein, nein!
Eine Jüdin küssen, das wär' nicht fein.
Rochus. O Judith —

Fünfte Szene.

Vorige. Amrey (tritt wieder ein).

Amrey. Er schlief wieder ein, Gottlob!
Nachdem er im Traum den Kopf erhob
Und sah mich an und lispelte: Amrey!
Gewiß, er wollte mehr noch sprechen,
Doch durft' er den Schlaf nicht unterbrechen,
Da eilt' ich hinaus.

Judith. Du eiltest? Ei!
Mich dünkt, Du habest Dir Zeit gelassen.
Amrey. Ich konnt' ihn nicht sogleich verlassen.
Er hielt meine linke Hand im Schlaf,
Durft' mich nicht rühren.
Rochus. Ihr seid brav.
Ich dank' Euch, daß Ihr so treu ihn pflegt,
Und nun gut' Nacht!
Judith. Wenn Ihr noch bleiben mögt,
Nicht, Amrey? wir wollen ihn nicht vertreiben.
Rochus. Man darf so spät nicht zum Besuche bleiben.
Doch morgen früh schau' ich wieder nach,
Wenn Ihr erlaubt —

Sechste Szene.

Vorige. Florian (tritt aus der Kammer, verträumt um sich blickend, die Stirn leicht verbunden).

Amrey. O Himmel, er ist wach!
Florian. Wo bin ich denn? In meiner Amrey Haus?
So träumt' ich oft, und immer wieder
Stürzt' ich aus meinen Himmeln nieder.
Da ist sie selbst. Wie lieblich sieht sie aus!
Und dort die Freundin — Rochus! Bruderherz!
Auch Du?
Amrey. O Liebster, es darf nicht sein!
Gleich mußt Du wieder Dich schlafen legen.
Die Wunde —
Florian. Wund? Ich fühle keinen Schmerz.
(Fährt mit der Hand nach der Stirn.)
Ach wohl! Nun fällt mir's wieder ein.
Wie kam das doch?
Amrey. Du darfst Dich nicht bewegen.
Der Doktor —
Florian (sich besinnend). Ich verlor ein wenig Blut —
Und doch, mir ist so himmlisch wohl,
Wie Einem, den nun nichts mehr schmerzen soll,
Der ewig lebt in höh'rer Mächte Hut.
Rochus, was stehst Du so beiseit?
Komm! Deine Hand!
Rochus (zögernd). Magst Du sie drücken,
Die fast den Schädel Dir schlug in Stücken?
Florian. Die Hand hat mir einen Dienst gethan,
Den ich ihr all mein Lebtag danke:
Sie räumt' hinweg die verhaßte Schranke,
Die mir's verwehrte, meinem Glück zu nahn.
Amrey, ich bin bei Dir! (Faßt ihre Hand.) O Wonne,
Die alle Adern mir durchbebt!
Und sollt' ich nie mehr wiedersehn die Sonne,
Ich klagte nicht, ich hätte doch gelebt!
(Er zieht Amrey an sich.)
Rochus. Holla, mein Sohn, nicht zu bescheiden!
Der Aderlaß hat Dich geschwächt.
Mich dünkt, an dieses Lebens Freuden
Hätt' so ein junges Blut noch größres Recht.
Schäm Dich, daß Du ans Sterben gedacht,
Eh' Du Dein Liebchen zur Frau gemacht!
Florian. O woran mahnst Du mich!
Rochus. An Deine Pflicht
Und an das gute Glück der Stunde,
Das heut zu ewigem Lebensbunde
Die Händ' und Herzen zusammenflicht.
Florian. Rochus!
Rochus. Habt Ihr nicht lang genug
Geschmachtet sehnsuchtsvoll herüber und hinüber?
Die Zeit des Träumens ist vorüber;
Wacht endlich auf und werdet klug.
Ergreift den Augenblick beim Schopfe
Und laßt Euch noch in dieser Stunde trauen! (Zu Judith.)
Da seht, er schüttelt mit dem Kopfe.
Es scheint, der Ehstand macht ihm Grauen.
Helft, liebe Jungfer, die beiden Blöden
Zu ihrem Glücke zu bereden.
Was thätet denn Ihr an ihrer Stelle?
Judith. Nun freilich, es geht ein wenig schnelle,
Doch wenn es wahr ist, daß die Welt
Schon übermorgen in Trümmer fällt,
Darf man nicht lange sich besinnen.
Rochus. Bravo! Ihr spracht ein weises Wort,
So laßt uns denn mit Ernst sofort
Das gottgefällige Werk beginnen.
Ich weiß ein Pfäfflein, einen biedern Mann,
An dem ich einst, als er das Bein gebrochen,
Herumkuriert durch viele Wochen,
Bis ich ihn mir zum Freund gewann.
Der ist mir unbedingt zu Willen,
Und wird nicht lang sich sperren und zieren,
Hier unser junges Paar im Stillen
Im Peterskirchlein zu kopulieren.
Wenn es nicht ganz nach der Regel geht,
Die Schuld trägt einzig der Komet.
Auf denn!
Florian (unschlüssig). O Gott! Mein Vater —
Rochus. Guter Sohn!
Dem bleibt nicht lange Zeit zu schelten;
Und klagt er Dich an vor Gottes Thron,
Läßt wohl der Richter den Einwand gelten,
Vorm jüngsten Tage sei's nicht Not
Zu einem dreifachen Aufgebot.
Kommt, kommt!
Amrey. So wie ich geh' und steh'?
Judith, was sagst Du? (Sprechen hastig und leise zusammen.)
Rochus. O Ihr sel'gen Beide,
Gott weiß, wie herzlich ich Euch beneide,
Der ich als led'ger Mann hinübergeh'.
Doch hab' ich, eh die Welt zusammenkracht,
Noch dieses gute Werk vollbracht,
Komm' ich wohl auch in den Himmel 'nein,
Droben Halleluja zu singen (zu Judith)
Mit diesem holden Brautjüngferlein.
Florian. Amrey —
Amrey. Es fehlt an Kranz und Ringen!
Rochus. Zum Henker! Auch noch an Anderm fehlt's,
Zum Exempel, am Hochzeitskuchen und Weine.
Zwar ist mir's leid um meinen Kuppelpelz,
Doch wenn ihr meint — (wendet sich unwirsch ab).
Amrey (Florian die Hand reichend). Dein Willen ist der meine.
Florian. Nun denn, so sei's mit Gottes Segen!
(Ergreift ihre Hand.)
Rochus. Endlich! — Doch nun ist's hohe Zeit!
Amrey. Mir klopft das Herz — kann kaum mich regen —
Was wird die Mutter denken!
Judith. Sei gescheit
Und geh getrost Deinem Glück entgegen!

Florian faßt Amrey's Hand, Rochus (ist nach der Hausthür gegangen, stutzt.)

Rochus. Nicht hier hinaus!
Ich höre Schritte vor dem Haus,
Wohl gar die Mutter —

Judith. Durch die Hinterpforte!
Im Seitengäßlein wird uns Niemand sehn!

Rochus (rasch die Thür zur Linken öffnend). Nur frisch voran! Es soll Euch Nichts geschehn;
Ihr habt 'nen schwedischen Reiter zur Eskorte!
(Alle ab.)

Siebente Szene.

(Die Thüre schließt sich hinter ihnen. Gleich darauf öffnet sich die Hausthür) **Frau Sabine** (tritt ein, ein Fläschchen mit Arznei in der Hand.)

Sabine. Die Stube leer — wo nur die Mädchen stecken?
Sie thaten wohl noch einen Sprung hinaus —
Die Schwüle lockte sie vors Haus —
Leichtsinn'ge Jugend! An allen Ecken
Wirrwarr und Angst und Übermut. (Sie hat das Fläschchen auf den Tisch gestellt und einen Augenblick die Hände gefaltet.)
Ich muß nur gleich nach meinem Kranken sehn,
Ob ihm der Trank nicht nötig thut.
(Geht nach der Thür rechts, öffnet sie leise, horcht an der Schwelle.)
Er schläft, ganz fest und ohne Traum!
Ich höre seinen Atem kaum. (Schließt wieder die Thür.)
So wird er morgen wohl auferstehn.
Ach, wozu hilft's — die kurze Frist —
Nachdem so Jahr um Jahr vergangen ist
Und ihn mein Kind nur gesehn von fern!
Wie hätt' ich sie bräutlich geschmückt so gern
Und sah doch alle Hoffnung schwinden —
Nun werden sie drüben sich wiederfinden,
Wo man nicht freit in der Engelschar.
Herr, Deine Wege sind wunderbar! (Versinkt in sich.)

Achte Szene.

(Es klopft an der Hausthür.)

Frau Sabine. Wer klopft so spät noch? Herein!

Der alte Bauer (tritt ein). Mit Verlöw —

Frau Sabine. Was wollt Ihr, Mann? Wer seid Ihr?

Bauer. Fru, ik glöw,
Ji werdet mi dok wedderkennen.

Sabine. Ihr müßt mir Euren Namen nennen.

Bauer. Ick bring' ju Geld. Keen Minsche smiet den Zahler
Tom Huuse rut. Do is't; tweehunnert Dahler.
(Zieht einen Beutel heraus, legt ihn auf den Tisch.)
Et hürt ju, Fru.

Sabine. Nehmt's nur wieder mit!

Bauer (zögernd, kratzt sich im Kopf). Na denn, ick bin der Hinnerk Smitt;
Ji weit't nu woll.

Sabine. Kann mich doch nicht besinnen.

Bauer. Ick war schon eenmal in dem Hüsken drinnen.
Nu, föftein Jahre sin et ook.
Der salige Meester dad noch lewen,
De hedde mi da dat Geld gegewen
Un schreb de Schuld blot in sin Book,
Un as he was mit Dod afgangen,
Daht mi keen Minsche et abverlangen,
't is eben keen Schuldschien da gewesen.
Der Meester glöwt mi up min Wurt,
Ick künn jo ook nich schreben un lesen.
Nu, die tweehunnert woren furt.
Nu aber sin se wedder do,
Un nu — god' Nacht! (Will gehen.)

Sabine Nein, bleibt noch. Sagt,
Wie kommt Ihr jetzt dazu —

Bauer. Jo jo,
Mi het schon längsten dat Geweten plagt,
Un wie'k nu hürt, nu geit dat an,
De Welt sall nu in Stücken ga'n,
Seggt' ick to mi: Hinnerk, potz Stern!
Gah hen! De Fru wird di nich freten,
Wiel wi jo alle Dage beten:
Wie wir vergeben unsern Schuldigern.
Do leit dat Geld.

Sabine (für sich). Was man nicht muß erfahren!

Bauer. Un ook de Zinsen von föftein Jahren.

Sabine. Ich glaub's Euch. Schlaft nur ruhig, Smitt!

Bauer (kratzt sich wieder im Kopf). Fru, ick hedde nok eene Bitt'.
Künnt ji mi nich up eenen Zeddel schreben,
Dat ick dat Geld ju weddergewen?

Sabine. Wozu?

Bauer. 't is man, ick wull mi gern
In'n Sarg de Quittung laten legen.
Bi't Weltgericht holl' ick dann unsen Herrn
Ganz sachtken dat Papier entgegen
Un segge: Hilliger Himmelskönig,
Ick hebb't betalt up Heller un Pennig.

Sabine (lächelnd). Wenn das Euer Herz erleichtern kann — (Geht an den Tisch, schreibt ein paar Zeilen.)
Da nehmt.

Bauer (das Papier einsteckend). God' Nacht un groten Dank!
(Geht langsam ab.)

Neunte Szene.

Sabine (allein). Zweihundert Thaler! (Öffnet den Beutel.) Bar und blank!
Was soll mir jetzt der Gottessegen?
Ist mir doch nichts mehr dran gelegen.
Kann nicht einmal an armen Kindern
Noch Gutes thun und Elend lindern.
(Sie legt den Beutel in eine Truhe. Eine Uhr schlägt.)
Schon Elf! Wo nur die Mädchen bleiben?
Das ist doch unerhört, so spät
Sich auf der Gass' herumzutreiben.
Und all das Unheil stiftet der Komet!
Meine Amrey, sonst so sittsam immer —
Mir wird ganz bang im leeren Zimmer,
Und drinnen (horcht an der Thüre rechts)
— immer noch kein Laut.
Gottlob, der Trank ist nicht vonnöten!
Will doch einmal ans Fenster treten,
Ob man nicht draußen die Kinder schaut.

(Geht in den Erker, öffnet das Fenster. Man sieht Gruppen von Nachtschwärmern vorbeiziehen, Arm in Arm, Krüge und Becher schwingend, wobei gesungen wird:)

„Der Wein ist aus der Maßen gut,
Er macht uns frischen, freien Mut,
Damit woll'n wir nach Engelland fahren —
Laßt uns fahren, fahren, fahren, fahren
Nach Engelland und in den Himmel hinein!"

Sabine. In den Himmel? O ihr wüsten Gesellen,
Das Schifflein führt euch in die Höllen!

(Von der andern Seite, während das Trinklied verhallt, gedämpfter Chorgesang.)

„Ich hab' mein' Sach' auf Gott gestellt,
Der wird's wohl machen, wie's ihm gefällt,
Dem thu' ich mich befehlen.
Mein Leib und Seel', mein Ehr' und Gut,
Das hält er stets in seiner Hut,
Hie und im ewigen Leben."

Sabine (läßt sich auf den Sessel sinken, faltet die Hände im Schoß).
O wie das sanft und lieblich fließt
Und Balsam in die Seele gießt!
Mich dünkt, nie hab' ich schön'ren Klang vernommen.
Ich will nur hier am Fenster sitzen
Und warten, bis die Mädchen kommen.
Wie warm die Nacht ist! — Wie die Sterne blitzen!

Gesang der Trinker.
„Schenk ein, schenk ein den kühlen Wein!
Das Gütlein muß verschlemmet sein.
Laßt uns fahren u. s. w."

Gesang der Andächtigen.
„Was alle Welt verloren acht't,
Das hält Gott stets in seiner Macht,
Wenn's ihm gefällt zu wenden.
Ich geb' mich in den Willen sein,
Er führt mich als der Vater mein
Zu meinem seligen Ende."

(Frau Sabine hat nach und nach den Kopf auf die Brust sinken lassen. Das Lied verhallt.)

(Vorhang fällt.)

(Die drei weiteren Akte folgen.)

Beethoven.

Droben im Glockenstuhle durchschüttert bäumt sich das Erz auf,
Aber das Land ringsum füllt majestätischer Klang:
Deine Seele durchbraust der Sturm, da tönt sie melodisch,
Und das erhabene Lied faßt und erfüllt unser Herz.

Adolf Schmitthenner.

Um schöne Frauen . . .

Um schöne Frauen fließt ein eig'ner Hauch.
Geh'n sie vorbei an Dir im Dunkel auch
Und wenn sie noch so tief verschleiert sind,
Du sagst Dir doch: Es war ein schönes Kind.

Wie wenn des Nachts an Deinem Augenlid
Ein süßes Traumgesicht vorüberzieht;
Was Du geträumt, Du weißt's am Morgen kaum,
Doch sagst Du Dir: Es war ein schöner Traum.

Rudolf Knuffert.

Mädchenlied.

Ach wär ich so schön wie der leuchtende Tag,
Um meinem Schatz zu gefallen,
Ach wär' ich so hold wie die Rose im Hag,
Ach wär' ich die Schönste von allen!

Und säng' ich mein Liedchen so innig, so frei,
Wie Nachtigallen im Haine,
Und wär' ich so stolz wie die trutzigste Fei,
Mich lieben müßt' er und Keine.

Wohl bin ich mir meiner Fehler bewußt,
Vor Bessern muß ich mich neigen,
Doch hab' ich ein jauchzendes Herz in der Brust,
Und das Herz, das Herz ist sein Eigen.

M. Stona.

Wetterleuchten.

Hinter den entfernten Hügeln
Jäher Blitze grelle Pracht;
Träumerisch auf Sternenflügeln
Schwebt die stille Sommernacht.

Ruhevoll senkt sie die dunkeln
Wimpern über Wald und Firn,
Leuchtende Gedanken funkeln
Dann und wann auf ihrer Stirn.

Victor Kean.

Die Blätter sinken . . .

Die Blätter sinken still ins Moos,
Kein Vogel singt mehr in den Hainen
Und die Natur blickt still und groß
Gleichwie ein Auge vor dem Weinen.

Der Sang enteilt, die Blüte fällt . . .
Der Pflüger dort mit müdem Pferde
Zieht schwarze Streifen in das Feld,
Den düstern Trauerflor der Erde.

Wie Faden dort auf Faden zieht
Den welken Halmen zu entschweben:
Mir ist, ich höre fern ein Lied,
Ein Lied so alt als Welt und Leben.

Karl Strecker.

Vergessen.

Trüb wirkt Erinnerung, naht sie schmerzgebärend,
Schön, wenn sie tröstend kommt, den Schmerz verklärend,
Doch dem ward wohl das Beste zugemessen,
Der leicht verschmerzen kann und leicht vergessen.

Karl Stelter.



Die kleine Odyssee.

Eine Seegeschichte von Heinrich Kruse.

(Fortsetzung.)

Agamemnon entbrannte vor Zorn bei der Rede. Von schwarzer
Galle geschwollen das Herz, entgegnete so er dem Priester:
„Calchas, ich habe von Dir noch niemals Gutes erfahren,
Und Dein Götterbescheid ist wieder, um alle Achäer
Gegen mich aufzureizen. Ich soll Schuld tragen an Allem.
Wahrlich, mir ist Chryseis so lieb, wie meine Gemahlin
Klytämnestra zu Hause und weder an Wuchs und an Schönheit
Steht sie ihr nach, noch an Fleiß und künstlichen Werken der Hände
Und kein Weib, mit welchem ich lieber das Lager bestiege.
Dennoch geb' ich sie ihm und lasse sie ziehen nach Chrysa,
Kann ich dadurch vom Verderben die Völker erretten. Doch gebt mir,"
Sprach er, „ein anderes Ehrengeschenk, wenn Ihr dies mir entreißet."
Aber Achilles sprach unmutigen Herzens die Worte:
„Atreus Sohn, was verlangst Du? Du weißt doch, daß wir die Beute
Längst schon haben verteilt und Gemeinsames blieb uns nicht übrig.
Hast Du Apollo erzürnt, so mußt Du ihn wieder versöhnen.
Künftig wollen wir Dich entschädigen, dreimal und viermal,
Wenn wir Troja erobern und Priamus Schätze verteilen."
Ihm entgegnete d'rauf Agamemnon, der Hirte der Völker:
„Meinst Du, Du willst Dein Ehrengeschenk, Achilles, behalten,
Während das meinige mir nach Deinem Befehle geraubt wird?
Wollen die Griechen ein and'res Geschenk mir verleihen, nun wohl dann,
Geben sie keinen Ersatz, so werd' ich ihn selber mir nehmen,
Sei es vielleicht von Ajax, Idomeneus oder Odysseus,
Ja, ich entschädige mich, mag zürnen auch, welchem ich nahe."
Finsteren Blickes erwiderte d'rauf ihm der tapfre Pelide:
„Unverschämter, Du denkst an nichts, als den eigenen Nutzen!
Wahrlich, ich weiß nicht, warum wir um Deinetwillen uns abmüh'n,
Niemals haben die Troer mir Rosse, noch weidende Herden
Oder die Früchte geraubt, denn uns trennen ja Wälder und Berge
Und das unendliche Meer. Ich kam Menelaus zu rächen
Und Dich selbst, Atride, hieher. Und drohst Du mir jetzo
Mir mein Ehrengeschenk, das ich mühsam erkämpft, zu entreißen?
Wenn wir feindliche Städte erobern, so thu' ich das Beste,
Und wird die Beute verteilt, so erhältst Du den Löwenanteil,
Während ich mich mit Wenigem immer zufrieden bescheide.
Und nun wagst Du sogar, dies Wenige frech mir zu rauben?
Morgen schon zieh' ich die Schiff' ins Wasser und gehe nach Phthia."
Agamemnon entgegnete d'rauf: „So gehe nach Phthia
Oder wohin Du willst! Mir bleiben noch andere Freunde.
Weil Dir Stärke die Götter verlieh'n, so pochst Du und prahlest,
Aber ich mache mir nichts aus Deinem Schelten und Toben,
Nichts auch gilt mir Dein Grollen, ich drohe vielmehr Dir noch also:
Weil mir Phoebus Apollo hinwegnimmt meine Chryseis,
Will ich sie zwar mit eigenem Schiff in die Heimat entsenden,

Aber ich hole dafür mir die rosige Tochter des Brises
Selbst aus Deinem Gezelt, Dein Ehrengeschenk, daß Du lernest,
Wie viel höher ich bin als Du und sich Andere hüten,
Sich mir gleich zu stellen und mir zu trotzen ins Antlitz."
Als er die Worte gesprochen, gedacht' auflodernd Achilles
Schon aus der Scheide zu reißen das Schwert und ihn niederzuhauen,
Aber die Göttin Athene, des Zeus blauäugige Tochter,
Welche den Jüngling liebt' und sorgsam über ihm wachte,
Trat von Niemand geseh'n als ihm selbst, ihm warnend zur Seite,
Hielt am Griffe die Hand ihm fest und flüsterte leise:
„Dich zu besänftigen bin ich von himmlischen Höhen gekommen,
Wehre dem Zorn, der nimmer das Beste den Sterblichen anrät,
Einst wird Dir, für die heutige Schmach, noch Sühne geboten,
Dreimal schönere Gaben; d'rum wisse Dich jetzt zu beherrschen,
Zücke Du nicht Dein Schwert in der friedlichen Völkerversammlung,
Wolle den Zorn, so gerecht er auch ist, nur in Worten entladen."
Ihr antwortete d'rauf Achilles so: „Mag auch die Wut mir
Kochen im Herzen, es ziemt sich für mich, Dir, Göttin, zu folgen,
Wer dem Gebote der Götter gehorcht, den hören sie wieder."
Sprach's und hemmte am silbernen Heft die gewaltige Rechte,
Stieß sein Schwert in die Scheide zurück und gehorchte der Göttin,
Die schon wieder hinauf zu den Höh'n des Olympos entschwebt war.
Aber der Zorn des Peliden ergoß sich in schnaubende Worte:
„Weinschlauch, immer gefüllt, frechblickend, wie bissige Hunde,
Und mit dem Mute des Hirsches, der nicht abwartet die Jäger,
Träge zur Arbeit des Kriegs, die überlässest Du Andern,
Aber am meisten mir selbst, und bist nur groß an Gebiete;
Also Du willst Dir holen aus meinem Gezelte Briseis?
Gut, ich gebe sie Dir, doch nimm dazu noch den Eidschwur:
Wahrlich bei diesem Szepter, der niemals Blätter und Zweige
Wiederum treibt, seitdem er den Stamm im Gebirge verlassen,
Und ihm Laub und Rinde das schälende Eisen hinwegnahm,
Und jetzt tragen den Stab die Fürsten, die Richter der Völker,
Fortan werden Achilles im Kampfe die Griechen vermissen,
Und Du suchest die Rettung umsonst, wenn die siegenden Scharen
Hectors brechen zum Lager hinein. Dann wirst Du bereuen,
Atreus Sohn, daß nicht Du den besten der Danaer ehrtest."
Also sprach der Pelid und warf aus der Rechten das Szepter,
Reichlich mit goldenen Buckeln geschmückt, in den Staub hin der Erde.
Also entbrannte der Zwist, der verderbliche, zwischen Achilles,
Thetis göttlichem Sohn und dem mächtigen Herrscher von Argos.
Nestor versucht' es umsonst, mit dem lindernden Öle der Rede
Noch zu glätten die Flut, die erregte, der zürnenden Fürsten.
Agamemnon begab sich der rosigen Tochter des Chryses,
Aber er sandte dafür Herolde zum Zelt des Achilles,
Um sich die schöne Briseis zu holen, den Liebling des Helden,
Ungern folgte sie nur, mit zögernden Schritten und weinend.
Seitdem ruhte vom Kampfe der tapferste Führer des Heeres,
Sitzend in seinem entlegenen Zelte mit grollendem Herzen,
Bald ein Heldenlied mit dem Klange der Leier begleitend,
Oder am Brettspiel sich mit seinem Patroclus ergötzend,
Grimmig ward er erfreut, wenn Hector mit seinen Trojanern
Näher und näher den Schiffen zurück schon drängte die Griechen.
Endlich bezwang mit dem Untergange des Heeres vor Augen
Agamemnon den Stolz und beschloß, vor Achill sich zu beugen,
Boten zu senden an ihn, und ihn um Versöhnung zu bitten.
Agamemnon erwählte die Fürsten, die Jenem die Liebsten,

Für die Gesandtschaft aus, vor Allen den redlichen Graubart
Phoenix, welcher den jungen Peliden als Lehrer erzogen,
Ihm für den Krieg vom Vater gesellt als treuer Berater,
Der nach Patroclus, Menoetios Sohn, ihm der teuerste Freund war,
Ajax, ehrlich und brav und den listenreichen Odysseus.
Als die Gesandten das Zelt des zürnenden Helden erreichten,
Hatt' er die Laute zur Hand und feierte Theseus im Liede
Und Pirithous auch, denn er liebte die herrlichen Helden,
Eng mit einander als Freunde verknüpft, wie er selbst mit Patroclus.
Als die Gesandten er sah eintreten, da warf er die Leier
Weg mit dem silbernen Steg und empfing sie mit traulichem Handschlag.
„Heil mir!" rief er. „Wir kamen ins Zelt nie liebere Menschen.
Sagt, was führt Euch zu mir? Doch laßt zuvor Euch bewirten."
Aber nachdem sich die Freunde gelabt mit Trank und mit Speise,
Nahm Odysseus das Wort und sprach von dem nahen Verderben
Aller Achäer, wenn nicht ablasse vom Zorn der Pelide
Und von den reichen Geschenken, die Agamemnon zur Sühne
Ihm anböte, wenn wieder am Kampf Teil nähme Achilles.
Zehn Talente von Gold, Dreifüße und Becken und Schalen,
Auch zwölf edele Rosse, die so viel Preise des Wettlaufs
Ihrem Besitzer erringen, daß reich ihn machen die Renner,
„Und wenn Troja zerstört und wir heimkehren, verspricht er,
Dir aus seinem Gebiet sechs blühende Städte zu schenken."
Ihm antwortete d'rauf mit gerunzelter Stirn der Pelide:
„Wenn auch Atreus Sohn, Agamemnon, die Schätze mir böte,
Die Orchomenos hegt und das hundertthorige Theben,
Nähm' ich sie nicht! Wie werd' ich mich wieder dem Manne befreunden,
Der gleich achtet den Tapfern und Feigen und Alle geringschätzt.
Glaubt mir, die Seele des Mannes ist nichts als leidiger Hochmut.
Warum sollt' ich für ihn mich länger noch mühen und plagen
In der beschwerlichen Arbeit des Kriegs und hungern und frieren,
Ja, für ihn, den Atriden, sogar aufopfern das Leben,
Das mehr Wert für die Sterblichen hat, als alle die Schätze,
Die durch Euch anbieten mir läßt Agamemnon, der Stolze,
Denn mir wurde bestimmt, wie Thetis, die Mutter, mir sagte,
Wenn ich im Krieg ausharrte vor Ilios, kurz nur zu leben,
Aber unsterblichen Ruhm zu erwerben. Doch wenn ich zur Heimat
Kehrte zurück, aufgebend den Ruhm, so würde ich ruhig
Altern in Phthia, beglückt bis zum äußersten Ziele des Lebens.
Meint Ihr, ein schönes und zärtliches Weib erfreute nicht mich auch?
Warum sollt' ich mich nicht an Kindern und Enkeln ergötzen?
Ich will auch so gut als andere Menschen es haben.
Morgen vielleicht schon, sobald sich erhebet die rosige Eos,
Nehm' ich die Stützen hinweg von den Schiffen und ziehe sie endlich
Wieder ins rauschende Meer, nach welchem sie lange sich sehnten,
O, sie werden sich freuen, die hochgeschnäbelten Schiffe,
Denen das Holz schon lange vermorscht und stocken die Taue.
Und wenn günstigen Wind mir verleihet der Gott mit dem Dreizack,
Seh'n wir am dritten Tag schon dämmern die Küste von Phthia."
Also entließ der Pelide die Fürsten, enttäuscht und bekümmert.
Nur für Phoenix ließ er das Lager im Zelte bereiten,
Mitzusegeln nach Hause im Strahle der morgenden Sonne.
Aber es stand in den Sternen gar anders geschrieben. Patroclus
Sah vom Hügel herab am folgenden Tage dem Kampf zu.
Während Achilles noch focht in den vordersten Reihen, da wagten
Kaum sich die Troer hervor aus den Thoren und kehrten des Abends
Wieder zurück in die Stadt, doch während der Nacht, wo Odysseus,

Ajax und Phoenix umsonst den Achill zu besänftigen suchten,
Loderten rings um das Lager der Schiffe die troischen Feuer.
Aber es wehrten die Griechen allein gelassen sich anfangs
Mit der Verzweiflung Kraft, um den übergewaltigen Hector
Abzuhalten annoch und die stürmenden Troer vom Lager.
Während Phoebus die Rosse zur Höhe des Himmels hinauftrieb,
Stand unentschieden die Schlacht noch zwischen den feindlichen Heeren,
Gleich wie die Wag' einsteht, wenn ein Weib, lohnspinnend und redlich
Abwägt Woll' und Gewicht bis sie gleichschwebend die beiden
Schalen erblickt, für die Kinder den ärmlichen Lohn zu gewinnen,
Also stand gleichschwebend die Schlacht lang zwischen den Männern.
Siehe, da kam ein Adler des Zeus von der Linken geflogen,
Eine geringelte Schlang' in den Krallen haltend, die zappelnd
Noch nicht den Kampf aufgab und biß in den Busen des Adlers,
Daß er gestochen vom Schmerz die kupferfarbige Natter
Fallen ließ von der Höhe herab in die Mitte der Troer
Und Polydamas sprach, ein Vetter des Hector, erschrocken:
„Sahst Du, Hektor, den Adler? Er wollte die Natter zum Neste
Tragen, den Jungen zum Fraß, doch nicht ließ Zeus es vollenden.
Siehe, da jetzt wir das Lager der Griechen zu stürmen gedachten,
Gab ein Zeichen uns Zeus, daß nicht dies Werk wir vollenden."
Zürnend erwiderte drauf der übergewaltige Hector:
„Schaue nicht hin auf die Vögel, die fliegen zur Linken und Rechten,
Ein Wahrzeichen nur gilt: das Vaterland zu erretten.
Hüte Dich! Wenn Du dem Kampf Dich entziehst und Andre entmutigst,
Wirst Du von meinem Geschoß durchbohrt, aushauchen das Leben."
So sprach Hector im Zorn und einen gewaltigen Feldstein
Hob er vom Boden empor und schleuderte den auf des Thores
Flügelthüren; sie hielt ein mächtiger Riegel zusammen,
Riegel und Bolzen und Thor ward plötzlich auf einmal zerschmettert.
Welch ein Siegesgeschrei! Wie jauchzen die Scharen der Troer!
Und schon wälzen sie sich durch das offene Thor in das Lager,
Andere klettern die Zinnen hinauf, mit den Lanzen sich helfend.
Und statt Troja schien nun erobert das Lager der Griechen.

(Die weiteren sechs Gesänge folgen.)

Verteidigung.

Sah Dich neulich reglos sitzen
Tief im üppig grünen Walde —
Und ich hemmte meine Schritte,
Hielt den Atem an, denn staunend
Sah ich Wunder sich begeben:
Deiner Hand entsproßten Blätter
Und zur Blume ward Dein Köpfchen;
Deinem Herzen doch entströmten,
Süß berauschend, Rosendüfte —

Und mich zog's — ich bog mich nieder,
Küssen wollte ich die Blume,
Aber fühlte Menschenlippen —
Du doch sprangst empor voll Zornes,
Zürnst noch immer, daß ich freveln
Dich im Walde überfallen,
Willst nicht glauben, was ich sage
Und es ist doch wahr — wahrhaftig!

Mia Holm.

Idyll.

Grüne Ahornblüten regnen
Auf dem Pfad am Försterhaus,
Feine Mädchen mir begegnen
In der Hand den Frühlingsstrauß.

Unter breiten Sonnenhüten
Lächeln rosig sie in Ruh,
Und die grünen Nardenblüten
Fächeln Duft den Holden zu.

Eine Blüte fiel verloren
In der Schönsten Busen lind,
Und von dort blies sie verschworen
Leicht mir zu der Schalk, der Wind.

Wolfgang Kirchbach.

Zu spät.

Novelle von **Otto Roquette.**

(Fortsetzung statt Schluß.)



Diese Begebenheiten hatten auf Volkmar, dessen Dasein sonst so ereignislos dahingegangen, wie ein Erlebnis gewirkt, dessen Eindrücke ihm lange dauernd blieben. Wie er über Hartwig denken sollte, wußte er nicht recht. Eigentlich hatte ihn manches für den jungen Mann eingenommen, aber die Teilnahme für ihn trübte sich doch, bei der schnellen Bereitwilligkeit, Hilarien zu verlassen. Da erhielt Volkmar zu seiner Überraschung einen Brief von Hartwig, zugleich mit der Rücksendung des Darlehens, welches er ihm zur Heimreise gegeben hatte. Der Brief war gut geschrieben, die ersten Zeilen wiederholten seinen aufrichtigen Dank, mit dem reuigen Zugeständnis seines Fehltritts, und dem Bedauern, daß Volkmar ihn zuerst von so ungünstiger Seite kennen gelernt habe. Dann aber hieß es weiter: „Bald nach meiner Heimkehr eröffnete mir mein Oheim, daß er über meine nächste Zukunft anders verfügt habe, als seither beschlossen war. Mein Oheim hat eine Niederlassung und Fabrik in der Nähe von New-York, wohin er demnächst reisen und mich mitnehmen will, damit ich mich dort in größerem Umfang in seine Geschäfte einlerne. Ich muß also meine Studien unterbrechen, um einige Jahre in Amerika der praktischen Arbeit zu leben". Volkmar las über den Schluß hinweg und faltete das Blatt zusammen. „Kein Wort über das Mädchen!" sagte er für sich. „Aber vielleicht hat er an Hilarien selbst geschrieben? Er scheint doch Pflichttreue zu kennen!"

Volkmar hatte seine gewohnten naturwissenschaftlichen Beschäftigungen längst wieder aufgenommen, und der Gedanke an die jungen Leute trat nur selten einmal wieder bei ihm auf. So war ein Jahr vergangen, als er sich entschloß, einen Ausflug an den Rhein zu machen und dabei seine Schwägerin in Mainz zu besuchen. Von ihr erfuhr er auch Einiges über Hilarien. Sie war nach harter Niederlage genesen, aber der Tod hatte als Wohlthäter ihr wieder genommen, was Schuld und Leichtsinn in das Dasein gerufen. Die Frau, bei welcher sie lebte, konnte, bei all ihrer Strenge, doch nur Lob und Anerkennung über Hilarien aussprechen. Sie sei ein stilles, arbeitsames und immer fügsames Mädchen, und, trotz ihrer Vergangenheit, in jeden Dienst zu empfehlen. Die Schwägerin wußte auch für gewiß, daß Hilarie während der ganzen Zeit auch nicht eine Briefzeile empfangen, und daß sie die Beziehung zu dem „infamen Burschen" als völlig abgeschlossen betrachte. „Merkwürdig!" sagte Volkmar kopfschüttelnd für sich, indem er an den letzteren dachte: „Daß doch Pflichttreue auf der einen und Leichtfertigkeit auf der andern Seite in einem Menschen so nahe bei einander wohnen können!"

„Und wissen Sie, was ich mir ausgedacht habe?" fuhr die alte Dame fort. „Ich möchte das Mädchen zu mir nehmen. Es lebt da bei der Verwandten doch ganz als Magd, und scheint von ihr für solchen Dienst auch fernerhin ausersehen. Das Mädchen ist aber zu fein dafür, hat zu viel innere Bildung, um sich für die rohere Arbeit so recht zu schicken. Ich aber komme jetzt stark in die Jahre, und glaube, mir neben meiner Magd noch ein zweites Mädchen zur Hülfe und Gesellschaft gönnen zu dürfen. Nun, sie soll nicht etwa eine Rolle als Gesellschafterin bei mir spielen! Aber ich kann sie doch zu Vielerlei brauchen. Sie liest sogar recht gut vor, ich habe schon die Probe mit ihr gemacht. Gerade heut erwarte ich Hilarien, um mit ihr zum Abschluß zu kommen. Wenn Sie sie wiedersehn wollen — Sie werden sich übrigens wundern über ihre günstige Veränderung! — sie kann jeden Augenblick erscheinen".

Volkmar trug einige Scheu vor dem Wiedersehen, hauptsächlich um des Mädchens willen, und griff schon nach dem Hute, um sich zu empfehlen, als Hilarie in das Zimmer trat. Sie erblickte und erkannte ihn, fuhr erschreckt zurück, um im nächsten Augenblick vor ihm auf die Knie zu sinken, und unter einem Strom von Thränen ihre Lippen auf seine Hand zu drücken. Er hob sie auf und sprach gütig zu ihr, doch

währte es lange, bis sie wagte, die Augen zu ihm aufzuschlagen. Große schmerzvoll vertiefte Augen, die sich doch beschämt sogleich wieder vor ihm senkten. So viel erkannte er, trotz ihres Ausdruckes der Demütigung, daß sich eine vorteilhafte Veränderung in ihrer Erscheinung ausprägte. Doch wünschte er der peinlichen Begegnung ein Ende zu machen. Er sprach von baldigem Wiedersehn, da er auf der Rückreise seine Schwägerin wieder aufzusuchen hoffte, und verabschiedete sich schnell.

Zu diesem Wiedersehn aber sollte es fürs Erste nicht kommen, da bei seinem zweiten Besuch Hilarie die Stellung bei der alten Dame noch nicht angetreten hatte. —

Volkmar war in seine Häuslichkeit zurückgekehrt, aber er fühlte sich nicht in alter Art behaglich darin. Auch nicht in seinen Studien und Arbeiten, denn er ertappte sich auf einer Zerstreutheit, die ihm sonst ungewohnt gewesen. Zuweilen fühlte er sich wie unter dem Banne jener großen, ergreifend blickenden Augen, in die er doch nur ein paar Sekunden lang gesehen hatte. Eine veränderte, ihm unbekannte Stimmung ergriff ihn. Er sah das Herbstlaub von den Bäumen fallen, und der Gedanke an den langen einsamen Winter erfüllte ihn mit Mißmut. Auch in den häuslichen Angelegenheiten zeigte er täglich Unzufriedenheit. Seine Dienstleute — die Magd, eine ältere Person, die sich in zehn Jahren manche Rechte erworben zu haben glaubte; der Gärtner, der nebenher den Kammerdiener spielte, und noch manchen Posten im Hause inne hatte; beide mußten bemerken, daß ein andrer Geist über den Hausherrn gekommen sei. Sie glaubten ihm unentbehrlich zu sein, und suchten sich gegen seine Kritteleien wortreich durchzusetzen. Es gab ärgerliche Auftritte, und in einem Augenblicke des Ärgers kündigte er beiden den Dienst auf. Das hatten sie nicht erwartet, und wußten es ihn entgelten zu lassen. Wie nötig eine Frau im Hause wäre, kam ihm in dieser Zeit zum ersten Mal zum Bewußtsein. Aber wie sollte er zu einer Frau kommen? Und doch konnte er nicht umhin, sich ein solches Leben auszumalen. Und dann erschrack er vor seinen Gedanken, und verfiel in eine tiefe Niedergeschlagenheit.

Nun war es Winter, Schneeflocken und schneidende Winde umwehten das Haus. Da wurde ihm ein Brief gebracht, dessen ihm unbekannte Handschrift er eine Weile betrachtete. Dann öffnete er, und es überrieselte ihn vor freudiger Überraschung, da er als Unterschrift den Namen Hilarie Bergheim las. Er mußte sich sammeln, ehe er gefaßt lesen konnte.

Hilarie schrieb im Auftrage seiner Schwägerin, jetzt ihrer Herrin, da die alte Dame sich mit der Zeit das Schreiben abgewöhnt hatte, oder doch es zu thun wünschte. Es handelte sich um eine kleine Erbschaftsangelegenheit, auf die sie für sich wenig Gewicht legte, um so weniger, als ein Prozeß darum auszubrechen drohte. Gern hätte sie verzichtet, aber da sie sich, kinderlos wie sie war, Volkmar zum Erben ausersehen hatte, so wollte sie seine Meinung hören, am liebsten persönlich mit ihm verhandeln, und ließ anfragen, ob ihm, trotz der bösen Jahreszeit, ein Besuch bei ihr möglich wäre? — Der Brief enthielt weiter nichts als diese geschäftlichen Dinge, und doch war er für Volkmar wie ein Geschenk des Glückes. Und welche Handschrift! Klar, in großen Zügen — er betrachtete sie, wie man ein Gemälde genau zu studieren pflegt. Und er, der sonst den kleinsten Ausflug im Winter für sich scheute, ließ sofort einpacken, und fuhr am andern Morgen nach Mainz.

Er fand die Schwägerin etwas gealtert und hinfällig. Der Winter hätte es ihr angethan, sagte sie, aber sie fühlte sich eigentlich nicht schlecht, und gab sich munterer, als er sie seit lange gesehen hatte. Hilarie fand er diesmal weniger scheu, aber doch sehr ernst und zurückhaltend. Sie suchte das Zimmer zu vermeiden, wurde sie aber von ihrer Herrin zu gelegentlichen Diensten herbeigerufen, so erstaunte er über ihren Anblick. Die Geschäfte waren bald abgeredet. Da begann die Schwägerin: „Jetzt aber, Volkmar, was sagen Sie zu dieser Hilarie?"

„Merkwürdig! Sehr merkwürdig!" entgegnete er, um doch etwas zu sagen.

„Ja, es ist auch merkwürdig! In Zeit von fünf Monaten habe ich aus dem Mädchen eine Dame gemacht! Oder vielmehr — ich habe gar nichts dazu gethan, sie ist ganz durch sich selbst unter meinen Augen eine Dame geworden. Nämlich in ihrem äußeren Wesen! Innerlich ist sie ein grundbraves Mädchen, immer fleißig, dienstfertig, zu allem brauchbar. Freilich etwas ernsthaft und von unglaublicher Selbstlosigkeit — das ist aber auch das Einzige, was ich an ihr auszusetzen hätte. Ich bin überzeugt, die kriegt noch einen ganz ordentlichen Mann!"

Volkmar fuhr förmlich zusammen bei dieser letzten Wendung. „Aber Sie werden doch nicht

schon Pläne für das Mädchen machen!" rief er hastig. „Jetzt, da — da Sie seiner Hülfe noch bedürftig sind!"

„Fürs Erste möchte ich sie freilich noch nicht hergeben. Sie ist ja auch noch sehr jung, erst neunzehn Jahr alt. Und sie selbst denkt wohl am wenigsten daran, so weit kenne ich sie."

Volkmar ließ sich gern überreden, den Besuch auf einige Tage auszudehnen, lehnte aber ein Zimmer in der Wohnung der Schwägerin ab, da er im Gasthofe ein recht gutes Unterkommen gefunden hatte. Doch sah er Hilarien täglich, und suchte sie in das Gespräch zu ziehen. Sie wich ihm nicht mehr aus, ihr Betragen zeigte die höchste Verehrung für ihn, aus ihren Augen sprach zuweilen ein unermeßliches Dankesgefühl, im ganzen war ihr Wesen demütiger Ernst und Zurückhaltung. Selbst die Scherze ihrer Herrin, welche sie zuweilen herausforderten, riefen kaum ein halbes Lächeln in ihre Züge. Nachdem Volkmar nun schon einen und wieder einen Tag zugegeben hatte, mußte er sich doch zur Heimreise entschließen. Aber er hatte beim Abschied den Mut, Hilarien um jeweilige schriftliche Nachricht zu bitten, sowohl über die noch unerledigten geschäftlichen Dinge, wie über das Befinden der Schwägerin, und — wie es sonst im Hause stehe. Hilarie versprach es, und ihre Herrin war ganz einverstanden.

Aber nach der Heimkehr von diesem zweiten Besuche, fühlte er sich in seinem Hause nur noch unzufriedener. Die Einsamkeit wurde ihm unerträglich. Immer stand ihm die Gestalt Hilariens vor Augen. Daß er sie liebte, konnte er sich nicht mehr verhehlen. Er, der Zweiundvierzigjährige, liebte, und eigentlich zum ersten Male! Er schlug sich vor die Stirn, vor Erstaunen über sich selbst und seine jetzt entschiedenen Heiratsgedanken. Aber sie waren nicht sehr hoffnungsvoll. Was ein andrer Mann eher in Anschlag gebracht hätte, Hilariens persönliche Verhältnisse, ließ er ganz beiseite, und dachte nur an seine eignen Mängel: Seine Lahmheit, seine Jahre, seine wenig dauerhafte Gesundheit. Würde Hilarie sich entschließen können, die Hand eines solchen Mannes anzunehmen? — Und es kam noch ein starkes Bedenken dazu: Würde die Schwägerin sich seinem Plan nicht widersetzen? Er stand von Kindheit auf zu dieser Frau in einem eignen Verhältnis, da er sie wie seine zweite Mutter betrachtete. Als sein zwanzig Jahre älterer Bruder sich verheiratete, war er selbst noch ein Knabe, und, nachdem er früh elternlos geworden, wurde er in das brüderliche Haus aufgenommen, und wie ein Sohn erzogen. Die Schwägerin nahm sich als junge Frau seiner mit Liebe und Sorgfalt an, und das Verhältnis zwischen ihnen wurde ein sehr enges, zumal sie selbst kinderlos blieb. So ließ sie auf ihn allein alle mütterlichen Pflichten übergehen. Und so fühlte er sich bis zur Stunde noch unter einem gewissen Einfluß der alten Dame. Sie selbst mißbrauchte denselben nicht, zog es auch vor, für sich in der Stadt zu leben, war aber stets bereit ihn zu beraten, wo er es verlangte, oder ihm sonst beizustehn, wo es Not that. Sie hielt es längst für notwendig, daß er sich verheiratete, hatte ihm wiederholt darüber zugesprochen, Pläne für ihn gemacht, und ihm junge Mädchen aus guter Familie vorgeschlagen, von welchen er keine abschlägige Antwort erhalten würde; und es verstimmte sie, daß er auf keinen ihrer Vorschläge eingehen wollte. Was würde sie jetzt zu seiner Absicht sagen, Hilarien als Gattin in sein Haus zu führen? Wie er die Schwägerin kannte, sah er voraus, daß sie, trotz ihrer Zufriedenheit mit dem Mädchen, alles daran setzen würde, eine solche Heirat zu hintertreiben. Schwierigkeiten aller Art, vielleicht ein völliges Zerwürfnis, standen in Aussicht!

Während er bei solchen Überlegungen seufzte, empfing er einen Brief von Hilarien, der ihn wieder in glückliche Stimmung versetzte. War es auch nur eine geschäftliche Nachricht im Auftrage der Herrin, so erfreute es ihn schon, nur die Handschrift wieder zu sehen. Aber es kam auch noch eine Nachricht. Hilarie dankte ihm für ein Buch, welches er bei seinem letzten Besuch empfohlen hatte. Es behandelte ein naturwissenschaftliches Thema in allgemein verständlicher Darstellung. Sie hatte es der alten Dame vorgelesen, und freute sich der Belehrung, die ihr selbst daraus zu Teil geworden. Volkmar sprang auf, suchte an seinen Bücherwänden umher, und fand wirklich noch zwei Werke ähnlicher Art. Sofort packte er sie ein und schickte sie noch desselben Tages nach Mainz.

Nun begann ein Briefwechsel, welcher in jeder Woche mindestens einmal die Handschriften austauschte. Hilarie schrieb zwar immer im Auftrage ihrer Herrin, aber es kamen doch schon Wendungen und Äußerungen vor, die etwas eigenes, wenn auch in aller Bescheidenheit aussprachen. Und Volkmar, der sie stets als „ge-

ehrtes Fräulein" anredete, konnte nicht umhin, mitten im Text zuweilen die Worte „Liebes Kind" einfließen zu lassen. Selbstverständlich las Hilarie alle diese Briefe ihrer Herrin vor, oder gab sie ihr in die Hand, denn sie waren doch eigentlich an die Dame des Hauses gerichtet, wie sie meinte. Die Schwägerin aber sah gar kein Arg bei diesem Austausch, freute sich der häufigen Nachrichten, und bedauerte, Hilarien nicht schon seit zehn Jahren bei sich gehabt zu haben, dann würde ihr Zusammenhang mit Volkmar gewiß ergiebiger geworden sein, als bei ihrer eignen Schreibefaulheit.

Um Ostern wechselte Volkmars Dienstpersonal. Dadurch wurde seine Lage recht unangenehm, oft ganz verzweifelt. Er kannte seine neuen Leute nicht, und sie ihn ebensowenig, und hatten Not, sich in seine Lebensart zu finden. Er war an viel Rücksichten gewöhnt, die Dienste für seine persönlichen Zustände nicht die allgemein üblichen. Nun sollte er selbst anordnen, sich um alles bekümmern, das ganze Tagewerk, welches früher nach bekannten Regelbuch verlaufen war, selbst überwachen. Er fühlte sich schlechter bedient, als jemals, mußte häufig selbst Hand anlegen, ohne daß sich dadurch etwas gebessert hätte. Er schrieb auch darüber nach Mainz, und die Frauen empfingen den Eindruck einer überaus trübseligen Lage.

„Wär ich nur noch rüstig genug", rief die Schwägerin, „ich setzte mich auf und wollte da schon Ordnung schaffen. Es ist ein Kreuz mit der Eheschen dieses Mannes! Wenn er nur zu einer Heirat zu bringen wäre!" Hilarie sprach auch die Ansicht aus, daß es für den guten Herrn Volkmar wünschenswert wäre, wenn eine verständige Frau in seinem Hause waltete. „Es ist vielleicht noch nicht alles verloren!" fuhr die alte Dame fort. „Ich weiß noch zwei Partien für ihn. Die Mädchen sind nicht mehr die Jüngsten, aber um so besser für ihn! Er soll kommen und sie sich ansehen. Schreib ihm das, und mach es ihm recht dringend!"

Hilarie aber bat, ihr einen solchen Auftrag zu erlassen. „Er ist ja doch ein Mann, und wird seine Wahl selbst treffen. Ich kann mir nicht denken, daß ein solcher Hinweis ihm angenehm sein könnte!"

„Wenn man ihn sich selbst überläßt", entgegnete die Hausherrin, „so bleibt er ein Hagestolz, selbst wider seinen Willen! Ihm muß man eine Frau geben — ja, geben muß man sie ihm, sonst kriegt er im Leben keine!" —

Im Mai war Volkmar mit seinen Dienstleuten schon etwas besser eingelebt, und seine Briefe berichteten nichts mehr über sie. Dagegen hatte Hilarie manches zu melden, was sie zu beängstigen anfing. Mit ihrer Herrin ging eine Veränderung vor. Ihre Heiterkeit schwand mehr und mehr, ihr Befinden war sehr wechselnd, das Vorlesen konnte sie nicht mehr anhören, sie war nicht zu bewegen, auch bei dem schönsten Wetter nicht, das Zimmer zu verlassen. Und vier Wochen darauf sprach Hilarie die Bitte aus, er möchte selbst kommen, da sie sich keinen Rat mehr wisse.

Volkmar reiste, fand aber bei der Ankunft seine Schwägerin nicht mehr am Leben. Eine Stunde vorher war sie einem Schlaganfall erlegen. Nun gab es für ihn reichlich zu thun. Während Hilarie dem seiner Herrin beraubten Haushalte vorläufig noch als Verwalterin vorstand, hatte Volkmar den Nachlaß und die Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen. Tage vergingen, ohne daß er dazu gelangte, ein Wort mit Hilarien zu wechseln. Endlich, nach Ablauf einer Woche, fand sie selbst einen Anlaß ihn anzusprechen. „Ich muß mich nun von Ihnen verabschieden, Herr Volkmar!" fuhr sie fort. „Meine Verwandte in Heidesheim ist bereit, mir fürs erste wieder ein Asyl zu gewähren. Von da aus will ich suchen eine andere Stellung zu erlangen — wenn man mich sonst nicht verschmäht. So gut wie hier werde ich es nirgends wiederfinden. Ihnen verdanke ich es allein — ach, ich kann nicht aufhören, Ihnen zu danken!"

Nun war für Volkmar der Augenblick gekommen, zu sprechen, sie um ihre Hand zu bitten. Und doch fühlte er seine Kehle wie zugeschnürt bei dem angstvollen Gedanken, daß sie sich weigern, daß sie seine Hand ausschlagen könnte. Endlich war das Wort über seine Lippen — er erstaunte selbst, daß es ihm gelungen war.

Hilarie starrte ihn erschreckt an, und trat einen Schritt zurück. Sie wußte nicht, ob sie recht verstanden habe, und er mußte seinen Antrag wiederholen. Als sie sich aber gefaßt hatte, da geschah, was er gefürchtet — sie weigerte sich. Sie weigerte sich standhaft. Er dürfe nicht daran denken, sagte sie, eine Person, wie sie, zu heiraten — nein, er dürfe nicht! Seiner Frau müsse kein Makel anhaften! Er verdiene die beste, edelste Frau, deren Gewissen rein, deren gesellschaftliche Stellung unantastbar sei. Ja, sie sprach sich in eine gewisse Leidenschaftlichkeit hinein, die zu ihrem Entsagen eigentlich im Wider-

streite stand. — Obgleich schmerzlich berührt durch ihre Ablehnung, gewann er doch jetzt Sprache. So wenig er Peinliches zu berühren wünschte. konnte es doch nicht ohne Hinweis bleiben. „Sie sind hier so gut wie unbekannt", sagte er, „und in meiner Gegend eine ganz Fremde. Über Vergangenes weiß man nichts. Es genügt aber, daß ich nichts davon wissen will. Unter meinem Dache sollen Sie geschützt sein gegen die Welt!"

Hilarie gab ihren Widerstand doch nicht so bald auf, und mahnte ihn, von seinem Wunsche abzulassen. Er stehe zu hoch in ihrer Achtung, als daß sie ihn in seiner Wahl so tief herabsteigen sehen möchte. Das ließ nun Volkmar nicht gelten, und erklärte, sie unterschätze sich selbst. Niemals werde er einer Andern seine Hand reichen. Sein Herz habe zum ersten Mal gesprochen, er liebe sie, und werde im Werben um sie nicht ablassen. „Verschmähen Sie mich aber," fuhr er fort, „dann mag mein Dasein fortan einsam und freudlos bleiben, und jedes Glück aus meinem Leben ausgeschlossen sein!"

Seine Worte, warm und aufrichtig gesprochen, drangen ihr ins Herz. Sie sah ihn vor sich stehen, ihn, der so mancher Hülfe bedurfte, der ihr plötzlich wie eine Hinterlassenschaft ihrer verstorbenen Herrin erschien, den Edlen, gegen den sie Pflichten der Dankbarkeit auszuüben habe. Aber sie fühlte sich plötzlich zugleich innerlichst erschüttert durch diese sie unverhofft überströmende Gunst des Geschickes. Weinend sank sie an seine Brust und duldete seinen ersten Kuß. — —

(Schluß folgt.)

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Eine neue Erzählerin.

Der Titel dieses Aufsatzes hat für den Kenner unserer Litteratur wahrlich wenig Verlockendes; wie viel neue Erzählerinnen jährlich in Deutschland auftauchen, ist nicht zu zählen, und auf Hundert mehr oder weniger kann es uns nicht ankommen, geschweige denn auf eine. Sehe ich unsere belletristischen Wochenschriften durch und erinnere ich mich der direkten Erfahrungen, die ich als Redakteur eines Familienblattes machen konnte, so glaube ich nicht zu übertreiben, sondern zu unterschätzen, wenn ich den jährlichen Zuwachs an schreibenden Damen auf tausend veranschlage. Tausend neue Dichterinnen jährlich — glückliches deutsches Volk, wie muß dabei deine Litteratur und vor allem die epische Prosadichtung gedeihen! Denn auf je zwanzig dieser Damen kommt kaum eine, die sich der Lyrik, dem Epos, dem Drama widmet, dann eine, die es mit kleinen feuilletonistischen Arbeiten, Mode-Plaudereien und Ähnlichem versucht; die übrigen Achtzehn schreiben Novellen und Romane. Der Zuwachs an männlichen Kräften dürfte beiläufig eben so groß sein, aber wie anders gestaltet sich hier das Durchschnittsbild: die Hälfte geht sofort oder nach kurzer belletristischer Versuchszeit zum Journalismus über, gut ein Viertel läßt es bei einem ersten Bändchen Gedichte, einer Sophonisbe oder einem Konradin bewenden und sucht dann sein Brot in einem bürgerlichen Erwerb; kaum ein Viertel wendet sich dauernd der Belletristik, darunter auch der Novelle zu. Nicht den Ästhetiker dürfen wir über den Grund dieser äußeren Verschiedenheit zwischen Jünger und Jüngerin unserer Litteratur befragen: was er uns etwa über den Unterschied der männlichen und weiblichen Begabung, über die natürliche Eignung der Frau zum Mitteilen und Fabulieren zu sagen hätte, würde vielleicht in zehn von jenen tausend Fällen zutreffen. Weit mehr könnte uns der Kritiker verraten: das Lesebedürfnis der Frauen hat sich infolge der wachsenden formellen Bildung sehr gesteigert, jenes der Männer durch die Ablenkungen politisch großer Zeiten und angestrengter Berufsarbeit sehr verringert; für Leserinnen passen eben Schriftstellerinnen am besten. Aber auch dies wäre nur halbe Wahrheit, zudem teilweise auch Verwechslung zwischen Ursache und Wirkung; die ganze Wahrheit, die allerdings hart und peinlich klingt, enthüllt uns nur der Volkswirt. Wenn heutzutage weitaus mehr Männer, als einst, zur Feder des Schriftstellers greifen, so geschieht dies allerdings auch nicht deshalb, weil unsere Zeit an dichterischen Talenten so überaus reicher ist, als jede frühere, sondern weil das Zeitungswesen höheren und leichteren Erwerb ermöglicht; aber Dichtungen in Vers oder Prosa werden auch heutzutage von Männern nur aus denselben Beweggründen geschrieben, wie seit altersher: aus wirklichem oder vermeintlichem künstlerischen Drang; wer nur Geld verdienen will, schreibt Notizen oder Börsenberichte, aber keine Novellen. Bei den Frauen ist dies anders; die Mütter haben als Nebenerwerb Handarbeiten gestickt oder Unterricht gegeben; die Töchter sticken zum gleichen Zweck Novellen für Familienblätter und unterrichten ihr Backfischpublikum in der Psychologie der Liebe. Dieser Erwerb scheint ja leichter und ehrenvoller — könnten Frauen Journalisten werden oder sich ihr Brot anderweitig als Beamtinnen und dergl. verdienen, wir hätten nicht so unendlich viel mehr weibliche als männliche Novellen-Handarbeit. Der Anteil der Frauen an der Erzählungslitteratur der Gegenwart ist zum größten Teil eine Magenfrage.

Gewiß, der Volkswirt hat Recht; aber das Traurige liegt eben darin, daß diese Magenfrage zugleich eine künstlerische Frage, ja eine Lebensfrage unserer Litteratur bedeutet. Wer wird armen, alleinstehenden Frauenzimmern nicht ihren Erwerb gönnen! — aber daß sie unsere Litteratur verwässern und entnerven, daß sie den Geschmack unseres Volkes von Jahr zu Jahr tiefer herabzerren, können wir ihnen nicht gönnen. Das ist ein großer Jammer, für den es gewiß kein Heilmittel von heut auf morgen giebt, und überhaupt kein anderes Heilmittel als die thätige Anteilnahme aller gewissenhaften und geschmackvollen Männer und Frauen. Halte es für kein unschul-

diges Vergnügen, wenn dein Töchterchen für die „Goldelse“ schwärmt, gieb ihr zum Versuch „Die letzte Reckenburgerin“ der Luise von François in die Hand, diesen besten Roman, den je eine Frau in deutscher Sprache geschrieben, wie die „Judenbuche“ der Annette von Droste die beste Frauennovelle unserer Litteratur ist. Mit gutem Grunde stelle ich der Marlitt andere Frauen gegenüber, denn die wenigen künstlerisch hochbegabten, ernsthaft strebenden Dichterinnen der Gegenwart verdienen es schon deshalb, daß man immer wieder auf sie hinweise, weil sie unter dem Fluch der Weiberherrschaft in unserer Litteratur mit am schwersten leiden: zu den Schwierigkeiten, die sich jedem ernsthaft strebenden Künstler entgegenstellen, kommt bei ihnen auch das Vorurteil, welches gerade jene engen Kreise, in welchen dichterisches Verdienst noch gewürdigt wird, dem Erzeugnis aus weiblicher Feder entgegenbringen. Darum hat unsere Zeitschrift eine Pflicht zu erfüllen geglaubt, indem sie den Dichterinnen Olfers und Ebner eingehende Essays widmete, und in gleichem Sinne will sie nun auf die erfreuliche Thatsache hinweisen, daß sich endlich wieder eine Erzählerin gefunden, welche nicht ein Liebling unserer Frauenwelt, sondern eine ernsthafte Dichterin zu werden verspricht und nur in diesem Sinne strebt und schafft.

Die Thatsache ist sehr selten; so selten, daß ich offen gestehe, sogar ihre Möglichkeit stark bezweifelt zu haben, und sogar dann zweifelte, als ich den Beweis in Händen hatte. Vor etwa einem Jahr erhielt ich in Wien den Besuch eines Herrn, der mir die Bitte vorlegte, die Novelle eines jungen Autors zu lesen. Ich schlug das Manuskript auf — „Meine Braut“. Novelle, kein Autorname — und fragte mich nach etwa einer Stunde Lesens: „Wozu die Vermummung? Welcher unserer älteren österreichischen Erzähler hat dir diese mit vollster technischer Sicherheit geschriebene Arbeit anonym in die Hand gespielt?“ Erst in der zweiten Hälfte kam mir bei einigen, in zwei Zeilen, aber mit intimster Kenntnis hingezeichneten Toiletten-Details, der Gedanke, ob es nicht etwa eine Autorin sei; auch die Schilderung der Frauen-Charaktere stimmte dazu; so erbarmungslos schildert nur ein Weib weibliche Schwächen. Am Schlusse aber sagte ich mir: „Hier fehlt alles Schlimme, freilich auch alles Gute, was auf einen Anfänger, einen jugendlichen Autor überhaupt, hindeuten könnte. Das ist ein fertiges, ja routiniertes Talent, aber so stark, so eigentümlich, daß es geradezu rätselhaft ist, wie dir seine früheren Werke nicht bekannt geworden sein sollten. Sollte es sich aber thatsächlich um einen Anfänger oder gar eine Anfängerin handeln, so haben wir es mit einem psychologisch wie ästhetisch höchst interessanten Fall zu thun, mit Jemand, der — und zwar gleichfalls im Guten wie im Schlimmen — damit anfängt, wohin Andere nach vielen Jahren gelangen“. Und nun denke man sich mein Erstaunen, als ich erfuhr, die Verfasserin sei ein junges Mädchen aus der guten Wiener Gesellschaft; die Novelle sei thatsächlich die erste, die sie geschrieben; sie habe vorher nur eine Skizze verfaßt, die infolge ihres kühnen Inhalts nur in einem litterarisch wenig bemerkenswerten Wiener Blatte Aufnahme gefunden.

„Meine Braut“, Novelle von J. Dery, ist in der „Deutschen Dichtung“ (Band III, Heft 7—11) erschienen. Die Arbeit interessierte sehr; ihr künstlerischer Wert wurde voll anerkannt; im übrigen ging es meinen Lesern wie mir; in den zwei Dutzend Briefen, die mir darüber zugekommen, steht nirgendwo die Vermutung, daß „J. Dery“ eine Dame sei, wohl aber hat man es oft für ein Pseudonym gehalten, das Pseudonym irgend eines alten, bekannten Autors. Nun liegen diese Erzählung und jene obenerwähnte Erstlingsskizze „Variatio delectat“ unter dem Titel „Hoch oben! Novellen von J. Dery,“ in Buchform vor (Stuttgart, Adolf Bonz & Co., 1888) und haben der Kritik Stand zu halten.

Sie kann und soll auch an dieser Stelle unbefangen geübt werden und nur deshalb habe ich von dem ersten Eindruck, den die Hauptnovelle des Bandes auf mich und andere gemacht, berichtet, weil die Motivierung desselben am besten die Eigenart dieser neuen Erzählerin zu erklären vermag. Staunenswert ist die Sicherheit in der Komposition, die Kraft und Straffheit in der Führung der Fabel, die Klarheit und Zielbewußtheit der Erfindung. Man hat beim Lesen die Empfindung, wie wenn man in einem Nachen dahinführe, welcher, von starken Armen gelenkt und kundig gesteuert, seinem Ziele zueilt; das Steuer weicht nicht um Haaresbreite aus dem Kurs, die Ruder ruhen keinen Atemzug lang — und mit jeder Sekunde treten die Umrisse des Hafens, dem wir zusteuern, deutlicher hervor; Zug um Zug wird das Bild klarer, aber ganz enthüllt sich uns das Ufer doch erst am Ende der Fahrt und blicken wir nur nach dem Punkte zurück, von dem wir gekommen, so erkennen wir auch, daß wir gar nicht klüger und vorteilhafter hätten fahren können. Hat man, frage ich, oft diese Empfindung, und ist sie selbst bei den Werken erprobter Erzähler etwas so Alltägliches, daß man sie nicht erst zu rühmen brauchte?! Solche Sicherheit, Straffheit und Klarheit in Erfindung und Darstellung pflegt sonst nur das Produkt von Talent, Fleiß und langjähriger Übung zu sein — hier sind sie einzig die Frucht eines, in dieser Beziehung ganz ungewöhnlichen Talents. Aber wenn auch weder klüger noch rascher, reizvoller und schöner hätten wir unsere Fahrt gestalten können: Hier fehlt auch, was der besondere Schmuck eines Erstlingswerkes zu sein pflegt, das Behagen an der Schilderung, das Überquellen und Überschäumen der jungen Kraft, die gern alles und alles auf einmal sagen möchte! Hier ist kaum ein Wort zu viel, eher eines zu wenig — an sich ein großes Lob, für ein Erstlingswerk ein Lob, das zugleich einen Tadel bedeutet. Würde mich die Verfasserin fragen, was sie etwa noch im Technischen ihrer Kunst hinzuzulernen habe, ich würde antworten: „Nichts — eher etwas zu verlernen, damit nicht die Kunst durch Gewohnheit und Reflexion zum Virtuosentum werde.“ Es stimmt zu dieser geradezu verblüffenden Begabung für alles Technische, daß auch der Stil fertig oder doch nahezu fertig erscheint. Wie dieses Mädchen alle Künste der Retardation, der Spannung, der Ver- und Entwickelung der Fäden gleichsam aus dem Finger gesogen hat, so ist ihre Erzählungskunst gleich mit einem charakteristischen, ihrer ganzen Art entsprechenden Stil zur Welt gekommen: kurze, knappe Sätze; eine natürliche, energische, fast nüchterne Sprache, der freilich nur die Kraft und Klarheit, nicht die Schönheit angeboren ist; über den Ton ruhiger Schilderung und jenen der gewandten Konversation hinaus vermag sie sich zum Ausdruck wilder Leidenschaft zu erheben und vor-

trefflich zur Ironie zuzuspitzen — für das Innige und Zarte taugt sie nichts, gar nichts. Das Wenige, was noch in formaler Beziehung an diesem Stil stört — Austriacismen, Unebenheiten, überflüssige Fremdworte, wird die Autorin sehr bald weggefeilt haben; vielleicht ist schon ihre nächste Arbeit nach dieser Richtung tadellos — zwischen der Skizze „Variatio delectat" und der Novelle liegt vielleicht ein halbes Jahr, und welcher Fortschritt!

Aber um wie glatter und korrekter diese Sprache noch werden mag, wird sie auch edler werden und für die Schilderung des Rührenden, ja des Gemütslebens überhaupt wärmere Töne gewinnen als bisher? Das hängt davon ab, wie sich das Wesen, die Weltanschauung, das Gemüt unserer Schriftstellerin entwickeln, und von all dem habe ich noch gar nicht gesprochen. Auch hier fehlt ihr alles Gute und Schlimme der Jugend, und vollends, von jener schon oben gestreiften Härte gegen die Frauen abgesehen, alles Gute und Schlimme des Frauengemüts. Beide Geschichten spielen in österreichischen Adelskreisen und malen diese Gesellschaftsschichten mit einer Lebenstreue, die von keinem andern Autor überboten, von einem einzigen — der Ebner-Eschenbach — erreicht wird. Was sind gegen diese Gestalten voll wirklichen Lebens die geistreichen Karrikaturen der Schubin! Ja, noch mehr, dieser Rudolf Wick und Aristide Costumas, diese Komtesse Gertrud und Gräfin Gruy sind nicht bloß wirkliche Menschen, sondern zugleich Typen — und nun erwäge man, wie viel Beobachtung und Lebenserfahrung ein Dichter sonst nötig hat, um in dem Einzelnen, ohne daß derselbe zum abstrakten Symbol, zum Schemen hinabsinkt, den Typus schildern zu können. Dieses junge Mädchen kann es — aber wie unerbittlich und tiefinnerst wahr fast jeder Einzelne und jedes Detail geschildert ist — das Gesamtbild ist dennoch unrichtig, weil nur der Schatten wiedergegeben ist, nicht das Licht. Sie haßt den Adel, haßt ihn glühend und tödlich; wenn etwas in ihrem Empfindungsleben, welches ja lange nicht so reich entwickelt ist, wie ihr Geist, stark und tief ist, so ist es dieser Haß; hat Spielhagen den pommerschen Junker mit Ruten gegeißelt, so züchtigt sie seinen österreichischen Standesgenossen mit Skorpionen. Aber der Haß allein ist's nicht, der sie verblendet; der Grund liegt tiefer; je dämmeriger es ist, desto stärker wird die Sehkraft ihres Auges; in der Helle versagt es. Die ausgemachten Schurken und Tagediebe sind vortrefflich gezeichnet; die Menschen, die mehr zum Guten als zum Bösen neigen, nicht ganz so gut, aber anschaulich genug; die beiden braven und guten Naturen, welche sich in dieser Gallerie finden, Heinrich Beregh in „Meine Braut" und die Schauspielerin Eugenie in „Variatio delectat" sind unklar und verschwommen — letztere so kindlich ungeschickt und in ihrem plumpen, ungeheuren Edelmut so unglaubwürdig gezeichnet, daß man sich befremdet fragt, ob das noch dieselbe Hand ist. Woran liegt dies? Ahmt die Verfasserin darin etwa die allerneuesten deutschen Naturalisten nach? Möglich, obwohl sie ihnen sonst nichts nachmacht; sie gehört in der Darstellung zu den ernsthaften Realisten, die wohl wissen, daß man der Kunst die Wahrheit schuldig ist, aber ebenso der Wahrheit die Kunst, und wie mutvoll sie auch, trotz ihres Geschlechtes, an die Grenze dessen geht, was noch der Künstler beschreiben darf, überschritten hat sie sie nicht und nur einmal (S. 165 bis 66) hart gestreift. Aber weit wahrscheinlicher ist, daß der Grund in ihrem Wesen liegt: die meisten anderen Dichter sehen die Menschen zuerst zu günstig, dann zu schwarz an, wenn das auch bei wenigen so sichtlich ist, wie z. B. bei Daudet; unsere Dichterin geht den entgegengesetzten Weg; mit jener Bitterkeit, mit jener Lichtblindheit verglichen, welche sich in „Variatio delectat" bekundet, zeigt ja schon die Charakterzeichnung und Problemführung in der Novelle einen Fortschritt zum Normalen: in den Menschen nicht Engel noch Teufel, sondern eben Menschen zu sehen. Beide Probleme sind geistreich und originell, beide höchst verwegen und nur durch die Kunst und Dezenz der Darstellung möglich; beide handeln von der unbefriedigten Sinnlichkeit des Weibes, aber das Problem der Skizze ist glattweg nur physiologisch, jenes der Novelle lenkt aus dem Physiologischen ins Psychologische ein, und weil Gertrud, die „Braut", moralisch und geistig hoch über der Gräfin Gruy steht, welche der Wechsel der Liebhaber erfreut, darum steht diese später entstandene Arbeit auch künstlerisch hoch über dem — sagen wir es offen — brutalen Erstling. Auch eine Vergleichung der Fabeln beider Arbeiten zeigt die Erhebung vom Naturalismus zum Realismus. Jene von „Meine Braut" ist dem Leser bekannt, die andere wieder zu erzählen, brächte mich, obwohl ich nicht prüde bin, in Verlegenheit.

Alles in allem ein höchst lesenswertes, höchst talentvolles, interessantes Buch — im Guten wie im Schlimmen der Beachtung wert, ein Buch, welchem schon der Umstand, daß es das Erstlingswerk eines jungen Mädchens ist, wahrlich einen Platz unter den „menschlichen Dokumenten" unserer Zeit anweist. So hat keine Dichterin der Gegenwart begonnen wie sie — wie wird sie fortfahren, wie enden? Zur Zeit, da ich diese Zeilen schreibe, ist mir ihre neue Arbeit, welche sie, wie sie mir mitteilt, vollendet hat, noch nicht bekannt. Wird sie in den Naturalismus zurückgleiten oder sich noch kräftiger als bisher, zum künstlerisch gebändigten Realismus erheben? Man glaubt gern, was man wünscht; ich glaube das letztere.

Berlin. **Karl Emil Franzos.**

Litterarische Notizen.

— Heinrich Kruses Tragödie „Rosamunde" ist ins Russische übersetzt worden.

— Von Karl Emil Franzos Kulturbildern „Aus Halb-Asien" erscheint im Laufe des November im Verlage von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart eine dritte, stark vermehrte und gänzlich umgearbeitete Auflage. Von den im Sommer d. J. erschienenen neuen Kulturbildern: „Aus der großen Ebene" ist im Verlage von J. H. Schubothe in Kopenhagen unter dem Titel: „Fra den store slette" eine dänische Übersetzung erschienen.

— In Berlin hat sich eine neue „Litterarische Gesellschaft" konstituiert, welche die hervorragenderen Schriftsteller Berlins fast ausnahmslos zu Mitgliedern zählt. Der Zweck der Gesellschaft ist, „einen gesellschaftlichen Mittelpunkt für das geistige, insbesondere das litterarische Leben Berlins zu schaffen."

Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

V. Band. 5. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Dezember 1888.



Verlag von L. Ehlermann in Dresden.



Eine Satire Ariosts.

Übersetzt von **Otto Gildemeister.**

Die nachstehende Satire (oder Epistel, wenn man will) — die sechste der Reihe — schrieb Ariost im Jahre 1523, als der zweite Mediceer, Clemens V., Papst war. Seufzend im Dienste des Hause Este hatte der Dichter eben damals besonderen Grund nach Ruhe und Unabhängigkeit sich zu sehnen. Herzog Alfons hatte dem Widerstrebenden das Amt eines Statthalters in dem rauhen Apenninenbezirk Garfagnana übertragen, wo unablässige Kämpfe mit aufsetzigen Lehnsleuten, wilden Bauern und gewaltthätigen Menschen die Zeit ausfüllten. Freilich nahm Ariost in jedem halben Jahre Urlaub, um in Ferrara „vor dem Dom spazieren zu gehen", aber doch fühlte er sich in der Verbannung tief unglücklich. Er sehnte sich heftig nach der Muße, die den Studien unentbehrlich ist, nach dem Umgange mit gebildeten Freunden und vor allem nach seiner zärtlich geliebten schönen Freundin, Alessandra Strozzi, die er in Ferrara hatte zurücklassen müssen. In dieser Lage erhielt er von dem ihm befreundeten Sekretär des Herzogs die Anfrage, ob er nicht Lust hätte auf ein paar Jahre als Gesandter nach Rom zu gehen, wo es ihm als einem alten Freunde der Medici an Beförderung und Auszeichnung nicht fehlen würde. Auf diese Anfrage enthält die Epistel, deren Übersetzung ich hier dem Leser darbiete, die poetische Antwort. Aus seiner Erfahrung weiß der Dichter, daß die Medici, so huldvoll sie ihm auch begegnen mochten, substanzielle Freigebigkeit nur solchen Freunden zeigten, die für sie von politischem Werte waren. Leo X. hat ihn umarmt, aber nicht beschenkt, und auch die zahlreichen Gönner, die unter diesem Papste die Kardinalswürde erlangten, haben niemals ihm zur Selbständigkeit verholfen. Rom ist freilich ein leidlicherer Aufenthalt als Garfagnana, klassischer Boden, reich an gelehrten Männern, anlockend wegen seiner Bibliothek, aber dem heimatlichen Ferrara giebt das Herz des Dichters den Vorzug, aus einem Grunde, den er nur errötend anzudeuten wagt.

Die sechste Satire.

An Buonaventura Pistofolo, Sekretär des Herzogs von Ferrara.

Pistofolo, du schreibst mir, wenn ich gern
 Beim Papste Clemens ein Jahr oder zweie
 Gesandter sein will für den gnäd'gen Herrn,
Soll ich's dir sagen, daß du in die Reihe
 Die Sache bringest, und du legst mir dar,
 Was alles diesem Vorschlag Reiz verleihe:
Daß ich der Mann sei, der so manches Jahr
 Als guter Freund die Medici gekannt hat
 Und auf vertrautem Fuß mit ihnen war,
Zuerst als man sie aus Florenz verbannt ha',
 Dann bei der Rückkehr, und als Leo dann
 Die roten Schuh' mit goldnen Kreuzen anthat,[1]
Daher ich, wie du meinst, als kluger Mann,
 Dieweil ich mich dem Herzog nützlich mache,
 Mir Ehr' und Vorteil viel einheimsen kann;
„Weil du (so schreibst du) leichter als im Bache
 In einem großen Fluß dir Fische fängst." —
 Nun hör', was ich antwort' in dieser Sache.

Erst dank' ich dir, daß du noch immer denkst
 Mich zu erhöhen und mich umzuschaffen
 Aus einem Rind in einen Berberhengst.
Dann sag' ich: für den Herrn durch Feur und Waffen
 Will ich nach Frankreich, Spanien, Indien gehn;
 Was wär' es da, nach Rom mich aufzuraffen?
Doch daß mir Ehr' und Gut in Aussicht stehn
 Dort, wie du sagst, — du mußt zum Vogelfange
 Dir einen andren Köder ausersehn.
An Ehren hab' ich schon, was ich verlange:
 Mich dünkt, wenn ihrer mehr als sechs den Hut
 Abziehn vor mir, daß ich genug empfange.
Sie thun's, weil mich der Herr zur Tafel lud,
 Und weil, wenn ich an ihn mich bittend wende,
 Er mir und Freunden was zu Liebe thut.
Und wenn ich nur genug Vermögen fände,
 Wie ich an Ehre mir genug gewann,
 So hätten meine Wünsche all' ein Ende.
So viel nur wünsch' ich, um als freier Mann
 Und ohne Beistand Anderer zu leben,
 Worauf ich freilich nie mehr hoffen kann,

[1]) Die zum päpstlichen Ornat gehörenden Schuhe.

Da viele meiner Freund', es mir zu geben,
Die Macht besaßen und ich doch mich nie
Aus Knechtschaft und aus Armut konnt' erheben.

Ich will nicht mehr, daß jene Göttin, die
Nicht aus Pandoras Büchse fortgeflogen,
Mich wie den Büffel an der Nase zieh'.

Ein Kartenblatt hat mir den Mut entzogen,[2]
Das Glücksrad! Alle malen's überein,
Und solche Eintracht hat noch nie gelogen.

Hoch oben auf dem Rad sitzt insgemein
Ein Esel, — jeder wird den Sinn verstehen,
Und keine Sphinx braucht Deuterin zu sein.

Auch fängt bei allen, die radaufwärts gehen,
Der Oberkörper zu vereseln an;
Nur unten sind sie menschlich anzusehen.

So lang' ich jener Hoffnung denken kann,
Die mit dem Lenz kam und dem ersten Kraute
Und dann entfloh, bevor der Herbst begann, —

(Sie kam des Tags, als man die Kirche traute[3]
Mit Leo und beim Hochzeitsfest ich dort
So viele meiner Freund' im Purpur schaute;

Um Neumond kam, um Vollmond war sie fort!)
— So lang' ich daran denken kann, so lange
Verlass' ich mich nicht mehr auf Menschenwort.

Die dumme Hoffnung flog im Überschwange
Gen Himmel, als mir Seine Heiligkeit
Die Hände drückt' und küßte mir die Wange;

Als aber ich darauf in kurzer Zeit
Die ersten Proben der Erfahrung schmeckte,
Fiel sie, wie erst sie stieg, genau so weit.

Es war einmal ein Kürbis, der sich reckte
Und wuchs so schnell und hoch, daß er beinah
Des Nachbar Birnbaums Wipfel ganz bedeckte.

Als nun der Baum, der, während dies geschah,
Geschlafen hatte, eines Tags erwachte
Und auf dem Kopf die fremden Früchte sah,

Sprach er: „Wer bist du? und wie bist du sachte
So hoch geklettert, während ich dem Traum
Die Augen überließ und blind sie machte?"

Der Kürbis nannte sich, und tief am Baum,
Wo er gepflanzt sei, zeigt' er ihm und sagte:
„Seit ich heraufkam, sind zwölf Wochen kaum."

„Und ich", antwortet' ihm der Birnbaum, „plagte
Mich dreißig Jahr' in Hitz' und Sturmeswehn,
Eh ich mit Müh in diese Höhe ragte.

Du, der gen Himmel steigt im Handumdrehn,
Deß sei gewiß, in ganz so kurzer Weile,
Wie er gewachsen, wird dein Stiel vergehn."

Dies hätt' auch meiner hoffnungsvollen Eile
Manch einer sagen können, der dem Tod
Für Medici getrotzt, dem Schwert und Beile,

Der ihnen beisprang in Exil und Not,
Sie wieder aufhob von der Niederlage
Und Lamm in Leu zu wandeln Hilfe bot.[4])

Dies konnt' ein Seher auch an jenem Tage
Lorenzo'n prophezein, als man erfuhr,
Daß man hinfort zu ihm „Herr Herzog" sage;[5]

Und ebenso dem Herzog von Nemours,
Den Kardinälen Rossi und Bibiena,
(Der besser fortgeblieben wär' in Tours,)

Der Contessina auch, der Maddalena,
Der Schwäherin und Schnur, dem ganzen Haus,
Das so voll Glücks war, keinem Erdenweh nah:

„Euch sagt die Fabel euer Los voraus;
So schnell es ging den Gipfel zu erreichen,
So schnell ist's auch mit eurem Jubel aus.

Ihr alle sterbt — (und bald hernach erbleichen
Wird Leo) — ehe Trojas Schutzpatron
Acht Male wiederkehrt in dieses Zeichen."

Wozu so viele Wort'? Ich sagt' es schon,
Seit jenem Tag ruhn unter Leichensteinen
All meine Hoffnungen auf goldnen Lohn.

Wenn Leo nichts mir gab, wer von den Seinen
Wird geben? — Wenn du angeln willst nach mir,
So wähle andren Köder dir als deinen.

Meinst du, ich müsse gehn, gut, gehen wir!
Doch nicht um Ehr' und Reichtum: diesen hoffe
Ich nicht, nach jener fehlt mir die Begier.

Sag' eher, daß ich dies Gefels, das schroffe,
Verlassen soll und diese Nation,
Die wie ihr Land ist, wild, aus rohem Stoffe;

Daß ich nicht mehr zu strafen und zu drohn
Gezwungen sein soll, nicht mehr stets zu weinen,
Wenn die Gewalt dem Rechte bietet Hohn.

Sag' mir, die Musen würden dort erscheinen
Und ich mit ihnen würde wieder froh
Lustwandeln, dichtend, in den Lorberhainen.

Sag' mir, dort würden Bembo, Giovio,[6]
Cavallo, Molza zum Gespräch sich neigen,
Vida und Sadolet und Blosio.

Mit mir die sieben Hügel zu besteigen,

---

[2]) Das Tarockspiel hat eine Karte, auf welcher das Rad Fortunens mit hinaufkletternden und abrutschenden Eseln und Menschen dargestellt ist. Da die Karten gedruckt wurden, war das Bild immer dasselbe, worauf der Dichter scherzend als auf einen Beweis der Richtigkeit anspielt.

[3]) Der Papst wird als Gemahl der Kirche gedacht: als Leo X. Papst ward und viele Freunde Ariosts Kardinäle wurden, hoffte er eine kurze Zeit, daß nun sein Glück beginnen werde.

[4]) Anspielung auf den Namen Leo, den Giovanni Medici als Papst annahm.

[5]) Diese und die folgenden Terzinen beziehen sich auf das schnelle Hinwelken der mediceischen Herrlichkeit unter Leo X. Seit dem Tage, wo Leo seinen Neffen Lorenzo zum Herzog von Urbino machte, starben binnen acht Jahren sowohl Lorenzo, als Julian de' Medici, Herzog von Nemours, der Kardinal Rossi, Sohn einer Bastardschwester Leos X., der Kardinal Bibiena, der von seiner Gesandtschaft nach Tours heimkehrend dem Tode erlag, „nicht ohne Verdacht des Giftes", Contessina und Maddalena, Schwestern des Papstes, die Gemahlin Lorenzos von Urbino und ihre Schwäherin, Lorenzos Mutter. Der „Schutzpatron Trojas" ist Apollo als Sonnengott, der als solcher den Tierkreis durchläuft.

[6]) Diese und die folgenden sind berühmte Humanisten und Poeten.

Wähl' ich bald den, bald den; Buch in der Hand
Wird er mir Rom in jedem Teile zeigen:
Hier lag das Forum, dort des Circus Sand,
Hier die Suburra, dort der Platz (so spricht er,)
Wo Janus', wo der Vesta Tempel stand.
Sag' mir, dort fänd' ich immer Rat und Richter
Beim Schreiben, Lesen, je nach meiner Wahl,
Ob griechisch, ob Latein, ob unsre Dichter.
Von allen Büchern auch die große Zahl
Kannst du mir preisen, die zu Nutz für alle
Nach Rom zu bringen Sixtus einst befahl.
Sag' ich alsdann noch, daß mir Rom mißfalle,
So wirst du sagen: diesem armen Wicht
Ward die Vernunft verwirrt von brauner Galle!
Worauf ich meinen Fuß dir vors Gesicht
Hinhalten werd' und wie Ämilius sagen:
„Wo dieser Schuh mich drückt, das weißt du nicht“.[7])
Wer mich aus meiner Heimat will verjagen,
Raubt mir mich selbst. Entfernt von ihr — sogar
In Jovis Schoß — wird es mir nie behagen.
Und ging' ich nicht in jedem halben Jahr
Dort einen Monat vor dem Dom spazieren,
Vor meinem ehernen Markgrafenpaar,[8])
So würd' ich tot sein oder Fleisch verlieren
Wie jene, die im Purgatorio
Beständig nach den schönen Äpfeln gieren.[9])

Wenn's aber einmal heißt: leb' anderswo,
Dann im Vergleich mit diesen Felsenwänden
Ist allerdings das Marsfeld minder roh.
Jedoch, will volle Gunst Alfons mir spenden,
So ruf' er mich zu sich, und über Land
Mög' er mich höchstens bis Bodeno senden.[10])
Fragst Du, was mich ans Nest so zärtlich band,
So werd' ich Dir den Grund so ungern sagen,
Wie je ich Pfaffen meine Schuld gestand.
Du sprächest: „Kann ein Mann sich damit plagen,
Der Jahre, neunundvierzig an der Zahl,
Vollausgereifte, dicke, hat zu tragen?“
Ein Glück, daß ich mich berg' in diesem Thal,
Daß Du nicht merken kannst durch all die Steine,
Ob meine Backen rot sind oder fahl.
Denn Donna Ambra nicht noch ihre Kleine[11])
Hat ein Gesicht von solchem Feuerschein
Jemals gehabt, wie ich jetzt glüh' und scheine;
Auch nicht der Domherr, dem die Flasche Wein
Am Markt entfiel, die er dem Mönch gestohlen,
Nachdem er sich gelabt an andren zwein.
Du würdest, wär' ich dort, den Knittel holen,
Mich durchzuprügeln, wenn ich armer Mann
Den tollen Grund dir sagte unverholen,
Weshalb ich fern von euch nicht leben kann.

[7]) Paulus Ämilius verstieß seine Frau, und als Freunde ihn deshalb zur Rede stellten, antwortete er ihnen so, wie der Text angiebt.

[8]) Die Standbilder der beiden Markgrafen Nicolo und Borso vor dem Dome in Ferrara.

[9]) In Dantes Fegefeuer schmachten die wegen Bauchessünden büßenden Seelen in furchtbarer Abmagerung nach den Äpfeln unersteigbarer Bäume.

[10]) Bodeno liegt ganz nahe bei Ferrara.

[11]) Donna Ambra und ihre Tochter werden in Ferrara wegen ihrer roten Gesichtsfarbe bekannt gewesen sein.

Morgenglocken in Italien.

Munter tönen auf und nieder
Frühe Glocken hell und rein,
Traulich wie Familienglieder
Stimmen sie zusammen ein.

Mich gemahnend, tief bewegend
Hallt ihr Klang vom Dorf heraus;
Heimgekehrt durch diese Gegend
Bin ich einst ins Elternhaus.

Müd' dahin an Meilensteinen
Wandert' ich von Staub umgraut,
Oft auch wurde von den Meinen
Sorgend nach mir ausgeschaut.

Endlich tret' ich vor die Schwelle,
Läute noch in später Nacht,
Eilig wird im Haus es helle,
Bald ist Alles aufgewacht.

Welch ein Jubel, welche Wonne!
Heimgekommen ist der Sohn,
Brauner von des Südens Sonne
Findet mich die Mutter schon.

Und ich selbst bin ach, verstummen
Schon die Glocken? Eine nur
Übertönt mit tiefem Summen
Noch den letzten Schlag der Uhr.

Einsam tönt sie noch, die eine —
All die andern sind verhallt, —
Ach, es gleicht ihr, wer alleine,
Wer noch spät durch's Leben wallt.

Hermann Lingg.

Sprüche.

Auf wen des schwersten Leids Gewicht
Grausam zermalmend niederfuhr,
Der klagt und weint und jammert nicht —
Er schweigt betäubt und blutet nur.

Betty Paoli.

*

O, Märchenreise nach dem Glück!
Wer hätte nicht häufig von ihr geträumt?
Wer trat sie nicht an? . . . Wer fuhr nicht ein Stück?
Wer hätte nicht schließlich den Anschluß versäumt?

Julian Weiß.

Zu spät.

Novelle von **Otto Roquette.**

(Schluß.)

Wem einige Jahre darauf Gelegenheit wurde, einen Blick in Volkmars Haus zu werfen, sah glückliche Menschen darin wohnen. Der Hausherr, dem seine Gattin ein Töchterchen geschenkt hatte, empfand das reinste Glück der Zufriedenheit mit seiner inneren und äußeren Lage, er fühlte sich gesünder als in früheren Zeiten, er wußte, daß sein Leben einen Zweck hatte. Um ihn und für ihn waltete Hilarie, seine Hausfrau, immer thätig, aber geräuschlos schaffend, alles in seinem Sinne ordnend und ihm dienstfertig, und doch mit ruhiger Selbständigkeit in ihrer Stellung gegen die Untergebenen. Ihr Wesen blieb ernst, er aber wußte doch und las in ihren Mienen, daß sie sich freute, ihn heiter zu sehen. Nur wenn sie ihr Kind liebkoste oder mit ihm spielte, ging ein hellerer Glanz über ihre Züge. Daß sie jeden Verkehr für sich ablehnte, war ihm auch ganz recht, denn er suchte ihn ebensowenig. Dafür fand er sie stets bereit, von seinen Studien und Arbeiten zu hören, und sich unterrichten zu lassen. Sie verstand gut zu fragen, und er freute sich ihrer Gelehrigkeit. — Aber wenn Hilarie das Wesen einer ruhig glücklichen Frau zeigte, so hatte sie im Innern viel zu überwinden, und den unbotmäßigen Gedanken war nicht zu steuern. Zu nahe noch — denn was sind fünf Jahre? — stand ihr die Erinnerung an den Tag, da sie die Schwelle dieses Hauses, ein elendes Geschöpf (so bezeichnete sie sich selbst) betreten hatte. Wie hoch achtete und liebte sie den Mann, der großherzig und edel, sie zur Herrin dieses Hauses gemacht, ihr seinen Namen gegeben, sie vor der Welt gerettet hatte! Wie aber dachte sie über ihren ehemaligen Begleiter, der sich an dieser Schwelle von ihr getrennt hatte, um nicht wieder vor ihr zu erscheinen? Sie konnte sich kaum Rechenschaft darüber geben. Wenn sie sich selbst schuldig bekannte, mußte sie ihn eben so schuldig nennen, ohne ihm eine größere Schuld aufzubürden, als sie sich selbst zuschrieb. Auch seine schnelle Abreise mochte sie ihm nicht zur Last legen, da sie wußte, daß Volkmar seine Entfernung geboten und unterstützt, und daß Hartwig wirklichen Abschied von ihr genommen hatte. Es war demnach keine Flucht zu nennen. Hätte er entfliehen wollen, so konnte er ihr in jener Zeit des Elends täglich davongehen und sie sitzen lassen, aber er hatte alles Ungemach mit ihr ausgehalten, und war erst gegangen, als er sie sicher aufgehoben wußte. Damit war für ihn, wie der Rausch, so die Ernüchterung vorüber, und sein Verhältnis zu ihr zu Ende. Daß er ihr in diesen fünf Jahren nicht geschrieben, überhaupt nichts von sich hatte hören lassen — bis auf jenen einzigen Brief an Volkmar, von welchem sie wußte — das sagte doch wohl deutlich genug, daß für ihn die Beziehung zu Ende sein sollte. Und wenn sie den Gedanken auch nicht wehren konnte, so trat darin Hartwig selbst doch mehr und mehr zurück, gleichsam in die Schatten der Vergangenheit, und wurde zu einer Gestalt, wie sie sich uns in Träumen manchmal wiederholt, bekannt und unbekannt zugleich, beim Erwachen verschwunden und auch wohl vergessen.

Die Gatten hatten nach ihrer Verbindung gezögert, die Rede auf Hartwig zu bringen. Volkmar wollte einem solchen Gespräch ausweichen, Hilarie aber fühlte, daß endlich einmal eine Aussprache kommen müsse, und so begann sie dieselbe eines Abends von freien Stücken. Volkmar ließ es geschehen, und ihre Rede erging sich, ohne Leidenschaft, in gemessener Ruhe. — Nach einer Weile sagte Volkmar: „Ich habe zuweilen schon gedacht — ob es nicht geraten wäre, ihm unsre Verbindung anzuzeigen? Die Nachricht würde sicher an ihn gelangen, da er mir in seinem Briefe den Wohnort seines Oheims angegeben."

Hilarie schüttelte den Kopf. „Wozu soll man sich bei Jemand in Erinnerung bringen, der durch sein Schweigen zeigt, daß er vergessen will? Das muß auch bei uns abgethan sein! Wer steht uns dafür, daß er die Nachricht nicht gar in leichtfertiger Weise aufnimmt? Wissen wir

doch nicht, was aus ihm geworden ist! Mir hat das Glück ein unverdientes Glück zugeteilt — vielleicht ist er in gleichem Falle. Er kann auch verheiratet sein —"

Volkmar streckte ihr seine Hand entgegen und unterbrach sie lächelnd: „Liebes Kind! So jung pflegen Männer sich nicht zu verheiraten. Manche müssen sehr alt werden, ehe sie das häusliche Glück gewinnen. Dann aber erkennen sie auch ganz, was sie gewonnen haben!" Hilarie legte ihre Hand in die ihres Gatten. Im Stillen aber berechnete sie, daß Hartwig erst etwa fünfundzwanzig Jahre alt sein konnte. — Nach diesem Gespräch war für Beide die Sache endlich abgethan, und Hartwigs brauchte nicht mehr erwähnt zu werden. —

Wenn nun die junge Frau für sich selbst jeden Verkehr ablehnte, so wünschte sie doch, daß Volkmar in Beziehung zur Welt bliebe, soweit dies früher stattgefunden und seinem wissenschaftlichen Leben förderlich gewesen. Zu einigen Ausflügen wußte sie ihn in jedem Sommer zu bewegen, und sie hatte die Genugthuung, ihn geistig um so angeregter wieder zu begrüßen. Nun sollte im August eine Versammlung von Naturforschern in Heidelberg stattfinden. Die zu verhandelnden Gegenstände, in öffentlichen Blättern bereits bekannt gemacht, zogen Volkmar sehr an, so daß Hilarie wenig Überredung brauchte, um ihn zur Teilnahme zu bewegen. Die Nähe des Ortes wirkte bestimmend mit. Selbst wenn er nur einer Sitzung beiwohnen wollte, konnte er morgens abreisen und abends bequem wieder zu Hause sein. Der Abschied war diesmal fröhlich genug, da der Hausherr wußte, wie glücklich ihm für die Heimkehr die Stätte bereitet war. So blieb er einen zweiten Tag, ja er ließ sich getrost zu einem dritten Tage in Heidelberg bereden.

Hilarie saß nachmittags unter dem berankten Vordach ihres Hauses bei einer Näharbeit, mit den Augen zugleich ihr Töchterchen behütend, welches vor ihr auf dem Rasenplatze spielte. Sie hatte die Wärterin mit einem Auftrage nach der Stadt geschickt, und freute sich, wie gehorsam das Kind ihren mütterlichen Winken und Worten folgte. Da erblickte sie an der Gartenthür, nach der Landstraße zu, eine Gestalt, welche unverwandt zu ihr herüber starrte. Sie stutzte und sah schärfer hin. Dann aber — hätte sie aufschreien mögen vor Schreck! Denn sie erkannte den jungen Mann, der jetzt durch den Garten auf sie zu geschritten kam, sie erkannte Hartwig, trotz der Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Und diese Veränderung war eine sehr vorteilhafte. Seine Gestalt erschien stattlicher, als wäre er noch gewachsen, seine Züge männlicher, ein Schnurrbart bedeckte die einst knabenhafte Lippe. Und als er seine anfangs zögernden Schritte beschleunigte, und plötzlich vor ihr stehen blieb, selbst erstaunend, wie es schien, über die günstige Wandlung, die er auch an ihr wahrnahm — da stockte Hilariens Atem einen Augenblick, dann aber fühlte sie alle Pulse lebhafter pochen, wie entfesselt zu leidenschaftlicher Gehobenheit. War es Schauder und Furcht? War es glühender Zorn? War es aufjubelnde Freude?

„Hilarie!" rief er. „Finde ich Dich wirklich wieder? Und an derselben Stelle, wo ich mich von dir trennen mußte!"

Sie vernahm den Klang seiner Stimme, der ihr wie ein unwiderstehlicher Zauberruf zum Gehör drang, sie blickte in seine Augen, die sie jetzt innerlicher als einst ansahen, und — es ist nicht zu entscheiden, wer von Beiden die Arme zuerst ausbreitete, um in glühender Umschlingung den Anderen festzuhalten. Für Hilarien hätte in diesem Augenblicke die Welt zusammenbrechen mögen — war Er doch wieder da! Er, den sie liebte! Sie wußte es jetzt erst, oder das Wiedersehen hatte ihre Leidenschaft erst ganz erweckt. Aber nur kurz war der Taumel ihrer Selbstvergessenheit, und mit Entsetzen kehrte sie zum Bewußtsein ihrer Lage zurück. Sie riß sich aus seinen Armen, drängte ihn von sich, trat zurück und wehrte ihm, sich ihr noch einmal zu nähern — nur durch eine Handbewegung, denn die Stimme versagte ihr.

„Du zürnst mir Hilarie!" begann er. „Ich verdiene es nicht besser! Daß ich alle die Jahre her nichts habe von mir hören lassen — es war ein Unrecht! Ich beschönige nichts, obgleich ich auch Gründe für mein Schweigen anführen könnte. Es sollen darum noch nicht Milderungsgründe für mein Unrecht sein! Hilarie! Ich bin nicht mehr der unbesonnene Knabe, den Du gekannt hast. Jahre der Arbeit und mancher Erfahrung über dem Ozean haben mich gereift und mir innere Festigkeit gegeben. Endlich ward es mir möglich einmal nach Europa, zurückzukehren. Was ich mir auch drüben stets vorgesetzt, das sollte bei der Heimkehr als erste Pflicht ausgeführt werden. Ich bin in Deutschland, mein erster Weg geht zu Dir! In diesem Hause hoffte

ich Deinen Aufenthalt zu erfahren, und finde Dich — Dich selbst! Ich finde Dich, um Dich nicht mehr zu verlassen — wenn Du noch verzeihen kannst! Ich bin selbständig, Haus und Garten gehören mir drüben, schöner als Du sie hier bewohnst, und warten nur der Hausfrau. Hilarie, folge mir, und als Mann und Weib kehren wir nach Amerika zurück!"

Hilarie hätte aufschreien mögen vor innerem Jammer, aber ein anderer Schrei drang erweckend an ihr Ohr. Es war nur der Jubelruf ihres Töchterchens, welches auf dem Rasen nach Schmetterlingen haschte. Sie stieß Hartwig, der sie umarmen wollte, von sich, und deutete mit ausgestreckter Hand nach dem Grasplatze hin, denn sie vermochte nicht zu reden. Er wendete sich um, mit den Augen der Richtung ihrer Hand folgend. Er erblickte das Kind, und in einer Verwirrung von Zeit und Umständen, die in diesem Augenblicke erklärlich war, durchpackte ihn ein Gedanke. „Hilarie!" rief er. „Dieses holde Geschöpf ist —?"

„Mein Kind!" stammelte sie. „Mein und meines Gatten Kind! Volkmars, dessen Weib ich bin!" Sie sank, wie gebrochen auf den Sessel nieder.

Hartwig aber fuhr zurück, und starrte sie ungläubig an. „Du — vermählt?" fragte er zögernd. „Vermählt mit Volkmar, dem bejahrten Manne? Dem Herrn dieses Hauses, der uns einst —?"

„Wußtest Du es nicht?" unterbrach ihn Hilarie mit tonloser Stimme.

Er schwieg einige Augenblicke, wie unter dem Eindruck des unglaublichen Bekenntnisses. „Hätte ich es gewußt", entgegnete er dann — „ich wäre schwerlich wiedergekommen!"

„Du weißt es jetzt — nun geh! Entferne Dich!" drängte Hilarie. „Ich habe durch das Wiedersehen eine Sünde gegen meinen Gatten auf mich geladen — steigere sie nicht durch Dein Bleiben zum Verbrechen! Ihm werde ich selbst bekennen, wie ich mich in dieser Stunde gegen ihn vergangen habe — Dich aber soll er hier nicht mehr finden!"

„Ich wüßte nicht, wie ich ihn zu scheuen hätte", entgegnete Hartwig mit einer Regung des Ingrimms, „da ich ihm mit Wissen und Willen nichts zu Leid gethan habe!"

„Du hättest ihn nicht zu scheuen?" rief Hilarie mit auflodernder Heftigkeit. „Unsre Schuld ist noch einmal zu gleichen Teilen gewogen! Du willst sie leicht nehmen, während ich nicht weiß, wie ich *leben* soll nach dieser Stunde!"

„Daß meine Freude, Dich wiederzusehen, ein Frevel gegen ihn war, konnte ich nicht wissen. Ich habe das Recht verloren, Dir Vorwürfe zu machen. Was hier geschehen ist — wohl, ich mag es auch selbst verschuldet haben! Aber, Hilarie, ist das Band, das Dich an Volkmar knüpft, unlösbar?"

„Unlösbar!" entgegnete sie mit gepeßtem Tone.

„Hilarie! Es ist lösbar! Es muß gelöst werden! Dein Willkommen hat mir gezeigt, daß Du mich noch liebst! Willst Du an der Seite des alternden, ungeliebten Mannes dein Elend weiter tragen?"

„Er ist edel! Er ist großmütig!"

„Ich glaub' es, denn er hat sich einst auch gegen mich so bewiesen. Willst Du Dich selbst bei ihm verklagen — es sei! Aber ich werde auch zu ihm sprechen. Sagen werde ich ihm, daß wir uns noch lieben, nicht ohne einander leben wollen! Ist er edel und großmütig, dann wird er verzichten auf ein Glück, das er doch niemals ganz besessen hat. Mein jahrelanges Schweigen hat den Irrtum veranlaßt, mein Wort soll Dich jetzt wieder von ihm lösen!"

„Niemals! Unmöglich!" rief Hilarie von Angst und Schauder ergriffen. „Rede nichts mehr! Erfülle meine letzte Bitte — verlaß mich!"

In diesem Augenblick wurde im Garten ein Aufschrei laut, ein Hülferufen, und eine Arbeitsfrau stürzte herbei mit der Schreckensbotschaft, das Kind sei in den Bach gefallen. Der Aufmerksamkeit seiner Mutter entschlüpft, war es weiter hinweg gesprungen, bis an den Rand des Baches, wo einige Blumen es gelockt hatten. Der breite Bach aber, von Regengüssen im Gebirge geschwellt, schoß reißend an der Grenze des Gartens dahin.

Hilarie fuhr in verzweifelndem Schmerz empor, und in ihrer Seele rief es: „Ich hab es getötet — ich, durch diese Stunde neuer, schmachvoller Schuld!" Sie flog die Stufen hinunter, durch den Garten, glaubte etwas zu entdecken und sprang in den Bach, dessen Flut sie umriß, da sie mit dem Fuß in Baumwurzeln hängen geblieben war.

Hartwig aber, welcher schnell eine genauere Übersicht genommen hatte, wußte am Ufer dem Bach den Lauf abzugewinnen. Er erblickte das Kind, stieg hinunter, und fing es in seinen Armen auf. Er hob es in die Höhe — es spie

Wasser aus, dann schrie es — es lebte, es war gerettet! Er warf es der Gartenfrau in die Arme, die das triefende und schreiende Kind hastig in das Haus trug

Hartwig sah sich nach Hilarien um. Er lief zurück, er fand sie, nur mit Mühe konnte er ihren Fuß aus den Wurzelschlingen losmachen, und als es gelungen, vermißte er schaudernd ein Lebenszeichen an ihr.

Kurz vorher war Volkmar auf dem Bahnhofe des Städtchens angelangt, und machte sich wohlgemut zu Fuße auf den kurzen Heimweg. Da begegnete ihm der Gärtner, der ein Geschäft in der Stadt zu besorgen hatte. „Herr Volkmar", sagte dieser, „es ist Freude im Hause!"

„Die soll stets willkommen sein! Was giebt es denn diesmal Besonderes?'

„Ei, der Herr Bruder ist ja angekommen!"

Volkmar stutzte. „Wessen Bruder?"

„Nun, der Bruder der lieben Frau! Die Babet, die im Garten arbeitete, hat ihn gleich wieder erkannt, seit dazumal, wie er auf der Reise nur kurz bei Ihnen war. Und das war ein Umarmen beim Wiedersehen! Er sieht aber auch gar brav aus!"

Volkmar fühlte sich wie gelähmt durch diese Nachricht, und doch zugleich mit Gewalt vorwärts getrieben, um den Schrecken, die seinem Hause etwa drohten, mit Ernst zu begegnen. Atemlos trat er endlich in seinen Garten, und zwar in dem Augenblicke, da Hartwig, Hilarien auf den Armen haltend, über den Rasen eilte, und seine trostlose Beute in das Haus trug.

Dieser war es selbst, der, nachdem er Hilarie weiblichen Händen übergeben hatte, dem Hausherrn in der Hast die Erklärung über das Vorgefallene gab. Und während Volkmar am Lager seines Weibes jeden Wiederbelebungsversuch machte, schritt Hartwig hinaus, und setzte sich nieder, auf dieselbe Bank, die schon vor Jahren einmal ihn zu ratlosem Brüten aufgenommen hatte. Ratlos war er heut nicht, er wußte, was er zu thun hatte, aber das Erlebte, der Übergang von hoher Freude bis zum Todesschrecken, lastete wie erdrückend auf seinem Gemüt. Lange saß er so, ins Leere starrend, als die Arbeiterin aus dem Hause kam, und da sie ihn erblickte, ihm näher trat. „Es ist alles umsonst!" schluchzte sie. „Der Herr hat versucht und versucht, aber die liebe gute Frau wacht nicht mehr auf! Sie ist tot!" — Hartwig barg das Antlitz in seinen Händen, obgleich seine Augen trocken blieben. Er hatte nichts anderes erwartet. Jetzt galt es, noch den letzten Ansturm auszuhalten. An das Haus und alles was darin vorging, hatte er kein Recht, darum wollte er es nicht betreten, aber einer Begegnung mit Volkmar durfte er nicht ausweichen. Darum blieb er auf seinem Platze.

Er mußte lange harren, aber er zwang sich zur Geduld. Und während er so seinen Gedanken nachhing, wurde ihm immer deutlicher, wie die Ereignisse so gekommen waren. Volkmars Charakter, seine Selbstverleugnung und Hochherzigkeit, traten ihm in ein helleres Licht. Er hatte keinen Vorwurf für Hilarien mehr, er sagte sich, daß, da sie seine Rückkehr nicht mehr erwartete, sie ein so günstiges Los nicht zurückweisen durfte. Aber tief erschütterte es ihn, daß sein Wiedersehen, nach kurzem Freudentaumel, einen so schrecklichen Eindruck hervorrufen mußte, und am schmerzlichsten quälte ihn der Gedanke, daß Hilarie vielleicht freiwillig den Tod gesucht habe!

Da sah er durch die schon tiefer herabgesunkene Dämmerung eine Gestalt herankommen, und hörte sich angeredet. „Sie sind noch an der Schwelle des Hauses", sagte Volkmar, „dessen Glück Sie vernichtet, ja gemordet haben?"

Hartwig fuhr auf. Er begann seine Gegenrede mit trotziger Aufwallung, die er aber schnell zu überwinden wußte. „Ich habe mein — mein Glück gesucht", rief er, „und ahnte nicht, daß ich das Glück eines Anderen dadurch verletzte! Hilarie blieb ihrem Gelöbnisse und ihrer Pflicht getreu, wenn auch das Wiedersehen sie für einen Augenblick überwältigte. Ich war es, der in sie drang, das Band, welches sie an ihren Gatten knüpfte, zu lösen, und mein Weib zu werden. Sie wies es mit Schauder von sich. Was ich ihr schon gesagt, das wiederhole ich Ihnen: Hätte ich gewußt, wie ich sie wiederfinden würde, mein Weg wäre niemals bis zu dieser Schwelle gegangen. Bin ich tadelnswert, daß ich jahrelang keine Nachricht von mir gegeben habe, so hat es sich furchtbar gerächt, daß mir vorenthalten blieb, was sich hier begeben hatte. Ihr Haus ist verödet — ich gehe mit der zerstörten Hoffnung von dannen, eine alte Schuld gut machen zu können. Befriedigt es sie, zu hören, daß ich das Gefühl dieser Schuld jetzt verhundertfacht im Herzen trage, so lasse ich Ihnen diese Genugthuung beim Abschied!"

„Bleiben Sie noch!" sagte Volkmar er-

schüttert. Hilarie ist nicht mehr — wir können über manches reden — Sie haben mir mein Kind gerettet —!"

„Hilariens Tod muß unsre Wege trennen!" entgegnete Hartwig. „Wir sollten nichts mehr mit einander zu reden haben! Sie, Herr Volkmar, beklage ich sehr. Aber Ihnen bleibt immer noch ein Trost. Damit leben Sie wohl!"

Hartwig schritt rasch aus dem Garten und verschwand im Dunkel. Volkmar aber ging seufzend in sein Haus zurück, und ließ sich neben dem entseelten Körper des schönen jungen Weibes nieder, das er sein Weib genannt hatte. Sie war ihm treu geblieben, er wußte es auch ohne fremde Bestätigung — ein Augenblick der Verwirrung erschien ihm verzeihlich. Nun war mit ihr dahin, was ihn ein paar Jahre lang so hoch beglückt hatte! — Aber atmete nicht etwas in gesundem Schlafe in der Nähe der Verblichenen? Ja, da war noch sein Kind! Von dem Lager der Toten ging er an das des jungen Lebens, und betrachtete es lange. Das war ihm doch geblieben, sein Kind, jetzt sein einziges Glück!

Ja und Nein.

Noch bringst Du fertig nicht das böse „Nein":
Dein Zünglein seh' ich sich vergeblich plagen,
Wie herzig aber weißt Du „Ja" zu sagen,
Mit holdem Aufschlag Deiner Äugelein,
„Ja", und nur immer „ja", zu allen Fragen,
So freudig rasch, so engelstimmenrein!
Ins Leben soll es Dein Begleiter sein
Dies schöne „Ja", — aus kurzen Unschuldstagen,
Die Antwort soll es sein, wird er Dich fragen,
Dein guter Geist: „Willst Du gehören mein,
Wohin Dich auch des Schicksals Wogen tragen?" —
Doch lernen mußt Du auch das schwere „Nein" —:
Im Dienst der Wahrheit freudig zu entsagen
Dem Lohn der Welt und ihrem falschen Schein,
Den Dornenpfad zu wandeln ohne Klagen,
Im Schmutz des Markts die Hand zu halten rein;
Und — gilt es durch der Feinde dichte Reih'n
Des Ideales Banner hochzutragen,
Und will man Dir es zu entreißen wagen,
Zu rauben Dir Dein allertiefstes Sein,
Die freie Seele Dir in Ketten schlagen,
Und gilt's, — die frechste Lockung abzuschlagen,
Auf jenen Weg, der breit ist und gemein —:
Am Aufschlag seh' ich's Deiner lichten Augen:
Es wird Dein Mund, bist Du erst mündig, taugen,
Zu sprechen auch ein trotzig schönes „Nein"!

Robert Oechsler.

Der Liebe Not.

Singt im Wald, im Wald die Nachtigall
Schweigen alle Vögelein.
Daß ihr süßer, süßer Liederschall
Töne ganz allein —
Darum schweigen alle Vögelein.

Spricht das Herz, das Herz in süßer Qual
Daß es liebentglommen ist,
Schweigen still die Wünsche allzumal
Denen fröhnig ist
Sonst das Herz, das Herz zu jeder Frist.

Armes Herz, mein Herz ergieb Dich drein,
Daß Dein Streben alles tot!
Daß sie nehmen, nehmen ganz Dich ein
Bis zu Deinem Tod:
Süßer Liebe Leid und Lust und Not.

Hans M. Grüninger.

Die Möven.

Wir schießen dahin in kühnem Mut
Über schaumgekrönter Wasserflut:
Wenn die Wellen toben in wildem Gebraus,
Wenn der Tag sich verhüllt in Nacht und Graus,
Da fliegen wir frei durch die Stürme daher:
O, wie ist so schön das entfesselte Meer!
Wir netzen die Schwingen im zischenden Schaum
Und fliegen empor zu der Wolken Saum:
Wenn die Blitze flammen, der Donner kracht,
Wenn die Flut sich bäumt in düstrer Pracht,
Da fliegen wir frei durch die Stürme daher:
O, wie ist so schön das entfesselte Meer!
Wir setzen uns nieder zu kurzer Rast
Auf des schwankenden Schiffes höchsten Mast;
Und wenn es an Felsenriffen zerschellt
Und der Sinkenden Notschrei die Stürme durchgellt, —
Wir fliegen dahin durch Gebraus und Gestöhn:
O, wie ist das entfesselte Meer so schön!

W. Mader.

Himmel und Auge.

Geheimnisvoller
Zu sonnigem Glänzen
Doch auch zur Stätte
Stürmischer Wolken geschaffener Himmel!

Geheimnisvolle
Zu glücklichem Leuchten,
Aber gewisser
Zu Thränen geborene Augen!

Frida Port.



Die kleine Odyssee.

Eine Seegeschichte von **Heinrich Kruse.**

(Fortsetzung.)

Achilles.

Doch da die Sonne hinauf zum Himmel gestiegen um Mittag
Und schon näher sich wälzte die Schlacht an die Thore des Lagers,
Sah auf dem Hügel Patroclus mit Kummer im Herzen den einen
Führer des Heers nach dem andern verwundet verlassen das Schlachtfeld.
Agamemnon selbst ward mitten im Arme getroffen,
Aber er stürmte, nicht achtend darauf, nur weiter im Kampf fort,
Während das Blut ihm noch warm aus offener Wunde hervordrang.
Doch sobald ihm stockte das Blut und die Wunde verharschte,
Ward er von Schmerz durchzuckt, wie ein kreißendes Weib, von den Wehen
Plötzlich befallen, erbleicht und wimmernd sich windet und ächzet,
So vom Pfeile des Schmerzes durchbohrt, rief laut nach des Wagens
Lenker der König und sprang auf den Sessel, gebot ihm die Rosse
Anzutreiben und jagte davon an Patroclus vorüber
Sehr nach dem Arzte verlangend. Machaon verband ihn im Zelte
Und mit lindernder Salbe bekämpft' er die brennenden Schmerzen.
Paris indessen, der Gatte der reizenden Helena, schnellte,
Hinter die Säule geschmiegt auf dem Grabmal Ilus, des Königs,
Auf Diomedes den Pfeil, und verwundete Jenem am Fuße,
Daß er die Sohle durchdrang und fest in den Boden sich bohrte.
Paris sprang frohlockend hervor aus seinem Verstecke,
Doch Diomedes rief: „Du Weichling, Mädchenbeängler,
Prahlst Du, weil Du den Fuß mir von ferne geritzt mit dem Pfeil hast?
Mehr nicht kümmert mich das, als hätt' ein Kind mich geschlagen,
Wenn Du im offenen Kampfe begegnest dem Speer des Tydiden." —
Aber er endigte nicht; denn er setzte sich nieder zur Erde,
Um sich den stechenden Pfeil aus der Sohle des Fußes zu ziehen,
Rings von den Seinen gedeckt dann entführten auch diesen die Rosse.
Einsam focht in den vordersten Reih'n allein noch Odysseus,
Doch schon stürmten auf ihn in geschlossenen Scharen die Troer,
Tartsch' an Tartsche gedrängt, an Helm Helm, Krieger an Krieger,
Und ihm durchbohrt' den Schild und den Harnisch ein feindlicher Wurfspieß,
Welcher die Brust ihm traf, doch Leber und Lungen verschonte.
Dreimal schrie er gewaltig, daß Ajax samt Menelaus
Eilte zur Hilfe herbei, und gedeckt vom Schilde des Ajax
Zog er den Pfeil von den Rippen, da schoß aus der Wunde ein Blutstrom,
Daß Odysseus auch zu den Schiffen zu weichen gezwungen.
Als ihn schwimmend in Blut Patroclus gewahrt auf dem Hügel,
Eilt' er zum Wagen heran voll Sorg' um den edlen Odysseus.
„Sorge Du nicht um mich", so sagt ihm Ithakas Herrscher,
„Denn mich hat noch Pallas beschützt, daß die eherne Spitze
Fest saß zwischen den Rippen, und alles das Blut, das umherfließt,
Hat nicht mehr zu bedeuten, als Blut, das Weiber verlieren.
Sorg' um alle Achäer! Sobald Dein Freund, der Pelide,
Nicht den unbändigen Zorn bezwingt, uns Hilfe zu bringen,
Werden die Troer vereint bald stürmen das griechische Lager."
Sprach es und ließ von neuem zum Zelt antreiben die Rosse.

Seufzend sah Patroclus es selbst, wie wahr er gesprochen,
Denn wie die Sonne sich neigte zum Untergange, da schien auch
Nicht von dem Untergange zu retten das Heer der Achäer.
„Auf, ins Lager der Griechen!“ so rief weitschallend schon Hector.
Als er die Flügel des Thores zersprengt mit dem riesigen Feldstein,
Wild durch einander schon kämpften im Lager die Troer und Griechen
Und leer war es bereits um die Schiffe, die nächsten, geworden.
Hector faßte das Schiff, das Protesilaus getragen,
Legte die mächtige Hand auf den Schnabel des Schiffes und „Brände“!
Rief er mit donnernder Stimme hinaus ins Gewirre der Seinen,
„Bringt mir Brände, damit wir die Unglücksschiffe verbrennen,
Welche des Leides so viel an die Küste von Asien brachten!“
Doch da litt es nicht mehr auf dem Hügel den edlen Patroclus,
Sondern er rannte bekümmert hinab in das Zelt des Achilles.
Atemlos kam er und wußte nicht gleich sich in Worte zu fassen,
Aber ihm stürzten die Thränen herab, wie ein dunkles Gewässer
Stürzt aus dem Felsen hervor und unablässig herabrinnt.
Also sprach Achilles zu ihm mit scherzender Rede:
„Lieber, was hast Du? Du bist wie ein Kind, wie ein niedliches Mädchen,
Das an der Mutter Gewand sich schmiegt und sie hindert im Laufe.
„Nimm mich!“ fleht es zur Mutter hinauf mit kläglicher Stimme,
„Nimm mich!“ und weint untröstlich, bis endlich die Mutter es aufhebt.
Hast Du bösen Bericht vielleicht von Hause vernommen?
Ist Dein Vater daheim, ist meiner erkrankt und gestorben?
Aber das will ich nicht hoffen, sie stehen im rüstigsten Alter
Und sie begehren von uns noch Enkelkinder zu sehen,
Oder betrübt es Dich, Freund, daß die Danaer flieh'n zu den Schiffen?
Laß sie flieh'n und erkennen die Frucht von dem Thun Agamemnons.“
Ihm antwortete d'rauf mit beweglem Gemüte Patroclus:
„Hector tobt schon im Lager und will anzünden die Schiffe
Und wer könnte noch jetzt Einhalt dem Verderben gebieten,
Das uns Alle bedroht? Diomedes am Fuße verwundet
Floh aus der Schlacht, Agamemnon am Arm, und den klugen Odysseus
Sah ich von Blut umströmt mit schnellem Gespanne davonflieh'n.
Wenn Du jetzt nicht den Zorn, den unbändigen, zähmest, Achilles,
Wird wohl Keiner von uns aus Gestade der Heimat sich retten.“
„Also Du willst, was ich nachts im Gezelt abschlug dem Atriden
Für unendliche Gaben, das soll umsonst ich verrichten?“
„Nicht wird Jener verweigern, zu leisten Dir, was er versprochen,
Wenn Du Dich endlich erbarmst und hilfst aus der Not den Achäern.“
Stumm saß immer Achilles noch da, wie ein grollendes Wetter,
Welches dem lieblichen Hauche des Frühlingswindes nicht weichet.
Aber es ließ nicht nach Patroclus mit Bitten und Flehen:
„Hat Dich Peleus erzeugt, Dein Vater, und Thetis, die Mutter,
Oder die düstere Woge des Meers und der starrende Felsen,
Daß Du des griechischen Volkes Dich nicht, Grausamer, erbarmest?
Sieh, Maß halten ist stets für sterbliche Menschen das Beste,
Auch im gerechtesten Zorn, drum erzürne nicht droben die Götter.
Kannst Du Dich noch nicht entschließen, für Atreus Söhne die Lanze
Wieder im Kampf zu erheben, laß mich statt Deiner hinauszieh'n,
Und mir folgen die Scharen der Myrmidonen ins Schlachtfeld.
Ferner verstatte mir, Freund, mich in Deine Rüstung zu kleiden,
Daß mich die Troer für Dich anseh'n und zitternd davonflieh'n.
Thu's, und ändre den Sinn, denn selbst die unsterblichen Götter
Lassen sich ja durch Gebet und reichliche Opfer versöhnen.“
Ihm antwortete drauf, vom Sitz sich erhebend, Achilles:
„Nun wohlan, ich vermag so nahe die Stimme des Hector

Nicht zu ertragen, Patroclus. So geh' und nimm Dir die Rüstung,
Die mich schützt in der Schlacht, und die Waffen. Indes Du dich rüstest,
Ordn' ich die Myrmidonen, denn Zeit ist nicht zu versäumen;
Aber ich schärfe Dir ein, sobald Du die rasenden Troer
Hast aus dem Lager gedrängt, und hinaus aus den Thoren getrieben.
Dann, wenn sie nahmen die Flucht ins Blachfeld, folge nicht weiter.
Lasse Dich nicht fortreißen zum Streit vor Ilions Mauern,
Sondern Du kehrest zurück mit den myrmidonischen Scharen."
Freudig dankte Patroclus und legte sich an des Peliden
Strahlenden Panzer bereits; doch nahm er sich nicht die gewalt'ge
Lanze, die Esche, gewachsen auf Pelions stürmischen Höhen,
Denn Achilles allein war im stande die Lanze zu schwingen.
Als mit dem eigenen Speer aus dem Zelt Patroclus heraustrat,
Fand er bereits kampflustig die Myrmidonen geordnet.
Siehe, da leuchtet' es auf! Denn es hatte vom hohen Verdecke
Tapfer mit seinem gewaltigen Schild und der mächtigen Lanze
Ajax lange gekämpft und die Troer vom Schiffe vertrieben,
Da zog Hector das Schwert und hieb ihm die Spitze der Lanze
Glatt vom Schafte mit Macht, daß sie weit auf den Boden hinwegflog.
Ajax wurde, den Stumpf in der Hand, zum Weichen genötigt
Und bald brannte das Schiff und rauchte. Doch war durch die Flammen
Höher entfacht nur der Mut in Patroclus thessalischen Scharen.
Wie Windhunde, die lang an der Leine gekoppelt mit lautem
Kläffen verraten die Lust, auf flüchtige Hasen zu jagen,
Also stürzten sie nun entfesselt ins Schlachtengetümmel.
Aber die Troer erbleichten, sobald sie die strahlende Rüstung,
Allzuwohl nur bekannt, und den Helm des Achilles erblickten,
Und sie flohen entsetzt, zu entgeh'n den unnahbaren Händen,
Floh'n aus dem Lager gedrängt und fielen vor Hast in die Gräben.
Viele der Wagen zerbrachen das Vordergestell und den Sessel,
Übereinander gestürzt, das Gedräng' in den Thoren war furchtbar.
Fort durchs Blachfeld flohn nach der Stadt in Haufen die Troer,
Aber Patroclus, als wär' er der Schlachtreihnbrecher Achilles
Selbst, so raste der Sohn des Menoethius jetzt mit dem Speere.
Pronoos traf er zuerst, als er wandte den Schild auf die Seite,
Grad in die Blöße der Brust und er fiel, dumpfklirrend zu Boden,
Stieß dann Thestor den Speer in die Backen, durchbohrte die Zähne
Und dann zog er am Schafte ihn über die Lehne des Wagens,
Gleich wie ein Fischer, der sitzt auf dem Felsen und blickt nach der Angel,
Aufwärts hebet den mächtigen Fisch an der Schnur aus dem Wasser,
Also zog er den Mann am Speer aus dem Sessel des Wagens,
Schüttelt' ihn ab, und er fiel in den Staub und hauchte den Geist aus.
Auch Sarpedon erlegt' er darauf in goldener Rüstung,
Welcher die Lycier führte — ein Liebling der Götter, der ihre
Gunst durch Gerechtigkeit und Mut und Weisheit verdiente.
Und so erschlug Patroclus der Helden noch mehr, und die Rüstung
Ward zu den Schiffen geführt, als kostbarer Schatz und Trophäe.
Doch in der Hitze des Kampf's, nicht achtend der Weisung Achilles,
Folgt' er dem fliehenden Feind siegtrunken bis unter die Mauern
Ilions, ob ihm vielleicht es beschieden, die Stadt zu erobern.
Dreimal stieg er bereits tollkühn auf die Mauer, doch warf ihn
Wieder ein Gott zurück, der die heilige Ilios schützte.
Während er Atem noch schöpfte, da sah er den glänzenden Hector,
Nicht auf Andere achtend, auf ihn nur kam er gefahren:
Hectors Bruder, Kebriones, stand bei jenem im Wagen,
Der das Gespann antrieb. Da sprang vom Wagen Patroclus,
Faßt' in der mächtigen Faust einen Stein, daliegend im Felde,

Schleudert ihn auf Kebriones hin und zerschmettert zugleich ihm
Helm und Gesicht, der schießt von dem Wagen herab auf die Erde.
Laut frohlockte Patroclus und rief: „Wie behende der Mann ist!
Wie er zu tauchen versteht! Wenn er übte die Kunst auf dem Meere,
Wahrlich, er würd' abspringend vom Bord in die schäumende Brandung,
Austern in Meng' Euch holen herauf aus der Tiefe des Meeres,
Wahrlich Ihr habt im troischen Land vortreffliche Taucher!“
So frohlockte Patroclus und spottete. Doch das Verderben
War ihm genahet bereits in dem Übermute des Sieges.
Während er noch den Besiegten verhöhnte, war hinter den Rücken
Ihm ein troischer Mann, mit Namen Euphorbus geschlichen,
Dieser stieß in den Rücken die Lanze dem Freund des Peliden
Nur mit zitternder Hand und es war nicht tödlich die Wunde,
Aber Patroclus wandte den Blick nach hinten, zu sehen,
Was für ein Feind ihn im Rücken verwundet; doch Hector ersah sich
Rasch die gelegene Zeil, den gefallenen Bruder zu rächen,
Ganz nah rannt' er heran und stieß ihm den Speer unversehens
Tief in die Weiche des Bauches, daß hinten das Erz ihm hervordrang.
Vorn und im Rücken getroffen, erlag so der edle Patroclus,
Dumpf hin kracht' er im Fall und erfüllte mit Gram die Achäer.
Hector entriß mit dem Speer ihm das Leben und rief triumphierend:
„Ha, was nützte Dir nun des Achilles strahlende Rüstung?
Trug er Dir scheidend nicht auf, Du solltest den Hector erlegen
Und sein blutiges Panzergeflecht heimbringen als Beute?“
Sterbend erwiderte drauf mit schwacher Stimme Patroclus:
„Hector, Dir haben die Götter verliehn, mich zu töten im Siegslauf,
Und ich hab' es verdient; denn ich habe die Warnung vergessen,
Die mein König und Freund mir gegeben, und seine Befehle.
Ich wahrsage Dir jetzt, und glaube mir, daß es geschehn wird,
Ungerochen nicht läßt Achilles seinen Patroclus,
Auch Dir naht schon die Stunde des lang hinstreckenden Todes.“ —
Aber es ist schon spät in der Nacht beim Erzählen geworden,
Und uns raten, den Schlaf zu suchen, die sinkenden Sterne.

Als nun die Stimme nicht mehr des Erzählers ertönte, da blieb es
Stumm und still in dem Kreis umher des versammelten Schiffsvolks;
Kein beifälliges Wort belohnte mich, aber sie hatten
Mir am Mund gehangen und waren im Geiste vor Troja,
Ja, wahrhaftig, sie trauerten all um den Tod des Patroclus.
Endlich nahm Claus Babbe das Wort, der untadlige Bootsmann:
„Das mit dem Tauchen ist richtig. Ich hab' es ja selber gesehen,
Als ich in Syra war. Da sprang ein Kerlchen von Grieche'
Köpflings hinein in die See und blieb so lang in der Tiefe,
Daß ich schon glaubte, ich kriegt' ihn niemals wieder zu sehen,
Aber er kam mit 'nem Arm voll Schwämmen doch wieder zu Tage.“
Das war Babbes Kritik der homerischen Heldengesänge.
Aber ein alter Matrose bemerkte noch: „Heinrich, Du sprachest
Von Achärn. Was sind das für Leut'? Ich dachte bisher mir,
Daß dies Wucherer wären und unangenehme Gesellen,
Die man zur Thür 'rausschmeißt, wenn sie kommen, uns lästig zu fallen.“
Lachend erwidert' ich: Zelh, Du meinst Manichäer! Achäer
Wurden die Griechen genannt, auch Danaer oder Hellenen.
Das ist gehüpft wie gesprungen. Es bleiben die nämlichen Leute.
„Meinthalb, wenn man's nur weiß!“ So brummte der alte Matrose.
Doch Fritz Runge, er hatt' sein Licht mit Mühe so lange
Unter den Scheffel gestellt und ließ nun strahlend es leuchten:
„Dies ist alles so weit ganz gut, und ich muß es gestehen,

Daß Du nicht übel erzählst." Mir gebühret, Herr Runge, das Lob nicht,
Sondern dem Vater Homer, denn das ist der wahre Erzähler.
„Nun, Dein alter Homer ist nicht zu verachten, besonders
Wenn man bedenkt, daß zu Zeiten Homers noch die Schrift nicht erfunden,
Aber er spricht bei Weitem zu viel von Mord und von Totschlag.
Freilich, die Zeiten — das dient zu seiner Entschuldigung — waren
Noch gar roh, und die Könige schimpften sich aus, wie ein Marktweib,
Dem man tadelt das Obst, dann ruft sie: „Schäbiger Lauskerl,
Pfennigfuchser, Du Lump, Du Bandit, Schuft, gehst Du nicht gleich weg,
Fang ich zu schimpfen an." Wir haben uns etwas verfeinert.
Wißt Ihr, wer mir am besten gefällt von alle den Helden
Mit rindsledernem Schild?" Nun? „Paris! Niemand als Paris!
Der war schön und reich und wußte sich zierlich zu kleiden,
Wußte herumzukriegen die Weiber in wenigen Tagen,
Und er verstand sich auf Künste, auf Bogenschießen und Tanzen,
Ja, ich wette, der konnte den Contretanz kommandieren
Und sich die Brust bedecken mit Kotillonorden." — In Summa
Sagt' ich, war er ein Mann, den Schwerenöter man jetzt nennt
Und, Herr Runge, Sie sind, wie mich däucht, ein anderer Paris.
Schmunzelnd hört' er es an, und zog aus der Tasche die Bürste
Hinten mit Spiegel versehn, um sich zu bewundern als Paris.
Immer zog Fritz Rungen ich auf, doch merkt' er es niemals.
Als so Vater Homer sein Fett gekriegt, wie man redet,
(Warum sollt' er auch besser es haben, als sämtliche Dichter,
Die von dem nämlichen Esel noch heute sich sehen gerichtet,
Welcher dem Kuckucksgeschrei vor der Nachtigallkehle den Preis gab?)
Legten wir uns in die Coj' und schnarchten mit offenem Munde.
Aber am anderen Morgen war nasses und stürmisches Wetter,
Und wir wurden geschickt in die obersten Raaen und Spieren,
Wo man nur an der Luft mit der Spitze der Nase sich festhält.
Aber der düstre Himmel ward klar und ruhig des Abends,
Und um das Gangspill hockte die sämtliche Mannschaft zusammen.
„Nun", so sprach Fritz Runge, „wie hat es Achilles getragen,
Als man den Tod des Patroclus ihm meldete?" Wie Sie gewiß es
Gar nicht anders erwartet vom ungeschlachten Heroen.
Denn so lang, wie er war, warf stracks sich Achilles zur Erde
Und er zerraufte das Haar. Fritz Runge lächelte leise
Und kopfschüttelnd, als sagt' er: „Was sind das, Kinder, für Sitten!"

Um ihn standen die Freunde herum und wagten Achilles,
Der auf dem Boden sich wälzte und schluchzte, nicht zu verlassen,
Fürchtend, er mög' allein im Zelte gelassen, sich töten.
Nicht ein Wort kam über die Lippen des Helden, bis tröstend
Kam aus den Tiefen des Meeres die silberfüßige Thetis.
Weinend umschlang sie den Nacken des trostlos stöhnenden Sohnes,
Und liebkosend sprach zu Achilles die göttliche Mutter:
„Lieber Sohn, so edel gesinnt und so schön und so tapfer,
Auch Du bist nur ein Mensch, und also zu Leiden geboren,
Und ich leide mit Dir, obwohl ich unsterblich gezeugt bin,
Als Du sandtest den Freund in die männermordende Feldschlacht
Wußtest Du ja, daß das Loos des Tapfern ihm konnte bestimmt sein,
Trage denn nun das Geschick, denn es kommt vom Ordner der Welt Zeus."

(Fortsetzung folgt.)



Gedichte aus dem Spanischen.

Von **Otto Braun.**

Sieg oder Tod.

Vom Grafen von Campo Alange.

Ihr möchtet gern den lichten Tag verhängen —
Die Sonne scheint zu hell auf Eure Lügen —
Ihr möchtet gern, daß wir die Binde trügen.
Und blind des Wahnes blut'ge Fahne schwängen.

Wohl mögt den Aar Ihr in den Käfig zwängen —
Stumm wird er sich der Wucht der Stäbe fügen —
Doch nimmermehr nach seinen Sonnenflügen
Könnt Ihr die Sehnsucht aus der Brust ihm drängen.

Nein! — Wie vom Uranfang der Welt geschieden,
Versöhnungslos, in stets erneutem Kampfe
Das Licht sich und die Finsternis bekriegen:

So giebt es zwischen uns und Euch nicht Frieden!
Wir hassen Euch! Und noch im Todeskrampfe
Bleibt unsre Losung: Sterben oder Siegen!

Mutterschmerz.

Von Jacinto de Cisneros.

Den dunk'len Tann durchstreift' ich jüngst zu Pferde,
Gesenkten Hauptes, so wie Träumer pflegen,
Da trat ein Weib mir aus dem Busch entgegen
Mit irrem Blick und wilder Schmerzgeberde.

Zu Gott erhob sie zürnende Beschwerde,
Schlug sich die Brust, flucht' ihres Leibes Segen —
Ein Anblick war's, um Steine zu bewegen —
Und warf mit lautem Schluchzen sich zur Erde.

Als dann das Fieber in ihr ausgestritten,
Trieb mich des Mitleids Stimme sie zu fragen,
Was auf der Welt so Schweres sie erlitten.

Doch nimmer, nimmer könnt' ich's wieder sagen,
Wie mir ins Herz die grausen Worte schnitten:
„Sie haben mir mein einzig Kind erschlagen!“

Gefangen!

Von Angel Maria Dacarrete.

Wer sich der Seele Frieden zu bewahren,
In Mädchenaugen wie in andre blickte,
Wer nie in holden Reizen sich verstrickte,
Hat Liebes auch und Leides nicht erfahren.

Was half's, daß ich, der sich an schönen Haaren
Und Augen nur vorübergeh'nd erquickte —
Wie manchen Pfeil der lose Gott auch schickte —
Doch stets entfloh so lockenden Gefahren?

Du hältst mich nun mit goldnem Netz umsponnen
Und führst mich, reizgeblendet, in der Irre
Durch Labyrinthe nie geahnter Wonnen.

Das wilde Herz, es ist nun taubenkirre;
Das jeder Fessel fröhlich sonst entronnen,
Hofft nun, daß diese nimmer sich entwirre.

Die Fischerin.

Von Martinez de la Rosa.

Wie mich dünkt, so bist Du,
Mägdlein mit dem Netze,
Von der Flut geboren
Und der Venus Schwester.
In der Wiege gaben
Dunkle Meereswellen
Deinen Augen Farbe,
Wandel Deinem Herzen.
Weiße Schäume gossen,
Von dem Wind erreget
Salz auf Deine Lippen,
Schnee auf Brust und Lenden.
Und das Meer, das wallend
Flieht und wiederkehret,
Gab mit Lieb' zu spielen
Dir die böse Lehre.

Warnung.

Von Pablo de Jérica.

Als Amor noch ein Knäblein war,
Voll Scherz und Mutwill' ganz und gar,
Sein Schwesterlein, die holde Scham,
Ihn zügelnd oft beim Händchen nahm.
„Ei Schwester,“ sprach er, „laß mich los!
Ging' lieber gern der Aufsicht bloß,
Bin groß genug, kann auf der Erden
Auch ohne Dich schon fertig werden.“
Und jene drauf: „Gut denn, geh' hin!
Die Freiheit bleibt Dir unbenommen;
Doch weit wirst Du gewiß nicht kommen,
Wenn ich Dir nicht zur Seite bin.“

Trost in Thränen.

Von José de Mora.

Von wilder Sturmeswut verschlagen,
Kam Blas an ferngeleg'ne Küsten,
Und irrend durch des Eilands Wüsten
Wollt' er schon hoffnungslos verzagen.

Doch da gewahrt, unfern vom Strande,
Er einen Galgen: „O, hier bin ich
So ruft er aus, getröstet innig
Doch in civilisiertem Lande!“



Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Weltuntergang.

Volksschauspiel in fünf Akten von Paul Heyse.

Dritter Akt.

Kurzer Zwischenakt. Beim Aufgehen des Vorhangs sieht man Frau **Sabine** schlafend am Fenster sitzen, wie zu Ende des vorigen Aktes. Draußen nur schwaches Licht einer Laterne. Ferne Stimmen unterbrechen dann und wann die Stille.

Erste Szene.

Sabine. Osiander (erscheint draußen am Fenster, betrachtet einen Augenblick die eingeschlummerte Frau, klopft dann an das Fenster.)

Osiander. Sabine!
Sabine (fährt in die Höhe). Jesus Marie! Wer rief?
Ich glaube gar, ich schlief —
Ich muß nur gleich — (steht auf.)
Osiander. Sabine!
Sabine (erschrickt). Heiliger Christ!
Die Stimme! (Sieht den Bruder draußen). Gotthold! Du? Du bist
Zu mir gekommen?
Osiander. Zu meinem Sohn.
Wie steht's um ihn?
Sabine. Er schläft. Willst Du ihn sehn?
O komm herein!
Osiander. Ich hab' mir vorgenommen,
Damals, als Du das wahre Heil geflohn,
Nie über Deine Schwelle zu gehn.
Doch meine Vaterpflicht —
Sabine. Ich öffne Dir! (Läuft nach der Thür, öffnet sie. Osiander tritt ein, bleibt an der Schwelle.)
O Bruder, tausendmal Gottwillkommen!
Osiander (sich umsehend, nach einer kurzen Pause). Wo liegt er?
Sabine. Dort. Ich schloß die Thür.
Er sollte draußen den Lärm nicht hören,
Da legt' ich ihn in mein eigen Bette.
Osiander. Ich will ihn nicht im Schlummer stören,
Doch wollt' ich, daß ich ihn bei mir hätte.
Was sagt der Doktor?
Sabine. Es hab' nicht Gefahr;
Das Blut hat leicht sich stillen lassen.
Osiander. So wird er morgen das Haus verlassen.
(Stehen beklommen nebeneinander.)
Sabine. O Bruder, ist's denn wahr?
Ich hör' Deine liebe Stimme wieder,
In meinem eigenen Hause gar?
Für Freuden zittern mir die Glieder!
Nun mag die Welt auch untergehn,
Da meine Augen diesen Tag gesehn!
Osiander. Hat Dich der Irrwahn auch bethört,
Als sollte der Tag des Gerichtes tagen?
Sabine. Ich hab' mich nicht daran gekehrt,
Was auf der Gasse die Leute sagen.
Doch aus des Doktor Cornelius Mund
Ist noch kein unwahr Wort gekommen.

Osiander. Mein Glaube steht auf festerm Grund.
Ich habe die Bibel zur Hand genommen,
Geforschet in der Rätselschrift,
So man in der Apokalypse trifft,
Wenn schon die Zeit erfüllet wäre,
Würden sich auch die Siegel lösen
Von Sankt Johannis heiliger Lehre.
Doch ist's ein eitel Mühn gewesen;
Das Buch bleibt stumm.
Sabine. O spricht nicht laut,
Eine Stimme, Bruder, in Deinem Herzen,
Daß unser Herrgott mit Kummer schaut,
Wie lange wir schon das Heil verscherzen,
Und wenn das letzte Stündlein kommt,
Uns nicht wie Bruder und Schwester trennen,
Nein, wie zwei Fremde, die sich nicht kennen?
Gotthold! (Hält ihm bittend die Hand hin.)
Osiander (ohne sie anzusehen). Du weißt, daß es nicht frommt,
Zu rühren an die alte Wunde.
Gott ist mein Zeuge, in mancher Nacht
Hab' ich mit bitterlichem Leide
Der Schwester, der verlorenen, gedacht,
Und eine Stimm' im Herzensgrunde
Wollte mich mahnen, aufzustehn,
Nach dem gemiedenen Haus zu gehn,
Ans niedre Fenster die Stirn zu drücken,
Ob ich sie drinnen möcht' erblicken.
Sabine. O Bruder —
Osiander. Aber ich widerstand,
Da, was mich sehnlich zu Dir zog
Ich als die Schwäche des Bluts erkannt,
Die Manchen schon um das Heil betrog.
Hätt'st Du den Bruder nur gekränkt,
Vergebung hättest Du längst empfangen.
Doch daß Du Dich gegen Gott vergangen
In Deinem sündigen Ehebunde —
Sabine (mit Nachdruck). Ich hab' ihn bereut noch keine Stunde.
Der Mann, dem ich mein Herz geschenkt,
War fromm und gut und liebte mich in Treuen.
Laß uns den Zwiespalt nicht erneuen.
Der Tag ist nahe, da uns Allen
Die Schuppen werden vom Auge fallen.
(Fährt mit der Hand über die Augen.)
Wir wollen zu Florian hinein,
Doch müssen wir ganz leise gehen.
(Sie öffnet behutsam die Thür, späht hinein.)
Mein Gott — ich kann ihn nicht mehr sehen!
Osiander. Das Bett ist leer.
Sabine. Wo mag er sein?
Komm nur hinein! wir müssen ihn finden.

Zweite Szene.

(Die Hausthür öffnet sich) **Florian** führt **Amrey** (herein, Beide tragen Kränze von Wiesenblumen, Florian unter seinem Kranz noch den schmalen Verband).

Florian. Tritt ein, Geliebte, laß die Sorgen schwinden!
Du kehrst in der Mutter Haus zurück,
Wo Du die treuste Liebe genossen.
Wird sie ihr einzig Kind verstoßen,
Weil es nun fand sein Lebensglück
Als liebes Weib eines treuen Manns?

Amrey. O Florian,
Ich fühl's, wir haben nicht recht gethan!
Mir brennt auf meiner Stirn der Kranz,
Den nicht die Mutter mir aufgesetzt.
Wir haben Gottes Gebot verletzt.

Florian. Sie wird verzeihen, daß wir vollbracht,
Was sie doch lange gewünscht im Stillen,
Und wird nicht auch seinen harten Willen
Mein Vater beugen der höhern Macht,
Die unauflöslich uns band zusammen?
Wie könnt' er eine Liebe verdammen,
Die Eins mit jedem edlen Trieb
Seit Knabenjahren mir im Herzen blieb?
Kennt er Dich erst, mein holdes Leben,
Wie ich Dich kenne —

Dritte Szene.

Vorige. Sabine und **Osiander** (treten wieder ein). Dann **Cornelius.**

Amrey (erschrickt). Die Mutter — oh!

Sabine. Heil'ger Gott! Was muß ich erleben!

Amrey (will Florians Hand fahren lassen und zur Mutter hineilen).

Florian (hält ihre Hand fest). Nicht doch, Geliebte! Nein, nicht so!
Wir treten ihnen Hand in Hand entgegen.
Vater, nimm Deine Tochter an Dein Herz!
Mutter, gieb Deinem Sohn den Segen!
(Er tritt mit Amrey auf die Eltern zu, die beide mit abgewendetem Gesicht unbeweglich stehen. Cornelius tritt ein.)
O kommt, Herr Doktor! Helft uns, sie bewegen!
Eu'r Wort gilt viel.

Osiander. Ist dies ein Fastnachtsscherz?
Sprichst Du im Irrsinn?

Florian. Wir haben gefehlt,
Doch diese Liebe, die mich beseelt,
Seit ich von meinem Herzen mochte wissen,
Hat unaufhaltsam mich hingerissen,
Ihr, eh die Weltgeschicke sich vollenden,
Meine Lieb' und Treue zu verpfänden.
O Vater —

Osiander. Wagst Du so zu sprechen,
Zuchtloser, mir ins Angesicht
Noch zu beschönigen Dein Verbrechen,
Und nennst Dein Weib, leichtfert'ger Wicht,
Dies Mädchen, das Du leicht bethört,
Ihre Hand in Deine Hand zu legen
Ohne der Eltern und der Kirche Segen?
Vermessner Knabe —!

Florian. Vater, Mutter, hört
Mich ruhig an! Geweiht ward unser Bund
Und eingesegnet durch Priestermund.
Im Kirchlein, wo meine liebe Braut
Die heilige Tauf' empfangen
Und fromm zu Gottes Tisch gegangen,
Hat Pater Anselmus uns getraut.

Osiander. Abtrünniger! Aus böser Lust
Hast Du Dein Taufgelübd gebrochen?

Florian. Nein, Vater, tief in meiner Brust
Lebt jedes Wort, das Du vom Heil gesprochen.
Doch ist nicht auch die Kirch' ein Gotteshaus,
Wo dieser reine Engel kniet? (Auf das Kruzifix deutend.)
Der Heiland dort, der auf uns niedersieht,
Schloß er von seinem Reich nur eines aus
Der Kinder, die da zu ihm kommen?
Haben wir nicht die Kunde vernommen,
Der jüngste Tag sei nah? Wohlan,
Er, der da kommen wird zu richten,
Wird allen Streit und Zweifel schlichten,
Die hier uns hielten in ihrem Bann.
Wir aber wurden Eins schon hier,
Und alle Stern' in Himmelshöh'n
Besiegelten den Bund. Wie war so schön
Die stille Feier! Schweigend gingen wir
Vors Thor hinaus mit unserm jungen Glück,
Der Lärm der Stadt blieb hinter uns zurück,
Und da wir träumend Hand in Hand,
Im Sternendämmer durch die Wiesen schritten,
Des Himmels Weite über uns gespannt
Wie ein erhabner Dom — und wir inmitten
Der schlummernd atmenden Natur
Die einzig Wachen — in den Büschen nur
Zwei Nachtigallen, die einander riefen,
Und rings die silberklare Luft
Von Thymian durchhaucht und Veilchenduft —
Wie fühlten wir in Herzenstiefen
Die Gegenwart des Herrn! Wir sahn uns an
Und fielen uns in die Arme dann
Und weinten, lachten, lallten vor uns hin
Glücksel'ge Worte ohne Sinn,
Und wandelten dann eine Strecke wieder.
Und da wir kamen zu einer Au,
Voll Frühlingsblüten im frischen Tau,
Kniete mein Weib im Grase nieder
Und pflückte Blumen, sich und mich
Mit Kränzen hochzeitlich zu schmücken.
Und weiter schritten wir voll Entzücken
Und sprachen froh und feierlich
Von Gottes Güte, der so kurz vorm Scheiden
Uns noch gegönnt so hohes Glück.
Dann trieb es uns zur Stadt zurück.
Ein Schatten in unsern hellen Freuden
War's, daß wir sie in Heimlichkeit
Genossen ohne der Eltern Segen.
Doch da am Herzen allezeit
Euch Eurer Kinder Glück gelegen,
O seid uns gütig! O verzeiht
Und öffnet wieder uns Herz und Arme!

Amrey (vor Sabine hinknieend). Meine liebste Mutter, ach erbarme
Dich Deines Kindes, das immerdar
Bis heut Dir willig und folgsam war!
Ich hätt's nicht können überleben,
Dem Verhaßten meine Hand zu geben:
Sie konnte ja nur Dem gehören,
Dem ich schon längst mein Herz versprochen!
Nun segn' auch Du uns, lieb Mütterlein!

Cornelius. Könnt Ihr das Lallen dieser Unschuld hören,
Und Euer Herz bleibt hart wie Stein?

Osiander. Sie haben Gottes Gebot gebrochen:
Du sollst Vater und Mutter ehren.

Sabine. O Bruder, und wenn die Kinder beid'
Auch größerer Sünde schuldig wären, —
So nah vorm Anbruch der Ewigkeit
Sollten wir da nicht Milde üben?
Will nicht der Herr, daß siebenzig mal sieben
Vergehn dem Nächsten man verzeiht?
Und wir — o Doktor, helfet mir!
Ihr habt das Wissen und die Gabe.
Ich weiß nur eins, Kind: daß ich Dir
Von Herzen schon verziehen habe.

Amrey. Mutter! (Umarmt sie.)

Cornelius. Herr Pfarrer —

Osiander. Spart das Wort!
An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.
Wenn Kinder sich von den Eltern trennen,
Wenn hier an diesem stillen Ort
Das Laster nachts durch die Gassen lärmt,
Zuchtlosigkeit bis an den Morgen schwärmt —
Ihr mögt, was uns erfüllt mit Grauen,
Als Euer Werk befriedigt schauen.
Entfesselt habt Ihr das wilde Heer
Durch Euer dreistes Prophezeien;
Die Geister, die sich trotzig selbst befreien,
Nicht Furcht noch Ehrfurcht zwingt sie mehr.

Cornelius (düster). Und sollte mich's nicht mit Schmerz erfüllen,
Zu sehn, wie zwischen die gute Saat,
Die ich sä'te mit reinem Willen,
Unkraut der Böse gepflanzet hat?
Auch dieser Kinder rasche That,
Fern sei's von mir, sie gut zu heißen.
Euch aber trifft ein Teil der Schuld.

Osiander. Mich?

Cornelius. Statt der Mild' Euch zu befleißen,
In Lieb' und christlicher Geduld
Der Schwester herzlich nah zu bleiben,
Habt Ihr mit eifervollem Treiben
Befestiget die tiefe Kluft,
Darüber nun, im heißen Drang
Der Herzen, das junge Paar sich schwang,
Ein Bündnis schließend, trotz Eurem Hassen,
Das Ihr nun müsset bestehen lassen,
Da es kein Einspruch widerruft.

Osiander. Ihr wähnt zu früh, daß Eure List gelang.
Die Eh' ist nichtig, die mit Sünde
Begann und die der Leichtsinn schloß.
Florian, Du sagst Dich von ihr los!

Florian. Mein Vater —

Osiander Nach Hause folgst Du mir!

Vierte Szene.

Vorige. Rochus (dessen Klopfen überhört worden, tritt eilig ein).

Rochus. Schön' guten Abend! Find' ich hier
Die werte Hochzeitssippe zuhauf?
So ist der Freund wohl auch willkommen,
Der als Brautführer heute Nacht
Ums junge Paar sich hochverdient gemacht.

Osiander (entrüstet). Brautführer?

Rochus. Habt Ihr's nicht vernommen,
Hochwürd'ger Herr? Ja, ohne Ruhm zu melden,
Ihr seht in mir den wackren Helden,
Der jene Wunde, die er schlug,
Alsbald zu heilen Sorge trug,
Nicht all' meine Kunst verlernt' ich doch.

Osiander. Gottloser! Du berühmst Dich noch —

Rochus (zu Cornelius). O Meister, wie man dem Fieber wehrt,
Habt Ihr mich nicht umsonst gelehrt.
Doch ließen den Arzt hier sicherlich
Hippokrates und Galen im Stich.
Denn da ich den Kranken nachts besucht,
Merkt' ich an seines Pulses hast'gem Fluge,
Daß hohe Gefahr sei im Verzuge,
Und hab' es auf gut Glück versucht,
Durch Sympathie ihn zu kurieren.
Eines weichen Händleins sanft Berühren,
Der Kuß von einem geliebten Mund
Versprach, ihn hurtig herzustellen,
Und nun — da seht mir den Gesellen!
Wie blüht er wieder frisch und gesund!
Doch Eure Freude darob scheint klein;
Ihr schaut nicht hochzeitlich darein.
Nun denn, wenn Einer büßen soll,
Auf mich entladet Euren Groll!
Der Ärmste wußte nicht, was er that,
War noch vom Fiebertraum umfangen,
Da mit der Braut er zum Altare trat.
So muß ich's denn auf meine Kappe nehmen,
Für mein verwegnes Unterfangen
Zu jeder Strafe mich bequemen.

Fünfte Szene.

Vorige. Ägidius (ist während der letzten Worte eingetreten, hinter ihm) zwei Stadtknechte.

Ägidius. Dazu sollst Du alsbald gelangen!
Verzeihn die werten Herren und Damen,
Ich komm' in des Bürgermeisters Namen,
Hier diesen Wicht, der sich so weit vergaß,
Blut zu vergießen auf offner Gassen,
In Haft zu nehmen.

Rochus. Mich wollt Ihr fassen?
Potz Krisament! Ein kapitaler Spaß!

Ägidius. Das Lachen soll Dir bald vergehn.
(Zu den Stadtknechten, die noch zaudern, vorzutreten.)
Auf! greift den Burschen! Seid Ihr Männer?

Rochus. Meint Ihr's im Ernst, mein edler Gönner?
Nun denn, gelüstet's Euch, zu sehn,
Wie man bei den Schweden die Klinge führt —

Ägidius (vorsichtig zurückweichend). Greift ihn, ihr Memmen!

Rochus (das Schwert schwingend). Nur heran!
Hab' ihre Schneide erst heut probiert!

Cornelius. Halt ein! Dies ist nicht wohlgethan.
Willst Du tollköpfig Dich erdreisten?
Vergiß nicht, Sohn, ein rechter Mann
Soll seiner Obrigkeit Gehorsam leisten,
Auch wenn sie straft in ungerechtem Groll.

Rochus (das Schwert senkend). Verzeiht, o Meister! Das Froschgesicht,
Die Geckenmiene macht mich toll,
Doch Eurem Wort widerstreb' ich nicht.
Hier ist mein Schwert. (Giebt es an Ägidius). Hab gute Nacht,

Freund Florian, und heb mir fein
Einen Krug noch auf vom Hochzeitwein!
(da die Stadtknechte ihn fesseln wollen)
Handschellen habt Ihr mir zugedacht,
Wollt wie einen Dieb in den Turm mich führen?
Fort! Ich gelobe mich nicht zu rühren.
Du aber grinse nur, hämischer Wicht!
Ich appelliere an das Weltgericht.
Auf Erden, Großhans, triumphiere,
Allein zum Paradies die Thüre
Schlägt Dir Sankt Peter vor der Nase zu! (Wird abgeführt).

Ägidius (auf der Schwelle sich noch einmal umwendend)
Euch aber wünsch' ich gute Ruh',
Und Frau Sabine, sei's Euch gesagt,
Daß es hinfort mir nicht behagt,
Mit einem Mädchen mich einzulassen,
Das mit Galanen zum Zeitvertreib
Bei Nacht lustwandelt durch die Gassen.
Mich reut die Zeit, die ich verdorben,
Da ich um Dirnengunst geworben.

Florian Respekt, Elender! Sie ist mein Weib!

Ägidius (lacht höhnisch auf). Dein Weib? So mög' sie
Dir Töchter bescheren,
Die ihre Mutter bringen zu Ehren,
Wie diese die eigne Mutter gebracht,
Und somit allerseits gut' Nacht!
(Geht ab, schlägt die Thüre zu.)

Sechste Szene.

Vorige ohne Ägidius.

Florian (will ihm nach). Elender!

Osiander Bleibe! Du gehst mit mir.

Florian. O Vater, wie geziemt es Dir,
Was Gott vereinigt hat, zu scheiden?

Osiander. Der Bund ist nichtig. Soll ich's leiden,
Daß um sich greift die böse Sucht,
Der Sohn sich auflehnt sonder Scheu
Wider des Vaters fromme Zucht?
Mir ward das Amt, das ich getreu
Auch muß im eignen Hause walten,
Der Herde, der ich zum Hirt gegeben,
Ein helles Beispiel vorzuhalten,
Wie man in Christo müsse leben.
Ich wär' ein ungetreuer Knecht,
Wenn, was an Andern ich sündhaft finde,
Dem eigenen Blut ich nachsehn möcht',
Ein schwacher Vater dem bösen Kinde.
Und somit werdet Ihr Euch trennen.
Das Weitere wird Dir morgen kund.

Amrey (kniet vor ihm). Vater — o laßt mich so Euch nennen,
Ich that es längst im Herzensgrund.
Denn einst als Tochter um Euch zu walten,
Da keine liebende Hand Euch pflegt,
Euch alle Sorge fernzuhalten,
Als liebsten Wunsch hab' ich's gehegt.
Und hab' ich jetzt nicht recht gethan,
Vergüten will ich's all mein Leben,
Könnt Ihr das Eine mir nur vergeben!
O Liebster, flehe den Vater an,
Mir einmal nur einen Blick zu gönnen,
Daß er in meinem möcht' erkennen,
Wie treu ich's meine!

Osiander. Nun genug!
Mädchen, steh auf! Dir zürn' ich nicht.
Mir sagt Dein junges Angesicht,
Dein Herz weiß nichts von Lug und Trug.
Erhebe Dich! Dir hab' ich verziehn.
Doch um so schwerer verdamm' ich ihn,
Der Dein unschuldig Gemüt bethört,
Daß sich's wider Gottes Gebot empört.
Und darum wirst Du nun von ihm lassen,
Er aber, morgen am frühen Tag
Wird er den Wanderstab erfassen,
Nach Wittenberg die Schritte wenden,
Dort seine Studien zu vollenden,
Bis ich zurück ihn rufen mag.
Was heute geschehn, ist null und nichtig.
(Wendet sich zum Gehen.)

Sabine (erhebt bittend die Hände). Mein Bruder —

Florian. Vater, an heiligem Ort
Gab dieser Jungfrau ich mein Treuewort,
Das ihr zu halten bin ich pflichtig.
Könnt Ihr mir meine Pflicht verwehren,
Da doch geschrieben steht, der Mann
Soll sich von Vater und Mutter kehren
Und hangen seinem Weibe an?

Osiander. Willst Du den eignen Vater lehren,
Was Sohnespflicht und Elternrecht?
Zieh hin, Du Deiner Lüste Knecht,
Du ziehst auf gottverlaßnen Wegen
Der Not, dem Elend nur entgegen.
Womit, als mit dem Bettelstab,
Denkst Du Dein junges Weib zu ernähren,
Wenn ich die Hand zog von Dir ab?

Florian. Amrey, mein Weib, fragst Du das auch?
Fürchtest, wenn uns die Eltern enterben,
Wir müßten hint[er] Busch und Strauch
Als Bettler sterb[en] und verderben?
Vertraust Du nicht Deinem lieben Mann,
Er werde sein Weib vor Mangel schützen,
Müßt' er sein Herzblut auch verspritzen
In schwerer Arbeit hartem Bann?

Amrey. Ich ward Dein Weib nach Gottes Gebot;
Ich folge Dir bis in den Tod! (Wirft sich an seine Brust.)

Florian. Beim ew'gen Gott, nie soll dies Wort Dich reu'n!
Was kommen soll, wir harren still
Und frohgemut in festen Treuen,
Und wenn der Herr so bald schon kommen will,
Die arme sündige Welt zu richten,
Und gönnet uns ein langes Glück mit nichten,
Wir treten freudig aus der Zeit
Hinüber in die Ewigkeit
Und danken ihm mit Herz und Mund,
Daß wir auf Erden uns noch gefunden,
In kurzen seligen Lebensstunden
Besiegelnd ewiger Treue Bund.
Dann leuchten mir durch alle Zeitenferne
In unauslöschlichem Himmelsglanz
Wie heut unter Deinem Hochzeitskranz
Diese geliebten Augensterne! (Er führt sie rasch hinaus.
Osiander will ihnen nach, Cornelius tritt ihm in den Weg.)

(Vorhang fällt.)

(Der vierte und fünfte Akt folgen im nächsten Hefte.)

Otto Gildemeister.

Von A. Fitger.

Die flüchtigen Linien, mit denen in einem Aufsatze dieser Zeitschrift (Band IV Heft 9) Georg Brandes das Bild Otto Gildemeisters skizziert hat, sind zwar ein Muster geistreicher, treffender Charakteristik, aber das Bild ist eben doch nur Skizze geblieben. Indessen ist die dargestellte Person eine so bedeutende, so in der deutschen Litteratur einzig dastehende, daß wir der Versuchung nicht widerstehen können, die Skizze auf die naheliegende Gefahr hin, ihre Frische und andeutende Unmittelbarkeit zu beeinträchtigen, etwas sorgfältiger auszuführen. Die Schwierigkeit ist freilich sehr groß. Ein Meister der Zeichenkunst kann wohl ein interessantes Profil im Vorübergehen in sein Taschenbuch kritzeln, und Jedermann wird ob der Ähnlichkeit staunen; ein ausgeführteres Porträt aber ist nicht im Vorübergehen zu malen, sondern erfordert regelrechte Sitzungen, und Niemand ist wohl weniger geneigt, solche Sitzungen zu gewähren, als Otto Gildemeister. Daß er nicht „in Prosa zu beichten" liebt und dem Auge des Unbefugten keinen Einblick in sein Inneres gewährt, ist die kleinere Hälfte dieser Schwierigkeit, die größere ist die, daß er auch nicht „sub rosa in der Musen stillem Hain" sein eigenes Herz eröffnet, sondern sich vor der Hand damit bescheidet, als Übersetzer seinem Volke fremde Meisterwerke zu vermitteln und als Originalschriftsteller nur meist anonyme Aufsätze und Essays zu veröffentlichen. Die wenigen Gelegenheitsdichtungen, die unter seinem Namen, aber immerhin nur in einem engeren Kreise bekannt geworden, z. B. ein anmutiger verbindender Text zu lebenden Bildern, ein Festlied zur Schillerfeier, ein außerordentlich geistvoller Vers für den Empfang des Königs Wilhelm in der Bremer Börse und Ähnliches, würden trotz all ihrer Feinheit und all ihres glänzenden Esprits nicht ausgereicht haben, ihm den hervorragenden Platz unter den deutschen Schriftstellern zu sichern, den er thatsächlich einnimmt. Wie soll unter solchen Umständen ein Porträt zustande kommen, das auch nur entfernt den Anspruch auf Ähnlichkeit erheben könnte?!

Der Maler umgeht dieses Modell von allen Seiten, ihm den Charakter abzulauschen, doch überall findet er verschlossene Thüren, an denen vollendete Urbanität, Witz, klarer Verstand und Klugheit Wache halten, und in das Innere zu dringen scheint ihm rein unmöglich; aber zu einem Resultate führen seine Bemühungen schließlich dennoch. Er fühlt sich überall umwittert von dem Hauche eines wahrhaft fürstlichen Geistes. Die Harmonie der höchsten Bildung klingt aus jedem Worte wider, das Gildemeister spricht und das er schreibt. Wohin sich das Thema auch wende, er scheint nicht nur stets der gründlichste Kenner desselben, sondern es auch so vollkommen zu beherrschen, daß er allen pedantischen Prunkapparat des Fachgelehrten verschmähen kann. Die Größe der Anschauung, die er von den Dingen gewinnt, die in seinen Kreis treten, seien sie nun künstlerischer oder staatsmännischer, idealer oder praktischer Natur, die ist es, die seinen Geist selbst in den Reihen der Besten noch auszeichnet. Wer Goethes Antonio nicht mit den leidenschaftlich getrübten Augen Tassos, sondern mit den unparteiischeren des Dichters selber anschaut, wird eine Ähnlichkeit Gildemeisters mit jenem Staatssekretär von Ferrara mit Freude erkennen; alles was Alphons, was die beiden Leonoren von Antonio sagen, trifft auch für Gildemeister zu; nur hüte man sich, in das absichtlich ungerechte Urteil des nervösen Dichterjünglings mit einzustimmen:

„Der Mäßige wird öfters kalt genannt
Von Menschen, die sich warm vor Andern glauben,
Weil sie die Hitze fliegend überfällt."

Solche klaren, zur vollendetsten Selbsterziehung und Bildung durchgedrungene Antonio-Naturen werden eben schon von selbst vor dem Elemente bewahrt, worin der Dichter im engeren und eigentlichen Sinne lebt und webt. Ihre harmonische Lebensweisheit hütet sie vor den Abgründen der Leidenschaft, in welche seiner dunklen, elementaren Natur gemäß der Dichter mit schmerzlichem Genuß sich hinunter stürzt. Keine Hölle ist für diesen zu tief; wehrlos läßt er den ganzen Furientrupp der Selbstverachtung, der Eifersucht, der Trostlosigkeit, des verzweifelten Menschenhasses und wie die furchtbaren Dämonen sonst heißen mögen, auf sich einstürmen; mit der Inbrunst eines Märtyrers bietet er sich ihren vergifteten Schlangengeißeln dar; er scheut sich nicht, sich täglich auf die Folterbank zu strecken und den Todeskampf in all seinen Bitternissen zu bestehen, ohne die Palme des Todes davonzutragen. Reißt ihn doch andrerseits auch wieder aus den Tiefen des Schmerzes sein Genius auf die Höhen einer Seligkeit, die keinem anderen Sterblichen als nur dem sich ganz zum Opfer darbringenden Dichterherzen zu genießen vergönnt ist. Dieses rücksichtslose Sichselbstpreisgeben ist die Vorbedingung aller Dichterschaft; auf den dann zunächst folgenden Faktor, auf die künstlerische Sammlung und Kraft des Aussprechens und Gestaltens dessen, was da im innersten Herzen klagt oder jubelt, dessen was das innere Auge während seiner Höllen- und Himmelfahrten wahrgenommen, kommt es hier in diesem Augenblick nicht an, das ist eine zweite Sache, die ohne die erste keinen Wert hat, ja nicht einmal existieren kann. Wenn nun aber von früh auf die Seele so weise war, daß sie dem Dämon keine Gewalt über sich einräumte und immer nur bis an den Rand des Abgrundes ging, nur so weit, um einen weitreichenden, doch gefahrlosen Ausblick in alle Tiefen und auf alle Höhen zu gewinnen, dem wird schwerlich jemals das Herz im Gesange überkochen. Er wird etwas Olympisches in sich herausbilden, er wird keinen Augenblick das Bewußtsein verleugnen, daß Lust und Leid nur Wellenhöhen und Wellenthäler im Leben sind, er wird mit einer gewissen väterlichen Toleranz auf die armen Kinder hernieder blicken, die heute himmelhoch jauchzen und morgen zum Tode betrübt sind. Und wenn er ein lauterer, makelloser Charakter ist, allem Komödiantentum abhold, dann wird er es verschmähen, nach dem bloßen Hörensagen die Klänge erlebter Leidenschaft zu imitieren.

Des Übersetzers Ehre ist,
Wenn, wer sein Werk liest, ihn vergißt.

Bremen 1/11. 88. *Otto Gildemeister.*

So etwa wäre es zu erklären, daß Gildemeister darauf verzichtet, die Welt mit eigenen Dichtungen zu beschenken. Vielleicht aber ist diese Erklärung auch unzutreffend, und die Gründe seiner Zurückhaltung liegen ganz anderswo, als wo wir sie suchen. Vielleicht ist es nur eine vornehme Scheu, die ihn abhält, sein Herz vor den profanen Augen des Publikums zu entschleiern; denn ein klein wenig (Prostitution ist ein zu schlimmes Wort) ein klein wenig Profanierung ist immer dabei, wenn der Dichter sein Herzblut als Ware auf den Markt schickt, zumal wenn ihm dabei gegenwärtig ist, wie stumpf das Publikum, wie leichtfertig die Kritik, wie unsauber oft die Kollegenschaft ist. Je deutlicher einem Dichter diese Einsicht wurde, desto weniger ist es ihm zu verdenken, wenn er sich in Rätsel hüllt und am Ende ganz verstummt. Vielleicht hat seine hohe Lebensweisheit Gildemeister vor dem immer etwas thörichten Enthusiasmus bewahrt, der den jungen Dichter ermutigt, aus seiner Verborgenheit hervorzukommen und vor alles Volk hinzutreten. Vielleicht — uns fehlt, wie gesagt, die Erklärung dieser seltenen Erscheinung.

Die Meisterschaft, mit der er Alles handhabt, was man das Handwerkszeug der Poesie nennen könnte, besitzt, wie schon Brandes bemerkt, neben ihm allenfalls nur noch Paul Heyse. Keinem deutschen Dichter steht die Sprache besser zu Gebote als ihm, er braucht ihrem „Genius nicht nachzulaufen, sondern er besitzt dessen freie Liebe". In Maß und Klang sind seine Verse gediegenes Gold, und doch ist er weit entfernt von dem ängstlichen Purismus Platens und seiner Anhänger. Mag die strenge Zucht dieses großen Schulmeisters ihrerzeit sehr vonnöten gewesen sein und die deutsche Dichtung vor mancher Roheit und formloser Verwilderung beschirmt haben, eine sehr bedenkliche Mißwirkung hat sie nicht minder ausgeübt; denn als der deutsche Pegasus in das Riemenzeug antiker Metrik und romanischen Gleichklanges eingeschnallt wurde, war es um seinen kühnsten Flug geschehen. Die teueren, unsterblichen Verse Goethes und Schillers waren Gottlob ohne viel Subtilität in Metrum und Reim gedichtet worden und gehörten bereits zu den kostbarsten Kronjuwelen des deutschen Volkes; hernach, als der Purismus Mode wurde, ist von den Puristen auch nicht ein einziges Kleinod mehr hinzugefügt, denn vor lauter Sorge um die Technik, bei all dem Schleifen und Feilen und Polieren wurde ihnen der Gedanke, der wie glühendes Erz schnell in die Form strömen muß, gleichsam unter den Händen kalt. Und Platen, der so sehr darauf pochte, von der Nachwelt die Lorbeeren zu erhalten, welche die Mitwelt ihm versagte, hat trotz all seines Purismus nicht ein einziges Lied hinterlassen, das von seinem Volke gesungen würde, während Heines Loreley auf allen Lippen lebt und das süße, flötenstimmige „Leise zieht durch mein Gemüt", obwohl es ausschließlich unreine Reime aufzuweisen hat, noch immer als der Inbegriff allen Wohlklanges gilt. So ist uns ein freundliches, lebendiges Menschengesicht, wenn es auch durch ein paar Sommersprossen entstellt wird, immer lieber als die puristische Wachsbüste im Laden des Friseurs.

Gildemeisters Sprache erreicht ganz die schlichte Natur eines Goetheschen Liedes:

„Sonne des Schlummerlosen! bleicher Stern!
Wie Thränenzittern schimmerst du von fern;
Du zeigst die Nacht, doch scheuchst sie nicht zurück, —
Wie ähnlich bist du dem verschwundenen Glück,
Dem Licht vergangner Tage, das fortan
Noch leuchten, aber nimmer wärmen kann!
Die Trauer wacht, wie es durch's Dunkel wallt,
Deutlich, doch fern, — hell, aber o wie kalt!"

Sie wetteifert aber auch mit den barocken Tollheiten, in denen Heine Dinge sagt, die viel zu bitter und traurig sind, als daß man sie ohne Humor sagen könnte.

„So ward Suwaroff Sieger, ward er groß
Wie Timur oder Dschingis im Metier.
Eh das Geschütz schwieg, als wie Haufen Strohs
Die Straßen flammten, Häuser und Moschee,
Ließ er mit blutger Hand die Meldung los
Nach Petersburg, die hier buchstäblich steh':
„Gott und der Czarin Ruhm! — (Allmacht! wie kommen
Die Zwei zusammen?) — Ismail genommen."

Mich dünkt, das ist das schauerlichste Wort
Seit „Mene Mene Tekel und Upharsin",
Das je geschrieben ward von Blut und Mord.
Weiß Gott, mir fehlt der Pfarrer- oder Pfarrsinn;
Was Daniel las, war Gottes Tagsrapport,
Groß, furchtbar, der Prophet schrieb keine Farc' in
Das Trauerspiel; doch dieser Russenheros
Besang den Stadtbrand mit dem Witze Neros."

Wer empfindet, daß beide Proben Übersetzungen sind! Ja, wenn das Moment der überwundenen Schwierigkeit etwas zum Werte eines Kunstwerkes beitragen könnte, so müßten wir hier und in tausend gleichen Fällen noch einen ganz besonderen Wert verzeichnen; denn unstreitig ist es schwerer einem anderen Genius auf solchen Pfaden folgen als sich selber nach freier Wahl ähnliche finden, wie es schwerer ist, zu einer vorhandenen Linie aus freier Hand eine Parallele zu zeichnen als eine Linie überhaupt zu zeichnen. Indessen das bißchen Schwierigkeit ist es nicht, was unsere Bewunderung erregt, sondern die Vortrefflichkeit des Geleisteten an sich.

Die populärste der Übersetzungen Gildemeisters ist ohne Zweifel sein Lord Byron. So viele und auch gute Übersetzer sich bereits vor Gildemeister an Byron versucht, so vieles ihnen (namentlich Böttger) im einzelnen geglückt ist, — keiner hat es vermocht, dem großen Dichter wirklich Boden in Deutschland zu gewinnen. Der kleine Kreis derer, die einen fremden Dichter mit wirklichem Genuß in seiner eigenen Sprache lesen (der Kreis ist vielleicht kleiner als man trotz all unserer höheren Bildungsinstitute glauben sollte), las seinen Byron englisch; den übrigen blieb es so ziemlich ein Buch mit sieben Siegeln; Gildemeister hat an ihm das gethan, was Luther an der Bibel, Voß an Homer und Schlegel an Shakespeare gethan, er hat ihm das deutsche Bürgerrecht erobert. Die Tragweite solcher Eroberung ist freilich sehr verschieden und Niemand wird hier sich zu der Mißdeutung versucht fühlen, als ob Byron und Homer auf eine Stufe gestellt werden sollten. Aber das Verdienst, einen solchen Dichter acclimatisiert und naturalisiert zu haben, ist trotz alledem niemals genug zu schätzen. Nach der Byron-Übersetzung wendete sich Gildemeister der von Bodenstedt besorgten Shakespeare-Ausgabe zu und steuerte unter anderem zu derselben die sämtlichen Königsdramen bei. Der Shakespeare-Kenner wird wahrscheinlich in dieser Arbeit zahlreiche und wesentliche Verbesserungen gegen Schlegel entdecken; aber Schlegel ist der Generation, die der Gildemeisterschen Übersetzung vorausging, noch so tief in Fleisch und Blut übergegangen, daß er schwerlich zu verdrängen sein wird; mögen spätere Geschlechter des neueren Werkes froh werden; die Alten können die alten Bande, auch wo sie nicht ganz korrekt sind, nicht mehr von sich abschütteln. Shakespeares Sonetten, deren Übersetzung alsdann erfolgte, hat der Verfasser dieser Zeilen — das gesteht er offen ein, selbst auf die Gefahr hin, für den plumpsten Böotier gehalten zu werden — niemals sein volles Herz zuwenden können. Wer würde viele schöne, rührende, interessante Seiten an diesen Dichtungen verkennen; aber sie verhalten sich doch zu Shakespeares Dramen etwa wie Michelangelos Sonette zu der Decke der Sixtina. Als Kunstwerke schrumpfen sie solchen Riesenschöpfungen gegenüber zu einem Minimum zusammen und als Belege menschlich-privater Verhältnisse sind sie zu allgemein gehalten; die Form der vierzehn Zeilen reckt wie ein Prokrustes-Bett die kurzen Motive in eine qualvolle Länge und preßt die langen zu einer qualvollen Kürze zusammen. Mögen diese Dichtungen die Domäne der Gelehrten bleiben; ein wahres Menschenindividuum wird aus ihren gekünstelten Redeblumen und Wendungen schwerlich jemals dem Auge des unbefangenen Lesers entgegentreten.

Das Bedürfnis, nach den strengen Geschäften des Tages in den Hainen der Poesie sich zu ergehen, hat in den letzten Jahren noch zwei Riesenarbeiten der Übersetzungskunst zu Tage gefördert: Ariosts Rasenden Roland, Dantes Göttliche Comödie. „Was soll uns Ariost, was soll uns vollends Dante?“ wird mancher Philister fragen, der viel zu aufgeklärt ist, um an fabelhaften Abenteuern und rätselvollen Mysterien sich zu erbauen. Gildemeister hat sicherlich nicht an die Erbauung der Philister gedacht, vielleicht überhaupt nicht an Leser gedacht, wenn er seine Seele in dem Wohllaut der Oktaven und Terzinen badete; waren doch die beiden großen Epen hinlänglich, Ariost sogar von Paul Heyse und Kurz vorzüglich übersetzt; nein, ohne Zweifel arbeitete er lediglich zu seiner eigenen Erquickung. So pflegt ein müder Geschäftsmann procul negotiis in der ländlichen Ruhe seiner Villa die schönsten Rosenstöcke, um den grünen Tisch und die Aktenmappen zu vergessen; er wird nicht müde zu gießen, zu beschneiden, zu binden und sorgfältig alle Obliegenheiten des Gärtners zu verrichten; denn er dankt seiner idyllischen Arbeit die Frische und Kampfbereitschaft für den folgenden Tag. Daß auf diese Weise für uns Leser ohne all unser Verdienst und Würdigkeit ein unvergänglicher Blumenflor erblüht ist, müssen wir den Musen und Grazien noch ganz besonders danken.

Das äußere Leben Gildemeisters ist ein Bild größter Einfachheit. Er stammt aus einer altbremischen Familie, deren Angehörige uns schon in früheren Jahrhunderten als Ratsherren und Älterleute begegnen. Otto Gildemeister wurde am 13. März 1823 als Sohn des Senators Friedrich Gildemeister zu Bremen geboren. Von 1842 bis 1845 trieb er philologische, historische und philosophische Studien zu Berlin und Bonn. Sein erster eigentlicher Beruf war die Redaktion einer politischen Zeitung. In Bremen war 1845 die „Weser-Zeitung“ gegründet; in ihre Leitung trat der Zweiundzwanzigjährige in demselben Jahre ein. Schon 1850 wurde er deren leitender Redakteur. In diesem Blatte hat sich die politische Natur Gildemeisters zur Geltung gebracht; auch seitdem er seine eigene Beteiligung an der Redaktion aufgegeben hatte, schrieb er viel für sie; seine Leitartikel erregten früh das größte Aufsehen. Es vereinigte sich manches, um diese Aufsätze als etwas ganz Besonderes von der großen Menge anderer abzuheben. Man fand in ihnen in wunderbarster Formvollendung das vorgetragen, was bei dem Engländer als „common sense“ in hohem Ansehen steht, und was in der deutschen Sprache durch „gesunder Menschenverstand“ nur unvollkommen übersetzt wird. Oft ist über diese Aufsätze geurteilt worden, ihr Inhalt sei so natürlich, so unbedingt einleuchtend, daß man meine, von jeher derselben Ansicht gewesen zu sein. Dabei enthalten sie aber keineswegs Gemeinplätze, sondern Früchte tiefen Nachdenkens und einer geläuterten, philosophisch vertieften Weltanschauung. Gildemeister trägt unbedingt phrasenfrei vor, aber er ist auch mitleidslos gegen fremde Phrasen. So wenig er ein rhetorisches Blendwerk anwendet, so wenig läßt er sich durch solches von anderer Seite irre führen. Diese sachliche Ruhe ist immer im Bunde mit wohlthuender Wärme der Empfindung, einer Fülle schlagender Bemerkungen und geistreicher Reminiscenzen und mit einer Reinheit des Stils, die schon an der formellen Seite der Aufsätze lebhaftes Vergnügen erweckt.

Die leitenden Gedanken in allem, was er geschrieben sind sich stets treu geblieben. Vor allem erstrebte er die Einheit des Vaterlandes. Die Ohnmacht unter dem alten Bunde, die durch die Kleinstaaterei hervorgerufenen Wirrnisse in der politischen Entwicklung gaben ihm immer neuen Stoff zu Angriffen, welche einmal sogar zu einer rechtskräftig werdenden Gefängnisstrafe in Bayern führten; das Urteil ist freilich nie vollstreckt, weil Gildemeister nicht nach Bayern ging, und geriet wohl erst 1870 in Vergessenheit. In unauflöslichem Bunde mit der Einheit erschien ihm die politische Freiheit im Innern, und zwar die bürgerlich-politische Freiheit, die religiöse einschließlich der unbedingtesten Denkfreiheit, endlich die wirtschaftliche Freiheit. So hat er als Redakteur und später unentwegt

gekämpft. Man erfaßt das Wesen des Mannes scharf, wenn man festhält, daß er 1848 den Ausschreitungen der Demokratie eben so tapfer entgegentrat wie in den fünfziger Jahren der Reaktion; daß er 1857 die neue Ära begrüßte und 1863 die Konfliktspolitik bekämpfte; daß er die Umgestaltungen von 1866 und vollends 1870 mit den herrlichsten Artikeln feierte; daß er 1867 bis 1878 für die damalige liberale, freihändlerische Politik Bismarcks mit allem Nachdruck eintrat, weil durch sie eine so reiche Ernte an liberalen Errungenschaften unter Dach und Fach gebracht wurde, wobei man nicht bedauern sollte, daß manche Garbe, manches Fuder nicht einzuheimsen war.

Gildemeisters bürgerliche Stellung hatte sich schon 1850 dahin geändert, daß er zum Regierungssekretär ernannt worden war. 1857 wurde er in den Senat gewählt, dessen ältestes Mitglied er heute ist. Seitdem er 1871 zuerst vom Senat zum Bürgermeister erwählt worden, hat er diese Würde bekleidet, so oft der verfassungsmäßige Turnus es erlaubte. Im Senat nahm er eine sehr einflußreiche Stellung ein, in welcher er seine echt republikanische Bürgertugend entfaltete, nämlich unermüdlich zu wirken, ohne für seine Person nach Anerkennung zu streben. Ist er frei von litterarischer Ruhmsucht, so ist ihm Ehrgeiz in seinem Amte, in seiner beruflichen Thätigkeit vollends fremd: ein Umstand, der wohl zu Fehlschätzungen hinsichtlich seiner Thätigkeit verführt hat. Als leitender Mann der Regierung des Kleinstaates Bremen hat er die oben skizzierten politischen Grundsätze in weitestem Umfange zur Anwendung gebracht. Noch ein merkwürdiger Umstand sei hervorgehoben: dieser Dichter ist ein ausgezeichneter Finanzmann. Seit langen Jahren stehen das Finanz- und das Steuerwesen Bremens unter seiner besonderen Leitung. Als bedeutenden und klaren Kopf schätzten ihn seine Mitbürger, die Fachmänner des Bank- und Finanzwesens: sie wählten ihn in den fünfziger Jahren in den Verwaltungsrat der Bremer Bank.

Aus diesen Andeutungen wird soviel ersichtlich geworden sein, daß nicht leicht eine eigenartigere Büste in der Ruhmeshalle deutscher Litteratur aufzustellen sein dürfte als die Otto Gildemeisters. Aber Naturen wie der seinigen wird es stets an dem lärmenden Beifall der großen Menge fehlen; warum wären sie denn auch höhere Naturen? Die große Menge begreift immer nur den Geist, der ihr gleicht.

Litterarische Notizen.

— Ein sehr hübsches Buch, dessen kritische Besprechung freilich nur teilweise in den Rahmen dieser Zeitschrift fiele, sei an dieser Stelle unseren Lesern warm empfohlen: „In Luft und Sonne. Künstler- und Selbstschriften-Album. Im Einverständnis mit der Centralstelle der deutschen Vereinigungen für Ferienkolonien und Sommerpflegen herausgegeben von Schorers Familienblatt zu Berlin.“ Der stattliche Quartband enthält etwa 120 auf zinkographischem Wege reproduzierte Handzeichnungen deutscher Künstler und etwa 140 Handschriftproben berühmter deutscher Männer und Frauen aus den verschiedensten Lebenskreisen. Wie man sieht, ein überaus reicher, naturgemäß etwas bunter Inhalt, der aber recht interessant und geschmackvoll zusammengestellt ist. Unter den Handzeichnungen finden sich mehrere, die nicht bloß durch die Trefflichkeit der Vorlagen, sondern auch durch die tadellose Reproduktion den Eindruck echter Kunstblätter machen; unter den Autographen sei zunächst als besonders rührende und wertvolle Spende jenes Kaiser Friedrich III., welcher seinen Beitrag noch als Kronprinz schrieb, hervorgehoben. Auch die anderen Fürstlichkeiten Deutschlands sind fast sämtlich vertreten. In dem Namensverzeichnis der Beitragenden wird man, etwa Bismarck ausgenommen, kaum einen berühmten Namen der deutschen Politik, Wissenschaft, Kunst und Litteratur vermissen. Um schließlich der besonderen Zwecke dieser Zeitschrift eingedenk zu bleiben, sei auf die Sprüche in Vers und Prosa hingewiesen, welche L. Anzengruber, F. v. Bodenstedt, Felix Dahn, Georg Ebers, Luise v. François, Karl Emil Franzos, Rudolf v. Gottschall, Klaus Groth, Robert Hamerling, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Gottfried Keller, Heinrich Kruse, Hermann Lingg, Konrad Ferdinand Meyer, Wilhelm Raabe, Otto Roquette, Theodor Storm, Adolf Wilbrandt und Julius Wolff beigesteuert haben. Der schönste Vers stammt von Theodor Storm, der sonderbarste von Gottfried Keller. Des Letzteren Beitrag lautet wörtlich:

Die Sonne lebt,
Die Liebe webt,
Der Streber strebt,
Das Pech, das klebt,
Die Erde bebt —
Das Pech, das klebt,
Der Streber strebt,
Die Liebe webt,
Die Sonne lebt.

Theodor Storm widmete in seinen letzten Lebenstagen dem Album das nachfolgende schöne Lied:

Verirrt.

Ein Vöglein singt so süße
Vor mir von Ort zu Ort;
Weh meine wunden Füße!
Das Vöglein singt so süße,
Ich wandre immer fort.

Wo ist nun hin das Singen?
Schon sank das Abendrot;
Die Nacht hat es versteckt,
Hat alles zugedeckt —
Wem klag' ich meine Not?

Kein Sternlein blinkt im Walde,
Weiß weder Weg noch Ort:
Die Blumen an der Halde,
Die Blumen in dem Walde,
Die blüh'n im Dunkeln fort.

Das Album, welches eine Fülle des Schönen und Interessanten bietet, sei unseren Lesern warm empfohlen.

— Eine der bedeutendsten Autographen-Sammlungen Deutschlands, jene des Herrn Karl Geibel, Chefs der Verlagshandlung Duncker & Humblot in Leipzig, kommt teilweise am 26. November 1888 und den folgenden Tagen durch das Leipziger Auktionshaus List & Francke zur Versteigerung. Es ist Vieles darunter, was auch für den Litterarhistoriker Wert hat, so vier große und interessante Briefe Martin Luthers.

— Ein eben erschienenes Schriftchen von August Mühlhausen: „Geschichte des Grimmschen Wörterbuches“ erinnert daran, daß es nun eben fünfzig Jahre her sind, seit dies Riesenwerk in Angriff genommen wurde. Wir entnehmen der Brochüre, welche leider auch viel überflüssige Polemik enthält, folgende Daten. Die Anregung zu dem Werke ging von Karl Reimer und S. Hirzel, den Besitzern der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig aus, welcher 1837 den Brüdern Grimm, unmittelbar nachdem die edlen Männer ihres

Amtes in Göttingen entsetzt worden, den Antrag machten, zur Ausfüllung ihrer unfreiwilligen Muße „ein neues großes Wörterbuch der deutschen Sprache abzufassen“. Im Frühling 1838 wurde der bezügliche Verlagsvertrag zu Kassel abgeschlossen und die Arbeit begann. Acht Jahre später, bei der Germanisten-Versammlung zu Frankfurt a. M., (26. September 1846) legte Wilhelm Grimm, zugleich Namens seines Bruders, zuerst die Grundzüge des Werkes eingehend dar. Er begann mit der Mitteilung, daß noch nichts davon gedruckt sei und bat um Geduld. „Ein Werk dieser Art bedarf langer und mühsamer Vorarbeiten, deren Beendigung nicht erzwungen werden kann. Das Wörterbuch soll die deutsche Sprache umfassen, wie sie sich in drei Jahrhunderten ausgebildet hat: es beginnt mit Luther und schließt mit Goethe. Zwei solche Männer, welche, wie die Sonne dieses Jahres den edlen Wein, die deutsche Sprache beides, feurig und lieblich, gemacht haben, stehen mit Recht an dem Eingang und Ausgang“. Für die letzte Periode sei also Goethe der Mittelpunkt des deutschen Wörterbuchs, über dessen Zwecke wie folgt geäußert wird: „Wir wollen der Sprache nicht die Quelle verschütten, aus der sie sich immer wieder erquickt, wir wollen kein Gesetzbuch machen, das eine starre Abgrenzung der Form und des Begriffs liefert und die nie rastende Beweglichkeit der Sprache zu zerstören sucht. Wir wollen die Sprache darstellen, wie sie sich selbst in dem Lauf von drei Jahrhunderten dargestellt hat, aber wir schöpfen nur aus denen, in welchen sie sich am lebendigsten offenbart“. Von der inneren Einrichtung des Wörterbuchs oder von der Weise reden zu wollen, mit der er und sein Bruder „den kaum zu überschauenden Stoff zu bewältigen“ gedachten, lehnte der Redner ab; „man darf auf glücklichen Takt bei der Ausarbeitung eines solchen Werkes zwar hoffen, doch ihn nicht voraus verkündigen“. Erst sechs Jahre später erschien der Buchhändler-Prospekt des Werkes, das Ganze war auf mindestens 500 Bogen berechnet, welche in Lieferungen von je 15 Bogen erscheinen sollten; eine Maximal-Grenze war in begreiflicher Vorsicht nicht gesteckt. Unmittelbar darauf folgte die Ausgabe der ersten Lieferung, welche sehr vielen Beifall, aber auch heftigen Tadel erfuhr. Derselbe richtete sich namentlich auch dagegen, daß die Worterklärungen in lateinischer Sprache gegeben seien; von dem unüberwindlichen Übelstand abgesehen, meinte z. B. Daniel Sanders, daß die lateinischen Erklärungen in vielen Fällen unzutreffend seien und sein müßten, sei auch diese Heranziehung der gelehrten Sprache überflüssig. „Engländer, Franzosen, Italiener u. s. w., alle Völker geben in derartigen Wörterbüchern die Erklärung in ihrer Muttersprache und der Deutsche sollte allein auf eine fremde Sprache und zwar auf eine todte angewiesen sein?“ Dagegen verteidigt sich Jakob Grimm, u. A. wie folgt: „Ich stelle mir vor, daß sinnigen Frauen das Lesen im Wörterbuch durch die eingestreuten lateinischen Ausdrücke so wenig gestört oder gar verleidet wird, als sie ein Zeitungsblatt ungelesen lassen wegen der juristischen, militärischen, diplomatischen Kunstwörter, die darin stehen“. Es ist für den großen Gelehrten höchst charakteristisch, daß er nur von Frauen voraussetzt, sie verstünden nicht lateinisch; daß auch Männer, die ihre Vorbildung nicht auf einem Gymnasium erhalten, zu seinem Werke greifen könnten, übersieht er völlig. In der That ist aber die gelehrte Bildung nicht bloß um dieses Umstandes willen Voraussetzung zur Benutzung des Werkes, auch die ganze Struktur desselben macht die Popularität unmöglich, von dem Umfange, der ins Unabsehbare angeschwollen, ganz abgesehen. Wie sehr sich Jakob und Wilhelm Grimm selbst zu jener Zeit, da die Vorarbeit bereits so weit abgeschlossen war, daß an die Ausführung gegangen werden konnte, über den Umfang ihrer Arbeit täuschten, mag folgende Stelle aus einem Berichte Jakob Grimms beweisen: „Als der Anfang des Werkes bevorstand, sagte ich zu Wilhelm: „Ich will A nehmen, nimm du B“. „Das kommt mir zu bald“, versetzte er, „laß mich mit dem D beginnen“. Das schien höchst passend, weil A, B, C den ersten Band füllen sollten und es angemessen wäre, jedem Mitarbeiter eigene Bände anzuweisen“. In Wahrheit war der erste Band von acht Lieferungen, der 1854 fertig vorlag, durch das A ausgefüllt und erhielt vom zweiten Buchstaben bloß die Artikel „B—Biermörder“. Als Jakob Grimm am 20. September 1863 starb, lag das Werk erst bis zum Worte „Frucht“ vor; nur das D hatte der am 16. Dezember 1859 verstorbene Wilhelm — „er arbeitete langsam und leise, aber rein und sauber“, sagt Jakob — beigesteuert, alles andere war Jakobs Arbeit. Seither ist das Werk mit unbegreiflicher Langsamkeit, in einem Schneckengange, der den Geduldigsten unwillig machen muß, vorwärts gegangen. Vierzehn Tage nach Jakob Grimms Tode, also vor nun fünfundzwanzig Jahren wurden von der Verlagshandlung die Einleitungen zur Fortführung getroffen — und was ist in diesem Vierteljahrhundert geleistet worden?! Zunächst übernahmen Karl Weigand und Rudolf Hildebrand die Fortsetzung. Ersterer brachte binnen fünfzehn Jahren — er starb 1878 — das von Jakob Grimm bis zum Wort „Frucht“ geförderte F ganz zu Ende; Hildebrand brauchte zehn Jahre für das K und steckt seit nun fünfzehn Jahren im G; er ist aber noch lange nicht fertig und die Lücke klafft noch immer. Von den seither zur Mitarbeit berufenen Männern hat Moritz Heyne das H, J, L und M, Mathias Lexer das N und O fertig gebracht und beide arbeiten jetzt weiter, Lexer am P, Heyne am R, Hildebrand aber noch immer am G. Wie sich unter diesen Umständen die Dinge nach weiteren fünfundzwanzig Jahren stellen werden, ist recht fraglich; möglich, daß das ganze Werk beendet ist, aber auch das Gegenteil ist wohl denkbar und namentlich muß es dahingestellt bleiben, ob Herr Professor Hildebrand vierzig Jahre für die Vollendung des G als genügende Frist erachten wird oder nicht. Herr Mühlhausen, der Verfasser des Schriftchens, dem wir diese thatsächlichen Angaben entnehmen (Hamburg, Verlagsanstalt J. F. Richter) hat wohl für die kräftige Abwehr der verschollensten Angriffe auf das Wörterbuch Raum gefunden, dieses Tempo der Fertigstellung aber scheint ihm nach der Tonart, in welcher er darüber berichtet, nur eben ein Verdienst der Bearbeiter mehr zu sein, und doch will uns diese nachgerade zu unerquicklicher Berühmtheit gelangte Geschichte des G eine weit ärgere Versündigung an den Namen Grimm bedünken, als ein 1852 in einem Münchner Blatt erschienener Artikel. Über den Wert des Riesenwerkes selbst uns hier auszusprechen, liegt uns selbstverständlich ferne; derlei kann nicht Aufgabe einer Notiz sein. Betont aber muß werden, daß heutzutage schwerlich mehr selbst ein Germanist von Beruf ernstlich die Ansicht vertreten wird, daß das Grimmsche Wörterbuch „der Hauptratgeber, das Standard work unseres Volkes“ werden und bleiben könne. Ein Standard work unserer deutschen Sprachforschung, ein Buch für gelehrte und hochgebildete Kreise ist das Buch und wird es noch weit mehr werden, wenn es nur erst vollendet ist; aber ein Volksbuch, wie es seinen Urhebern vorschwebte, nun und nimmer, schon nach seiner ersten Anlage nicht, geschweige denn durch die Art der Fortführung. Wir empfinden tiefste Verehrung für die Verdienste der Brüder Grimm und wollen auch die mühevolle Art ihrer Fortsetzer nicht unterschätzen, aber den Herren Weigand, Hildebrand, Heyne und Lexer eine volkstümliche Unsterblichkeit zu verheißen, und sich zu der Behauptung zu versteigen, daß ihre Namen „in Aller Munde sein werden, wenn einmal alle wissenschaftlichen Arbeiten, die uns heute so lebhaft beschäftigen, vergessen sein werden“ ist eine geradezu ungeheuerliche Anmaßung, die nicht scharf genug zurückgewiesen werden kann. Derlei bescheidenes Lob mögen die Herren in dem Fachblatt ihrer Coterie genießen, aber in populären Broschüren soll man es nicht zitieren wollen; diese werden auch von Leuten gelesen, welche der Meinung sind, daß der Gesamtwert der wissenschaftlichen Arbeit der Gegenwart jenem Werte, welcher der Bearbeitung eines Buchstabens des Wörterbuchs zuzusprechen ist, doch zum mindesten — gleichkommen dürfte!

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von Johannes Päßler in Dresden.



V. Band. 6. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Dezember 1888.

Ich oder Du?

Erzählung von Marie von Olfers.

O alte Heimat mein,
Wo find' ich wieder dich!

In einer großen Handelsstadt wohnte ein reicher Kaufherr, viele Schiffe sandte er über das Meer, seine Speicher füllten eine ganze Straße; durch eine Heirat verdoppelte er sein Vermögen und als ihm seine Frau einen Sohn gebar, schien ihm die Spekulation vollständig gelungen. Daß die Mutter darüber starb, war freilich unangenehm, aber er hatte keine Zeit ihr nachzutrauern, und da es genug Leute gab, die für Geld seinen Knaben erziehen konnten, tröstete er sich.

Siegfried war jetzt ein fünfjähriges Bübchen, zart und weiß wie ein Mädchen. Der Lehrer, der ihn in die Hand bekam, verlangte einen Gefährten für ihn, einen derben Jungen, von dem er Prügelei und derlei nützliche Dinge lernen könne. Der Vater fand es sehr vernünftig und veranlaßte sofort eine Nachforschung in allen Waisenhäusern.

Ein verlassenes Kind ist bald gefunden. In nächster Woche erschien ein Bursch gleichen Alters, klein, bleich, mit borstigen Haaren und trotzigen Augen. Er sah sich dreist und unzufrieden um. Mißtrauisch ruhten seine Blicke auf Siegfried im Sammtkittel und Spitzenkragen, der seinerseits in scheuer Furcht hinter dem Lehrer hervorsah.

„Du wirst bei uns bleiben, wenn Du brav bist," sagte der Kaufherr.

„Ich will nicht bleiben, ich will nicht brav sein", antwortete das Kind, ihm zornig mit bösen Blicken in die Augen schauend. „Ich will heim!"

„Er hat keine Heimat", erläuterte der Lehrer, „man fand ihn auf dem Kirchhof am Grabe seiner Mutter; er denkt, sie kommt wieder."

„Nein!" schrie das Kind, „das denk' ich nicht! Der Vater kam auch nicht wieder, aber ich will zu ihnen, ich will nicht hier bleiben, ich will fort!"

„Siegfried", sagte der Kaufherr, „geh, mach' Freundschaft mit ihm, der Knirps gefällt mir; ich wollte, Du hättest etwas von seinem störrischen Sinn."

Aber als der kleine Knabe sich dem Fremden näherte und seine weiche rosenrote Hand ausstreckte, ballte der die Faust und stieß ihn zurück, daß er taumelte.

„Eine böse Bestie!" meinte der Lehrer. „Dies Gesindel ist gerad wie die wilden Tiere, beißt die Hand, die ihm Futter reicht."

„Sie werden ihn schon zahm bringen", antwortete der Kaufmann, „mir scheint er gerad der Rechte für meinen zimperlichen Jungen."

Siegfried sah erschreckt zu, wie sie mit Schlägen dem trotzigen Burschen die Wohlthaten aufzwangen, welche anzunehmen ihm so leicht schien, aber vom ersten Augenblick an interessierte ihn dies Rätsel, diese ihm vollständig unbegreifliche Verzweiflung, wenn er ihn allabendlich in dem weichen Bettchen schluchzen hörte.

Es war ein bewegtes Leben: den stillen kleinen Siegfried hatte man kaum gehört, er wurde im ganzen Haus vergöttert, Claus gehaßt. Widerwillig leisteten ihm die Dienstboten Hilfe, trotzig und stolz nahm er sie an; mürrisch wie ein eingefangener Kater fauchte er um sich her. Manchen blauen Fleck hatte der Spielgefährte aufzuweisen, manchen Spott auszuhalten. Es schien, als ob diese Verachtung, die ihm ganz neu war, das Kind immer mehr anzog: er faßte eine schwärmerische Leidenschaft für seinen Quälgeist; von Keinem schmeckte ihm das seltne Lob so süß. Vielleicht war es auch das Mitleid einer edlen Seele, welche sich im Glück, den Andern im Unglück weiß. In allem war er ihm voraus, nur im Arbeiten, Lernen nicht. Wenn

Siegfried ratlos vor den dunklen Hieroglyphen saß, hatte Claus sie längst gelöst und es triumphierend dem Lehrer verkündet, der ihm den Sieg über den Liebling mißgönnte.

Claus war der Sohn eines durch eigne Schuld verunglückten Bahnbeamten. Er hatte eine Heimat, hatte Glück gekannt. Immer stand vor seinen Augen das trauliche Häuschen am Waldrand, voll Sonnenblumen, deren schwarze Kerne ihm reiften. Der Hühnerhof voll Federvieh, deren Eier er sammelte, sein Hündchen, dessen Herr er war. Welch ein Reichtum! Hätte Eines ihm damals gesagt, daß sie arm wären, er hätte es nicht verstanden. Wie stolz sah er den feurigen Zug vorüberfliegen, ihren Zug. Als sie dies Paradies verließen, war es freilich schlimm, aber er hatte doch noch seine Mutter, den Inbegriff aller Seligkeit. In aller Not hatte sie immer Freude für ihn. Nun starb auch sie und alles sollte nicht aus sein? Leben sollte er, weiter leben, wie denn? Im Waisenhaus bekam er eine Ahnung davon. Wenn man ihn noch dort gelassen hätte, unter seinesgleichen, aber hier, an das Licht gezogen, dies grelle Licht des Reichtums, in welchem er selbst sehen mußte, daß er in Lumpen war! Was ging ihn, den Schmerzerfahrnen, dies seichte Glück an? Glück! dies war keins. Mit der Überlegenheit seines Gefühls sah er auf diesen reichen Jungen herab, der arm war an allem, was er schätzte.

Er verwünschte dies Leben voller Weichlichkeit. Alles, was er gerne that, durfte er nicht, nicht essen, nicht schlafen, nicht spielen, wie er es liebte und gewohnt war. Seine Freiheit war verloren, eine Zwangsjacke ihm angelegt für immer! Wenn sie ihn doch wegjagten! Aber er sollte ihnen nützlich werden, diesem zarten Zuckersöhnchen Kraft lehren. Als ob sich das lernte in diesem Hause! Er suchte auf alle Weise sich unmöglich zu machen. Eines Tages, er war nun fünf Jahre dort, hatte er mit einem Pfeil Siegfried dicht über dem Auge verletzt.

Alles war in Empörung. „Er ist zu bösartig!" klagte der Lehrer, „er muß fort!" Siegfried bat für ihn.

„Warum thatst Du es?" herrschte der Kaufmann den Burschen an.

„Der dumme Junge sagte ja, es thäte nicht weh; er weiß gar nicht, was Wehthun heißt, da mußte ich es ihm doch zeigen."

Der Kaufmann lachte. „Der Schlingel hat Recht, aber in der Manier verbitt' ich mir künftig Deine Erziehung. Gebt ihm eine tüchtige Tracht Prügel und sperrt ihn ein."

Man schloß ihn in das Gartenhaus; er hatte keine Miene verzogen bei den Schlägen, nur Siegfried hatte kläglich geweint und war untröstlich. Er beschwatzte die Leute, die ihm nichts versagen konnten, ihn am dritten Tage heimlich einzulassen. „Aber machen Sie's kurz", sagte der alte Gärtner, „ich stehe unterdes Posten, damit der Schlingel ihnen nichts thut, Junker Siegfried; keinem Menschen giebt er Antwort, das gute Essen hat er aus Trotz nicht angerührt."

Siegfried trat im Dämmerlicht in die Kammer; erst nach und nach entdeckte er den Knaben, zusammengekauert in einer Ecke. Er antwortete auch nicht, als Siegfried ihn rief.

Als er näher kam, hob Claus den Kopf; er sah so verändert und elend aus, daß sein Freund zu schluchzen begann.

„Was weinst Du? Was willst Du hier?" fuhr ihn der Bursche an. „Könnt Ihr mich nicht in Ruh' lassen?!"

„Nein", schluchzte Siegfried, „ich kann nicht, ich habe Dich lieb."

„Du! Du weißt nicht einmal, was das heißt. Mutter, Mutter, ich will zu Dir, hole mich! Zu Dir gehöre ich!"

Da schlang Siegfried die Arme um seinen Nacken und flüsterte: „Claus, gehören wir denn nicht zusammen? Meine Mutter ist tot wie die Deine; ich weiß nicht einmal von ihr, ich bin weit verlassener als Du. Wenn sie uns nun zusammen sehen, werden sie sich nicht im Himmel darüber freuen?!"

Claus richtete sich auf und sah ihn an. „Armer Junge", sagte er, „ich will Dir sagen, wie es ist, wenn man eine Mutter hat." Und nun fing er an, halb im Fieber, von der schönen Kinderzeit zu flüstern.

Der alte Gärtner, dem es zu lang wurde, öffnete die Thür und fand sie Arm in Arm.

„Still", flüsterte Siegfried, „er schläft. Wir wollen ihn leise in sein gutes Bett bringen."

Der Mann sah aber, daß der Knabe ohnmächtig war. Er rief die Leute zusammen, sie brachten ihn in das Haus und er lag lange Wochen bewußtlos, an seinem Bett der kleine Freund, der von keiner Lustbarkeit mehr wissen wollte. „Laßt uns", sagte er, „wir gehören zusammen, wir müssen uns sehr lieb haben, denn wir haben Beide keine Mutter."

Reich treulich mir die Hände,
Sei Bruder mir und wende
Den Blick vor Deinem Ende
Nicht wieder fort von mir.

Die Dienerschaft hatte sich schon gefreut, den bösen Buben, wie ihn alle nannten, los zu sein, aber Claus genas. Als er zum ersten Mal bewußt die Augen aufschlug, seufzte er.

„Ich wollt', ich wäre tot! was soll ich hier?"

„Bei mir sein," flüsterte Siegfried, „ich kann nicht ohne Dich leben."

„Das sagt man so."

„Nein", beteuerte der Knabe, „ich mein' es, ich lieb' Dich über Alles!"

Claus erstand vom Krankenbett: ein Andrer, gefügig, vernünftig, wohl wissend, daß er aus Gnade gelitten wurde. Und so schwer er diese Lage empfand, keine Klage kam über seine Lippen. Er hatte einen Entschluß gefaßt, er wollte arbeiten, sich frei arbeiten.

So bleich und elend er war, so kräftig entwickelte sich Siegfried, umsonst bemüht, den trüben Freund in seine übermütigen Knabenspiele zu ziehen.

Es gelang ihm nicht. Eins aber gelang ihm, dies störrische Herz zu erobern; ihm erschloß es sich, er lebte ganz allein darin, auf einer Art Altar, als einzige Freude, einziges Glück auf Erden.

Der Kaufmann, jetzt stolz auf seinen schönen Sohn, sah ungern diesen düstern Schatten neben ihm; er hoffte, die Studentenjahre, die nun begannen, würden sie trennen, denn ihre Wege konnten nicht dieselben sein.

Claus kam dem Wunsch zuvor. Er trat eines Tages vor den Herrn hin, dankte für alle Wohlthaten und bat, ihn zu entlassen. Er wolle selbständig werden, könne Stunden geben, habe auch durch die Freigebigkeit dieses Hauses genug gespart, um sich ein Stübchen zu mieten. Als es Siegfried erfuhr — der Kaufmann war des Lobes voll über Claus — geriet er ganz außer sich; er beschwor den Freund im Guten, im Zorn, ihn nicht zu verlassen. Claus blieb unerschütterlich. „Es muß sein", sagte er, „glaube mir. Diese Üppigkeit, die mir nicht zukommt, ist Gift für mich; ich bin zu stolz, um mich aus Barmherzigkeit füttern zu lassen, wenn ich es ändern kann. Du würdest mich nicht lieb haben, wäre es so, und ich will nicht nur geliebt, auch geachtet von Dir sein."

„Bist Du nicht geachtet, verehrt? Wie arm sind wir Reichen! Nicht einmal unsre Freunde können wir behalten!"

„Unsre Freundschaft, Siegfried, steht hoch über dem Allen, die ficht nichts an."

„Nichts! nichts im Leben und im Sterben", rief Siegfried. „Was könnte uns in der That scheiden. Sollte ich Dich einmal brauchen, gar nicht ohne Dich fertig werden, dann aber kommst Du wieder."

„Gewiß, mein Studium ist ja darauf gerichtet! Könnte ich einmal abtragen, was ich Euch schulde!"

So war Claus auf sich selbst gestellt. Er gab Stunden des Tags und arbeitete die Nacht, hungerte manches Mal, aber er hielt fest und biß die Zähne zusammen.

Erst kam Siegfried fast täglich, dann aber faßte ihn ein lustiges Studentenleben, in dessen fröhlichem Wirbel er verschwand. Claus hatte ja gewußt, daß es so kommen würde, er zweifelte auch deshalb nicht an Siegfrieds Liebe, aber wie fehlte ihm dies warme Gefühl, das ihn gleich der Luft einer südlichen Gegend umgeben. Es war die größte Entbehrung seines entbehrungsreichen Lebens. Ihn labte die Erinnerung, wie den Verdurstenden ein Tropfen Wasser.

Drei lange Jahre gingen hin, dem Einen wie ein Rausch, dem Andern mit schweren, schleppenden Schritten.

Da starb Siegfrieds Vater. Claus stand unter den Leidtragenden. Ein erdrückender Pomp umgab den Tod, der ebensowenig als die Lumpen der Armen seine Knochengestalt decken konnte. Siegfried hatte soviel damit zu thun, daß er den Freund nur von fern sah, erst nachher vereinigten sie sich in ihrem alten Kinderzimmer.

„Jetzt bleibst Du bei mir!" rief er. „Warum sollen wir getrennt sein, wir, die wir zusammen gehören. Nun hab ich alles verloren! Bin ich Dir noch nicht arm genug? Ich brauche ein Herz wie Deins, ein treues goldnes Herz. Ich bitte Dich aus Habsucht, ich brauche einen treuen Verwalter, wie Du einer bist!"

„Wenn Du mir eine kleine Stelle gäbst, auf der ich Dir nützen könnte, ich wäre nur zu gern bei Dir. Dein Leben brauchtest Du ja deshalb nicht zu ändern, ich verstehe, daß Du viel Freunde haben mußt, nicht nur einen kümmerlichen wie ich."

„Du bist und bleibst mir der Liebste! Wie oft habe ich mich in all dem Tumult nach unserm

stillen Beisammensein gesehnt, jetzt wird mir hier wieder heimlich werden."

„Es ist mir auch, als käme ich nach Haus, Siegfried."

Gleich am nächsten Morgen begann er seine Arbeit, sie wurde sehr gut befunden und schon nach einigen Wochen erklärte der langjährige Chef des Hauses ihn für eine bemerkenswerte Kraft. Den rauschenden Freuden schloß die Trauer die Thür, das Leben der Freunde ging still und eintönig, und in diesem grauen Dämmerlicht war Claus unbeschreiblich wohl. Siegfrieds sonnige Natur dagegen sah sich mit der Zeit wieder nach blauer Luft um.

Sie wurde ihm durch eine Wohlthat, die noch von seinem Vater kam. Er hatte einer alten Verwandten gestattet, in ein Gartenhäuschen zu ziehen, welches am Ende des Parks lag. Sie war jetzt gelähmt und hatte sich zu ihrer Hülfe eine junge Nichte kommen lassen. Eine Waise, der es eine höchst willkommene Unterkunft war: das lustigste, frischeste Rosenknöspchen; für sie gab es nichts als Spaß auf der Welt. Hier war der Vogel nun eingesperrt, aber er sang doch vom Morgen bis Abend und fand Vergnügen, wo der Andre nur Jammer sah.

Siegfried war freudig überrascht, bei der Alten, die er pflichtschuldigst besuchte, solch ein wundervolles junges Leben zu finden. „Der reine Frühling!" berichtete er Claus.

„Neben dem Elend wär' er mir zu licht, Siegfried."

„Licht! Es erquickt auch die Alte."

„Die! mit ihren blinden Augen und lahmen Händen! Mir scheint, Dein Frühling weiß wenig, was der Winter braucht."

„Komm selbst sehen, Claus."

Aber er war nicht zu bewegen, hinzugehen. Desto öfter erschien Siegfried. Er konnte Kätes Kinderlachen nicht widerstehen. Wie sie sich miteinander freuten, wo Keiner sonst etwas Freudiges sah, über die ganze Welt, die, trotz der Dunkelheit umher, gleich einem Blütengarten vor ihnen lag, keimend in ihren eigenen Seelen.

Ehe er es ahnte, hatte sich eine leichte, lustige Liebe in sein Herz geschlichen. Claus wußte es früher, als er selbst. Sein kleines Fenster ging auf den Wiesenplan vor dem Gartenhaus. Wie oft hatte er dort mit Siegfried gespielt. Nun waren sie wieder zwei.

Mißgestimmt sah er auf die Glücklichen herab, denen alles Wonne war, sich verachtend über den Neid, die Eifersucht, die in seinem Gemüt Wurzel fassen wollte. Mit aller Gewalt kämpfte er dagegen. Bei ihm war Schatten, dort lauter Licht. Warum für ihn immer wieder Schmerz? Muß der eine Teil der Menschheit die Last für den andern tragen? Kann ein Herz wie das seine, vom Gram früh gezeichnet, nie wieder froh werden?

Ja, er könnte es, in Siegfrieds Glück könne er auch das seine finden, bliebe ihm nur seine Liebe, und die stand ja so fest, wie der blaue Himmel droben.

Unterdes starb die Verwandte. Käte sollte fort. Siegfried klagte es Claus. „Ich kann sie nicht fort lassen, sie ist ein Kind, weiß gar nicht, wie es in der Welt zugeht."

„Als ob Du es wüßtest. Jeder erfährt es erst, wenn er hinein geworfen wird, wie in das Meer."

„Ich hätte keine ruhige Stunde", fuhr Siegfried fort. „Warum soll ich sie nicht schützen, da ich es kann, ich liebe sie, Claus, nicht wie Dich, ganz anders."

„Natürlich, ich wußt' es längst! Weiß sie es auch?"

„Nun ja, ich kann mich nicht verstellen. Wir waren beide selig, als es ausgesprochen war. Sie geht jetzt zu einer Freundin, bis ich sie zu meiner Frau machen kann, natürlich so bald als möglich. O, Du wirst sie schon gern haben, sie bezaubert Alles, sie ist eben Sonnenschein. Sie wird Dich lieben, wie ich Dich liebe, wir werden eine glückliche Familie sein."

„Wer daran glauben könnte! Aber ich versteh' mich nicht auf Frauen, ich fürchte, bei derlei ist ein Freund immer im Wege. Das Beste wäre, ich ginge."

Siegfried schrie hoch auf. „Wenn Du mir das anthust, hast Du mich nie lieb gehabt! Versuche es doch, mit uns glücklich zu sein."

„Ich will's versuchen, ich wäre einsam zu unglücklich, Du hast mich verwöhnt, mich glauben machen, ich hätte ein Recht auf Glück."

„Wer hat ein größeres als Du Guter! Bester! Besser, weit besser und klüger als wir Beide!"

An dem Freudenfest des Reichen,
Ist kein Platz für dich, den Armen,
Darfst am Herde nicht erwarmen,
Geh hinaus zu deinesgleichen!

Die Hochzeit wurde zu Kätes Betrübnis sehr still gefeiert.

„Mehr wie ein Begräbnis!" sagte sie, „und Dein grämlicher Freund in den großen weißen Glaceehandschuhen sah dazu aus, wie der Leichenbitter. Nicht wahr, nun wollen wir aber lustig sein, unser Leben genießen, ich habe einen wahren Heißhunger auf helle Kleider, fröhliche Leute sind Spaß!"

„Zum Spaß taugt mein armer Claus freilich nicht, aber um uns zu stören ist er viel zu bescheiden."

„Solche bescheidene Leute, die immer beleidigt sind, kenne ich, sie trüben doch das Wasser! O Siegfried, ich wollte, wir wären allein!"

„Schäme Dich, Käte, sage das nie wieder oder ich sage: ich liebe ihn mehr als Dich."

„Das glaub' ich doch nicht," antwortete sie lächelnd und umschlang ihn. „Mag Dein Bär uns umbrummen; von unserem Honig bekommt er doch nichts."

Es schien, als habe er auch wenig Appetit darauf. Seit dem Hochzeitstage führte Claus ein Einsiedlerleben; sein Essen wurde ihm auf seinen Wunsch hinaufgebracht; es hieß, er habe zu viel zu thun. Die Folge war, daß Siegfried viel mehr oben steckte, als es seiner eifersüchtigen kleinen Frau gefiel.

„Dieser Duckmäuser," sagte sie, „verdirbt uns das ganze Leben, immer denkst Du an ihn! Es werden Umstände mit ihm gemacht, als wäre er der Großmogul, und er ist doch Dein Untergebener. Bei den schönsten Fahrten drängst Du heim, als hättest Du einen Säugling oben. Was ist er uns?"

„Unser Segen ist er, Käte, unser goldenster Schatz im Haus."

„Ich kann nichts Goldenes an ihm finden, ich wollte Du hättest ihn unentdeckt gelassen. So kann es aber nicht bleiben, ich werde bitterböse dabei, er muß herunterkommen, mit uns leben, ich muß sehen, was Ihr treibt."

„Wenn Du ihn bittest, thut er es gewiß; Dir widersteht Keiner, wenn Du liebenswürdig sein willst."

„Verdient hat er es nicht. Aber des lieben Friedens halber werde ich mich opfern."

Sie band einen schönen Strauß Rosen zusammen und wanderte siegesgewiß herauf in das Dachstübchen. Mit ihr drang eine Flut Sonnenschein herein, in deren Mitte sie stand, wie ein verkörperter Sonnenstrahl. Ihre fröhliche Schönheit überraschte Claus, wie ihn oft die Natur überrascht, wenn er nach langen dunklen Arbeitsstunden hinaus in das Freie gekommen und die Herrlichkeit der Welt erkannt hatte. Ja, dies war eine andere Atmosphäre als die, in welcher er lebte. Eine Sehnsucht danach, nach Glück, nach Licht erfaßte ihn. Er trat einen Schritt auf Käte zu, seine bleichen Wangen röteten sich. „Sie kommen zu mir!"

„Wie sollten wir anders zusammenkommen!" rief sie lachend. „Der Berg kommt zu Mahomed, aber nun muß Mahomed den armen Sterblichen da drunten gnädig sein und herabkommen aus seinen sieben Himmeln."

„Erstens bin ich kein Mahomed und zweitens komm' ich nicht aus sieben Himmeln."

„Nun, dann wird Ihnen der eine, in dem wir leben, desto besser gefallen."

„Mir schon, aber ich ihm? Ich, ein grämlicher alter Einsiedler."

„Alt? — Grad so jung wie Siegfried."

„Ich fürchte, ich war schon alt, als ich noch ein Kind war. Die Jahre machen es nicht."

„Nein, aber das Leben; wie sollen Sie anders als alt und grämlich werden unter all den Zahlen, Rechnungen; mich würde der Anblick schon in einem Tag melancholisch machen. Kommen Sie, unten ist alles Spaß — Vergnügen!"

„Spaß! Vergnügen! Und darunter ein armes Lasttier wie ich?"

„Das sollen Sie eben nicht sein. Siegfried will gar nicht, daß Sie sich so um ihn abplagen. Schütteln Sie das Joch ab, das Sie sich selbst auferlegen. Leben Sie ein Weilchen mit uns Glücklichen!"

„Als ein Geduldeter, und das wird mich mehr kränken, als meine selbsterwählte Einsamkeit."

„Nein," rief Siegfried, der eben eintrat, „als unsre Krone, als der schönste Schmuck unsres schönen Lebens. Wie froh werde ich sein, Dich wieder am Tisch zu haben, mir schmeckt kein Bissen ohne Dich!"

„Da sehn Sie, wie er ist!" rief Käte, „ich zähle gar nicht, wenn Sie nicht da sind; machen Sie mich arme Null wieder mit Ihrer Ziffer zu etwas."

Siegfried lachte. „Unsere Freundschaft ist älter, das mußt Du nicht vergessen! Komm', Claus, beweise ihr, daß Beides nebeneinander geht und die Freundschaft eines Menschen, wie Du es bist, das höchste Glück eines Mannes ist."

Am nächsten Tag war er unten. Käte empfing ihn sehr lieblich mit tausend Neckereien und Schelmereien, die lustigen Gemütern viel

Spaß gemacht hätten. Er verstand sie nicht, ihn bedrückten sie, er lächelte verlegen und konnte den Ball, den sie ihm übermütig zuwarf, nie fangen.

Wenn sie allein waren ging verhältnismäßig noch alles gut. Das Schlimme waren die Gäste, die in dem muntern Haus aus- und einflogen; die Gesellschaften. Von Vielem machte ihn seine Arbeit los, aber nicht von Allem, denn Siegfried überwachte eifersüchtig sein Kommen; sorgte, daß er einen guten Platz hatte, daß ihm nicht ein Unrecht von der übermütigen Jugend, die dort verkehrte, geschehe.

Manchen Strauß hatte er darüber mit Käte, die sich seines trüben Anblicks oft schämte.

„Dieser Don Quixote," sagte sie, „dieser Ritter von der traurigen Gestalt! Du machst ihn selbst anspruchsvoll und hochmütig auf seine misère, es ist der schlimmste Hochmut! Weshalb muß er immer das Beste haben?! Mich hast Du doch auch lieb und nie hast Du dergleichen Rücksichten für mich!"

„Du brauchst sie nicht, Du bist ülleralt glücklich!"

„Ich wollte, ich wäre unglücklich, damit Du dasselbe Interesse an mir nähmst. Männerfreundschaften vor der Ehe sind ein wahrer Verderb für die Häuslichkeit. Die Frau wird als Schmuck, als Spielzeug behandelt; was ernst ist, bespricht man mit dem Freund; ist's nicht so, Siegfried?"

Er umschlang sie. „Und wenn es so wäre, willst Du denn durchaus nicht die Lichtseite meines Lebens sein?"

„Ich will Dein Alles sein, Siegfried!"

Solche Gespräche waren nicht selten. Der Volksmund sagt mit Recht: „Zwei lieben sich, drei streiten sich" War es die Unvernunft der übermütigen kleinen Frau oder Zufall, meist stand Siegfried mit Claus ihr gegenüber. Eine Weile verteidigte sie sich scharf. Witz und Scherz standen ihr zur Seite, dann kamen böse Worte, spitz wie Dornen, gefährlich scharf; Worte, die man solchem Rosenmund nie zugetraut hätte. Dann Klagen, Thränen. Es war eine fortwährende Aufregung über dumme, unbedeutende Sachen, die nur durch die Weise, in der sie aufgefaßt wurden, den Frieden störten. Jeder sagte sich im Stillen, daß dies Zusammenleben kein Glück sei, und Keiner hatte den Mut, es auszusprechen.

Claus war schon mehrmal zum Essen ausgeblieben. Siegfried verlangte aber, daß sein Platz offen blieb. Er hatte ihm gesagt, er brauche sich deshalb nicht zu plagen, käme er, so fände er immer seine Stelle.

Für eine Hausfrau eine unangenehme Sache. Manches Mal hatte sie versucht, den Platz zu erobern, sich Gewißheit zu verschaffen. „Banko's Geist ist schrecklich!" sagte sie. „Warum soll Dein Freund alle Rechte haben, wir die Pflichten?"

„Als ob er nicht seine Pflichten gewissenhafter erfüllte, als wir die unsern. Er ist die Seele von diesem Überfluß, die Arbeitsbiene, die uns mit Honig versorgt."

„Er verbittert ihn mir wenigstens redlich. Ich wollte, wir hätten ihn in seinem Schmollwinkel gelassen. Mir ist er wie ein Fleck, ein dunkler Fleck vor meiner Sonne. Es ist nicht auszuhalten, mit ihm können wir nicht leben und ohne ihn auch nicht. Ihm siehst Du alles nach, mir nichts."

„Weil Du Schuld bist, daß es mit Claus nicht geht, er ist wie ein Lamm."

„Natürlich — und ich der Wolf! Du hättest mich nie zwischen Euch stellen sollen, Siegfried!"

Heute war wieder der offene Platz da, den sie zu gern mit einer durchreisenden Freundin besetzt hätte. Der Tisch war schon voller Gäste, Einer aber konnte noch heran. Noch zehn Minuten warte ich, dachte sie, dann schlag ich es ihr vor. Nach fünf Minuten wurde ihr die Zeit zu lang und die Freundin war eingeladen. Sonnabends pflegte ja Claus öfter fortzubleiben. Siegfried war zu höflich, um Einspruch zu erheben.

Sie hatten sich eben zu Tisch gesetzt, da trat Claus ein. Er übersah schnell den Fall und suchte sich unbemerkt fortzuschleichen. Siegfried hatte ihn aber gesehen. Als er wieder mit Käte allein war wurde er zum ersten Mal heftig gegen sie, er schloß, wenn sie des Freundes Platz vergäbe, möchte sie es nur mit seinem ebenso machen, er äße dann nicht zu Hause.

Sie schluchzte und verteidigte sich, aber er wollte nichts hören, schlug die Thür zu und ging hinauf zu Claus.

Der Freund war sehr betrübt über Siegfrieds Erregung „Arme Frau," sagte er. „Sie hat ganz recht, es geht nicht mit mir. Laß mich nur weiter vegetieren, wie vorher, für manche Menschen ist es nicht anders; sie sind einsam geboren und sollen es bleiben, sich nicht in glückliche Verhältnisse eindrängen."

„Ich verstehe Käte nicht, solch eine sonnige Natur!"

„Ich wohl," antwortete er, „sie will Dich allein besitzen."

„Als ob mein Herz so klein wäre"

„Mag es noch so groß sein, Siegfried, wer liebt, ertappt sich leicht darauf, dem Andern auch das geringste Plätzchen zu mißgönnen. Ich bin auch dadurch gegangen. Jetzt aber weiß ich, mag ich auch aus dem Hause wieder fort müssen, aus Deinem Herzen vertreibt mich nichts."

„Das weiß Gott!" rief Siegfried. „Ach, warum wird es selbst guten Menschen, mit den besten Absichten oft so schwer, glücklich und friedlich nebeneinander herzugehen!" — —

Es war ein schöner warmer Abend, die Sonne rötete noch hier und da ein graues Wölkchen, das in seiner Unscheinbarkeit auf solchen Glanz nie gehofft. Claus wandelte nachdenklich durch den dämmrigen Gärten. Was er thun wollte, stand ganz fest, er mußte fort, fort aus dem Haus. Seine Arbeit konnte er ihnen ja doch geben, denn er fühlte mit Stolz, daß er notwendig geworden. Mit Käte mußte er sprechen, im Guten wollte er scheiden, schnell, gleich heut; schwer war das nicht, sein ganzes Besitztum ging in ein Köfferchen. Einen Abschied von Siegfried traute er sich nicht zu. Der Freund würde ihn nicht fortlassen. Wenn ihn Käte auch nachher allein hatte, verdrängen würde sie ihn nie aus diesem treuen Herzen, von diesem einzigen Fleckchen Paradies. Er konnte ruhig gehen.

Als er in den dunklen Gartensaal trat, erhob Käte den Kopf, sie schluchzte herzzerbrechend, wie ein Kind, das denkt, nun ist alles aus.

„Sie kommen sich wohl an Ihrem Triumph zu weiden", rief sie zornig. „Gut, sehen Sie es nur, ich bin unglücklich, ganz, ganz unglücklich und Sie sind Schuld. Siegfried liebt nur Sie, denkt nur an Sie! Sie sind wie ein Dämon in dies Haus gekommen, wie das Unglück."

„Ich fühle es!" antwortete er traurig, „ich sollte mich von der Sonne fern halten."

„Ja", rief sie egoistisch, „weil es dunkel wird, wo Sie sind."

„Wenn ich aber aus diesem lichten Hause gehe, sollten Sie wenigstens Mitleid mit mir haben."

„Siegfried wird Sie ja nie fortlassen."

„Ich werde thun, was recht ist, daran kann mich Niemand hindern."

Sie war aufgestanden, in den schwergeweinten Augen leuchtete unverhohlene Freude. „Gott segne Sie dafür!" rief sie, ihm die Hand reichend, „ich hoffe, es kommt ein Tag, an dem Sie wiederkehren. Lassen Sie mich mit Siegfried für eine kleine Weile allein, ganz allein, Sie besitzen ja schon mehr als ich, seine ganze Kindheit. Dann und wann könnten Sie ja zu uns kommen."

„Nein!" entgegnete er, ihr die Hand küssend. „Für jetzt müssen wir ganz geschieden sein; auch zu mir soll Siegfried nicht kommen, es würde die alte Geschichte werden. Er soll sich von mir entwöhnen. Bei der Arbeit seh ich ihn ab und zu; das genügt. Arbeit, scheint es, bleibt immer mein Teil, aber auch mein Trost."

„O", schluchzte sie, „Sie werden den Lohn dafür finden, ich will von ganzer Seele darum bitten!"

Man hat mir nicht den Rock zerrissen,
Es wär' auch schade um das Kleid,
Noch in die Wange mich gebissen
Vor übergroßem Herzeleid.

Es wurde Claus sehr schwer zu gehen. Er ließ hinter sich alles Schöne, Gute, ein Wohlleben aller Sinnen, für welches er längst empfänglich geworden. Freilich, sein Gehalt, jetzt ein großes, erlaubte ihm ein anderes Stübchen, als das alte. Er fühlte, wie des Menschen Ansprüche wachsen, verwöhnt kam er in diese herbe Luft, weit verwöhnter als das erste Mal. Aber es mußte so sein. Sein Charakter empfand das moralische Muß, noch schärfer als das materielle.

Siegfried litt noch mehr, das wußte er; sein zärtliches Herz zerrissen zwischen ihnen Beiden. Auch für ihn war der beste Ausweg Arbeit, er hatte es ihm geraten und mit Freuden merkte er, daß er die Geschäfte weit mehr selbst in die Hand genommen und man anfing, ihn dort als Macht zu fühlen.

Hier und da begegneten sie sich dabei, ein Blick, ein Wort genügte, um den Schatz ihrer unwandelbaren Liebe auszutauschen. Von Käte war nie die Rede — nur als er nach einem Jahr in großer Angst um sie war. Ein Töchterchen wurde ihm geboren.

„Ich hätte es nie ertragen, sie zu verlieren", sagte er Claus.

„Nicht ertragen!" antwortete der, „als ob man danach gefragt würde. Der Himmel schütze Dich Sonntagskind vor der Erfahrung, daß man weiter leben muß, mit Wunden, die einem tödlich scheinen." (Schluß folgt.)

Die kleine Odyssee.

Eine Seegeschichte von **Heinrich Kruse.**

(Fortsetzung.)

„Mutter,“ entgegnete drauf schweratmend der edle Pelide,
„Nur um die feindlichen Troer zurück vom Lager zu treiben,
Hab' ich Patroclus gesandt, doch nicht in die Schlacht sich zu mischen,
Und ich warnt' ihn, sich nicht mit dem schrecklichen Hector zu messen.
Aber ich sage das nicht, um meinen Patroclus zu tadeln,
Der mir der liebste war und der beste der Menschen. Er sollte
Meine Asche dereinst in der Urne bringen nach Hause,
Daß mein Vater sich freue, doch etwas zurück zu erhalten —“
Doch es vermochte vor Thränen nicht mehr der Pelide zu reden,
Und aufspringend griff er nach seiner gewaltigen Lanze.
„Tröste mich nicht“, so rief er. „Mich kann nur Eines noch trösten,
Rache zu nehmen an ihm, der meinen Patroclus ermordet.“
„Mein unglücklicher Sohn, wohin?“ So sagte da Thetis.
„Deine Rüstung ist fort. Sie hat von der Leiche des Freundes
Hector erbeutet und pranget nun selbst in dem strahlenden Panzer,
Den als Hochzeitsgab' einst brachten die Götter dem Peleus,
Darum verzieh! Ich gehe sogleich zum Hephaestos und bitt' ihn,
Während der Nacht mir eine unsterbliche Rüstung zu schmieden,
Und wenn Eos erscheinet, die rosenfingrige Göttin,
Bring' ich sie fertig Dir her, dann kannst Du ziehn in das Schlachtfeld.
Aber es kämpfen die Feinde, nachdem sie die Rüstung erbeutet,
Jetzt um die Leiche sogar des Patroclus und wollen nicht weichen.“
„Das darf nimmer geschehn!“ So rief er und wollte von neuem
Gleich in den Kampf sich stürzen, doch Thetis hielt ihn und sagte:
„Gehe nicht unbewehrt in die Schlacht! Geh nur bis zum Graben.
Tritt auf den Wall und ruf' in das Feld mit schallender Kehle,
Denn ich weiß, sie halten nicht aus die gewaltige Stimme,
Sondern wie Lämmer bei Löwengebrüll, so werden sie fliehen.“
So sprach Thetis und ging, zum Hephaestos eilend, dem Schmiede.
Nicht unfolgsam war Achilles der göttlichen Mutter,
Sondern er schritt unbewaffnet entlang an den Schnäbeln der Schiffe
Bis zum Wall und zum Graben und sah von der Höhe das dichte
Kampfgewühl um Patroclus, den Ajax hielt in den Armen.
Während die Griechen das Haupt festhielten, versuchten die Troer,
Hector voran, ihn nach Troja zu zieh'n, an den Füßen ihn zerrend.
Dreimal schrie Achilles, es dröhnte, wie Erz der Drommeten.
Als zum ersten Male die furchtbare Stimme gehört ward,
Blickten die Troer auf und erschraken. Zum anderen Male
Merkten die Troer, daß Niemand es sei, als der wilde Pelide,
Doch da zum dritten Male erklungen die eherne Stimme,
Flohen die Troer entsetzt durch das weite Gefilde der Stadt zu.
Also wurde Patroclus befreit von der Wolke der Feinde,
Die um die Leiche den Kampf fortsetzten und eher zu Leichen
Selber zu werden geschworen, als aufzugeben die Beute.
Und nun legten die Freunde Patroclus, von Staub und von Wunden
Traurig entstellt auf den Wagen, mit Purpurgewand ihn bedeckend.
Aber Achilles ging ihm entgegen, und als er die Decke

Zog von dem edlen Gesichte des Freundes, da flossen die Thränen,
Kaum erst versiegt, von neuem herab, wie ein stürzender Bergquell.
Und so sprach er mit oft von Schluchzen durchbrochener Stimme:
„Mein Patroclus, ich will nicht ruh'n und rasten, bis daß ich
Hector Dir zu Füßen gelegt und die Rüstung des Toten.
Manche Troerin wird ihr schönes Gesicht noch zerfleischen
Und wund schlagen die Brust, um Deinetwillen, Geliebter,
Immer noch hör' ich im Geist die liebliche Stimme des Freundes,
Die oft Balsam mir goß in meine verwundete Seele
Und mich gewarnt und ermahnt, doch Maß zu halten im Zorne.
Doch zehn tapfere Feinde und hundert zu töten, ist leichter,
Als zu bezwingen den zornigen Mut in der eigenen Seele.
Süß ist anfangs zwar, wie Honig die Rache, doch später
Wandelt sie sich in Gift, das die Eingeweide verzehret.
Wär' ich Patroclus gefolgt! Doch Vergangenes sei nun vergangen.
Ich will zürnen nicht mehr Agamemnon, dem Sohne des Atreus.
O, wie süß ist es doch, zu thun, was ein Freund uns gebeten,
Als er die Sonne noch sah, und so ihm Freude zu machen,
Wo er auch weile, der teuerste Freund, der entrissen uns wurde.
Denn wir wissen ja nicht, wohin nach dem Tode wir gehen,
Nur daß richten uns werden gerechte, untadlige Richter
Minos, Äacus nebst Rhadamanthus im Reiche der Schatten.
Aber wohlan! Nun bringt mir den Freund in das Zelt, das verwaiste."
Hinter dem Leichnam schritten die sämtlichen Myrmidonen
Klagend einher als Trauergefolge zum Zelt des Achilles.
Als vom blutigen Staube der Schlacht nun gereinigt der Held war,
Ward er auf schneeiges Linnen gelegt mit purpurner Decke.
Alle jammerten laut, so Männer, wie klagende Weiber.
Sprachlos neben dem Freund saß stöhnend der edle Achilles,
Und kein Schlummer erquickte die müden und brennenden Augen.
Sieh, noch harrte die Welt in heimlichem Dämmerlichte
Schweigend dem Morgen entgegen, da kam von den Höhen des Olympos
Thetis herab, und sie trug in der Linken den Helm und den schönen
Schild, mit Bildern des Lebens verziert durch die Kunst des Hephaestos
Und in der Rechten die große und strahlende Rüstung des Helden.
Also trat sie ins Zelt des geliebtesten Sohnes, und Alle
Staunten die Göttin an und die herrlichen funkelnden Gaben.
„Nimm hier", sprach sie, „die Rüstung, die Dir Hephaestos geschmiedet,
Wunderschön, wie sie nimmer ein Mann um die Schulter getragen."
Freudig ergriff sie der Sohn, und es glühten die Augen vor Kampflust.
„Mutter", so sprach er entzückt, „das sind hochherrliche Waffen,
Die ein Gott nur konnte, nicht sterbliche Menschen, bereiten.
Bald nun werd' ich zurück mir die Rüstung des Peleus erbeuten,
Die jetzt Hector trägt, nachdem er den Freund mir erschlagen."
Thetis kehrte zurück zum Felsenhaupt des Olympos,
Aber Achilles, bewehrt mit den göttlichen Waffen, er wollte
Flugs vorstürmen zum Kampf. Ihn baten die Fürsten und Freunde,
Erst durch das Frühmahl sich, wie die übrigen Alle, zu stärken,
Aber er weigerte sich und schwur, nicht Trank und nicht Speise
Sollten ihm gleiten die Kehle herab, bis er seinen Patroclus
Hätte gerächt und Hector als Leiche geschleift zu den Schiffen.
Schwer ist die Arbeit des Kriegs, und nachdem sich die Griechen gesättigt
Und sich gestärkt, daß sie Hunger und Durst in der Schlacht nicht ermatte,
Brachen sie auf und Allen voran der erzürnte Pelide.
Sieh, ihm bebt' da der Speer auf der Schulter, es glänzte die Spitze
Gleichend dem Sterne, der hell aufglänzt vor allen Gestirnen
Während der Sommernacht, wenn abends die Herde gemelkt wird.

Hund des Orions nennt man den funkelnden Stern, für ein schlimmes
Zeichen gilt er jedoch, denn er bringt uns die glühendste Hitze.
Also bedeutete Tod und Verderben die funkelnde Spitze
Sämtlichen Troern, am meisten dem Manne, der dem Freund ihm erschlagen.
Unerschrocken begehrt' ihm Hector entgegen zu ziehen,
„Er soll seh'n, daß die Spitze des Speers auch Hectorn geschärft ist!"
Rief er; doch hielten zurück und baten ihn sehr die Genossen,
Nicht vor die Reihen zu treten, damit er dem Sohne des Peleus,
Der nach ihm nur verlangte, das grimmige Herz nicht erfreue,
Sondern er mög' in den Reihen, geschützt von den Seinigen, kämpfen.
Aber Achilles stürmte voran in der göttlichen Rüstung
Und sie beschwerte ihn nicht, nein, hob ihn wie Flügel vom Boden.
Manchen schon hatt' er der Troer erlegt mit unnahbaren Händen.
Siehe, da kam Polydorus, der jüngste von Priamus Söhnen,
Ihm in den Wurf, der Liebling des Vaters. Er hatte dem Jüngling
Noch nicht gestattet bisher in die Schlacht sich der Männer zu mischen.
Er, Polydorus, ließ im Laufe zurück auch die schnellsten,
Und aus kindischer Lust, wie rasch er renne, zu zeigen,
Lief er behend in den vordersten Reih'n. Doch wie er vorbeiflog,
Traf ihn der Speer des Peliden ins Rückgrat, dort, wo die gold'ne
Spange des Gurtes sich schloß, und der Spieß drang durch bis zum Nabel.
Heulend sank er aufs Knie und das Dunkel des Todes umhüllt' ihn.
Doch da hielt sich Hector nicht mehr. Aus den Reihen der Seinen
Sprang er, den Wagen verlassend, heraus, grad auf den Peliden
Schritt er entschlossen und rief: „Grausamer, den Knaben zu töten!" —
Hector vermochte vom Schmerze bewegt, nichts weiter zu sagen.
Doch frohlockend, als sei er schon Sieger, so stürmte Achilles
Näher heran, für den Mord des Patroclus Rache zu nehmen.
„Hector", rief er ihn an, sich brüstend, „Du trägst zwar die Rüstung,
Die mir Peleus geschenkt, doch glaube nicht, daß Du Achill seist,
Und Du wirst mich nicht hindern, das Meine mir wieder zu nehmen."
Ihm antwortete drauf der helmumflatterte Hector:
„Laß, Achilles, uns doch nicht streiten wie zornige Weiber,
Die auf die Straße laufen und laut sich mit Worten verfolgen,
Kämpfen wir! Wenn ich auch weiß, daß Du tapfer und stärker als ich bist,
Können die Götter den Sieg doch, wem sie wollen, verleihen."
Und er entsandte den Speer, doch beugte Achill sich, der Speer fuhr
Über die Schulter hinweg, nur leicht sie verletzend, und bohrte
Tief sich hinein in den Grund, daß der Schaft nachzitternd emporstand.
Doch sah Hector mit Schrecken, als jetzt der Pelid auf ihn eindrang,
Daß er, den Wagen verlassend, des anderen Speeres vergessen,
Und so floh er vor ihm, doch hinter ihm flog der Pelide.
Hector lief mehrmals um die Stadt mit beflügeltem Laufe,
Aber ihm folgt' auf den Fersen der hurtige Renner Achilles.
Also hielten daselbst vor den Augen der Troer und Griechen
Beide die Helden, nicht nackt, nein, beschwert von Waffen den Wettlauf.
Aber der Siegspreis war nicht etwa ein goldener Dreifuß
Oder ein Kleinod sonst, das den Sieger belohnet im Wettkampf,
Sondern das Leben des Hector, der Priamus Veste so lange
Als Vorkämpfer beschützt und die Weiber und Kinder gerettet.
So wie die zitternde Taube entfliehet dem kreisenden Habicht:
Seitwärts suchet sie zwar zu entschlüpfen, doch stößt er begierig
Sie zu erhaschen herab und schneidet den Weg ihr der Flucht ab.
Also sucht' an die Mauer der fliehende Hector zu kommen,
Ob ihn die Seinen vielleicht mit ihren Geschossen beschützten.
Doch stets drängt ihn zurück ins Gefilde der schnelle Achilles,
Und sie erreichten die zwei schön sprudelnden Quellen, aus denen

Sich der Skamander ergießt, heiß dampfend die eine, die andre
Ist auch Sommers so kalt, wie die eisigen Körner des Hagels.
Dort sind nahe den Quellen geräumige Gruben zum Waschen,
Schön aus Steinen gehaun, wo die Feiergewänder die Weiber
Trojas wuschen vordem, da der liebliche Friede noch blühte,
Ehe die feindlichen Scharen am Hellesponte gelandet.
Dort nun rannten vorüber die hurtigen Läufer im Wettkampf,
Dreimal waren bereits um die Mauer die Helden gekreiset.
Aber sobald sie nun wieder die sprudelnden Quellen erreichten,
Da nicht länger ertrug es die tapfere Seele des Hector
So zu fliehen, gejagt von dem übermächtigen Feinde,
Sondern er stand und wandte sich um, und sprach zu Achilles:
„Halt! Ich flehe Dir jetzt! Ich töte Dich, oder ich falle!"
Und so riß er das schneidige Schwert aus der silbernen Scheide,
Denn dies Schwert war alles, was Hector von Waffen geblieben.
Aber Achilles hielt, als er wild anstürmt', ihm den Schild vor,
Den Hephaestos geschmiedet, geziert mit künstlichen Bildern,
Oben von Gold und je zwei Lagen von Zinn und von Kupfer.
Und drei Lagen hindurch drang Hectors gewaltiger Schwerthieb.
Doch dann lahmte die Kraft. Achilles leuchtende Augen
Spähten an Hectors Leib nach einer verwundbaren Stelle.
Rings zwar deckte den Leib die geschlossene eherne Rüstung,
Nur wo das Schlüsselbein den Hals abgrenzt und die Achsel,
Zeigte die Kehle sich bloß, die gefährlichste Stelle des Lebens.
Dort stieß wütend den Speer Achilles hinein und so mächtig,
Daß ihm aus dem Genicke die Spitze der Lanze hervordrang.
Doch nicht völlig zerschnitt sie dem sterbenden Hector die Gurgel,
Daß schwachatmend der Held noch also zu reden vermochte:
„Lasse mich nicht im Felde zum Fraß für die Vögel und Hunde,
Sondern vergönne den Meinen den Leib, um mich zu bestatten,
Wie es sich ziemt, und wie ich vielleicht es um Troja verdiente.
Reichliches Lösegeld wird gern Dir Priamus geben!"
„Und wenn Priamus mir mit Gold aufwöge den Körper:
Nein!" entgegnete drauf Achilles mit zornigem Mute,
„Nein, die Gebeine des Mannes, der das Licht mir raubte des Lebens,
Sollen im Felde verbleichen, so hab' ich Patroclus geschworen,
Ihn dagegen bestatten wir nun mit den Ehren der Toten,
Sammeln in goldene Urne die teuerste Asche vom Holzstoß,
Setzen im Hügel sie bei, den hoch darüber wir türmen,
Stellen die Säule darauf und das trauernde Heer der Achäer
Ehrt sein Grab wie der Könige dann mit den Spielen des Wettkampfs."
Ihm antwortete Hector darauf, nur leise noch röchelnd:
„Weh mir! Ich hab' es gedacht, Dein Herz weiß nichts von Erbarmen,
Aber Du selbst wirst bald Dein Schicksal erfüllen!" „So sei's denn!"
Grollte des Peleus Sohn, „so bald es die Götter beschließen."
Darauf zog er die Lanze heraus aus dem sterbenden Feinde,
Nahm die Rüstung ihm ab und lud auf den Wagen die Beute.
Hector hatte die Seele verhaucht und sie ging schon zum Hades,
Klagend ihr Jammergeschick, von Jugend zu scheiden und Schönheit.
Aber Achilles that nicht schön an dem herrlichen Hector.
Zwischen der Fers' und den Knöcheln des Fußes durchschnitt er die Sehne,
Zog dort Riemen hindurch und band an den Wagen die Leiche.
Und so schleift' er ihn hin durch den Staub und die Steine der Straße,
Daß sein lockiges Haar nachflatterte hinter dem Haupte.
Also jagte Achilles davon nach den Schiffen der Griechen,
Während das Jammergeschrei Andromaches ferne verhallte.
Und zum Lager gelangt und zur Leiche des teuren Patroclus,

Legt' er den Hector, entseelt, auf die Erde gekehrt mit dem Antlitz,
Wieder zu Füßen dem Freund, zur Rache und Sühne.

„Es war ein
Schrecklicher Kerl!" so sprach kopfschüttelnd der ehrliche Bootsmann.

Ja, jähzornig, das war nun einmal der gewalt'ge Pelide,
Und nachdem Patroclus die Ehre des Feuers erhalten,
Und ein Hügel ihm aufgeschüttet, so schleift' er den Hector
Dreimal täglich herum, mit den Riemen am Wagen gebunden.

„Ein sehr schrecklicher Kerl!" so sprach Claus Babbe noch einmal.
„Haben den Hector denn wirklich die Vögel und Hunde gefressen?"

Nein! so sagt' ich. Des Priamus Seele verzehrte vor Gram sich,
Daß sein Hector, sein teuerster Sohn, der Bestattung entbehrte,
Darauf hielten sie mehr als wir. Ein höckriger Rasen,
Auf dem weidet das Vieh, ist unsere Wohnung der Toten.
Aber die Alten erbauten den Toten die schönsten Paläste
Und Grabmäler, die heute noch stehn, und Priamus konnte
Nicht mehr ertragen den Schmerz, daß Hector den Vögeln zum Fraße
Läg' im Staub und täglich sein Leib aufs Neue geschleift ward,
Während sein Geist am Styx als klagender Schatten umherirrt;
Denn ihm ward kein Platz ja vergönnt im Nachen des Fährmanns,
Bis sein Leib mit Feuer verbrannt und frommen Gebräuchen.

„Ja, in Gotha verbrennen sie auch." So bemerkte da Jemand,
Den ich zu nennen nicht brauche: natürlich der leichte Matrose.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wahrheit.

In schlichtem Kleide, jeglichen Schmuckes bar,
Das Dulder-Antlitz edel erhoben, ernst,
In abgemess'nen, festen Schritten
Wandelt einher und allein die Wahrheit.

Nicht achtet sie des Pöbels Geschrei, der Wut
Gemeinen Haufens, welcher mit Kot sie trifft;
Sie kennt ihr Schicksal — stolz und sinnend
Schreitet sie weiter und sagt: sie rasen.

Eugen Reichel.

Der verdorrte Baum.

Er stand nicht an der rechten Stelle,
Es mangelt' ihm an Licht und Raum,
Fern abseits floß die klare Quelle —,
Drum ging er ein, der stolze Baum.

Es wäre gar nicht schwer gewesen,
Man hätte leicht ihn frei gemacht;
Er wäre sicherlich genesen, —
Doch Niemand hat daran gedacht.

Nun erst, da er in kahler Blöße
Die Äste streckt zum Himmelsraum,
Bewundern wir die edle Größe,
Und jammern um den stolzen Baum.

Karl Jaenicke.

Ich hör' ein Brausen in der Ferne.

Ich hör' ein Brausen in der Ferne,
Des Meeres Brandung, dumpf und hohl,
Und am Gestade stünd' ich gerne:
Hinaus, hinüber fänd' ich wohl.

Doch ob ich wandre nach der Wogen
Geheimnisvollem Klang und Spiel,
Es trennt der Düne weißer Bogen
Mich lange vom ersehnten Ziel.

So brandet, seit Du hingegangen,
Mir laut ins Ohr die Ewigkeit,
Doch hält mir Blick und Fuß gefangen
Der öde Dünensand der Zeit.

Und hab' ich endlich einst erstiegen
Den Wall, an den die Woge schlägt,
Wird dann der Kahn am Ufer liegen,
Der mich zu Dir, mein Liebling, trägt?

Gustav Weck.

Den Bühnen gegenüber Manuskript. Mit Vorbehalt aller Rechte.

Weltuntergang.

Volksschauspiel in fünf Akten von Paul Heyse.

Vierter Akt.

Ein kleiner Platz, hinten durch eine fortlaufende Häuserreihe geschlossen, links und rechts münden zwei Straßen ein. Vorn zur Linken ein Brunnen mit einer steinernen Mariensäule.

Erste Szene.

(Auf den Stufen am Brunnen knieen) **Frauen** (im Gebet. Rechts vor einem Hause eine) **Hökerin** (mit einem kleinen Kram), **drei Bürgersfrauen** (mehr im Vordergrunde in eifrigem Gespräch), die blinde **Bärbe** mit dem kleinen **Mädchen**, (das sie führt, sitzt auf den Steinstufen am Brunnen.)

Bärbe (murmelt vor sich hin). Ach Gott, ach Gott! Die Finsternis!

Das Kind (steht vor der Alten, ihr ein Brötchen hinhaltend). Großmutter, iß!

Bärbe (schüttelt den Kopf). Nein, Kind! Ich brauch' nicht Trank und Speise;
Mein Heiland stärkt mich zur himmlischen Reise.
Will denn die Nacht noch nicht vergehn?
Lieb Kind,
Siehst Du den Feuerstern noch droben stehn?

Kind. Großmutter, 's ist ja heller Morgen.
Alle Stern' schon untergegangen sind.

Bärbe. Ja ja! was hilft uns Ängsten und Sorgen!
Hilf uns, Gott Vater, Sohn und Geist!
Weißt Du nicht, wie's im Liede heißt?
(Singt sehr eintönig, halblaut vor sich hin.)
Wenn der jüngste Tag will werden,
Fallen die Sternlein auf die Erden,
Beugen sich die Bäumelein,
Schweigen die lieben Waldvögelein.

Ein Bürgerweib. Hört, was die blinde Bärbe singt!
(Sie nähern sich ihr).

Bärbe (singt). Kommt der liebe Gott gezogen
Mit dem schönen Regenbogen,
Spricht: Ihr Toten sollt auferstehn,
Sollt vor Gottes Gerichte gehn.

Zweites Bürgerweib. Mein Jesus, wie das schreckhaft klingt!
Und 's riecht so schweflig in der Luft —
Ich wollt', ich läge schon in der Gruft!

Bärbe (singt). Ihr sollt treten auf die Spitzen,
Wo die lieben Englein sitzen.
Ihr sollt treten auf die Bahn,
Unsern Herrn Jesus beten an!

Erste Frau. So sitzt sie schon die ganze Nacht,
Hat, schätz' ich, kein Auge zugemacht,
Ganz wie mein Mann:
Der hat sich in den Keller verkrochen,
Unser letzt Fäßlein angestochen
Und stöhnt und trinkt und stöhnt so fort,
Als fänd' ihn der jüngste Tag nicht dort.

Zweite. Mutter Bärbe, 's geht noch nicht an.
Will Ihr ein Morgensüpplein kochen.

Bärbe (richtet sich mit Hilfe des Kindes mühsam auf). Ach Gott, die alten Knochen!
Komm, führ' mich, Kind, zum Friedhof hin,
Da setz' ich mich auf meines Traudchens Grab,
Will beten und singen
Und warte mein letztes Stündlein ab.
(Sie wankt nach rechts über den Platz, singt dabei:)
Ich bin von Gott, ich will zu Gott.
Der liebe Gott hat mir ein Licht beschert,
Das wird mir leuchten
Bis in die ewigen Himmelsfreuden!
(Ab mit dem Kinde.)

Zweite Szene.

Vorige (ohne **Bärbe**).

Zweite Frau (schlägt die Hände zusammen). Ist das ein Jammer, eine Not!
Da betet man all sein Lebenlang
Um einen christlichen sanften Tod
In seinem Bette, nach Empfang
Der heiligen Sterbesakramente,
Und nimmt dann solch ein erbärmlichs Ende!
Kein christlich Begräbnis soll man haben,
Plautz! fällt der blaue Himmel ein,
Als wie vom Dach ein Ziegelstein,
Und ohne Priester wird man begraben!

Dritte Frau. Am Ende trifft's doch einen Jeden
Und 's geht geschwind.

Zweite Frau. Ihr habt gut reden,
Habt keine Kinder. Die meinen zu Haus
Sitzen und flennen. (Weint.)

Erste Frau. 's ist ein Graus!
Meine Wäsche liegt auf der Bleiche drauß,
Muß nur gleich auf die Wiese rennen.
Die wird mir sonst schön zugericht't,
Wenn der ganze Himmel zusammenbricht.

Dritte Frau. Was hilft jetzt noch das Schonen und Sparen,
Wenn wir doch alle gen Himmel fahren?
Ich will nur heim zu meinem Mann,
Thu' Butter und Eier in die Pfann'
Und backe Küchlein. Den Wochenlohn
Trug er gestern zum Metzger schon;
Spanferkel sind sein Lieblingsessen,
Da halten wir noch einen Herrenschmaus. (Läuft fort).

Erste Frau. Ja, die war immer oben hinaus! —
Ach Gott, mir thut's das Herz abpressen!
Und sagt, was ziehet Ihr denn an?
Meint Ihr, daß man am jüngsten Tage
Im Werktagskleide kommen kann?

Zweite Frau. Aber Gevatterin, welche Frage!
Habt Ihr auf der alten Schilderei
Im Münster nicht die Toten gesehn,
Die alle nackend auferstehn?

Erste Frau. Herrgott, und glaubt Ihr, auch wir Zwei —

Zweite Frau. Ei wohl! auch uns wird's nicht erlassen.
Keine darf nur ein Hemd mitnehmen.

Erste Frau. Da müßt' ich mich gleich zu Tode schämen!

Zweite Frau. Nu, wir können uns noch sehen lassen!
(Reden weiter, in den Hintergrund gehend.)

Dritte Szene.

Vorige. Ein Schwarm **Schulkinder** (Knaben und Mädchen, vorn rechts hereinstürmend).

Erster Knabe (wirft die Mütze in die Höhe). Juchhei, Juchhei!
Morgen ist der jüngste Tag! Heut ist frei!

Zweiter Knabe. Kommt auf den Wall!
Wollen spielen.

Erster Knabe. Fangeball!

Zweiter Knabe. Nein, wir spielen Weltgericht.
Ich will den Posaunenengel machen.
(Zieht eine hölzerne Trompete hervor, bläst darauf.)

Erster Knabe. Und ich den Herrn, der's Urteil spricht;
Da giebt's was zu lachen.

Dritter Knabe. Aber die Mädel müssen mit!

Erstes Mädchen Wir bedanken uns schön.
Nein, keinen Schritt! (Macht sich von ihm los.)

Erster Knabe. Sollt nur erst sehn,
's wird lustig werden. Der Herr thut winken:
Die Schafe zur Rechten, die Böcke zur Linken —
Die Schafe seid Ihr. (Die Knaben lachen).

Zweites Mädchen. Nein, laßt uns gehn!
's ist ein gotteslästerliches Spiel,
Daß es einem kalt übern Rücken lauft.

Die Höferin (ruft). Wecken und Fastnachtsbrezeln! Wer kauft?

Erster Knabe (ist vor sie hingetreten, nimmt eine Brezel).
Was gelten die Brezeln?

Höferin. Eine zwei Pfennig.

Erster Knabe. Das ist zu wenig.
Ich zahl' Dir sechs,
Aber erst morgen, alte Hex'.
Morgen, weißt ja, ist jüngster Tag.
(Gelächter. Er läuft fort, auch andere Knaben greifen in den Korb.)

Höferin. Die Hände vom Korbe! Ei, so schlag —!
Ihr Diebesbande! Her mit dem Geld!
Rotznasen, wart, ich will Euch lehren —
(Packt einen Knaben und schüttelt ihn.)

Die Andern. Heißa, juchhei! Auf den Wall! Ins Feld!
(Laufen nach rechts ab.)

Höferin (der der Knabe entwischt ist). Dich kenn ich! Sollst noch von mir hören!
Um Euch, Ihr Kröten, ist's nicht Schad,
Wenn morgen die Welt ein Ende hat.
(Setzt sich, vor sich hin wütend, wieder hinter ihren Kram.)

Vierte Szene.

Vorige. Der **Rektor** und ein **Lehrer** (von links. Einige der Beterinnen erheben sich, machen das Zeichen des Kreuzes und gehen. Neue nehmen ihre Stelle ein).

Rektor. Wie doch die liebe Jugend immer
Sich jedes Neue zum Feste macht,
Sei es nun besser oder schlimmer!
Doch wer mit dem Dichter oft gedacht:
Eheu, fugaces, Posthume —

Lehrer. Je nun, Herr Rektor, daß ich's gesteh',
Mir will das vaticinium
Des Doktors nicht so sicher scheinen.
Schon lange zwar spukt es hier herum,
Doch stärkere Zeichen, sollt' ich meinen,
Müßten im Himmel und auf Erden
So großer Sache Verkünder werden.

Rektor. Ihr seid noch jung, Collega, blickt
Noch in die Welt mit Hoffnung und Vertrauen.
Mich ließ mein Alter manche Zeichen schauen,
Daß wir dem Ende nahgerückt.
Dies dreißigjährige Kriegeswesen
Mit allen Gräueln, aller Not
War wie die Krankheit, davon der Tod
Die alte Menschheit soll erlösen.
Denn wenn auch Friede ward angelobt,
Und die Wut des Fiebers hat ausgetobt —
Zu sehr erschöpft sind alle Kräfte,
Zu kläglich stocken die Lebenssäfte.
Und zeigt uns Tieferblickenden nicht
Der arge Verfall der artium
Et scientiarum liberalium
Ein hippokratisches Gesicht?
Eins schmerzt mich nur: meine Edition
Von der Germania des Tacitus —
Die bring' ich nun nicht mehr zum Schluß,
Und halt' am letzten Kapitel schon!
So soll dies Denkmal treuen Fleißes
Und redlichen Gelehrtenschweißes,
Das ich verhofft aere perennius
Von Kennern anerkannt zu sehn,
Mit all den feinen Emendationen
Der Mit- und Nachwelt verloren gehn.

Lehrer. Laßt Eu'r Bewußtsein Euch belohnen.
Horaz preis't den gerechten Mann
Iustum ac tenacem propositi virum —
Den selbst der Weltsturz nicht erschüttern kann,
Dum fractus illabatur —

Rektor. Dum?
Si, Herr Collega!

Lehrer. Si? Warum?

Rektor. Dum gäbe nur einen schiefen Sinn.

Lehrer. Verteidigen läßt sich's immerhin,
Ist auch aus Handschriften nachzuweisen.

Rektor. Ich bleibe dabei, si muß es heißen.

Lehrer. Dum nämlich —

Rektor. Si!

Lehrer. Nehmt mir's nicht krumm:
Bis auf weiteres bleib' ich bei Dum.
(Gehen eifrig streitend ab.)

Fünfte Szene.

Vorige. (Aus dem Hintergrunde rechts treten auf Arm in Arm) der **Steinmetz** und der **Gelbgießer**.

Gelbgießer. Daß Ihr nur wieder der Alte seid!

Steinmetz. So nah schon an der Ewigkeit
Soll man seinem ärgsten Feind vergeben,
Geschweig einem redlichen Kumpan,
Mit dem man in seinem langen Leben
Manch einen wackern Trunk gethan.

Gelbgießer. Gevatter, Ihr habt mir in Eurem Noten
Nun wieder Fried' und Freundschaft entboten,
So kommt nun auch mit mir nach Haus
Und stecht ein Kännlein Weißen aus.
Auf einem Bein kann man nicht stehn.

Steinmetz. Hernach, Gevatter. Muß Euch sagen,
Kann so früh keinen Trunk vertragen,
Muß jetzt nach meiner Werkstatt sehn.
Das Grabmal für den sel'gen Baron —

Gelbgießer (lacht). Das habt Ihr nun auch umsonst gemacht,
Da morgen die Welt zusammenkracht.
's ist wahr und gewiß. Spürt Ihr nicht schon
Den Höllendunst und Schwefelbrodem?
Schnürt einem den Hals, beklemmt den Odem;
Wer denkt noch an die Arbeit jetzt!

Steinmetz. Thu' meine Schuldigkeit bis zuletzt.
Habe der Witwe fest versprochen,
Das Kreuz und den Sockel laut Akkord
Abzuliefern in dieser Wochen,
Und Klas Melcherd, der hält sein Wort,
Wollt' auch der Teufel ein Bein ihm stellen!

Gelbgießer. Der, fürcht' ich, fuhr in Eure Gesellen,
Die saßen die ganze Nacht in den Schenken,
Werden heut nicht an die Arbeit denken.

Steinmetz. So kommen sie um den Wochenlohn.
Doch sehn sie mich, so parieren sie schon.
Sollt sehen! — Hier muß ich um die Ecke.

Gelbgießer. Ich begleit' Euch noch eine Strecke.
(Beide ab nach links durch die hintere Straße.)

Sechste Szene.

Vorige (ohne die Beiden. Von rechts vorn kommen) **Ägidius**, (der Rochus' Schwert in der Hand trägt; hinter ihm) die **Stadtknechte** (den gefesselten) **Rochus** (führend), dann **Judith** und **Cornelius**.

Rochus. Was schleppt Ihr mich die Kreuz und Quer
Durch alle Gassen der Stadt umher,
Als ob ein schwedischer Cornet
Ein Meerwunder oder Monstrum wär',
Wie's noch kein Mensch gesehen hätt',
Statt graden Wegs mich vors Thor zu führen?

Ägidius. Bursch, nicht gemurrt! Dir geschieht Dein Recht.

Rochus (bleibt stehen). Nur sacht, mein werter Henkersknecht!
Verbitte mir alle Ungebühren.
Fürchtst Du Dich nicht vor dem jüngsten Tag?
Doch freilich, Leute von Deinem Schlag
Glauben, ein Bürgermeistersohn
Sei auch für den Herrgott Respektsperson.

Ägidius. Still, Du vermaledeiter Schwätzer!
Ein gotteslästernder Schwed' und Ketzer
Wird freilich droben nicht respektiert,
Sondern empfängt, was ihm gebührt.
Dagegen, wer einem Geschlecht entsproß,
Draus seit Jahrhunderten diese Stadt
Ihre Bürgermeister erkoren hat —

Rochus. Der kommt zu sitzen in Abrahams Schoß
Und hilft dem Herrgott mitregieren
Oder die Protokolle führen.
Nun denn, so scheid' ich gern und heiter
Von dieser ehrenwerten Stadt,
Wo Leute, die Dir ähnlich sehn,
Erblich in Amt und Würden stehn.

Ägidius. Vorwärts! Dein Schwatzen hab' ich satt.

Rochus. Nur sacht! (Schickt sich zum Weitergehen an, erblickt **Judith**, die von links aufgetreten ist, um einen Eimer am Brunnen zu füllen.) Doch halt!

Ägidius. Was soll's noch weiter?

Rochus (mit einem munteren Aufblicken, wie wenn er einen glücklichen Einfall gehabt hätte). 's ist nur — das Eine grämt mich doch,
Daß ich mich soll hinweg begeben,
Ohne zuvor den Schatz zu heben.

Ägidius. Einen Schatz? Denkst Du ein Märchen noch
Mir aufzubinden?

Rochus. Glaubt, was Ihr wollt.
Mich dauert das liebe blanke Gold.
Doch meinethalben! Soll mir's nicht frommen,
Kann's auch keinem Andern zu Gute kommen.
Vorwärts, Ihr Bursche! (Wendet sich zum Gehen.)

Ägidius. Nein, erst laß hören!
Was ist's mit dem Schatz? Kannst Du beschwören,
Daß Du nicht flunkerst?

Rochus. Beim ew'gen Heil!
Der Schatz wär' mir, dürft' ich ihn heben,
Nicht um hunderttausend Thaler feil,
Das pure echte Gold, daneben
Rubinen, Perlen, Karfunkelstein.
Doch da wir den Morgen nicht überleben —

Ägidius (begierig). Kriegsbeute, die Du gemacht?

Rochus. Kann sein.
Was kümmert's Euch?

Ägidius (faßt ihn am Arm, führt ihn beiseit) Ein Wort im Vertrauen:
Wollt Ihr den Schatz mich lassen schauen,
Daß ich mit Händen ihn greifen kann —
Wir machen Halbpart — ein Wort, ein Mann —
Ihr aber seid von Stund' an frei.

Rochus (ihn treuherzig anblickend). Nein, nein, der Handel würd' Euch reuen.
Morgen ist's mit der Welt vorbei,
Da könntet Ihr Euch nicht mehr erfreuen
Des lieben Guts.

Ägidius. Das ist meine Sache!
(**Cornelius** ist von links aufgetreten.)

Rochus. Nun denn, so nehmt mir die Fesseln ab
Und schwört, wie auch ich geschworen hab':
Wenn ich des Schatzes Euch teilhaft mache,
So gebt Ihr mir mein Schwert zurück,
Und ich bin frei im Augenblick.
Euch, teurer Meister, ruf' ich an
Zum Zeugen.

Ägidius. Bei meiner Seligkeit,
Geschworen ist's.
(Winkt den Stadtknechten, die Rochus die Fesseln abnehmen.)

Rochus. Großen Dank! Wohlan:
Der Schatz, den ich meine, ist nicht weit,
Da steht er am Brunnen lebensgroß,
Ist zwar ein jüdisches Mägdlein bloß,
Doch wär' mir's, würde mir's je zu teil,
Um hunderttausend Thaler nicht feil.

Ägidius. Ha, Lug und Trug! Meineidiger Wicht!

Rochus. Gemach, mein Bester! Ich trog Euch nicht.
Seht Ihr nicht in dem süßen Gesicht
Die Perlenzähne, des Munds Rubinen,
Der Feueraugen Karfunkelschein?
(**Judith** entfernt sich rasch, mit einem zornigen Blick auf **Rochus**.)
Da eilt sie weg mit zornigen Mienen.
Wär' nicht ihr Herzchen wie Gold so rein,
Gern hörte sie länger so laut sich preisen.
Hebt nun den Schatz, wenn Ihr wollt und könnt,
Ich löste mein Wort.

Ägidius. Ich will Dir weisen,
Heimtückischer Schuft —
(Volk hat sich um sie geschart, einige lachen.)

Rochus. Potz Krisament!
Ihr werdet doch Euren Schwur nicht brechen?
Mein Schwert!

Ägidius (das Schwert hebend). Ha, willst Du Dich erfrechen?

Cornelius (tritt zu ihm, legt ihm die Hand auf den Arm).
Ergieb Dich drein; Du hast das Spiel verloren,
Du wirst ihm halten, was Du geschworen.

Ägidius (seine Wut mühsam bemeisternd). Nun denn, verlogener Geselle,
Fahr hin, woher Du stammst, zur Hölle!
(Wirft ihm das Schwert vor die Füße, geht zornschnaubend mit den Stadtknechten ab nach rechts.)

Siebente Szene.

Rochus, Cornelius, Volk (in Gruppen verteilt).

Rochus (sein Schwert aufhebend). Haha! da läuft der Großhans hin,
Von seinem eigenen Geiz geprellt!
Droht auch der Untergang der Welt,
Er ändert nicht seinen schnöden Sinn.
O Meister, zürnt Ihr? Kann es Sünde sein,
Die Masken, darin die Schelme gleißen,
Ihnen keck vom Gesicht zu reißen?
Wird nicht entlarvt aller falsche Schein
Am Dies irae, der morgen tagt,
Wie Ihr doch selbst uns vorausgesagt?

Cornelius (düster). Es reut mich längst, daß ich's gethan!

Rochus. Es reut Euch?

Cornelius. O mein Sohn, das Wort
War den Gerechten nur zum Segen,
Doch in den Bösen allerwegen
Stiftet es Unheil fort und fort;
Entfesselt alle wilde Lust,
Daß sie sich selbst in die Sünde hetzen,
Verzweifelnde Spieler, die im Verlust
Ihr Letztes auf eine Karte setzen.
Und ach, die Schwachen und geistig Armen,
Die gern, um ihre Seele zu retten,
Eine Gnadenfrist noch vor sich hätten,
Verzagen an Gottes heil'gem Erbarmen,
Und wie Gescheiterte vorm Ertrinken
Lassen sie Herzen und Arme sinken.
Des Himmels unerforschlich Walten
Hat Menschenaugen mit gutem Grund
Den Blick ins Künftige vorenthalten;
Denn was enthüllt ein Sehermund,
Wird Wenigen nur gedeihn zum Glücke!
Mich aber reut mein Fürwitz tief;
Die dunklen Mächte, die ich rief —
Herr, banne sie in die Nacht zurücke! — —
Horch! was erklingt die Straß' herauf?

Rochus. Ein wilder, wütender Menschenhauf!

Achte Szene.

Vorige. (Links aus dem Hintergrunde stürmt eine Rotte Gesindel heran, an ihrer Spitze vier oder fünf Steinmetzgesellen, deren erster den) **Steinmetzmeister** (am Rockkragen hält, während der) **Gelbgießer** (ihn zu befreien sucht).

Der Gesell (mit der andern Hand einen Schlägel schwingend).
Den Wochenlohn! Geld oder Blut!

Steinmetz (mit verworrenem Haar und wildem Blick). Die Hand vom Rock! Keinen roten Heller,
Wenn Ihr nicht heute noch Arbeit thut!

Gelbgießer. Zurück, Ihr Rebeller!

Gesell. Mischt Euch nicht ein!
Geld! Oder wir werfen ihn in den Rhein!

Steinmetz (hat sich losgerissen). Heilloser Bube, Du kannst Dich erfrechen,
Mit Deinem Meister so zu sprechen?

Gesell. Mit der Meisterschaft ist's ab und aus.
Ein Schuft, wer noch einen Finger rührt
Und einem schäbigen Meister pariert!
Den Beutel heraus!
Sonst schlagen wir ihm den Schädel ein.
Was ehrliche Gesellen sein,
Die feiern blauen Montag schon heut,
Denn morgen geht's gradewegs in den Himmel.
(Will ihn ergreifen.)

Rochus (das Schwert ziehend). Willst Du wohl Ruhe halten, Du Lümmel?

Gesell (schwingt den Schlägel). Was geht's Dich an? Heran, Ihr Leut'!

Rochus. Du Tropf! Ich will Dich mores lehren!

Gesell. Meinst Du, Du hergelaufener Flegel,
Man könnte Deiner sich nicht erwehren?
So ein richtiger Steinmetzschlägel
Bricht Deinen Bratspieß wie 'n dünnes Rohr.
Komm an!

Cornelius (erhebt seinen Stab, tritt dazwischen). Gebt Ruhe! — Du tritt vor!
Rede! Weß klagst Du den Meister an?

Gesell. Herr Doktor, Ihr seid ein weiser Mann,
Ihr werdet's verstehn,
Daß man heut nicht mehr schaffen kann,
Wenn morgen die Welt soll untergehn.
Aber der Knauser und Geizkragen
Will bis zuletzt uns schinden und plagen,
Vorenthält uns den Wochenlohn,
Da just noch Zeit ist, ihn zu versaufen.
Aber holla! Was fällt mir ein?
Was brauchen wir Geld, um Wein zu kaufen?
Der schäb'ge Cujon
Hat im Keller ein Faß voll Wein.
Da wollen wir, bis die Posaunen klingen,
Ein Vivat der Frau Meisterin bringen.

Steinmetz. Ha, Schelme, wenn Ihr Euch untersteht —

Gesell. Kommt, Bursche!

Die Gesellen (lärmend und die Mützen in die Luft werfend).
Vivat die Meisterin!
(Sie folgen in wildem Tumult dem ersten **Gesellen**, der den Schlägel schwingend hinten rechts abgeht.)

Steinmetz (den **Gelbgießer** abwehrend, der ihn zurückhalten will).
Laßt mich, zum Henker! Ich muß hin!

Gelbgießer. Ihr seid des Todes, wenn Ihr geht.
Kommt in mein Haus!

Steinmetz. Haltet mich nicht!
Ruft lieber die Bürgerwache herbei!
Dem Schurken schlag' ich das Hirn zu Brei,
Der mir in meinen Keller bricht!
(Eilt den **Gesellen** nach, der **Gelbgießer** nach links ab.)

Neunte Szene.

Vorige. (Links vorn kommt hastig) **der junge Bürger** (mit verstörter Miene und Gebärde).

Der Bürger (atemlos). Herr Doktor — ach du barmherz'ger Gott! —

Cornelius. Was ist Euch, Geerdt? Steht's wieder schlimmer
Mit Eurem Weibe?

Der Bürger. Mein Weib — ist tot!

Cornelius. Gabt Ihr den Trank ihr?

Der Bürger. Sie nahm ihn nimmer.
Was hilft mir's, rief sie, gesund zu werden,
Wenn morgen der Himmel fällt auf die Erden?
Und so in meinen jungen Jahren
Muß ich nun in die Grube fahren! —
Dann lag sie stumm auf ihren Kissen,
Bis ganz ihr Atem that stille stehn.

Cornelius (erschüttert, für sich). O Gott! Auch das auf mein Gewissen!

Rochus (zu ihm tretend). Mein teurer Meister —

Der Bürger. Ich will nur gehn
Ihr Grab bestellen. Was kommen mag,
Sie soll in geweihter Erde ruhn,
Das soll sie. Herr Doktor, behüt' Euch Gott! (Geht mit wankenden Schritten, die Hand vor die Augen drückend, vorn zur Rechten ab.)

Zehnte Szene.

Vorige. (Eine Glocke läutet in der Ferne.)

Rochus. Was läuten sie so kläglich nun?

(Aus dem Hintergrunde rechts kommt eine Schar, zwei Männer voran, die eine Bahre tragen, auf welcher die alte **Bärbe** liegt, nebenher läuft) ihre **Enkelin**, (unter denen, die folgen, befindet sich) **Frau Laurentia.**

Das Kind. Großmutter, oh! Großmutter ist tot!

Cornelius. Die blinde Bärbe? (Die Bahre wird vor ihn hingestellt, er beugt sich herab, befühlt Puls und Herzschlag, schüttelt den Kopf.) Wie ging das zu?

(Von links vorn tritt **Osiander** auf, eine Bibel in den Händen.)

Laurentia (tritt vor). Herr Doktor, ich kam just dazu,
Wollt' heute nach dem Friedhof gehn,
Nach meines Seligen Grabe sehn,
Einen Kranz ihm um den Stein zu winden,
Daß, wenn er morgen möcht' auferstehn,
Er sollte sein Plätzlein sauber finden.
Ihr wißt, der Friedhof ist hoch gebaut,
Und unten vorüber fließt der Rhein.
Wer über die niedere Mauer schaut,
Sieht unten grad in den Fluß hinein,
Und droben saß die Bärbe und rief:
„Ihr sollt treten auf die Spitzen,
Wo die lieben Englein sitzen —"
Ein Schauer mir durchs Gebeine lief.
Mutter Bärbe, sagt' ich, was fällt Ihr ein?
Erst morgen kommt ja das jüngste Gericht.
Da schüttelte sie den Kopf: „Nein, nein!
Hört Ihr denn die Posaunen nicht?
Der Himmel ist so blutigrot —
Ich bin von Gott — ich will zu Gott —
Hab gute Nacht, du arme Welt!" —
Und eh das letzte Wort verklungen,
Hatt' sie sich schon hinabgeschwungen
Kopfüber auf die Kiesel am Strand.
Der arme Narr! Aus Angst vorm Tod
Hat sie sich selber den Tod gegeben.
Denn wie wir unten zum Mauerrand
Hinstürzten zu ihr mit Zittern und Beben,
Losch aus ihr letztes Fünklein Leben.

(Pause. Man hört Schluchzen und Jammern unter den Frauen.)

Cornelius (tieferschüttert sich aufrichtend). Halt ein, Herr!
Auf mein schuldig Haupt
Auch dieses Blut? Was hab' ich mir erlaubt,
Deinem heiligen Willen vorzugreifen?
Die Saat der Lüge, die ich gesät,
O laß sie, Herr, nicht weiter reifen!
Sieh meine Reue in Gnaden an!

Rochus. Mein teurer Meister, wie redet Ihr?

Cornelius. Doch Ihr, die ich bestärkt im Wahn,
Das Ende der Welt sei angebrochen,
Nun wird die Lüge an mir gerochen!
Das arme geknickte Leben hier,
Vielleicht nur wenig Tag' und Wochen
Hätt' es gewärmt am Sonnenschein
Sein müdes, fröstelndes Gebein;
Doch daß sich's in den Tod gestürzt,
Die Gnadenfrist sich selbst verkürzt,
Die Schuld daran ist dennoch mein!
Wer bin ich, daß ich sollte schauen,
Was Gott verhüllt dem Menschenblick,
Das kommende dunkle Weltgeschick!
Doch da ich sah mit Gram und Grauen,
Wie Ihr unbrüderlich verzwistet
Hinlebtet Eure Lebenszeit,
Wähnt' ich, daß, wenn Ihr zittern müßtet
Vorm nahen Morgen der Ewigkeit,
Ihr würdet abthun Streiten und Hassen,
In Lieb' einträchtig Euch umfassen.
Da kündete mein frevler Mund,
Die Weltenuhr sei abgelaufen,
Doch möcht' ich gern in dieser Stund'
Mit meines eigenen Lebens Rest
Das Wort des Trugs zurückerkaufen,
Das mir so schwer die Seele preßt.
Ich muß es tragen, was ich verbrach,
Und will's an diesem Kind vergüten,
Ihre verwaiste Jugend hüten
Und halten in ihr die Lehre wach,
Daß Nichts der Menschheit könne frommen,
Was nicht auf Wahrheit ist gegründet.
Ihr aber gehet hinweg und kündet,
Was Ihr aus meinem Munde vernommen,
Der jetzt sich selbst das Urteil spricht!

(Wendet sich gebeugt ab, um zu gehen.)

Osiander (tritt vor). Er will Euch täuschen; glaubt ihm nicht!

Stimmen im Volk. Hört! hört den Pastor!

(Sie drängen sich um ihn.)

Osiander (zu Cornelius). Edler Mann,
Ich weiß, ein christlich Mitleid treibt Euch an,
Euer eigen Zeugnis zu widerrufen,
Des Unheils Wüten vorzubeugen,
Das Eure Seherworte schufen.
Ich aber, komme was kommen mag,
Soll von dem Wort der Wahrheit zeugen,
Und sage: Nah ist der jüngste Tag!
Meine Brüder, lasset Euch den Glauben,
So Euch erweckt der Feuerstern,
Zu Eurer Seelen Heil, nicht rauben
Und machet Euch bereit, den Herrn
In Furcht und Demut zu empfangen!

Cornelius. Seid Ihr von Sinnen?

Osiander. Die Zuversicht
Ist über Nacht mir aufgegangen.
Eurem Zeugnis vertraut' ich nicht,

Dieweil in weltlicher Wissenschaft
Oft nur der Teufel treibt sein Wesen.
Ich aber ließ aus Zweifelshaft
Mich durch das Gotteswort erlösen,
Das Sankt Johannes hat offenbart,
Mit sieben Siegeln wohlverwahrt.
Da erleuchtete der Gnade Strahl
Den grübelnden Geist mir auf einmal,
Daß ich die Siegel hab' lösen können
Und an des Tieres Stirn die Zahl,
Die dort geschrieben stand, erkennen.

Stimmen. Hört, hört den Pastor!

Osiander. Ja fürwahr,
Sechshundertundsechsundsechzig Jahr,
Wenn zu den Tausend, die verronnen,
Seit Christi Licht zu leuchten uns begonnen,
Noch die verschwunden im Strom der Zeit,
Dann soll die große Babel fallen,
Die sünd'ge Welt, dann wird uns Allen
Aufgehn das Licht der Ewigkeit.
Nun, meine Lieben, an der Zahl
Scheint ein Geraumes noch zu fehlen,
Maßen wir zu den Tausend heut
Sechshundert erst und neunundvierzig zählen.
Doch wer wird glauben, der Ew'ge mag
Seinen Willen an Tag und Stunde binden,
Vor dem Jahrtausende wie ein Tag!
Wie wir denn auch in der heil'gen Schrift,
Was irgend Zahl und Maß betrifft,
Immer in runder Summa finden.
Und wenn ein Meister der Sternenkunde
Uns hat verkündiget Tag und Stunde,
Und stimmet sein profanes Wissen
Mit offenbartem überein,
Soll's ein ungültiges Zeugnis sein,
Weil's wider Willen ihm ward entrissen?
Drum, Brüder in Christo, hört mein Wort,
Geht heim, fahrt im Gebete fort,
Bereitet Euch —

Cornelius. Unsel'ger Mann,
Vergeb' Euch Gott! Ihr wißt nicht, was Ihr thut.
Noch einmal, Bürger, hört mich an!
Den Vorhang, der das Künft'ge deckt,
Kein Staubgeborener kann ihn heben.
Wir sollen unsere Tage leben
Von Todesgrauen unerschreckt,
Von keinem Irrstern uns lassen trügen,
Das Ohr nicht leihen Prophetenlügen,
In Gottesfurcht und festem Vertraun
Nur auf die innere Leuchte schaun,
Die im Gewissen uns ward entzündet
Und uns den Pfad der Liebe weist.
So helfe mir Gott Vater, Sohn und Geist,
Wie ich die Wahrheit Euch verkündet!

Osiander. Ich aber künd' Euch: die Welt vergeht!
Erfüllet ist die Zeit und nah das Ende!

Cornelius. Dann komme, was fürder draus entsteht,
Auf Euer Haupt! Ich wasche meine Hände.

(Geht mit düsterer Geberde, das Haupt gesenkt, vorn rechts ab.)

Letzte Szene.

Vorige (ohne Cornelius). Vorn links treten auf) Florian, Amrey an der Hand führend, Beide zur Reise gerüstet, Florian einen Stab in der Hand, Amrey ein Bündel am Arm tragend). Sabine (geht neben ihrer Tochter).

Osiander. Und nun, Ihr Lieben — (erblickt das Paar).
Heil'ger Gott, mein Sohn! (Steht erschüttert.)

Florian. Nein, liebe Mutter, bleibt zurück!
Zu lang begleitet Ihr uns schon.
Wir wollen den Menschen, die dort gaffen,
Kein schadenfrohes Schauspiel schaffen.
Laßt uns allein unser junges Glück
Hinaus in die weite Fremde tragen.
Hier wollen wir kurz Ade uns sagen,
Noch einen letzten Liebesblick
Auf Euer Kind, mein treues Weib,
Und dann geschieden!

Sabine. Nimmermehr! Ich bleib'
Auch ferner noch an Eurer Seite,
Und wenn Ihr mich nur dulden wollt,
Ins Leben geb' ich Euch das Geleite,
Daß Ihr die Mutter nie entbehren sollt.
Was hielte mich hier?

Florian. Ihr seid alt und schwach.
Draußen erwartet uns Ungemach.

Amrey. O liebste Mutter —

Sabine. Nein, nein, nein,
Wo ihr Kind ist, muß auch die Mutter sein.
Ich geh' mit Euch.

Florian. So kommt in Gottes Namen!
Was er uns auch verhängen mag,
Das Gut' und Böse tragen wir zusammen.
(Ergreift die Hand der Mutter, will den Weg fortsetzen.)

Osiander (tritt vor; mit bebender Stimme). Mein Sohn!

Florian. Der Vater!

Osiander. Wo willst Du hin?

Florian (ernst). Wo ich nicht mehr ein Ärgernis bin
In Deinen Augen.

Osiander. Sie waren blind.
Ich preise Gott, daß über Nacht
Sie mir helle geworden sind.
Komm an mein Herz! auch Du, mein teures Kind!
(Streckt ihnen die Hände entgegen.)
Vergebt! Mir ward ein Licht entfacht,
Das meine Schuld mich ließ erkennen.
Wie möchte, den wir Vater nennen,
Verstoßen seiner Kinder eines,
Weil es den rechten Weg nicht fand?
Und eines irdischen Vaters Hand
Sollte das Band der Liebe trennen?
O das sei ferne! Über ein Kleines
Werden wir Alle die Wahrheit wissen,
Nicht mehr umgraut von Finsternissen,
Des Heiles froh, das uns beschieden.
Bis dahin lasset in Lieb' und Frieden
Uns preisen Gott und seine Macht.
Ich aber will in dieser letzten Nacht
Zum letzten Gottesdienst die Gläub'gen rufen
Und dann an des Altares Stufen,
Wenn Alle sich im Gebet begegnen,
Will ich auch Euren Ehebund
Einweihn mit Herzen, Hand und Mund,
Und Gott der Ew'ge mög' ihn segnen!
(Er zieht die Kinder an seine Brust und reicht Sabine die Hand.)
(Vorhang fällt.)

(Der fünfte Akt folgt.)

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Schriften über Theodor Storm.

Binnen Jahresfrist sind vier Schriften über Theodor Storm, darunter zwei Werke größeren Umfangs, erschienen, die erste als Festgabe zu seinem siebzigsten Geburtstage, die drei anderen unmittelbar nach seinem Tode. So kommt auch für einen echten und seinen Dichter in Deutschland die Zeit der Anerkennung, nur muß er siebzig Jahre alt oder tot sein. Das ist allerdings ein abgedroschener Gemeinplatz, aber so lange er daneben auch bittere Wahrheit ist, ist es nützlicher, diese Trivialität zu wiederholen, statt nach neuen Wahrheiten zu suchen. Wie wenig Storm zu seinen Lebzeiten nach seinem wahren Werte geschätzt wurde, ist erst kürzlich in diesen Blättern betont und dabei auch des einzigen starken Trostes gedacht worden, den der Freund unserer Litteratur in diesem Falle haben darf: Storm war stärker als das Schicksal, welches ihm bereitet wurde, er fuhr nicht bloß zu schaffen fort, sondern wir verdanken gerade den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens das Beste und Tiefste, welches er uns geboten. Das war für ihn ein verdientes, für die deutsche Kritik ein unverdientes Glück. Wäre zur Zeit, da er um Anerkennung kämpfte und ihrer bedurfte, nur ein Zehntel jener Artikel erschienen, die ihm nach seinem Tode gewidmet wurden, und nur die Hälfte jener Schriften, die ihm nun die volle Würdigung erkämpfen wollen, wir würden ihm vielleicht für noch mehr zu danken haben als heute.

Dieser Gedanke, der sich unwillkürlich aufdrängt, durfte nicht verschwiegen bleiben. Im übrigen soll er gegen das Verdienst der Autoren, die nun über Storm geschrieben, nicht ungerecht machen. Das eingehendste Buch und zugleich jenes, welches äußerlich am anspruchsvollsten auftritt, ist die Gelegenheitsschrift zu des Dichters siebzigstem Geburtstage, welche Dr. Paul Schütze, Privatdocent an der Universität Kiel, unter dem Titel „Theodor Storm, sein Leben und seine Dichtung“ (Berlin, Gebrüder Paetel, 1887) hat erscheinen lassen. Der junge Autor hat die Korrektur des letzten Druckbogens seines Werkes um wenige Tage überlebt; ein Brustleiden raffte ihn frühzeitig hinweg. Storm hat diesen seinen jungen Freund ein Jahr vor dessen Tode einmal in einem Schreiben an mich als „eine gute, feinfühlige und begeisterungsfähige Natur“ charakterisiert, „ob tiefgründig genug, ist mir noch nicht ganz klar;“ doch vertraue er der guten Entwickelung des jungen Gelehrten, der freilich der Methode jener Schule, der er sich angeschlossen, noch nicht frei genug gegenüberstehe, und sich auch das iurare in verba magistri noch nicht genügend abgewöhnt habe. Dieses Urteil erscheint, wenn man das Buch liest, als ein durchaus treffendes. Es ist ein fleißig und liebevoll gearbeitetes Buch, im äußeren Detail, den Grundsätzen der historischen Schule gemäß, durchaus zuverlässig, ja den Stoff erschöpfend, in der ästhetischen Betrachtung trotz vieler feinfühliger Bemerkungen nicht gleich reichhaltig, ja hier und da dürftig, in seinem Aufbau so überaus methodisch, daß der Inhalt zuweilen darunter leidet, und in dem an sich richtigen Prinzip, jedes Werk im Zusammenhange mit der äußeren Umgebung des Dichters und seinen Lebensverhältnissen zu betrachten, viel zu weitgehend. Kein Zweifel, wären dem jungen Gelehrten noch einige Jahre des Reifens mehr gegönnt gewesen, er hätte dieses Buch ganz anders geschrieben; aber es berechtigt, sowie es jetzt ist, zu der Annahme, daß es dann das trefflichste geworden wäre, das wir über Storm hätten wünschen können. Dann wäre es Schütze schwerlich beigefallen, als äußeres Vorbild für eine Biographie Storms eine solche — Heinrich von Kleists zu benützen; denn die Methode der Betrachtung, welche für Kleist richtig sein mag, ist es noch lange nicht für diese durchaus verschieden geartete Dichternatur; dann wäre ihm auch klar geworden, daß jedes noch so richtige Prinzip in seiner Übertreibung immer unrichtig wird, und daß jeder, der es unternimmt, uns die Entstehung einer Dichtung mit dem Anspruch auf die Sicherheit einer mathematischen Beweisführung zu entwickeln, daran scheitern muß, daß er allzuviel zu beweisen unternimmt. Immerhin bleibt Schützes Arbeit, so wie sie jetzt vorliegt, im großen und ganzen eine dankenswerte und nach zwei Richtungen von keinem künftigen Biographen Storms überbietbare Arbeit: in der Fülle von Details zum äußeren Lebensgange wie zur inneren Entwickelung des Dichters, welche Schütze seinem eigenen Fleiße sowie seiner Freundschaft mit Storm verdankt, und in der Kunst, mit welcher er aus tausend kleinen Zügen ein Gesamtbild der Landschaft und der Zeit, aus welcher heraus Storm schaffte, hinzustellen verstand. Es ist das grundlegende Buch über diesen Dichter, und wie viel Reicheres und Richtigeres auch nach der ästhetischen Seite der Betrachtung hin anderen über Storm zu sagen übrig bleibt, so wird doch in Zukunft Niemand, welcher diesen Dichter zu schildern unternimmt, an der Arbeit seines treuen und leider so früh dahingeschiedenen Schildträgers achtlos vorübergehen dürfen.

Eine wesentlich andere Aufgabe stellt sich Feodor Wehls Schrift: „Theodor Storm, ein Bild seines Lebens und Schaffens“ (Altona, A. C. Reher 1888). Es ist eine für die weitesten Kreise bestimmte, durchaus populär gehaltene Würdigung Storms, welche nicht den Anspruch erhebt, neues Material über ihn zu bieten, sondern das bekannte in einer dem großen Publikum mundgerechten Form wiederzugeben. Den Anspruch auf bleibende Geltung, die Berechtigung, fortab als Quelle über den Dichter zu dienen, erhebt es nicht, und sie kommt ihm auch nicht zu, während beides dem Buche von Schütze unbedingt einzuräumen ist. Aber den Zweck, Storms Leben und Schaffen auch solchen Kreisen, die ihn bisher nur allzuwenig beachtet, zu vermitteln, erfüllt es in durchaus angemessener Weise, und es ist ihm unter diesem Gesichtspunkte auch recht weite Verbreitung zu gönnen. Daß die Betrachtung nicht übermäßig tiefgründig ist, darf nicht verschwiegen bleiben, aber es begründet im Hinblick auf die bescheidenen Zwecke des Buches kaum einen Vorwurf. In einem Punkte, in welchem sich Wehl in scharfem Gegensatz zu Schütze und den anderen Freunden Storms derselben Schule stellt, ist ihm, glaube ich, zwar nicht immer in der Form, aber doch im Wesen beizustimmen. Storm hat, wie auch eine kürzlich in diesen Blättern von mir mitgeteilte Briefstelle des Dichters an mich beweist, Geibel

für einen Lyriker „höchstens zweiten Ranges“ gehalten, was nun von jener litterarischen Partei, über welche sich Storm die volle Freiheit seiner Meinung bewahrt hat, — auch hiefür findet sich in dem eben erwähnten Aufsatz eine sehr bezeichnende Briefstelle — wie ein Dogma aufgenommen und weiter verbreitet wurde. Es ist eine litterarische Sitte, die sich nur in Deutschland findet und um welche uns auch sicherlich kein anderes Volk zu beneiden braucht, den einen Dichter nur auf Kosten des anderen loben zu können, und ihre Berechtigung steht meist auf sehr schwankenden Füßen. So auch hier. Storm hatte für jenen Ausspruch zwei Gründe, die bei anderen wegfallen. Er war als Lyriker ein Künstler von scharfer, einseitiger Ausprägung, der es schwerlich in jener Gattung der Lyrik, in welcher er Meister ist, so weit gebracht hätte, sofern ihm eine andere gleichberechtigt, oder auch überhaupt nur künstlerisch möglich erschienen wäre. Auch war er mit vollem Recht über die Gleichgiltigkeit, welche die Nation seiner besten und eigentümlichsten Gabe, seiner Lyrik, entgegentrug, im tiefsten Herzen verwundet und erbittert, und das ist keine Gemütsstimmung, aus welcher heraus man die Verdienste eines anderen erfolgreichen Lyrikers objektiv feststellen kann. Das sind aber individuelle Gründe, die Niemand anderen entschuldigen als ihn. Ich denke, wir sollten uns an Storms zarter und zugleich elementarer Lyrik erfreuen und uns dabei doch die Freude an dem os magna sonaturum Geibels nicht verderben lassen, zudem ja auch nicht vergessen werden darf, daß dieser neben den rauschenden Rhythmen, denen Storms Zorn galt, auch manches schlicht-innige Lied geschaffen hat, das zu unserem besten lyrischen Besitzstande gehört.

Ein drittes Schriftchen ist von einem Hamburger Schriftsteller, Johannes Wedde, verfaßt: „Theodor Storm. Einige Züge zu seinem Lebensbilde“ (Hamburg, Hermann Grüning 1888). Es enthält auf 31 Seiten eine sehr warme Betrachtung der Werke des Dichters, in welche der demokratische Standpunkt des Kritikers einige eigentümliche, zuweilen ganz geistreiche, aber nicht immer zutreffende Schlaglichter hineinbringt. So glaube ich z. B. meinerseits entschieden nicht, daß die zuerst in der „Deutschen Dichtung“ erschienene Novelle: „Ein Doppelgänger“ „einen schneidigen Protest gegen Zustände, die so edle Volkskraft so jammervoll zu Grunde gehen lassen“, enthält, und zwar auch unbewußt nicht. Daß dies nicht bewußte Tendenz des Dichters war, daß ihn bei diesem Kunstwerk nichts anderes interessiert hat, als das künstlerische Problem, beweisen die sehr eingehenden Briefe, die ich gerade über diese Novelle von ihm besitze. Herr Wedde meinte, „die ganze Not der Wirklichkeit von 1887 und 1888 schreie aus diesem mit klassischer Meisterschaft ausgeführten Zeitbilde uns entgegen“, wobei er vergißt, daß die Handlung der 1886 geschriebenen Novelle um vierzig Jahre zurückdatiert ist, und zwar ganz absichtlich, hauptsächlich deshalb, weil Storm der Meinung war, daß unsere Zeit, die er für heller hielt, nicht den richtigen Hintergrund für dieses düstere Bild gebe. Es ließe sich noch mancherlei gegen diese politischen Streiflichter sagen, doch wäre dies überflüssige Arbeit. Was uns an ihnen stört, ist nicht so sehr die etwas allzugrelle Parteifärbung, als vielmehr der Versuch, dem Dichter Absichten unterzuschieben, die ihm sicherlich fern gelegen. Mit der gleichen Berechtigung, mit der Herr Wedde Storm für die radikal-demokratische Partei in Beschlag nimmt, und auf ebenso triftige Gründe hin ließe er sich auch für die Freisinnigen, die Nationalliberalen, ja für jede andere irgend mögliche Partei reklamieren. Das Schriftchen ist ein Beweis für die beginnende Popularität des Dichters, dieselbe zu mehren ist es wenig geeignet.

Weit eher ist ein anderes Schriftchen: „Theodor Storm und der moderne Realismus“ von Alfred Biese (Berlin, Richard Eckstein Nachf. 1888) für diesen letzteren Zweck tauglich. Es ist des Verfassers Absicht, „nicht nur die Wurzeln von Storms Wesen systematisch bloßzulegen, sondern auch seine bleibende Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft im kontrastierenden Lichte des modernen Realismus zu schildern“. Er will also nicht wenig, will es in ehrlicher Begeisterung und erreicht immerhin Einiges. So ist insbesondere seine Betrachtung über Storms Humor, wenn sie auch zu Einwendungen im einzelnen herausfordert, doch recht lesenswert, und zwar um so mehr, als sie auf eine sonst wenig beachtete Seite an dem Wesen des Dichters hinweist. Gleich Wedde zählt auch Biese die Novelle „Ein Doppelgänger“ zu den besten Storms, ja Biese sogar zu den besten der Gegenwart, aber der letztere kommt der Absicht des Dichters zweifellos weit näher, wenn er die Novelle nur eben von dem Geiste edler Humanität durchweht bezeichnet, statt ihr, wie dies Wedde thut, eine aktuelle Tendenz unterzuschieben. Der Gesamttendenz der Broschüre, nachzuweisen, daß Storm „gesunden, modernen Realismus mit künstlerischem Idealismus vereinigte“, kann man nicht warm genug beipflichten, aber allzuschwer hat sich der Verfasser die Beweisführung nicht gemacht, und die unzähligen Citate machen nicht immer den Eindruck des Notwendigen. Freilich wäre das Broschürchen ohne diese kein Broschürchen geworden, sondern das, was es wahrscheinlich ursprünglich war, ein recht hübscher, wenn auch nicht allzubedeutender Zeitungsartikel.

Berlin. **Karl Emil Franzos.**

Neue Novellen.

Ferdinand von Saar gehört nicht zu jenen Dichtern, welche Jedermann im ersten Anlauf erobern; wer Augen hat, den Künstler von dem Handwerksmann zu unterscheiden, wird ihn sofort achten lernen, aber lieb gewinnen nur dann, wenn des Dichters Art seiner eigenen verwandt ist. Denn Saar verleugnet auch als Novellist, obwohl unzweifelhaft mit einem epischen Talent ausgestattet, den Lyriker nicht; er ist sehr stark in der Stimmung, schwächer in der psychologischen Detailmalerei und relativ am schwächsten in der Erfindung der Handlung. Relativ, sage ich, weil er auch hier die misera (für die Familienblätter) contribuens plebs überbietet. Aber hierüber wie über seine Gesamtphysiognomie des Ausführlichen zu sprechen, muß hier schon deshalb unterbleiben, weil eine derartige Betrachtung, kleine Meinungsverschiedenheiten abgerechnet, auf eine Wiederholung dessen hinausliefe, was eine andere Feder in Band II Heft 12 dieser Zeitschrift über ihn gesagt hat. So sei denn seine neueste Novellensammlung — „Schicksale“. Drei Novellen (Heidelberg, Georg Weiß 1889) — nur daraufhin betrachtet, ob sie der Physiognomie des Dichters neue Züge

einfügt, und welchen Rang sie unter seinen bisherigen Schöpfungen einnimmt.

Das erstere ist nicht der Fall. Dasselbe Gute und minder Gute, welches sich von seinen beiden früheren Sammlungen sagen ließ, würde auch auf diese Anwendung finden. Schon dies ist nicht unerfreulich. Ein Dichter, der sich in seinem zwölften Lustrum auf derselben Höhe erhält, bildet nachgerade in unserem raschlebigen und rasch produzierenden Jahrhundert eine erquickliche Ausnahme. Wägt man aber diese Sammlung so gewissenhaft, wie dies bei einem Poeten von Saars Range Pflicht ist, gegen die beiden vorhergehenden ab, so wird man wohl zugeben müssen, daß die letzte kein Stück enthält, welches sich dem Meisterwerke seiner Jugend, dem „Innocenz“, an die Seite stellen ließe, hingegen die unmittelbar vorhergehende Sammlung, die „Drei Novellen“, entschieden überbietet. In den Novellen dieses vorletzten Buches nämlich lehnte sich Saar, wenigstens für unsern Geschmack, allzusehr an wirkliche und in aller Welt Munde lebende Begebenheiten an, was, im Vergleich zu der feinen Ausführung, im Leser eine nicht allzustarke, aber doch deutlich empfundene Dissonanz hervorrief. Diesmal ist er in der Benützung der Wirklichkeit weit diskreter und darum unseres Erachtens als Künstler weit glücklicher gewesen. Gehen wir nun auf die einzelnen Novellen des Bandes ein, so sei zunächst, nicht um dieser Zeitschrift eine Verbeugung zu machen, sondern unserer Überzeugung gemäß, betont, daß die erste, den Band eröffnende Arbeit, „Lieutenant Burda“, welche in der „Deutschen Dichtung“ vor das Publikum getreten, die künstlerisch wertvollste des Buches ist. Da sicherlich kein Leser diese tief ergreifende und fein erzählte Tragödie der körperlichen Eitelkeit vergessen, so mag dieser Hinweis genügen. Wie bei der ersten Lektüre, so haben wir uns nun dem Eindruck nicht verschließen können, daß es sich hier um ein Kunstwerk handelt, das im Grunde nur ein Flecken entstellt: die Zufälle, welche die Einbildungen des unglücklichen Helden nähren, sind zu äußerlich; wären auch sie organisch in die Handlung eingewebt worden, so fände selbst der schärfste Tadel keinen Anhaltspunkt. Ein Meisterstück lebensvoller Charakteristik, in jedem Zuge wahr und der Wirklichkeit abgelauscht ist der alte Jude, welcher der Held der zweiten Novelle ist. Dieser „Seligmann Hirsch“ ist sogar mehr als ein Individuum, er ist ein Typus; aber eben darum wirkt der Schluß, der Selbstmord des Greises, auf den Leser verblüffend, und um dieses Ende als notwendig erscheinen zu lassen, hätte die Gestalt einer stärkeren Individualisierung bedurft. Reich an frappierenden Situationen und einzelnen schönen und wahren Beobachtungen ist auch die letzte Novelle, „Die Troglodytin.“ Aber im Ganzen und Großen erscheint sie uns verfehlt, so verfehlt, wie keine andere Arbeit Saars. Die Grellheit des Inhalts steht in unlösbarem Gegensatze zu der kühlen Objektivität, mit welcher der Held seine Geschichte berichtet. Auch führt dieser rauhe Forstmeister eine sehr gebildete, aber in seinem Munde wahrlich nicht recht natürliche Sprache.

Auch die zweite Novellensammlung, die wir heute zu betrachten haben, kommt aus Deutsch-Österreich, auch sie ist das Erzeugnis eines der feinsten dichterischen Talente der Gegenwart, auch über dieses Talent hätten wir lediglich bereits an dieser Stelle Gesagtes zu wiederholen, und auch von dieser Sammlung darf gesagt werden, daß ihr künstlerisch wertvollstes Stück zuerst in den Spalten der „Deutschen Dichtung“ erschienen. Unsere Leser werden die merkwürdige Novelle: „Ihr Traum“ von Marie von Ebner-Eschenbach sicherlich in guter Erinnerung behalten haben. Sie ist nun mit drei anderen längeren und kürzeren Erzählungen, unter dem Titel „Miterlebtes“ in Buchform erschienen (Berlin, Gebrüder Paetel 1889). Schon diese Novelle würde genügen, dem Buche Wert zu geben, weil sie das Talent der Dichterin in klarer, ja leuchtender Ausprägung zeigt, obwohl sie es sich wahrlich nicht leicht gemacht hat. Der Stoff ist keineswegs originell, ja geradezu verbraucht; schon eine der ältesten Novellensammlungen der Welt, welche freilich nicht unter diesem Titel in der Geschichte des Geisteslebens figuriert, der Talmud nämlich, enthält den Bericht, wie eine Mutter, um sich über den Tod ihrer Kinder zu trösten, sich und andere in die Täuschung einlebt, daß dieselben noch lebten, und wie oft der Stoff, der wahrscheinlich nicht jünger ist als das Leid des Mutterherzens auf Erden, seither von den Dichtern bis in die neueste Zeit hinein behandelt worden ist, wäre kaum zu zählen. Daß er gleichwohl unter den Händen der Dichterin zwar nicht etwas Neues, aber Eigentümliches und nur ihr Gehöriges geworden, beweist am besten die seltene Kraft, die ihr gegeben ist. Allerdings tritt diese Kraft in den anderen Novellen dieses Bandes nicht in gleichem Maße zu Tage. Jener trefflichen Arbeit am nächsten stehend ist: „Wieder die Alte“, ein sehr fein ausgeführtes Bild aus dem Wiener Leben, welches in der Gestalt der Heldin, einer armen Lehrerin, eine große Kraft lebensvoller Charakteristik erweist. Minder gelungen ist die Gestalt des Mannes, welcher verwirrend in das Leben dieser ehrlichen und liebenswürdigen Natur tritt, und mit einer höchst sonderbar angelegten Figur, der äußerlich schroffen, aber innerlich phänomenal edlen Freundin der Heldin, können wir uns vollends nicht befreunden. Zwei recht niedliche und mit liebenswürdigem Humor erzählte Geschichtchen aus Wiener Frauenkreisen machen den Schluß; die Wahrheit gebietet, zu bekennen, daß sie das Unbedeutendste sind, was wir bisher von der Verfasserin gelesen, und daß wir in ihrem Interesse die Wiedergabe der beiden Skizzen in Buchform lieber unterlassen gesehen hätten, wie denn überhaupt der Band, im Großen und Ganzen betrachtet, sicherlich der schwächste ist, den Frau von Ebner bisher hat erscheinen lassen. Wir mußten dies aussprechen, weil Marie von Ebner zu jenen dichterischen Kräften gehört, über welchen die Kritik mit einer, man möchte sagen, zärtlichen Sorge zu wachen verpflichtet ist.

Ein nicht allzustarkes, aber durchaus liebenswürdiges, dabei echtes und wahres Talent erweist eine andere süddeutsche Erzählerin, H. Villinger, wie früher in mancher andern Sammlung, so auch neuerdings in dem Novellenbuch: „Aus meiner Heimat“ (Stuttgart, Spemann 1887). Wie der Schauplatz der Handlung, Schwaben, insbesondere der badische Schwarzwald, so ist den Skizzen auch alles Gute und Unzulängliche gemeinsam, welches eben in seiner Vereinigung die nicht gerade auffällige, aber deshalb doch scharf markierte Eigenart der Verfasserin ausmacht. Am besten gelingt ihr das schlichte Charakterbild der Leute aus dem Volke, welches sie aus dem Grunde

kennt und von ganzem Herzen liebt. Knorrige Charaktere, denen doch eine gewisse Liebenswürdigkeit nicht fehlt, gelingen ihr am besten, und wie sie in dem seltsamen Einzelgeschick doch in knappstem Rahmen das Typische herauszuarbeiten weiß und jeder Gestalt gleichsam den Erdgeruch der Landschaft mitgiebt, weist auf eine beachtenswerte Kraft und verdient warme Anerkennung. Hier nimmt sie uns ganz gefangen, rührt oder erheitert uns, wie ihr beliebt, und aus diesem Genre ist auch die Perle des Bandes hervorgegangen, die wir nicht anstehen als eine der besten Skizzen zu bezeichnen, die uns überhaupt in der Litteratur der Gegenwart bekannt geworden: „Der weise Salomon.“ Wie vielleicht Niemand diese Skizze wird lesen können, ohne ein Brennen der Augenlider zu verspüren, so wird eine andere, die ihr an Wert zunächst kommt: „Er cha 's Lebe nit lide“ auch den blasierten Leser zur lauten Heiterkeit bringen. Andere Lebensbilder, wie „Dominke“ und „Die Bettler ums Himmelsbrot“ machen deshalb einen minder reinen Eindruck, weil die Voraussetzungen, auf denen sie sich aufbauen, allzu gewagt sind, wie denn die Verfasserin überhaupt da, wo sie der Phantasie die Zügel schießen läßt, leicht ins Bizarre und Gesuchte gerät. Ganz mißglückt ist z. B. aus diesen Gründen die Skizze „Ein Narr“, eine Art Heidelberger Rigoletto von einer Geschmacklosigkeit, wie man sie der Hand, welche uns den „Weisen Salomon“ geschenkt, gar nicht zugetraut hätte. Besser haben uns die novellistischen Kulturbilder gefallen („Uf Karlsruh“, „Dritter Klasse“ u. a.). Alles in Allem ein Büchlein, das wohl gelesen zu werden verdient, und nicht bloß zum Zeitvertreib.

In eine ganz andere geographische und litterarische Region führt uns die Skizzensammlung eines bisher unbekannten und sichtlich noch sehr jungen Autors, „Stiefkinder der Gesellschaft“ von Hans Land (Berlin, Alfred H. Fried & Cie. 1889). Das Buch ist äußerlich so effektvoll ausgestattet, daß der Leser von gutem Geschmack leicht von der Lektüre abgeschreckt wird: Es zeigt den Titel in großen, blutroten Buchstaben, nebst einer schrecklich roh geschnittenen Vignette, welche zwei gefesselte Hände aufweist, die an Gitterstäben rütteln. Auch die Bezeichnung: „Zweite Auflage“ gehört wohl mit zu den Dekorationsmitteln. Wer sich dadurch nicht abschrecken läßt und das Buch liest, wird die Bekanntschaft eines jungen, von Haus aus gar nicht rohen, aber mit ungeheurer Mühe nach Rohheit ringenden Erzählers machen, dem vorläufig so ziemlich alles fehlt, um einen künstlerischen Eindruck hervorzurufen, bis auf Eines, was doch immer die Hauptsache bleibt, das Talent. Dieses ist unleugbar vorhanden. Durch alle Blutrünstigkeit der Tendenz, alle affektierte Rohheit der Ausdrucksweise und der Erfindung leuchtet es dennoch siegreich hindurch, und um dieses Talentes willen sei hier des Buches Erwähnung gethan. Der Verfasser kann erzählen und verfügt auch über Phantasie, ja sogar über einige instinktive Kenntnis des Menschenherzens, und so findet sich neben brutalen und psychologisch unrichtigen Skizzen die ergreifende Kindergeschichte: „Una poenitentium“ in dem Bande, während andere, so gleich die erste: „Ephemerenglück“, immerhin als eine Anwartschaft auf die Zukunft zu betrachten sind, wo der Verfasser zu seinem Talent auch jenen Fleiß und jenes künstlerische Gewissen erworben haben wird, welche es verbieten, eine litterarische Arbeit abzuthun wie ein bequemer Schüler sein Pensum, möglichst rasch und möglichst kurz. Nicht absichtslos wählen wir den Vergleich: wir verhoffen uns von demselben einigen Eindruck auf den jungen Verfasser, da die Zeit, wo er seine Schulpensa gearbeitet, sicherlich noch nicht allzuweit hinter ihm liegt.

Der letzte Band fällt äußerlich insofern aus dem Rahmen dieser Anzeige, als er nicht eine Sammlung von Novellen, sondern ein einheitliches Werk, ein Roman ist. Der Verfasser ist ein amüsanter und witziger Berliner Schriftsteller, der sich besonders durch seine litterarischen Parodien auch in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat; sicherlich werden viele unserer Leser Fritz Mauthners lustige Büchlein „Nach berühmten Mustern“ in guter Erinnerung behalten haben. Das vorliegende Werk, „Die Fanfare“ (Dresden, Minden 1888), bildet den zweiten Band eines Cyclus von drei Romanen unter dem Gesamttitel: „Berlin W.“, dessen erster Band „Quartett“ ebenso wie der vorliegende vielfache Einwendungen der Kritik hervorrief. Sie scheinen uns hauptsächlich auf zwei Umstände zurückzuführen, von denen der erste wahrlich wenig genug mit der Sache zu thun hat. Fritz Mauthner war und ist der schärfste litterarische Kritiker Berlins, und mancher Hieb, der gegen die beiden Bücher geführt worden, galt sicherlich dem Verfasser. Ferner aber hat man sich gar zu einseitig an den Begriff des Romans gehalten und über den unleugbaren dichterischen Schwächen der beiden Bücher die Vorzüge übersehen, welche ihnen als amüsanten und im allgemeinen nicht unzutreffenden Kulturbildern aus dem modernen Berlin zukommen. In höherem Grade als dem ersten Bande ist dieser Vorzug dem neu erschienenen zuzuerkennen, wie derselbe auch in der Komposition wie in der Charakterschilderung relativ mehr Kraft aufweist als der erste Band. Das neue Buch richtet seine Spitze gegen das moderne Zeitungswesen in seinen Auswüchsen. Daß es dieselben übertreibt, ist allerdings richtig, aber dies liegt in der Natur jeder Satire, und anders als eine Satire, welcher aber für das schärfere Auge auch der ernste Kern nicht fehlt, wird das Buch nicht aufzufassen sein. Aufs Wort freilich darf man dem Verfasser nicht glauben, auch seine polemischen Zwecke nie vergessen, weil man sonst leicht geneigt wäre, über das Berliner Zeitungswesen ein absolut ungerechtes Urteil zu fällen.

Wien. **Otto Hartung.**

Epische Dichtungen.

Es freut mich, meinen heutigen Bericht mit der Versicherung einleiten zu können, daß wir es diesmal mit einer Reihe, wenn auch nicht durchweg gleich bedeutender, so doch der Mehrzahl nach ansprechender Erscheinungen zu thun haben; und auch das Schwächere, Verfehlte, das entschieden in der Minderzahl auftritt, fordert nicht gerade zu unbedingter, schroffer Ablehnung heraus. Dies ist um so erfreulicher, als unter den Dichtern auch jüngere Talente sind, die zum Teil ihre Erstlingsversuche vorlegen.

So führt sich W. von der Mühle mit drei Erzählungen „Der Dom zu Köln“, „Die Roßtrappe“, „Fata Morgana“ (Altona, Schlütersche Buchhandlung) in der bescheidensten und liebenswürdigsten Weise als ein Neuling ein, der Gutes erwarten läßt und daher freund-

licher ermunternder Aufnahme durchaus würdig ist. Die Stoffe sind der heimischen Sage entnommen und in deren ursprünglichem Geiste fast tadellos glücklich behandelt. Nur in der ersten und umfangreichsten Erzählung, einer jener Sagen, in denen der Teufel als Baumeister auftritt, wäre es, zur Steigerung unserer Teilnahme für den Helden, vielleicht gut gewesen, uns nicht bloß den brennenden Ehrgeiz, der den jungen Künstler an den Rand des Verderbens treibt, von dem ihn die treue Liebe des von ihm vergessenen Mädchens noch im letzten Augenblick rettet, sondern auch etwas mehr von seinem wirklichen Können zu zeigen. Im übrigen verrät auch diese, wie die zweite, eine bekannte Harzsage, und dritte, die tragische Geschichte eines jungen Seemanns von der Ostsee, in die aber südliche Lebhaftigkeit der Phantasie und Leidenschaft hereinspielt, die Gabe, hübsch zu erzählen, anschaulich und stimmungsvoll zu schildern und nicht nur einzelne wirkungsvolle Szenen, sondern auch ein wohl abgerundetes, ansprechendes Ganze zu gestalten.

Nicht ebenso günstig vermag ich von einem andern Erstlingsversuche zu urteilen: Gottfried von Hohenhoewen. Ein Ritterleben in Liedern von Hermann Richter. (Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung. 1888.) Der Verfasser hat sich aus ritterlicher Thaten- und Kampfeslust und damit zusammenhängender Abneigung gegen mönchische Gelehrsamkeit, aus Kaisertreue und nach dem Vorbilde Walters von der Vogelweide damit recht wohl verträglicher Frömmigkeit und Gläubigkeit, aus Heimatsliebe, Naturempfindung und der Freude an Wein, Weib und Gesang ein ritterliches Dichterleben zusammengesetzt, und führt uns dieses, wie der Titel andeutet, nicht erzählend, sondern in den nach der dichterischen Voraussetzung von Gottfried selbst gesungenen Liedern vor, von dem Austritt aus der Reichenauer Dichterschule an, durch Minnewerbung und Eheglück und die Kämpfe an der Seite des Rotbarts in Italien und gegen Heinrich den Löwen, bis es ausklingt in „Resignation und Beschaulichkeit" des Alters, das selbst nicht mehr mitthun kann. Also nicht die innere Einheit einer geschlossenen Handlung, sondern nur die äußerliche in der Person des Helden. Und spricht dieser auch, wie uns der, trotz der Verse ziemlich prosaische Prolog belehrt, behufs leichterer Verständlichkeit und zur Vermeidung überflüssiger gelehrter Notizen, anders heute als früher, so strebt der Verfasser doch sichtlich, und bei der gewählten Voraussetzung mit doppeltem Recht, uns in die Zeit des Helden zu versetzen. Nur freilich versteht er es, ganz abgesehen von historischen Verstößen wie daß Reimar der Alte bereits 1155 den Helden seine Weisen gelehrt, oder daß ein deutscher Dichter des zwölften Jahrhunderts den Italienern die Form des Sonettes abgelernt haben soll, nicht immer den rechten Ton zu treffen: so z. B., wenn die naive Frömmigkeit, die den Helden einmal gar zu einem kleinen Reliquienraub verleitet, gelegentlich gern ein wenig frei thun möchte, oder wenn Herr Gottfried bei einem Winzerfest im Jahre des Heiles 1154 von einem „Walkyrentanz" singt oder seine adlige Geliebte mit „Dirn" anredet u. dergl. Damit sind wir auch bei den gewissen Sprach-Altertümeleien, denen der Verfasser zwar nicht ernstlos fröhnt, aber immer noch mehr Spielraum gewährt als gut und recht ist. Allein auch sonst mutet er der Sprache öfter mehr als gewagte Wendungen zu und weiß unklare, ja geradezu unverständliche Konstruktionen so wenig zu vermeiden, als Härten im Verse und schiefe, verfehlte Bilder. Den Geschmack des Dichters zu charakterisieren, genügt als Probe Gottfrieds Wunsch, aus den Locken der Geliebten in Eile sich ein schönes goldenes Seil zu schlingen, um — seinen Hals zu zieren! Immerhin stößt man unter den ungefähr hundert Liedern zwar auf kein einziges von hervorragender Bedeutung, aber doch auf einige, die mehr oder weniger frei von den bemerkten Unarten, bald einen frisch kräftigen, bald ansprechend warmen Ton anschlagen und dem Urteil noch eine gewisse Zurückhaltung nahe legen. Der Dichter hat sich offenbar auf einer falschen Fährte verloren, überhaupt aber wird er, wenn man von ihm, sei's als Lyriker oder Epiker, noch etwas hoffen soll, vor allem seinen Geschmack läutern müssen, und es ist zu bedauern, daß er es so eilig hatte, mit einem noch so unreifen Erstling hervorzutreten.

Um so lieber wendet man sich von einer solchen Erscheinung zu einer Dichterin wie Maria Janitschek. Sie ist kein Neuling mehr, wie die beiden vorher genannten; schon vor drei Jahren erschienen von ihr „Legenden und Geschichten" (Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1885), ein Bändchen von bescheidenem Umfang, durch seinen Gehalt aber wohl geeignet, der begabten jungen Frau erwartende Aufmerksamkeit zu erringen. Von einer auch bei sehr gebildeten Frauen nicht gewöhnlichen Weite des Gesichtskreises und eher männlichen als weiblichen Gedankenrichtung, sichtlich nach eigenartiger Selbständigkeit strebend und bemüht um eine Kopf und Herz befriedigende, vorläufig stark pessimistisch gefärbte, schwerlich aber schon fertig abgeschlossene Weltanschauung, wandelt sie gern eigene Pfade, die allerdings nicht immer ungefährlich und unbedenklich sind. Sie meidet in diesem Bestreben weder immer das Absonderliche und Befremdende, noch — lassen wir uns durch ihr übrigens nicht zu unterschätzendes Gedicht „Irdische Komödie" nur nicht abhalten, es auszusprechen — das Krankhafte, oder wenn sie sich dieses Wort doch verbitten wollte, mindestens Einseitigkeit der Betrachtung. Aber sie fesselt auch in solchen Fällen durch Gedankenreichtum, Ursprünglichkeit und eine edle, schwungvolle Sprache, die man eben deshalb auch schon frei wünschte von einzelnen ihr noch anhaftenden Härten und Unrichtigkeiten. Der Neigung mit gedankenschweren Fragen sich auseinanderzusetzen verdankt auch ihre neue Dichtung „Im Kampf um die Zukunft" (Stuttgart, W. Spemann. 1887) ihr Dasein. Das Thema, die Frage nach dem Jenseits und der Existenz Gottes, beschäftigte die Dichterin schon in einigen der kleinen Dichtungen ihrer älteren Sammlung; diesmal behandelt sie es in einer etwas größeren aus drei Teilen bestehenden Komposition. Die Frage „Werden wir uns wiedersehn?" nimmt ein junges Mädchen als „Vermächtnis" der sterbenden Mutter ins Leben mit, und das quälende Rätsel macht es gleichgiltig gegen alles, auch gegen die sich seiner annehmende Liebe, bis es gelöst ist, gelöst in dem aus der Nacht der Verzweiflung durch die Allmacht der Liebe siegreich durchbrechenden Gottesglauben, der aber auf das „dort" verzichtet. Das schmerzliche Ringen der wahrheitsuchenden Seele in bangen Zweifeln versinnlicht eine Reihe „Pilgergeschichte" und in diesen sieben Parabeln, die den zweiten Abschnitt der Dichtung bilden, liegt ihre Hauptstärke; einzelne, z. B. die Klage der Tierwelt vor dem Thron des Er-

lösers, sind von gewaltiger Kraft der Wirkung. Je stärker aber diese gerade in der poetischen Darstellung der Zweifel ist, desto schwächer, desto weniger überzeugend wirkt im dritten Teile das Erwachen zum Gottesglauben. Die Weltanschauung der Dichterin allerdings scheint lichter werden und der Versöhnung von Kopf und Herz näher rücken zu wollen. Das ist ebenso erfreulich wie der Fortschritt von kleinen, zum Teil skizzenhaften Dichtungen zu dem Versuch, ein etwas größeres Ganze zu gestalten. Skizzenhaft andeutend ist die Darstellung allerdings zum Teil, besonders im ersten Abschnitt, auch hier noch, und zu individuellerer Charakteristik nötigte der Vorwurf nicht. Eben darum ist es doch sehr fraglich, ob die ausgesprochene Vorliebe der Dichterin für solche Stoffe der Entfaltung ihrer schönen Begabung günstig ist, und ohne die sogenannte Gedankendichtung zu unterschätzen oder das Recht der künstlerischen Individualität zu bestreiten, der Niemand vorzuschreiben hat, möchte man sie dennoch von ihren hohen Gedankenflügen zur Erde herabrufen. Ihre schönsten Erfolge erzielt die Dichtkunst doch, wenn sie sich die Aufgabe stellt, das warm pulsierende Leben, das uns umflutet, künstlerisch zu gestalten; beachtenswerte Aufsätze dazu fehlen in der ältern Sammlung nicht ganz.

Herber und kräftiger im Ton, gesund realistisch, stellenweise wohl auch ein wenig trocken und an die Darstellungsweise der Prosanovelle streifend, aber nicht ohne Wärme führt Hermann Oelschläger seine „Geschichte in Versen", „Engel Kirk" (Dresden und Leipzig, H. Minden. 1886) aus erschütternder Tragik durch christliche Menschenliebe zu zwar immer noch ernstem, aber versöhnendem Abschluß. Mit der Komposition hat es sich der Dichter nicht gerade schwer gemacht; er erzählt einfach nach der Zeitfolge. Eine kunstvollere Komposition hätte die drei Teile wohl noch zu strengerer Einheit zusammenbringen können. Denn der erste, der furchtbare Zusammenbruch des Familienglückes von Jan und Engel Kirk, der gerade soweit selbstverschuldet ist, um noch einer ästhetischen Wirkung fähig zu sein, bildet so ziemlich ein abgeschlossenes Ganze für sich; und dieser sowohl als die Fortsetzung, das Pfarrhofidyll, das nach den vorangegangenen Erschütterungen zwar ganz wohlthuend wirkt, aber doch erst am Schluß, in der dankbaren Selbstaufopferung des Engel wieder auf einen Höhepunkt führt, hätten dabei nur gewinnen können. Die Stärke der Arbeit liegt in der anschaulichen Ausführung der einzelnen Situationen und in der Charakterzeichnung.

Nicht besonders gelungen ist der Versuch eines österreichischen, unter dem Hehlnamen Chillonius sich kaum noch verbergenden Dichters, die liebliche Alhambrasage von „Zorahayde" und der „Rose der Alhambra", die durch ihren Mut sich selbst den Geliebten erringt und zugleich den Geist der maurischen Prinzessin zu der ihm durch drei Jahrhunderte versagten Ruhe und Seligkeit einführt, in Versen zu erzählen. (München, G. D. W. Callwey. 1887.) Der Verfasser kennt jene sagenberühmten Stätten offenbar aus eigener Anschauung und spart nicht mit seinen Erinnerungen in dem Streben nach Lokalkolorit. Aber diese reichlich ausgestreuten Reminiscenzen, diese übel angebrachte spanische und arabische Gelehrsamkeit und die immer wieder abspringende und sich unterbrechende Erzählung verwirren eher und bewirken, daß man manchmal kaum recht weiß, was man gelesen und wie es zusammenhängt, als daß eine klare Anschauung und eine nachhaltige Stimmung aufkommen könnte.

Prag. **Hans Lambel.**

Litterarische Notizen.

— „Es scheint fast gewagt, in unserer Zeit der fieberhaften Arbeit und Genußsucht eine neue Ausgabe von Stifters Werken zu veranstalten." Mit diesen Worten beginnt der Prospekt, welchen C. F. Amelangs Verlag in Leipzig zu Adalbert Stifters ausgewählten Werken ausgiebt, und daß dies thatsächlich nachgerade als ein Wagnis zu betrachten ist, wird jeder Freund unserer Litteratur, wenn auch mit aufrichtiger Betrübnis, zugeben müssen. Aber mit dem Verleger, welcher sich das Verdienst dieser Ausgabe zuschreiben darf, hoffen auch wir, daß „noch ein erheblicher Bruchteil des deutschen Volkes das Bedürfnis fühlt, sich an den Werken derjenigen unserer vornehmen und edlen Dichter zu laben und zu bilden, welche die Einfachheit, Wahrheit und das Sittlich Schöne pflegen". Daß Adalbert Stifter zu diesen Dichtern gehört, bedarf für unseren Leserkreis nicht erst des Beweises, und darum auch die neue Ausgabe kaum erst einer eindringlichen Empfehlung. Die ausgewählten Werke sollen die „Studien", die „Bunten Steine" und die „Erzählungen" umfassen, also die Gaben Stifters von unbestrittenem und bleibendem dichterischen Werte. Daß der „Wittiko" weggelassen wurde, können auch wir nur billigen, hingegen hätten wir den „Nachsommer" gern der Reihe der für die Gegenwart zu rettenden Werke eingefügt gesehen; die Erzählung bleibt doch immerhin eines der edelsten und feinsten Produkte Stifters. Vielleicht läßt der Verlag auch dieses Werk in einer billigen Ausgabe erscheinen, sobald erst das Wagnis bezüglich der populären Werke geglückt ist. Dieselben sollen in 28 Lieferungen erscheinen, von denen uns bisher 10 vorliegen. Wir wünschen dem Unternehmen besten Erfolg und werden wenn es vollendet vorliegt, darauf zurückkommen.

— „Deutsche Weihnachtsblätter, eine Festgabe für die deutsche Familie" betitelt sich ein stattliches Heft (Verlag von Rudolf Mückenberger in Berlin), welches für Deutschland dasselbe bedeuten will, was z. B. die Weihnachtsnummern der „London News" oder des „Graphic" für England sind. Nach der artistischen Seite hin kann der Versuch als wohlgelungen gelten. Schon der Umschlag ist in seiner Art ein kleines Kunstwerk, und ein Farbenholzschnitt nach Friedrich Stahl sowie ein Lichtdruck nach E. Teichendorf gehören mit zu den hübschesten Blättern, die uns in letzter Zeit vor Augen gekommen. Auch die sonstige Ausstattung verdient Anerkennung. Nicht gleich sorglich gewählt ist der litterarische Inhalt, der jedoch auch manches Hübsche (von Seidel, Hamerling u. a.) enthält.

— In dem Essay über Richard Leander, welchen wir in Band IV Heft 7 der „Deutschen Dichtung" gebracht, war auch der hübschen 1884 erschienenen „Kleinen Geschichten" dieses Autors mit dem Bedauern Erwähnung gethan, daß die Geschmacklosigkeit der ersten Ausstattung der Verbreitung dieser feinen und liebenswürdigen Dichtungen Abbruch gethan. Wir können nun beifügen, daß die Verlagshandlung — Breitkopf und Härtel in Leipzig — diesem Übelstande durch eine sehr hübsche und geschmackvolle, eben zur Versendung gelangte Miniaturausgabe abgeholfen hat. Die „Kleinen Geschichten" werden sich in dieser neuen Form sicherlich auch viele neue Freunde erwerben.

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

V. Band. 7. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Januar 1889.



Verlag von L. Ehlermann in Dresden.



Ungedruckte Briefe von Goethe.

Mitgeteilt von **Karl Emil Franzos.**

I.

Die nachstehend veröffentlichten Briefe Goethes sind durch ihre Tonart für den greisen Dichter charakteristisch, durch ihren Inhalt nicht ohne Bedeutung. Sie werden hier in buchstabengetreuer Wiedergabe der Originale geboten, welche derzeit in meiner Autographen-Sammlung erliegen; ich habe dieselben von den Nachkommen des Adressaten, des Dichters Johann Ludwig Franz **Deinhardstein**, erworben, und schicke zunächst einige Bemerkungen über diesen und sein Verhältnis zu Goethe voraus.

Deinhardstein gehört als Mensch wie als Dichter zu jenen Individualitäten, welche ein ungerechtes Urteil sehr nahe legen, und zwar deshalb, weil er ohne genaues Verständnis für die geistige Atmosphäre, in welcher er aufwuchs und wirkte, nicht zu erfassen ist. Diese Atmosphäre aber, die der zwanziger und dreißiger Jahre des vormärzlichen Österreich, ist wieder eine so eigentümliche, daß sich selbst uns spätgeborenen Söhnen desselben Staates schwer die Brücke zu jener begrabenen Zeit schlägt, geschweige denn Anderen. Deinhardstein ist im Guten wie im Bösen geradezu der Typus des vormärzlichen Österreichers; wer dies vergißt — und die meisten, die ihn beurteilt, haben dies vergessen — gerät in die Gefahr, ihm neben seinen eigenen Sünden auch die seiner Zeit aufzubürden und ihn, der eben lediglich ein Typus war, zu einem höchst aparten Zerrbild zu machen, an dem sich dann die wenigen nicht wegzuleugnenden guten Eigenschaften um so seltsamer ausnehmen. Der Leserkreis der „Deutschen Dichtung" hat Deinhardstein aus jener langen Reihe von Mitteilungen, welche ich im III. und IV. Bande dieser Zeitschrift unter dem Titel: „Das Wiener Burgtheater und das deutsche Drama", aus den an ihn gerichteten Briefen gegeben, immerhin schon so weit kennen gelernt, daß einige zusammenfassende Bemerkungen über seinen Lebensgang und sein Schaffen hinreichen werden, ein Bild seines Wesens, so weit es für unsere heutigen Zwecke nötig, hinzustellen.

Deinhardstein ist nicht bloß ein spezifischer Österreicher, sondern auch ein spezifischer Wiener, was bekanntlich auch heute noch etwas Verschiedenes bedeuten will, geschweige denn in jenen Tagen. Als Sohn wohlhabender Eltern in dieser Stadt geboren (21. Juni 1794) widmet er sich ohne inneren Beruf dem Stande seines Vaters, der Jurisprudenz, und geht dann, da ihm diese nicht recht gefällt, persönliche Verbindungen ausnützend, zum Lehrfach über, indem er seit 1825 an der Theresianischen Akademie Ästhetik tradiert. Wie ihm selbst die Thatsache, daß er einen Band Gedichte und einige Dramen publiziert, sowie mehrere Werke über Ästhetik gelesen, als vollständig genügender Untergrund für die Docentur dieses Faches erscheint, so auch den Anderen. Eine natürliche Beredsamkeit, insbesondere ein starkes deklamatorisches Pathos, gutes Gedächtnis, Gewandheit und Liebenswürdigkeit des Benehmens machen ihn seinen Schülern wie seinen Vorgesetzten gleich angenehm; nach dem wissenschaftlichen Fundament wird von Anfang an nicht gefragt, geschweige denn seit 1827, wo er gleichzeitig daneben das Amt eines Zensors übernimmt. Auch hier löst er die schwierige Aufgabe, sich nach unten recht beliebt zu machen, ohne nach oben zu verstoßen; im Gegensatze zu den meisten seiner Kollegen gilt er bei den Schriftstellern als ein humaner, bei der Polizei als ein zuverlässiger Zensor. Beides erreicht er im Wesentlichen keineswegs durch Thaten, sondern lediglich durch Worte; Niemand weiß dem Grafen Sedlnitzky die Notwendigkeit einer strengen Zensur in so würde- und eifervoller Weise auseinanderzusetzen wie er, während andrerseits Niemand im Kreise der Schriftsteller diese Geistespolizei schärfer, pathetischer und witziger zu verdammen versteht. Hört man ihn, nachdem er sein Bureau verlassen, im „Silbernen Caféhaus", dem vormärzlichen Stammlokal der Litteraten Wiens, beißende Anekdoten erzählen, oder pathetisch sein Schicksal anklagen, welches gerade ihn zu einem der „Henkersknechte des Geistes" gemacht, so wird niemand glauben mögen, daß diese oder jene viel besprochene Verstümmelung eines Manuskripts gerade von ihm herrührt. Also, wird man schließen, als Lehrer, als Zensor wie als Mensch eigentlich eine ganz verächtliche Erscheinung. Bei Leibe nein! — nur eben ein spezifischer vormärzlicher Wiener. Wozu sich und Anderen das Leben durch überflüssige Gelehrsamkeit oder Überzeugungstreue schwer machen?! — man nimmt Alles gemütlich, thut gern auch einmal etwas Gutes, wenn es sich ohne Mühe machen läßt, und läßt im übrigen den Dingen ihren Lauf. Vergleicht man Deinhardstein mit seinen Kollegen im Lehramt, wie in der Zensur, so erscheint er sogar als eine vergleichsweise recht sympathische Erscheinung, und zwar um seiner Begabung wie um seiner Gutmütigkeit

„Der Mond soll im Kalender stehn;
Doch auf den Straßen ist er nicht zu sehn!
Warum darauf die Polizey nicht achtet.“

Mein Freund, urtheile nicht so schnell!
Du thust gewaltig klug und hell
Wenn es in deinem Kopfe nachtet.

Goethe

Ein Gedicht-Manuskript Goethes. (Aus den „Zahmen Xenien“.)

Das Original in der Autographen-Sammlung des Herausgebers dieser Zeitschrift.

Von 50 – 70.

Von 70 bis 90

Goethes Übersicht der

Das Original in der Autographen-Sammlung

wissen. Auch die andern vormärzlichen Professoren haben so wenig gelernt wie er, oder noch weniger, quälen jedoch als Pedanten oder Dummköpfe ihre Studenten, was dieser liebenswürdige Mensch niemals thut, der obendrein seinem Auditorium, eben weil sein Gedächtnis behält, was er gelesen, weil ihm die Gabe guten Kombinierens und Gruppierens gegönnt ist, auch positiv weit mehr mitzuteilen weiß als Jene. Ähnlich muß das Urteil über seine Thätigkeit als Zensor fallen. Spielt einem der Zufall, wie dies mir geschehen, zwei Briefe Deinhardsteins in die Hand, einen, welcher, an Karoline Pichler gerichtet, die Bitte enthält, ihm bei der Vorlesung eines von der Zensur verbotenen Stückes in ihrem eigenen Hause jene Rolle zuzuteilen, gegen welche die Polizei die meisten Bedenken erhoben, weil ihm das Ablesen dieser verbotenen Stellen besonderen Spaß machen werde, und einen andern Brief desselben Mannes aus demselben Jahre, in welchem er sich in emphatischen Worten über die Nützlichkeit der Zensur ergeht, so hat man daraus wahrlich nicht auf eine unerhörte heuchlerische Verruchtheit zu schließen, sondern nur eben auf die Frivolität und Haltlosigkeit des Einzelnen, welche wieder nur ein getreues Spiegelbild der Frivolität und Haltlosigkeit der Gesamtheit war: es ist wohl möglich, daß Deinhardsteins Verteidigung der Zensur in dem Momente, da er sie hinschrieb, eben so ehrlich gemeint war wie sein Wunsch, sich und anderen durch jene Verhöhnung der Zensur im geschlossenen Kreise ein pikantes Vergnügen zu machen. Relativ aber kann man sich auch Deinhardstein, den Zensor, gefallen lassen; er war zu gutmütig, um böswillig zu streichen, zu geschmackvoll und verständig, um es überflüssig zu thun, allerdings auch zu vorsichtig, jemals eine Stelle, an welcher ein Vorgesetzter Anstoß hätte nehmen können, passieren zu lassen; aber das letztere that ja auch jeder andere seiner Kollegen, während sich das erstere nicht von jedem aussagen läßt.

Noch günstiger muß unser Urteil über ein drittes Amt fallen, welches der strebende und erstrebende Mann im Jahre 1829 erlangte: die Leitung der „Wiener Jahrbücher der Litteratur." Die Art, wie Deinhardstein diese Aufgabe erfüllte, werden wir noch später zu betrachten haben, da er hauptsächlich in seiner Eigenschaft als Redakteur mit Goethe in Verbindung trat. Über ein viertes Amt endlich, die Leitung des Wiener Burgtheaters, welche er im Jahre 1832 nach Schreyvogels Sturz über-

Von 90 — 110. Von 110 — 120

Goethe

Deutschen Litteratur.

des Herausgebers dieser Zeitschrift.

nahm und, ohne deshalb — gleichfalls eine echt österreichische Erscheinung! — eines der andern Ämter niederzulegen, bis 1841 fortführte, habe ich an dieser Stelle so viel Material beigebracht, daß dem Leser ein eigenes Urteil ermöglicht ist. Auch hier wird man sich stets davor hüten müssen, Sünden der Zeit und Fehler des Volkscharakters einzig und allein dem Individuum ins Schuldbuch zu schreiben. Deinhardstein war gutmütig genug, um gegen Schreyvogel nicht energisch zu intriguieren, aber freilich in seinem Gewissen bequem genug, um die Intrigue, welche ihn an die Stelle seines ihm wohlgesinnten ältern Freundes bringen sollte, mit einer gewissen stillen Behaglichkeit zu fördern; er war zu gutmütig, um irgend Jemand schroff abzuweisen, aber seine Moral gestattete es ihm, halb oder ganz zu versprechen, was er niemals halten konnte oder wollte; er war zu gebildet, um nicht die Bedeutung von Dichtern, wie Hebbel oder Gutzkow, sofort zu erkennen, und that gerne für sie, was sich gelegentlich ohne Anstrengung, hauptsächlich aber ohne Mißfallen nach Oben zu erregen, thun ließ; aber sie auf die Gefahr hin, sich einen Tadel aus höherer Region zuzuziehen, thatkräftig zu fördern, fiel ihm nicht bei.

Alles in allem sind der Mann und seine Carriere in ihrem Aufstieg wie in ihrem Niedergange für das vormärzliche Österreich überaus charakteristisch. Dieser Niedergang begann, als der schlimme Zustand, in welchen Deinhardsteins Bequemlichkeit, seine allzugetreue Befolgung des Mottos vom „Leben und leben lassen", das Burgtheater gebracht, so offenkundig wurde, daß er 1841 dieses Amt abgeben mußte. Je deutlicher sich die Vorboten von 1848 durch eine ernstere Auffassung des Lebens, durch eine strengere Kritik aller öffentlichen Angelegenheiten, auch in Österreich verkündeten, desto mehr erblich sein Stern, bis er im „großen Jahre" ganz erlosch. Die Zensur hörte auf, von der Professur blieb ihm nichts als der Titel und 1849 gingen die „Wiener Jahrbücher" ein. Das letzte Jahrzehnt seines Lebens — er ist am 12. Juli 1859 gestorben — war das trübste. Wohl war er, als auch das Österreich von 1850 die Zensur in verschämter Form zu beleben suchte, wieder zu einem Ämtchen, als Beirat des Statthalters für Nieder-Österreich in litterarischen, namentlich theatralischen Angelegenheiten gelangt, aber es war eine bescheidene Stellung, welche wenig Geld und viel Mißachtung einbrachte.

Auch dem Dichter Deinhardstein wird man heutzutage, wenn man ihn überhaupt nennt, selten gerecht. Über dem loyalen Gelegenheitsdichter, welcher allerdings unzählige patriotische Reimereien vom Stapel ließ, deren künstlerischer Wert beiläufig der Vortrefflichkeit des darin gefeierten Regimes gleichkam, über dem leichtfertigen Bearbeiter und Übersetzer Scribes und der anderen französischen Modedramatiker der dreißiger und vierziger Jahre, hat man den Lyriker vergessen, welcher zuweilen, den Hang zur Redseligkeit und zur Bilderjagd abstreifend, überraschend schöne und tiefe Töne gefunden, vor allem aber den Dramatiker, den Verfasser von „Garrick in Bristol", „Erzherzog Maximilians Brautzug" und „Hans Sachs". Neben ganz gehaltlosen, lediglich der leichten Unterhaltung dienenden Stücken und neben andern, welche durch die Anknüpfung an populäre Thatsachen und Persönlichkeiten große, aber billige und künstlerisch nicht gerechtfertigte Erfolge erzielten, stehen die eben genannten Stücke als Beweise eines glücklichen, leichtflüssigen Talentes und eines nicht gewöhnlichen Kunstverstandes da, welcher die Wirkungen der Bühne wohl ermaß und sie zuweilen auch durch edlere Mittel zu erreichen suchte. Es ist eine müßige Frage, was wohl aus dem oder jenem Dichter unter völlig andern Verhältnissen und bei andern Charakteranlagen hätte werden können; giebt man sich diesem Spiel des kritischen Verstandes bei Deinhardstein hin, so wird man nicht zweifeln, daß sein Name auch dem Geschlecht von heute ungleich mehr bedeuten würde, sofern ihm zu seinen sonstigen Gaben auch der Fleiß und die Selbstzucht beschieden gewesen wäre.

Namentlich sein „Hans Sachs" ist dafür ein vollgültiger Beleg. Man darf getrost aussprechen, daß nicht unsere modernen Litterar-Historiker, welche das Stück nebenbei mit einer lauen Bemerkung abzuthun pflegen, mit ihrem Urteile im Rechte sind, sondern Goethe, der das Drama warm gelobt und es sogar der Auszeichnung eines Prologs gewürdigt.

Dieser Prolog — es ist eines der wenigst bekannten Gedichte Goethe's und steht außer in der Ausgabe von H. Kurz*), nur noch in jener von G. v. Loeper**) — ist für Deinhardsteins Werk um so ehrenvoller, als es keine persönliche Beziehung war, welcher dasselbe diesen wertvollen Schmuck verdankt. Zuerst am 4. Oktober 1827 unter ungemeinem Beifall am Wiener Burgtheater aufgeführt (es ging bis zum 30. Dezember 1868, wo es seine letzte Aufführung erlebte, nicht weniger als 61 Male über die Bretter dieser Bühne), hatte das Stück auch anderwärts gleich raschen, aber auch gleich nachhaltigen Erfolg, und eine der ersten Bühnen, welche der Wiener folgten, war das Berliner Schauspielhaus, dessen General-Intendant damals Graf Brühl war, während Eduard Devrient, als Schauspieler thätig, seinen reichen Anteil an der geistigen Leitung hatte. Wahrscheinlich auf des Letzteren Vorschlag beschloß Graf Brühl, ein älteres, bereits 1776 verfaßtes Gedicht Goethe's, das bekannte: „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung", dem Drama Deinhardsteins als Prolog vorangehen zu lassen und bat Goethe in einem Schreiben vom 10. Januar 1828, dies thun zu dürfen.***)

Am 17. Januar erklärte sich Goethe mit dem Vorschlag einverstanden, entschloß sich jedoch, da das Gedicht zu diesem Zwecke, so wie es vorliege, nicht ganz tauglich sei, auch noch eine Einleitung dazu zu schreiben, und sendete dieselbe am 26. Januar nach Berlin.

In diesem neuen Gedichte, welches dem älteren als Umrahmung diente, legt er „einem Meistersänger als Prologus" die folgenden, Deinhardsteins Werk rühmenden Worte in den Mund:

„Und wie, auch noch so lange getrennt,
Ein Freund den andern wiedererkennt,
Hat auch ein Frommer neuerer Zeit
Sich an des Vorjahren Tugend erfreut
Und hingeschrieben mit leichter Hand,
Als stünd' es farbig an der Wand,
Und zwar mit Worten so verständig,
Als würde Gemaltes wieder lebendig."

Dieser Prolog wurde bei der ersten sehr erfolgreichen Berliner Aufführung des „Hans Sachs" am 13. Februar 1828, von Eduard Devrient gesprochen und bei den folgenden, mit gleich lebhaftem Beifall aufgenommenen Aufführungen wiederholt. Noch in demselben Jahre erschien das Gedicht in Berlin in einem Separat-Abdruck und wurde kurz darauf von Deinhardstein als Anhang der Buchausgabe seines „Hans Sachs" (Wien 1829) beigefügt. Höchst wahrscheinlich hat die hohe Auszeichnung, welche Deutschlands größter Dichter einem „Allerneuesten" erwies, diesen zu einem Dankbrief an Goethe bewogen; es wäre wenigstens bei Deinhardsteins überaus conciliauter Art ganz undenkbar, daß er dies unterlassen hätte, doch habe ich weder in Deinhardsteins Papieren eine Notiz über einen solchen Brief an Goethe, noch auch eine Antwort von Goethe vorgefunden, obwohl es der Altmeister an einer solchen sicherlich auch nicht hätte fehlen lassen. Es steht zu vermuten, daß die hierauf bezüglichen Briefe verloren gegangen, die mir vorliegenden Briefe Goethes an Deinhardstein beginnen erst mit dem März 1830.

Wie bereits oben erwähnt, hatte Deinhardstein kurz vorher die Redaktion der „Wiener Jahrbücher der Litteratur" übernommen. Unter der Ägide der Staatskanzlei gegründet und mit glänzenden Mitteln ausgestattet, hatte diese Vierteljahrsschrift gleichwohl bis dahin, trotz ihres mehr als zehnjährigen Bestehens, noch nicht jene Geltung errungen, welche ihr nach der Idee ihrer geistigen Urheber Metternich und Gentz, zukommen sollte. Der Grund hierfür war weder in dem Mangel an ausgezeichneten Mitarbeitern zu suchen, noch in der politischen Tendenz, welche nicht häufig zu Tage trat, während das Hauptgewicht auf der Betrachtung der wissenschaftlichen und schöngeistigen Litteratur lag; was dem Blatte fehlte, war einzig ein tüchtiger, regsamer und geschmackvoller Leiter, und dieser wollte sich, trotzdem man ein halb Dutzend Versuche machte, und endlich fast von Semester zu Semester ein Personalwechsel eintrat, nicht finden lassen. Man muß zugeben, daß Deinhardstein, kraft seiner litterarischen Versirtheit, seines beweglichen Temperaments, seiner vielseitigen persönlichen Verbindungen, unbedingt der richtige Mann dazu war, dem etwas allzu schwerfälligen Organ Leben und Bedeutung zu geben, wie er andrerseits durch seine Stellung als Zensor und durch seine Schmiegsamkeit nach oben die volle Gewähr dafür

*) Hildburghausen 1868 Bd. V, S. 765.

**) Goethes Werke, Berlin, Hempel, Bd. XI, S. 264.

***) Briefe von und an Goethe, desgleichen Aphorismen und Brocardica, herausgegeben von Riemer. (Leipzig, 1846.) IV. Briefwechsel zwischen Goethe und Brühl.

bot, daß die Jahrbücher auch ferner im Dienst der politischen Idee ihrer Gründer, soweit es diese für irgend wünschenswert erachteten, stehen würde.

Unter den Männern, an welche sich Deinhardstein wendete, war auch Goethe. Selbstverständlich bot er alles auf, sich die Mitwirkung dieses glänzendsten Namens zu sichern. Sein Schreiben war mir nicht zugänglich; aber nicht bloß aus Goethes Antwort, sondern aus den fast gleichzeitig ausgegangenen Einladungsbriefen an die Brüder Humboldt, welche mir vorgelegen, ist mit Bestimmtheit zu schließen, daß er darin nicht bloß die Patronanz der Staatskanzlei, sondern auch das besondere Interesse betonte, welches Kaiser Franz an den Jahrbüchern nehme, welches letztere nun freilich eine in keiner Weise begründete Behauptung war. Der greise Monarch, der keinerlei litterarische Interessen hatte und Gelehrte für wenig nützliche, Dichter für geradezu unnütze Menschen hielt, welche man nur dann gewähren lassen dürfe, wenn ihre Narrheit eine harmlose, d. h. unpolitische sei, hatte zwar auf Anraten Metternichs in die Fortführung der Jahrbücher gewilligt, weil dieser nun einmal der Ansicht war, daß Österreich auch litterarisch etwas für Gesamt-Deutschland thun, und sich ein Mittel sichern müsse, seinerseits auf das deutsche Geistesleben einzuwirken, aber er hat schwerlich je einen Band der Jahrbücher aufgeschlagen, und vollends ist es bei seiner sonstigen Denkweise ganz ausgeschlossen, daß er sich irgendwie des Näheren um dieses Organ gekümmert hätte. Wenn Deinhardstein gleichwohl in seinen Einladungsbriefen dieses Interesse des Monarchen so scharf betonte, ja sogar gleichsam durchblicken ließ, daß der Kaiser auf die Mitwirkung des betreffenden Autors ganz besonderen Wert lege, so geschah es eben als Mittel zum Zweck und jenen Persönlichkeiten gegenüber, bei welchen er von einem solchen Hinweis besonderen Eindruck erwartete; bei liberal angehauchten Persönlichkeiten oder bei Männern, die nur ihrer Wissenschaft lebten, führte er den Kaiser niemals ins Treffen. Goethe zählte er jenen Persönlichkeiten bei, bei welchen dies ersprießlich sein konnte, und daß er sich nicht getäuscht, beweist das nachstehende Antwortschreiben Goethes:

Ew. Hochwohlgeb.

gefälliges Schreiben hätte mir beinahe eine schmerzliche Empfindung erregt: denn wie sollte ich, in meinen hohen Jahren und bey so manchen, durch Pflicht und unausweichliche Umstände gebotenen Arbeiten, wie sollte ich es wagen an dem so bedeutenden, durch höchste Gunst erneuerten, und einem frischmuthigen Redacteur übertragenen geistreichen Unternehmen meinen Antheil zu versprechen, in Hoffnung etwas dem Uebrigen und dem edlen Zwecke Zusagendes beytragen zu können? Auch gedachte ich Anfangs mich bescheidentlich zu entschuldigen.

Allein Sie erklären Sich ja, auch wohl einen Aufsatz, wie die Hefte von Kunst und Alterthum allenfalls wohlmeynend mittheilen, mit Neigung aufnehmen und befördern zu wollen.

Nun liegt das vollständige Werk des K. Preuß. Herrn Professors Wilhelm Zahn, mir vor Augen, unter dem Titel: „Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, Herkulanum und Stabiä, nach den an Ort und Stelle gemachten Original-Zeichnungen von W. Zahn, Berlin bey G. Reimer", dessen erste Hefte gewiß schon Ihren Beyfall gewonnen haben. Es sind ihrer gegenwärtig zehn, und ich gedenke nun eine einfache Anzeige mit einigen Bemerkungen über Ziel und Zweck derselben aufzusetzen. Ist sie nach ihrer Art fertig, so werde ich sie zu gefälliger Durchsicht und allenfallsigen Benutzung zu übergeben nicht ermangeln.

Angenehm aber ist mirs daß ich schon jetzt im Falle bin des obgenannten werthen Mannes baldiges Eintreffen in Wien hiedurch anzukündigen. Er wird ein paar Zeilen von mir mitbringen; sein Persönliches so wie seine Leistungen empfehlen ihn genugsam. Er denkt wieder nach Italien, auch von da vielleicht weiter zu gehen, um uns aufs Neue, durch Kunstschätze, entdeckt in unsern Tagen, oder besser ausgelegt als bisher, von Zeit zu Zeit zu erfreuen.

Nun aber sprech ich den lebhaften Wunsch aus: es möge sich ein Anlaß finden Ihrem höchsten Gönner, den ich seit vielen Jahren auch als den meinigen verehre mich ins Gedächtniß zu rufen und Höchstdenenselben meine unwandelbare dankvollste Aneignung zu betheuern, welches ich für ein besonderes Glück schätzen würde.

Ew. Hochwohlgeb. weitere geneigte Mittheilungen sollen mir jederzeit zum größten Vergnügen gereichen; wie ich denn auch, insofern es meine Kräfte erlauben, zu Ihren edlen Zwecke mitzuwirken nicht ermangeln werde.

Da ich mich denn angeregt finde schließlich noch hinzuzufügen, wie sowohl mir als meinen Freunden, welche ernstlich einer humanen Literatur zugethan sind, es zur besondern Freude war, zu vernehmen, daß einem so einsichtigen und gemäßigt denkenden Manne die wichtigen Stellen anvertraut sind, wo man, in wohlwollend beurtheilender Folge, gar manches Gute, was sich auf einmal nicht erreichen läßt, durch stetige reine Behandlung einzuleiten und zu fördern vermag.

Das Beste wünschend, hochachtungsvoll

Weimar, ergebenst
den 27. März
1830. J. W. v. Goethe.

Einer sachlichen Erläuterung bedarf das Schreiben nicht, da ja die Wirksamkeit Zahns und sein Verhältnis zu Goethe genügend bekannt sind, wohl aber sei auf die ganz überaus liebenswürdige und verbindliche Tonart hingewiesen, in welcher sich der Dichter nicht bloß sofort zur Mitarbeit bereit erklärt, sondern gleich einen bestimmten Vorschlag macht. Dieses Entgegenkommen galt selbstverständlich weniger dem Dichter des „Hans Sachs"

dem „frischmutigen Redakteur", auch nicht in erster Linie dem „bedeutenden geistreichen Unternehmen", sondern dem Umstande, daß dasselbe eben „durch höchste Gunst erneuert" worden. Höchst charakteristisch ist auch die Stelle, in welcher Goethe Deinhardstein ersucht, ihn bei Gelegenheit dem Kaiser Franz, den er seit vielen Jahren auch als seinen „höchsten Gönner" verehre, ins Gedächtnis zu rufen und demselben des Dichters „unwandelbare dankvollste Aneignung zu beteuern". Die Bitte richtete sich allerdings an eine Adresse, welche derselben zu entsprechen außer Stande war. Goethe faßte offenbar das Verhältnis Deinhardsteins zum österreichischen Hof ähnlich auf, wie jenes der höchsten Beamten des weimarischen Landes zu Karl August; er setzte voraus, daß Deinhardstein ein bei Kaiser Franz einflußreicher Mann sei, welcher mit diesem häufig zu verkehren Gelegenheit habe, was ein ebenso großer Irrtum war, als jenes Interesse, welches er, dem Briefe Deinhardsteins vertrauend, bei dem Kaiser für die „Jahrbücher" voraussetzte. Kaiser Franz sprach überhaupt mit Niemand und niemals über Litteratur, am wenigsten aber war wohl der niederösterreichische Regierungsrat Deinhardstein in der Lage, jemals eine derartige, oder überhaupt irgend eine Konversation mit dem Monarchen zu führen. Dem Namen nach kannte er Deinhardstein als eifrigen Zensor, sowie als jenen Mann, welcher ihm alljährlich zu seinem Geburtstage, wenn auch nicht das schönste, so doch jedenfalls das längste Gedicht, auf Velinpapier gedruckt, überreichen ließ. Einer mündlichen Tradition verdanke ich auch die Mitteilung, daß der Kaiser einmal, als man ihm Grillparzers Talent pries, ablenkend gesagt habe: „Aber der Deinhardstein is viel ‚bräver'", d. h. loyaler. Aber daß Deinhardstein jemals, vielleicht eine Dankaudienz abgerechnet, von ihm einer Konversation gewürdigt worden, ist fast undenkbar.

Unter diesen Umständen mußte jene Stelle jeden der Verhältnisse Kundigen recht seltsam berühren, und in diesem Sinne wirkte sie denn auch auf die Dichter und Schriftsteller Wiens. Der Brief hat viel dazu beigetragen, Goethes Ansehen in den Augen des „jungen Österreich" zu schädigen, und zwar nicht bloß durch jene obige Stelle, sondern namentlich durch den Schluß des Briefes, welcher als eine Zustimmung zu dem offenkundig reaktionären Programm der „Jahrbücher" aufgefaßt wurde. Noch Jahre nachher nannte man den Zensor Deinhardstein in Renners „Silbernem Caféhaus" niemals anders als den „gemäßigt denkenden Mann", und empfing ihn, wenn er eintrat, mit der stereotypen Frage: „Na, haben's schon den Goethe dem Kaiser empfohlen?" Natürlich hatte Deinhardstein selbst dazu beigetragen, den Brief in weitesten Kreisen bekannt zu machen. Nachdem er denselben erhalten, stürzte er in das genannte Caféhaus, wo gerade Bauernfeld und Lenau saßen, — ich verdanke die Mitteilung der Szene dem ersteren —, schwang den Brief triumphierend in der Hand und legte ihn den Herren vor; sie lasen und gaben dem Unmut, welcher die freisinnigen jungen Dichter bei der Lektüre ergriffen hatte, in scharfen Spottworten Ausdruck. Die Nachricht ging wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund; aber als Deinhardstein am nächsten Tage in das Caféhaus kam, fragte ihn, wie auf Verabredung, Niemand nach dem Briefe, er selbst mußte ihn jedem Einzelnen zeigen. Am dritten Tage, wo er den Brief nicht mehr mitbrachte, aber davon zu reden begann, blickten ihn die Litteraten ganz erstaunt an und versicherten, bisher nichts davon gehört zu haben. „Aber Ihr habt ihn ja gestern gelesen!" rief Deinhardstein, worauf alle versicherten, daß es ihnen nicht mehr erinnerlich sei. Statt nun die Verhöhnung mit gleicher Münze zurückzuzahlen, stürzte Deinhardstein nach seiner Wohnung und kam nach einer Stunde schweißtriefend wieder mit dem Briefe herangekeucht, der nun abermals von Hand zu Hand ging; aber am nächsten Tage wollte ihn wieder Keiner gesehen haben. Wie ich gleichfalls aus mündlicher Tradition hinzufügen kann, soll Grillparzer auf den Brief ein beißendes Epigramm gemacht haben, der Wortlaut war leider meinem Gewährsmann nicht mehr erinnerlich. Wie stark jedoch der Eindruck war, welchen der Brief auf das litterarische Wien machte, mag der Umstand beweisen, daß ich, volle fünfundvierzig Jahre nach jenen Szenen, 1875, noch viel davon erzählen hörte, wie denn auch diese Mitteilungen der erste Anstoß dazu waren, mich auf die Fährte dieser bisher nicht bekannten Korrespondenz Goethes zu bringen.

Der zweite Brief Goethes sind jene „paar Zeilen" für Zahn, welche Goethe bereits in seinem ersten Schreiben ankündigte. Das Billet hat folgenden Wortlaut:

> **Ueberbringer dieses, Hr. Professor Wilhelm Zahn, begleite nur mit den aufrichtigsten Grüßen und treusten Empfehlungen, da ich schon in meinem Schreiben vom 27. März das Nähere von ihm gemeldet habe, und er sich persönlich, zugleich mit seiner Angelegenheit, am besten einleiten wird.**
>
> **Die zugesagte Anzeige der Pompejanischen Hefte erfolgt baldmöglichst. In diesem Augenblick lasten gar zu viele Obliegenheiten auf mir, denen ich jedoch bald genug zu thun hoffe.**
>
> **Hochachtungsvoll**
>
> **Weimar** **gehorsamst**
> **den 8. Apr. 1830.** **J. W. v. Goethe.**

Einige Wochen später sandte Goethe den angekündigten Aufsatz mit folgendem Begleitschreiben ab:

> **Ew. Hochwohlgeb.**
>
> **habe durch Gegenwärtiges zu vermelden: daß der beabsichtigte Aufsatz über Zahns pompejanische Mittheilungen, mit der fahrenden Post an dem heutigen Tage, abgegangen. Ich wünsche er möge der Absicht des hohen Protektors, dessen gnädiges Wohlwollen ich unter die höchsten Begünstigungen meines Lebens zähle, auch demselben für die Folge ernstlich empfohlen zu seyn wünschen muß; sowie den unmittelbaren Zwecken einer schätzbaren Redaction einigermaßen genügen.**
>
> **Wenn ich aufrichtig seyn soll; so hätte ich gern dieses Concept zurückgehalten und es noch einmal durchgearbeitet; denn ich konnte vorerst nur auf bedeutende Punkte hinweisen, welche auszuführen und zu begründen noch manches würde zu fordern seyn. Doch läßt sich ja, an**

Verlangen, dieses und jenes einzeln nachbringen; ich aber konnte nicht unterlassen meinen besten Willen einigermaßen baldigst zu bethätigen.

Kommt mir ein Exemplar Ihrer erneuten Zeitschrift zu Handen, so seh ich daraus was überhaupt dort angenehm seyn könnte. Doch frage vorher noch an: ob einige Mittheilungen der Weimarischen Kunstfreunde, als deren Obmann sich Hofrath Heinrich Meyer gar wohl nennen darf, und die in Kunst und Alterthum seit mehreren Jahren ausgesprochenen Grundsäße auch daselbst Plaß finden dürften? Es würden vorerst neuere Werke vorgeführt werden, mit Billigung und Mäßigung und zugleich mit redlicher Anerkennung entschiedenen Verdienstes; das zu Mißbilligende würde übergangen. Wäre es alsdann genehm, so könnte wohl ein oder der andere Aufsaß ins Allgemeine gehend, nachfolgen.

Mehr füge ich nicht hinzu, nur die angelegentliche Bitte, mich höchsten Orts, als einen unverbrüchlich dankbar Anerkennenden und Gewidmeten, bestens zu empfehlen.

In vorzüglichster Hochachtung,

Ew. Hochwohlgeb.

Weimar den 16. May 1830 — gehorsamster Diener
J. W. v. Goethe.

Auch dieser Brief bedarf bezüglich seines sachlichen Inhalts kaum eines Kommentars. Der Titel des Werkes, welches Goethe besprach (es war dies die erste größere Arbeit Zahns), ist bereits in seinem Briefe vom 27. März 1830 genannt; es umfaßte zehn Hefte mit hundert Tafeln. Die Recension Goethes erschien in den „Wiener Jahrbüchern der Litteratur" LI. Band (Juli, August, September) 1830, Seite 1—12; sie ist in fast allen Ausgaben von Goethes Werken aufgenommen; in der Hempel'schen Edition steht sie XXVIII. Teil Seite 605—618. Beigefügt war demselben Bande der „Wiener Jahrbücher" (Seite 13—16) eine Selbstbiographie Zahns, welche von Goethe durch folgenden Schlußsatz zu seinem Aufsatze, welcher bei dem Abdruck in den Werken weggeblieben ist, eingeleitet war:

> „Was von des werten Künstlers Lebensgange zu sagen wäre, ingleichen was er von seinen technischen Bemühungen, besonders im farbigen Abdruck eröffnet, davon wird im Folgenden das Nötige mitzuteilen sein.
>
> Weimar im Mai 1830. J. W. v. Goethe.

Wie aus der Vergleichung des Datums der Absendung und der Publikation hervorgeht, beeilte sich Deinhardstein sehr, den Aufsatz Goethes zu bringen; aus der mir vorliegenden Korrespondenz mit andern Mitarbeitern geht hervor, daß er, um den erst Anfang Juni in Wien eingetroffenen Aufsatz bereits in dem programmmäßig im Hochsommer erscheinenden Bande bringen zu können, dem Drucker und sich selbst viel Mühe und Hast auferlegte. Auf die Anregung bezüglich Heinrich Meyers ging Deinhardstein aufs bereitwilligste ein und zwar sofort, wie auch schon aus Goethes nächstem Schreiben hervorgeht.

Das Interessanteste an dem Briefe sind wieder jene Stellen, in welchen Goethe Deinhardstein bittet, ihn Kaiser Franz zu empfehlen; er thut es sogar zweimal, am Eingange, wie am Ausgange seines Schreibens, beide Male mit höchstem Nachdruck. Einer mündlichen Tradition, welcher ich meinerseits zu vertrauen allen Grund habe, verdanke ich das Detail, daß Deinhardstein nun durch das viele Gerede, welches sein erster Brief erweckt, und das wiederholte dringliche Ersuchen Goethes, ihn doch ja dem Monarchen zu empfehlen, in eine gewisse Verlegenheit geriet und sich daher bei seinem Gönner Gentz mit der Bitte einfand, ihm zu raten, was er erwidern solle. — „Schreiben Sie," riet Gentz, „daß der Kaiser sich sehr gefreut und den Aufsatz über Zahns Pompeji für eine der besten Arbeiten erklärt hat, die er von Goethe kenne, er stelle sie den in „Kunst und Altertum" veröffentlichten Aufsätzen mindestens gleich." — „Aber so dreist lügen kann ich doch nicht," rief Deinhardstein „der Kaiser weiß ja nichts von der Existenz von „Kunst und Altertum"!" — „Was haben Sie denn," fragte Gentz, „Goethen das erste Mal geschrieben?" — „Ich versicherte ihn," war Deinhardsteins Antwort, „daß der Kaiser das wärmste Interesse für Litteratur habe." — „Nun," tröstete Gentz, „dann haben Sie sich ja schon die schlimmste Lüge erlaubt, die gar nicht mehr zu überbieten ist, Sie können also ruhig fortfahren." Deinhardstein scheint den Rat befolgt zu haben; wenigstens gestatten einige später anzuführende Anzeichen diesen Schluß. Ich glaubte, auch dieses Detail nicht unterdrücken zu sollen, so wenig wie die anderen, welche die Wirkungen dieser Briefe Goethes auf den Wiener Dichterkreis klarlegen; unsere Verehrung für den Dichter des Faust wird dadurch in keiner Weise getrübt, und wer historischen Sinn hat, wird sowohl jene Stellen in seinen Briefen, wie die schmerzlichen Empfindungen, welche sie in dem jungen von der Zensur bedrängten Dichterkreise hervorriefen, sehr wohl abzuschätzen und zu erklären wissen.

Inzwischen hatte Deinhardstein an Goethe ein vollständiges Exemplar der „Jahrbücher", von ihrem ersten Erscheinen (1817) ab, übersendet und gleichzeitig seinen Besuch für den Sommer desselben Jahres in Aussicht gestellt; er beabsichtigte nämlich im Interesse der „Jahrbücher" im August jenes Jahres zur Werbung neuer Mitarbeiter eine Rundreise durch Deutschland zu machen. Hier Goethes Antwort auf diese Zuschrift und Sendung.

Ew. Hochwohlgeb.

habe schuldigst zu vermelden: das vollständige Exemplar der Jahrbücher der Literatur bis Ende 1829 sey bey mir wohlbehalten angekommen.

Hiebey nun darf ich nicht verhehlen daß ich daraus, schon Jahre her, im Einzelnen, Belehrung, Anregung und manches sonstige Gute gewonnen habe; nun aber, da ich die vollständige Folge vor mir sehe, halte mich überzeugt: hier sey der Fall gar manches Bedeutende nachzuholen und mich mit vielem Vorzüglichen, sowohl an Kenntnissen als Gesinnungen zu befreunden.

Hofrath Meyer dankt für geneigte Zuschrift zum besten und wird die Vollendung eines Auf-

satzes beeilen, der als Anfrage dienen kann: ob wohl Betrachtungen solcher Art, als den dortigen Zwecken gemäß anzusehen seyen.

Sollten wir das Vergnügen haben Ew. Hochwohlgeb. wie mich das letzte Schreiben hoffen läßt, diesen Sommer bey uns zu sehen, so darf ich mir schmeicheln ein hiesiger, nicht allzu kurzer Aufenthalt werde Dieselben von einem mannigfaltigen, in unsrer Gegend lebendigen Bestreben nicht unangenehm überzeugen; wie denn gewiß mit mir ein jeder der unsrigen den Werth eines solchen Besuches anzuerkennen nicht ermangeln wird.

Und so habe denn auch vor dem Abschluß zu vermelden: daß wir dem Glück entgegen sehen in diesen Tagen des Hr. Grafen Casp. Sternberg Excellenz nach geendigter Carlsbader Kur bey uns zu verehren.

So eben, indem ich endige, kommt mir das 1ste Stück des 49. Bdes zu Handen, für welches ich schon einen gefühlten Dank abstatten kann, indem ich bey flüchtiger Durchsicht manches Erwünschte, mit eigner Ueberzeugung Einstimmende gefunden habe und dem weiteren Genuß so wie fernerer Belehrung mit Verlangen entgegen sehe.

Hochachtungsvoll
Ew. Hochwohlgeb.
Weimar, gehorsamster Diener
d. 9 Juli 1830. J. W. v. Goethe.

Auch dieses Schreiben erklärt sich selbst. Hervorzuheben wäre nur wieder die große Liebenswürdigkeit, mit welcher Goethe die Ankündigung von Deinhardsteins Besuch aufnimmt, und die Bemerkung, daß ihm das Exemplar der Jahrbücher Gelegenheit gebe, sich mit vielem Vorzüglichen, nicht bloß an „Kenntnissen", sondern auch an „Gesinnungen" zu „befreunden". Da es sich Deinhardstein nicht nehmen ließ, auch diesen Brief unter den Wiener Schriftstellern zu verbreiten, ja sogar Abschriften davon kursieren ließ, so wurde auch diese Stelle viel glossiert und ganz buchstäblich als eine unbedingte Zustimmung Goethes zu dem Programm der „Jahrbücher" also auch zu ihrer stark katholisierenden Richtung, aufgefaßt, was heute freilich Niemand beifallen wird. Goethes Äußerung war lediglich ein sehr höflicher und warmer, in der Form vielleicht nicht vorsichtig genug abgewogener Dank für das empfangene Frei-Exemplar einer immerhin wertvollen und mit Recht viel beachteten Zeitschrift; mehr bedeuteten jene Worte sicherlich nicht.

Wenige Wochen nach dem Eintreffen jenes Schreibens, am 10. August 1830, trat Deinhardstein seine Werbereise durch Deutschland an, deren Beschreibung er im nächsten Jahre unter dem Titel: „Skizzen einer Reise von Wien über Prag, Teplitz, Dresden, Berlin, Leipzig, Weimar, Frankfurt am Main, Darmstadt, Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe, Stuttgart, München, Salzburg, Linz, und von dort nach Wien zurück, in Briefen an einen Freund von Deinhardstein (Wien. Gedruckt im Verlage bei Carl Gerold. 1831.)" veröffentlicht hat. Das kleine Büchlein, welches heute völlig verschollen ist, ist besser und geschmackvoller, als der langatmige Titel voraussetzen läßt; manche Notiz, manche Beschreibung ist auch heute noch lesenswert, und es gilt dies namentlich von dem Kapitel über Weimar. Da das Büchlein dem Leser kaum zugänglich sein dürfte, — ich habe selbst in größeren Bibliotheken vergeblich darnach gesucht, bis ich endlich in der Berliner Königlichen Bibliothek eines Exemplars habhaft wurde — und der Bericht Deinhardsteins über Goethe meines Wissens selbst in diesen Zeiten einer gewiß nicht allzu trägen Goethe-Forschung nirgendwo neu gedruckt wurde, so teile ich hier das Wichtigste mit:

„Zu Weimar stieg ich im Erbprinzen ab. Ein Gang durch die Stadt stellte sie mir als freundlich, aber klein und nicht sonderlich gebaut dar, obschon mitunter schöne Gebäude gefunden werden, zu welchen, so weit der Weg mich führte, von älteren der großherzogliche Pallast, von neueren die am 3. September 1825 erbaute Bürgerschule gehören. Die Hauptzierde der Stadt ist der Schloßpark, in englischem Geschmacke angelegt und bedeutend groß. Die Sitte, daß die Einwohner Jeden, den sie auf der Straße als Fremden erkennen, freundlich grüßen, ist schön und löblich.

Als ich von meinem Spaziergange zurückgekehrt war, schickte ich zu Göthe und ließ ihn infolge einer in früherer Zeit gütig an mich ergangenen Einladung fragen, wann ich ihm aufwarten dürfe. Er ließ mir erwidern, ich möchte gleich kommen. Mit einer Art heiligen Scheu betrat ich sein Haus. Über eine breite Treppe, an der einzelne Abgüsse von Statuen stehen, kommt man zu seiner Wohnung im ersten Stockwerke. Vor der Schwelle seiner Wohnzimmer ist ein längliches Viereck auf Mosaik-Art eingelegt, mit dem freundlichen Worte „Salve". Das erste Zimmer fand ich mit Blumen geschmückt und mit schöner Majolika; im zweiten, an Bildern, Gypsabgüssen von Statuen und schönen Stickereien reichen, trat er mir entgegen. Er war in einen einfach braunen Oberrock gekleidet und hatte das Halstuch lose umgeworfen, ohne Hemdkragen, gerade so, wie er von Stieler gemalt ist*). Wie mich der Moment ergriff, in welchem ich dem Manne gegenüber stand, den ich seit meiner frühesten Jugend mit so reger Gluth verehrt hatte, der die literarische Bildung des Vaterlandes um ein Jahrhundert vorgerückt, ihm, dem Patriarchen der Literatur, kannst du wohl ermessen, der eine gleiche Verehrung für ihn mit mir theilt. Die beste und schönste Zeit der literarischen Herrlichkeit Deutschlands ging mir bei seinem Anblicke vorüber. Göthe hat alles Ehrwürdige des Greisenalters, und noch bedeutende Reste von der Kraft früherer Jahre. Seine Haltung ist vollkommen gerade, sein Blick voll Feuer und Leben. Ein besonders gutmüthiges Wohlwollen, fern von jeder Affektation, herrscht in seinem Benehmen vor. Wir sprachen lange, meistens über die literarischen Verhältnisse Österreichs. Er schenkte der kleinsten Bemerkung Aufmerksamkeit. Beim Fortgehen ersuchte er mich, Abends nach fünf Uhr wieder zu ihm zu kommen, wo ich einige der bedeutendsten Männer Weimars kennen lernen sollte. Auch seiner Schwiegertochter wollte er mich vorstellen.

Nach Tische machte ich einen Gang durch die Stadt. Man muß in der That das Leben in den Häusern Weimars kennen gelernt haben, um es so angenehm zu finden, als es wirklich ist. Was man außerhalb der Häuser gewahr wird, ist eher geeignet lange Weile aufzuregen, als irgend eine Zerstreuung zu verschaffen. Selbst im Park, der doch herrliche, anmuthige sowohl als großartige, Partien hat, fand ich es über die Maßen einsam. Einer der Lieblingsbesuche der Weimarer ist das Schießhaus, wo ein Metamorphosen-Theater (eine Marionetten-Bude), Vogelschießen, ein Paar Buden mit Backwerk und ein Paar andere mit kleinen Lotterien sind. Der angenehmste Vereinigungspunkt ist die sogenannte Erholung, erst seit

*) Es ist das von J. K. Stieler im Auftrage König Ludwig I. von Bayern im Juni 1828 gemalte Portrait Goethes gemeint. Vgl. Rollett, „Goethe-Bildnisse" CI.

zwei Jahren existirend, an welchem Orte sich die Theilnehmer dieser aus Mitgliedern der gebildetsten Stände Weimars bestehenden Gesellschaft zu versammeln pflegen. Es ist dort ein Gesellschaftssaal, ein Lesezimmer, in dem mehrere Zeitungen zu finden sind, und ein Billardzimmer. Abends wird dort soupirt, und der Ort auch von Damen besucht. Mir war diese Erholung doppelt interessant, weil ich dort den als Schriftsteller allgemein geachteten Ober-Konsistorial-Direktor Peucer, einen feinen, lebendigen, noch ziemlich jugendlichen Mann kennen lernte.

Um fünf Uhr ging ich zu Göthe. Ich fand dort außer seiner höchst liebenswürdigen und geistreichen Schwiegertochter den Kanzler geheimen Rath Müller, Oberbibliothekar Riemer und Ober-Konsistorial-Rath Röhr. Ich werde diesen Abend nie vergessen. Welch reiner geistiger Verkehr, welch eine im eigentlichsten Verstande gute Gesellschaft. Es wurde mitunter auch mit vieler Achtung der bedeutenderen Schriftsteller meines Vaterlandes vergangener und gegenwärtiger Zeit gedacht, unter den letzteren besonders Pyrkers und Grillparzers.*) Göthe war die Liebenswürdigkeit selbst, belebt und voll Humor. Mit herzlicher Anhänglichkeit ist er seinem kleinen zwölfjährigen Enkel zugethan, der beständig in seiner Nähe ist. Die gewählte Toilette hatte Göthe'n noch besser aussehen gemacht, als Vormittag. Er war ganz schwarz gekleidet, und trug den Stern des Großkreuzes, eines der vielen Orden, die ihm die anerkennende Huld der Mäcene seiner Zeit verliehen, an der Brust. Er sah in Haltung und Benehmen einem Manne weit ähnlicher, als einem Greise. Sein Kopf ist ganz der eines Jupiters; die Stirne gewölbt und edel; das Auge voll Glanz und Kraft und eine unnachahmliche Hoheit um den Mund. Alles an ihm ist Ordnung und Ebenmaß.

Das Gespräch wendete sich zu den englischen Autoren und vorzugsweise zu Byron. Ich gedachte dabei zufällig einer Übersetzung des „Marino Falieri" von tor Hardt, und lobte sie als die beste, die mir von einem Byronischen Werke zu Gesichte gekommen war.**) Göthe trat meiner Ansicht bei, und als seine Schwiegertochter ihn fragte, ob er das Buch besitze, antwortete er ihr, daß dem so sey, daß er es aber, weil er sich deßhalb schuldig wisse, daß er dem Manne, der es ihm zugesandt, noch nicht geantwortet, vor ihr verborgen gehalten habe, um nicht an seine Pflicht erinnert zu werden, der er aus Mangel an Zeit noch nicht habe nachkommen können. All das that er mit einer Munterkeit und einem Humor von der liebenswürdigsten Art. Beim Fortgehen ladete er mich für den künftigen Tag zu Tische. „Ich möchte so gerne," sagte er mit unbeschreiblicher Gemüthlichkeit, „Ihnen Ihren hiesigen Aufenthalt so angenehm machen als mir möglich." Abends erfuhr ich eine herrliche Anekdote. Wie Göthe in letzter Zeit bedenklich krank, und deßwegen in Weimar alles in großer Trauer war, sagte ein reicher Weinhändler zu einem seiner Freunde: „Ich weiß nicht, warum man um den Mann hier so viel Lärmen macht; sterben müssen wir doch Alle. Weimar hat so viele gescheidte Leute. Es soll sich jemand anderer auf sein Fach verlegen!"

Die Auszeichnung, die Göthe in Weimar genießt, ist ungemein. Von allen Weltgegenden kommen Grüße und kostbare Sendungen an ihn, deren Geber kein größeres Glück kennen, als wenn der Gefeierte sie mit Liebe annimmt. Da er sein Haus wenig mehr verläßt, besuchen ihn der Großherzog und die Großherzogin, von deren Lobe jeder Mund überfließt, ein auch zweimal in der Woche. Alles will ihn sehen, Zeit, Alter, Verhältnisse gestatten ihm aber leider nicht, jedermann zu empfangen. Mir sagte der Lohndiener im Erbprinzen, daß vor einiger Zeit an demselben Tage elf Engländer ihn haben sprechen wollen. Es scheint unglaublich, einen Mann von allem Feindlichen, was die Jahre mit sich zu bringen pflegen, auf eine so eigene Art unangefochten zu sehen, wie Göthe; aber wenn man ihn hört, sieht und seine Werke liest, ist das Räthsel gelöst.

Am andern Morgen Vormittag besuchte ich den geheimen Rath, Hofkanzler Müller, einen geistreichen, kräftig lebhaften Mann. Ich sah bei ihm das beste Portrait Göthes, was mir bis nun zu Gesicht gekommen (Stielers Bild kannte ich nur von Kupferabdrücken), von Kolbe aus Düsseldorf gemalt. Göthe ist hier ganz getroffen, wie er leibt und lebt, was bei allen übrigen Abbildungen, die ich bisher gesehen, nicht der Fall ist.*) Rauchs Büste kommt der Ähnlichkeit am nächsten. David in Paris arbeitet gegenwärtig an einer kollosalen Bildsäule Göthes".**)

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

*) Beide hatten Goethe, wie bekannt, auch persönlich kennen gelernt. Grillparzer war vier Jahre vorher (30. September bis 3. Oktober 1826) in Weimar gewesen.

**) S. tor Hardt, Byrons Schauspiele, metrisch übersetzt. Erstes Bändchen. Marino Falieri, Trauerspiel in fünf Aufzügen. (Paderborn, Wesener 1828.)

*) Mit Rücksicht auf dieses Zeugnis wurde dieses Portrait als Vorlage für den Holzschnitt des vorliegenden Heftes gewählt. Vergl. auch die Notiz am Schluß des Heftes.

**) A. a. O. S. 88—94.

Den Bühnen gegenüber Manuskript. Mit Vorbehalt aller Rechte.

Weltuntergang.

Volksschauspiel in fünf Akten von Paul Heyse.

(Schluß.)

Fünfter Akt.

Szene wie im ersten Akt. Dunkler Morgen. Die Bänke vor den beiden Eckhäusern sind einander nähergerückt, auf ihnen in mannigfaltigen Gruppen liegen **Schlafende**, darunter der **Steinmetz** und der **Heldgießer**, Andere auf der Erde. **Tobias** und **Laurentia** schlafen auf zwei Holzstühlen nahe dem Eingang zur „Goldenen Kanne", sie hat ihren Kopf an seine Schulter gelehnt, der **kleine Kellner** liegt auf der Schwelle der Schenke. Der Komet tief am Horizont.

Erste Szene.

(Von rechts) **Rochus** (langsam, vor sich hinblickend).

Da liegt in Morgenfinsternissen
Die gute Stadt, im Schlummer hingestreckt.
Ein Stündlein noch — so wird sie wissen
Ob sie ein guter Morgen weckt,
Oder der letzten bangen Nacht
Posaunenschall ein Ende macht.
Und droben vom dunklen Himmel hängen
Die Wetterwolken schwül herab.
Die Luft thut einem die Brust beengen,
Wie Moderduft aus frischem Grab.
Seltsam! Der Meister hat laut bekannt,
Er könne nicht in den Sternen lesen,
Ob jener himmlische Vagant,
Der dort wie ein schwindend Nachtlicht glänzt,
Nur eben ein trüglich Schreckgespenst,
Oder ein Himmelsbote gewesen.
Und doch — da jetzt die Entscheidung naht,
Ist mir zu Mut so mauserig und flau,
Wie in Kindswehn einer jungen Frau.

Schäme Dich, Rochus! Ein Soldat!
Bist Du an manchem Schlachtenmorgen
Nicht frisch und fröhlich aufgewacht,
Hast gelassen und ohne Sorgen,
Wie vor einem Würfelspiel bedacht,
Ob dir Viktoria würde winken,
Oder dein Blut der Rasen trinken?
Und jetzt — was ist's denn groß?
Dich trifft das allgemeine Los.
Auf jeden Fall ist Eins — Zwei — Drei
Die ganze Exekution vorbei.
Nur thut's um meinen Gaul mir leid,
Daß ich zurück ihn lassen soll,
Denn auch ein schwedischer Reiter wohl
Trabt nur zu Fuß in die Ewigkeit. (Sieht sich um.)
Wie sanft sie ruhn, die armen Schächer!
Die hat der starke Sorgenbrecher,
Der Wein, von aller Not befreit.
Die jahrelang sich scheu gemieden —
Hie Katholik, hie Protestant —
Nun liegen sie in gutem Frieden
Als traute Brüder Hand in Hand,
Und tranken sich zu aus dem letzten Glas
Valet der Welt und ihrem Streit und Haß.
Sieh, sieh, auch Frau Laurentia
Und Freund Tobias traut verbunden!
O wer doch auch ein treues Herz gefunden,
Dran sich zu lehnen warm und nah,
In diesen schaurigen Morgenstunden!
Potz Krisament! Wen seh' ich da?
Hier gilt kein Zagen und Besinnen;
Im Sturm muß ich mein Glück gewinnen.

Zweite Szene.

Vorige. Von links **Judith** (unsicher um sich blickend und vorsichtig zwischen den am Boden Liegenden ihren Weg suchend).

Rochus (ehrerbietig ihr entgegen, mit leiser Stimme). Lieb werte Jungfer, grüß' Euch Gott!
Ihr geht mir auf, wie der Morgenstern.

Judith. Verschont mich, Herr, mit Eurem Spott!

Rochus. Sagt' Euch ein kurzes Wörtlein gern.

Judith. Laßt mich!

Rochus. Ihr seid mir bitterbös;
Was that ich Euch?

Judith. Das fragt Ihr noch?

Rochus. So wahr mich Gott der Herr erlös'
Vom Übel, ich hielt Euch lieb und wert
Und hab' im Stillen Euch hoch verehrt.

Judith. Und machtet mich laut zum Gespötte doch.
Habt Ihr dem Bürgermeisterssohn
Mich nicht als Lösegeld und Lohn
Für Eure Freiheit angetragen?

Rochus. Der Wicht! Er hätt's nur sollen wagen,
Euch mit dem Finger anzurühren,
Meinen bittren Ernst ließ ich ihn spüren.
Nein, Jüngferchen, verzeiht mein loses Scherzen!
Beim ew'gen Heil, der goldne Schatz,
Den ich entdeckt, hat nur an meinem Herzen,
Sonst auf der Welt nicht seinen Platz.

Judith (wieder lachend, immer aber mit halblauter Stimme, wie auch Rochus während der ganzen Szene spricht).
Ei, Herr, dazu gehören Zwei.
Ein Schatz, der auf zwei Füßen wandelt,
Wird nicht so willenlos verhandelt,
Kann sich mit Händen und Füßen wehren
Und sich entscheiden frank und frei,
Ob er Einem will angehören.

Rochus. Du aber willst, verstell Dich nicht!
Du liebst mich, süßes Angesicht.

Judith. Wüßt' nicht, warum ich Euch lieben sollt',
War nie den Herrn Kriegsleuten hold,
Die eben alles mitgehn heißen,
Was ihnen just in die Augen sticht,
Bis auf Mühlsteine und glühend Eisen.
Könntet Euch an mir die Finger verbrennen.

Rochus (lustig). Nur zu! Hab' ja das Herz schon verbrannt.
O süße Judith, lernt mich kennen!
Ich schwöre ab den Soldatenstand,
Werde, was ich gewesen, wieder,
Lasse im Städtlein hier mich nieder
Und heile als Doktor lobesam
Die guten Bürger und ihre Frauen.
Doch gewinnt ein Arzt kein recht Vertrauen,
Eh er sich eine Hausfrau nahm.
Drum, liebe Jungfer, mein' ich eben — (Stockt verlegen.)

Judith (schalkhaft). Ei, Herr, wie sprecht Ihr so ungescheit,
Als solltet Ihr hundert Jahre leben,
Und der jüngste Tag ist nimmer weit.

Rochus. Habt Recht. So fleh' ich Euch denn an,
Gewährt des Sterbenden letzte Bitte
Und sagt, Ihr wolltet die Meine sein,
Wenn Gott uns länger auf Erden litte.
(Streckt ihr die Hand hin.)

Judith (ihn schalkhaft anblickend). Und trifft's am Ende doch nicht ein?

Rochus. So nehm' ich dennoch Dich beim Wort;
Mein mußt Du sein, hier oder dort,
Hoff' aber, Du sollst hienieden schon
Noch eine gute Christin werden,
Wagst dann Deinem treuen Gespons zum Lohn
Die Hölle heizen schon hier auf Erden!
Besinnst Du noch Dich, einzuschlagen?

Judith (reicht ihm lächelnd die Hand). Auf die Bedingung kann ich's wagen.

Rochus (umfaßt sie stürmisch, küßt sie). O Engelskind! Sei benedeit!

Judith (ihn abwehrend). Gemach! Noch sind wir nicht so weit.
's ist gottlos, jetzt vom Freien zu sprechen.
Seht Ihr nicht droben den Wetterschein?
Eine zweite Sintflut bricht herein,
Uns zu ertränken in Wolkenbächen.
Nein, weichet von der Seite mir!
Ich muß zu Amrey.

Rochus (zieht ihren Arm in seinen). Ich geh' mit Dir.
Nun komme, was da kommen mag:
Mein schönster Tag ist der jüngste Tag!
(Führt sie eilig durch die Gruppen der Schlafenden in Frau Sabines Haus. Ferner Donner.)

Dritte Szene.

Vorige (ohne die Beiden), dann **Ägidius.**

Tobias (wacht langsam auf, doch ohne sich zu rühren).
Was sagt Ihr, Herr? Der Wein getauft?

Beim Strahl, es ist mein bestes Faß.
Der Wein — Gott's Donner! — (Wacht völlig auf.)
Was ist denn das?
Hab' ich geschlafen? Daß Gott erbarm'!
Unsre letzte Nacht! (Reibt sich die Augen.) Und neben mir,
Wie'n frommes Kindlein weich und warm —
Hat stets mich feindlich angeblickt
Und ist mir nun so nahgerückt?
Tobias, sei kein blöder Tropf,
Faß die Gelegenheit beim Schopf —
(Hebt Laurentias Kopf sacht in die Höhe und giebt ihr einen Kuß.)

Laurentia (fährt in die Höhe). Ha, was war das?

Tobias. Stille! nur still,
Frau Nachbarin! Schlaft wieder ein!
Zur Zeit ich Euch schon wecken will.

Laurentia (geängstet). Nein, es muß früher Morgen sein!
Krähte da nicht der Hahn?

Tobias. Das ist
Der Küfermeister, der schnarcht so laut.

Laurentia. Nein, nein, der schaurige Morgen graut!

Tobias. Kommt ja kein Morgen, wie Ihr wißt.
Wir soll'n mit nüchternem Magen heut
Eingehn in die ewige Herrlichkeit.

Laurentia. Jesus, wird's Ernst? Bin noch so jung,
Erst zweiunddreißig, und lebte so gern,
Hab' ja auch Geld und Gut genung! (Weint.)

Tobias (für sich). Drei Jährlein hat sie unterschlagen.
Möcht' wetten, daß sie auch Gott dem Herrn
Nicht wird ihr richtiges Alter sagen.
O Weiber! (Wieder laut.) Nachbarin, seht mich an!
Wollen wir nicht erst Frieden schließen?
Man weiß ja nicht, wie's kommen kann.
Ihr müßt's vielleicht in der Hölle büßen,
Daß Ihr mit Einem, so Euch geliebt,
Niemalen Barmherzigkeit geübt,
Bloß weil er beim heiligen Abendmahl
Vom Kelch genippt. (Nimmt ihre Hand, die sie ihm weinend überläßt.)

Laurentia. Er hat wohl Recht.
Im Stillen reute mich's manches Mal.
Wenn jetzt ein Türke mich trösten möcht',
Thät' ihm gewiß recht herzlich danken,
Nicht mit ihm um den Glauben zanken.
Denn ach, nun seh' ich's klärlich ein:
Es ist nicht gut, daß der Mensch allein.
Wer bürgt mir, daß im himmlischen Reich
Ich finde meinen Seligen gleich?
Ach, Herr Tobias — (Drückt ihr Gesicht an seine Schulter und weint.)

Tobias. Rückt nur her!
Mir ist, als ob ich schon im Himmel wär'.
Liebwerteste, Schönste — (Will sie umarmen.)

Ägidius (steckt den Kopf durch die Eisenstangen des Kellerfensters im Hause der Laurentia). Laurentia!

Laurentia (sich erschrocken losmachend).
Jesus Marie! Wer rief mich da?

Ägidius. Frau Wirtin, um Gottes Barmherzigkeit,
Saget mir, ist der Tag noch weit?

Tobias. Fährt uns der feige Narr dazwischen,
Just da ich schon das Maul gespitzt,
Ein herzhaft Küßchen zu erwischen?
Gott's Donner!

Laurentia. Hat Der Angst geschwitzt!
Erst hat er uns Alle ausgelacht,
Wenn wir vom Weltuntergang gesprochen,
Und wie's dann ging auf die letzte Nacht,
Ist er zähneklappernd zu Kreuz gekrochen
Und hat sich versteckt in meinem Keller,
Weil kein Haus in der ganzen Stadt
Ein so festes Gewölbe hat,
Als träf's ihn da nicht so gut wie droben,
Wenn die Welt wird aus ihren Angeln gehoben.
Die Memme! — (Zu Ägidius gewendet.) Was soll's?

Ägidius. Laurentia,
Ich mein', auf der Gasse wird's schon heller. (Es blitzt.)
Nein, das ist Wetterleuchten bloß.
Nun bricht das Weltungewitter los! (Ferner Donner.)
Herrgott, erbarm dich! Du weißt es ja,
Hab' immer auf Reputation gehalten,
Einen unsträflichen Wandel geführt,
Jedem gegeben, was ihm gebührt,
So laß nun deine Gnade walten!
Frau Wirtin!

Laurentia. Schweigt nun einmal still!
He, Frieder! (Rüttelt den Knaben.)
Springt da hinauf behende,
Schau, ob die Sonne kommen will!
O Gott im Himmel, in deine Hände — (Betet leise.)
(Der Knabe läuft rasch die Stufen vor Cornelius' Hause hinauf, späht in den Hintergrund. Die Schläfer ermuntern sich, drücken ihre Empfindungen mit lebhaften Geberden aus, Furcht, Ergebung, Erwartung. Einige knieen und beten. Beständig schwache Blitze und ferner Donner. Gedämpftes Glockenläuten beginnt.)

Erste Bürgersfrau. Heil'ge Maria!

Zweite. Wir sind verloren!
Weh über uns und unsre Kinder!
O hätt' ich die meinen nie geboren!

Dritte. Erbarm Dich, Herr, der armen Sünder!

Der Knabe (ruft). Hinter der Kirch' wird's ein bißchen helle,
Ganz schweflich gelb.

Laurentia. O Jesu Christ,
Da hinten lauert schon die Hölle! (Sie hat sich zu Tobias geflüchtet, der schützend den Arm um sie legt.)

Der Knabe. Der Feuerstern schier versunken ist,
Sein Schweif rührt dicht an die Erde an.

Erste Bürgersfrau. Jesus! Nun ist's um uns gethan!
(Schreien, Schluchzen, Wehklagen.)

Der Steinmetz (richtet sich von der Bank auf, rüttelt den Gelbgießer, der wieder hinsinken will). Gevatter, auf!

Gelbgießer (schlaftrunken). Ist's schon so weit?
Wahrhaftig! das ist das Sterbegeläut.
Meine Glocken klingen heraus aus allen.
Die reine Terz! Daß ich sie höre schallen,
Ist mir noch eine Herzensfreud'
Im letzten Stündlein! (Steht auf.)

Steinmetz. Seid noch bedankt,
Daß Ihr mir gestern beigestanden
Gegen die räuberischen Banden.
Und haben wir manchmal uns gezankt —

Gelbgießer. Haben's doch alleweg gut gemeint
Und stehn bis zuletzt wie Freund zum Freund.
(Schütteln sich die Hände.)

Vierte Szene.

(Ein heftiger Blitz, dem ein lauter Donnerschlag folgt. Von links stürzen) **Bürger** und **Frauen** (mit Angstgeberden auf die Szene darunter) der **erste** und der **zweite Bürger.**

Die Weiber. Wehe! Er kommt, der Höllengraus!

Erster Bürger. Helft, rettet, löscht!

Gelbgießer. Ha, darum das Geläute!

Zweiter Bürger. Feurio!

Gelbgießer. Saget, wo brennt's ihr Leute?

Erster Bürger. 's hat in der Rheingaß' eingeschlagen,
In des Bäcken Haus.
Die Spritzen heraus!
Helft Wasser tragen!

Steinmetz. Seid Ihr bei Sinnen?
Lasset brennen, was brennen mag!
Wollt unserm Herrgott ihr entrinnen,
Der im Feuer am jüngsten Tag
Sich uns offenbaret in seiner Macht? (Es donnert wieder.)
Hört ihr des Weltenrichters Stimme?
Geht in Euch, zittert vor seinem Grimme,
Bittet ihn, daß er's gnädig macht,
Und bis wir vor sein Antlitz treten,
Mag Jeder zu seinem Heiligen beten.

(Er faltet die Hände, Andere folgen seinem Beispiel, die Unruhe hat sich plötzlich gelegt, der Donner murrt leise fort.)

Fünfte Szene.

Vorige. (Aus dem Hintergrunde rechts ertönt in gedämpftem Chorgesang „Ein' feste Burg". Gleich darauf erscheint) **Osiander** (an der Spitze eines langsam daherschreitenden Zuges seiner Gemeinde, dicht hinter ihm) **Sabine, Florian, Amrey** (an der Hand führend. Sie kommen bis auf die Mitte des Platzes, wo sie stehen bleiben, während die erste Strophe des Liedes verhallt. Zugleich schreitet von links aus dem Hintergrunde der Zug der Katholiken ebenfalls singend heran, vom) **Stadtpfarrer** (im Ornat angeführt*). Zwei Glocken begleiten aus weiter Ferne den Gesang. Auch der zweite Zug bleibt in der Mitte des Marktes stehen, so daß die beiden Geistlichen einander dicht gegenüber sind). **Rochus** und **Judith** (sind aus Sabinens Haus herausgetreten, die Gruppen vorn haben sich geteilt, so daß der Blick auf die beiden Züge frei geworden ist). **Tobias** und **Laurentia** (stehen vorn zur Rechten, links ist) **Ägidius** (am Kellerfenster sichtbar). (Gedämpftes Glockenläuten.)

Der Stadtpfarrer. Frau Sabine, was muß ich sehn?
Ihr und Eu'r tugendsames Kind,
Wie könnt Ihr drüben bei Jenen stehn,
So von der reinen Kirchenlehr'
Verirrt und abgefallen sind?
Wo ist Euer frommer Glaube geblieben?
Besinnt Euch! Tretet zu uns her! (Pause.)

Osiander Mein Bruder in Christo, wie steht geschrieben?
Am Ende aller Tage wird
Nur sein Eine Herde und Ein Hirt.
So lasset nun in der elften Stunde,
Da Gottes Wort sich erfüllen soll,
Nur Worte der Liebe friedevoll
Ausgehn aus Aller Herz und Munde.
Die Frau, die Vater und Mutter ließ,
Um ihrem Gatten anzuhangen,
Die eifernd ich aus meinem Herzen stieß,
Nun hab' ich sie versöhnt umfangen,
Hab' unsrer Kinder Herzensbund,
Dem Eure Kirche schon gab den Segen,
Bestätiget in dieser ernsten Stund',
In der wir harren dem Gericht entgegen.
Es soll uns finden sonder Haß und Streit
In trauter Brüdereinigkeit.
Denn da in diesem Erdenthal
Wir umgeirrt in Finsternissen,
Nun werden bald wir allzumal,
Erleuchtet von des ew'gen Lichtes Strahl,
Den wahren Weg zum Heile wissen.

(**Cornelius** tritt oben aus der Thür seines Hauses, bleibt an der Schwelle stehen.)

Über ein Kleines knieen wir schon
In Furcht und Hoffen vor Gottes Thron,
Und sollten nicht als Eine Gemeine
Hienieden uns zusammenfinden?
Hochwürd'ger Herr, laßt Groll und Hader schwinden:
Reicht mir die Hand; hier ist die meine.

(Er tritt dicht an den Geistlichen heran.)

Stadtpfarrer (seine Hand fassend).
Mein Bruder, Ihr spracht ein gutes Wort.
Friede sei zwischen uns hinfort,
In unseres Herrn und Erlösers Namen!
Gloria in excelsis Deo!

Osiander. Amen!

(Die beiden Züge lösen sich auf, man sieht, wie hüben und drüben die Männer sich die Hände schütteln, die Frauen sich umarmen **Rochus** und **Judith** begrüßen **Florian** und **Amrey**.)

Osiander. Und jetzt, ihr Lieben — die Stund' ist da,
Die sonst in diesen Morgenfrühen
Die Sonn' am Himmel aufgehn sah.
Heut wird kein Morgenrot erglühen,
Der Erde frühlingsgrüne Matten
Wird heut verheeren ein Aschenregen.
Wir aber harren im Todesschatten
Der Auferstehung still entgegen.
Herr, mach es gnädig! Auf unsern Knie'n
Sieh hier uns warten auf Dein Kommen.
O laß es nicht zu lang verziehn,
Daß von uns werde die Angst genommen.
In Schwachheit wurden wir gesä't
Und soll'n erstehn zur Erntezeit —
Du hast's verheißen — in Herrlichkeit.
Du treuer Gott, Du wirst's erfüllen
Um Deines lieben Sohnes willen!

(Er ist niedergekniet, mit gefalteten Händen. Alle Anderen haben

---

*) Die Chöre, beide pianissimo, greifen folgendermaßen ineinander:

Chor zur Rechten.
Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr' und Waffen.

Chor zur Linken.
Kyrie eleison!

Chor zur Rechten.
Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns jetzt hat betroffen.

Chor zur Linken.
Christe eleison!

Chor zur Rechten.
Der alt' böse Feind
Mit Ernste er's jetzt meint —

Chor zur Linken.
Domine Deus, miserere!

Chor zur Rechten
Groß' Macht und viele List
Sein' grausam Rüstung ist,
Auf Erd' ist nicht seins Gleichen!

Chor zur Linken.
Requiem aeternam dona nobis, Domine!

sich ebenfalls auf die Kniee geworfen und liegen in stillem Gebet. Nur **Cornelius** ist stehen geblieben. Die Glocken läuten noch leise fort. Der Donner verhallt. Kurze Pause.)

Der Knabe (noch oben auf der Treppe).
Die Sonne kommt! Die Sonne!
(Ein schwacher rötlicher Schein verbreitet sich über den Himmel hinter der Kirche, nach und nach sich verstärkend.)

Osiander (in höchster Bewegung sich aufrichtend). Heil'ger Gott!
Was siehst Du, Kind? Sag, was am Himmel ist!
(Die Knieenden richten sich langsam auf, noch ungläubig.)

Der Knabe. O seht nur selbst — das Morgenrot —
Die Hähne krähen nah und fern —
Verschwunden ist der Feuerstern —

Stimmen im Volk. Die Sonne kommt — gelobt sei Jesu Christ!
Wir leben — wir sollen das Licht noch sehn —
Die Welt soll noch nicht untergehn —

Osiander. Herr, deine Wege sind wunderbar!
(Einige von den Männern sind die Stufen hinaufgeeilt zu dem Knaben. Alle sehen nach dem Hintergrunde zu gewendet.)

Tobias. Da kommt sie selbst, 's ist sonnenklar!
All unsre Ängste waren vergebens.

Ägidius (der bei dem Ruf des **Knaben** aus der Thür der Schenke getreten ist, tritt hastig vor, deutet mit ausgestrecktem Arm nach **Cornelius** hin).
Ha, der Betrüger! Da steht er, seht,
Wie schadenfroh er stiert und grinst,
Da uns sein Lug und Trug=Gespinnst
In Angst gejagt! Zeit Deines Lebens
Sollst Du dran denken, Lügenprophet.
Meinst Du, es ging' Dir straflos aus,
Daß Du die ganze Stadt vexiert,
Geistlich' und weltliche Obrigkeit
Mit Narrensprüchlein nasgeführt?
Du folgst mir in meines Vaters Haus
Und dann in Turm, da hast Du Zeit,
Durchs Gitter in den Sternen zu lesen. (Will die Stufen hinan.)

Rochus (stürzt vor und wirft sich dazwischen).
Zurück von ihm, rühr' ihn nicht an!

Ägidius. Erfrechst Du Dich?

Rochus. Du Wicht, der noch nicht wert,
Ihm nur die Schuhriemen aufzulösen!
Troll Dich hinweg!

Ägidius. Ihr Bürger, heran! (Murren im Volk.)

Rochus (zum Volk). Vergreift Ihr Euch an dem Ehrenmann,
Der allzeit Wohlthat Euch erwiesen?

Ägidius. Betrogen hat er Euch und bethört.
In Turm mit ihm! Hört nicht auf Diesen!

Steinmetz. Still! Er will reden.

Gelbgießer. Hört den Doktor! Hört!

Cornelius (der herabsteigt).
Ja, nehmt mich! Lasset die Schuld mich büßen,
Der ich mich reuevoll geziehn.
Und müßte mein Blut zur Sühne fließen,
Ich gäb' es ohne Murren hin.
Was soll Begnadigung mir frommen?
Was kann nach diesem Tage kommen,
Das mir, dem Greisen, Lebensmüden,
Hinfort erschiene des Wunsches wert,
Da mir mein höchster Wunsch gewährt:
Vereint zu sehn, die der Haß geschieden?
Ich blick' entgegen den künft'gen Tagen
Nur mit geheimem Zittern und Zagen,
Daß dieses Wunder, das Euch geeint,
Nicht lange Jahre möchte bestehen,
Daß wieder möchte der böse Feind
In die Saat des Friedens Unkraut säen.
Doch könnte kitten mein schwaches Blut
Den Bund der Liebe, den ihr geschlossen,
Zu teuer würd' es nicht vergossen,
Hinopfert' ich's mit freud'gem Mut.
Auf denn! führt mich zum Richter hin!
Und wenn hinfort hier gute Geister walten,
Denkt manchmal freundlich noch des Alten,
Deß Frevel Euch ward zum Gewinn,
Und sprecht: ob er auch schuldbeladen,
Der ewige Richter mög' ihm gnaden!

Osiander. Er wird's; doch Er soll richten allein,
Kein sterblicher Mund Dein Richter sein!
Irrt' ich nicht selbst vom rechten Pfade,
Da ich mich unterfing zu wissen,
Was Gott der Herr umhüllt mit Finsternissen?
Er aber ließ mit seiner Gnade
Aus Schuld und Irrtum Heil erblühn.
Die Sonne, die uns heut erschien,
Sie sieht die Mauer eingerissen,
Die Brüder feindlich von Brüdern trennte,
Der Nächstenliebe warmem Strahl
Hier einzudringen nicht vergönnte.
Nun fühlen wir uns allzumal
Als Gotteskinder treu vereint,
Und was ein Jeder glaubt und meint,
Soll trennen im Haß uns nimmermehr!
O meine Lieben, wenn fortan
Ein Jeder wandelt die Erdenbahn,
Als ob die nächste Nacht die letzte wär',
Wie würde schon auf dieser Erden
Ein Reich des ew'gen Gottesfriedens werden!
Deß hat uns diese Nacht belehrt,
Und drum ist unsrer Liebe wert
Der Mann, der unser banges Wähnen
Bestärkt, nach weisen Arztes Brauch,
Der mit den bittern Arzeneien auch
Dem grimmen Lebensfeinde wehrt.
Wir danken Dir mit Freudenthränen,
Du edler Mann! (Reicht ihm bewegt die Hand.)
Und nun soll unser Dank
An heil'ger Stätte Ihm erschallen,
Der nur am Frieden hat ein Wohlgefallen,
Und dessen Wort ist sonder Wank.
Und wie die Sonne scheucht die Finsternis,
So bleib' hinfort in aller Not
Des Trostes unser Herz gewiß:
Wir glauben all an Einen Gott,
Der bei uns sein wird alle Zeit,
Bis einst der Morgen tagt der Ewigkeit!
(Er hat die Hände des Stadtpfarrers und des Doktors ergriffen, wendet sich nach dem Hintergrunde. Beide Züge haben sich zu einem geordnet und folgen ihnen in die Kirche, Florian und Amrei, Rochus und Judith, Tobias und Laurentia Hand in Hand schließen sich an. Glockenläuten.)

(Der Vorhang fällt.)



Die kleine Odyssee.

Eine Seegeschichte von **Heinrich Kruse.**

(Fortsetzung.)

Und so macht' er sich auf, der arme verzweifelte Vater,
Nachts auf jede Gefahr in das Lager der Feinde zu gehen.
Niemand nahm er mit sich, als den Knecht, der lenkte die Mäuler
Vor dem Gefährte, beladen mit Ehrengeschenken zur Lösung,
Ließ durch Bitten und Jammer zurück sich nicht halten und fuhr so
Einsam hinaus durch das hallende Thor in das dunkle Gefilde.
Und so trat er ins Zelt des Achilles, fiel ihm zu Füßen,
Schlang um die Kniee den Arm und küßte die schrecklichen Hände,
Die ihn des Liebsten beraubt und bat um die Leiche des Sohnes,
Ihn beim Vater beschwörend, dem Peleus, Greis, wie er selber.
Stumm sah hin auf den König, doch nicht ungütig, Achilles,
Denn er gedachte des eigenen Vaters daheim in der Ferne,
Der sich sehnte nach ihm und noch hoffte, ihn wieder zu sehen.
Und hier flehte der Greis nicht um das Leben des Sohnes,
Nein, um den Leichnam nur des edel gefallenen Hector.
„Sei, mein Vater, getrost," so sprach er zum knieenden Greise,
„Denn Du hast mich umsonst nicht beim alternden Peleus beschworen,
Sieh, ich will Dir lösen den Leichnam. Ihr mögt ihm in Troja
Gönnen die Ehre des Feuers und alle Gebräuche der Toten.
Greis, steh auf und sei mein Gast, nicht wolle Dich weigern!
Sieh, auch Niobe mußte den Gram in der Seele bezwingen,
Als sechs Söhne sie hatt' und sechs aufblühende Töchter
Unter den zürnenden Pfeilen der Kinder Latonas verloren,
Mußte sich setzen zum Mahl und des Tranks und der Speise genießen,
Denn wir sind zum Dulden bestimmt, wir sterblichen Menschen."
Und so bewirtet' er ihn und bedient' ihn mit eigenen Händen,
Ließ ein Lager für ihn aufschlagen mit purpurnen Decken,
Und so ruhte der Greis in der Wohnung des tödlichsten Feindes.
Aber es dämmerte kaum, da erhob sich vom Lager der König,
Weckte den schlafenden Knecht, und sie nahmen die Lösegeschenke
Ab vom Mäulergespann und legten die Leiche des Hector
Zwischen die Leitern des Wagens. Dann schirrte die Mäuler der Knecht an.
Priamus aber ergriff die Zügel des eigenen Wagens.
Und so fuhren sie ab in Heimlichkeit, denn sie besorgten,
Daß Achilles vielleicht, der leicht Aufbrausende, ändern
Könne den gestrigen Sinn, und daß von der Sonne beschienen,
Sie von den Griechen erkannt und verfolgt Unbill noch erlitten.
So ward Hector darauf in Troja verbrannt und bestattet,
Darnach fragtet Ihr ja, mit allen Ehren der Toten.

„Aber Du mußt uns doch noch die Zerstörung von Troja berichten."

Leute, mir ist vom Erzählen die Kehle schon trocken geworden.

„Nimm! Iß Gerstenzucker, das schmeidigt die Kehle!" so sagte
Mein Claus Babbe, indem er die leckere Gabe mir reichte.
Und so mußt' ich denn noch von Trojas Erob'rung erzählen.

Also war denn Hector mit hohen Ehren bestattet,
Doch schon nahte der Tag, wo Achilles Geschick sich erfüllte.
Denn ihm war es bestimmt, daß bald nach Hector er falle.
Seit der Held nun dahin, war Mut und Hoffnung der Troer
Auch zu Grabe gebracht, zu entgehen dem schrecklichen Tage,
Wo die eroberte Stadt auflodert in feindlichen Flammen.
Jetzt sollt' Alles gescheh'n, was die Griechen verlangten. Sie wollten
Helena ihnen nunmehr und die mitgenommenen Schätze
Wiedererstatten, dazu als Sühne die Hälfte von Allem,
Was noch übrig geblieben von Trojas gepriesenem Reichtum.
Denn manch Kleinod war schon lange verkauft in die Ferne,
Seit die Belagerung währte, um Brot und Waffen zu schaffen,
Und zu besiegeln den Bund der Völker sollte die schönste
Tochter des Priamus sich mit dem tapfern Achilles vermählen.
Bräutlich stand sie geschmückt am Altar, von der anderen Seite
Kam Achilles herbei, da flog ein Pfeil durch die Lüfte
Und durchbohrte die Ferse des göttergleichen Achilles,
Thetis hatt' ihn als Kind, um ihn unverwundbar zu machen,
Eingetaucht in den Styx und ihn an der Ferse gehalten
Und allein an der Ferse, die nicht von dem dunklen Gewässer
Wurde des Styxes benetzt, war Achilles verwundbar geblieben.
Paris, der Weichling und Tänzer, er streckte mit tückischem Pfeile,
Zielend von fern, in den Staub den erhabensten Helden der Griechen.
Also begann von neuem der Krieg und das Morden.

„Ich habe
Wirklich genug davon, von dem Schlachten und Morden!" so sagte
Rümpfend die Nase dazu, der gebildete leichte Matrose.
„Daran Gefallen zu finden, vermag ein roher Geschmack nur,
Bitte, nicht mehr davon. Nur Eins noch möcht' ich vernehmen,
Nämlich, wie Troja fiel. Wie war's mit dem hölzernen Pferde?
Dessen erinner' ich mich, ich bringe nicht mehr es zusammen,
Aber ein Pferd war dabei."

Ganz recht, so sagt' ich mit Lachen,
Freilich ein Pferd war dabei. So sagte der Bauer, nachdem man
Ihm die Maschine gezeigt und Alles und Jedes im Bahnzug:
„Aber ein Pferd ist dabei, das laß ich mir nicht ausreden."
Wohl! So will ich Euch denn von dem hölzernen Pferde berichten.

Eroberung Trojas.

Was durch Tapferkeit nicht Achilles vermochte, das wußte
Ithakas Fürst, Odysseus, durch Klugheit und List zu erreichen.
Nach zehnjährigem Krieg und nach unendlicher Mühsal
Hatten die Griechen verzweifelt, des Priamus Stadt zu erobern,
Und sie verlangten nach nichts, als wieder nach Hause zu kommen.
Murrend nur hörten Odysseus sie an, sobald er ermahnte,
Ferner noch auszuharren. Es war: „Zu Schiffe! Zu Schiffe!"
Einzig die Losung im Heere der heimatverlangenden Griechen.
Aber Odysseus behielt, wie der Wagenlenker den Grenzstein,
Immer sein Ziel vor Augen mit still ausharrendem Geiste.
Jeglichen Umstand wußt' aufmerkend er stets zu benutzen.
Und so erhob er sich denn und sprach in des Volkes Versammlung:
„Auf denn, gehn wir zu Schiff nach dem lieben Lande der Väter,
Dann wird Troja rings von Lust und von Jubel erschallen,

Und dann werden sich bald aus den Thoren die Bürger ergießen,
Um das verlassene Lager zu schaun. Wir könnten versuchen,
Ob sie im Siegsrausch nicht nachlässiger werden und sorglos,
Und wir die Stadt vielleicht durch Überrumplung erobern,
Darum ist mein Rat, wir stechen in See mit der Flotte,
Aber wir segeln nicht weiter, als hinter die waldige Insel
Tenedos, welche die Schiffe verbirgt vor den Augen der Troer,
Und wir kehren zurück, sobald spät abends die Stadt nun
Lieget in Wein und in Schlaf wie begraben. Auch weiß ich ein Mittel,
Um die erlesensten Männer des Heers unbemerkt von den Troern
Einzuführen vorher in Priamus lustige Veste."
Hochauf merkte das Volk, doch verriet nicht Weiteres Odysseus,
„Nicht für Viele, für Wenige nur ist dieses," so sprach er.
Doch für das Übrige laßt Zeus sorgen allein und die Fürsten."
Alsbald wurden nun Bäume gefällt und gesägt und gehauen
Und ein gewaltiges Roß aus dem Holze von Fichten gezimmert,
Das hoch ragte hervor mit dem Hals wie — wie — Ja, was sag' ich? —

„Sage Giraffen!" so sprach Claus Babbe mit Lachen.
Giraffen?
Nein, o nein. Die wären ja neben dem Rosse von Troja
Nur wie irgend ein Tier aus der Arche Noä gewesen,
Welches am Weihnachtsbaum ein Kind zum Geschenke bekommen.
Stellet ein Ungeheuer Euch vor, auf Rädern zu rollen,
Aber der Bauch war hohl und ein Pförtchen zum Öffnen gelassen.
Als nun die griechischen Schiffe nach Tenedos segelten, stiegen
Durch dies Pförtchen Odysseus hinein, Diomedes und Ajax,
Alle die Ersten des Heeres mit Wehr und Waffen. Das Roß nur
Ward, ein Wunder zu sehn, zurück am Strande gelassen,
Und bald strömten die Troer hinaus, um das Lager zu schauen.

(Fortsetzung folgt.)

Caesare Borgia.

Durch ein Thor von Rom gedrängt
Zieht ein Trupp umstählter Reiter,
Einer Sänfte schwarzumhängt
Dienen sie als Schutzbegleiter.
Der darin im Fieber ruht,
Cäsar Borgia heißt der Kranke,
Schaudernd nach der Tiberflut
Schweift sein Blick und sein Gedanke.

Plötzlich — eine Schreckgestalt
Sieht er, und sie sagt ihm leise:
„Höre, Dämon der Gewalt,
Bist Du fertig? Glück zur Reise!
Fort von Dir hat sich gewandt
Alle Macht, die Du beschworen,
Schon geächtet und verbannt,
Sieh Dich an als schon verloren!"

Nein! ruft Cäsar Borgia, nein!
Treue hat man mir zu zollen,
Noch das ganze Land ist mein!
Doch die Stimme sagt mit Grollen:

„Wohl, Ergebung um so mehr,
Als die Selbstgier ihn umnachtet,
Fordert von den Menschen Der,
Der am tiefsten sie verachtet!

Durch Dein Lügen bist Du blind
Vor der eignen Not geworden,
Deine gift'gen Dolche sind
Nun geschärft, um Dich zu morden.
Deine Feinde sind schon nah,
Und Du wähnst, Dich werden schützen
Diese, Deine Wachen da,
Und Dein Blut für Dich verspritzen?" —

Über die Campagna hin
Trabt der Zug, und längs der Mauern
Alter Gräber, und es schien
Daß sie auf ein Opfer lauern.
Cäsar Borgia starrt empor,
Frägt in tötlichem Ermatten,
Was ist dort? und wie zuvor
Flüstert ihm ins Ohr der Schatten:

„Dort ist Neros Grab. Ein Raum
Blieb für Dich noch, komm!“ — O fliehe,
Stöhnt der Kranke, halb im Traum,
Laß mich, Du der Schuld Harpye!
In die Kissen sinkt sein Haupt,
Waffen klirren und ein Reiter,
Blutend und vom Kampf bestaubt
Sprengt zur Sänfte: „Halt, nicht weiter!“

Rasch den Vorhang reißt zurück
Seine Stahlfaust und beklommen
Murrt er: „Tot — verfluchtes Glück!
Der ist uns zuvorgekommen.“
Spricht's und jagt davon, da lacht
Hell der Totgeglaubte drinnen:
Um so sichrer durch die Nacht
Werd' ich jetzt ans Meer entrinnen!

Hermann Lingg.

Das Edelfräulein.

Ein Edelfräulein nenn' ich mein —
Blond ist ihr Haar wie goldner Weizen;
Ihr Lächeln grüßt wie Sonnenschein,
Ihr Auge strahlt von tausend Reizen.
Der Apfelblüte gleicht ihr Mund,
Der rote, süße, liebesholde,
Und in der Brust so voll und rund
Trägt sie ein Herz von lautrem Golde.

Von Kavalieren, stolz und kühn,
Ist ihre Huldgestalt umworben;
Sie schau'n der Augen sanftes Glühn,
Und fleh'n vor Liebesqual erstorben.
Ein Gott bedünkt sich, wer die Hand
Ihr leise streift im Königsreigen;
Rings flammt der Sehnsucht Opferbrand —
Mich aber hüllt ein sel'ges Schweigen.

O wonnetrunkner Vollgenuß!
Wie schmachtet ihr und seufzt vergebens!
Ihr ließt um einen einz'gen Kuß
Wie gern die Hälfte eures Lebens!

Ihr grüßt und schmeichelt, hofft und klagt,
Und kühl wie Marmor bleibt ihr Busen:
Doch was den Fürsten sie versagt,
Das giebt sie mir, dem Sohn der Musen!

Geliebt von ihr, o goldner Traum,
Geliebt von ihr, der Einzig-Einen!
Nun ist die Welt mir Tand und Schaum,
Nur jubeln kann ich noch und weinen.
Gesegnet sei, Du stille Flur,
Du Schloß im Glanz der Maiensonne,
Wo ich zum ersten Mal erfuhr,
Was Jugend heißt und Himmelswonne!

Durch meine Seele rauscht ein Klang,
Mild-ernst, wie Osterglockenläuten,
Ein Zauberlied, ein Märchensang,
Durch keine Weisheit auszudeuten.
Und neu mit jedem neuen Tag
Berückt er Seele mir und Sinne,
Und herrlich, wo ich wandeln mag,
Umfließt die Glorie mich der Minne.

Ernst Eckstein.

Wettstreit.

Die Nachtigall sang Melodie,
Der Kuckuck kritisierte sie:
Du bist in unsrer Kompagnie
Auch nur ein Federvieh!

Ein ganzes Heer war wider sie.
Sie sang in alter Melodie,

Und auch in alten Phrasen schrie
Das Heer der Kritiri.

Laß Dich nicht irren, ärg're sie!
Denn sie versöhnen wirst Du nie,
Die Kritiri, Kriticuli
Und Kriticuruli!

Otto Roquette.

Aus dem kleinen Fenster.

Aus dem kleinen Fenster meiner Werkstatt
Schau' ich in den winterlichen Garten,
Seh' der Bäume dürre Äste ragen,
Die im Lenze tausend Blüten tragen,
Starr und still wie sie ist auch Dein Herz.

Um die Wasser doch beginnt ein Schwirren,
Stets im Kreise fliegt die Schar der Möven.
Wie die Sehnsucht um die Liebe schweben
Diese Vögel, die des Frühlings Weben
Fühlen, eh' der Lenz zum Tag erwacht.

Aus dem kleinen Fenster meiner Werkstatt
Oft und öfter schau' ich in den Garten.
In den Zweigen kreist geheimes Leben,
Durch die Äste pulst ein dunkles Beben,
Doch von außen sind sie dürr und tot.

Einmal möcht' ich schau'n in Deine Seele,
In den winterkühlen Herzensgarten,
Wissen möcht' ich's, ob zu stärkerm Schlagen
Sie beleben könnte kühnes Wagen,
Ob nicht fremde eigne Glut entfacht.

Um die Wasser stets und stets das Schwirren,
Unermüdlich kreisen sie, die Möven;
Wie die Sehnsucht um die Liebe schweben
Diese Vögel, die des Frühlings Weben
Fühlen, eh' der Lenz zum Tag erwacht.

Hermine von Preuschen.



Ich oder Du?

Erzählung von **Marie von Olfers.**

(Schluß.)



Käte genas und Siegfrieds Glück wuchs durch das Kind. „Sie ist jetzt ganz außer Gefahr", meldete er dem Freund, „obgleich sie sehr schwach und zart ist; sie hat eine große Bitte an Dich, wir erfüllen ihr gern jeden Wunsch. Würdest Du zu ihr hinunter gehen, Claus?"

„Dir zu Liebe thu ich alles, Siegfried."

Es war ihm wunderbar zu Mut, als er wieder in den lieben Räumen stand. Siegfried hatte ihn allein gelassen und er blickte befangen auf die schöne bleiche Frau und das rosige Kindchen in ihren Armen. Man hatte ihr ein Lager im Gartensaal gemacht, denn draußen blühte und grünte ein herrlicher Sommer. Als Claus ihr die Hand küßte, überflog sie ein flüchtiges Rot.

„Vergeben Sie mir," sagte sie, „ich bin jetzt nicht mehr eifersüchtig, ich bin zu glücklich dazu."

„Ich habe nichts zu vergeben", stammelte er, „ich habe nur zu leiden, was die Verhältnisse mit sich brachten."

„Jetzt aber haben sie sich geändert", fuhr sie lächelnd fort, „wir sind doch nicht mehr zu Zweien. Dieser Eindringling hat sich dazwischen gedrängt, nun wären wir vier, ist das nicht eine schöne verträgliche Zahl? Kommen Sie! Seien Sie großmütig, ich bin eine Andre geworden durch dies kleine Wesen. Sie sollen unseres Töchterchens Pate sein; eingereiht in die Familie durch Rechte, durch Pflichten. Wollen Sie?"

Sie reichte ihm das Dingelchen hin, das unbewußt die rosigen Ärmchen aufreckte, halbwach vom Schlummer. Er berührte mit den Lippen gerührt die kleine Hand und sagte: „Ich will, Frau Käte. Bei diesem heiligen unschuldigen Leben gelobe ich, alles zu thun, was in meinen Kräften steht, um diesem Hause seinen Frieden, sein Glück zu bewahren."

Sie lächelte beglückt. „Nun ist alles gut, nun wollen wir ganz neu anfangen."

Claus kam mit vielen guten Vorsätzen, aber gleich die Taufe war eine große Prüfung. Er stand unter all diesen geputzten Menschen wie ein fremdes ruppiges Huhn auf einem glänzenden Federviehhof. Alles wunderte sich über den Paten; was konnte dieser untergeordnete Mann, der reichen kleinen Erbin sein! Die Verwandten rümpften die Nase, die Bekannten nannten es Siegfrieds Marotte. Der antwortete immer: „Es giebt keinen Reicheren, Besseren." Claus stand in weißer Kravatte mit grimmigem Gesicht und zweifelhaft sitzendem Frack, und wußte, was sie sagten.

Käte sah sehr reizend und demütig aus, legte ihm das Bündelchen Spitzen, aus dem ein Engelsköpfchen hervorsah, auf den Arm mit den Worten: „Möchte unser Kind Ihnen einmal Ihre treue Liebe lohnen!"

Er blickte darauf nieder, und das Kleine schlug ein paar große dunkle Augen auf, gerade wie die des Vaters

Was nun von ihm gesprochen wurde, hörte er nicht mehr, er war wie verzaubert, ihre ganze Kindheit stand vor ihm auf. Als sie die Kleine in ihr Bettchen zurücktrugen, war auch er verschwunden.

Nun ging alles seinen ruhigen Gang, man hatte gelernt, sich vor Szenen und ihren zweifelhaften Aussprachen zu fürchten. Jeder trat leise auf, wo er die schwache Stelle des Andern kannte. Das Miteinanderleben ist ja immer ein Kunstwerk, denn die beste Menschennatur trägt in sich selbst Schwankungen und Unfrieden. Claus behielt ein wunderbares Interesse für das Kind. Manchesmal trat er an den kleinen Wagen im Garten und die Wärterin mußte alle Wunder erzählen, die sich mit ihm begeben. Es kannte den Paten ebensogut wie die Eltern, und schrie auf vor Entzücken, wo es ihn sah.

Täglich konnte er Margritchen auf dem Rasenplatz spielen sehn. Wenn er sich erholen wollte,

blickte er heraus und die Kleine, die nur darauf gewartet hatte, herauf.

So wurde das Kind fünf Jahr alt. Man hätte denken sollen, die Vier hätten sich geteilt. Mutter und Kind, Siegfried und Claus, aber es kam ganz anders. Frau Käte kümmerte sich wenig um das Töchterchen, nur um den Mann. Claus dagegen ging ganz auf in Margritchen. Stundenlang saß es still in seiner Stube und spielte. Ein Paradies für die Kleine, denn der Pate erlaubte alles, mit Tinte schreiben, im Papierkorb kramen, mit Büchern bauen und all die Herrlichkeiten, die oft ersehnt und selten gestattet werden.

Sie kroch die Stufen zu seinem Zimmer herauf ehe sie noch gehen konnte, wenn man sie suchte, war sie immer dort. Kindern ist nichts so anlockend, als ein unbekanntes Reich, mit Dingen zum Spielen, die kein Spielzeug sind. Wie erfreute sich Claus an dem goldigen Lockenkopf der gerad so vertieft wie er in seiner Beschäftigung steckte, nur ab und zu die Ärmchen um ihn schlingend: „Pate Claus, Du bist der Beste, Liebste, Schönste auf Erden!" Kinder haben wunderbare Ansichten über Schönheit, meist sind sie hellsehend und fühlen instinktiv durch eine graue Hülle den Seelenglanz hindurch.

Siegfried beglückte dies Verhältnis. Er ließ Claus gewähren, wenn er sich den Festlichkeiten des Hauses fern hielt. „Margritchen ist Deine echte Tochter," sagte lächelnd Frau Käte, „schon jetzt verliebt in Pate Claus."

„Sie kann nichts Besseres thun."

„Ich aber habe Dich jetzt für mich allein."

„Und ich Euch alle," schloß Siegfried lachend.

So breitete ein stilles Glück, bei dem jeder sein Teil fand, die sanften Strahlen über dies bevorzugte Haus.

Des Menschen Herz ist ein
trotzig und verzagtes Ding.

Siegfried füllte seinen Platz jetzt vollständig. Er war ein geachteter, unternehmender Kaufmann, voll hochfliegender Pläne, begünstigt vom Glück, auf dem Höhepunkt seiner Blüte; sein Vermögen verdoppelt, vor ihm die glänzendsten Aussichten. Seine Schiffe hatten Weltruf. Alle Jahre unternahm er selbst eine Reise, manchmal von Claus begleitet, den er gern eine Weile aus der angestrengten Arbeit nahm. Auch der Freund hatte sich emporgearbeitet, sein Äußeres war vornehm, er hatte gelernt, daß Kleider Leute machen.

Margritchen, ein schlankes Mädchen von zehn Jahren, blieb seine treue Freundin. Brachten sie ihr Wunderdinge von ihren Fahrten mit, so traf natürlich der Pate immer das Beste, denn „er weiß", wie sie sagte, „mehr, was ich wünsche, als ich selbst."

Weinend standen die Beiden, Frau Käte und ihr Töchterchen, bei der ersten Abreise am Ufer. Da die Sache jedes Mal glücklich ablief und ein steter blauer Himmel über die Reisenden ausgespannt schien, machte sie die Gewohnheit sicher. „Kommt wieder! kommt nur bald wieder," das war der einzige Wunsch. Siegfried fiel es gar nicht ein, daß schlecht Wetter kommen könnte, und wenn auch, er liebte die Gefahr, er fürchtete nichts.

„Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn!" klang's heut wie alle Jahr zur Landungsbrücke, auf der Frau Käte, Margritchen an der Hand, mit dem Tuch wehend stand.

„Ich wollte, wir könnten mit!" sagte das Kind, „mir ist, als brauchten sie uns."

„Die brauchen Niemand, wenn sie beisammen sind", antwortete die Mutter

Goldne Wellchen umspülten das Fahrzeug. Sie waren jetzt auf hoher See. Die Freunde standen auf dem Verdeck Alles blau so weit man sah, Himmel und Meer. „Es ist ordentlich langweilig!" sagte Siegfried. „Ich möchte einmal einen Sturm erleben, eine Gefahr, an der man seine Kraft prüft und erfährt, wer man ist."

„Ich nicht", antwortete Claus, „der Mensch ist eine erbärmliche Kreatur. Keiner weiß, welche Niedrigkeit in ihm steckt, wohl dem, dem sie verborgen bleibt. Sonnenkinder, Glückskinder wie Du mögen eine Ausnahme machen, im Licht entwickelt sich die Pflanze kräftiger."

„Darin," rief Siegfried, „müssen alle gleich sein, sicher, daß eine gewisse Gemeinheit sie nicht erreichen kann."

Die Fahrt ging fast bis an das Ende glatt, dennoch schien Siegfrieds Wunsch sich zu erfüllen. Weiße Wölkchen gleich Schneeballen tauchten auf. Die Seeleute zeigten sie sich. „Es giebt etwas!" sagten sie kopfschüttelnd.

„Desto besser," meinte Siegfried.

„Malen Sie den Teufel nicht an die Wand, junger Herr," sagte der alte Steuermann, „ein Sturm ist ein furchtbar Ding. Mancher, der's nicht glaubte, ist darin umgekommen."

„Nun," antwortete Siegfried, „man stirbt doch nicht gleich, man kämpft man rettet sich und

ist's anders bestimmt, je nun, so geht man unter. Einmal muß Jeder sterben; ich liebe das Leben, aber ich fürchte den Tod nicht."

„Wie sehr man das Leben liebt, weiß nur, wer vor dem Tod stand, junger Herr. Mancher kennt in der Gefahr weder Frau noch Kind, ich sah wunderliche Dinge. Wie sie den Kopf verlieren, hin und wider rennen, in den Abgrund hinein, gerad wie das liebe Vieh! Nein! Führe uns nicht in Versuchung!"

Ein Windstoß nahm ihm das Wort vom Mund; sausend trieb er eine Schar Wolken vor sich her, die sich wie durch Zauber mehrten, drängten, ineinander flossen; kaum noch ein Stückchen Blau; jetzt nichts mehr, alles dunkel, grau, unheilschwanger.

Ein gewaltiger Kampf begann. Die Freunde standen auf Deck, an den Bord geklammert. Welle auf Welle ging über sie fort. Claus war ganz still geworden. Siegfried jubelte bei jedem neuen Stoß. Das Wasser lief in Strömen an ihnen herunter. „Sieht es nicht prachtvoll aus!" rief er, als zackige Blitze die Dunkelheit durchschossen. „Was kann uns denn viel geschehen, wir sind nicht sehr fern vom Land und beide gute Schwimmer."

Alle übrigen Passagiere, viel Frauen und Kinder, waren in der Kajüte; in den Pausen des Windes hörte man jammern, stöhnen, beten. Bis jetzt war die Gefahr gering, man konnte nur die Einfahrt bei dem Sturm nicht wagen.

Immer toller raste das Wetter, man sah nicht die Hand vor Augen. Plötzlich ein Krach, betäubend, sinnverwirrend, ein Prasseln, ein Schein auf dem Schiff, als sei Feuer vom Himmel darauf gefallen. Der Blitz hatte eingeschlagen; es brannte.

Ein tolles Durcheinander begann. Keiner hörte mehr auf Befehle, von den herabgelassenen Booten sanken gleich zwei wegen Überfüllung; um die Rettungsgürtel tobte ein wilder Kampf. Kopfüber gings in die Wellen, vor sich, hinter sich der Tod, aber der im Flammenmeer noch schrecklicher als jener in den Wasserfluten.

Claus und Siegfried schwammen. Siegfrieds Mut wuchs im Kampf mit dem Element — er hoffte den Strand zu erreichen; das Wetter ließ nach, man sah Land, er schwamm und schwamm, wie eine Fata Morgana schien es zurückzuweichen.

Die Kräfte verließen ihn, eine grause Todesahnung kroch ihm durch das Blut. Wenn er sterben müßte, hier so elend umkommen, fern von Frau und Kind! Es war nicht denkbar, er wollte, er mußte leben. Er mit der herrlichen Zukunft, die vor ihm lag, jämmerlich untergehn, so nah, fast angesichts der Rettung.

Dort schwamm eine Planke, neue Kraft belebte ihn; er sah auch Claus darauf zu schwimmen; sie würden beide gerettet werden.

Claus erreicht das Brett zuerst. Siegfried mit letzter Kraft auch. Aber Zwei sind zu viel. Die Planke trägt nur Einen.

Seiner Sinne nicht mächtig, in Todesangst stößt Siegfried den Freund fort. Es ist nicht schwer, die erstarrten Hände lassen los, mit einem letzten Blick, den Siegfried nie vergessen wird, sinkt er und verschwindet in den Wellen.

Jetzt hört man Notsignale, Antworten, das Meer bedeckt sich mit Schiffen, man wird Claus finden, retten, so schnell ertrinkt kein Mensch, damit beruhigt Siegfried sein Gewissen.

Plötzlich steht die That hell vor seiner Seele, wie Einem, der vom Rausch erwacht. Helfen kann er nicht, er treibt schon fern der Stelle, selbst ein Ertrinkender.

Erst am Abend wird er in jammervollem Zustand, an die Planke geklammert, gefunden. Ehe man ihn an das Land bringt ist er bewußtlos.

Als er wieder zu sich kommt, steht seine Frau an seinem Bett. Viele Wochen schwebte er zwischen Leben und Tod. Sein erstes Wort ist Claus.

„Er wird geborgen sein," meint Frau Käte, „fast alle Passagiere sind es. Vielleicht kaum ein Glück für ihn, was hatte er vom Leben zu erwarten! Gott sei Dank, daß Du gerettet bist."

Er sagt nicht Amen dazu, sondern: „Wenn ich nur erst wüßte, daß Claus lebt."

Es blieb seine stete Frage. Als er besser wurde, forschte er selbst, setzte die größten Belohnungen aus. Von Claus war keine Spur zu entdecken.

Er war wie ein Verwandelter, sein Haar ergraut, bleich, zusammengesunken, als trüg er ein tödliches Gift in sich.

Eine Menge Ärzte kurierten an ihm herum. —

Er ist jetzt zu Haus. Frau und Tochter sind unablässig um ihn bemüht, aber sie vermögen nichts über ihn.

„Dieser unselige Claus!" seufzt Frau Käte, „er ist Schuld, dies ist ja weit schlimmer als da er hier war. Verwünscht der Augenblick, als er mit seinem Elend in dies lichte Haus kam, er ist ansteckend wie eine Krankheit. Er ist Dein böser Geist, Siegfried."

Mit einem donnernden „Schweig!", wie sie es noch nie von ihm gehört, brachte er sie zur Ruhe. „Laß den Namen in dieser Art nie wieder zwischen uns hören, Käte."

„Das Beste," schluchzte sie, „wir vergäßen ihn."

„Ja, das Beste," wiederholte er.

Seine größte Prüfung war Margritchen, immer wieder sprach sie in den zärtlichsten Ausdrücken von Pate Claus.

„Kommt er heute? Kommt er morgen? Wann kommt er? Ich kann nicht länger warten."

„Quäle den Vater nicht. Pate Claus ist tot."

„Tot!" Bei diesem Wort fuhr Siegfried auf, als hätte eine Natter ihn gestochen. „Tot! Wer sagt, daß er tot ist? Ich glaub es nicht!"

„Ich auch nicht!" rief das Kind, „nicht wahr, wir beide glauben, er kommt wieder."

„Ja," sagte er, sie umschlingend, „sonst möchte ich auch tot sein."

„Wenn er lebte und sich nicht meldete, hasse ich ihn!" fuhr Frau Käte auf. „Welche Grausamkeit!"

„Vielleicht ist er weit verschlagen," meinte Margritchen. „Einige wurden ja auf Schiffe gerettet, die weit fort fuhren. Wir wollen alle Tage hoffen, daß er wieder kommt, nicht wahr?"

„Ja, wir wollen hoffen."

Um sein Geschäft kümmerte er sich nicht mehr; kummervoll ging der alte Buchhalter täglich von ihm fort. Stundenlang saß sein Herr vor sich hinstarrend im Garten. Das Meer, welches er sonst geliebt, konnte er nicht ertragen. Die schöne Veranda stand leer. Zusammengekauert saß er in einem Winkel. Jeden Sommer wurde er in ein andres Bad geschickt; er ließ sich geduldig hinschleppen, in sich gekehrt, düster; Käte mit traurigen Augen anblickend, die ihr fremd waren, die sie an Claus erinnerten. Waren sie vertauscht? „Was hat man ihm gethan?" jammerte sie. „Wer hat ihn verwandelt."

Aus des Herzens tiefem, tiefem Grunde
Klingt es mir wie Glocken, dumpf und matt,
Ach, sie geben wunderbare Kunde
Von der Liebe, die geliebt es hat.

Margritchen hatte Recht. Claus war nicht tot. Claus lebte.

Als Siegfried ihn von seiner Seite stieß, gab er sich verloren. Dieser kurze Augenblick barg einen Jammer für ihn, wogegen verblaßte, was er bisher erlitten. So war denn alle Liebe erlogen, falsch gewesen, in Lüge und Hohlheit zerronnen. In bittren Fluten zogen diese Gedanken durch seine Seele, als er im Meere versank. Für tot brachte man ihn auf ein Schiff, das nach einer kleinen italienischen Küstenstadt fuhr.

In einem Hospitalbett erwachte er mit einer Art Ekel am Dasein. Ein Gefühl der Rache, des tiefsten Schmerzes gab ihn dem Leben wieder. Siegfried sollte nicht wissen, daß er gerettet war; hinschleppen sollte er sich in Reue und Gewissensbissen; denn das wußte er, glücklich konnte er nicht mehr sein. Mit einer Art Wollust stellte er sich die Leiden dieses schwachen, weichen Herzens vor, wenn er auch dadurch den Dorn immer tiefer in die eigne Seele drückte.

Schneller, als man dachte, erholte er sich, er hatte ein Ziel, er wollte arbeiten. Gute Leute halfen ihm zum ersten Verdienst und von da ab ging es weiter, Gewinn auf Gewinn. Das Schicksal schien sich seiner zu erbarmen; oft wirft das Glück dem, den es zum Bettler gemacht, solche Almosen in den Schoß. Er nahm einen andern Namen an. In einigen Jahren erwarb er ein Vermögen von dem er leben konnte. Abseits vom Verkehr, baute er sich ein kleines Haus am Meer, einsam wohnte er dort, und zu den Geschäften kam er in die Stadt. Er wollte Siegfried vergessen, aber sein Kind erschien immer wieder vor seiner Seele und führte ihm den Vater zu, schien ihm herüber zu locken mit seinen klaren braunen Augen, sagend: „Hast du uns nicht, so viel an Dir ist, Glück und Frieden versprochen?"

Man soll eben nichts versprechen im Leben, antwortete seine wunde Seele, keiner von uns weiß, was er halten kann.

Siegfried fuhr indes fort nach dem Verlornen zu forschen. „Es ist seine fixe Idee!" klagte Frau Käte. Lange Jahre war alles umsonst. Endlich kam ein Schiffer, der eine verworrene Nachricht brachte, welche auf die kleine Küstenstadt deutete. Der Schimmer einer Hoffnung gab Siegfried neue Kraft; sein Abscheu vor dem Meer machte einer Sehnsucht danach Raum, die ihm keine Ruhe ließ. Frau und Tochter hatten ihn lange nicht so zufrieden gesehen als auf dem Schiff, das mit mächtigen Stößen in die Ferne strebte. „Er lebt, Margarethchen!" flüsterte er dem Mädchen zu, „ich weiß es."

Als sie landeten — der Ort war ein kleines Seebad — sah es einsam und herbstlich dort aus. Das Wirtshaus stand leer, an der Veranda

hing zerzauster Wein. Regen und Sturm rissen die letzten Blätter herunter. Sie flogen abgetrennt durch die Luft, als wollten sie gen Himmel und endigten im Staub der Straße. Man begriff nicht recht, was die Fremden dort wollten, aber Gäste in dieser Zeit waren doppelt geschätzt.

Es war Markt im Städtchen, im Wirtshaus tranken noch einige Landbewohner ihr Glas, ehe sie weiter zogen. Siegfried wollte sich zu ihnen setzen, hoffend, etwas von den Leuten zu erfahren. Sie machten dem vornehmen Gast Platz. Auch Einer erhob sich, vor dem ihm alles Blut aus dem Herzen wich und dann wieder zuströmte, als solle es zerspringen.

Claus aber, denn er war es, maß ihn mit höhnischen Blicken, wandte ihm den Rücken und ging hinaus. Siegfried wollte ihm nach, aber die Kniee versagten ihm und er sank ohnmächtig zusammen.

Seine Frau wurde gerufen, Margarethe, die vor ihr hinabgeeilt, traf mit Claus in der Thür zusammen; sie erkannte ihn gleich, und schrie auf vor Entzücken. Mit dem jauchzenden Ruf: „Pate Claus“ ergriff sie seine beiden Hände und wollte ihn hineinziehen, aber er wehrte sich, ihr starr in das liebliche Gesicht schauend. „Jetzt ist ja alles gut!“ rief sie, „komm doch zum Vater, nun wird er wieder froh und gesund, nur um Dich litt er. Wo warst Du nur? warum sagtest Du nichts? warum ließest Du uns in Angst und Sehnsucht fast vergehen?“

„Der Vater weiß es,“ sagte er, die zarten Hände lösend, „ich kann nicht zu ihm. Wir schieden als Feinde.“

„Als Feinde!“ wiederholte sie und schwere Tropfen traten in ihre Augen. „Können solche Freunde Feinde werden?“

„Ich glaubt' es auch nicht;“ antwortete er bitter, „aber ich erfuhr es und dann ist alles aus, für Solche giebt es keine Versöhnung. Besser, ich hätte nie Jemand von Euch gesehen, besser, ich läge begraben im Meer.“

Sie ließ ihn traurig los, ihr war, als schwanke der Boden unter ihren Füßen. Warum hatte ihr der Vater nie die Wahrheit gesagt?! Er suchte ihn doch, er liebte ihn. Verstört, voller Zweifel, kam sie hinauf. Siegfried hatte sich wieder etwas erholt.

Frau Käte ließ ihrem Zorn freien Lauf. „Das sieht ihm ähnlich! Kein Wort für den Freund; läßt ihn fast sterben, töten wird er ihn. Was kann er damit wollen?! Ich hasse den Menschen, wie ich noch Niemand gehaßt. Ich verwünsche ihn um jede böse Stunde, die er Dir gemacht. Vergessen, verachten sollst Du ihn, wie ich es thue. Weine nicht, Margarethe, es ist unser böser Dämon, er verdient es nicht.

Der Vater rief sie. „Weine nur Kind; weine Freudenthränen, daß er lebt. O, wie wohl ist mir! Als könne ich vielleicht einmal wieder ruhig werden.“

„Du liebst ihn noch!“ rief das Mädchen freudig — „Du bist ihm nicht feind —.“

„Ich liebe ihn,“ flüsterte der Kranke.

„Dann muß er sich versöhnen, Vater.“

„Was geschah, kann ich Dir nicht sagen, Margarethe, aber wir sind getrennt für das Leben.“

Frau Käte hatte starr zugehört. „Er redet im Fieber,“ sagte sie, „geh schlafen, Margarethe, ich wache bei ihm.“ Als sie allein waren, suchte er ihre Hand. „Ich rede nicht im Fieber, Käte. Zwischen uns soll keine Lüge mehr sein. Du bist mir eine treue Frau gewesen, ich bin Deiner Liebe nicht wert. Mitleid, nur noch Mitleid darfst Du mit mir haben. Es liegt eine schwere Schuld auf mir. Daß Claus lebt, ist mir wie eine Erlösung, wie eine halbe Verzeihung; komm dicht zu mir heran, ich will Dir sagen, was geschah.“

Man hörte lange Zeit nur sein stockendes Flüstern. Sie schwieg, als er geendet; faltete die Hände, dann aber warf sie sich schluchzend über ihn. „Sollte ich auch dadurch Deiner Sünde teilhaftig werden. Ich kann nicht anders, ich liebe Dich!“

Sobald Siegfried reisen konnte, wollten sie fort. Er lag jetzt schon auf der Veranda im Sonnenschein der milden Herbsttage. Es schien, als solle noch einmal Sommer werden, so glühend umfingen die Strahlen die sterbenden Blumen. Der redselige Wirt mußte von Claus erzählen.

„Es ist ein wunderlicher, menschenfeindlicher Herr,“ sagte er, „den Guten mißtraut er, von Gesindel läßt er sich bedienen. Ehrliche Leute, denen man trauen kann, giebt es für ihn nicht auf der Welt. Da nehm ich lieber Schurken, meint er, und bin auf meiner Hut, der liederliche Beppo und die alte Hexe Zeppa, das ist sein Haushalt. Lieb hat er nur seinen Hund. Freilich es ist ein Schutz, aber selbst ein Hundegemüt ist käuflich, sagte er neulich. Er meint bei ihm sei nichts zu holen, aber solche Leute schlagen einen um ein paar Groschen tot. Er hat nicht einen Freund, nicht einen Bekannten der ihn warnt, wenn er krank ist geht er in das Spital. Es ist ein

jammervolles Leben, obgleich er reich ist. Er hat an nichts Freude."

Diese Erzählungen schnitten Siegfried in das Herz. Claus war nicht gestorben durch seinen Stoß, aber war dies Leben nicht auch eine Art Tod? und war er nicht Schuld daran?

Einmal, ein einziges Mal, mußte er ihn noch sehen, seine Sehnsucht faßte ihn wie ein Fieber. Vielleicht daß er ihn warnen könnte.

Er schlich um die Wohnung herum, sobald er gehen konnte. Beppo sah ihn mit scheelen Augen an. „Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr!" sagte er, „der Hund ist bös, ich steh für nichts; was haben Sie hier zu schaffen?"

„Ich muß den Herrn sprechen."

„Da ist er. Aber er liebt keine neuen Bekanntschaften."

„Ich bin ein alter Freund."

Als Claus Siegfried sah, wollte er umwenden, doch der faßte ihn am Kleide wie ein Bettler und stammelte: „Ich komme nicht meinethalb, Deinethalb."

Claus schüttelte ihn ab. „Was geh ich Dich noch an? Warum kreuzt Du meinen Pfad; hier wenigstens ist Platz genug für uns Beide."

„Vergieb mir!" rief Siegfried, „sieh, was aus mir geworden ist, wie ich gelitten habe."

„Als wärst Du der Einzige. Geh mir aus dem Weg; für mich bist du tot, wie ich für Dich."

„Ich komme Dich warnen, Du bist in Gefahr."

Claus lachte höhnisch. „Du mich warnen! Wäre ich in Gefahr, ich sähe mich nach anderer Hilfe um."

„Traue Beppo nicht; er ist ein schlechter Mensch."

„Und Du, Feigling! was bist Du?"

„O Claus, ich war sinnlos!"

„Sinnlose meidet man wie tolle Hunde. Geh! hier bin ich Herr. Laß Dich von Deiner Frau vergöttern, von den Schmeichlern anbeten."

„Käte weiß wie es mit mir steht."

„Vielleicht auch Margarethe? Du konntest die Last nicht allein tragen, mußtest Deinem unschuldigen Kinde auch die Seele vergiften?"

„Sie weiß nichts."

„Du wirst es ihr nicht sagen! Dies mein einziger Wunsch."

„Ich werde bald Niemand mehr etwas sagen können, Claus, der Arzt giebt mir nur wenig Zeit. An Dich denken werde ich aber immer, immer."

Er ging. Claus rührte sich nicht. Unverwandt starrte er hinaus auf das graue Meer, das Grab seiner Liebe.

Es dunkelte schon, als Siegfried durch die bewaldeten Wege heimwärts ging. Beppo begegnete ihm. Er lachte höhnisch: „Sie ein Freund vom Herrn! er hat mir gesagt, ich soll sie nie wieder hier herein lassen!"

Das Schiff, das sie nach Hause bringen sollte, lag im Hafen, die Plätze waren genommen. Käte drängte zur Abreise. „Mir ist, als könnt' ich nicht fort!" sagte Siegfried, „als müsse ich hier mein Leben zurücklassen."

„Was ist der Tod gegen die Tortur, die er Dir auferlegt," sagte sie bitter. „Giebt es nicht für alles eine Sühne? Er hat Dich nie geliebt!"

„Einst wohl Jetzt —? Irdische Liebe stirbt und seine habe ich selbst vernichtet. Meine aber lebt und kann nicht von ihm lassen."

Als sie ihn abends suchte, war er verschwunden. In der Dämmerstunde ging er. Kein Mond, kein Licht am Himmel. Alles still um das kleine Haus. Die Wellen plätscherten leis um die Steinstufen. Auch der Hund war verschwunden.

An einem Fenster brannte Licht. Er wußte, es war des Freundes Zimmer. Er sah hinauf, wie nach einem Stern. „Ich liebte Dich dennoch." flüsterte er, „ich sterbe, laß mich nicht in dieser Verzweiflung untergehen!"

Es zog ihn wie mit magischer Gewalt. Die Treppe war dunkel, er tappte hinauf; Keiner trat ihm in den Weg. Vor der Thür stand er still; er wagte nicht, zu öffnen. Da hörte er stöhnen; eine wilde Angst erfaßte ihn. Wer weiß was dort geschah. Beppo, das Diebsgesindel fiel ihm ein, das Fehlen der Hundes. Trotz seiner Schwäche, konnte er vielleicht helfen! Hastig riß er die Thür auf.

Beppo und Zeppa kramten im Zimmer. Als der Bursch seiner ansichtig wurde, überfiel er ihn wie ein wildes Tier. „Gut, daß Du kommst, Schleicher, selbst in die Falle gehst, nun wirst Du nicht mehr spionieren und erzählen. Zeppa komm, raffe nicht all' das unnütze Zeug zusammen. Es bringt nichts und verrät uns!"

Die Alte hatte erschrocken zugesehen. „Du hättest nicht Blut vergießen sollen, Beppo. Blut ist schlimm, das verrät noch mehr als mein bißchen Zeug."

„Ach was. Weshalb schlich er hier herum. Das Boot liegt bereit; sie werden uns sobald nicht wiedersehen und dieser kann uns nicht nach."

Siegfried war allein, er sank am Tische

nieder; jetzt erst fühlte er, daß ein warmer Blutstrom ihn übergoß. Das Licht brannte ruhig fort. Es war ihm wohl, wohler als je; wenn auch unnütz, sein Blut floß doch um Claus. Vielleicht hatte er nun Mitleid.

Der Hund schleppte sich stöhnend zu ihm. Er konnte ihm nicht helfen, er strich liebkosend über sein wildes Haupt. Noch einmal heulte das Tier auf, dann war alles still.

Wie lang Siegfried so gelegen, wußte er nicht. Ein heller Schein weckte ihn, er sah Claus über sich gebeugt.

„Verzeih, daß ich hier bin," stammelte er, „es wird nicht lange sein." „Beppo . . ich wollte Dich — —."

Die Kraft verließ ihn wieder.

„Der undankbare Schurke", rief Claus, „undankbar, wie sie Alle!"

Ratlos und verzweifelnd sah er sich nach Hilfe um, zum ersten Mal seine Einsamkeit fühlend. Er war allein, ganz allein. Von Neuem quoll das Blut aus der Wunde hervor. Er suchte es zu stillen; immer wieder floß dies warme Herzblut über ihn. Ihm war als mische es sich mit dem seinen.

Zärtliche Worte kamen unbewußt über seine Lippen. Er schrie nach Hilfe. So gut er konnte verband er Siegfried, trug ihn auf sein Lager.

Da wurde es laut im Haus. Käte, die bis zur letzten Minute umsonst auf Siegfrieds Heimkehr gehofft, hatte die Wirtsstube aufgeboten. Sie wußte, wo er zu finden war; man suchte ihn dort. Ein Arzt wurde gerufen. Fortzubewegen war Siegfried nicht. „Sie müssen uns schon dulden," sagte Käte.

„Lassen Sie uns Frieden machen." antwortete Claus und seine Stimme klang heiser, „wo wäre Siegfried besser, als bei mir!?"

Er erholte sich nicht mehr. Langsam sanken seine Kräfte. Es war, als kehre ihm im Tode die Jugend zurück. Claus erkannte das zarte Gesicht, das er am Knaben geliebt.

Sie standen alle um sein Lager. Die Hand seiner Frau hielt er fest, jene Margarethens suchte er in die des Freundes zu legen. „Sie hat Dich immer geliebt," flüsterte er, „und ich Dich auch. Dennoch — dennoch."

Nachdem sie ihn auf den Gottesacker getragen, lag die Villa, als wäre auch aus ihr alles Leben entflohn.

Mehr als ein Jahr war vergangen. Die Rosen umfingen gleich einem Freudenkranz die Cypressen, da öffnete sich die Thür. Ein reges Treiben begann Kisten wurden genagelt, aufgeladen. Eine schlanke Mädchengestalt ging ab und zu. Sie half, aber nicht mit frischer Kraft, sondern ging schlaff und widerwillig an das Werk.

Es war ein lauer Sommerabend. Der Mond stand am Himmel. Myriaden Sterne und Sternchen blickten herab auf Myriaden kleiner Erdenlichter, die mit ihren schwachen Flügeln empor wollten. Claus sah ihnen nach. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt. Traurig blickte er über das Meer. In der Ferne zeichneten sich die Masten, die Segel am Schiff, das nun bald Alles entführen würde, woran sein Herz hing und ihn einsam zurücklassen. Warum wurde es ihm schwer? war er nicht lange Jahre daran gewöhnt.

Margarethe trat im Reisekleid zu ihm hinaus. „Du läßt uns wirklich fort, Pate Claus! Du kommst nicht mit heim?"

„Heim, Margarethe? ich habe keine Heimat!"

„Freilich, wenn Du uns als Fremde ansiehst."

„Die Welt würde mir bald beweisen, daß ich es muß. Du bist kein Kind mehr, Margarethe."

Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Und nicht mehr wert verzogen und geliebt zu werden. Es ist sehr hart groß zu sein. Ich verlor Alles darüber, den Vater, Dich!"

„Mich! mich verlierst Du nie, Margarethe, ich gelobte es, als ich Dich auf dem Arm hielt und dein Pate wurde. Gerade weil ich es nicht vergessen habe, geh ich nicht mit Euch. Laß uns Freunde bleiben."

Er ergriff ihre Hand. Sie zog aber, ehe er es hindern konnte, die seine stürmisch an ihre Lippen. „Was sind das für Thorheiten, Margarethe", rief er, sie ihr rauh entreißend.

„Thorheiten!" schluchzte sie, „dann will ich nie weise werden. Weißt Du denn nicht, daß ich nicht fort kann, Pate Claus? daß ich Dir gehöre, vom ersten Atemzug. Hat nicht der Vater meine Hand in die Deine gelegt, damit Du sie festhältst. Liebst Du mich denn nicht ein wenig mehr?"

Er wurde bleich wie ein Toter. „Ich Dich nicht lieben! Wecke nicht Glücksgedanken, Margarethe, auf die ich kein Recht habe — ich sagte es schon einmal und habe es bitter genug erfahren. —"

„Du kein Recht auf Glück, bester, selbstlosester aller Menschen!"

„Wenn ich es erkaufen soll mit Deinem frischen,

jungen, alles verheißenden Leben, ich nähme es nicht —".

„Und läßt uns darüber beide vergehen. Du wirst es schon merken, wenn ich fort bin", schluchzte sie. „Wir beide werden es merken, uns bangen, bangen wie in den schweren Jahren, als Du für tot galtest, wenn Du wieder für mich stirbst, sterb ich mit."

„Margarethe!" rief er, ihr die Arme öffnend. „Nein, wir wollen leben. Ich will denken der Vater schickt Dich, und unsere verlorne Liebe steht wieder auf in Dir."

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Epische Dichtungen.

Die drei folgenden Erscheinungen haben mit einander gemein, daß sie alle, freilich in sehr verschiedener Weise, mehr oder weniger den letzten deutsch-französischen Krieg und die Wiedererhebung Deutschlands zur Voraussetzung haben. Zwar die eine von ihnen, „Der Röhrle von Häfner-Neuhausen", ein humoristisches Epos aus Schwaben, von Friedrich Geßler (Berlin und Rostock, C. Hinstorff, 1887) hat nicht die glorreichen Siege über den dritten, sondern vielmehr die Kämpfe gegen den ersten Napoleon zum Gegenstande und erzählt uns die Großthaten eines kleinen Schwaben, dessen „Schwabenstreiche" ihn vom Marketender zum Duzbruder und alter ego des Franzosenkaisers (le petit, l'autre empereurle) erhoben, der eigentlich dessen Schlachten schlägt, den jener unter Moskaus Mauern selbst zum „großen Herrgottsakerment" (le grand hegodsagemennt) ernennt, und dessen Übergang bei Leipzig seinen Sturz einleitet. Daß aber der Dichter die Geschichte so auf den Kopf stellen und damit poetische Rache nehmen kann, das ist doch nur möglich durch den gewaltigen Umschwung der Verhältnisse, der uns jetzt erst gestattet, auch auf jene nun überwundenen Leidensjahre mit dem Blick des Humors zurückzuschauen; und von ferne wenigstens deutet auf diesen Umschwung uns die Dichtung selbst hin. Dadurch gewinnt der Spaß doch eine höhere Bedeutung, und so willkürlich er auch mit den Thatsachen umzuspringen scheint, es fehlt doch weder der ganzen Gestalt dieses schwäbischen Partikularisten, der sich's so hübsch zurecht zu legen versteht, was ihn als deutschen Mann berechtigt, gegen Preußen mitzuziehen, und seinem Verhältnis zu Napoleon, noch Einzelheiten wie dem Stock des alten Fritzen, dessen Verlust die Schlacht bei Jena entscheidet, an tieferer historischer Wahrheit.

Unmittelbar mit der Gegenwart hat es R. v. Gottschall zu thun in seiner neuesten Dichtung „Merlins Wanderungen" (Breslau, S. Schottländer. 1888), einer ernsten Satire, in der er der Zeit ihr poetisches Spiegelbild entgegenhält. Zu diesem Ende knüpft er an die Sage von dem alten Zauberer Merlin an, den Lucifer mit einer Nonne gezeugt, damit auch die Hölle ihre Madonna und ihren Sohn habe, den sie dem Erlöser entgegenstellen könne. Wohl hält ihn, den sein Vater mit aller Weisheit ausgestattet, die schöne Viviane in bereits tausendjährigem Bann: aber auf seine Bitte löst sie ihn für eine Zeit, damit er nachsehen könne wie das von ihm begonnene Werk durch die Seinen, die sieben Todsünden, mittlerweile gediehen sei. Er sammelt diese um sich und wo er mit ihnen hinzieht, giebt es Verführung, vernichtetes Einzeln- und Familienglück, seine Sieben unterwühlen aber auch Staaten und Throne, Stolz und Zorn hetzen Völker gegen einander und dieser entfesselt mit dem Neide den Bürgerkrieg. Der günstigste Boden für diese Saat ist aber das zweite Kaiserreich mit seiner Hauptstadt an der Seine, und so finden auch der Krieg von 1870 mit dem Tage von Sedan und die Greuel der Kommune, ja selbst ein Ausblick auf den Rache- und Weltkrieg der Zukunft in dem Ganzen ihre Stelle. Merlin freut sich, und besonders darüber, daß so viel von all dem unter der Fahne des Kreuzes selbst geschieht; so oft er aber bereits triumphieren will, immer wieder muß er eine Erfahrung machen, die ihn überführt, daß dieses verhaßte Kreuz, daß Tugend, Glaube und ideales Streben sich noch immer ungebrochen gegen ihn behaupten. Und so kehrt er zu Vivianen mit der bloßen Hoffnung zurück, vielleicht erst nach abertausend Jahren, wenn sie ihm wieder Urlaub gebe, allein Gebieter der von dem Erlösungswahne erlösten Welt zu sein. Viviane aber lächelt: „Dir gönnt nie mehr die Liebe Feiertag", und spinnt ihren Zauber um ihn wie ehedem. Es versteht sich bei Gottschall von selbst, daß dies alles in fließenden Versen, in gewählter, oft mit höchst glücklichen Bildern geschmückter Sprache, in einer Reihe anschaulicher Szenen dargestellt ist.

Auch Jul. Großes „Episoden und Epiloge" (München, G. F. M. Callwey 1888) entlehnen ihre Vorwürfe mehrfach der neuesten deutschen Geschichte; und zwar nicht bloß der lyrische Anhang, eine Reihe von Gelegenheitsgedichten aus den Jahren 1871—87, die durch die Bedeutung des Gegenstandes und würdige Behandlung auch über den augenblicklichen Anlaß hinaus noch zu wirken vermögen, sondern auch zwei der kleinen erzählenden Dichtungen, die uns in dieser Sammlung vereinigt geboten werden. Die Vergangenheit, die Zeit der Erniedrigung, an die auch Große, wie Geßler erinnert, dient der Gegenwart zur Folie in der liebenswürdigen Plauderei „Aus schweren Tagen", wo ein Vater durch Erzählungen aus jener Zeit sich und den Seinen über die nächsten Sorgen hinweghilft, die auch der siegreiche Feldzug bringt. Anders wieder verknüpft sich Vergangenheit und Gegenwart in dem ergreifenden Schicksale der ihrem Vaterlande von der Revolution her entfremdeten „Gräfin von Pontarlier." Neben diesen Stücken bietet aber die Sammlung noch eine beträchtliche Mannigfaltigkeit nach Gehalt und Behandlung: die Romantik einer tragischen Zigeunergeschichte „Sarah", das höchst wirkungsvolle Halbdunkel einer Genelli nachgedichteten Erzählung von einer bezaubernden Künstlerin „Faustina", eine balladenartige Dichtung aus der englischen Sage „Godiva", die Naivetät eines russischen Märchens „Grasemücke", die realistische Kraft einer so prächtigen amerikanischen Geschichte, wie „Das Gericht im Urwald", aus der ich nur die gelegentlich eingestreuten, für das Lokalkolorit doch nicht unentbehrlichen englischen Brocken lieber wegwünschte; den schlichten Bericht über Erlebtes „Ein

Lebenslauf“; ja auch Scherz und Humor fehlen nicht, gelte es nun eine seltsame Brautwerbung, wie „Ein Christgeschenk“, oder eine launige Legende wie „Sankt Petrus in Walporzheim“, in die sich Große mit Rittershaus teilt. Und so stehen auch neben Hexametern Terzinen und andere modernen Strophen und Reimverse. Nicht alles ist von gleichem Werte; aber jeder Geschichte weiß der Dichter ihre eigentümliche Färbung und poetische Stimmung zu geben und eben durch diese Stimmung auch auf das herbste und trübste Geschick, von dem er etwa zu erzählen hat, einen verklärenden und mild versöhnenden Lichtstrahl fallen zu lassen. Wer es mit Vers und Reim gar genau nehmen will, könnte hierin wohl hie und da einzelne Fleckchen aufstechen.

Prag. **Hans Lambel.**

Zum Goethe-Heft.

Wir haben unter den unzähligen Porträts Goethes dasjenige als Vorlage für den Holzschnitt dieses Heftes gewählt, welches Deinhardstein in dem oben mitgeteilten Auszug aus seinem Büchlein von 1831 (vergl. S. 163) mit der Auszeichnung erwähnt hat. Goethe sei hier „ganz getroffen“ und das Bild zeige ihn „wie er leibt und lebt.“ Als Vorlage haben wir den Lichtdruck benützt, welchen das treffliche Werk: „Die Schätze des Goethe-National-Museums in Weimar. 60 Tafeln in Lichtdruck. Ausgewählt und erläutert von Direktor Geh. Hofrath C. Ruland. Mit höchster Genehmigung herausgegeben von Louis Held, Hofphotograph in Weimar“ (Verlag von Louis Held in Weimar und Adolf Titze in Leipzig, 1887) auf Tafel 7 enthält. Das Original, ein Oelgemälde, ist Eigentum der Goethe-Gesellschaft und wurde 1822 von Heinrich Kolbe aus Düsseldorf in Weimar gemalt. Über den Maler und die Entstehung des Bildes, welches auch Rollet in seinen „Goethe-Bildnissen“ S. 171 LXXII) mit Auszeichnung erwähnt, entnehmen wir dem oben zitirten Werke die Notiz, daß Heinrich Kolbe, welcher bereits 1799 bei einer von den Weimarischen Kunstfreunden ausgeschriebenen Konkurrenz einen Preis davongetragen und seither mit dem Weimarer Kreise in Verbindung geblieben, das Porträt in der Zeit vom 2. Mai bis Anfang Juni 1822 in Weimar gemalt habe. „Ähnlich dem (bis jetzt leider verschollenen) Gemälde Dawe's aus dem Jahre 1819 zeigt es Goethe im schwarzen Fracke mit den Sternen des Falken- und des S. Annen-Ordens, sowie mit dem Komthurkreuz des Österreichischen Leopold-Ordens und der französischen Ehrenlegion, — also so, wie er bei festlichem Anlasse seine Gäste zu empfangen pflegte. Kräftige und sichere Zeichnung, der milde Ausdruck des ruhigen Auges machen uns auch heute noch das Bild zu einer der wertvollsten Darstellungen von des Dichters Persönlichkeit aus den letzten Jahrzehnten seines Lebens, um so mehr, als auch die eigentliche Porträtähnlichkeit von Zeitgenossen wiederholt gerühmt wird.“

Die beiden Autographen, welche wir im vorliegenden Hefte mitteilen, sollen dem Beschauer die Handschrift Goethes in seinen beiden Schriftarten, deren er sich abwechselnd bediente, der lateinischen und der deutschen, wiedergeben. Da die Originale, welche sich in der Autographen-Sammlung des Herausgebers dieser Zeitschrift befinden, keine Namensunterschrift aufweisen, so haben wir die letztere anderen in derselben Sammlung befindlichen Schriftstücken des Dichters entnommen; die Zeit der Niederschrift ist jedoch keine sehr verschiedene, so daß der Duktus der Schrift und Unterschrift zusammenstimmen. Ungedrucktes vermochten wir leider nicht zu bieten. Das Gedicht auf S. 155: „Der Mond soll im Kalender stehn“ findet sich in der V. Reihe der „Zahmen Xenien“ (in der Hempelschen Ausgabe auf S. 383 des II. Teils). Die schematische Übersicht über die deutsche Litteratur von 1750 bis 1820 ist jedenfalls in den letzten Lebensjahren des Dichters geschrieben. Sie wurde unter dem Titel: „Epochen deutscher Litteratur“ zuerst im IX. Bande von Goethes nachgelassenen Werken (1833) mitgeteilt; in der Hempelschen Ausgabe ist sie auf S. 261 des XXIX. Teils abgedruckt. Zur Erklärung der Varianten, welche unser Autograph gegenüber dem Abdruck aufweist, bemerken wir, daß Goethe die deutsche Litteratur von 1770 bis 1790 ganz deutlich, wie aus der Handschrift zu ersehen, als „Achtung verschmähend und versagend“ charakterisiert hat, die Varianten „versäumend“, welche aus den „Nachgelassenen Werken“ in alle folgenden Ausgaben übergegangen, ist lediglich ein Schreibfehler des Kopisten. Die Worte „geist und herzreich“ in der ersten und „redlich“ in der zweiten Reihe erscheinen in der vorliegenden Reproduktion nicht, weil sie Goethe mit blassen Bleistiftzeichen geschrieben hat, welche leider bei der Hochätzung nicht fixiert werden konnten.

An dieser Stelle sei uns auch die Reproduktion einer kleinen Goethe-Reliquie gestattet. Es ist die Anzeige von Goethes Tode, wie sie seitens der Familie versendet wurde. Wir geben das unscheinbare Blättchen in Facsimile-Nachbildung wieder:

Gestern Vormittags halb Zwölf Uhr starb mein geliebter Schwiegervater, der Grofsherzogl. Sächsische wirkliche Geheime-Rath und Staatsminister

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE,

nach kurzem Krankseyn, am Stickflufs in Folge eines nervös gewordenen Katharrhalfiebers.

Geisteskräftig und liebevoll bis zum letzten Hauche, schied er von uns im drei und achtzigsten Lebensjahre.

Weimar, 23. März 1832.

OTTILIE, von GOETHE, geb. von POGWISCH,
zugleich im Namen meiner drei Kinder,
***WALTHER*, *WOLF* und *ALMA* von *GOETHE*.**

Druck von Johannes Päßler in Dresden.



V. Band. 8. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Januar 1889.

Jörg und Hans Katzwadel.

Eine wahrhaftige Dorfgeschichte aus Schwaben von Ilse Frapan.

Der Jörg und der Hans Katzwadel hatten von Kind an in allen Dingen einen Willen, das heißt, was der Eine hatte, das wollte der Andere haben, und was das bei zwei handfesten schlagfertigen Bauerbuben besagen will, kann man sich denken. Sie waren gleichzeitig auf die Welt gekommen, oder doch der Jörg nur eine halbe Stunde früher, und die Mutter hätte es gern gesehn, wenn sie fein einträchtig gewandelt wären; aber sie schämten sich schon als kleine Buben, wenn sie auf ihre Zwillingsschaft angeredet wurden und machten so „Köpf hin", wie die Mutter sagte, daß es drollig und ärgerlich zugleich anzusehen war. In der Schule, wo sie anfangs neben einander sitzen mußten, rauften sie bald so unbändig, daß der Herr Lehrer den Jörg ans obere, den Hannesle ans untere Ende befehligte und so die ganze Schülerzahl zwischen die beiden Schwarzköpfe schob. Sie pflegten sich von nun ab, über diese lebendige Mauer hinweg, durch Gesichterschneiden und Zähnefletschen auf die Freistunden nach der Schule zu vertrösten. In diesen Stunden bildeten sie die Anführer zweier feindlicher Haufen, die mit altallemannischem Kampfgeschrei gegen einander ausrückten und sich regelmäßige Schlachten lieferten. Das freundliche Dorf Gingen im Filsthal, wo die Katzwadle aufwuchsen, ist von einem klaren flinken Bach durchflossen, der in Straßenbreite, ohne Einfassung oder erhöhten Rand, seine hüpfenden Wellchen zwischen den Häusern dahintreibt. Zur schönen Sommerzeit pflegten sich die kleinen Raufbolde hüben und drüben am Barbarabach aufzustellen, durch Reden sich zu Thaten aufzureizen und endlich, nacktfüßig wie die jungen Gänse, ins Wasser zu plumpen, um die „Sach" mittendrin auszumachen, und die Besiegten mit dem Kopf in das warme, plätschernde Naß zu tauchen. Nachher saß dann die ganze jüngere Gemeinde am staubigen Grasrain zum Trocknen in der heißen Julisonne, daß die Hemden und Hosen dampften. Die zwei Nassesten waren aber allemal die Katzwadle, die immer als die Ersten in das feuchte Wahlfeld gesprungen kamen.

Bei solchen Gelegenheiten fehlte es nicht an Zuschauern. Die Enten, die unter den Ackerwagen geschlafen, wurden von dem Geplatsche wach und schnatterten mit den dicken gelben Schnäbeln aufgeregt nach rechts und links. Alle Mopsles, Schnänzerles und Schnäpperles ließen die Schnaken ungeschnappt und fuhren mit Knurren oder gellendem Gebell polizisteneifrig auf die Nachzügler los, die sich noch furchtsam oder zögernd im seichteren Wasser befanden. Und der dicke Metzgermeister und Wirt zum goldnen Ochsen stand, die Hände unter der Schürze, vor seiner Hausthür und wetterte: „Ihr Lausbube! wöllet er von enand! z'sämehaue sott [1]) man üch, verschlage sott man üch, daß üch koi Boi [2]) beianander blieb, Ihr Sauferle Ihr!" Das war aber nicht geschimpft, sondern auch nur so geschnattert, gebellt und geknurrt zur Sommernachmittagsmotion, eine Unterhaltung, wie die Prügelei der Buben.

Einmal aber bei solchem Anlaß kam ein herrschaftlicher Wagen mit einem Livreekutscher ins Dorf gefahren und hielt vor des Ochsenwirts Thür. Eine Dame stieg heraus, und ein kleines Mädchen folgte, und als die dicken Schimmel abgeschirrt waren und die Dame, eine Erfrischung erwartend, im Gastzimmer saß, schlich sich das kleine Mädchen heraus und kam mit furchtsamen Schritten bis nahe an den Bach herangetrippelt,

[1]) sollt. [2]) Knochen.

wo das wilde Bubenvolk lärmte. „Guck au dui!“ schrie bald einer der Buben mit einem Rippenstoß dem andern zu: der Kampf erlahmte: mit starren Augen und aufgerissenem Munde bestaunte die triefende Schar das schöne Fräulein im kurzen Kleidchen, mit dem breiten Strohhut und den rosa Handschuhen an den Händen, die ein zierliches rosa Sonnenschirmchen festhielten. Nur die Katzwadler hatten nach einem flüchtigen Blick hinüber sich wieder gegen einander gewendet: „Guck doch auch dui!“ [1]) rief der Jockele und zupfte den Hans am Hemdärmel. „Nu was isch?“ erwiderte Hannesle gleichmütig, und sein Bruder überbot ihn mit einem verächtlichen: „wegen sellem?“ [2]) was eine ungewohnte Übereinstimmung der Beiden bekundete. Worauf sie mit solch einer Lebhaftigkeit neue Püffe auszuteilen begannen, daß die Angegriffenen sich wohl verteidigen mußten, und die Prügelei frisch wieder losging. Ja, es schien nun fast, als ob die Anwesenheit der kleinen Fremden eine begeisternde Wirkung übe, wie das Zuschauen der Damen bei den einstigen Ritterspielen; denn es flog grade aus den trotzigsten Gesichtern manchmal ein Seitenblick zu dem Mädchen hinüber, der zu fragen schien: „Mir send Kerle! gelt! so ebbes hascht no et [3]) g'sea?“ Ganz ohne Eindruck schien auch die Tapferkeit nicht zu bleiben; das feine Fräulein lachte über das ganze weiße Gesichtchen, und als der Hans den Jörg am Kragen packte, und untertauchte, dieser aber wie ein Pudel mit Prusten und Schnaufen wieder emporkam und sich schüttelte, ließ sie ihr Sonnenschirmchen fallen und klatschte lustig in die Hände. Hannesle wurde dunkelrot vor Triumph, hütete sich aber wohl, den Kopf umzudrehen, und Jörg benutzte diesen Augenblick männlichen Schamgefühls, um seinen Besieger durch einen plötzlichen Stoß in die Kniekehlen nun selbst zum Fallen zu bringen. Inzwischen war die Dame, welche ein schillerndes Seidenkleid und eine goldene Kette trug, auf der die Sonne von fern funkelte, aus der Wirtshausthür hervorgetreten, hatte suchende Blicke nach rechts und links geworfen, hatte „Agathe! Agathe!“ gerufen und war zuletzt mit erschrockenem Gesichte zu der Kleinen geeilt, um sie aus der gefährlichen Nähe des Bächleins und der schlimmen Buben fortzuholen. Die ließ sich nur widerwillig entlangzerren, drehte noch den Kopf nach der Wasserschlacht, als sie schon wieder im Wagen saß und guckte so lange, bis die krumme Dorfgasse und der sonnenbeschienene Staub das Sehen unmöglich machten. Als die Buben, denen plötzlich die Lust vergangen schien, sich schläfrig auf die warmen Steine vor des Ochsenwirts Hausthür streckten, fuhr der mit besonderem Nachdruck unter die Rangen. „Dös dhät mer fehle, daß Ihr mer do mei Eingang verschimpfirt! 's ischd a Schand fürs ganz Dorf, was Ihr a'schdellet [1]). De Frau Gräfe is ganz verschrocke über dui Kinderzucht, ond de Kloi [2]) hats net wölle glaube, daß dös au Mensche send.“ Jörg stieß den Hans an. „Ond 's hot'r airschd [3]) grad g'falle, nemme [4]) weg hotse wölle, de Alt hätt'r bald de Arm voll rausg'risse!“ sagte Jörg mit großer Ueberlegenheit. „De Alt, de Alt!“ schrie der Ochsenwirt, „dös is koi Alte, dös ischt d' Frau Gräfe Tante von Rechberg, dös send Leut, wo zue mir kommet, wo i gern sieh! ond nu Ihr Lumpeg'sendel tapfer furt, oder i vorschlag üch de Kopf, daß Ihr an mi denke sott!“ Er fuchtelte mit seinen dicken kurzen Armen um die Köpfe der Kinder, als wolle er die „Watschele“ [5]) nur so handvollweise herumschütten, daß die Gescholtenen langsam zurückwichen. Verdutzt und fragend, mit gestrecktem Halse, schauten sie noch nach dem Rechberge auf, dem am schönsten geformten unter den schwäbischen Bergen, welcher sich vom Abendduft bläulich umflossen über dem Dorfe erhob. Zwar die Stammburg da oben lag längst in Ruinen, aber sie hatte doch dem Grafengeschlecht den Namen gegeben, und Berg und Kirche waren ihr Eigentum, wie einst zur Zeit der Hohenstaufen.

Der Bauer Katzwadel war einer der reichsten im Dorf, und die Zwillingsbrüder waren seine einzigen Kinder. Da sie außerdem trotzig und stark wie junge Bären heranwuchsen, so blieben sie auch als Bursche die Anführer der „Ledigen“, hatten das große Wort, jetzt nicht mehr vor der Thür, sondern im Wirtszimmer des goldenen Ochsen und blieben bei aller Uneinigkeit einander doch völlig ähnlich in Aussehn und Gebahren, wie sie auch ganz unabsichtlich immer dasselbe wollten, dachten und sogar sagten. Beiden angeboren war eine hochmütige Verachtung des weiblichen Geschlechts. Kein Bärbele, Nanele, Rikele konnte sich je eines freundlichen Blicks von den zwei Schwarzköpfen rühmen, die unter ihrer Zipfelkappe und mit der Pfeife zwischen den Zähnen so selbstbewußt auf dem Zaun vor der

[1]) die. [2]) deswegen? [3]) nicht.

[1]) anstellt. [2]) die Kleine. [3]) erst. [4]) nimmer. [5]) Ohrfeigen.

Kirchenthür saßen und höchstens ein böses Maul hatten über die sittig und frisch gewaschen daher kommende Mädchenschar in schwarzen Kleidern, die hängenden Zöpfe mit breitem Sonntagsbande gebunden, in den Händen Gesangbuch, Sacktuch und ein Sträußlein „Nägele“ oder Rosmarin.

Der schelmische Gott schnitzte, so schien es, an einem besonderen Pfeil für die zwei harten Herzen; Jahr auf Jahr verging, und er wurde nicht fertig. Vater und Mutter starben; die Zwillinge, nun schon dreißig Jahre alt, erbten das elterliche Haus am Barbarabach, schöne Güter und einen Haufen wohlangelegten Geldes. Das Erste, was sie thaten war, daß sie beschlossen, das Gut zu teilen. Jörg als der Ältere behielt das Haus und zahlte seinem Bruder das Geld aus, um sich ein zweites zu bauen, welches der Hannesle flugs an der andern Seite des Baches aufführte, worauf sie, durch das Wässerlein getrennt, widerwilliger denn je dasselbe wollten, dachten und sagten. Ihre Schulkameraden hatten längst Weib und Kind, zumal die Ärmsten waren früh auf Familienfreuden bedacht gewesen. Die Katzwadle wurden der Schrecken aller Hausfrauen, die ihre Männer rechtzeitig daheim zu sehen wünschten; denn keiner verstand mit so ausgesuchten, groben und feinen Sticheleien über Haushämmel und Weiberregiment herzuziehen. „Dös muß anderscht werre!“ [1]) schrie Jockele, der Zimmerer, und taumelte gegen die Stubenthür, daß die Kinder aus dem Schlaf schreiend emporfuhren und das Weib ihre Stimme erhob, um den Lärm zu überschreien. „Dei Regiment ischt aus! wer's Geld ins Haus schafft, der däff's [2]) au versaufe. Sollscht scho höre, wia de Andere ihre herhaue, do gohts anderscht!“

„Jetzt ischt letz“, [3]) jammerte das Weib, „bischt wieder mit dene saudumme Kerle, dene Katzwadle, z'sämeg'hockt! herhaue! mi? hoho! so Einer müßt mer Krähenauge fresse, der müßt n'über uf de Kirchhof.“ Das Rösle hatte ein gutes Mundwerk, und der Jockele kroch zu Kreuz; aber nicht alle Weiber wußten sich wie sie gegen die Aufreizer zu wehren, und mancher Unfriede entbrannte, wo es bisher ruhig zugegangen war; der Herr Pfarrer hatte mehr denn je rohe Ehemänner zu vermahnen und schwache Weiber zur Geduld und Unterwerfung anzuhalten.

Um Gingen wächst kein Wein; die rauhe Alp hat einen scharfen Atem, vor dem die empfindliche Rebe sich ins Unterland zurückzieht. Aber wenn dort unten gekeltert wird, vor jedem Dorfwirtshaus ein Strohwisch steckt oder ein grüner Fichtenzweig und alles nach dem jungen Weine duftet, da giebt es stundenweite Wanderungen zu Ehren dem „Neuen“ in Plochingen oder gar Eßlingen, und rote Köpfe und bewegliche Zungen bei der Heimkehr, denn der „Neue“ ist ein gefährlicher Demagog, bis er eingesperrt und in enger Kellerhaft zum Besinnen über sich selbst gebracht wird. — Der erste Haufe mit Jörg an der Spitze war schon abgezogen; Hans mit den Genossen beratschlagte noch über das Ziel der Sonntagswanderung. „Die andere werre nach Plochinge g'loffe sei, do ganget mer besser mo [1]) anderscht na,“ [2]) sagte der Schulmeisterssohn Martin.

„Jetzt grad et! [3]) i han [4]) mer lang fürg'nomme, nach Plochinge z'laufe; dös dhät mer no fohle, wege dem do mo anderscht na z'gan.“ [5])

Der Jörg saß am oberen Tisch grad in der Mitte, die Ellbogen breit aufgestemmt und die Nase prüfend über ein Glas dicken roten Portugiesers gebeugt, der heuer besonders geraten war. Er blickte stirnrunzelnd auf, sobald der neue Schwarm eintrat und grunzte seinen Nachbar an: „Jetzt ischt mer in koi Wirtshaus mai [6]) secher vor dem da!“ Mit genau demselben Stirnrunzeln nahm der Hans am untern Tische seinem Bruder gegenüber Platz. Es war noch immer wie in der Schule, die ganze Breite des Zimmers lag zwischen ihnen, und sie hätten auch jetzt noch gern einander Fratzen geschnitten, wenn sie allein gewesen wären. Aber das niedere dumpfe Zimmer war Kopf an Kopf besetzt; es wurde geschrieen, gesungen und auf den Tisch geschlagen, daß man es weit draußen hören konnte, und die Schoppen wurden fast ebenso schnell geleert, wie der Wirt mit Weib und Magd sie voll hereinschaffte. An einem Tische dicht neben einander saß ein kleiner Haufe schwarzhaariger schnurrbärtiger Gesellen, die mit raschem Gebärdenspiel und in fremder Sprache allein sich unterhielten und von den Bauern nur gelegentlich mit einem halb scheuen, halb abschätzigen Blick gestreift wurden, obgleich sie feine Tuchkleider trugen und blitzende Ringe an den braunen Händen. Seit einigen Tagen lagerte eine Zigeunerbande draußen im Wald; sie führten wertvolle Pferde mit sich, und die Männer hatten viel Geld gezeigt und um keins

[1]) werden. [2]) darf es. [3]) schlimm.

[1]) wo. [2]) anderswohin. [3]) nicht. [4]) ich habe. [5]) hinzugehn. [6]) mehr.

gebeten, so daß kein Anlaß zur Vertreibung des fremden Völkchens vorlag. Nun drängten sich auch einige Weiber herein, als ob sie den am Tisch sitzenden Zigeunern etwas zu sagen hätten; wo sie vorüber kamen in ihrem grellen, vom schwarzen Feierkleid der Dörflerinnen auffällig unterschiedenen Putz, drehten sich die Köpfe, und das Gespräch stockte, aber die fremden Gäste wurden mit Argwohn und Mißbilligung betrachtet. Jörgle schlug auf den Tisch und rief nach dem Wirt. „De nui[1]) Kundschaft brengt scheints en Hause Geld, daß Ihr's do rei'losset. I bens et g'wohnt, mit so'me herg'loffne G'sendel an oim Tisch z'sitze." Der Wirt war nicht gleich zur Hand, die Zigeunerinnen aber winkten beschwichtigend, wobei sie sich wieder zum Hinausgehen wendeten. Nur eine, ein kräftiges schönes Weib mit übermütig lachendem Munde blieb dem Jörgle grad gegenüber stehen und sah ihn mit ihren sicheren schwarzen Augen so unverwandt an, daß er sein Glas auf halbem Weg zum Munde absetzte und ausweichend seitwärts blinzelte. Die Zigeunerin hatte den ihm unfern sitzenden Schmied bei der Hand ergriffen, um ihm wahrzusagen. Der Graubart aber rief alsbald: „I han[2]) de Dritt! i han de Dritt! ond e Viert nehm i et! De Weibsleut han e Säckle mit dreihondertseifondsechzig Krankede[3]) an ihre Bettpfoschte hänge, ond alle Morge langet se e nui raus; so will i koine moi!" Unter dem Gelächter der Tischgesellschaft fuhr der Witzbold des Dorfes fort: „Aber der do hube,[4]) wo so giftig aussieht, als hätt' er Schbenne g'fräße, der solls airscht no kenne lerne; do gang enun, ond prophezei em a Grätige!" Mit verächtlichem Zucken des Schnurrbarts rief der Jörgle: „Dui möcht i sehe, an der i mer d'Zäh' schtompf beiße dhät," und die Siegesgewißheit und der halbe Zorn über das Gelächter wallten ihm rot übers Gesicht.

Das kluge fremde Weib hatte offenbar gut verstanden. Sie warf nur einen kurzen schnellen Blick in die widerwillig ihr überlassene Handfläche; dann zog sie die Augenbrauen in die Höhe, verbeugte sich ehrfurchtsvoll und sprach mit schmeichelndem Ton, während ihr spitzer Finger die Linien in der Hand nachzeichnete: „Ei, schöner Herr, — großer Herr, — große Frau, schöne Frau, reiche Frau! Schloßfrau! Werdet kriegen Gräfin! Werdet kriegen viele, viele Kinder, schöne Kinder! Glücklicher Herr!"

[1]) neue. [2]) ich habe. [3]) Krankheiten. [4]) drüben.

Jörgles Miene hatte sich während dieser Worte verwandelt: immer gnädiger, immer herablassender war sie geworden, und während die Hörer ringsum verwundert Mund und Augen aufsperrten, oder sich heimlich schlau zuwinkten und spottend anstießen, griff er nach seinem Glase, that einen mächtigen Zug, setzte es bedachtsam nieder und sagte: „Ka' scho sei." Dann fiel sein Auge auf seinen Bruder, und sein befriedigtes Lächeln schien zu fragen: Hast du es gehört? Das Weib folgte seinem Blick mit dem ihren, blieb aber noch stehen, um den Lohn ihrer glänzenden Verheißung zu empfangen. Als aber Jörg die Hand nicht wieder aus der Tasche brachte, sondern die Zigeunerin von seiner neuen Höhe herab gar nicht weiter zu bemerken schien, lächelte diese dem erwartungsvoll herüberschauenden Zwillingsbruder versprechend zu und war mit wenigen Schritten an seiner Seite. Hans klimperte unruhig mit einem Geldstücke in der Tasche. Kaum hatte sie in seine Hand geblickt, so zog sie Augenbrauen noch höher, verneigte sich zweimal und sagte: „Ei großer Herr, — guter Herr, — feiner Herr, — werdet kriegen große schöne Frau, werdet kriegen Gräfin — schöner als Bruder! — (mit einem feindseligen Blick nach rückwärts) Werdet kriegen schöne Kinder, reiche Kinder, werdet sein viel glücklich!"

Hans blickte hell und strahlend wie der Vollmond; huldvoll zog er das Geldstück hervor und reichte es der Glücksprophetin, die mit dem richtigen Augurengesichte das Wirtshaus verließ.

Jörg verzog den Mund und schüttelte den Kopf: „s'isch nex", sagte er. — „Mit di!" warf Hans mit lauter Stimme herüber.

„Mit di isch nex!" wiederholte Jörg erstaunlich ruhig, „bei di war 's nur so g'schwätzet."

Der Jüngere sah einen Augenblick verblüfft drein, dann aber wurde er rot; der „Neue" hatte auch schon seine Schuldigkeit gethan: „Was mer zug'sprochen isch, dös neam[1]) i, do hot neamend[2]) nex drei z'schwätze!" rief er, auf den Tisch schlagend.

„Rächt[3]) so, Hanes, laß di nex g'falle, laß di dei rechtmäßigs Weib et a'denge[4])!" hetzten seine Anhänger unter beifälligem Gelächter.

Jörg sah sich blinzelnd im Kreis der Seinen um, stützte sein glattes rundes Kinn auf beide Hände, schaute den Bruder herausfordernd an

[1]) nehme ich. [2]) niemand. [3]) recht. [4]) abdingen.

und lachte dann, daß der Tisch wackelte: „So Einer! so 'n Lausbub!"

Hans griff mit gefährlicher Hast nach seinem leeren Glase wie nach einem Schleuderstein; aber der Wirt, der grad hinter ihm stand, fiel ihm in den Arm: „Dös isch mei Glas, Katzwadle! 's koscht 20 Kraizer. Drusse lieget Schtoi [1]) gnung, dös wär billiger."

Hans versank in Nachdenken, während Jörgle laut und eifrig weiter redete an seinem Tisch, und die Spottreden sich nur schüchtern hervorwagten. Dann stand der Jüngere auf, bezahlte seine Zeche und verschwand mit seinem Anhang so geräuschlos, als sei es eine Flucht. Als später auch die andere Partei das Wirtshaus verließ, warf der Schmied vorsichtige Blicke hinter die großmächtige Holzbeuge im Hof, und als er dort nichts von den Burschen erblickte, guckte er hinter den Hagebuchenzaun.

Der Hans hatte so sonderbar friedfertig die Wirtsstube verlassen, — in solchem Fall gab's einen Hinterhalt zu befürchten. Aber die Straße war leer; der Vollmond schien breit über die entlaubten Weinberge, und ihnen entgegen, vom Saum der Alp herunter blies ein kühlender Nachtwind um die nebligen Köpfe. Am Waldrand schimmerte Licht aus dem Zigeunerlager.

„Gelt Du", sagte der Schmied und stupfte den Jörg vertraulich zwischen die Rippen, „Du werschst's [2]) et glaube, was dös Lumpeweib di g'sagt hat? gelt Du hoscht di nur so g'schtellt?"

Jörg sah mit zusammengezogenen Brauen hochmütig auf ihn nieder. „Werscht scho sehe", sagte er bedeutsam und ließ seine Hand schwer auf die Schulter des neben ihm gehenden, viel kleineren Mannes fallen. „Du ond a Gräfe! [3]) Dös wär wia'n a Sau ond kräbsle!" [4]) lachte der Schmied. „Nu was isch?" erwiderte Jörg mit dem Katzwadel'schen Lieblingsspruch und richtete sich stramm auf. Der Schmied zog die Ellbogen ein und wich etwas bei Seite. Über sein ausgedörrtes lederbraunes Gesicht zuckte es in zahllosen Falten, er spitzte den Mund zu einem unhörbaren Pfeifen; dann schloß er sich einer anderen Gruppe an, mit der er leise schwatzte und lachte. Wäre Jörg in anderer Laune gewesen, er hätte wohl über dies Lachen Rechenschaft verlangt; aber er schien gar nicht zu bemerken, was hinter ihm geschah, sondern stapfte mit langen Schritten so eilig voraus, das er bald ganz allein ging. Als sie nach mehrstündigem Marsch ihr Heimatdorf erreichten, war er nicht mehr zu sehen; er hatte auch keinem eine „Gute Nacht" geboten. Der Vollmond hätte wohl Auskunft über ihn zu geben vermocht. Der sah, wie der Jörg, ohne anzuhalten, übers Dorf hinaus weiter schritt durch Wiesen und Wald, nicht schlendernd, sondern wie Einer, der ein festes Ziel im Auge hat. Eine Wegstunde, und er hatte das stille Donsdorf erreicht, das hell aus seinem dunklen Waldrahmen hervorlugte. Am Ende des Orts, vor einem schöngeschmiedeten Eisengitter, das einen großen, herrschaftlichen Garten zu umschließen schien, stand er still und blickte gespannt zwischen den schattenden Zweigen nach dem Schlosse aus, dessen Wände hie und da ein Mondstrahl überstreifte.

Auf einmal hörte er Schritte im Garten. Er ging vorwärts, der Einfahrt zu; die Schritte jenseits des Gitters schienen sich nach derselben Richtung zu bewegen. Nun kam Jörg an das Thor mit den Wappenbildern. Es war geschlossen, aber innen, ihm gegenüber stand ein Mann, der wohl, wie er, gemeint hatte, das Thor noch offen zu finden. Beide prallten zurück, als sie sich erkannten.

„I han mers halber denkt!" schrie Jörg im Widerspruch zu seiner unwillkürlichen Ueberraschungsgebärde, „so Diner, wie der, glaubt älles, was ihm Diner aufschwätze dhut."

„Bischt blos komme, um mer dös z'sage?" fragte Hans in nicht weniger bewußtem Ton. „Dös höttscht känne bleibe lan. [1]) De Gräfe von Rechberg wurd g'heirat, ob Du's witt [2]) oder et!"

„Sei doch g'scheit, Hannes", sagte Jörg mit ungewohnter Sanftmuth, „so e Dickkopf würd se doch et wälle."

„Ha, worum et? [3]) Dia dicke Köpf hänt mer [4]) von unserem Vadder, älle zwoi." Hans rüttelte an dem Gitter, ohne es jedoch öffnen zu können. Vom Schloß her tönte Hundegebell.

„Dös wär jetzt a dumme G'schicht", meinte Hans sich mißtrauisch umsehend.

Jörg grinste: „Zu was bischt au da drenne [5])? 's g'schieht der rächt."

Hans zog sich am manneshohen Gitter empor, denn durch die Sträucher brach es mit raschelnden Füßen und schnupperndem Atem.

„Gieb acht, er packt Di!" lachte der Bruder aus vollem Halse.

---

[1]) Steine. [2]) wirst es. [3]) Gräfin. [4]) klettern.

[1]) lassen. [2]) willst oder nicht. [3]) warum nicht. [4]) haben wir. [5]) drinnen.

Der Hund kam heran, grollend aber bedächtig, wie sich die großen Neufundländer zu bewegen pflegen. Erst in der Nähe der beiden brach er in ein tiefes Warnungsgebell aus. Hans war bis an die starrenden Spitzen des Gitters herauf geklommen, nun that der Hund einen Satz und erfaßte ihn an der Ferse. Mit einem Fluch schwang er sich übers Gitter und wirbelte herunter, dem Jörg zu Füßen, der sich vor Lachen die Seiten hielt. Drinnen tobte jetzt der Hund und sprang gegen das Thor, daß es schmetterte. In seinen Baß mischten sich noch andere Stimmen: ein klingender Bariton und ein schriller, spitzer Diskant; die ganze gräfliche Hundeschaft bellte, knurrte, heulte und winselte hinter dem Entkommenen drein.

Hans rieb sich die Hüften, prüfte den Riß in der Kniehose und kroch nach seiner Pfeife umher. Als er sie zerbrochen im Grase fand, warf er sie von sich, hart an des Bruders Kopf vorbei. Stumm trotteten sie durch den Wald zurück nach Gingen.

„Schwätz au ebbes“, sagte Jörg, Hans mit dem Ellbogen anstoßend.

„Schwätz du!“ war die trotzige Antwort.

„Guck, dös hat koin Märt,[1]) daß ma sich do drenn d' Hose verreiße loßt.“

„Moinscht, 's höb aiher[2]) Ein, wenn ma husse bleib? ond neiguck?“

„I komm scho nei!“

„I bin scho drenn g'we!“ Hans sah den sonst immer überlegenen Bruder selbstzufrieden an.

„I möcht nu au wisse, dewel[3]) Du witt'“ meinte Jörg lauernd.

„Dewel? de Gräfe von Rechberg will i.“

„S'send zwoi do: a Grauße ond a Kloine, do werscht du de Grauße wölle?“

Hans sah ihn zweifelnd an. „A Grauße ond a Kloine?“ wiederholte er unsicher.

„De Kloine neahm i“, sagte Jörg gewichtig.

„De Grauße wurd wüscht[4]) sei“, meinte Hans mißtrauisch.

„Wenn Du de Grauß nähmscht, kömtet mer uns vergleiche,“ sagte Jörg begütigend, „ond 's wär scho besser für Di. Guck, Hannesle, sei g'scheit, neahm de Alt, Du hoscht's ja g'sea, wi mer domols em Bach g'rauft hänt ond se herkomme ischt ond dös kloi Mädle wegg'risse hot!“

[1]) Werth. [2]) eher. [3]) welche Du willst. [4]) häßlich.

„Jetzt verstand[1]) i!“ rief Hans aufgeregt, „de Frau Dode[2]) soll i neahme? Dui alt Schachtel, wo schau[3]) domols koi jähriger Has mai[4]) g'wea ischt! dös wär mer rächt! Do wurd nex draus so domm ben i et. Du bischt d'r Äldescht, für Di dhäts aiher passe! Anderscht et.“

„Wurscht[5]) schau sea, was i mach! moischt,[6]) i dhät bei so oim frage? i dun[7]) was i will, ond dobei bleibts!“ versetzte Jörg drohend.

„De Jong krieg i!“ schrie Hans und führte einen Stoß nach ihm.

„Du kriegst de Alt!“ rief Jörg, den Puff erwidernd. Im Augenblick entwickelte sich eine stürmische Prügelei. Die Worte „Alt!“ „Jong!“ „Graus!“ „Kloi!“ flogen mit den Schlägen um die Köpfe, und die erschrockenen Vögel flatterten mit Geschrei aus der Nähe der Lärmenden hinweg. Ein Landjäger auf der einsamen Nachtwanderung eilte heran, um ein Verbrechen zu verhindern, wie er glaubte; als er die Katzwadle erkannte, ging er schmunzelnd beiseit; die machten ihre Sache schon allein aus.

Am andern Tage marschierte der Jörg abermals nach Donsdorf, und heute gradeswegs in den gräflichen Pferdestall hinein. Er hatte ein dreijähriges Füllen aufgezogen, starkknochig und kräftig, wie man sich ein Ackerpferd nur wünschen mag. Er hatte nicht die Absicht, es zu verkaufen, wußte auch nicht, ob man dort eins nötig habe, aber einen Vorwand für ein Gespräch mit dem Stallknecht gab das brauchbare Thier doch her. Hans hatte sich derweil vom Ochsenwirt über die Familienverhältnisse des Grafengeschlechts Auskunft geholt, und als die zwei sich über den Bach herüber anguckten, zwinkerte jeder so schlau und vergnügt über seinen eigenen Scharfsinn und den Vorsprung vor den anderen, als werde er schon morgen die Braut heimführen.

Das Leben der Brüder, die bis dahin zwar gern beim Wein im Wirtshaus gesessen, aber ebenso rüstig mit der Faust auf dem Acker und in der Scheuer geschafft hatten, geriet allmählich aus dem alten Geleise. Sie schafften nun wie faule Tagelöhner, die nur an die Muße nach der Mühe denken, diese Muße aber, durch die fortwährende Sehnsucht danach, eigentlich schon während ihrer lässigen Arbeit genießen. Das eine Ding, das große Ding, das all ihren Anteil verschlang, all ihren steifnackigen Eigensinn auf einen Punkt hindrängte, war die Verwirklichung

[1]) verstehe ich. [2]) Tante, Pathe. [3]) schon. [4]) mehr. [5]) wirst. [6]) meinst. [7]) ich thue.

jener prophetischen Worte. Einer der Brüder war meist auf dem Wege von oder nach Tonsdorf; nicht selten wanderten sie hintereinander her, mit scheelsüchtigem Eifer, Jeder die Fortschritte des Anderen überwachend. Begegneten sie sich aber, so sahen sie sich widerwillig an und wichen einander aus, wie zwei Spione, die sich auf der schmalen Bahn eines Webfadens treffen, welchen jede allein gesponnen haben will.

In der engen dörflichen Gemeinschaft waren all das offene Vorgänge, und die Katzwadle gaben sich auch keine Mühe, sie zu verbergen; wenngleich der Jörg es schon liebte, hie und da geheimnisvolle Andeutungen über seine Erfolge in der Gunst der Gräfin fallen zu lassen. Diese Andeutungen wurden von den Nachbarn mit der undurchdringlichen Gelassenheit aufgenommen, welche den Bauer und den Hofmann einander ähnlich macht und immer Jenen gegenüber angewendet wird, über die man sich nicht offen lustig zu machen wagt. Denn die Katzwadle hatten gar zu lang eine Art Gewaltherrschaft über die anderen Dörfler ausgeübt, und man ist nirgends konservativer als im Dorf. Aber ihr Einfluß fing an zu sinken. Sie hatten zu sehr mit sich selbst und ihren großen Vorhaben zu thun, um länger die Anführer beim Wein und Raufen darzustellen, oder die Ehemänner zu hudeln, daß sie Pantoffelhelden seien. Die guten Weiber von Gingen bemerkten ganz stille für sich, daß „der Ihrig wirklich [1]) recht ordentlich sei" und schrieben alles dem ehrwürdigen Herrn Pfarrer zu, der seit Kurzem bei ihnen eingezogen, und der eine so klare und deutliche Stimme hatte, daß selbst die Harthörigsten wieder der Auferbauung durch eine gute Predigt teilhaftig werden konnten.

Die Zwillingsbrüder freilich schienen von solcher Sonntagsfeier wenig zu spüren. Die Gräfin von Rechberg war nicht ihres Glaubens. So wanderten sie denn oft in die katholische Kirche nach Tonsdorf hinüber und blickten mit langem Halse und zerstreutem Gesicht nach dem gräflichen Gestühl. Denn sie hatten auch dort keine anderen, als ihre weltlichen, verworrenen Gedanken, wie sie dem Fräulein beikommen wollten, dessen feines, blasses Antlitz wie ein Wachsbild über den holzgeschnitzten Köpfen der Bauern herausragte, und dessen stolzes Atlaskleid glänzte wie das Gefieder eines blanken schwarzen Schwans unter einer Schar gemeiner Krähen. Sie erschien oft allein, nur von einem Diener begleitet, der ihr das Gebetbuch nachtrug und ehrerbietig hinter ihrem Kirchenstuhl stehen blieb, bis sie ihre Andacht verrichtet hatte.

Wenn das Anschauen der Gräfin den Brüdern jedesmal etwas den Atem benahm, so wirkte ein Wechselblick mit dem Diener wie eine Stärkung des sinkenden Herzens, denn dieser Bursch mit dem pfiffigen Gesicht, der dort so unnahbar in seiner Dienerwürde und in seiner wohlgebürsteten Livree prangte, war den Katzwadle bekannt und lange nicht so unzugänglich, wenn man ihn allein antraf.

Jörg hatte im Pferdestall seine Bekanntschaft gemacht, und Hans hatte nicht so bald die Zwei mit einander schwatzen sehen, als er gleich einen kühnen Schritt weiter ging und dem Lakaien einen Wein zahlte, als er ihm im goldenen Ochsen begegnete. Das nächste Mal griff auch Jörg in die Tasche und zog, als ob es ihm sauer werde, einen Fünfzigkreuzer hervor. Zugleich aber, denn Jörg gab nichts umsonst, ein zusammengefaltetes und versiegeltes Schreiben, das Ergebnis schwerer Mühe und tiefen Nachdenkens, einen Heiratsantrag an die Gräfin von Rechberg.

Der Bediente nahm beides in Empfang und begab sich damit ohne Verzug in das Kämmerchen der Zofe. Die Kleine war sein Schatz, und sie geriet etwas in Bestürzung, als sie ihn erblickte, denn sein sonst so ehrbar gefaltetes Gesicht war blaurot vor unterdrücktem Lachen. Was dort weiter geschah, weiß man nicht, doch mußte die Gräfin ihrem sonst flinken und diensteifrigen Mädchen heute dreimal klingeln, ehe es erschien; und als die Kleine der Gnädigen gegenüber stand, bekam sie einen erschütternden Hustenanfall, in den sich ein völlig unschickliches Kichern mischte. Es lag nicht in der Art der Herrin, nach dem Grunde der Heiterkeit bei einer Dienerin zu fragen; sie entließ sie mit einem gelinden Kopfschütteln.

Jörg aber ging mit gehobener Miene heim und stolzierte nachmittags zwischen seinen Düngerhaufen umher, wie ein Hahn, der sich zum Krähen anschickt.

Abends ging er in den Ochsen, trank ungewöhnlich viel und teilte dann seinen Getreuen mit, daß es nun Ernst werde. Er habe „Ihr" heute alles geschrieben, und daß sie es gut bei ihm haben solle!

Und zu schaffen brauchte sie gar nichts, höch-

[1]) jetzt.

stens dürfe sie die Kühe halten, während er sie an den Wagen schirre.

Auf diese Erzählung hin brach ein unmäßiger Lärm der Verwunderung und des Beifalls unter den Zuhörern los, daß es bis auf die Gasse hinausscholl und auch andere hereinlockte. Hans war unter denen, die jetzt nachdrängten. Aus den Fragen und Bemerkungen der Anderen erfuhr er, was sein Bruder in der Weinlaune verraten hatte. Er war völlig verblüfft! freilich, freilich ein Brief! Das war das Richtige! Wie sollte „Sie" denn auch sonst erfahren, wie gut man's mit ihr im Sinne hatte. Und nun war ihm der Jörg zuvorgekommen und saß da und triumphierte mit rotglühenden Ohren und schwimmenden Augen und schlug auf den Tisch und rief: „Ond wans a Bua wurd, no' gaits [1]) a graußmächtige Kindstauf, daß'r Älle z'sammelaufet!"

„Aber wanns e Mädle wurd, no goscht dur!" [2]) lachte der Schmied, daß ihm die Thränen in den Schelmenaugen standen, „hoscht jo älleweil g'sait, [3]) wann im Dorf a Mädle a'komme ischt, i dhät durgau, [4]) wann i Du wär!"

„Dua's [5]) et, Jörg", bat Jockele der Zimmerer, der auch schon gut eingefahren hatte, „Du wurscht doch dös arm Weibsbild et sitze lan!"

„O was schwätzest au, so e Katzwadle hot doch koi Herz", höhnte das Rösle aus dem Haufen an der Thür.

„Sel [6]) ischt verloge! i han au a Herz!" stürmte Jörg dagegen.

„G'hät, g'hät! [7]) Du hosch jo nemme, Du hosch ja verlaure!" [8]) rief der Schmied.

„An d' Gräfe!" fiel lachend ein Anderer ein.

Jörg sah sich verdutzt um. Er sollte kein Herz, keinen Mut mehr haben?

Wahr ist's, er fühlte sich nicht halb so sicher wie sonst, wenn ihn alle diese so anlachten. Er verstummte. Ihm kam so ein Gefühl, als sei heut er gehänselt worden. Er stand auf und machte sich Platz durch den Schwarm. Den Schmied, der sich ihm mit einem „schöne Grueß an sei Schätzle" in den Weg schob, warf er gegen die Küchenthür, daß sie krachte. Aber sein Ansehen war erschüttert, man lachte noch hinter ihm drein.

Nicht lange stand es an, da hatte auch Hans einen Brief an die „Zukünftige" fertig. Der Schulmeister, sein Nachbar, trat bei ihm ein, grad wie er am Schreiben war und warf einen Gewohnheitsblick auf die großen steifen Buchstaben, die ihm noch von der Schule her recht bekannt waren. Hans schob sein Kunstwerk schmunzelnd dem Alten hin. „So so, Ihr schreibt gar an die Gräfin?" fragte der Lehrer. „Se wurd jo bald g'heiret, so Sache mueß mer doch schriftlich a'mache," erwiderte Hans, sich gewaltig dehnend. Der Schulmeister las mit steigender Verwunderung:

„Ein schöne Gruß vom Hannes Katzwadel an de jung Gräfe von Rechberg, wo dozumol ame Bächle naguckt hat. Und weils bestimmt ischt ond das Zigeunerweib us der Hand prophezeit hat, daß i de jung Gräfe heirate soll, so soll Sie's gut han, und i tränk wirklich [1]) nämme vill, Se werde z'friede sei. Z'schaffe braucht Se nie nex, nu de Küh melke, ich woiß au was sich für so e Frau schickt wo nex g'lernt hat, fileicht Äpfel ond Birnschnitz dörre. Aber selber uf de Wochemarkt z'bringe braucht se's net. 's Klohse Ludwig sei Annebäbel dhuts ällemol mitnemme, 's wär mer scho recht wannse da Krautgarde [2]) in Obacht nehme dhät, auch Käs mache mer häbe älleweil en gute Käs g'hätt so lang mei Mutter selig g'lebt hat. I ben schau zwoimal uf de B'schet [3]) g'wä in Donsdorf ond Sni [4]) ond de Küh häut mer rächt gut g'falle aber wann mer g'heiret send will I's b'sorge, der Michel der Farreknecht [5]) g'fällt mer et sel ischd a grobs lueder Jetzt seiet Ihr g'scheid und nemet Ihr de Jörg Katzwadel net dös ischd der älter der soll de Frau Dod [6]) nemme i bitt um an baldige bschoid ond empfiel mi ghorsamschd.

Hannes Katzwadel

Meierbauer zu Gingen an der Fils."

Der Schulmeister behielt seine Meinung für sich, brachte aber den Inhalt des Briefes unter die Leute. Derselbe ehrbare Lakai, welcher schon dem Jörg geholfen, übernahm gegen ein hohes Trinkgeld die Besorgung des Schreibens und amüsierte sich mit dem Zöschen über das wetteifernde Brüderpaar.

Als keine Antwort erfolgte, begab sich Jörg wiederum nach Donsdorf, um seinen Boten auszufragen. Er traf ihn nicht an, wanderte aber wie von ungefähr an den Zimmern der Gräfin vorbei und sah die Ahnungslose durch ein großes Balkonfenster auf dem Sopha sitzen, ein Buch in der Hand. Nachdenklich kehrte er heim und war den nächsten Tag vom Hause abwesend, nach Eßlingen gefahren. Einige sagten gar nach Stutt-

[1]) Giebt es. [2]) durch. [3]) gesagt. [4]) durchgehen. [5]) thu es nicht. [6]) das [7]) gehabt. [8]) verloren.

[1]) jetzt. [2]) Kohlfeld. [3]) Brautschau. [4]) Sie. [5]) Ochsenknecht. [6]) Tante.

gart. Der jüngere Bruder ging in großer Unruhe umher; sein Brief blieb ohne Antwort, und er konnte nicht erraten, was der Jörg Neues im Schilde führe.

Als die Schmiedsfrau am Abend desselben Tages vom Futterschneiden heimkam, begegnete ihr Jörg auf seinem Ochsenwagen. Eine große Anstalt, mit Papier und Stricken umbunden, wakkelte sachte auf dem Wagen auf und ab. Die Frau lief neugierig näher. Ein Windstoß riß eben einen Papierfetzen herunter, der nur locker gehangen. Am andern Morgen wußte es das ganze Dorf: der Jörg hatte ein Sopha angeschafft, schön dauerhaft mit glattem Roßhaar überzogen; die Gräfin sollte es sehr bequem bei ihm finden.

„Döscht[1] emol e rächter Protz!“ sagten die Nachbarn.

Hans war mit tiefverstörtem Gemüte nach Donsdorf gelaufen, um zu erfragen, ob denn sein Brief nicht besorgt worden sei. Johann zuckte die Achseln, er habe seine Schuldigkeit gethan.

Während dieses Gesprächs tönte aus den Zimmern der Gräfin eine feierliche Marschweise; Hans brach plötzlich ab und eilte davon: in seinen Kopf war es wie ein erleuchtender Blitz gefahren. Er war am nächsten Tag in Stuttgart und nach zwei weiteren Tagen machte sich ganz Gingen auf die Beine nach dem Bahnhof. Dort wurde nämlich ein mächtig großer Kasten abgeladen, der auf vier dünnen Beinen stand und als der Deckel halb zurückgeklappt wurde, zeigte das Ding schwarze und weiße Streifen, die sich hinabdrücken ließen, aber alsbald wieder aufsprangen; und jedesmal gab das Drücken einen Ton, „als wenn mer ane Glas oder e Häfele[2]) stoßt“ erzählte die aufgeregte Dorfjugend. Das erste Klavier war in Gingen erschienen, und nachmittags versuchte sich der Schulmeister und Kantor daran, ihm einen Choral zu entlocken. Klang es auch etwas matt und verstimmt, denn es war müde von vielem Gebrauch wie ein abgetriebener Droschkengaul, so horchte doch die Zuhörerschaft andächtig genug, und sein neuer Besitzer strahlte, als sei die Braut schon im Haus. Drüben aber, jenseit des Baches ballte Jemand die Fäuste und machte sich wütend daran, ein altes Mostfaß mit neuen Reifen zu beschlagen, um klapp, klapp, klapp die Musik zu übertäuben; und sein großer schwarzer Spitzer heulte dazu himmelan, als rufe er die ewige Gerechtigkeit zum Zeugen der ihnen Beiden widerfahrenen Unbill.

[1]) Das ist. [2]) Hafen, Topf.

Eine Zeitlang fühlte sich Hans als Sieger, und Jörg schlich fast wortlos an den Zäunen umher, so geduckt war er. Er konnte es zuletzt nicht mehr ertragen, er mußte zu dem Lakaien, dem Vertrauten, um sich Gewißheit zu holen, ob sein Bruder ihm denn wirklich den Rang abgelaufen habe. Danach aber ward seine sorgenvolle Miene wieder verwandelt; der ehrbare Johann hatte ihm der Wahrheit gemäß beteuert, daß der kostbare Musikkasten auf die Gnädige Gräfin keinen besondern Eindruck gemacht habe, so wenig wie die gepolsterte Ruhebank, welche er für sein schweres Geld ins Haus geschafft hatte.

Nun trat eine längere Unterbrechung in ihrem Liebeswerben ein, denn die Gräfin verreiste und nahm ihren Diener mit und die Zofe gleichfalls. Mehr denn je hatten sich die Katzwadle in der Geduld zu üben. Sie waren zu einem stummen simulierenden Wesen gekommen, nagten in störrischer Verbissenheit an der harten Nuß, die sie nicht knacken konnten, und vernachlässigten darüber ihre Äcker und ihr Vieh, daß ihre Umstände das Gespräch des Dorfes wurden. Sie mußten zuletzt anfangen zu verkaufen, und als der fressende Schaden erst einmal darin war, ging es schnell mit der innern Zerrüttung.

Die Gräfin kehrte zurück, aber ohne den Diener. Es war eine schlimme Stunde, als die betrogenen Zwillingsbrüder erfuhren, daß der ehrbare Johann sich allerlei Unrechtfertigkeiten hatte zu schulden kommen lassen und dieserhalb von der Gräfin entlassen worden war. Wie stand es nun mit den Briefen, mit den Botschaften? Jörg suchte unruhig die Zofe auf, die er manchmal in Gesellschaft des Weggejagten gesehen hatte und die sich nun zu dem neuen Diener hielt. Mit furchtsamem Gekicher über Jörgs drohende Mienen gab sie lauter ausweichenden Bescheid, bis sie sich zuletzt in der Angst vor seinem zornigen lauten Reden, das jeden Augenblick das Ohr der Gräfin erreichen konnte, zur ferneren Vermittlerin anbot. Jörg hatte alle seine frühere Vorsicht, seine mißtrauische Klugheit verloren.. Er war froh, nur wieder eine Handhabe zu finden, an der er das Ding angreifen konnte. Es überkam ihn wieder der prahlerische Dusel, und einige Tage später zeigte er im Wirtshaus den augenaufreißenden Stammgästen eine große goldene Broche in Form eines nägelbeschlagenen Hufeisens, wie es dem bäuerlichen Geschmacke ein Prachtstück dünkt und das er „seiner Gräfin“ schenken wollte.

„Du bischt doch a saumäßig G'scheiter,“ sagte

der Schmied in bewunderndem Ton, „Du werschst mit eme Hufoise nach eme Grafeschloß! Werscht au woll dei Gäul mit Gold b'schlage lau, wann Du airscht[1]) de Herre bischt in Donsdorf."

Jörg sah ihn durchdringend an, aber der Schmied verzog keine Miene, nur hinter ihm hüstelte man. Schnell wandte Jörg den Kopf, da war wieder alles still. Er knurrte etwas von: „Neidhämmel älle mitenand," und ging hinaus.

Die Zofe empfing das gewichtige Schmuckstück, bald darauf aber ein zweites vom Hans, der mit einer guten Spürnase begabt, wenn auch arm an eigener Erfindung, eine goldene Kette mit einem Anhänger herbeibrachte, um wie gewöhnlich seinen Bruder zu übertrumpfen. Es kam weder Dank noch Antwort. Wieder wurden Briefe geschrieben. — Jörg ging in seinem Ärger so weit, sein goldnes Hufeisen zurückzuverlangen, oder aber endlich ein Eheversprechen zu bekommen Er war es satt, sich länger nasführen zu lassen, er mußte einmal ordentlich mit ihr reden. Fast atemlos kam er in dem gräflichen Garten an, und prallte an einer scharfen Biegung fast zusammen mit — der Gräfin, die in einem Buche lesend schier unhörbar dahergewandelt war. Alles Blut schoß ihm zu Kopfe, er vergaß sogar, die Mütze zu ziehen; so stand er in dem schmalen Wege, wie ein verkörpertes Ausrufungszeichen. Die Dame streifte ihn mit einem flüchtigen Blick; dann nahm sie ihr Kleid zusammen und wollte vorbeigehen. Das war der rechte Augenblick. Jörg drückte die Brust heraus, riß die Mütze vom Kopf und sagte mit einer Stimme, die wie das zusammengepreßte Gurgeln aus einer vollen Flasche klang: „I bitt g'horsamscht, hänt Se de Jongfer Rosine et g'sea?" Die Gräfin sah ihn einen Augenblick wie verwundert über die plötzliche Anrede an, dann zog ein leises Lächeln über ihr bleiches Gesicht, wie sie ihn so stehen sah, und sie sagte mit freundlich belehrendem Ton: „Die Rosine ist nicht mehr in meinem Dienst, wenn Er etwa mit ihr sollte zu schaffen gehabt haben, so ist mir's leid; die Person war unredlich" Vorüber war sie, und Jörg wußte nicht, ob ihm süß oder sauer geschehen. Sollte er ihr nicht nachlaufen und rufen: ich bin nämlich der Jörg Katzwadle! Aber über dem Besinnen war doch Zeit vergangen, er sah sie nicht mehr. Dafür tauchte in Sehweite der Hans auf. Er stapfte wütend an ihm vorbei, indem er ihm die Worte zuschleuderte: „De Rosine isch durgange und hot alles mitg'nomme!" Verständnislos, mit offenem Munde, glotzte Hans hinter ihm drein. Dem stand heute so wie so der Kopf unrecht auf den Schultern. Er hatte sein Haus zum Verkauf anmelden müssen, so verschuldet war er. Eine Weile blieb er noch zur Miete darin wohnen, dann aber zog er, zur großen Verwunderung der Gingener, wieder über den Bach und bei seinem Bruder ein, der ihm weniger feindlich war, seit er ihn nicht mehr als vollwichtigen Nebenbuhler anerkannte.

So wohnten die Zwei nun wieder im Elternhaus mit den reichen Kammerzen[1]) und dem getäfelten Wohnzimmer, und wenn sie sich auch noch immer auswichen, so gab es doch weder wüsten Hader, noch überhaupt irgend ein lautes Wort zwischen ihnen; sie waren über ihren Plänen und Enttäuschungen ein Paar ungefährlicher Simpel geworden. Jörg wurde wieder sparsam, aber nur, um jede größere Summe in irgend einem Schmuckstück anzulegen, Geschenke, von denen die fromme ernsthafte Dame von Rechberg so wenig etwas erfuhr, wie von allen früheren. Nach dem Betrug des Dieners und der Zofe wagte Jörg nicht, seine Schätze andern Händen anzuvertrauen, als denen, für die sie bestimmt waren, und so häufte er sie „vorläufig" in dem alten Tabakskasten seines Vaters auf, den er in einem sichern Versteck hielt. Wie eine Kugel, die einmal ins Rollen gekommen, so liefen seine Gedanken unaufhaltsam immer den gleichen Weg. Die des Bruders freilich auch, wie er eines Abends einsehen sollte.

Der schwüle Hochsommertag lag noch in den niedern Stuben, draußen ging schon der leichte Abendwind. Die Brüder waren beide in der Ernte gewesen, doch war der Hans bälder heimgegangen, denn sein Mostkrug war leer. Wie nun Jörg in den Öhrn tritt, hört er ein Klappern und Klopfen in der Stube, und wie er hineinfährt, will er fast zusammenbrechen, denn dort an der Fensterwand über der Holzbank ist eine Lücke in der Täfelung offen, und drunter auf der Bank sitzt sein Bruder, hält den Tabakskasten auf den Knieen und wühlt unter den Ketten und Spangen herum. Mit einem Knurrlaut ist der Jörg neben ihm und schlägt ihn auf

[1]) erst.

[1]) Weinspalier.

den Kopf, aber der Hans hat immer einen dicken Schädel gehabt; er läßt den Kasten nicht fahren, sondern sucht ihn umzuschütten und den Inhalt in seine Hosentaschen zu zwängen. Ein Faustschlag saust auf die dicken Finger, daß sie die Beute fallen lassen; die Schmucksachen rollen zu Boden, der Kasten hinterdrein, und darüber her stürzen sich die Brüder in wütendem Ringen, unachtend, daß ihre schweren Sohlen schon das Gold zerstampfen. Aber Jörg ist der Stärkere; er hat den Andern auf dem Boden, sein Knie auf seiner Brust, seine Finger an seiner Gurgel. „Witt[1]) Du jetzt Dei Fürwitz ufgebe? witt de Gräfe mir lau[2]) Du Lombedier?"[3]) schreit er ihn an. „Noi!" antwortet der Andere, ächzend, atemringend, während ihm die Adern an der Schläfe zu platzen drohen und die Augen aus den Höhlen quellen. Da holt Jörg zu einem furchtbaren Schlage aus: „no schtampf i Di en Grondserdsbode[4]) nei!" Plötzlich ruft es in der Thür: „Katzwadle hairet[5]) 'r lände? wißt Ihr's noch et? De Gräfe von Rechberg isch g'storbe! hairet[6]) wie d' Glocke ganget uf em Rechberg!" Der alte Schmied, krummbeinig und gebrechlich, steht neben den Zweien; unter dem wirren weißen Haar zwinkern die Augen neugierig und lebhaft wie vor Jahren: ‚Jo, wa hot's denn gäbe?" fragt er lauernd, mit einem Blick auf den Jörg, der sich langsam aufrichtet und ihn mit einem Gesicht anstarrt, als käme er aus der Mühle, so weiß ist es. Auch der Hans versuchte aufzustehen, indem er sich an die Bank anklammerte, und da saßen sie nun, die beiden Katzwadle, und schauten einander an und dann auf den Boden: „Jetzt ischt airscht nex," sagte Jörg dumpf und stieß mit dem Fuß nach dem leeren Kasten. „Aus isch," bestätigte der Schmied, schon wieder im Hinausgehen. „Se hot en Schlag kriegt."

Hans sagte nichts, er befühlte seinen Hals, an dem wohl einige blaue Mäler sein mochten; dann sah er stumpfsinnig zu, wie sein Bruder Licht machte, die zertretenen Schätze zusammenlas, sie samt dem zerbrochenen Kasten in ein Sacktuch band und das Ganze in das alte Versteck hinter die Täfelung schob, auch das Brett säuberlich wieder einsetzte. Draußen klangen noch immer die Glocken.

Die Katzwadle gingen am andern Tage einher, als sei ihnen der Kopf abgeschlagen, am dritten Tage spannte Jörg seinen Ochsenwagen an, um nach Donsdorf zu fahren und sich nach dem Begräbnis „seiner Gräfin", wie er sie immer noch nannte, zu erkundigen. Im letzten Augenblick, ohne weitere Verständigung, sprang Hans mit auf und blieb auch unangefochten sitzen. Am Bahnübergang ward grade die Schutzwehr niedergelassen Jörg aber, in der ziellosen Ungeduld und im zähen Eigensinn öffnet den Schlagbaum, sowie der Bahnwärter den Rücken gewandt hat und treibt seine Tiere vorwärts. Da braust der Schnellzug heran, und die Lokomotive schleudert das Gefährt so auf die Seite, daß alles zerschellt wird. Der Hans ward tot von den Schienen aufgelesen; Jörg lebte noch einige Tage; er hatte sich durch einen Sprung retten wollen, war aber tötlich verletzt worden.

Er bat, der Pfarrer möge zu ihm kommen, und als der ehrwürdige Mann erschien, teilte er ihm mit, daß er gewillt sei, seinen letzten Willen aufzusetzen, so zwar, daß sein Haus und Gut verkauft und zu Baargeld gemacht werden solle; von der Summe aber wolle er in die Kirche eine Glocke stiften, sich und seinem Bruder zum Gedächtnis, die solle nach der Gräfin von Rechberg „Agathe" getauft werden. Die goldenen Schmucksachen aber in dem Versteck hinter der Wand sollten beim Gusse mit eingeschmolzen werden. Darauf runzelte der Pfarrer die Stirn und sagte: „Ihr habt samt Euerem Bruder Gut, Glauben und Verstand über dieser hoffärtigen Narretei verloren und ein unnütz, thöricht, bös Leben geführt. Es ist somit genug des schlimmen Beispiels. Sorget, daß Ihr in Euerer Todesstunde Euch zu dem wendet, der nicht zu Schanden werden läßt, und laßt uns die neue Glocke, die wir übrigens für unser Gotteshaus dankbar annehmen, „Die himmlische Barmherzigkeit" taufen, welche Ihr gewiß hoch nötig habt" Seufzend fügte sich der Testator; gab auch zu, daß das Klavier nicht mit verkauft werde, sondern in die Schule wandre zur Begleitung des Gesangunterrichts. Mit dem Nachlaß aber wurde wirklich verfahren, wie er gewollt, und wenn die volle helle Metallstimme durch das grüne Bergthal tönt, dann heißt es: „Sie waren doch net so gar arg, de Katzwadle, — se haben uns die gut Glocke gestiftet, — horch wie sie klingt! wie vom Himmelreich! Ja, ja, das ist die himmlische Barmherzigkeit!"

[1]) willst [2]) lassen. [3]) Lump. [4]) Verstärkung von Erdboden. [5]) hört [6]) hört.



Die kleine Odyssee.

Eine Seegeschichte von Heinrich Kruse.

(Fortsetzung.)

Freilich, was wertvoll war, das war auf die Schiffe geladen.
Aber es zeigten die Troer, erfreut von der glücklichen Wendung,
Hier auf die Stätte, wo einst das Gezelt der Peliden gestanden,
Dort auf Patroclus Grab, das nun auch barg den Peliden,
Beider Asche vermengt in der prächtigen goldenen Urne.
Und dort war's, dort brannte das Schiff von Protesilaus,
Das mit der Fackel entzündet der helmumflatterte Hector.
Aber das riesige Roß ward doch vor allem bewundert,
Während man staunend sich fragte: „Wozu? Was soll das bedeuten?“
Doch da Jedem bekannt, daß heilig das Roß dem Poseidon,
Deuten es Alle dahin, daß die Griechen sich glückliche Meerfahrt
Wollen verschaffen mit ihm von dem Erdumgürter Poseidon,
Durch ein Weihegeschenk, desgleichen noch nimmer gesehn ward.
Während die Scharen noch stehn vor dem Wunder und laut es besprechen,
Wird ein Grieche gebracht, auf dem Rücken die Hände gebunden,
Welchen die Hirten versteckt auffanden im Sumpf und im Röhricht,
Ganz entstellt von Schlamm und: „Tötet ihn! Nieder!“ so schallt es
Unter den Troern bereits. Sie haßten den griechischen Flüchtling,
Seine gesamte Nation, die unheilsvolle für Troja,
Und sie schritten mit großem Geschrei zum Verhör des Verräters,
Der, mißhandelt bereits und den Tod vor Augen, so klagte:
„Sinon heiß' ich und bin, ich muß es gestehen, ein Grieche.
Ist das genug, um mich zu verdammen, so nehmt mir das Leben.
Kaum entgangen dem Tod von den Händen der Landesgenossen,
Werd' ich jetzt auch bei Euch, Ihr Troer, bedroht vom Verderben.“
Dies Wort änderte plötzlich die Stimmung der lärmenden Menge.
„Sage, was ist es mit Dir? Was hast Du verbrochen?“ — „O gar nichts.
Ich bin dürftig geboren, allein von redlichen Eltern
Und Palamedes verwandt. Ich folgte vor Troja dem Fürsten,
Unter den Menschen berühmt durch Erfindungen, Tugend und Weisheit.
Längst schon hatt' er den Griechen geraten, nach Hause zu kehren,
Denn niemals wär's ihnen beschieden vom Ordner der Welt, Zeus,
Daß sie Pergamus schön ummauerte Veste zerstörten.
Darum war er Odysseus verhaßt, der durch listige Ränke
Wußte dem Palamedes den Untergang zu bereiten.
Durch ein lärmendes Volksgericht ward Jener verurteilt,
Und sie steinigten ihn, der ein besseres Schicksal verdiente.
Da ich für Palamedes gezeugt und ihn eifrig verteidigt,
Lud ich Odysseus Haß auf mich und die lauernde Rache.
Als zur Abfahrt fertig die Flotte der Griechen sich machte,
Sieh, da verkündete Calchas, der Priester, der stets mit Odysseus
Heimlichkeit pflegt — sie sind zwei Vögel vom selben Gefieder —
Gleich wie in Aulis die Flotte, bevor absegeln sie konnte,
Durch ein blutiges Opfer versöhnte die zürnenden Götter,
Müßt' auch, ehe sie jetzt absegelten, bluten ein Opfer.
Jeglichem klopfte das Herz im Heer, ob das Los ihn nicht treffe,
Und so fühlten sich Alle befreit, als der listige Calchas

Lange sich sträubend zum Schein, den Namen des Opfers zu nennen,
Endlich den meinigen sich entreißen ließ. Und ich sah mich
Plötzlich ergriffen und fort in den Kerker geschleppt, um am Altar
Morgen als Opfer zu bluten, bevor absegeln die Schiffe.
Aber ich sprengte die Bande des Nachts und verbarg mich im Schilfe,
Hungernd und frierend, mir schien, als ende die schreckliche Nacht nicht.
Und so fanden die Hirten mich denn und mir wurden die Arme
Wieder von Neuem geschnürt und ich ward blutrünstig geschunden —"
Hier ward Sinons Stimme erstickt durch strömende Thränen.
Priamus war darüber hinzugekommen; voll Mitleid
Ließ er den schlauen Betrüger erlösen von seiner Bestrickung.
Ließ ihn baden und ihn mit Trank erquicken und Speise,
Ehe der gütige Greis ihn weiter befragte: „Nun, Sinon,
Sage mir jetzt, was bedeutet das Roß? Ist das Pferd von den Griechen
Gott Poseidon geweiht, daß günstige Fahrt er verleihe?"
„Ja! So ist es! Ein Weihegeschenk für den wilden Poseidon,
Und sie beteten viel, daß er nicht auf der Fahrt sie verderbe,
Sondern mit günstigem Wind sie geleite zum Lande der Väter."
„Warum aber so riesig? Ein Ungetüm, niemals gesehen?"
Sinon schwieg, als kämpften in ihm zwei streitende Seelen,
Doch dann sprach er entschlossen: „O Priamus, mildester König,
Siehe, Du hast mich gemacht zu der Deinigen Einem. Ich will nicht,
Kann nicht Grieche mehr sein, drum verrat' ich Dir jetzt ihr Geheimnis:
Calchas verkündigte ihnen, der Seher, sobald die Trojaner
Zögen das Roß in die Stadt, so würden der himmlischen Gunst sie
Ziehen auf Troja herab. Um dies zu verwehren den Feinden,
Müßten sie bauen ein Roß, so riesig, daß nicht durch die Thore
Trojas ginge das Werk und es steh'n hier bleib' an dem Strande,
Bis sie glücklich die Heimat erreicht. So redete Calchas."
„O, wenn Segen und Heil abhängt von des Rosses Besitze,"
Meinten da Einige schon, „so könnten wir doch wohl versuchen,
Jenen gezimmerten Berg in die Stadt zu versetzen." Da rannte
Aber ein Priester herbei, der eben mit Opfer beschäftigt.
Zornig kam er gelaufen und rief: „Was wollt Ihr beginnen?
Wie? Ihr wollt ein Geschenk annehmen aus griechischen Händen?
Lug und Trug ist Alles ja nur bei dem listigen Volke,
Irgend ein Unheil birgt dies Ungeheuer im Schoße.
Auf, legt Feuer daran! Wo nicht, in die Flut mit dem Untier!
Ja, ich fürchte die Griechen, auch wenn sie Geschenke uns bringen."
Und so reißt er den Speer aus den Händen des Nächsten und stößt ihn
Rasch mit des Zornes Gewalt in die Lende des hölzernen Pferdes,
So daß leise die Waffen im Bauch anstoßend erklirren,
Niemand achtete drauf bei solcher Erregung der Geister,
Sonst war Troja gerettet. Schon stritt und zankte die Menge,
Als ganz plötzlich verstummte der Lärm. Es begab sich ein Wunder!
Siehe von Tenedos her kam über die silbernen Wellen
Dunkel ein schreckliches Paar von riesigen Schlangen gezogen,
Hinter sich schleifend den Schweif in gräßlichen Ringeln, die Hälse
Steil in die Höhe gereckt mit blutigem Kamme: so rauschen
Sie mit feurigem Aug' und züngelnd im offenen Rachen
Gierig nach Nahrung, ans Land und kriechen gebäumt durch die Menge,
Welche von Furcht entseelt zur Rechten und Linken hinwegflieht.
Grad auf den Altar zu, wo der Priester geschmückt mit der Binde,
Wiedergekehrt, sein Opfer vollendet, bedient von den Söhnen.
Hat ein Sterblicher schon Laokoons Qualen empfunden?
Seht, die entsetzlichen Schlangen umfassen die zitternden Knaben,
Beißen hinein in den blühenden Leib und stillen die erste

Wut des Hungers am Blut von Laokoons jammernden Söhnen.
Als ihr Vater entsetzt zum Beistand eilet, ergreifen
Schon Laokoon selber, den unglückseligen Vater,
Beide Drachen gesellt, umschnüren den Nacken ihm doppelt
Und umstricken zugleich ihm Brust und Hüften. Er will sich
Ihrer erwehren, doch kann er schon nicht mehr regen die Arme
Oder bewegen das Bein, sein Körper erstarrte zur Säule.
Als er zu schreien versucht, so sind ihm die Brust und die Rippen
Fest zusammengepreßt, so daß ihm der Atem versaget,
Und sein edles Gesicht, von Schmerzen verzerret, allein sagt
Gegen den Himmel gewandt, von den trostlosen Qualen der Seele.
Und schon liegen entseelt am Altar mit dem Vater die Söhne,
Während die Schlangen verschwinden im Heiligtume des Tempels.
„Das ist ein Zeichen von Gott! Das ist Laokoons Strafe,
Weil er das Weihegeschenk vor den Augen des Volkes verunglimpft."
Jetzt, da die stockenden Herzen von Neuem zu schlagen beginnen,
Jetzt ist alles entschlossen, das Roß nicht draußen zu lassen,
Sondern die Stadt in Besitz des verheißenen Glückes zu sehen.
Einige rollten das riesige Roß heran zu der Mauer,
Andere reißen die Mauer schon ein, damit durch die Lücke
Rolle das Göttergeschenk in die Stadt, die auf ewig beglückte.
Wer nur berühret den Strang, woran man das hölzerne Pferd zieht,
Fühlt sich entzückt; es begleiten mit heiligen Liedern die Knaben
Und Jungfrauen die Last, die verehrte. Zwar stockt' an der Schwelle
Dreimal das Roß mit gewaltigem Ruck, daß wieder die Waffen
Klirren, doch Niemand merket darauf, so sind sie verblendet
Und Cassandras Stimme verhallt, wie immer vergebens.

„Wer ist," fragte der Koch und unterbrach die Erzählung,
Wer ist Cass— Wie sagtest Du doch? Ein närrischer Name,
Fast wie Kasserolle."

Cassandra, sagt' ich.

„Cassandra,"

Nahm Fritz Runge das Wort, „war die Tochter des Königs von Troja
Mit wahrsagendem Geist, die stets weissagte das Unglück,
Trojas Fall und so weiter, allein sie wurde verspottet,
Denn man glaubte ihr nicht. So gehts den gescheitesten Leuten.
Mir selbst ist es geschehn, daß ich Unglücksfälle voraussah,
Aber man glaubte mir nicht. Und es kam doch stets, wie ich sagte.
Gebt Acht, sagt' ich, als kaum erst Spicherens Höhe gestürmt war,
Gebt Acht, sagt' ich sogleich, wir stürmen nun auch den Montmartre,
— Ist ein Berg bei Paris — soviel als: „Paris wird genommen,"
Und ich wette darauf, daß nächstens Napoleon futsch ist!
Traf es nicht wunderbar ein? Auch sagt' ich am Tag, eh' der Kaiser
Alexander so jämmerlich ward an der Newa ermordet,
Gebt Acht! sagt' ich, es nimmt mit ihm kein glückliches Ende
Denn er ist viel zu gut, das Nihilistengesindel zu boshaft."

Ja, da haben Sie recht, Herr Runge, wie stets! Die Nihilisten
Sind ein schlechtes Gesindel, drum nennt man sie auch nach dem Nile,
Maßen es wimmelt im Nile von Krokodilen und Schlangen.
Und so wollt' ich denn weiter von Troja berichten, doch hatte
Lange nicht Proben genug von seinem prophetischen Geiste
Uns Fritz Runge gegeben und wußte davon nicht zu enden.
„Prischen gefällig?" so sagt' ich zu ihm, hinhaltend die Dose.
Und kaum hatt' er die Nase versorgt, so niest' er und nieste.
Gottlob; denn sonst hätt' er noch lange gestört die Erzählung.

Und so fuhr ich denn fort:

Cassandra warnte vergebens.
Eher nicht ruhte das Volk, bis das Roß sie mühsam nach oben
Hatten geschleppt auf die Burg und nach dem Palaste. Die Nacht kam,
Wo es bestimmt vom Geschick, daß die heilige Ilios falle.
Wieder zurück von Tenedos kamen die Schiffe der Griechen
Unter dem Schatten der Nacht, und Sinon gab von der Mauer
Ihnen mit Feuer das Zeichen, daß alles nach Wunsche geglückt sei.
Als nun der Jubel verstummt in Trojas Hallen und Alles
War vom Wein und vom Schlafe bezwungen, da ward es im Rosse
Rege; sie öffnen das Pförtchen, die eingeschlossenen Helden
Und Diomedes zuerst, Odysseus und alle die Andern
Auch Epeus zuletzt, der Erbauer des hölzernen Rosses,
Ließen am Strick sich herab inmitten der Burg. Und die Griechen
Strömten indes schon herbei von den Schiffen und fanden die Thore
Übel bewacht und das Skaeische schon von den Ihren geöffnet,
Drangen hinein und nun ist das Ende gekommen von Troja —
Und von meiner Erzählung zugleich, da ich müd' wie ein Hund bin,
Und ich habe die Nacht noch Backbordwache zu halten.

Abenteuer des Odysseus.

Also erzählt' ich dem Volke des Schiffs vom trojanischen Kriege.
Wenn mir erblaßt die Erinnerung war an Homer, so ersann ich
Eins und das Andere selbst und flickte das Ganze zusammen,
Wie ich es eben vermochte, der letzte von allen Rhapsoden.
Als am folgenden Tage die Dämmerung wieder herankam,
Fand sich Jeder am Platz, um meiner Erzählung zu lauschen.

„Heinrich, Du wolltest ja nach dem trojanischen Kriege berichten
Über die Abenteuer zu Wasser und Land des Odysseus."

Freilich! Odysseus war ein vielerfahrener Seemann,
Der so gut wie wir selber die Tücken des Meeres erprobte,
Darum wird er denn auch mit der Schiffermütze gebildet.
Zehn Jahr hatt' er gestritten um Ilion; aber es währte
Noch zehn andere Jahre, bis daß er die Heimat erreichte.
Priamus heilige Stadt war in rauchende Trümmer gesunken
Und die Eroberer brachten die Beute zum Ufer des Meeres.
Wie ein geschäftiges Volk Ameisen, die mächtige Haufen
Sich im Walde getürmt aus Fichtennadeln, in langen
Reihn lastweise sich schleppen mit Körnern und allerlei Vorrat,
Also zogen die Griechen zum Strand' mit dem Raube von Troja;
Priamus Königsschatz ward auch auf die Schiffe geladen —

„Oho!" rief Fritz Runge. „Wir wollen das lieber so schroff doch
Nicht hinstellen. O nein! Das wissen wir besser durch Schliemann."
„Schliemann? Schliemann?" fragten die Leute. „Wer war das?"

Da hatte

Denn Fritz Runge die beste Gelegenheit, uns zu beweisen,
Daß er voraus uns sei in Bildung und Lesen der Blätter.
„Schliemann," sagt' er uns, „hatt' ein Vermögen erworben als Kaufmann,
Und nachdem er ins Trockne gebracht sein Schäfchen, so reist er
Viel umher in der Welt in Asien, und in Europa,
Und gräbt aus. So ist er denn auch auf dem Hügel gewesen,

Wo einst Troja stand. Jetzt weiden da Ziegen und Schafe,
Böcke bekämpfen sich dort, anrennend die Köpfe, wo einstmal
Hektor gekämpft mit Achill. Er hatte den einzigen Glücksfall,
Aufzufinden den Schatz von König Priamus weiland.
Goldene Schalen und Schmuck und Trinkgefäße und Vasen,
Alles das fand sich noch heut' in der nämlichen eisernen Kiste."

„Ei, wie konnte der Schatz denn entgehen der griechischen Habsucht?"
Wandt' ich bescheidentlich ein.
Er entgegnete, sicher wie immer:
„O, nichts leichter als das! Denn Priamus wurde so plötzlich
Bei der Erob'rung erschlagen, er hatte nicht Zeit zu verraten,
Wo er versteckte den Schatz. So ist er vergessen geblieben,
Bis ihn die Wünschelrute von Schliemann glücklich gefunden.
Und jetzt steht der Schatz in Berlin, wo ich selbst ihn gesehen."

Wie, Herr Runge? Sie glauben im Ernst an alle die Dinge?
Dazu, däucht mir, gehört ein Glaube, so groß und noch größer
Als das trojanische Pferd. Wer's glaubt, der bezahlet 'nen Thaler.
Sei's wie's wolle, so haben die Griechen doch Troja geplündert
Und das Geraubte geschleppt in ihre geräumigen Schiffe.
Darauf zogen sie ab, zur eigenen Heimat ein Jeder,
Doch viel hatten sie noch auf dem stürmischen Meere zu dulden,
Ajax litt Schiffbruch und rettete sich auf die Klippen,
Doch der gyräische Fels ward von Neptunus zerschmettert
Und mit dem Felsen zugleich Ajax in die Tiefe geschleudert.

„Nämlich Poseidon war, wie die Römer ihn nannten, Neptunus",
Schallete hier Fritz Runge mir ein.
Claus Babbe, er nickte
Freundlich dazu mit dem Kopf. „Neptunus, Kapitän Aden",
Also bemerkt' er bestätigend, „führt' am Bug als Gallione
Vorn so 'nen bärtigen Kerl mit einem gewaltigen Dreizack."

„Damit beherrscht er die Wogen als Gottheit des Meeres."
„Natürlich!"
Sprach Claus Babbe, „und kommt noch heut' aus dem Meere gestiegen,
Wenn ein Schiff passieret die Linie, wissen wir Alle."

Ich, nach diesem gelehrten Gespräch, fuhr fort zu erzählen:
Selber die Helden, die glücklich die Heimat wieder erreichten,
Fanden, aus Ufer gestiegen, in anderem Stande die Dinge
Als damals, wo sie zogen ins Feld, den Atriden zu rächen.
Klytämnestra, ein heftiges Weib, voll Stolz und Begierden,
Grollte dem hohen Gemahl seit Iphigeniens Opfer,
Und sie lebte vertraut mit dem buhlerischen Aegisthus.
Beide berieten den Mord Agamemnons gleich nach der Landung.
Als sich der König zu Tisch im eigenen Hause zum ersten
Mal nach unendlicher Zeit hinsetzte, vor Freude gesprächig,
Schlugen sie ihn mit dem Beil, wie den Ochsen man schlägt an der Krippe.
Aber Orestes entfloh, Agamemnons Sohn, noch ein Knabe,
Der, zum Jüngling gereift, heimkehrte zur hohen Mycene,
Um zu erschlagen das schuldige Paar und den Vater zu rächen.
Welch ein anderes Weib war Penelope, unsers Odysseus
Treue und liebende Gattin, Ikarius sittsame Tochter!
Als er nach Troja zog, war eben ihr Söhnchen geboren,
Telemach, und sie erzog es, ihm viel vom Vater erzählend.

Und wenn Thränen ihr füllten das Auge, des Gatten gedenkend,
Zieht sie den Knaben an sich, der in jeglichem Zug des Gesichtes
Glich dem verschwundenen Vater, und herzt ihn, und fühlt sich getröstet.
Als das Gerücht nun erscholl, daß Troja zerstört und die Griechen
Kehrten mit Beute beladen zurück, da hoffte und harrte
Auch Penelope täglich, den lieben Gemahl zu begrüßen.
Aber die Wochen verstrichen und Monde und Jahre: er kam nicht.
Schon fing manch ein dürftiges Weib zu betrauern den Mann an,
Der mit Odysseus nach Troja zog, als sei er gestorben.
Und da die Kinder zu nähren und aufzuziehn ihr zu schwer ward,
Gab sie dem Manne Gehör, der sich um die Witwe bemühte.
Auch auf Ithakas Herrin, die schöne Penelope, fingen
Männer aus edlem Geschlecht nun an die Blicke zu lenken.
Und von der Insel ein Mann, nach dem Könige selber der reichste,
Wagt' es und warb um die Hand Penelopes; doch sie verschmäht' ihn.
Aber die stattliche Frau, die reich an Gehöften und Herden,
Reizte der Freier gar Manchen auf Ithaka oder dem Festland,
Auch von Same, Zakynthos, Dulichion, allen den Inseln,
Aber sie blickte die Männer nicht an und nicht ihr Besitztum,
Sondern sie sagte, sie wäre das treue Weib des Odysseus,
Welchem der Heimkehr Tag noch könnten die Götter verleihen.
Da nun die Zahl anwuchs der zurückgewiesenen Freier,
Wurde der Unmut laut und ergoß sich in kränkenden Reden.
Aber im siebenten Jahre versammelten sämtliche Freier
Sich in Odysseus Haus und verlangten von seiner Gemahlin,
Welche sie Witfrau nannten, aus ihnen den Gatten zu wählen,
Der an Odysseus Statt auf Ithaka führe das Szepter,
Denn längst ruhe sein bleiches Gebein im Schooße des Meeres,
Wenn es ein Spiel nicht sei von Ebb' und Flut an dem Strande.
Und nicht länger ertrage das Volk die Herrschaft des Weibes.
Aber sie weigerte sich, an den Tod des Gemahles zu glauben.
Darauf wurden sie Rates, die übermütigen Freier,
Nicht zu verlassen das Haus und dort Einlager zu halten,
Hundert Männer und mehr, und täglich zu zechen und schmausen,
Bis aus der Mitte der Männer Penelope Einen derselben,
Sei's Antinous oder Eurymachus, wählte zum Gatten.
Täglich trieben die Hirten des Königs die Rinder und Schweine,
Ziegen und Schafe zur Stadt zur Bewirtung der prassenden Freier,
Euryklea, die Schaffnerin, gab mit Kummer im Herzen
Wein und Brot und Speise dahin, stets mindernd den Vorrat.
Hatten die Freier am Mahl sich ergötzt und am Liede des Sängers,
Brachen sie auf aus dem Saal, sich im Vorhof lärmend mit Brettspiel
Oder mit anderem Zeitvertreib bis zur Nacht zu ergötzen,
Wo mit den zuchtlosen Mägden sie dann ihr Wesen noch trieben.
Seufzend ließ es die Herrin geschehn, denn es war nur ein schlanker
Knabe ihr Telemach noch; ihm fehlte die Kraft und das Ansehn,
Um aus dem Hause den Schwarm der schwelgenden Freier zu treiben.
So ward täglich das Haus und die Habe des edlen Odysseus
Aufgezehrt, indessen er selbst an fernen Gestaden
Abenteuer bestand und Gefahren und endlose Leiden.
Klein war Ithakas felsiges Reich und er hatte zur Flotte
Nur zwölf Schiffe geführt, jedoch von den Königen allen
War Odysseus geehrt, denn der mächtigste Herrscher auf Erden
Ist doch der Geist; es gehorchten im Rat dem Odysseus die Ersten.
Als er die Rhede verließ von Tenedos, waren die Schiffe
Alle mit Gütern gefüllt, so daß kaum Platz für die Rudrer,
Und so begann er die Fahrt frohmütig bei heiterem Himmel,

Doch er umwölkte sich bald und ehe die Sonne gesunken,
Lag auf den Wassern die finsterste Nacht. Mit Donnern und Blitzen
Brach ein furchtbares Wetter dann aus. Es zerstreute die Flotte,
Und zwei Schiffe verlor mit köstlichen Schätzen Odysseus.
Als zehn Schiffe, der Rest, sich wieder zusammengefunden,
Hatten die Richtung der Fahrt sie verloren. Sie hatten Euböa
Sich zum Ziele gesetzt, und waren verirrt und verschlagen,
Und sie flogen dahin, wie der Sturm, nicht sie selber, es wollte.
Als sie so neun Tage gekämpft mit dem Wind und den Wellen,
Stiegen am zehnten sie aus ans Gestad, um Wasser zu schöpfen.
Niemand kannte das Land, wohin sie verschlagen der Nordsturm,
Doch die Bewohner empfingen sie gut und gastlich; sie gaben
Ihnen vom Lotos zu essen, von welchem sie täglich sich nähren.
Eine gar köstliche Frucht, die lieblicher mundet als Honig,
Doch wer sie ißt, der begehret nicht mehr nach der Heimat zu kommen,
Sondern er wünschet sich nichts, als im Volke der Lotophagen
Lotos pflückend in Freuden und Ruh' auf immer zu bleiben.
Aber Odysseus trieb sie hinweg, die verweichlichten Leute,
Band im Schiffe sie fest an die Bank und zwang sie zu rudern,
Denn ein heilsamer Zwang ist oft für Menschen das Beste.
Und so fuhren sie hin und kamen ins Land der Cyklopen.
Das ist ein rohes Geschlecht, sie halten nicht Rat noch Versammlung.
Sondern sie leben ein Jeder allein, sich nicht kehrend an Andre,
Pflügen und Ackern und Pflanzen verschmähen die wilden Cyklopen,
Aber der Himmel ist mild und fruchtbar die Erde, sie bringet
Korn und Öl von selber hervor und rankende Reben
Voll großtraubiger Frucht. Sie kümmern sich nur um die Herden,
Aber sie bauen nicht Häuser noch Ställe, und leben in Grotten,
Wo sie das Vieh eintreiben am Abend.

„'ne faul'ere Wirtschaft"
Sprach Fritz Runge sich schüttelnd. „Und wenn ich mich richtig besinne,
Hatten sie nur ein Auge."
So ist's! ein Aug' auf der Stirne,
Groß und rund wie ein Kreis.
Da schwoll Fritz Runge bei dieser
Guten Gelegenheit wieder die philosophische Ader:
„Warum wir zwei Beine besitzen, das läßt sich begreifen,
Hätten wir bloß ein Bein, so könnten wir immer nur hüpfen
Und wir könnten nicht ordentlich geh'n, nicht tanzen und klettern,
Aber warum sind auch zwei Augen dem Menschen gegeben,
Da er mit Einem Auge so viel sieht als mit den beiden?
Dafür werden den Grund wir Sterblichen nimmer entdecken."

„O, ich kenne den Grund!" rief listig lächelnd der Bootsmann.

„Schämt Euch," rief da ergrimmt Fritz Runge, der leichte Matrose,
„Nehmt es nicht übel, Ihr habt da geredet beinah' wie ein Schafskopf,
Wenn Ihr glaubt zu ergründen die Tiefen der göttlichen Weisheit!"

„Bootsmann, lasset Euch nicht einschüchtern," so riefen wir Alle,
Unserm Claus, aufmunternd ihn, zu, „und wenn Ihr den Grund kennt,
Warum wir zwei Augen besitzen, so gebet ihn dreist an."

„Wenn wir das eine verlieren, behalten wir jetzt noch das andere!"
Sprach mein ehrlicher Claus und wir hielten die Seit' uns vor Lachen.
„Claus, Dein Grund ist gut! Fritz Runge, Du zogest den Kürzern!"

Doch nun wieder zurück zu Odysseus und den Cyklopen.
Dunkel bedeckte den Strand und die langanrollenden Wogen,
Als sie in sicherer Bucht sacht stießen ans sandige Ufer.
Da nun das Frührot leuchtete, sah'n sie das Ufer, an dem sie
Nächtlich gelandet; es war ein kleines bewachsenes Eiland,
Nur von wilden Ziegen bewohnt, die niemals durch Jäger
Wurden gestört und dreist anliefen die Menschen, als leichte
Beute der rasch von den Schiffen zur Jagd entnommenen Spieße.

„Frisches Fleisch thut gut, wenn man lang nichts hatte, als Schiffskost."
Warf ein Matrose dazwischen.
„Ja wohl!" so riefen sie Alle.

Jenseits aber zu schau'n war Trinakrias felsige Küste,
Sitz der Cyklopen, von Wäldern bedeckt, mit wallendem Rauche
Und sie vernahmen die Stimmen des Volks und der Schafe und Ziegen.
Und Odysseus beschloß, sich bekannt mit den Menschen zu machen.
Ob sie den Fremdlingen hold und ob sie die Götter verehrten.
Also stieg er aufs Schiff und es folgten, nachdem sie die Seile
Hatten gelöst, die Gefährten ihm nach und ergriffen die Ruder —

„Riemen!" verbesserte Claus.
Nun ja, so spricht man zu Lande.
Als sie landeten, lag ein hochaufsteigender Felsen
Hart am Strand, auf dem Gipfel von Lorbeerbäumen beschattet.
Eine gewaltige Grotte mit hohem Gewölbe und schmalem
Eingang zeigte sich ihnen, davor ein Hof, der mit Mauern
Aus Bruchsteinen umfaßt, wo nächtigen konnten die Herden.
Dort nun hauste ein Mann von Riesengestalt, der die Herden
Einsam pflegte zu weiden und nicht mit Menschen verkehrte.
Auch war menschliche Sitte ihm fremd, ein gottloses Scheusal,
Polyphemus genannt. Sie trafen den Mann nicht zu Hause,
Sondern er war mit den Herden am Morgen gezogen zur Bergtrift.
(Fortsetzung folgt.)

Heinrich von Holstein.

Als Heinrich, Herr von Holstein, bei König Eduard
In London aufgenommen und wohlgehalten ward,
So grämte das die stolzen Höflinge gar so sehr;
Sie dünkten sich alle reichlich dem Grafen gleich zu sein und mehr.

Der Holste sah sich umgeben von übergroßem Neid;
Manch Andrer hätte gefürchtet, es möchten ihm ein Leid
Zufügen all' die Feinde; doch unbewaffnet ging
Allmorgendlich Herr Heinrich spazieren in dem Schloßhofring.

Da ließen eines Tages die Höflinge haßerfüllt
In Freiheit einen Löwen; der blickt umher und brüllt.
Herr Heinrich kam gegangen; und als er den Leu geseh'n,
Da rief er ihm zu mit Würde: sei still und bleibe ruhig steh'n.

Der Löwe stand, und Heinrich nahm sich seinen Hut
Gelassen ab und setzte furchtlos wohlgemut
Ihn auf dem König der Tiere; der schaute gelassen d'rein
Und schien von dieser Kühnheit recht freundlich überrascht zu sein.

Da sprach der Graf den Feinden, die nahe waren, zu:
„Wer edler von Euch als ich bin, Ihr edlen Herren, der thu'
Gleich mir und nehme dem Löwen den Hut vom bemähnten Haupt" —
Allein es hat sich edler von Allen keiner mehr geglaubt.

Eugen Reichel.

„Nun ruht die Erde . . ."

Nun ruht die Erde, weit und breit,
In schneeig-weißem Gewande,
Es blickt der Mond in stummem Leid
Trüb lächelnd herab auf die Lande.

Es träumt der Wald vom holden Mai,
Und raunend erklingt's von den Zweigen;
Kein Laut sonst, keines Tieres Schrei,
In dem tief andächtigen Schweigen.

Auf meine Seele fällt's wie Schlaf,
Und schwinden fühl' ich die Ferne.
Euch, die vorhin mein Blick nur traf,
Euch bin ich nah, ihr Sterne.

Versunken im All, das All in mir,
O, könnt' ich ruhen, schlafen,
Die Welt vergessend, vergessen von ihr
So traumlos schlafen im Hafen!

K. Izerott.

Des toten Kindes Christbaum.

Aufflammen die Kerzen am Weihnachtsbaum,
Lichtwellen durchfluten das Dunkel —
Schnee deckt Dein Grab — den tiefen Traum
Durchdringt kein Lichtgefunkel.

Vom Thurm her wird die Freudenmär:
Christ ist geboren! verkündet —
Dir hat der Herr sein Sternenheer,
Den Christbaum am Himmel entzündet.

Georg Vogel.

Ein Mädchenlos.

Manch Röslein welkt am Wegessaume,
Nach dem kein Wandrer sich gebückt,
Und mancher Stern im Weltenraume
Hat nie ein Menschenaug' entzückt.

Sie war kein Stern und keine Rose,
Sie war ein armes Mädchen nur,
Doch schenkte Liebreiz ihr zum Lose,
Und Herzenssehnsucht die Natur.

Sie ließ sie blüh'n, wie auf der Heide
Die kleinen Blumen, hold und schlicht,
Ihr Lieben wurde ihr zum Leide,
Sie nahm das Leid und klagte nicht.

Du, dessen Hand dem Stern die Strahlen,
Der Rose Duft und Farbe lieh,
Und ihr des Herzens tiefste Qualen,
Warum, sag' an, erschufst Du sie?

Anna Klie.

Treue.

Nichts Schön'res auf der weiten Welt,
Als wenn ein Herz die Treue hält,
In Freuden wie in Leiden!
Wenn nicht Gefahr, nicht Kampf und Not,
Und nicht der Menschen Machtgebot
Das Herz vom Herzen scheiden.

Gleichwie die Welle stillbewegt
Des Himmels Bildnis mit sich trägt,
Muß Lieb' die Treue tragen.
Noch über Tod und Grab hinaus
Streckt sehnend sie die Arme aus
Und hört nicht auf zu klagen!

Anna Kumpf.

Die Buche.

Es steht eine Buche am Meißner Thor
D'rein sind zwei Herzen geschnitten,
Dort war's, wo ich meinen Schatz verlor,
Als ich in die Fremde geschritten.
Ihr könnt's an den Herzen lesen,
Wie weh uns Beiden gewesen.

Nun bin ich schon lang im fernen Land
Und hör' die Buchen rauschen
Und denke d'ran, wie sie bei mir stand,
Die letzten Grüße zu tauschen.
Die Zweige sagen's noch leise:
„Behüte Dich Gott auf der Reise!"

Martin Beck.

Weltlauf.

Viel Regentropfen fallen,
Viel' Ströme zieh'n zum Meer,
Seh'n nicht, wohin sie wallen,
Und fragen nicht, woher.

Viel' welke Blätter treiben
Dahin im feuchten Wind —
Was wird einst übrig bleiben,
Wenn meine Zeit verrinnt?

Ich muß mein Wegstück ziehen,
Gott weiß, wie weit's noch geht,
Indes von meinen Mühen
Ein Hauch die Spur verweht.

Edmund Wengraf.

Nach dem Sturm.

In langen Zügen atmet heut das Meer . . .
Es ist der Schlaf nach sturmbewegten Tagen.
Kein Windeshauch, nur Wellen träg und schwer
Die, müd' vom Kampfe, ernste Kunde sagen.

So schläft auch unser Herz, von bitterm Weh
Bis zur Erschöpfung grausam tief durchwühlet —
Doch wogt es fort — es ist die tote See,
Die nur die Trümmer an die Ufer spület.

Fritz Graf Messey de Bielle.

Ungedruckte Briefe von Goethe.

Mitgeteilt von Karl Emil Franzos.

II. (Schluß.)

Nach einer Schilderung des Belvedere fährt Deinhardstein fort:

„Von dort ging ich wieder zu Göthe. Ich fand bei ihm eine höchst gewählte Gesellschaft versammelt; unter ihnen Direktor Hofrat Meyer, ein Jugendfreund Göthes, Froriep und St. Schütze. Später kam auch Minister Schweizer. Göthe war ganz der muntere liebenswürdige Gesellschafter, für die kleinsten Bedürfnisse seiner Gäste Sorge tragend; nur zuweilen schaute er mit den leuchtenden Augen starr vor sich hin. Das Mahl war vortrefflich. Göthe war gekleidet wie gestern abends. Er sah besonders heiter und kräftig aus. Noch schimmert das frühere Schwarz durch das Silber seines sorglich geordneten Haares. Ich kam neben Frau v. Göthe, der einzigen Dame der Gesellschaft, und Direktor Meyer zu sitzen. Er ist einer der einfachsten Männer, die mir vorgekommen, dem der breite schweizerische Dialekt eine naive Eigentümlichkeit giebt. Seinem Äußeren nach hat er ein wahrhaft patriarchalisches Ansehen, und sieht mit dem schwarzen Käppchen, was er beständig trägt, ungefähr wie Wieland aus. Nach Tische, bei dem es ziemlich lebhaft hergegangen, ward mir vergönnt, mich durch längere Zeit mit Göthe unterhalten zu dürfen. Kaum konnte ich beim Fortgehen Abschied von dem Hause nehmen, das so eine weltgeschichtliche Bedeutung erhalten hat, wie Pindars Haus. Es ist geschmackvoll gebaut, hat acht hohe Fenster mit breiten braungelben Rahmen in der Fronte, drei auf jeder Seite in den Flügeln, und drei Thore, zu dessen mittelsten fünf breite steinerne Stufen führen.

Da es schon Abend geworden war, begab ich mich unmittelbar ins Theater, wo ich die Bekanntschaft des Herrn Intendanten, Hofmarschall Baron Spiegel machte. Die Empfindungen, als ich diesen Kunsttempel betrat, für welchen die Heroen unserer Litteratur, Göthe und Schiller, so thätig gewirkt hatten, dem Göthe so lange und so heilsam für die Kunst vorgestanden war, von dem so viel und so herrliches über Teutschland, ja über die Welt ausging, waren von einer Art, daß sie mich eine Zeitlang nicht auf das Stück achten ließen. Ich ließ mir alle Plätze zeigen, wo gewöhnlich Göthe, Schiller, Herder, Wieland saßen. — Das Theater ist nicht sehr groß, hat ein Parterre und zwei Gallerien; eine große Hofloge in der Mitte. Es ist geschmackvoll, aber sehr einfach verziert: der Bühnenraum ungewöhnlich groß. Dekorationen und dergl. sind sehr anständig. Die Kräfte einzelner Mitglieder sind bedeutend. Die Herren Durand, La Roche und Seidel müssen mit Auszeichnung genannt werden. Bedeutend schien mir eine Dame Lortzing zu sein. Sie ist meines Wissens wenig in der theatralischen Welt bekannt, dürfte aber, wenn sie einer leichten Hinneigung zur Sentimentalität nicht nachgiebt, bald und mit Recht einen ausgezeichneten Ruf sich erwerben. Jugend, ein empfehlendes sprechendes Äußeres, an dem ein besonders schönes Auge zu bemerken, und eine innige Tiefe des Gefühls zeichnen sie aus. Das Publikum des Theaters ist so fein und gesittet, so empfänglich und gerecht, daß jeder Kunstfreund den Wunsch fühlen und aussprechen muß: möchte jedes Theater-Publikum dem Weimarern gleichen. Im Theater besuchten mich noch der Herr geheime Rath Müller und Peucer, die mich bestimmen wollten, noch einen Tag in Weimar zu bleiben, da sie mir Freundliches zugedacht hätten. Ich hätte es auch herzlich gern gethan, wenn nicht ein so großes Stück Reise noch vor mir gelegen wäre.

Am andern Morgen fuhr ich des Frühesten zu dem herrlichen Häuschen bei Tiefurt an der Ilm, das Herder, Wieland, Schiller, Göthe empfing, und wo die Lokalität ist, welche manchem herrlichen Göthe'schen Gedichte, z. B. der Fischerin, zum Grunde liegt. Als ich nach dem neu in Weimar Aufblühenden fragte, nannte man mir die Kunstschule, einen Leseverein, der im Werden ist, und das Museum, welches durch Vereine älterer Sammlungen sich zu erheben und zu erweitern anfängt. Mit wirklich schwerem Herzen, welches mir in Weimar eben recht aufzugehen anfing, entfernte ich mich davon."*)

Das Buch nennt das Datum von Deinhardsteins Besuch nicht; einer Beistiftnotiz Deinhardsteins auf einem der Goethe-Briefe glaube ich entnehmen zu sollen, daß derselbe auf die Tage des 31. August und 1. September 1830 fiel. Unmittelbar nach seiner Rückkunft nach Wien erhielt Deinhardstein das nachstehende Schreiben Goethes:

Ew. Hochwohlgeb.

möge Gegenwärtiges, bey Ihrer frohen Rückkunft in die Kaiserstadt, freundlichst begrüßen, mit der Versicherung: daß Ihre Gegenwart in unserm Kreise ein Andenken zurückgelassen hat, welches mit dem Wunsche des Wiedersehns, und also auch fernerer wechselseitiger Theilnahme innigst verbunden ist.

Mit der fahrenden Post geht nunmehr die Rolle mit unsres werthen Hofrath Meyers kritischer Anzeige neuer und neuster Kupferstiche, mit historischer Einleitung, an Dieselben ab. Wir wünschen daß sie genügen möge. Sie zögerte etwas länger, weil die Absicht war sie nach allen Seiten hin mannigfaltig auszustatten.

Ew. Hochwohlgeb. Reise ist, wir hoffen, glücklich vollendet worden. Bey überall günstigem Empfang kann sie nicht anders als höchst angenehm und Ihren Absichten entsprechend vollbracht worden seyn.

Die in der Beilage entwickelte Angelegenheit darf ich nicht, wie ich überzeugt bin, weiter empfehlen. Ich werde sowohl am hohen Bundestage, als bey obern und untern Behörden das Nöthige vorstellen. Der Bücher Commissarius in Leipzig ist, wegen der Michaelismesse, davon schon unterrichtet und was die Kaiserl. Königl. Staaten belangt, so liegt solches am sichersten in Ew. Hochwohlgeb. Händen.

Dem aufrichtigsten Wunsche zu jenen Zwecken, welchen Ew. Hochwohlgeb. Reise gewidmet war,

*) A. a. O. S. 94—97.

auch fernerhin beytragen zu können, füge ich die Bitte hinzu mich höchsten Orts zu gnädigstem Andenken geziemend zu empfehlen.

Die glückliche Ankunft der abgesendeten Rolle mit Wenigem mir anzuzeigen ersuchend,

in vollkommenster Hochachtung

Ew. Hochwohlgeb.

Weimar
den 19. Septbr.
830.

ganz ergebenster
Diener
J. W. v. Goethe.

Die im Briefe erwähnte Einlage lautet:

Geneigtest zu gedenken.

In den Jahren 1825 u. 1826 erhielt ich von den sämmtlichen höchsten und hohen Gliedern des deutschen Bundes streng verfaßte Privilegien für die projectirte Ausgabe meiner Werke, deren letzte Lieferung nunmehr Michaelis, bisher unangefochten, erscheinen wird.

Nun aber theilt man mir einen Auszug mit aus einer Beylage des Hamburger Correspondenten, ohne jedoch die Nummer zu melden, worin folgendes verfaßt seyn soll:

„Einladung zur Subscription auf eine „schöne und wohlfeile Ausgabe von Goethe's „sämmtlichen Schriften. Des Hochgefeyerten „Werke, die früher unvollständig 80 Mk. „kosteten, erscheinen jetzt, um sie auch minder „Begüterten zugänglich zu machen, in einer „eleganten Taschenausgabe, der Band von „300 Seiten, sauber geheftet zu nur 1 Mk. „Vom 15 September an liefern wir wöchentlich „einen solchen Band, so daß die respect. „Correspondenten nach Verlauf von ohngefähr „16 Monaten im Besitz der sämmtlichen Werke „sind. Probe Exemplare liegen zur gefälligen „Ansicht bereit. Bestellungen erbitten bald

Schuberth und Niemeyer
in Hamburg u. Itzehoe."

Soviel zum Verständniß der, in dem Schreiben selbst befindlichen, auf diese Beylage sich beziehenden Stelle. **G.**

Daß mir Deinhardsteins Briefe nicht vorliegen, ist besonders im vorliegenden Falle sehr zu bedauern, da es mir nicht gelungen ist, anderweitig etwas über das Verhalten der österreichischen Regierung gegenüber der Hamburger Nachdrucks-Ausgabe zu erfahren. Da Goethe sich mit diesem Anliegen an Deinhardstein wendet, auch neuerdings die Bitte hinzufügt, ihn dem Kaiser Franz empfehlen zu wollen, so darf wohl mit Sicherheit darauf geschlossen werden, daß Deinhardstein auch mündlich die Rolle, welche er sich gleich in seinem ersten Briefe zugeschrieben, mit einigem Geschick weiter gespielt.

Das vorstehend mitgetheilte Schreiben Goethes ist das letzte, welches mir aus dem Nachlaß Deinhardsteins zugänglich geworden; einige kurze Billets aus dem Jahre 1831, welche sich noch in diesem Hefte des Nachlasses, als er in meinen Besitz überging, fanden, beziehen sich auf Goethes Verkehr mit dem Erzbischof Pyrker, und sind an Deinhardstein offenbar nur in seiner Eigenschaft als eifriger Autographen-Sammler gekommen. Sie sind inhaltlich unwesentlich, weshalb ich auch von ihrer Publikation an dieser Stelle, obgleich sie ungedruckt sind, absehe; hingegen behalte ich mir vor, gelegentlich noch in diesen Heften die Briefe einiger Getreuen Goethes an Deinhardstein, namentlich jene von Kanzler Müller, Heinrich Meyer und Oberkonsistorial-Direktor Peucer zu publizieren, welche viele interessante Notizen über Goethes letzte Lebensjahre, sowie die Redaktion seiner nachgelassenen Werke enthalten.

Litterarische Notizen.

— In freudiger Erregung haben wir dem Leser eine Mitteilung zu machen, welche ihn sicherlich mit denselben Empfindungen erfüllen wird, wie uns selbst. Während thörichte Leute behaupten, daß der deutschen Dichtung der Gegenwart wohl eine Reihe starker und schöner Talente beschieden sei, daß ihr aber ein Genie fehle, welches man als den Messias einer neuen Glanzepoche, als den Dichter der Gegenwart bezeichnen könnte, lebt uns seit lange ein solcher Gottbegnadeter, freilich nicht auf deutscher Erde, sondern im Ausland. Daß er der schmerzlich gesuchte „Dichter der Gegenwart" ist, wird fortab nicht mehr bezweifelt werden können, denn er beschränkt sich nicht etwa darauf, sich selbst so zu nennen, sondern legt gleichzeitig den vollgültigen Beweis dafür vor. Schlicht gewandet, völlig prunklos ist das in Gräfenhainichen gedruckte Büchlein, welches die neue Heilsbotschaft bringt. Aber war Nazareth größer als Gräfenhainichen, und darf man bei solchem Inhalt auf die Ausstattung sehen? „Dem Genie gegenüber," hat einmal Gutzkow in flammender Begeisterung geschrieben, „hat die Kritik lediglich die Aufgabe des Kammerdieners zu erfüllen, sie muß ihm die Thüre des litterarischen Salons öffnen und seinen Namen in die unaufmerksame Menge rufen; das übrige wird das Genie selbst besorgen." Darnach handeln wir Das Genie heißt Gustav Eckers und der Titel des Buches lautet: „Der Dichter der Gegenwart. Eine dem gegenwärtigen Standpunkt der Poesie, dem Streben nach Universalität in Form und Gehalt, entsprechende Auswahl der Gedichte von G. Eckers." Zu beziehen ist es durch den Verlag von A. Teubner in Berlin. Eckers' Botschaft ist bald verkündet; wir brauchen nur sein eigenes kurzes Vorwort zu zitieren. „Der Dichter der Gegenwart muß alle Entwicklungsstufen der deutschen Poesie umfassen, die sich nach dem Handbuch der poetischen Nationallitteratur der Deutschen von Haller bis auf die neueste Zeit, von Dr. Heinrich Kurtz so gruppieren: Die alte Zeit bis zum Jahre 1500 umfaßt die Entwicklung, Blüte und den Verfall des Minnegesanges. Die mittlere Zeit bis zum Jahre 1720 begreift die Bildung der neuhochdeutschen Sprache durch Luthers Bibelübersetzung" u. s. w. Wir haben nämlich den Raum nicht, um die Kapitel-Überschriften des Werkes von Kurz, welche Herr Eckers hier folgen läßt, gleichfalls abzudrucken; bemerkt sei nur der einzige Unterschied zwischen Kurtz und ihm: für das Drama wird uns ein einziger Name genannt: Eckers. Der Dichter der Gegenwart hat also in allen jenen Tonarten zu dichten, welche die deutschen Dichter von den ältesten Zeiten bis heute angeschlagen, und ebenso in allen Formen. Dahin ist das „Streben nach Universalität in Form und Gestalt" zu verstehen, und das gelingt Eckers auch auf 111 Seiten, und dabei so vollkommen, daß ihm schwerlich Jemand den Vorwurf machen wird, zu wenig geboten zu haben. Die Anordnung ist keine historische, sie geht nach den Formen. An der Spitze steht

natürlich die Lyrik, als deren erste Unterart das „gesellige Lied“ bezeichnet wird. Es werden uns zwei Muster dafür vorgeführt, das eine betitelt sich: „Die Gründung des Tierschutzvereins,“ das andere: „Den Frauen“, doch ist auch das letztere tierschutzfreundlich.

Dem geselligen Lied folgt das Naturlied, gleichfalls durch zwei Nummern repräsentiert. Dem ersten: „Der Fink“ seien mindestens die Schlußverse entnommen:

„Doch horch! da tönt es pinkpinkpink,
Und hüpft von Zweig zu Zweig gar flink.
Du machst zum Kind mich, kleiner Fink,
Dir sing' ich nach dein Pinkpinkpink.
Titi tütüli tüt a schitzkebier.
Klinglinglingling rrrr a nutschkelier.“

Die dritte Abart der deutschen Lyrik ist das „Liebeslied,“ die vierte „Leichtes französisches Lied,“ die fünfte „Bardengesang,“ die sechste „Kirchenlied,“ die siebente „die Ode.“ Wir sind leider durch den Raum verhindert, Proben zu geben, wir begnügen uns mit der Versicherung, noch nie solche Liebeslieder, Bardengesänge und Oden gelesen zu haben, wie sie den Leser hier erfreuen. Auch aus der achten Unterart, dem „Psalm,“ vermögen wir nur den einen Vers zu bieten:

„Warum toben die Bekenner des Talmud und Koran und lästern di. Heiden den Gesalbten des Herrn?“

Es ist das Recht des Dichters, Fragen aufzuwerfen, auf welche es keine Antwort giebt, auch für diese weiß uns selbst Eckers keinen Bescheid. Aber er ist noch mehr als ein Psalmendichter: Poëta vates sagt ein Wort des Altertums, und so wird es weiter nicht verwundern, daß hier als neunte Unterart der Lyrik die „Prophetie“ eingefügt und gleichfalls durch eine, sogar besonders schöne Nummer „Belial“ vertreten ist, welche freilich zu lang ist, um ganz wiedergegeben zu werden, während der Leser bei der Wiedergabe von bloßen Bruchstücken am Ende gar auf den Verdacht käme, daß wir ihm blühenden Unsinn vorsetzen. Unter den Gedichten, welche die zehnte Unterart, die „Elegie“ repräsentieren, sei insbesondere eines, „Der Sonntagmorgen“ deshalb hervorgehoben, weil es schätzbare Mitteilungen aus dem Privatleben des Dichters, welcher Kollegienrat in Riga ist, enthält. Er erzählt darin die Erbauung seines Hauses mit großer Offenheit:

„Fremdes Geld und Gottvertrau'n
Bot die Scholle Land“

und zwar scheinen diese beiden immerhin schätzbaren Dinge recht reichlich vorhanden gewesen zu sein, denn bald:

„An der Straße nur ein Stock,
Im Gehöfte zwei,
So erhob sich's Block für Block
Vor den Augen frei,“

und bot eine besonders hübsche Aussicht auf „die Natur“:

„Herbstlich, meistens gelb und grau,
Und im Winter weiß,
In dem Frühjahr wasserblau, —

Ein besonderer Schmuck dieses Hauses war ein Kunstwerk:

Er, des Vaters Nachbar, war
Maler Riegelsohn, —
Malte, da ich Farben rieb,
Mich von Kopf zu Leib.“

Der Dichter schildert dieses Kunstwerk mit stürmischer Begeisterung, welche uns jedoch als keineswegs übertrieben anmutet, da es sich hier nicht etwa um ein bloßes Gemälde, sondern um das Produkt zweier ad hoc vereinigten Schwesterkünste, der Skulptur und der Malerei, gehandelt zu haben scheint:

„Blaubejackt und rothbemützt, —
Freud' im Auge strahlt —
Ist das Bild aus Holz geschnitzt
Und in Öl gemalt.“

Leider besteht das Kunstwerk nicht mehr, denn als der Verfasser eines Tages von einem Besuch heimkehrte, entdeckte er, daß Riegelsohns Kunstwerk samt dem Hause abgebrannt sei. Aus einigen Andeutungen, die sich in andern Gedichten finden, können wir darauf schließen, daß das Haus versichert war; „das Bild aus Holz geschnitzt und in Öl gemalt“ hat sich freilich nicht wieder ersetzen lassen, weshalb das Gedicht auch eben eine Elegie ist. Als elfte Unterart lernen wir die „Dithyrambe,“ als zwölfte die „Hymne,“ als dreizehnte die „Heroide“ kennen. Am besten hat uns unter den Hymnen jene auf den „Erzengel Michael“ gefallen, obwohl sie nur ein Fragment aus einer größeren Dichtung ist, nämlich: „aus einem zum Jubiläum der Königlichen Societät zur Verhütung des Quälens der Tiere in London dargebrachten Festgedicht: „Der Chor im Himmel.““ Daran reihen sich noch allerlei „romantische“ Formen, die wir gar nicht mehr zählen können: die persische Vierzeile, das Ghasel, das Madrigal, das Sonett, das Triolett, die Glosse, ja sogar das Rätsel und die Charade fehlen nicht. Es ist Alles in Inhalt und Form so vortrefflich, wie man es eben bei dem Dichter der Gegenwart voraussetzen darf.

Die nächste Abteilung ist der epischen Poesie gewidmet. Daß unser Dichter gerade die Fabel an die Spitze derselben stellt, kann nur bei denen Widerspruch erregen, welche sich der Wahrheit verschließen, daß sich nicht das Genie nach der Ästhetik, sondern vielmehr die Ästhetik nach dem Genie zu richten habe. Nach Eckers giebt es zehn Arten von Fabeln, deren jede er nach irgend einem seiner geringeren Vorgänger benennt und durch ein Beispiel bedichtet, und zwar:

1. „Nach Lessing, von mäßigem Umfang“; 2. „nach Gellert, in behaglicher Breite“; 3. „nach Pfeffel, in epigrammatischer Kürze“; 4. „nach Hey, Lehre und Beispiel verschmolzen“; 5. „nach Herder, allegorisch“; 6. „nach Krummacher, parabolisch“; 7. „nach Schiller, ideell“; 8. „nach Goethe, ein Charakterbild“; 9. „nach Fröhlich, ein Naturbild“; 10. „nach Freilichrath, balladenartig“.

Auch darüber mögen wohl zünftige Ästhetiker den Kopf schütteln, wir unsrerseits wollen auch hier nur das Sprachrohr des Dichters sein und erlauben uns blos schüchtern die Bemerkung, daß der zuletzt zitierte Poet sich unseres Wissens mit dem g, nicht mit dem ch geschrieben hat: Freiligrath. Die Fabel, welche Eckers nach ihm benennt, die „balladenartige“ Fabel „Adlers Horst“, ist zugleich die schönste, während die Fabel Nummer 7 „nach Schiller, ideell“, „Pegasus im Joche“, zwar das den gleichen Stoff behandelnde gleichnamige Gedicht Schillers weit übertrifft, aber an zu großer Kürze leidet; es war dies wenigstens die einzige Einwendung, welche uns bei dem Vortrag des Gedichts in geselligem Kreise gemacht worden ist. Unter den sonstigen Gattungen der epischen Poesie, welche Eckers aufführt, hat uns das Beispiel für die Rhapsodie: „Fürst Metternich“ am besten gefallen; es schildert die entscheidende Unterredung, welche Metternich mit Napoleon im Jahre 1813 hatte, sehr eingehend. „Dreimal“, ruft Napoleon,

„Dreimal schenkt' ich den Thron dem Kaiser,
Anknüpfend der Verwandtschaft Band; —
„Wollt Krieg ihr, meine Macht zu mindern,
Erklärt ihn — und Oestreich ist mein!“

Metternich aber schweigt und —

„Beim Eifer des Gesprächs im Saal
Entfiel des Kaisers Hut zur Erde;
Der Fürst hob ihn nicht auf, empfahl
Sich schnell mit höflicher Geberde.“

Dies also ist ein Rhapsodie; wir gestehen offen, daß wir bisher etwas Anderes darunter verstanden haben. Aus der Rubrik „Dramatische Poesie“ entnehmen wir, daß Eckers der Stifter des Rigaer Dichtervereins ist und demselben zu seinem 25jährigen Jubiläum eine schwungvolle Dichtung gewidmet hat, welche in den Versen gipfelt: „Die Sterne müssen auf- und untergehn; der Dichterbund erstand und blieb bestehn“, sowie auch die Notiz, daß Eckers ein Drama „Tiresias“ geschrieben hat, „welches die gesamte Entwickelung der Ödipussage umfaßt.“ Dasselbe findet sich leider nicht mitgeteilt, wohl aber giebt uns Eckers eine kurze kritische Notiz hierüber, und da wir der Meinung sind, daß Niemand über sein Werk competenter urteilen kann, als ein echter Dichter selbst, so theilen wir Eckers Ansicht über sein Drama hier kurz mit. Der Stoff, führt er aus, sei vor ihm von Äschylos, Seneca, Corneille, Euripides, Racine, Schiller („die Braut von Messina“) Voltaire und Sophokles behandelt worden, doch sind alle diese Dichter, nach Eckers Meinung, in der Behandlung des Stoffes mehr oder minder unglücklich gewesen. Selbst

„König Ödipus“ von Sophokles, welchem Werke er noch am ehesten einen gewissen Wert zugestehen will, erregt nach seiner Ansicht gerade durch die „Präcision der Handlung den Zweifel, ob das Dargestellte sich hat wirklich begeben können.“ Eckers Drama hingegen, wir zitieren gleichfalls wörtlich, „vermeidet diese Klippe und die Ödipussage findet durch das Drama Tiresias erst ihre wahre Bedeutung und Vollendung.“ Die dritte Hauptabteilung: Didaktische Poesie, ist durch „Lehrgedichte“, „poetische Episteln“ und „Satiren“ repräsentiert. Ganz besonders interessiert hat uns dabei eine Erfindung, welche namentlich in un'ern Tagen eines so hoch gesteigerten wissenschaftlichen Strebens Nachahmung verdient. Es ist nämlich gleich störend, wenn sich die Poesie um die Wissenschaft gar nicht kümmert, als wenn sie die wissenschaftlichen Brocken in poetischer Form vorträgt. Eckers hat den Ausweg gefunden, wie beide prächtig neben einander bestehen können. Man urteile selbst:

„Das was dem Tiere gebricht, muß wieder die Pflanze ergänzen.
In das Geschöpf zieht ein, was zum Bestehn es bedarf.
1. Sauerstoff. 2. Kohlensäure.“

Wie man sieht, das Ei des Columbus! Man sagt, das Poetische in Versen und das Wissenschaftliche in Prosa.

Die vorletzte Abteilung des Buches führt das Epigramm vor. Wie groß die Dichterkraft ist, welche hier oft in zwei Zeilen einen tiefen originellen Gedanken auszuprägen weiß, möge nur ein Beispiel erweisen: „Epigramm auf ein Museum“

„Den bildenden Künsten
Die Bürger der Stadt“.

Die fünfte Abteilung ist dem Gnomon gewidmet. Es giebt, belehrt uns Eckers, siebzehn Arten von Gnomen, was zwar nicht zu ändern, aber zu bedauern ist, da sich irgend eine grade, runde Ziffer besser dem Gedächtnis eingeprägt hätte. Von diesen siebzehn Arten sind elf lyrisch, sechs didaktisch, und zwar die letzteren je nachdem sie „a) im Geist der Bramanen, b) im Geist der Parsen, c) im Geist der Hebräer, d) im Geist der Griechen, e) im Geist der Römer, und endlich f) im modernen Geist“ gedichtet sind. Ecker bedichtet alle diese siebzehn Unterarten gleich glücklich und reichlich. Am besten haben uns aber doch die Gnomen „im modernen Geist“ gefallen und unter diesen wieder das Gnomon „Diplomatisch,“ welche mit der Mahnung beginnt:

„Schweigen ist Gold, darum schweige;
Denn der Mensch bleibt unter der Zunge verborgen.“

Die lyrischen Gnomen zerfallen in elf Arten, je nachdem sie aus einer „ruhigen, aufgeregten, leidenschaftlichen, schwärmerischen, sentimentalen, naiven, frommen, elegischen, ironischen, satirischen oder witzigen“ Gemütsstimmung hervorgegangen sind. Als Muster sei das Gnomon mitgeteilt, welches die leidenschaftliche Gemütsstimmung verbildlicht:

„Gleichmut, der ist empörend,
Gleichmut, der wirkt zerstörend
Auf ein fühlendes Herz,
Das ist grausamer Schmerz!“

Die letzte Abteilung des Buches bilden die Xenien, und die letzte Xenie behandelt in Anknüpfung an Titel und Vorwort den Dichter Eckers selbst, sie lautet:

„Der Dichter der Gegenwart.
Steh' auf der Höhe der Zeit, übersieh die gesamte Entwickelung!
Heute verlangt sie von dir Universalpoesie.“

Wir haben hiermit gethan, was die Kritik in einem solchen Falle nach Gutzkows Vorschrift thun soll. „Das übrige wird das Genie selbst besorgen.“

— Ein guter alter Bekannter tritt in neuem Gewande vor uns hin, und gern geben wir ihm den Wunsch zu fernerer glücklichen Lebensfahrt mit auf den Weg. Theodor Mügges „Afraja“, der treffliche Roman, welcher nicht blos seiner Zeit die Frauen, sondern auch uns Männer in jungen Jahren durch die lebensvolle Charakteristik, die markige Zeichnung nordischer Landschaften und Menschen und einen wahrhaft idealen Gehalt erfreute, liegt nun in neuer Auflage vor (Breslau, Eduard Trewendt, 1889). Es ist dies, wie wir mit einiger Beschämung — denn man schämt sich zuweilen für seine Nation — sehen, die dritte Auflage, welche dem trefflichen Buche, nicht bloß dem besten des Autors, sondern auch einem der nicht allzu zahlreichen, wahrhaft gediegenen Romane unserer Litteratur beschieden ist. Die dritte Auflage! Mögen jene, die das Buch nicht kennen, unserer Empfehlung vertrauend zu demselben greifen und jene, die sich bereits daran erfreut, es nochmals lesen. Das Buch gehört zu jenen, welchen man nicht im Interesse des toten Dichters, aber im Interesse unserer Leserwelt immer weitere Verbreitung wünschen muß.

— „Deutsches Stil-Musterbuch mit Erläuterungen in Anmerkungen“ betitelt sich eine stattliche Auswahl aus den besten deutschen Prosaikern, welche Daniel Sanders kürzlich im Verlage von H. W. Müller in Berlin hat erscheinen lassen. Wie die Auswahl durchaus umsichtig, zweckentsprechend und mit feinem Geschmack entworfen ist (neben Lessing, Wieland, Herder, Goethe und Schiller finden sich auch Hebel, Börne, Heine, Ranke, Auerbach u. A. berücksichtigt), so ist auch den Anmerkungen nachzusagen, daß sie durchaus erschöpfend, instruktiv und gut orientierend gehalten sind. Das Buch, welches als „Anleitung zum tiefer eindringenden und verständnisvollen Lesen und zur Aneignung des richtigen, guten und schönen Ausdrucks in der deutschen Sprache“ dienen soll, entzieht sich durch seine rein pädagogischen Zwecke einer eingehenden Besprechung in den Spalten unserer Zeitschrift. Doch sei es jenen, denen es not thut, und deren sind in der Regel immer um einen mehr, als jeder glaubt, als ein unaufdringlicher, aber zuverlässiger Führer empfohlen.

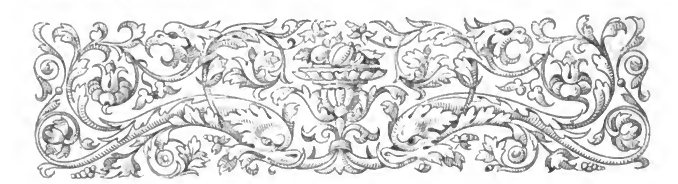
— Das Buch, welches G. H. Lewes über Goethes Leben und Werke hat erscheinen lassen, liegt uns nun in seiner deutschen Übersetzung in fünfzehnter Auflage vor (Stuttgart, Krabbe), ein Beweis, daß es unmöglich so schlecht sein kann, als es zuletzt von Michael Bernays gemacht worden ist. Gegen die Schwächen des Buches sind auch wir nicht blind, aber die heftige Verurteilung, welche dasselbe gefunden hat, ist doch wohl hauptsächlich auf ein Moment zurückzuführen, dem man in der Litteratur unmöglich eine Berechtigung einräumen darf: die Voreingenommenheit gegen das Werk eines fremdsprachigen Autors und den Ärger darüber, daß gerade ein Engländer die populärste Biographie unseres größten deutschen Dichters geschrieben; daß die unklugen Provokationen, zu welchen sich der Übersetzer, Julius Freese, hinreißen ließ, gleichfalls ihr Teil Schuld an diesen Verdammungsurteilen haben mögen, soll nicht geleugnet sein. Trotzdem und alledem würde uns die Frage, wem das größere Verdienst dafür gebühre, daß dem deutschen Volke das Bild Goethes lebendig geblieben und immer lebendiger geworden, ob Lewes oder Herrn Michael Bernays, seinem grimmigsten Verkleinerer, nicht in Verlegenheit bringen. . . Ein großer Teil der Einwendungen übrigens, welche sich gegen die Korrektheit der Darstellung erhob, erscheint in dieser neuen Auflage dadurch beseitigt, daß sie von einem tüchtigen und gewissenhaften Forscher, dem Herausgeber des Goethe-Jahrbuchs, Professor Ludwig Geiger in Berlin, neu durchgesehen und bearbeitet wurde. Er hat Überflüssiges entfernt, Irrtümer verbessert, einzelne Zusätze gemacht und so manchen Vorwurf, den man dem Werke früher gemacht, entkräftet. Die Darstellung des Originals blieb bestehen, und so werden die großen Vorzüge des Buches dasselbe auch in Zukunft und insolange lebendig erhalten, bis eine neue handliche und für das große Publikum gleich anziehende Biographie auf den Plan tritt. Vorläufig fehlt es noch an einer solchen, und sie allein vermöchte das verdienstvolle Werk zu entfernen. Die Theorie vom litterarischen Schutzzoll wird dies nicht vermögen.

Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

V. Band. 9. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Februar 1889.





Ein Edda-Lied.

Nachgebildet
von
Wilhelm Jordan.

Das unten in meiner Nachbildung folgende Edda-Lied, eines der jüngeren, gehört zu einer erst von mir ausgesonderten Gruppe, welche ich überschreibe:

Vorart des Märchens.

Einige Sätze aus meiner Einleitung mögen diesen Titel erklären.

Die Wissenschaft von den Gliedertieren bezeichnet eine der Stufen, auf der das Insekt nach mehrmaligem Gestaltenwechsel ankommt, als Imago, d. i. etwa Vorbild. Es ist diejenige, auf welcher die endgültigen Glieder zwar nicht fertig, aber doch erkennbar angelegt, die Flügel z. B., wenn auch noch eingekapselt, schon vorhanden sind.

Wie etwa zur Mücke, zur Libelle ihre Imagines, so verhalten sich die Stücke dieser Abteilung zum eigentlichen Märchen. In diesem Sinne habe ich ihre poetische Gattung bestimmt als Märchens — Vorart.

Doch gebe man dem Vergleich keine falsche Tragweite.

In der Natur ist meistens die mit der letzten Verwandlung erreichte Gestalt auch die vollkommenste. Dasselbe zu behaupten vom Märchen gegenüber dem Göttermythus und der Heldensage fällt mir nicht ein. Vielmehr steht es zu beiden im Verhältnis einer jener verkümmerten Rückbildungen, deren ja auch im Tierreich manche bekannt sind, wie z. B. die der weit vollkommneren, frei umherschwimmenden Larve zum fest angewachsenen Polypen.

Aus dem Göttermythus vom Frühlingsgott, der die Erdjungfrau mit dem Schwerte seines Vaters, dem Sonnenstrahl, von der Eiskruste befreit, wird die Heldensage vom furchtlosen Sigfrid, welcher Brunhild aus dem Zauberschlaf erlöst, indem er sie mit dem Balmung aus ihrem Panzer frei schneidet. Aus der Heldensage kann sich dann endlich die höchstmögliche aller Dichtgattungen gestalten, das nationale Epos. Nur ein schwaches, wenn auch immer noch wundersam reizendes Echo ist es, was nach tausendjähriger Vergessenheit von jener vollprägen den Götter- und Heldensage leise nachklingt im Märchen vom Prinzen, der in das unwegsame Dickicht eindringt und das verzauberte Dornröschen wachruft.

Solche Wandlung der Götter- und Heldensage zum Märchen unterweges, aber noch nicht am Ziel angekommen zu sehn, gestatten uns die hier folgenden Stücke. . . . .

Taghell zuweilen blitzt noch aus der Fabel ein Strahl von der Naturallegorie der ursprünglichen Göttermythe, auch wohl, mit ihr verbunden, der Durchschein einer bedeutsamen ethischen Idee: — wie denn im hier mitgeteilten Beispiel die mahlenden Mägde Anläufe nehmen, sich zu offenbaren, jetzt als die Naturgewalten, welche zerstörend und schaffend die Erde bilden, dann wieder als nornenhafte Schicksalsmächte, die mit eherner Notwendigkeit des Menschenglückes Übermaß in Elend umschlagen lassen und dem Frieden die Ewigkeit wehren. Kaum aber meint man, den Sinn unfraglich aufleuchten zu sehen, so verdämmert er wieder und die seltsamsten Einfälle launischer Märchenlust beschwören Nebelgebilde herauf, die jede Spur zudecken und jenen Schein von Sinn wegtanzen lassen als matt verglimmendes Irrlicht.

Mühlenlied.

(Grottasöngr.)

I. Aus der Prosa-Einleitung des altnordischen Originals.

. . . Frodi, der Sohn Fridleifs, folgte seinem Vater als Dänenkönig um die Zeit als Kaiser Augustus in der ganzen Welt Frieden stiftete . . . Im Bereich der dänischen Zunge wurde ihm dieser Friede zugesprochen und von den Nordmännern Frodisfriede genannt. Niemand schädigte den Andern, und hätte er auch den Mörder seines Vaters oder Bruders getroffen . . . Es gab weder Diebe noch Räuber, so daß ein Goldring längere Zeit auf der Jalangerheide liegen mochte . . . König Frodi

ließ in Schweden zwei Mägde kaufen, die sehr groß und stark waren und Menja und Fenja hießen. Dazumal gab es in Dänemark zwei Mühlsteine von solcher Größe, daß Niemand stark genug war, sie umzudrehen. Sie hatten die Eigenart, Alles zu mahlen, was der Müller irgend wollte . . . Auf dieser Mühle, Namens Grotti, befahl nun Frodi den Mägden Gold, Frieden und Frodis Glück zu mahlen.

Zeit zum Schlafen gestattete er ihnen nur so lange, als der Hahn schwieg, zum Verschnaufen nur so viel als sie brauchten, um ein Lied zu singen. Da sollen sie denn das Lied Grottasöngr (Mühlenlied) gesungen haben.

Bevor sie aber zu singen aufhörten, mahlten sie dem Frodi ein Feindesheer, so daß noch in derselben Nacht ein Seekönig Mysingr kam, der Frodi tötete und große Beute gewann. Damit hatte der Frodisfriede sein Ende. Mysingr nahm sowohl die Mühle mit als Fenja'n und Menja'n, und befahl ihnen, Salz zu mahlen. Um Mitternacht frugen sie, ob er nun Salz genug habe. Sie sollten nur weiter mahlen, gebot er. Als sie ein kleines Weilchen weiter gemahlen, sank das Schiff unter. Im Meere entstand ein Mahlstrom, wo die See durch das Mühlsteinloch strömte. So wurde die See salzig.

II. Text.

Wir, Fenja und Menja,
Mächtig der Vorschau,
Sind hergekommen
Ins Haus des Königs.
Nun müssen dem Frodi,
Dem Sohne Fridleifs,
Wir hehre Frauen
Frohnen als Mägde.

Er stellte sie gleich
An die Stange der Mühle,
Die quarzenen Steine
Der Querne zu drehen.
Unermüdlich
Sollten sie mahlen;
In Muße zu rasten
Und ruhen erlaubt' er
Einzig so lang'
Ein Lied sie sängen.

Sie drehten verdrossen
Die dröhnende Mühle;
Sie ließen den Laufstein
Langsamer kreiseln.
Doch stand er still
Und verstummte sein Knirschen,
Gleich hieß es: Mägde,
Mahlet noch mehr.

Sie sangen und schwangen
Den schweren Graustein
Bis das Schloßgesinde
Alles in Schlaf lag.
Da redete Menja,
Statt weiter zu mahlen:

„Wir mahlen dem Frodi
Reichtum, Freude,
Macht und Glanz
Auf der Mühle des Glücks.
Unter Daunendecken
Darf Er schlafen
Und erst erwachen
Wann's ihm erwünscht ist.
So wird ihm das Mehl
Des Wohlseins gemahlen.

Hier soll den Nächsten
Niemand beneiden
Noch verletzend an Leib
Und Leben schäd'gen,
Ja, das scharfe Schwert
In der Scheide lassen,
Auch wenn er gebunden
Den Buben fände,
Der ihm den Bruder
Umgebracht hat."

Ihr diente zur Antwort
Dieser Ausruf:
„Den Stein laßt kreisen,
Der Haushahn krähte;
Euch rief sein Lied zu,
Nicht länger zu rasten."

Menja.

Nicht frommen wird es
Dir selbst, o Frodi,
Und deinem Dienstvolk
Verderben bringen,
Daß du beim Kaufen
Dir Mägde korest
Nach ihrer Stärke
Und stattlichem Aussehn,
Und nicht Anstoß nahmst
An ihrer Abkunft.

Ein rüstiger Riese
War weiland Hungnir,
Nicht minder gefürchtet
Zuvor sein Vater,
Gewaltiger noch

Noch Keinen erhob die Kunst zum Sänger
Der nicht schaut noch gefühlt, was er schildert und
Und seinem Geschöpf die schöne Empfindung
Des Lebens vom Leben zu leihen gelernt.

Wilhelm Jordan.

Frankfurt a/M 27 Octbr. 1888.

Der wilde Thiassi;
Ähnlich ihnen
Örnir und Idi,
Unsere Väter,
Der Felsgiganten
Und Bergebrecher
Leibliche Brüder.

Wäre das Euch hier
Bewußt gewesen,
Wohl nimmer entnahmt ihr
Dem grauen Granite,
Dem Bauche der Berge,
Dem Busen der Erde
Den harten Mühlstein,
Noch müßten als Mägde
Hier sich die Töchter
Jener Titanen
Dazu bequemen,
Die Querne zu drehen.

Neun der Jahre
Als Jugendgenossen
Unter der Erde
Auferzogen,
Übten wir Wachtwerk
Schon als Mädchen,
Spalteten Felsen,
Versetzten spielend
An anderen Standort
Steinkolosse.

Zu Riesenhäusern
Rollten wir Quadern;
Erschüttert bebte
Der Schoß der Erde;
Wir stürzten Gestein
Von der steilen Felswand
Und häuften's zur Halde,
Bis endlich die Höhe
Euch kleinen Menschlein
Erklimmbar wurde.

Dann schwebten in Schweden
Wir schwanenden Frauen
Als Walküren
Über den Kämpfern,
Schossen Bären,
Zerbeulten Schilde,
Gingen entgegen
Geharnischten Heeren,
Unterstützten Fürsten
Und stürzten Andre.

So schossen wir Wunden
Mit scharfen Schäften
Und färbten mit Blut
Die blinkenden Schwerter.

Nun werden wir hier
Im Hause des Königs
Mitleidlos
Als Mägde behandelt.
Unten schmerzen
Vom Schmutze die Füße,
Oben der Körper
Von eisiger Kälte.
Wir müssen die Mühle
Drehen, die Drangsal
Fernhält dem Fürsten,
Unserem Feinde,
Unter Frodis Dach
Unerträgliches dulden.

Arme, ruht aus!
Stein, bleib stehn!
Habe mich mehr
Als matt schon gemahlen.
Vergeblich wär's ja,
Warten zu wollen

Bis Frodi endlich
Zufrieden wäre.

Doch nein! ihr Fäuste
Fasset nochmals
Den Schwielenerzeuger
Den Schwengel der Mühle,
Als unsere Waffe*)
Zum Wundenbewirken.
Erwache, Frodi,
Erwache, Frodi,
Wenn Du unserem Liede
Zu lauschen Lust hast
Und vernehmen willst,
Was wir Wahres künden.

Morgenwärts
Von den Mauern der Feste
Seh' ich den Gleisch
Von lodernden Gluten.
Von Fehde, von Mord
Ist das Feuer die Meldung.
Ein Heer ist im Anzug
Um hier zu hausen
Und einzuäschern
Die Burg des Gebieters.

Herunter gestoßen
Wirst Du vom Stuhle
Im Heiligtume
Zu Hledra, des Hortes
Von roten Ringen
Beraubt; nicht minder
Entbehrst Du in Zukunft

*) Um dem Frodi, wie es in der pros. Einleitung heißt, ein Feindesheer auf der Zaubermühle herbeizumahlen.

Der Zaubermühle.
Wir fassen, wir schwingen
Den Schwengel geschwinder;
Erwuchsen wir nicht
In der Wahlstatt Gewühl?

Thätiger dreht
Die Titanentochter
Und stärker den Stein;
Denn sterbende Fürsten
Und fallende Mannschaft
Sieht sie in Menge.
Aus den umrahmenden
Eisernen Reifen
Spritzen des Steins
Abspringende Stücke;
Doch immer noch eifriger
Müssen wir mahlen.

Der Grimm der Toten
Ergreift die Jungfraun;
Sie mahlen mit Macht,
Die Mühlenstange
Zerbricht wie ein Spahn,
Dem zerspaltenen Laufe
Entstürzt der Stein
In zwei Stücke geborsten.

Da riefen die Bräute
Der Bergzerbrecher:
Wir meinen, nun muß wohl
Endlich auch Frodi
Zufrieden sein
Mit den mahlenden Frauen
Und der Menge des Mehles,
Denn voll ist sein Maß.

Auf der „Platte".

Zu meinen Füßen im Dämmerschein
Liegt still das träumende Land,
Durch dunkelnde Fluren windet der Rhein
Sein silberglänzendes Band. —

Nach Innen die sinnende Seele sieht
In vergangene Zeiten zurück:
Ein armes, dämmerndes Leben durchzieht
Der Liebe strahlendes Glück!

W. Langewiesche.

Letzte Fahrt.

Schon grüßt im Ost das Morgenrot,
Bald ist der Strand in Sicht —
So lang, von Sehnsucht heiß durchloht,
Mein Auge brich noch nicht!

Das Land, wo meine Gräber stehn,
Das Land, das mich verstieß —
Noch einmal möcht' ich's, einmal sehn,
Mein Kindesparadies.

Mein Schiff, beflügle deinen Lauf —
Müd' beben Herz und Hand . . .
O deutscher Boden, nimm mich auf,
Zu sterben im Vaterland!

Victor v. Hubl.



Arabella.

Novelle von Karl Theodor Schultz.

I.

Es ist ein wilderhabenes Landschaftsbild, das sich vor dem kleinen zierlichen Kurhause des Schwefelbades und Luftkurortes Arkos hinbreitet. Jenseits sanft abfallender Matten, welche in sattem Grün prangen und mit großsternigen Blumen wahrhaft übersät sind, steigen scheinbar unvermittelt Kolosse von Felsen auf, die sich zu einem beinahe regelrechten Halbkreise um die gewaltige Pyramide der Schneespitze reihen, welche den Abschluß des Thalkessels bildet.

Eine Dame, welche einsam in der vordersten Reihe der Stühle vor dem Kurhause saß, blickte zwar mechanisch auf das grandiose Bild — der Gleichgiltigkeit, ja Leerheit ihrer Blicke fühlte man es jedoch an, daß sie längst an diese Aussicht gewöhnt war, oder sich mit etwas ganz Anderem beschäftigte. Beides war der Fall. Die Baronin Gerhardtstein hatte mit ihrem Gatten bereits sechs Wochen in Arkos zugebracht, stand im Begriff abzureisen und ließ nun unwillkürlich den verlebten Zeitabschnitt in seinen kleinen Ereignissen noch einmal an sich vorüberziehen. Besonderen Anlaß zu Mißmut oder Sorgen irgend welcher Art konnte sie wohl nicht haben, da sich die Gespanntheit ihrer Gesichtszüge allmählig verringerte und einem weichen Ernst Platz machte — zu einer noch gewinnenderen Miene kam es allerdings nicht, und doch mußte das vornehm schöne, regelmäßige Gesicht der Baronin mit seinen großen, tiefdunkeln, geheimnisvollen Augen noch eines ganz andern, viel anziehenderen Ausdrucks fähig sein. Da wurde ihr Nachsinnen durch Tritte, die sich schnell näherten, unterbrochen und sie wandte den Kopf lässig nach der Richtung, woher das Geräusch kam. Als sie ihren Gatten erkannte, glitt ein müder Zug, der zugleich aber auch von einer gewissen Abwehr sprach, über ihr Gesicht.

Der Baron, welcher in derbem Gegensatz zu der modisch eleganten Toilette seiner Gattin einen Gebirgsanzug, Lodenjoppe und Kniehosen, Wadenstrümpfe und genagelte Schuhe trug, hatte wohl die Veränderung ihres Gesichtsausdruckes nicht bemerkt; er reichte ihr voll Herzlichkeit die Hand und ließ sich, indem er ihr warm in die Augen sah, auf den nächsten Stuhl nieder.

„Du bist lange ausgeblieben,“ begann sie in leichtem Hohne. „Wieder auf einer Almhütte? Fast scheint es so! Die Trophäen hängen wenigstens am Ärmel.“

Baron Gerhardtstein faßte nach dem Ärmel. „Wilhelm hat mich doch abgebürstet!“ Während er dann auf einige trockene Halme sah, die an einem derselben haften geblieben waren, fuhr er fort: „Sie sind aus keiner Almhütte! Fühle, wie glatt und hart: es ist Gras vom Ribulaun.“

Ohne die Halme zu berühren, nur flüchtig darauf sehend, erwiderte sie: „Selbst dieser Versuch mußte also noch gemacht werden! Wie hoch bist Du denn gekommen?“

„Nicht weit über das letzte Marterl hinaus! Ich wollte unbedachterweise nach hierher hinübersehen, betrat den perfiden trocknen Hochrasen, kam sofort ins Gleiten und wäre Dir zur Abwechslung, statt selbst zu kommen, wohl ins Haus gebracht worden, wenn nicht der Sepp'l, welcher dort zufällig auf der Suche nach Edelweiß für unsern Abschiedsstrauß war, rechtzeitig hinzugesprungen wäre. Sage dem Burschen auch ein freundliches Wort darüber!“ Der Baron hatte Alles in scheinbar sorglosester Weise hingesprochen, und wohl nur ein Herz, das ihm sehr zugethan war, hätte am Klange der Stimme verspürt, daß noch eine Aufregung in ihm nachzittere.

Frau Arabella erwiderte völlig unbefangen: „Gewiß! Erinnere mich nur daran.“

„An wie viel Du zu denken hast!“

„Wieso?“

„Es fiel mir auf, weiter nichts!“ antwortete Gerhardtstein!

„Wenn Du nicht deutlicher wirst,“ versetzte sie, sich in den Stuhl zurücklehnend, „so begreife

ich trotz des Tadels in Deinem Tone nicht, worauf sich das beziehen soll. Aber Du liebst einmal geheimnisvolle Andeutungen!"

„Dabei sollte ein Geheimnis sein?" fragte er gereizt. „Mir würde es im Grunde selbstverständlich erscheinen, daß die Frau auch ohne Mahnung daran dächte, dem Lebensretter ihres Mannes —"

„Lebensretter?" sagte sie ein wenig wärmer. „Wie hätte ich nach Deinem einfachen Berichte auf eine wirkliche Gefahr schließen können! Um so mehr fordere ich nun, Genaueres zu erfahren!"

Gerhardtstein blickte sie forschend an, schwieg aber.

„Sei nicht nervös!"

Der Gatte sah vor sich zu Boden, beharrte jedoch auf seinem Schweigen.

„Ich bitte darum!" sagte sie nun mit einer gewissen Überwindung.

Der Baron sprang auf und ging einige Male auf und nieder, bevor er, sich von neuem setzend, wie unter einer Art von Zwang entgegnete:

„Da ist nichts weiter zu berichten! Das Ganze spielte sich in kaum einer Minute ab; ich geriet, wie gesagt, ein paar Schuh über der Teufelswand ins Rutschen und wäre ohne Seppl's Geistesgegenwart rettungslos abgestürzt. Er kletterte da zwischen den Schrofen herum, sah mein Ausgleiten, hielt sich selbst blitzschnell an einer dieser Stacheldiesteln, die unsereins nicht einmal anzufassen wagt, und packte mich mit eiserner Faust, als ich an ihm vorbeischoß, noch kurz vor dem Abgrunde. Ich hatte übrigens bei der Fahrt gar kein unangenehmes Gefühl; allerdings war sie ein wenig atemraubend. Mit Seppl's Hilfe kam ich bald auf die Füße — die Lust zum Steigen war mir freilich vergangen; ich nahm ihn mit herunter."

„Du hast Dich aber nicht verletzt?"

Gerhardtstein verneinte. „Die Kniee haben sich von der Überrumpelung noch nicht ganz erholt — das ist Alles!"

„Es ist jedoch recht gut, daß unsere Zeit hier abläuft; Deine Steigerei wurde nachgerade zur Passion!"

„Eine muß man doch haben!"

„Im Gegenteil," erwiderte Arabella, die Augen halb schließend; „ich glaube, man fühlt sich niemals glücklicher, als wenn Alles in uns schweigt."

„Auch die Liebe?" fragte der Baron rasch.

„Sie vor Allem!"

„Das könnte in dem Munde einer Frau, die kaum ein Jahr verheiratet ist, als ein recht wenig schmeichelhaftes Bekenntnis gelten!"

„Natürlich sprach ich im Allgemeinen!" antworte sie gleichgültig.

„Auch der Einzelfall pflegt bei solcher Gelegenheit stillschweigend unter das Allgemeine mit einbegriffen zu werden."

„Doch nur von Einem, der es liebt, sich mit Absicht zu quälen? Jener Gedanke lag mir nahe, da ich, bevor Du kamst, mit einer wirklich angenehmen Empfindung an die hier vergangenen Wochen dachte: es war eben eine freundliche, wohlthätige Stille ohne die Einsamkeit des Landlebens. Ich fühlte mich Dir sogar aufs dankbarste verbunden!"

„Wie gnädig!"

„Jedenfalls gnädiger," entgegnete sie kurz, „als Deine heutige Laune zu sein scheint! Wir müssen freilich mit dem Unfall rechnen!"

„Was hätte der damit zu thun? — Als ob es nicht immer auf mir läge!" fuhr Gerhardtstein fort. „Er rief es freilich stärker — faßlicher herauf, weil der Gedanke so nahe trat, wie es wohl kommen würde, wenn ich einmal plötzlich gehen müßte!"

„Was Dich beschäftigt!"

„Davon weiß nur ein Herz nichts, in dem Alles schweigt!"

„So sind wir denn glücklich wieder beim Grübeln und Philosophieren angelangt!" sagte Arabella, indem sie that, als ob sie ein Gähnen unterdrücke, „Du weißt, wie mich das interessiert! — Ach, Ihr klugen Herren! daß Ihr Euch stets so viel pikanter zu geben wißt, wenn man Euch kennen lernt, als wenn man erst die Ehre hat, Euch nahe zu stehen! Wie heiter und voller Einfälle konnte noch vor einem Jahre ein gewisser Kavalier sein! Wie verstand er es, die ganze Gesellschaft fröhlich zu stimmen! Heute?"

„Was liegt auch zwischen dem Damals und Heute!" rief Gerhardtstein schmerzlich aus.

„Daß ich nicht wüßte!" fuhr sie leichthin fort, „höchstens die Gewohnheit des Besitzes!"

„Du hast ein *nicht* ausgelassen!" warf er finster ein.

„Für mich wieder unverständlich!"

„Weil Du nicht verstehen willst! Aber ich —"

„Leider kommt da die Alsleben!" unterbrach ihn Arabella mit malitiösem Lächeln. „Doch Du wirst Dein interessantes Aber nicht vergessen? Es bleibt mir wohl für ein künftiges

Mal aufgehoben!" Um ihren Mund blieb ein herber Zug haften.

Während sich Gerhardtstein erhob und der Dame entgegenschritt, trat ein Herr hinter dem seitwärts befindlichen Musik-Kiosk hervor und ging langsam der Hauptthür im Mittelrisalit des Kurhauses zu, deren beide Flügel geöffnet waren. Er blickte scharf nach der Baronin hinüber, dann aber ihrem Gatten nach, der eben von der Dame unter sichtlich lebhaften Äußerungen der Teilnahme begrüßt wurde. In diesem Momente wandte Arabella zufällig den Kopf und bemerkte den Herrn, der aber im Kurhause verschwand. Sie schien sehr erschreckt. Indessen war der Baron mit seiner Begleiterin herangekommen und Arabella zog den Stuhl, auf dem er gesessen hatte, für den Besuch näher zu sich heran. Gerhardtstein nahm den Damen gegenüber Platz, so daß er nun dem Kurhause das Gesicht zuwendete.

„Mit rechter Freude," sagte Fräulein von Alsleben herzlich zu Arabella, „habe ich 'eben gehört, wie glücklich der Sturz des Barons abgelaufen ist: das Gerücht wußte schon von einem schwer verletzten Arme!"

„O!" erwiderte diese und fügte dann zerstreut hinzu: „Nein! heute scheint es noch einmal gut gegangen zu sein."

„Es scheint nur?" fragte das Fräulein.

Arabella schüttelte den Kopf. „Es ist gut gegangen! Wenigstens hat er mich dessen versichert."

Der Gatte nickte: „Seine Durchlaucht" — Arabella blickte unwillkürlich nach dem Kiosk — „der Berggeist, waren in huldvoller Stimmung."

„Ist er nicht undankbar," fragte Frau von Gerhardtstein mit gezwungenem Scherze, „einen Berggeist zu einer bloßen Durchlaucht zu machen? Majestät wäre doch das mindeste!"

„Gewiß!" stimmte das Fräulein zu, „schon um künftiger Fälle willen! Denn wie mir Herr von Belen sagte, haben Sie, Baron, das Klettern hier geradezu als Sport betrieben!"

„Trotzdem," antwortete er achselzuckend, „bin ich auch darin der reine Dilettant geblieben! Deutlicher als heute konnte sich das gar nicht zeigen!"

„Er will nur gelobt sein!" warf Arabella ein, „drüben" — sie wies nach der Bergkette zur Rechten — „die dritte von den Spitzen, das Silberhorn, hat er sogar bestiegen!"

Der Baron hatte inzwischen den Herrn, der vorher in das Kurhaus gegangen und jetzt von neuem in die Thür desselben getreten war, bemerkt. Auch er schien tief erschreckt, ja fassungslos. Wie eine unheimliche, völlig rätselhafte Erscheinung starrte er den jungen, eleganten Mann an. Als derselbe auf die kleine Gesellschaft zukam, erhob er sich und ging ihm zögernd entgegen.

„Sie zittern ja, Baron?" sagte der Herr, nachdem er die tiefe Verbeugung Gerhardtsteins kaum mit einem Kopfnicken erwidert. „So greift Sie eine Überraschung an? Doch nicht irgend eines Leidens wegen hier?"

„Bewahre, gnädigster Herr!" antwortete dieser befangen, „zufällig begegnete mir vorher ein kleiner Unfall — nur darum stehe ich noch nicht fest auf den Füßen."

„Unfall! Welcher Art?" fragte der Fremde kurz und der Baron erzählte den Verlauf seines Sturzes.

Fräulein von Alsleben hatte wiederholt nach dem Herrn gesehen, als wolle sie sich über etwas vergewissern. „Kann ich mich so täuschen?" sagte sie dann. „Es ist Prinz Isselhorst!"

„Ich glaube wohl," erwiderte Frau von Gerhardtstein apathisch.

„Sie glauben nur? Ei — ei! Welch ein Gedächtnis, beste Frau? Im vorigen Jahre — wann waren wir doch in Wiesbaden zusammen? April, Mai erst! — da meinten Verschiedene unseres Kreises, eigentlich wohl Informierte, bald zur Prinzessin gratulieren zu dürfen!"

„Nichts als eine leere Kombination!" versetzte Arabella mit einer geringschätzigen Bewegung.

„Immerhin eine ganz annehmbare," entschuldigte sich das Fräulein.

Der Prinz that einen Schritt vorwärts, blieb dann aber wieder stehen und sagte: „Auch Komtesse Bodenburg hier? Noch blasser — doch nur um so interessanter!"

„Sie ist — —"

„Was, Baron?"

„Sie ist meine Frau geworden!"

„Ihre Frau!" Der Fürst preßte die Worte mühsam hervor; es war ein Ton des Schmerzes, des Zorns, der Verachtung. Aber sofort faßte er sich wieder und fuhr in leichtem Spotte fort: „Sie wissen Überraschungen sehr prompt heimzuzahlen! Und an einem so großen Glücke ließen Sie Ihre alten Bekannten nicht teilnehmen! Seit wann sind Sie so egoistisch geworden?"

„Durchlaucht —"

„Ihnen," fiel Prinz Isselhorst eisig ein, „dürfte es schwer fallen, mich mit dieser Heimtücke, möchte ich beinahe sagen, auszusöhnen. Lassen

Sie uns also gleich die Baronin fragen, wie sie sich damit abzufinden denkt! Wer ist die andere Dame?"

„Fräulein von Alsleben aus dem Stifte Neuen-Kirburg."

„Alsleben?" wiederholte der Fürst. „Dina Alsleben, welche damals auch in Wiesbaden war?"

„Dieselbe!"

Prinz Isselhorst trat mit Gerhardtstein an die Damen heran, welche sich bei seiner Begrüßung erhoben. „Hier kommt noch ein verspäteter Gratulant, Erlaucht!" wandte er sich zuerst an Arabella, indem er sie fest ansah. „Doch wenn ein glückliches, junges Paar das Bedürfnis hat, sich so ganz allein zu gehören, daß es in seiner Einsamkeit nicht einmal durch gute Wünsche gestört sein will, dann werden leider auch die Teilnehmendsten zu faux-pas gezwungen."

„Wie mir Gerhard bezeugen wird," erwiderte Arabella, die seinem Blicke kalt Stand gehalten hatte, „bin ich daran schuldlos. Es war einzig seine Laune, von unserer Verheiratung nur die engste Familie in Kenntnis zu setzen."

Der Prinz sah auf den Baron. „Merkwürdig! Früher hätte Niemand dergleichen Neigungen zum Versteckspiel bei Herrn von Gerhardtstein entdecken können!" Dann bemerkte er zu Fräulein von Alsleben: „Ich hatte doch schon in Wiesbaden die Freude?"

„Durchlaucht haben ein vortreffliches Gedächtnis!"

„Es kommt immer darauf an, was uns zu behalten aufgegeben wird!" antwortete Prinz Isselhorst. „Auch war ja das vorige Frühjahr wirklich unvergeßlich. Um wie viel rauher, winterlicher ist dieser letzte Frühling gewesen! Sie sehen ganz verwundert drein," wandte er sich wieder an Arabella, „als überrasche es Sie, daß ich noch jener Lenztage gedenke? Es gehört eben eine eigene Kunst dazu, teure Erinnerungen wie seine Handschuhe abzustreifen. — Was halten Sie davon, Baron?"

„Wovon, gnädiger Herr?" Gerhardtstein fuhr aus tiefem Brüten empor. „Mille pardons! ich bin" —

„Wir vergeben!" unterbrach ihn der Fürst. „Einem beinahe Abgestürzten darf Zerstreutheit nachgesehen werden!"

Da näherte sich abermals ein Herr der Gruppe, dessen behäbige Gestalt mit dem jovialen Gesichte einen angenehmen Eindruck machte. Er begrüßte Arabella: „Also für hier zum vorletzten Mal, meine gnädigste Frau!" Arabella nickte, dann stellte der Baron die Herren einander vor: „Major von Velen, im preußischen Dienst! — Seine Durchlaucht, Prinz Albrecht von Isselhorst-Spor."

Arabella ließ sich nieder, die anderen folgten. „Herr von Velen kam bald nach uns an und hat seitdem hier Leid und Freude mit uns geteilt."

„Von Leid weiß ich glücklicherweise nichts!" versicherte Velen.

„Damals nach dem Wolkenbruch!" erinnerte Arabella, „als sich alle Wege in förmliche Bäche verwandelt hatten und Sie uns auf unserer Insel wie der berühmte Rabe mit Speise und Trank versahen?!"

„Das ging so rasch vorüber!"

„War aber sehr behaltenswert! Hätten Sie das miterlebt, Durchlaucht, so würde es Ihnen noch weit unvergeßlicher geblieben sein, als solch ein immerhin schon ein wenig banaler Frühlingstraum!"

„Das wäre einfach unmöglich!" entgegnete der Fürst rasch. „Grade von jenem banalen Frühlingstraum ist Tag für Tag in mein Gedächtnis eingegraben. Sie sind überhaupt kaum gerecht. Einen Mai in Wiesbaden banal zu nennen — nicht wahr, gnädige Frau," — er wandte sich an die Stiftsdame — „das bringt man nur durch eine Art von Selbsttäuschung fertig?"

Dina lächelte, während Arabella kühl erwiderte: „Zu einer solchen fehlte jede Veranlassung!"

Das Gespräch nahm eine gleichgiltige Wendung; man sprach von dem schlechten Wetter der letzten Wochen. „Es war auch anderwärts nicht besser," meinte Dina. „In München z. B. verdarb mir vorgestern ein abscheulicher „Schnürlregen" den ganzen Tag. Zum Glück," fügte sie hinzu, „entschädigte mich der Abend. Ich sah im Residenztheater ein neues Trauerspiel von Paul Heyse „Elfriede"."

Baron Gerhardtstein, der die Notwendigkeit empfinden mochte, auch ein Wort in die Unterhaltung zu werfen, fragte spöttisch: „Gab es viel schöne Leichen?"

„Nur eine!" erwiderte sie. „Darin pflegt mein lieber Heyse mit uns schonend umzugehen. Es ist ein recht guter Stoff, den er da behandelt hat, und regt allerlei Fragen an."

„Sie machen uns neugierig!" sagte der Prinz höflich. „Natürlich handelt es sich um unglückliche Liebe?"

„Gewiß!“ räumte Dina ein. „Es ist aber eine Ehegeschichte. Sie wollen den Inhalt hören? Also: es war einmal in grauen Zeiten“ —

„Wie Schade!“ fiel Velen ein. „Nichts aus der Gegenwart?“

Sie verneinte. „Da könnte eine solche Geschichte gar nicht spielen: dazu fehlen die selbstherrlichen Könige, die Ritterburgen in Waldeinsamkeit — ein heutiger Kavalier wagte auch nicht mehr, was Ritter Ethelwold wagte! Sein König, ein Eduard oder Edgar, — die Namen der Tragödie fangen alle mit E an, — hört von einer großen Schönheit seines Reiches, Elfriede, und da er ein sehr empfängliches Herz hat, sendet er sofort den getreuen Ethelwold aus, sich dieses Wunder anzusehen, und, falls es halten sollte, was die Welt von ihr rühmt, sofort die Hand der Schönsten für den König zu fordern. Ethelwold findet in Elfriede einen Ausbund an Anmut und Schönheit und liebt sie auf den ersten Blick. Darum verschweigt er seine Sendung, täuscht den König durch falsche Berichte und führt Elfriede als Gattin in seine düstere, weltabgeschiedene Burg.“

„Das ist ja ein Schurke!“ sagte Velen in seiner ruhigen Bestimmtheit.

Der Prinz wandte, wie zufällig, den Kopf nach dem Baron, der bei den Worten des Majors zusammengezuckt war und zu Boden sah.

„Sie urteilen schnell!“ warnte Arabella.

„Zu schnell!“ sagte nun auch der Baron langsam, als koste ihn jedes Wort Mühe. „Er liebte Elfriede!“

Der Major hob leicht die Schultern. „Liebte! Er war aber der Diener, vielleicht sogar der Freund seines Königs! Im Ernst kann da wohl nicht für mildernde Umstände plädiert werden! Oder thut das der Dichter?“

„Solche Umstände werden allerdings angeführt!“ erwiderte Dina. „Einmal, wie eben der Baron bemerkte, seine ihn völlig überwältigende Leidenschaft und ferner der Charakter des königlichen Don Juans, der es sicher erscheinen läßt, daß auch Elfriede nur eine der vielen Perlen seines Diadems sein würde — nichts weiter! wenn sie nicht etwa das seltenste aller Talente besäße, einen derartigen Gebieter für immer zu fesseln.“

„Das war denn doch nicht ausgeschlossen!“ wendete der Major ein. „Nein, Monsieur Ethelwold durfte sich durch nichts, was es auch sei, von seiner Pflicht abwendig machen lassen! Wäre das zu rigoros gedacht, Durchlaucht?“

„Im Gegenteil!“ stimmte ihm der Prinz zu, „ich bin fast erstaunt, bei der einfachen Lage der Dinge einer Verschiedenheit der Ansichten zu begegnen. Natürlich habe ich nur unsere Kreise im Auge, wo es sich in solchen Affairen doch um bloße Fragen der Ehre handelt! — Dieser Herr Ritter betrügt seinen königlichen Freund — das ist der Kern.“ Prinz Isselhorst hatte bei den letzten Worten seine Stimme erhoben, nun fuhr er in seiner gewöhnlichen Weise, nur mit einem fatalen Lächeln fort: „Vorher wurde auch behauptet, dergleichen könnte in der Gegenwart nicht vorkommen! Warum nicht? Fehlt es uns an Königen? an schönen Frauen? Oder haben die Fürsten nicht noch immer ihre sogenannten Freunde?“ —

Arabella war durch die pointierte Art, in welcher der Prinz sprach, aufmerksam geworden, und dieser richtete seine Worte nun auch gleichsam allein an sie: „Ein einfaches Beispiel! Irgendwo, meinetwegen in einem Weltbade, finden sich Zwei zusammen, die ganz für einander geschaffen sind und die sich lieben, ohne daß es zu Erklärungen gekommen wäre. Da wird der Fürst — ein solcher muß es ja wohl sein! — plötzlich, auf die Stunde, abberufen und autorisiert seinen Freund und Kavalier, sobald sich irgend eine notwendige Bedingung noch erfülle, ganz statt seiner zu handeln. Warum sollte nun dieser Mann, der sich vielleicht auch zu lieben einbildet, nicht an dem Abwesenden — wie Herr von Velen sagt — zum Schurken werden können? Was wäre daran unmöglich?“

Eine Pause entstand, bis Arabella, deren Blicke noch immer an den Lippen des Prinzen hingen, als müsse sie noch weit mehr hören, und deren Gesicht *eine* Frage war, wie wenn sie begriffen und doch auch nicht begriffen hätte — mit einem ihr völlig unnatürlichen, dumpfen Klange der Stimme sagte: „Der Abgrund, Prinz, im Herzen dieses Mannes — eines Kavaliers, wie Sie ihn nannten — der wäre eine Unmöglichkeit!“

Dina blickte überrascht auf Arabella, dann auf den Baron, der bleich, ja fahl geworden war. Velen aber fragte: „Wie endigt Elfriedens Geschichte?“

„In jener guten alten Zeit,“ fiel der Prinz ein, „stieß der König den Burschen wohl einfach nieder oder begnadigte er ihn zum Schwert?“

„Viel zu autokratisch geurteilt, Durchlaucht!“ erwiderte Dina. „Als der König durch einen Zufall hinter Ethelwolds Schliche kommt, schenkt er ihm auf Elfriedens Fürbitte sogar Leben und Freiheit.“

„Und wer ist nun der Tote?“ sagte der Prinz wie belustigt. „Bringt sich etwa der König aus Edelmut um, damit das Pärchen seine Schäferjahre unbehelligt weiter spinne?“

„Nein, nein!“ Dina lachte auf. „Elfriede stirbt. Da Ethelwold, der heimlich flüchtet, für tot gilt, wird sie des Königs Gemahl, ohne ihn eigentlich zu lieben; bald reut es sie denn auch, und als Ethelwold voller Sehnsucht zurückkehrt, flieht sie mit ihm bei Nacht und Nebel nach seiner Burg. Natürlich verfolgt Majestät das Paar — und so läßt sich Elfriede, um ihren Frieden wieder zu gewinnen, von ihrem Burgvogt, den sie zu täuschen weiß, durch einen Pfeilschuß töten. Sterbend legt sie die Hände der beiden Männer ineinander!“

„Was halten Sie von dieser Heldin, Frau Baronin?“ fragte der Prinz Arabella.

„Ich?“ Arabella schrak aus schweren Gedanken auf.

„Wo waren Sie?“ fragte er von neuem, aber in ganz verändertem, weichem Tone.

Arabella hatte sich gefaßt. — „O, ich habe aufmerksam zugehört. Elfriede stirbt.“

„Statt des Schurken!“ setzte der Fürst in demselben weichen Tone hinzu. — „Ihr Ausdruck, Herr von Velen,“ wandte er sich darauf an den Major, „ist wirklich zu treffend, um ihn nicht immer schlicht zu wiederholen! Wenn ich es mir denke, die Hände dieser beiden Männer ineinander zu legen!“ Er lachte höhnisch auf. „Nicht wahr, Erlaucht, eine so weichmütige Heldin wäre auch nicht nach Ihrem Geschmack? — so weit ich wenigstens die Ehre habe, denselben zu kennen? Der Geschmack ändert sich freilich!“

„Aber der Sinn für Kraft und Mut,“ rief Arabella mit scheinbar unvermitteltem Auflodern, „könnte sich niemals zu einer Anerkennung der Schwäche erniedrigen! Ich finde Elfriedens That lächerlich!“

Der Fürst nickte und wandte sich an Gerhardtstein. „Selbst Ihre Mienen, Baron, scheinen uns jetzt einzuräumen, daß die Liebe keinen Milderungsgrund in Ehrensachen abgeben darf?“

„Wenn selbst unsere Damen,“ entgegnete dieser mit einem düsteren Blick auf seine Gattin, „so hart zu urteilen vermögen, dann habe ich mich allerdings zu fügen!“

„Vollster Friede also um Elfriede!“ schloß Prinz Isselhorst, während er sich gleich den Anderen erhob.

Er trat auf die Baronin zu, dann sah er scharf nach der Bergkette zur Rechten, ging einige Schritte in dieser Richtung und sagte zu Arabella, indem er diese dadurch zwang, ihn zu begleiten: „Welche pittoreske Spitze! Die schneebedeckte dort links im Hintergrunde! Sie kennen sicherlich ihren Namen?“ Leise, während er dabei auf die Spitze wies, fügte er hinzu: „Ich muß Sie sprechen, Arabella — wir sind unerhört betrogen worden! — Wann? wo?“

Sie erwiderte tonlos: „Wohl!“ wandte sich dann um und rief dem Gatten zu: „Durchlaucht bewundert eben das Silberhorn. Präsentiert es sich nicht aus unserem Garten am günstigsten?“

„Gewiß, Durchlaucht!“ antwortete Gerhardtstein nähertretend.

„Die Herrschaften,“ fuhr Arabella auf die Stiftsdame und den Major blickend fort, „wollten heute noch den Thee mit uns trinken — mein Mann hat unsere Abreise für morgen festgesetzt — vielleicht paßte es Ihnen, Prinz, uns gleichfalls zu beehren!“

„Gewiß! sehr gern!“ erwiderte dieser. Ein Diener des Kurhauses trat auf ihn zu und meldete, daß das Diner serviert sei. Der Prinz sah fragend umher. „Das gilt wohl uns Allen?“

„Nur uns nicht!“ erwiderte Arabella. „Eigentlich weiß ich noch heute nicht, warum — aber wir nehmen unser Mittagessen stets zu Hause.“

Man verabschiedete sich. „Nicht zu spät!“ bat Arabella noch, dann gingen der Prinz, Dina und Velen dem Kurhause zu, während Arabella und ihr Gatte einen Weg einschlugen, der thalabwärts führte. Plötzlich blieb Arabella stehen und fragte mit einem heisern Flüstern:

„Elfriedens Geschichte ist auch die meinige?“

Gerhardtsteins Hand krampfte sich zusammen, er antwortete nicht.

„Wie sagte Velen?“ rief Arabella mit sprühenden Blicken.

„Bella!“ schrie Gerhardtstein auf. — Nach einer Stille, in der sich die Gatten nur atemlos in die Augen gesehen hatten, fragte er scheu: „Was wollte der Prinz von Dir?“

„Das fragst Du noch?“

„Und Du wirst ihn anhören?“

„Wie Elfriede ihren König! Doch bin ich

keine Elfriede!" Triumph und Verachtung lagen in ihrem Tone. Dann eilte sie vorwärts, während Gerhardtstein ihr zögernd folgte, indem er immer von neuem in Gedanken verloren stehen blieb. So hatte Arabella sich schon in ihr Zimmer zurückgezogen, als er heimkehrte.

II.

Seitwärts vom Kurhause auf einer Anhöhe, die ein wenig niedriger war, als der Bergabhang, auf dem dieses stand, lag die Villa, welche Gerhardtstein bewohnte. Um dieselbe breitete sich ein buschreicher Garten aus, der in Terrassen abfallend den Hügel umschloß. Von der obersten dieser Terrassen hatte man den gerühmten Ausblick auf den Bergzug mit dem Silberhorn inmitten. Hier saß gegen Abend in einer offenen, halbrunden Laube die Gesellschaft vom Vormittage; der Thee und eine leichte Kollation darnach waren vorüber und Prinz Isselhorst, der seine Ungeduld kaum noch zu beherrschen vermochte, erhob sich und ging mit dem Major Velen die Terrasse auf und nieder. Bei der Rückkehr wandte er sich an Arabella, verwickelte sie in ein Gespräch und schritt dann mit ihr in den Garten zurück. Sobald er durch eine dichtere Buschpartie den Übrigen aus dem Gesichtskreise gerückt war, ging er rasch vorwärts, sah sich aber bei einer Wendung des Weges doch wieder jener Laube gegenüber und rief voll wahrhaften Mißmutes aus: „Noch nicht allein?"

Arabella zeigte auf die kleine Pergola vor ihnen, die sich an die eine Seite der Villa schloß und sagte: „Dort! — Doch warum ungesehen? Wir bleiben sicherlich ungestörter, wenn man uns sieht, wenigstens mich!" Und so wählte sie einen Platz, auf dem sie von der Terrasse aus beobachtet werden konnten.

Eine Weile blieb der Prinz stumm. Als die Baronin seinen heißen Blicken ruhig begegnete, begann er erregt: „Erst muß ich zur Besinnung kommen! Mir erscheint das Ganze noch wie ein Spuk; wir beide hier, und wieder vereint — und doch wären Sie die Frau eines Gerhardtstein?"

„Nicht durch meine Schuld!"

„O Gott, auch nicht durch meine! Nur vollste Offenheit kann Licht bringen. — Die eine Frage vor Allem, hat er bei Ihnen, bei Ihrem Vater für mich geworben?"

„Für Sie, Prinz?" Sie schüttelte das Haupt.

„Ich wußte es," rief er, „so bald ich Ihren Namen neben dem seinigen fand! Vor wenigen Tagen erst, als ich aus England zurückkam. Unter andern Sendungen lag auch unser neuer Almanach — ich schlage gleich die Bodenburgs auf, da stand es! Muß es stehen bleiben?" fragte er gepreßt. „Um nichts, wenn in Ihrem Herzen noch der Schatten einer Erinnerung an jene goldenen Maitage lebt! Wie war es damals zum Sterben traurig und doch von so bestrickendem Reiz, daß ich lieber mit dem Wahnsinn spielen, als davon ablassen konnte. Dennoch durfte ich nicht sprechen, mußte blind sein und bleiben, trotzdem mir Ihr Auge — sein unbewachter Glanz, die Lösung des süßesten Rätsels zu verheißen schien. Aber ich war damals nur ein zweiter Sohn, ohne Vermögen wie Sie, und meine Eltern drangen darauf, mich meiner Kousine Sophie zu nähern, die sich angeblich für mich interessierte. Woche für Woche rang ich meinem Vater die Verlängerung meines Urlaubes ab, bis er einen Machtspruch that. — Welche öden Monate dann am herzoglichen Hofe! Ich konnte mich nicht zwingen, konnte nicht heucheln, was ich nicht empfand. Sophie zog sich bald immer mehr zurück und ich durfte endlich, als mein Vater kam und die Lage der Dinge übersah, mit ihm abreisen. Man schonte mich; die Güte meiner Mutter verschaffte mir sogar einen neuen Urlaub nach Wiesbaden. Es war der 6. August, an dem ich dort wieder eintraf! Wie anders jedoch, als ich es geträumt hatte, wurde ich empfangen!"

„Nach der Art unserer Trennung im Mai —"

„Haben Sie wirklich," unterbrach sie der Prinz schmerzlich, „trotz des Scheines, der gegen mich sprach, meine Verzweiflung nicht durchgefühlt?"

„Eine Verzweiflung," erwiderte Arabella, „die sich nicht zum Handeln aufzuraffen vermochte!"

(Fortsetzung folgt.)



Die kleine Odyssee.

Eine Seegeschichte von **Heinrich Kruse.**

(Fortsetzung.)

Mit Odysseus gingen ein Dutzend von seinen Gefährten
Dreist in die Höhle und waren erstaunt ob dem, was sie sahen.
Ringsum strotzten die Körbe von leckerem Käse, in Eimern
Stand frisch schäumende Milch und in Kübel und Bütten geschüttet
Ruhte die gestrige Milch, schon bedeckt von goldener Sahne
Und sie lockte der süße Geruch, sie schmausten vom Vorrat,
Bis Polyphemus am Abend erschien mit den blökenden Herden.
Eine gewaltige Tracht von gespaltetem Holz auf dem Rücken
Trat in die Höhle der Riese, so zottig behaart wie ein Bär fast,
Und ließ fallen das Holz, daß die Wölbungen krachten im Nachhall,
Und daß die Schiffer erschreckt in den hintersten Winkel entflohen.
Darauf trieb er die Schafe und Ziegen hinein in die Felskluft,
Während er draußen die Widder und Böcke beließ in dem Vorhof.
Hierauf nahm er zur Hand ein graues, gewaltiges Felsstück,
Schob's vor den Eingang hin, und so waren die Griechen gefangen.
Zwanzig Wagen vermöchten den Fels hinweg nicht zu schleppen.
Und dann molk der Cyklope die Schafe und meckernden Ziegen,
Ließ zur Hälfte gerinnen die Milch, mit dem Lab sie vermischend,
Und dann preßt' er sie ein in geflochtene Körbe zum Ablauf,
Aber die andere Hälfte der Milch verwahrt' er in Kübeln,
Um sie zur Hand zu haben zum Trinken, wenn abends er schmauste.
Und nachdem der Cyklop so seine Geschäfte beendigt,
Macht' er ein Feuer sich an und sah nun die zitternden Leute.
„Fremdlinge," sprach er sie an, „Ihr seid wohl Schiffer? Das seh' ich!
Streift Ihr vielleicht hier räubernd umher und setzet das Leben
An den Gewinn?" So sprach der Cyklop. Sie entsetzten sich Alle
Über das rauhe Gebrüll und ihn selber, das gräßliche Scheusal,
Aber Odysseus faßte sich doch und gab ihm zur Antwort:
„Wir sind Griechen und kommen von Troja, das wir erobert.
Kriegsvolk nennen wir uns von Atreus Sohn, Agamemnon,
Der jetzt rings auf der Erde sich Ruhm bei den Menschen erworben.
Als wir, sobald wir beendet den Krieg, wegschifften nach Hause,
Wurden wir weit von der Heimat verschlagen und nahen uns Deinen
Knieen und flehen Dich an, ob Du uns Fremdlingen eine
Gabe bewilligen willst, Du reicher Fürst der Gebirge,
Wie man Gästen sie schenkt, die viel in der Fremde bedürfen.
Doch wer Fremde verletzt, hat Zeus und die Götter zu scheuen."
Aber der wilde Cyklop entgegnete grausamen Herzens:
„Thöricht bist Du, mich so zu mahnen zur Scheu vor den Göttern!
Wir Cyklopen, wir kümmern uns nicht um Zeus und die Götter,
Denn wir sind weit besser als sie und bedürfen nicht ihrer.
Sage mir nun, wo hast Du Dein Schiff am Strande gelassen."
Ihm antwortete klüglich der listige Sohn des Laertes:
„Ach, mein Schiff, das zerbrach mir der Erderschütterer Poseidon,
Der auf die Klippen es warf an Eurem Gestade. Wir sind nur
Mühsam entgangen dem Tod, schiffbrüchige, elende Leute."
Nichts antwortete drauf der gewaltige Oger. Er packte

Zween von Odysseus Gefährten und schmetterte sie auf den Boden,
Daß ihr Schädel zerschellte und Hirn und Blut um sie her flog,
Glied vor Glied sie zerhackend, verzehrt er die Armen zur Nachtkost,
Und schlang ganz sie herab mit Eingeweiden und Knochen.
Aber nachdem er den Wanst sich gefüllt und mit köstlicher Milch dann
Alles heruntergespült, so legte der wilde Cyklop sich
Unter die Herde und schlief und schnarchte mit offenem Maule,
Sich um die Fremdlinge gar nicht kümmernd, als wären es Zwerge.
Aber Odysseus, der gern sein Schwert ihm gebohrt in die Seite,
Wagte sich nicht an ihn, denn sie wären verloren gewesen.
Niemand vermochte den Fels, der den Eingang sperrte, zu rücken.
Also seufzten sie nur und harrten des dämmernden Morgens.
Als der Cyklop nun erwacht und gegähnt, daß schallte die Wölbung,
Macht' er ein Feuer sich an und melkte die blökende Herde,
Wie ein sorgsamer Hirt, und die Säuglinge legt' er ans Euter.
Doch dann packt' er von Neuem ein Paar von Odysseus Gefährten,
Schmetterte sie auf die Erd' und verzehrte die Leiber zur Frühkost.
Darauf trieb er die Herden hinaus, indem er den Felsblock
Leicht vom Eingang hob, und nachdem ihm die Herde gefolgt war,
Schob er den Block vor die Kluft, wie den Deckel man stülpt auf den Köcher.
Aber erfindungsreich, so wurde der Sohn des Laertes
Und nicht vergebens genannt. Ihm fiel in die Augen die Keule,
Grün von des Ölbaums Stamm, die Polyphem sich gehauen,
Um sie, nachdem sie gedörrt, zu gebrauchen als furchtbare Waffe.
Diese war hoch wie ein Mast. Odysseus behieb sie und spitzte
Unten sie zu und ließ von den Freunden sie brennen und härten,
Und sie wandten den Pfahl und brannten ihn in der Flamme.
„Seht,“ so rief er, „wir wollen dem Ungeheuer den Ölbaum
Bohren ins riesige Auge, sobald er vom Schlafe befallen.
Auf! Wer wagt es mit mir?“ Von den mutigsten seiner Gefährten
Wählt' er sich Vier und sann, wie sie könnten entschlüpfen der Höhle
Trotz Polyphems und des Blocks. Sie hatten den Pfahl in dem Miste,
Welcher die Höhle bedeckte, versteckt. Am Abende kam er,
Und trieb Alles hinein, nicht blos die zu melkenden Tiere,
Sondern die Böcke zugleich, die gewöhnlich er ließ in dem Vorhof,
Grad als wenn es ein Gott ihm zur Rettung der Schiffer geheißen.
Darauf schob er den Fels vor die Thür und trieb nach der Reihe
Seine Geschäfte. Er melkte zuvörderst die Ziegen und Schafe,
Ließ dann gerinnen die Milch und preßte sie ein in die Körbe,
Stellte die übrige Milch umher in Bütten und Kübeln,
Und dann packt' er sich zwei der Gefährten, sie jämmerlich tötend,
Und er verschlang sie als Kost für den Abend. Da naht' ihm Odysseus,
Eine hölzerne Kanne mit dunklem Wein in den Händen,
Denn ihm hatte den Wein als köstliche Gabe ein Gastfreund
Einst vor Jahren verehrt und er war so kräftig und feurig,
Daß man zähmen ihm mußte die Glut mit reichlichem Wasser,
Und ein würziger Duft strömt aus dem entsiegelten Kruge.
Aber er sprach zum Cyklopen, indem er die Kanne ihm reichte:
„Nimm, o Cyklop, und trink. Auf Menschenfleisch ist der Wein gut,
Den ich als Gastgeschenk im ziegenledernen Schlauche
Mitgebracht, auf daß Du die Heimkehr gütigst gewährtest
Aber Du bist unfreundlich und wütest ja ganz unerträglich.“
Doch der Cyklop, durch den Duft schon erfreut, trank gierig den Wein aus.
„Ei,“ so rief er, „das schmekt ja wie Nektar! So fülle die Kanne
Mir noch einmal, o Fremdling, und sage mir auch, wie Du heißest,
Daß ich auch ein Geschenk als Gastfreund könne Dir reichen.“
Aber Odysseus, der List nicht vergessend, entgegnete also:

„Niemand heiß' ich!“ „Das ist Dein Name?“ so fragte der Riese.
„Niemand werd' ich genannt von Vater und Mutter und Allen.“
Dreimal trank der Cyklop und ließ dreimal sich die Kanne
Wiederum füllen, und wurde betäubt von dem edelen Tranke.
„Niemand,“ lallt' er, „Dein Wein ist gut! Ich will Dich von allen
Leuten zuletzt auffressen, das soll zum Dank mein Geschenk sein.“
Also sprach er und taumelte hin ungeschlacht auf die Erde.
Und schon schloß er das Auge zum Schlaf, doch er rülpste noch einmal
Und brach Stücke von Menschenfleisch zugleich mit dem Wein aus.
Jetzt nun säumte Odysseus nicht mehr. In die glimmende Asche
Steckt er den Ölbaumstamm, so daß aufflammte die Spitze,
Und dann trug er ihn rasch zum Cyklopen, im Schlafe vergraben,
Stieß ihn von oben hinein in das Auge der Stirn und er drehte
Schleunig den spitzigen Pfahl, wie Tischler den Bohrer herumdrehn,
Vier Mann halfen den Pfahl ihm drehn in dem zischenden Auge,
Wimpern und Brauen versenkten, das Blut sprang siedend am Pfahl auf.
Graunvoll brüllt' aus dem Schlaf auffahrend der wilde Cyklope,
Kreischte vor Schmerz laut auf und riß sich den Pfahl aus dem Auge,
Den er, triefend von Blut, wegschleuderte, tobend vor Unsinn,
Doch sie flüchteten bang in die äußersten Winkel der Höhle.
Aber geblendet, des Lichtes beraubt, schrie: „Hülfe! zu Hülfe!“
Laut Polyphem und rief die benachbarten Felsenbewohner
Durch sein Toben herbei. Sie kamen heran bis zum Eingang
Und sie fragten hinein: „Was ist, Polyphem, Dir geschehen?
Daß Du so brüllst und uns aufweckst und störst in der Nachtruh?
Sind denn Räuber bei Dir und wollen die Herden Dir stehlen,
Will Dich Jemand ermorden mit Arglist oder Gewalt? Sprich!“
Drauf antwortete so Polyphem mit stöhnender Stimme:
„Niemand tötet mich hier mit Gewaltthat! Niemand durch Arglist!“
„Wenn, Polyphem, Dir Niemand denn etwas zu Leide gethan hat,
Und Du Krankheit nur und Schmerzen erduldest, so können
Wir Dir nicht helfen. Drum flehe Du nur zum Vater Poseidon,
Der Dich erzeugt, Polyphem, damit er die Schmerzen Dir lindre.“
Und so verließen sie ihn. Da lacht' das Herz in dem Leibe
Unserm Odysseus, dieweil ihm die List mit dem Namen gelungen,
Doch der Cyklop fuhr fort zu stöhnen und winseln. Er tappte
Viel mit den Händen umher und nahm am Morgen den Fels weg,
Setzte sich aber dabei an die Pforte mit prüfenden Händen,
Daß kein Fremder heraus mit den Schafen zu kommen versuche.
Da war teuer der Rat aus der Höhle zu kommen des Unholds.
Je drei Widder von stattlichem Wuchs und lockigem Vließe
Flocht er zusammen und ließ je einen Gefährten von unten
Rund um den mittleren Bock mit beiden Händen sich klammern.
Diesen, so gut es nur ging, anbinden und über den Rücken
Hieß er die Hände ihn schlingen und fest an der Wolle sich halten.
Rechts und links ging wie zum Schutz ein lediger Widder,
Aber den stattlichsten Bock, der weit vor den andern ragte,
Hatt' er sich selber erwählt und hing ihm unter dem Leibe
Wenig bequem für Beide, doch um sich das Leben zu retten,
Nimmt man mit jeglicher Lage vorlieb, auch am Bauche des Widders,
Und so schritten die Widder hinaus, am Riesen vorüber.
Als der größte nun kam, sein Liebling, zu dem Cyklopen,
Fühlt' er auf Stirn und Backen, doch nicht entdeckt' er Odysseus,
Und so sprach er zum Widder, der schwer belastet vorbeizog:
Lieber Alter, Du pflegtest doch sonst an der Spitze zu gehen,
Warum kommst Du denn jetzt im Nachtrab träge geschritten?
Bist Du betrübt um mich, daß der schändliche Grieche, nachdem er

Mich mit starkem Getränke vergab, mir das Auge geraubt hat?
Hätt'st Du doch menschliche Stimme, um mir zu verraten, mein Lieber,
Wo sich der Frevler versteckt, bald sollt' er mir büßen die Unthat
Und am Boden verspritzen das Hirn der zerschmetterte Niemand."
Selbst nicht in Todesgefahr enthielt sich des Lächelns Odysseus.
Da der Cyklop ihn so vorbeiziehn ließ mit dem Widder.
Als er ein wenig entfernt von der Höhle gelangt in den Vorhof,
Macht' er vom Widder sich los und löste die Bande der Freunde
Und dann trieben sie rasch zu dem Schiffe die stattlichen Böcke
Steil zum Ufer hinab in häufiger Krümmung des Weges.
Froh empfingen sie dort, die Geretteten, ihre Gefährten,
Fragten den Übrigen nach, doch war jetzt Zeit nicht zur Antwort,
Sondern sie warfen nur rasch in das Schiff die erbeuteten Böcke
Und dann ruderten sie aus Leibeskräften von dannen.
Als sie so weit sich hatten entfernt, daß die Stimme noch hörbar,
Rief zum Wütrich, der oben am Ufer erschienen, Odysseus:
„Wie Du bewirtet uns hast, so wurde bezahlt Dir die Zeche!
Höre, Cyklop, wenn Jemand Dich fragt, wer das Auge Dir raubte,
Sage, der Städteverwüster Odysseus hat mich geblendet,
Sohn des Laertes, und Fürst auf Ithakas felsigem Eiland."
Und der ergrimmte Cyklop brach ab vom Felsen den Gipfel,
Nahm ihn und schleuderte mächtig den Felsblock wütend dem Schiff nach.
Drüber hinweg flog wirbelnd der Fels und es schwoll das Gewässer
Hochauf, daß von dem Strudel das Schiff ward wieder dem Strande
Näher gerissen, sie ruderten nun um so eifriger seewärts,
Und sie hörten nur noch, wie Polyphemus zu seinem
Vater Poseidon flehte, er mög' an Odysseus ihn rächen,
Mög' ihn töden, wo nicht, ihm doch sämtliche Schiffe zerstören,
Daß er auf fremdem Gefäß anlanden in Ithaka müsse.
Und sein Flehen vernahm in der Tiefe des Meeres sein Vater.
Aber sie kehrten zur Insel zurück zu den übrigen Schiffen
Und sie verließen, dem Tod entflohn, das cyklopische Ufer.

(Fortsetzung folgt.)

Dämonen.

Man kann von allen Gütern Abschied nehmen.
Es bleicht ihr Wert. Was einst wir gern besessen,
Im Lauf der Zeiten haben wir's vergessen,
Und zur Entbehrung mag man sich bequemen.

Es schwindet Alles hin gleich einem Schemen,
Die uns verzehrt, es sterben hin die Triebe.
Von allem, allem kann man Abschied nehmen —
Nur von dem Ruhme nicht und von der Liebe.

Georg Siegert.

Campanella.

Campanella, Campanella,
Kleine blaue Blumenglocke,
Läuten hören dich die Elfen
Und die stillen Sonntagskinder.
Doch der Träumer, der verliebt ist,
Und der Dichter, der da träumet,
Hört ein Singen aus der Höhe
Und ein Klingen in den Lüften,
Das in hellen Mondscheinnächten
Sich verschmelzt mit deinem Läuten,
Kleine blaue Blumenglocke
Campanella, Campanella.

Ludwig Fulda.

Morgenständchen.

Es küßte schon der Morgenwind
Von jedem Blumenantlitz lind
Das nächtlich stille Träumen.
Will er allein bei meinem Röslein säumen?

Die Sehnsucht pocht in seliger Pein
Leis an Dein Kammerfensterlein;
Wach auf, wach auf, Du Süße!
Laß ein zu Dir der treuen Liebe Grüße!

Ach, wie so weh das Warten thut!
Erst wenn Dein Auge auf mir ruht,
Mein Liebling, ist voll Prangen
Für mich die Morgensonne aufgegangen.

Rosa Rübsaamen.



Wilhelm Jordan.

Von Otto Neumann-Hofer.

Am 8. Februar wird Jordan siebzig Jahre alt. Ein Riese an Körper- und Lebenskraft ragt er wie aus verschollener Zeit in unsere Tage herein. Er ist einer der wenigen Säulen einer schwindenden Kunstübung, die noch aufrecht stehen, ein General ohne Heer, aber in seiner mächtigen Geisteskraft selbst ein Heer darstellend.

Jordan, in seinem Denken modern, ist in seinem Dichten der die Zeit beherrschenden Strömung abgewandt. Er ist entschiedener als alle seine Geistesverwandten, bewußter Vertreter der „Bildungspoesie" — um ein Wort von Matthew Arnold zu gebrauchen — der Poesie, die mit einem Schatz von schwerwuchtigen allgemeinen Ideen belastet ist. Jordan sieht nicht nur in seinen Geschöpfen Ideen verkörpert, er sieht auch in seinen Ideen Geschöpfe. Daß diese Geschöpfe sich dann ein wenig anders bewegen, als natürlich geartete Menschen, daß vielleicht ihr Kopf viel zu groß im Verhältnis zu ihren Gliedmaßen geraten ist, daß die Harmonie der Erscheinung nicht das sie beherrschende Gesetz ist, läßt sich danach wohl begreifen. Fast überall bei Jordan ist die begriffliche Gestaltung der dichterischen Konzeption vorausgegangen, und wenn fast überall der Gedankengehalt in rastloser Fülle zum Ausdruck gelangt, so kommt zuweilen die Anschaulichkeit der Figuren zu kurz und die Ausmalung der Situationen gerät ins Phantastische.

Alle Hinneigung zum Kunstprinzip des Realismus darf nicht hindern anzuerkennen, daß der deutsche Geist das Gebiet, auf dem er unzählige seiner schönsten Siege erfochten, das Gebiet der Gedankendichtung nicht verlassen darf, ohne sich selbst untreu zu werden. Er bezeugt jedesmal durch die tiefe Verehrung, die er einer bedeutenden Leistung auf diesem Felde entgegenbringt, wie sehr er darin ein idealistisches Stück seines eigenen Wesens erkennt, und wenn er heute ein wenig verehrungsmüde ist und sich ungern mit Dingen befaßt, die ihm eine gewisse Anstrengung bereiten, so kann er auf die Dauer nicht einer seiner wesentlichsten und ergiebigsten Eigenschaften verlustig gehen.

Hier, wo es darauf ankommt, nicht die einzelnen Werke Jordans zu besprechen, sondern ein Gesamtbild des Dichters zu entwerfen und die Stellung zu bezeichnen, die er der Gegenwart gegenüber einnimmt, schien es mir notwendig, durch diese Andeutung die Stelle zu kennzeichnen, von welcher Jordans Würdigung ausgehen muß. Wir sehen einen Dichter in einer Zeit wirksam, die sich mit außerordentlicher Schnelligkeit aller Erscheinungen bemächtigt; wir begegnen überall der höchsten Achtung vor seinem Namen und dennoch bemerken wir, daß sein Einfluß auf die zeitgenössische Produktion gering, ja fast gleich Null ist. Wie erklärt sich dieser Widerspruch? Er erklärt sich dadurch, daß des Mannes Dichten nicht den Bahnen der Zeit folgt und daß er dennoch eine starke innere Beziehung zum Geiste des Volkes besitzt.

Jordan ist nie populär gewesen. Auch nicht als Neuschöpfer des Nibelungenliedes. Durch seine persönliche Verbreitung des Gedichts auf jahrelangen Vorlesungstouren hat er seine Persönlichkeit bei weitem bekannter gemacht als die Dichtung. Obwohl diese einen buchhändlerischen Erfolg gehabt hat, der in Deutschland bei einem in felsenharter Sprache geschriebenem Epos fast ein Wunder genannt werden kann, ist sie doch nicht in die Herzen und noch weniger in das Gedächtnis der Nation eingedrungen. Jordan hat sein gut Teil beigetragen zu der Hochflut der Nibelungen-Begeisterung, die durch Wagner zum Anschwellen gebracht wurde. Dieser Hochflut hat das Gedicht seine äußeren Erfolge zu verdanken, nicht seinen inneren Vorzügen. Denn um dieser Vorzüge inne zu werden, ist ein liebevolles Versenken in eine der gewaltigsten und — fügen wir hinzu — der gewaltsamsten Dichtungen unerläßlich, die je geschrieben worden sind, und zu einer solchen Versenkung hat das große Publikum heute keine Zeit. Nur eine kleine Gemeinde hat sich die Dichtung wahrhaft erobert und pflegt deren Kultus. Ich würde meine Aufgabe an diesem Orte verkennen, wenn ich mich mit dem Dichter in eine Auseinandersetzung über sein eigentliches litterarisches Credo einließe: daß wir im Geiste des germanischen Altertums die Wurzeln unserer Kraft wiederfänden, daß es gälte, die nationalen Sagen zu beleben, sie auf ihre reine, ursprüngliche Form zurückzuführen, in ihren Gestalten und Mythen den würdigen Gegenstand unserer Dichtung zu suchen. Jordan hat das, was er für den wahren Beruf des modernen Dichters hält, deutlich genug im Vorgesang zu den Nibelungen durch den Mund des „wunderbaren Weibes in wallendem Gewande" mit den Runenstäbchen ausgesprochen:

> So teile denn, sprach sie, den Irrtum des Tages.
> Erfinde die Fabeln statt fertiger Sagen,
> Ersinne dir selbst den Stoff zu Gesängen;
> Man lauscht nicht länger leibeigenen Liedern.
> Heize dein Hirn mit dem hohlen Hochmut
> Zu wähnen, mit deiner winzigen Weisheit
> Könnest du erkünsteln, was Völker nur erkämpfen,
> Die Gesamtheit nur ersinnt mit ewiger Seele,
> Und Jahrhunderte erst häufen zum Hort des Gesanges
> Was du münzest aus Masse, die du selbst gemischt hast,
> Mag gelb sein, doch gilt's nicht, es ist nicht golden.
> Aus dem edelsten Erze des uralten Erbes
> Von Erden und Rost das reine Rotgold
> In leuchtender Schönheit lauter zu scheiden,
> Mit dem Zeichen der Zeit es preiswert zu prägen,
> Das nur, bedenk' es und lass' den Dünkel,
> Ist der Dienst des Dichters, des Gedankenwardeines.

Wir werden nicht mit dem Dichter rechten über diesen Rat des Zauberweibes, den er sich zu eigen macht. Wir werden nur bemerken, daß er dem Geschick nicht entgehen konnte, bei dem Versuche, das Gold der Vorzeit „mit dem Zeichen der Zeit preiswert zu prägen" ein Geschlecht von

Menschen zu ersinnen, das weder der Vorzeit noch der Jetztzeit angehört, sondern einem germanischen Riesenvolke, das lediglich in der Vorstellung des Dichters lebt. Während Jordan mit einer gewissen Entrüstung den Stoff von dem mittelalterlich-höfischen Flitter reinigt, den ihm der Kürenberger oder wer sonst der Dichter des Nibelungenliedes sei, übergehangen, und zu den ursprünglichen nordischen Formen durchzudringen versucht, versetzt er die Dichtung mit modernen Reflexionen und behaftet seine Götter und Helden mit Humanitätsgefühlen, welche der Zeit entsprangen, aus welcher Jordan seine eigene Bildung gesogen. Dieser Vorgang ist nicht erstaunlich, er ist nur natürlich. Ihm verdankt das Gedicht denn nun seinen bedeutendsten Vorzug, nämlich den, daß es von modernen Menschen gelesen werden kann. Ich verzichte auch, auf die Frage einzugehen, ob den modernen Menschen das Lesen des Gedichts durch den Stabreim erschwert oder erleichtert werden mußte, ob der Stoff den altdeutschen alliterierenden Vers mit seinen etwas primitiven vier Hebungen gebieterisch verlangte. Auch diese Frage greift in die heiligste Überzeugung des Dichters ein, die er praktisch bewahrt und theoretisch verfochten hat, und sie mag sich daher nicht in unseren Festgruß mischen. Die litterarhistorische Bedeutung der Jordanschen Nibelungendichtung ist schon längst festgestellt: sie besteht in der vollständigsten, mustergiltigsten und gewaltigsten Erneuerung des echten epischen Stiles, welche die neuere Zeit hervorgebracht hat. Hier, wo der Stoff dem Dichter gegeben war, wo er seine gestaltenschaffende Phantasie, die ungewöhnlich schwerflüssig ist, nicht zu unwilligen Leistungen zu reizen brauchte, wo er, vom Zwange der realen Verhältnisse entbunden, die Begegnungen seiner Helden herbeiführen durfte, wie es ihm beliebte, konnte er die glänzenden Eigenschaften des Epikers, deren er sich erfreut, frei walten lassen: die Ausmalung riesenhafter Situationen und die Gestaltungen von reichen Naturbildern. Jordan verleugnet diese Eigenschaften auch in seinen freien Erfindungen nicht; hier aber treten sie uns nicht mit der unmittelbaren Wirkung, der überwältigenden Kraft entgegen, wie in den Nibelungen, wo das Riesenmaß aller Leiber über Menschliches hinauswächst und wir uns der kontrollierbaren Vorstellungen entschlagen haben. Das hört sofort auf, sowie wir in menschliche Verhältnisse geführt werden. Der Ritt des nackten Lelandsohnes auf dem ungezäumten Pferde, die Fahrt auf dem künstlichen Floß, die Grenzschlacht mit den aufständischen Polen in den „Zwei Wiegen" sind Szenen von einer epischen Vollendung, die, für sich betrachtet, dem Feuerritt Siegfried und Brunhilds und andern Glanzstellen der Nibelungen ebenbürtig sind; sie passen aber nicht in die Umgebung hinein und muten uns eben so seltsam an, wie die gymnastischen Schrullen des Menschenzüchters in demselben Roman. Die in der Nibelungenwelt heimische Phantasie des Dichters legt an die Welt der Wirklichkeit zu riesenhafte Maßstäbe, und selbst dort, wo er sich künstlich zu leichtem Spiele zwingt, werden wir in Verhältnisse versetzt, die nur noch in den ungefähren Umrissen zu unseren gewohnten Vorstellungen von Menschen und Dingen passen.

Jordans Lustspiele — seine Versuche im tragischen Fache sind gescheitert — beweisen am deutlichsten, wie schwer es dem Dichter wird, die Wirklichkeit zu fassen. Hier flieht er in eine völlig selbstgeschaffene Welt von verlebendigten Begriffen. Sie beweisen aber auch eine Gegensätzlichkeit in Jordans Wesen, deren Studium dem Litteraturforscher eine reizvolle Aufgabe gewährt. Welche Gegensätze in dem epischen und dramatischen Schaffen des Formenkünstlers Jordan! Dort eine künstliche Erneuerung der altgermanischen Heidenwelt mit ihren riesenhaften Gestalten, in der Anlage ungeschlachter, ursprünglicher gedacht, als sie uns in der mittelalterlichen Bearbeitung des Nibelungenliedes erscheinen, in der Ausführung geglätteter, behauener, absichtlicher, eine mit raffinierter moderner Technik imitierte Götter- und Riesenwelt — hier die empfindsame Widerspiegelung der heutigen Kultur, eine Welt des zartesten poetischen Scheines. Aber nicht der poetischen Wirklichkeit. Die Menschen in Jordans dramatischen Werken leben in Beziehungen, welche von der Schwere der sie umgebenden irdischen Verhältnisse losgelöst zu sein scheinen; sie bewegen sich wie in einem Märchenpalast, durch dessen dicht umrahmte Fenster nur hin und wieder die Sonne der Wirklichkeit hineinstrahlt. Die Begriffe und Vorstellungen, in denen diese Menschen weben, stehen als abstrakte und selbstständige Mächte da, aus deren inneren logischen Entwickelung der Szenengang abgeleitet wird, anstatt daß sie sich umgekehrt aus den Charakteren der Fabel und den Situationen ergäben, kurz, diese Menschen sind Traumbilder, welche eine wahre Überlegung mit dem Schein des Lebens begabt hat, es sind lustige Schemen, welche irgend einen sinnigen Gedanken mit leiblichen Umrissen bekleiden, es sind Allegorien, die bei der entwickelten Technik Jordans die höchste Wahrscheinlichkeit, aber niemals die volle Wahrheit der Poesie erreichen.

Es sei mir gestattet, zur Exemplifizierung diejenige Dichtung herbeizuziehen, welche die Erscheinung am reinsten darbietet, obwohl sie im übrigen weder die beste noch die bekannteste ist. Unter Jordans Lustspielen hat „Durch's Ohr" die weiteste Verbreitung gefunden; die ganze Kunst der Jordanschen Versbildung kommt in ihm auch am reichsten zur Entfaltung. Da strömen die Reime und Rhythmen im harmonischen Fall, in vollem, ungebrochenen Klange. Am charakteristischsten ist jedoch das Verslustspiel „Tausch enttäuscht", wo eine Frage der praktischen Psychologie entschieden werden soll. Hier haben wir die Erscheinung rein: anstatt der Entwickelung einer Begebenheit die Auseinanderzerrung einer These. Die Dichtung gehört zu den unbekannteren Jordans, ich deute daher mit einigen Worten den Inhalt an: Max und Matilde sind zwei feurige, junge Menschen, poetisch veranlagte Naturen. Ernst und Emma sind kühl, nüchtern, prosaisch verständig. Max und Emma, sowie Ernst und Matilde sind von Kindesbeinen an miteinander verlobt. Wie die Paare an einem Orte aufeinandertreffen, lösen sie sich und gehen unter der anziehenden Einwirkung des Gleichartigen zwei neue Verbindungen ein, die eine rein poetisch, die andere rein prosaisch. Die Väter indessen erkennen die Thorheit der neuen Kombinationen und beschließen, die jungen Leute von ihrem Irrtum zu bekehren. Sie gehen scheinbar auf ihre Laune ein, sie veranlassen sogar, daß die neuen Paare auf vierzehn Tage in zwei getrennte Flügel des Schlosses, in dem die Handlung spielt, zusammenziehen, daß sie also eine echte Probeehe durchmachen, um sich gegenseitig kennen

zu lernen. In der Welt würde man ein solches Experiment gewagt finden, in dem märchenhaften Schimmer der Jordanschen Lustspieldichtung indeß, wo alles nur ein Gleichnis, versteht es sich ganz von selbst. Es ist der direkteste Weg zur Versinnlichung des mißgearteten Verhältnisses, ohne zu dem tragischen Ende einer unglücklichen Ehe zu führen, und Jordan hätte nicht nötig gehabt, sich im Text seiner Dichtung vor etwaigen Vorwürfen durch die Verse zu verteidigen:

> Kurz, diese kühnste, richtigste der Kuren
> Des Irrtums allzuähnlicher Naturen,
> Ist *edel* auch und hält die *Sitte* heilig.
> (sehr stark)
> Die selbst verdorben, *Sittenlosen* freilich,
> Begeifern sie gewiß mit schnödem Scherz,
> (halb zu den Zuschauern, mit äußerstem Nachdruck)
> Doch Anstoß nimmt an ihr kein *deutsches* Herz —,

so lange es nämlich vor den Lampen sitzt, hinter denen das Lustspiel sich abwickelt. Indessen dürfte es doch recht froh sein, daß es von dem Dichten Jordans keinen Weg zum Leben giebt.

Mit dem letzten Citat ist ein Thema angeschlagen, das durch alle Jordanschen Werke hindurchklingt: das der Sittlichkeit. Es ist charakteristisch, daß der Dichter der Nibelungen die Erfüllung der Sittlichkeit in der Ausbildung zu einem starken, schönen Geschlecht erblickt. Der Dichter, der mit seiner Ideenwelt noch jugendlich ringt, findet keine plastische Verschmelzung der beiden Prinzipe, die die Welt beherrschen, des Guten und Bösen, des Positiven und Negativen: Lucifer und Agathodämon erkennen sich in recht abstrakter Weise als Ausstrahlungen des Einen göttlichen Wesens und schließen einen verzweifelt platonischen Bund zum Heile der Menschen („Demiurgos“). Der reife Mann, der inzwischen seine Weltanschauung durch die neue Natureinsicht des großen Engländers geläutert und vollendet hat, findet eine plastische Vereinigung von Demiurg und Agathodämon: den Leland, den vollen, gesunden und starken Menschen, der zugleich auch der *sittliche* ist („Zwei Wiegen“). Die „Zwei Wiegen“ sind Jordans letztes, und, in Bezug auf den Ideengehalt, auch sein reifstes und bedeutendstes Werk. Sie scheinen mir dabei für den Gedankendichter, als welcher Jordan fortleben wird, typischer zu sein, als selbst seine Nibelungen. Ich habe hier keinen Platz, auf die „Sebalds“ einzugehen, die aus der Gedankenwelt Jordans einen Ausschnitt, einen für ihn freilich äußerst wichtigen, den religiösen, herausgreifen; sie leiten aber bereits über zu der volleren Weltbetrachtung, welche in den „Zwei Wiegen“ einen, nur äußerlich genommen, riesenhaften Ausdruck erhält. Die „Zwei Wiegen“ sind das bislang vollständigste und geistesmächtigste poetische Weltbild im darwinistischen Lichte.

Jordan gelangt durch die naturwissenschaftliche Schule Darwins zum Optimismus, die Häupter des heutigen Realismus haben aus derselben Schule den Pessimismus mit sich gebracht. Wissenschaftlich sind beide Richtungen der Stimmungsphilosophie völlig belanglos, dichterisch haben jedoch beide ihren Wert. Sie entspringen beide nicht sowohl aus der Erkenntnis, sondern aus dem Temperament, und dieses hat zu allen Zeiten in der Dichtung eine große Rolle gespielt. Nur hat sich bisher der Optimismus als dichterisch fruchtbarer erwiesen. Die Dichtung als Spiegelbild des Lebens setzt den Wert des Lebens voraus, denn sonst hätte sie keinen Sinn. Der Pessimismus hingegen muß, wenn er konsequent sein will, den Wert des Lebens, und mit ihm das Leben selbst, verneinen. Schopenhauer, der denkmächtigste aller Pessimisten, hat diese Folgerung auch unbedenklich gezogen. Eine pessimistische Dichtung kann auch nichts anderes, als den Unwert des Lebens dem Gemüte nahe bringen. Damit zerstört sie zugleich die Wurzeln der Dichtung selbst; denn nimmermehr kann das Abbild eines Dinges einen Wert besitzen, das selbst keinen Wert hat. In aller pessimistischen Dichtung und Philosophie, die von sich ein großes Wesen macht, läuft ein geheimer Selbstbetrug mit unter; denn folgerichtig müßte sie sich verachten als den Schatten eines Schatten.

Alle bleibende Dichtung wird mithin eine optimistische sein oder sie wird nicht sein. Als Übergangsstadium mag die pessimistische Dichtung einen Wert haben, weil sie auf neue Quellen der Poesie hinweisen kann, wie es der moderne Realismus in der That mit glücklichstem Erfolge gethan hat. Soll jedoch aus der Gährung ein lebensvolles Gebilde sich entringen, so wird es das Gebilde eines *starken, gesunden und schönen Geschlechtes* sein.

Das ist Jordans Ausgangspunkt. Mit glatten, runden Worten spricht er es aus, daß die für uns Menschen durchaus und immerdar höchste Weisheit es ist, gesunde Buben und Mädchen zu erzeugen. Er ist nicht verblendet genug, die Vollendung des Glückes und der Zufriedenheit Aller als den Endpunkt der Entwickelung hinzustellen. Er weiß, daß mit jeder Stillung eines Verlangens geometrisch die Begehrlichkeit wächst. Er weiß ferner, daß die Befriedigung aller Wünsche das Streben und den Fortschritt lähmt, daß der Aufstieg zu höheren Daseinsformen durch Kampf und Streit führt. Aber er hütet sich, hieraus die trostlose Folgerung der Pessimisten zu ziehen, daß das Leben ein qualvolles Ringen um ein Nichts sei. Wenn es — uneigentlich gesprochen — der *Wille* der Natur war, das Leben zu *schaffen*, so hat sie auch Vorsorge getroffen, es zu *erhalten*, d. h. es erträglich und befriedigend zu gestalten. Es ist ein Naturgesetz, das wohlthätige Gesetz der Kompensation, die demokratischste aller Natureinrichtungen, wonach genau nach der Last die Tragkraft wächst, genau nach der Schwere des Leides die Dulderstärke und die Empfänglichkeit für Lichtblicke der Freude. „Genau der Vermehrung der Genußmittel entspricht die Verminderung der Genußfähigkeit, genau der Seltenheit des Genusses dessen labende Würze . . . mir ist es unfraglich, daß diesseits des Hungers und der Krankheit, Lebensleid und Lebensgenuß aufs Härchen gleich ausgeteilt sind.“

Und dieses Gesetz der konstanten mittleren Spannung des Gemüts ist das Korrektiv sowohl für die sozialen Ungleichheiten, als auch für die Folgen der Vererbung, die in dem Roman, sowie überhaupt in dem Jordanschen Denken, genau so wie in demjenigen Ibsens oder Zolas, eine hervorragende Rolle spielen, mit dem Unterschiede nur, daß, bei allem sogar ein wenig manieriertem Physizismus Jordans, bei dem deutschen Dichter die Rückwirkung der physischen Vererbung auf das Wohl der Menschen viel weniger verhängnisvoll sich erweist, als

bei seinen fremden Kollegen. Er hat die beiden bresthaften Figuren seines Romans, die Jakobäa und den jungen Bajor, nur zu beweisen, daß mit den verkrüppelten Gliedern keineswegs notwendig auch das Organ für die Weltfreude verkrüppelt zu sein braucht, sondern fortwirken und in der Isolierung vom Tageslärm selbst reinere Freuden erzeugen kann als bei den Starken und Gesunden.

Die „Zwei Wiegen“ sind ein riesiger Hymnus auf die Weltfreude. Nicht weit von der Schwelle der Siebzig war Jordan, als er sie schrieb. Ein jünglingshafter Lebensdrang durchzieht sein letztes Werk. Möge dieser Lebensdrang ihn aufrecht erhalten im Patriarchenalter, körperlich und geistig, als den Hünen von ungebrochener Kraft, der mit seiner mächtigen Stirn das Volk rings umher überragt.

Nah und weit.

Ich seh' Dich wandeln die Straße entlang,
Erreichen könnt' Dich meiner Stimme Klang,
Mein Arm Dich umspannen zum traulen Geleit –
So nah, so nah und doch so weit.

So nah und so weit, wie Tag und Nacht,
Wie Winterschnee und Frühlingspracht,
Wie Treuschwur und gebrochner Eid –
So nah und doch so weit, so weit!

J. Loewenberg.

Im Dom.

Sie lagen auf den Knieen alle,
Als in die weite Säulenhalle
Ein Strahl der Sonne sich verlor
Und leuchtend fiel auf Dich hernieder,
Die fromm gesenkten Augenlider
Und des Gewandes Trauerflor.

Die Orgel schwoll in mächtigen Tönen,
Es scholl der Pauke dumpfes Dröhnen –
Ich aber hört es längst nicht mehr.
Mir war, als ob Gott selber zeigte
Auf Dich, die ihm so hold sich neigte,
Mit seinem Strahlenfinger her.

Gebadet warst Du ganz im Glanze
Und von dem fahlen Nebeltanze
Der Sonnenstäubchen licht umweht,
Die durch des Fensters hohen Bogen
Von Dir hinan die Brücke zogen
Zum Himmel – wohl für Dein Gebet.

Am Pfeiler lehnt' ich – voll Erstaunen
Ob unsrer lieben Sonne Launen,
Die ihre Kraft verteilt so gut,
Und all ihr Licht auf Dich verschwendet
Und doch zugleich ins Herz mir sendet
All ihre heiße Flammenglut.

Rudolf Knuffert.

Aus Grabbes Tagebuch.

Mitgeteilt von Karl Emil Franzos.

Daß Grabbe Aufzeichnungen hinterlassen hat, welche man, da sie Bemerkungen über seine Lektüre, seine äußeren Verhältnisse, seine Stimmungen und Arbeiten enthalten, wohl nicht anders denn als sein Tagebuch bezeichnen kann, war bisher nicht bekannt. Keine der Biographien, keine der Gesamtausgaben seiner Werke enthält Andeutungen darüber. Gleichwohl wird man nun an der Thatsache an sich nicht zweifeln können, obwohl es wenig genug ist, was ich zu bieten vermag. In meinem Besitze befinden sich nur zwei Fragmente dieser Aufzeichnungen, jedes drei Seiten eines Foliobogens umfassend, von Grabbes Hand teils mit Tinte, teils mit Bleistift geschrieben und mit abenteuerlichen Federzeichnungen ausstaffiert. Das Papier ist von derselben Qualität, die Handschrift von demselben Duktus und auch der Inhalt erweist, daß beide Blätter vielleicht in demselben Monat, jedenfalls aber in demselben Jahre beschrieben wurden. Gleichwohl war das äußere Schicksal der beiden Bogen ein sehr verschiedenes; den einen erwarb ich vor etwa Jahresfrist von einem Hamburger Autographenhändler, der andere kam mir vor wenigen Wochen von einem freundlichen Abonnenten dieser Zeitschrift, dem ich leider nicht unter Nennung seines Namens danken kann, da er dieselbe nicht gewünscht, aus Baiern zu; das Autograph war bereits seit Jahrzehnten im Besitze seiner Familie und wurde irrtümlich für ein Manuskript Heines gehalten. Schon daraus ergiebt sich, daß Grabbes Tagebuch, selbst wenn es nach seinem Tode vollständig in eine Hand gelangt sein sollte, jedenfalls sehr früh in alle Winde zerflattert ist, so daß die Hoffnung, es jemals vollständig oder nahezu vollständig sammeln zu können, aufgegeben werden muß. Aber mindestens eine Anzahl der Blätter zu retten, sofern darauf öffentlich aufmerksam gemacht wird, darf man erwarten, und mit um dieses Zweckes willen veröffentliche ich heute den Inhalt eines der Bogen. Daß derselbe auch aus inneren Gründen die Veröffentlichung verdient, bedarf keiner ausdrücklichen Erinnerung; nicht bloß für Grabbes Verbitterung, auch für seinen originellen Geist und den ungewöhnlichen Umfang seines Wissens sind diese Aphorismen bezeichnend. Die Zeit der Entstehung läßt sich nach dem Inhalt unschwer feststellen. Das Blatt stammt aus der Düsseldorfer Zeit des Dichters, dem November oder Dezember 1835, also jenem überaus trüben Lebensabschnitt, wo sich sein Bruch mit Immermann vorbereitete, und seine halb gebrochene Kraft noch einmal, zum letzten Male, die Lösung einer großen Aufgabe, die Ausgestaltung der „Hermannsschlacht“, versuchte.

Das Fragment lautet:

„Modezeitung“ vom Juli bis September. Hamburg wird im Expeditionsbericht als Stadt eines Königreichs, Bremen als eine fürstliche Herrschaft bezeichnet. — Dann ein Schandbild, womit die Volksbilderbibel anfängt. Mir wär's egal, aber auf Ge-

winnst berechnet, unter täuschenden Formen, scheint's ekelhaft. — Die duchesse d'Abrantes muß arm geworden seyn, sie schmierte das dumme Zeug nicht. — pag. 637 haben die Apostel Bocksbärte. Gut für die Balbiere. — Das Doppelkupfer mit den Commoden ist sans façon. Diese Bässe in Quedlinburg hat wieder einen Haufen Grütze in den Ankündigungen. Tildchen holt Tinte.

„Ausland."

Die Dynastie Wenwang, 1200 a. chr., hätte ich sehen mögen. Die Narren merken nicht, daß alle Cultur vom Mittelmeer ausging, und die Asiaten, phantastisch, dumm und eitel, sich und sie anlügen. — p. 1083 gibt's Tiger in Afrika! Es hat nie sie gekannt. Die Lämmergeierflügel breiten sich da „nur 8 bis 9 Schuh" aus, und thun's bis zu 18 Schuh in der Wirklichkeit, leider nicht in den Sperlings-Journalen. — Daß die Missionaire Chalmers und Weier den Kaffern, welche von diesen Herrn sicher mit ihren (folgt ein unleserliches Wort) aufgeregt sind, glücklich entkommen sind, ist mir unlieb. Tod den eigennützigen (unleserlich) der Religion, die von anderen (unleserlich), als sie ahnen, gehetzt werden, und nicht wissen, was sie thun. — Die vergleichende Uebersichtscharte unserer Ströme hat man in manchen Atlässen besser. Diese ist Kritzkratz eines von einem dummen Lehrer gebildeten, und noch nach dümmer gewordenen Abiturienten. — Nr. 267 kommt Düsseldorf auch auf alberne Weise angeführt vor. Der Ausgang des Rheins bildet sich nicht bei Cöln oder Düsseldorf, sondern erst bei Nymwegen. Solche Kerle schreiben! Wissen auch nachher kaum, daß Beirut Berythus ist. Ach!

„Blätter für litt. Unterhaltung."

Hegel hungerte in Jena und ward klug. Er wurde ein Schmeichler des absoluten Monarchismus, und sagte, was ist, ist recht. Diesen Tiefsinn, der jede Ohrfeige rechtfertigt, predigte er unter Phrasen — pah. Er ist nicht werth, Schelling, Fichte oder Kant die Füße zu lecken, und seine Schüler sind Jungen, die bewundern, wo sie nicht verstehen. Ich glaube, das schrieb ich schon neulich, man kanns aber nicht genug sagen. Hegels Logik ist der des Bardili abgestohlen, und Schweinhunde wissen's nicht. Das lese der Teufel weiter. — Ich kann das Zeug nicht genau lesen.

Die Hermannsschlacht ist in und über mir, wie ein Sternenmeer. — Wohl mein letzter Trost"

Dies der Wortlaut des Tagebuchblattes. Der Text bricht, wie man sieht, jählings ab, wohl aber findet sich unter der letzten Zeile eine kuriose Zeichnung: ein karrikierter Kopf mit langer Nase und zurückfliegendem Kinn und daneben der Name „Heine". Es ist ein roher Umriß, und wäre der Name nicht beigeschrieben, so könnte man unmöglich errathen, wen Grabbe da karrikieren wollte. Auch nun, wo man es weiß, gehört viel Phantasie dazu, um aus diesen groben Umrissen das Profil des Dichters der „Jungen Leiden" herauszufinden. Heine und Grabbe lernten einander bekanntlich 1822 als Studenten in Berlin kennen und verkehrten in dem wüsten Kreise, der allnächtlich in der Weinstube von Lutter und Wegener sein Wesen trieb. Gleich den andern jungen Poeten Karl Köchy, Friedrich von Uechtritz, Ludwig Robert, Ludwig Gustorf u. A. huldigte auch Heine dem Talent und den exzentrischen Launen Grabbes, bis sich dieser immer feindseliger gegen ihn stellte, und zwar hauptsächlich aus bitterem, oft bis zur unzurechnungsfähigen Wut gesteigerten Neide über die frühe Anerkennung, welche die bei Maurer erschienene erste Sammlung seiner Gedichte dem jungen Düsseldorfer einbrachte. Dieser wütige Neid Grabbes entlud sich schließlich in einer brutalen Beleidigung, doch nahm Heine keine Notiz von derselben, sondern begnügte sich, fortab von Grabbes Anwesenheit in dem Kreise, den er zu besuchen fortfuhr, keinerlei Notiz zu nehmen. „Dies wurmte," erzählt Laube in seinen Reisenovellen, „Grabbe so tief, daß er sich noch kurz vor seinem Tode darüber beschwerte. „Aber was sollte Heine mit Ihnen thun," fragte der Besucher, welchem Grabbe diesen Vorfall erzählte. „Sollte er Sie fordern?" — „Nein, derartig war die Sache nicht!" — „Sollte er Sie denn prügeln oder, da er körperlich der Schwächere war, Sie prügeln lassen?" — „Nein," rief Grabbe leidenschaftlich, „das war alles unzureichend, er mußte mich morden!" — Auch sonst finden sich in Grabbes Korrespondenz Anhaltspunkte genug, wie glühend er Heine haßte und ihm seinen wachsenden Ruhm neidete. Heine vergalt ihm diese Gesinnung nicht; allerdings hatte er auch dem unglückseligen, zu seinen Lebzeiten stark unterschätzten Jugendgenossen gegenüber keinerlei Grund zum Neide. Zwar ist der angebliche Brief Heines an Grabbe, welchen auch Oskar Blumenthal in seiner Gesamtausgabe von Grabbes Werken (Band IV S. 639) als echt mitteilt, ganz sichtlich ein Falsifikat des berüchtigten Fälschers Friedrich Steinmann, der 1861 bekanntlich einen ganzen Band gefälschter Briefe Heines hat erscheinen lassen, aber auch die authentischen Briefe Heines sowie einzelne Stellen seiner Werke beweisen, daß er an Grabbe ohne Groll, ja mitleidsvoll und mit warmer Anerkennung seines dichterischen Talents dachte. Man vergleiche z. B. jene Stellen in der 1838 entstandenen Schrift: „Shakespeares Mädchen und Frauen", in welchen er auf Grabbe zu sprechen kommt. Unmittelbar nach Grabbes Tode hatte er, wie aus seinem Briefe an August Lewald vom 10. April 1839 (Strodtmannsche Ausgabe. Band XX S. 129) hervorgeht, die Absicht, eine Charakteristik Grabbes zu schreiben und hatte er auch bereits damit begonnen, „aber," fügt er hinzu, „ich will nicht weiter schreiben, ehe ich Dullers Biographie des Unglücklichen gelesen," und so blieb die Arbeit liegen. Ja, kurz vor seinem Tode erwies er Grabbes Andenken dadurch einen guten Dienst, daß er seinen Verleger Julius Campe, der ihn darüber zu Rate gezogen, bewog, die ihm angebotene Schrift von Karl Ziegler: „Grabbes Leben und Charakter" in Verlag zu nehmen. Obwohl er auch bei Grabbes Lebzeiten nichts hatte drucken lassen, woraus dieser irgendwie auf einen Haß Heines gegen ihn hätte schließen können, blieb Grabbe bis zu seinem letzten Atemzuge einer der heftigsten Feinde und grimmigsten Neider, die sich je gegen Heine gekehrt. Vergegenwärtigt man sich dieses Verhältnis, so ist es nicht schwer, die Gedankenkette zu finden, welche von jenem tiefschmerzlichen, verzweiflungsvollen Ausruf, mit dem das Blatt schließt, zu der Karrikatur hinüberführt. Nach jenem verzweiflungsvollen Aufschrei entsinkt der Hand des Unglücklichen die Feder, ihn übermannt das Bewußtsein, ein verlorener Mann zu sein, das Bild seiner Jugendtage und damit auch jenes des gehaßten, nun so

berühmten Rivalen taucht vor ihm auf und er wirft ein Zerrbild seiner Züge, wie es ihm in der Erinnerung geblieben, auf das Papier.

Schließlich sei noch bemerkt, daß mindestens dieses eine Blatt aus Grabbes Tagebuch thatsächlich einem seiner Biographen vorgelegen hat, ohne daß es dieser freilich erwähnte, ja noch mehr, er gab höchst auffälliger Weise sogar eine falsche Auskunft darüber. In jener Skizze nämlich, welche Ernst Willkomm in dem von ihm und Alexander Fischer herausgegebenen „Jahrbuch für Drama, Dramaturgie und Theater" (Leipzig, Hartung, 1838) über Grabbe veröffentlicht, teilt er auch angeblich aus „Billets und Briefen" Grabbes eine Anzahl von Auszügen mit und darunter auch den Satz: „Die Hermannsschlacht ist in und über mir. Wohl mein letzter Trost." Nähere Details über diese „Briefe" finden sich dort nicht mitgeteilt, was schon Blumenthal aufgefallen und ihn zu der Frage bewogen: „Warum hat Willkomm hartnäckig verschwiegen, an wen die erwähnten Briefe gerichtet waren?" Die Antwort ist nun gegeben. Willkomm schwieg, weil es sich eben nicht um Briefe, sondern um Tagebuchblätter handelte. Aber was ihn zu dieser Unwahrheit bewogen, bleibt allerdings unerfindlich.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Dialekt-Dichtungen.

Es ist lediglich Zweck dieser Anzeige, einige Erscheinungen der letzten Zeit auf dem Gebiete der Dialekt-Dichtung kritisch zu würdigen. Eine prinzipielle Betrachtung über die Grenzen, innerhalb deren die Anwendung des Dialekts ästhetisch berechtigt ist, kann hier füglich unterbleiben, da sich im Folgenden ohnehin wiederholt Gelegenheit zu einigen Bemerkungen darüber ergeben wird. Nur auf eine bisher kaum recht gewürdigte Erscheinung sei schon jetzt hingewiesen: die Anwendung des Dialekts findet immer häufiger statt, und dieser Zweig der Litteratur hat in den letzten Jahren eine Ausdehnung erfahren, wie kaum ein anderer; dies tritt so auffällig hervor, daß man unwillkürlich versucht wird, nach den Gründen zu forschen. Handelt es sich lediglich um eine litterarische Mode, hat der Erfolg, welchen zwei hervorragende Dialekt-Dichter, Klaus Groth und Karl Stieler, errungen haben, den Nachahmungstrieb erweckt und angestachelt? Handelt es sich um eine bewußte oder unbewußte Reaktion gegen jene stramme, nicht mehr zu verkennende Zentralisation, der wir nun auch auf geistigem Gebiete von Jahr zu Jahr sichtlicher entgegen gehen? Auch darüber wird die Betrachtung manches einzelnen Falls Anhaltspunkte ergeben; soviel ist gewiß, daß der Partikularismus in der Litteratur vorher selten so stark hervorgetreten ist, als gerade in den letzten Jahren, welche sich für die Festigung der politischen Einheit der deutschen Stämme so ersprießlich erwiesen haben.

Die ansehnlichste Sammlung, welche wir zu betrachten haben, führt uns aus den Grenzpfählen des deutschen Reichs in jenes Land deutscher Zunge, welches sich von je nicht bloß in der Politik, sondern auch in der Litteratur im Guten wie im Schlimmen die stärkste Eigenart zu bewahren gewußt hat. Wir meinen die seit 1881 im Verlage von Orell Füßli & Cie. in Zürich erscheinende Kollektion: „Schwizer Dütsch. Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Litteratur in ihren vorzüglichsten Vertretern. Gesammelt und herausgegeben von Professor O. Sutermeister in Bern," von welcher bisher zusammen 44 Hefte vorliegen. Diese wertvolle und wichtige Sammlung gehört allerdings eigentlich nur insoweit in den Rahmen unserer Anzeige, als sie auch die Dichtung der neuesten Zeit berücksichtigt und Originalbeiträge bietet, denn sie beschränkt sich nicht auf die Mitteilung handschriftlichen Materials, sondern will überhaupt „ein Denkmal schweizer deutscher Litteratur von bleibendem Werte schaffen, ein Lese- und Handbuch für alle gebildeten Kreise, ein Repertorium, das nach Inhalt und Form das Mustergiltige von dem bieten soll, was sowohl aus der vorhandenen Litteratur als auch aus noch ungedruckten Quellen zu erheben war." Immerhin fällt das Hauptgewicht, wenigstens in den bisher erschienenen Heften, auf das XIX. Jahrhundert; daneben sind auch Dichter des vorigen Jahrhunderts berücksichtigt, über das XVIII. Jahrhundert jedoch hat der Herausgeber nicht zurückgegriffen. Er bietet sowohl Poesie als Prosa und berücksichtigt alle Kantone, in welchen deutsch gesprochen wird. Seine Grundsätze bei der Auswahl faßt der Herausgeber in folgenden Worten zusammen: „Nur solche Stücke sind aufgenommen worden, welche nicht allein in reiner, unverfälschter Mundart geschrieben, sondern auch mundartlich, d. h. volkstümlich gedacht sind und so jeweilen die wirkliche provinzielle Psyche des betreffenden Landesgebietes charakterisieren. Ebenso ist Alles weggeblieben, was seines spezifisch lokalen oder temporären Charakters wegen ohne eingehenden historischen oder allgemein sachlichen Kommentar nicht verständlich wäre und insofern dem Interesse eines größern Leserkreises fern läge." Die Grundsätze sind trefflich, und nur in einem bisher nicht erwähnten Punkte wäre dem Herausgeber nicht ganz unbedingt beizustimmen. Er will nicht bloß alles Frivole, sondern auch alles Rohe seiner Sammlung sorgfältig fern halten, und das ist ein Grundsatz, dessen allzu ängstliche Befolgung die Sammlung zwar der Schule wertvoll, aber nicht bloß dem Litterarhistoriker, sondern auch dem denkenden Leser leicht minder anziehend machen kann. Die grobe Zote hat allerdings auch einer solchen Sammlung fern zu bleiben; aber wo ist die Grenze zwischen der gesunden, behaglichen Sinnlichkeit und der Frivolität, wo jene zwischen dem Ausdruck des Kraftgefühls und der Rohheit? Doch sei schon hier — da wir in Einzelheiten nicht eintreten können — bemerkt, daß der Herausgeber in der Praxis löblicher und weitherziger gehandelt als in der Theorie. Die Dichtungen sind nach den Kantonen geordnet, welchen sie entstammen, und zwar sind alle Kantone, in welchen deutsch gesprochen wird, in der Sammlung in dem Maße vertreten, welches der Bedeutung ihrer Mundart und Litteratur entspricht. Von den bisher erschienenen Heften entfallen auf den Kanton Zürich 9, Luzern 5, Bern und Basel je 4, Aargau und Graubünden je 3, Thurgau und Solothurn je 2, Schaffhausen und Glarus je 1 Heft; andere Kantone, welche durch die ge-

meinsame Mundart verbunden sind, treten auch hier vereinigt auf, so sind Uri, Schwyz und Unterwalden durch 3, dann St. Gallen und Appenzell durch 2, Zug, Freiburg und Wallis durch 1 Heft vertreten, nur 4 Hefte entnehmen ihren Stoff der gesamten deutschen Schweiz: ein Schlüssel zum „Schwizerdütsch" und eine Anthologie: „Für d'Chinderstube". Die Mehrzahl der Hefte enthält dankenswerte biographische und bibliographische Notizen über die in der Anthologie vertretenen Autoren; es ist keine löbliche Änderung, daß dieselben in den zuletzt erschienenen Heften durchweg fehlen.

Die Sammlung, ursprünglich bloß auf 20 Hefte projektiert, ist bisher, wie bereits erwähnt, auf mehr als die doppelte Zahl gediehen, ein Beweis, daß die bescheiden aber nicht ungefällig ausgestatteten Hefte, welche sich zudem durch den sehr billigen Preis von 50 Cts. auszeichnen und einzeln käuflich sind, in der Schweiz als Volkslektüre den gewünschten Eingang gefunden haben. Außerhalb der Schweiz ist die Sammlung so gut wie unbekannt, verdiente aber höhere Beachtung, denn sie bietet nicht bloß dem Sprachforscher interessantes Material und dem Litterar-Historiker belehrenden Einblick in eine wenig bekannte Provinz des deutschen Geistes, sondern vermag auch, da der Dialekt ohne Zuhilfenahme eines Glossars rasch verständlich wird, den Genießenden lebhaft zu fesseln, und zwar in allen Stücken durch die Einführung in ein kräftiges, gesundes und trotz der politischen Schranken urdeutsches Volksleben, in vielen aber auch durch die dichterische Kraft und künstlerische Darstellung der Poeten. Dies im Einzelnen zu erweisen, kann schon mit Rücksicht auf den Raum hier nicht unsere Aufgabe sein, doch möchten wir zum Mindesten durch eine kurze Übersicht auf den Reichtum des Gebotenen hinweisen.

Äußerlich wie inhaltlich am reichhaltigsten findet sich der Kanton Zürich vertreten und auch in dieser Beziehung jenen hervorragenden Rang unter den deutschen Schwester-Kantonen wahrend, welchen er sonst durch den hohen Grad der Volksbildung, wie die Bedeutsamkeit der dichterischen Leistungen einzelner seiner Söhne seit der Aufklärungsperiode bis heute — es sei nur an Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer erinnert — einnimmt. In den neun Heften finden sich Proben aller Gattungen der Kunstdichtung, aber auch Volkslieder, Rätsel, Sprichwörter und dgl. Unter den Erzeugnissen der Kunstpoesie findet hier seltsamer Weise — eine sonst in der Dialektpoesie keines andern Stammes wiederkehrende Erscheinung — das Drama die reichste Pflege; so vermag Sutermeister nicht weniger als fünf Lustspiele von Leonhard Steiner, zwei Lustspiele und „e dramatisches Läbesbild" von W. F. Niedermann und einige andere dramatische oder doch dialogisierte Dichtungen von Jakob Stutz, August Corrodi u. A. mitzuteilen. Daneben findet sich das Idyll durch den alten wackern Johann Martin Usteri (1763—1827) und gleichfalls durch Corrodi und Stutz vertreten; geringere Pflege findet, wenigstens nach den hier gebotenen Proben zu schließen, die eigentliche Lyrik; reicher und künstlerisch wertvoller erscheint das Genrebild aus dem Volksleben in lyrisch-epischer Form, wogegen wieder die Prosa-Erzählung etwas stiefmütterlich behandelt erscheint. Sehr interessant ist das Wenige, was uns aus der Volksüberlieferung mitgeteilt wird; wir wissen nicht, ob der Herausgeber sich absichtlich oder aus Mangel an Stoff auf so wenige Proben beschränkte, möchten aber doch das letztere vermuten. In den Heften aus dem Kanton Luzern berührt gegenüber dem Reichtum des vorhergenannten Kantons an dramatischen Erzeugnissen vor Allem der gänzliche Mangel solcher Proben auffallend, hingegen erscheint die Prosa-Erzählung hier weitaus kräftiger und glücklicher gepflegt; insbesondere verdienen die Schwänke und Idyllen von Therese Zimmermann und Rämmert von Mösli Beachtung; auch die Lyrik scheint reicher und kräftiger erblüht, als auf dem Zürcher Boden. Auch aus dem Kanton Bern findet sich nicht eine einzige dramatische Dichtung mitgeteilt; im Übrigen scheint von ihm (wir schließen immer nur nach den bisher erschienenen Heften) dasselbe zu gelten, was wir vom Kanton Luzern bemerkt. Als beachtenswerte Eigentümlichkeiten seien hier Proben kräftiger, populärer Strafpredigten, z. B. gegen das Branntweintrinken, sowie vielfach interessanter Memoiren im Volksdialekt, so die Jugenderinnerungen eines Stadtberners von Dr. Baeri (Pseudonym für Wilhelm König) hervorgehoben. Die reichste Pflege scheint die Volkserzählung im Kanton Basel gefunden zu haben, aber auch in der Lyrik findet sich viel Frisches und Eigentümliches; zwei Dichter, deren Namen auch in der hochdeutschen Litteratur nicht unbekannt geblieben, Karl Rudolf Hagenbach und Friedrich Oser, lernen wir hier als Dialektpoeten kennen. Besonders interessiert haben uns auch in den diesem Kanton gewidmeten Heften die Kinder-Märchen und Reime. Eine, wie bereits bemerkt, die ganze Schweiz umfassende Anthologie solcher Kinderlieder bietet die aus drei Heften bestehende Sammlung „Für d' Chinderstube", sie enthält systematisch, nach dem Inhalt geordnet Erzeugnisse der Kunst- und Volkspoesie in bunter Mischung. Das Ganze ist durchaus erfreulich und eine zugleich erheiternde wie belehrende Lektüre, die Jedermann aufs Wärmste empfohlen werden kann. Wen die andern Hefte des „Schwizer-Dütsch" nicht nachhaltig genug anziehen können, möge mindestens zu diesen greifen. Aber auch hier erscheint uns der Herausgeber nicht so reich, als wir es gewünscht hätten, aus dem Volksmund geschöpft zu haben; freilich kennen wir das Material nicht, welches ihm zur Verfügung stand, aber es müßte doch geradezu als ein Wunder gelten, wenn es in der gesamten deutschen Schweiz kein einziges durchaus volkstümliches und im Volke entstandenes Wiegenlied geben sollte; was Sutermeister bietet, sind durchweg nur Erzeugnisse der Kunstpoesie. Auch die aus den anderen Kantonen zusammengestellten Hefte enthalten einen Reichtum an Gutem und Eigentümlichem, dem wir ungern aus Raumgründen jene nähere Beachtung versagen, deren es in so reichem Maße würdig ist. Nur jenem einzelnen Hefte, welches gleichfalls der gesamten Schweiz gewidmet ist, dem oben schon erwähnten Schlüssel zum „Schwizer-Dütsch", seien einige Worte jenes Lobes gewidmet, welche es durch seine Vereinigung von Kürze und Vollständigkeit verdient; es ist eine wahrhaft mustergiltige Arbeit. In einem Nachwort zu dem Schlüssel entwickelt der Verfasser einige Ansichten über den hier behandelten Dialekt und seine Berechtigung innerhalb seiner natürlichen Grenzen. Wir entnehmen diesen Ausführungen, daß es mit der anderwärts vielfach beklagten Absorption des Volksdialekts durch das Hochdeutsche in der Schweiz noch seine guten Wege habe. „So weit entfernt," bemerkt Sutermeister, „ist insbesondere

unsere ländliche Bevölkerung noch von einem Übergehen zum Hochdeutsch, daß noch vielorts ein hochdeutsch predigender Pfarrer z. B. nicht verstanden würde, und der fremde Tourist noch häufig auf seine in korrektem Hochdeutsch gestellten Fragen die verblüffende Antwort riskiert: „i chan nüt französisch" — was uns freilich, nebenbei bemerkt, nach unsern persönlichen Erfahrungen etwas übertrieben und, falls es wahr wäre, wenig erfreulich erscheint; wir denken, daß sich liebevolle Pflege des heimischen Dialekts, wie der hochdeutschen Sprache auch in der Schweiz verbinden ließe. Was der Verfasser in diesem Nachwort noch insbesondere beklagt, „die Massenhaftigkeit der Produktion und den Umstand, daß viele Leute ihre schlechten Verse in das Gewand der Mundart gekleidet ausschicken, sich darin einen heilen Hals zu erbetteln, der ihnen sonst sicher auf den kritischen Schlachtbänken abgeschnitten worden wäre," ist leider keine Schweizer Eigentümlichkeit, sondern trifft so ziemlich von allen andern Dialekten zu.

Ein Dialektdichter dieser Sorte findet sich durch eine rätselhaft gütige Fügung des Himmels unter den heute zu betrachtenden Poeten glücklicher Weise nicht, wohl aber manches bescheidene Lumen, dem weiter nicht viel Schlimmes, aber auch nicht viel Gutes nachzusagen ist. Vor wenigen Monaten (Band IV, Heft 10) haben wir eines neuen Nieder-Österreichischen Dialektdichters, Moriz Schadek gedacht und seinen Sammlungen: „A bisserl was" und „Daß d' Zeit vergeht", eine kurze Charakteristik gewidmet. Wir meinten damals, daß er ein Volksdichter in dem Sinne wie etwa Anzengruber und Stelzhamer nicht sei, aber immerhin treue Liebe zum heimischen Volksstamme und genaue Kenntnis der Volksseele bewähre. Der produktive Dichter hat seither im selben Verlage (Karl Konegen, Wien) eine neue Sammlung von Gedichten in derselben Mundart „Hausmannskost" erscheinen lassen, die so ziemlich ihren Vorgängern gleichen, nur daß bei solcher Raschheit der Produktion begreiflicher Weise immer mehr Wasser in den Wein kommt, was um so mehr zu bedauern ist, als es sich ja hier schon ursprünglich um einen zwar recht trinkbaren, aber doch etwas dünnen Landwein handelte.

Steht Schadek, der ja unzweifelhaft über Gemüt, Kenntnis der Volksseele und sogar einiges poetische Talent verfügt, mit mehreren Stücken seiner neuen Sammlung bereits hart an der Grenze, welche das Dichten von der gewerbsmäßigen Erzeugung von Dialektpoesien trennt, so hat Robert Graf in seiner Sammlung: „Er aa!" Gedichte in oberbairischer Mundart" (Koethen, Verlag von Otto Schulze. 1888) diese Grenze bereits recht oft überschritten. Es berührt dies um so weniger sympatisch, als es der Verfasser Gott Lob nicht nötig hat, denn ein Zirkular der Verlagshandlung würdigt die Kritik der vertraulichen Mitteilung, daß es sich bei Leibe um keinen bürgerlichen Dichter, sondern um einen wirklichen und wahrhaftigen Aristokraten handelt, welcher Kobell und Stieler die Ehre erwiesen, in ihrem Gefolge einherzuschreiten. Aber wenn auch der Stand des Autors in unsern Augen kein Entschuldigungsgrund für mittelmäßige Leistungen ist, so ist er doch andrerseits auch für uns kein Grund, das wenige Gute, das sich in dem Büchlein findet, nicht anzuerkennen. Woran es dem Verfasser vor Allem gebricht, ist die ursprüngliche poetische Kraft; er ist hauptsächlich deshalb Dichter geworden, weil die metrische Verarbeitung des oberbairischen Dialekts jetzt Mode ist, zum Geringern, weil er etwas mitzuteilen hat: Schwänke und Schnurren, die ganz nett und für die Volksart bezeichnend sind, obwohl sie sich mit denen Stielers wahrlich nicht messen können. Einzelnes, so „Aa net übi" ist unerlaubt roh, anderes, so „a schwarze Kugel", unerlaubt geschmacklos.

Gleichfalls kein Dichter, sondern nur ein Mann, dem zuweilen ein Vers gelingt, ist der Darmstädter Karl Schaffnit, aber seine Erscheinung ist doch weitaus sympatischer, weil er dem Volksleben ungleich näher steht, als Herr Graf — oder sollen wir sagen der Herr Graf sagen? — und nicht durch die Mode zum Schaffen angeregt wird, sondern durch das Bestreben, sein Stückchen Welt darzustellen, wie es ihm erscheint. Seine Sammlung betitelt sich: „Allerhand Späß." Gedichte vorablich for Hesse-Darmstädter, awer aach for annere Leit'"; sie ist (bei G. v. Aigner in Darmstadt) bereits in dritter Auflage erschienen. Wenn es sich dabei um wirkliche und stattliche Auflagen handeln sollte, so ist jedenfalls daraus zu schließen, daß den guten Leuten an der Darm eine starke Liebe für ihre heimische Art inne wohnt, denn gar zu viel „annere Leit'" dürften nicht zu dem Büchlein gegriffen haben, und es liegt auch kein Grund dazu vor. Das Beste an der Sammlung ist der Enthusiasmus für alles Hessen-Darmstädtische; wir möchten sogar nicht behaupten, daß Herr Schaffnit seinen Landsleuten nördlich des Mains so warm gesinnt ist, wie jenen, welche die fette Ebene zwischen Rhein und Main bewohnen. Heidelberg vollends ist für ihn das Ausland, die Fremde, wo man sich nicht mehr behaglich fühlen kann, und kehrt er von einem Sonntags-Ausflug, den er in dieses entlegene Babel unternommen, zurück, dann jubelt sein Hessen-Darmstädtisches Gemüt:

„Mir sein widda do,
Un — ich bin recht froh:
's is doch näjens schenna wie dehaam."

Aber was dem hochdeutschen Poeten als eine Sünde anzurechnen wäre, die Winzigkeit des Gesichtskreises, erzielt im Dialekt eine rein humoristische Wirkung, ja es begründet geradezu einen Vorzug des mundartlichen Dichters, und man kann ein noch viel kleineres Vaterland als Hessen-Darmstadt haben, es womöglich noch inniger lieben und dabei dennoch ein weitaus bedeutender Dichter als Schaffnit, ja ein wirklicher und wahrhaftiger Dichter sein. Über die Sammlung unseres biedern Hessen sei nur noch so viel bemerkt, daß sie nicht durchweg im Dialekt geschrieben ist, sondern auch mehrere aber ganz unbedeutende hochdeutsche Gedichte enthält und daß unter den Dialektgedichten uns jene am besten gefallen haben, welche derbe Schnurren und volkstümliche Späße erzählen. In einigen Nummern hat Schaffnit den Versuch gemacht, der hochdeutschen Diktion Dialektstellen einzulegen; da es sich dabei durchweg um Erzielung komischer Effekte handelt und Alles höchst anspruchslos auftritt, so wollen wir nicht mit dem schweren Geschütz ästhetischer Bedenken gegen unsern wackern Dichter und Volksschullehrer, dies scheint er nach dem Inhalt einiger Stücke zu sein, zu Felde ziehen.

Wien. **Otto Hartung.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Zur Abwehr.

Unsere Leser wissen, daß sich die „Deutsche Dichtung" seit ihrer Gründung bis heute niemals mit einem gegen sie gerichteten Angriff beschäftigt hat. Freilich fiel uns diese Enthaltsamkeit nicht schwer; wenn irgend eine Zeitschrift Genugthuung darüber empfinden darf, sich zu der Gunst der Dichter und des gebildeten Publikums auch die warme Anerkennung der Publizistik erworben zu haben, so ist es die unsere. Wahrlich nicht häufig hat sich vorher der Fall ereignet, daß eine Reihe von Zeitungen ersten Ranges — wir nennen nur die „Münchener Allgemeine Zeitung", die „National Zeitung", die „Neue Freie Presse", den „Pester Lloyd", die „Weser-Zeitung", die „Neue Züricher Zeitung" und die „Frankfurter Zeitung" — sich bewogen fühlten, in größeren Essays und Feuilletons eine junge Zeitschrift zu würdigen, und es darf wohl als ein Zeichen für die erfreuliche Thatsache gelten, daß es selbst in unsern Tagen des erbittertsten Parteikampfes noch ideale Interessen giebt, welche Allen wert sind, wenn wir daran erinnern, daß Zeitungen von so überaus verschiedener Parteirichtung, wie etwa die „Vossische Zeitung" und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", wie die „Post", die „Freisinnige Zeitung", die „Kölnische Volkszeitung" und der „Schwäbische Merkur" die „Deutsche Dichtung" wiederholt in wärmster Weise ihrem Leserkreise empfohlen haben.

Wenn wir uns nun angesichts dieser allgemeinen Zustimmung heute mit einem einzelnen Angriff beschäftigen, so bedarf dies wahrlich einer Entschuldigung, und zwar um so mehr, als hier alle jene Bedingungen fehlen, welche einem Organ, wie dem unsrigen, den Eintritt in eine Polemik ermöglichen. Man würdigt sonst nur einen ebenbürtigen Gegner der Erwiderung, hier handelt es sich um ein obskures Blättchen, welches thatsächlich nur der Krankhaftigkeit unserer litterarischen Verhältnisse die Fortfristung seines armseligen Daseins verdankt; man antwortet, wenn man einen Angriff auf seine Prinzipien erfahren, während wir einen Gegner vor uns haben, der uns nur deßhalb angreift, um sich vor dem Sturm der Entrüstung, den er entfesselt, zu retten. Aber eben darum muß es sein; die Sache, der wir dienen, ist zu rein und edel, als daß wir ihre Befleckung durch ein solches Manöver straflos dulden dürften.

In Striesen bei Dresden erscheint alle 14 Tage im Umfange eines Oktav Bogens ein Blättchen, dessen beide gleich würdige Grundprinzipien sich nirgendwo als in Deutschland länger als einige Monate durchführen ließen. Das eine lautet: keinen Pfennig Honorar zu zahlen, das andere: nur Beiträge aufzunehmen, für deren Abdruck der Einsender durch Abonnement Bezahlung leistet. Wer nur ein großes Talent, aber nicht auch 5 Mark sein Eigen nennt, dem bleiben die Spalten dieses großherzig geleiteten Organs verschlossen, dessen Inhalt zu drei Vierteilen aus lyrischen Gedichten besteht; daneben werden Kritiken, Briefkastennotizen u. dgl. gebracht. Vom Erlag der Abonnementsgebühr sind nur bekannte Dichter ausgeschlossen; Geld zwar erhalten sie für ihre Gedichte nicht, dafür aber so viel gute Worte, daß sie sich ihrer kaum zu erwehren vermögen. Wo es sich nämlich darum handelt, einem Autor von Namen einen Beitrag abzubetteln, entwickelt der Eigentümer jenes Blättchens eine Beredsamkeit, welcher der Belästigte schließlich nachgiebt, um wenigstens einige Zeit wieder Ruhe zu haben; der Herausgeber der „Deutschen Dichtung" kann dies aus eigener, schmerzlicher Erfahrung versichern. Daß der wackere Striesener so eifrig, wenn auch von je mit geringem Erfolg dahinter her war und ist, auch hie und da das Gedicht eines bekannten Autors zu bringen, wird mit Rücksicht auf das Geschäft erklärlich: sonst würde ja den P. T. Dichtern mit Abonnementsbeleg schon längst ein Licht über den „idealen Lebenszweck" des Blättchens aufgegangen sein. Hatte doch das „Deutsche Dichterheim" — dies sein Titel, als „Chef-Redakteur und Eigentümer" zeichnet ein Herr Paul Heinze — ohnehin von jeher kein leichtes Leben. Wohl wird in Deutschland sehr viel Lyrisches gedichtet, aber doch nicht blos von reichen und unvernünftigen Leuten, sondern auch von Armen, die keine 5 Mark haben und von Vernünftigen, denen die Ehre der Mitarbeit an einem solchen Blatte kein Geldopfer wert ist. Auch die Preisausschreibungen nützten von Jahr zu Jahr weniger. Es ist dies nämlich ein höchst genialer Gedanke des Herrn Paul Heinze: er setzt alljährlich Preise von je 100 Mark für verschiedene Dichtungen aus, und es darf jeder mit um den goldenen Lorbeer kämpfen, der vorher 5 Mark für das Semester, in welchem die Preisausschreibung erfolgt, erlegt hat. Damit ist aber nichts erreicht, als eben die Möglichkeit des Wettbewerbs; hegt der Bewerber den vermessenen Wunsch, auch von dem Ausgang der Konkurrenz etwas zu erfahren, so kostet dies für das weitere Semester gleichfalls 5 Mark. Nun hat aber die Sache auch noch den bösen Haken, daß die Preisrichter wiederholt kein Gedicht des Preises wert bezeichnet haben, und 10 Mark zu bezahlen, um schließlich höchst wahrscheinlich 100 Mark nicht zu gewinnen — eine litterarische Lotterie dieser Art muß nachgerade begreiflicherweise ihre Zugkraft einbüßen. Wir sagten, daß ein Blatt, wie das „Deutsche Dichterheim", nur in einem Lande, wo der lyrische Dilettantismus so in die Halme schießt, wie in Deutschland, möglich ist. Aber auch hier wurde seine Existenz von Jahr zu Jahr schwerer.

Es ist begreiflich, daß einem Blatte von diesen Qualitäten die Gründung einer Zeitschrift vom Range der „Deutschen Dichtung" nicht gerade angenehm sein konnte. Von einer Konkurrenz konnte hier allerdings von vornherein keine Rede sein; beide Zeitschriften sind ja einander — wir würden eine gegenteilige Behauptung als eine unverdiente Beleidigung betrachten — so unähnlich als möglich. Die „Deutsche Dichtung" umfaßt alle Zweige der dichterischen Produktion, die Novelle in Prosa und Vers, das Epos, die Lyrik, das Drama, sie pflegt den litterar-historischen und ästhetischen Essay, sowie die Kritik; was sie nach diesen Richtungen bietet, brauchen wir unseren Lesern nicht zu sagen; wie es um den Inhalt des „Dichterheim" steht, ist bereits gesagt. Abonnenten also, welche nicht zugleich Dichter waren, durfte Herr Heinze durch die Gründung der „Deutschen Dichtung" nicht zu verlieren fürchten, denn er hatte deren ohnehin nie gehabt, aber wie, wenn seine Fünf-Mark-Poeten es nun bei uns versuchten? Hier brauchten sie ja auch nicht einen Heller Geldes, sondern nur Talent mitzubringen, und hier war ein Erfolg mit Rücksicht auf den Mitarbeiterkreis und die Verbreitung doch wohl etwas ehrenvoller! Und die berühmten Poeten — würden sie auch ferner geneigt sein, ihm gratis ihre Gedichte zu überlassen, wenn es eine Zeitschrift in größerem Stil gab, die ihnen diese

Beiträge honorierte? Nach beiden Richtungen haben sich die Befürchtungen des Herrn Heinze in einer für ihn unangenehmen Weise erfüllt. Die talentvollen Leute in seiner tributpflichtigen Schar abonnierten allerdings sicherlich nur zum geringsten Teil unsere Zeitschrift, weil ein Dichter derlei nur thut, wenn er wohlhabend ist oder wenn er es thun muß, aber sie legten ihre 5 Mark nicht mehr auf dem Striesener Altar nieder, und so etwas thut einem „Chefredakteur" wehe, besonders wenn er auch „Eigentümer" ist. Was aber nun gar die bekannten Dichter betrifft, so wurden ihre Beiträge immer spärlicher und Herr Heinze mußte sich, wenn er etwas von einem bekannten Namen bringen wollte, zum großen Teil darauf beschränken, bereits anderwärts Gedrucktes nochmals abzudrucken. Um dies zu maskieren, geriet Herr Heinze auf einen Einfall, welcher für diese Sorte von Litteratur so charakteristisch ist, daß er hier erwähnt sein mag. So oft er nämlich ein bereits gedrucktes Gedicht nochmals reproduzierte, verschwieg er nicht bloß seine Quelle, sondern schrieb zugleich im Briefkasten, daß er nur Ungedrucktes bringe! Sollte er dies etwa in Abrede stellen, so wollen wir den Beweis erbringen.

Die schlimmste Einbuße aber, welche Herrn Heinze durch die „Deutsche Dichtung" traf, war die moralische. Er hatte das Publikum, die Publizistik und vor allem seine Fünf-Mark-Leute bisher über die Würdigkeit seiner Geschäftspraxis mit der Versicherung beruhigt, daß eben ein derartiges Blatt „ohne die materielle Unterstützung derjenigen, welche sich dichterischer Produktion widmen, nicht möglich sei," und nun gab es ein Blatt, welches, selbst von der Qualität abgesehen, auch quantitativ das Fünffache von dem bot, was er bietet, jedes unwürdige Mittel zur Gewinnung von Abonnenten verschmähte und dennoch bestehen und sein Programm würdig durchführen konnte.

Kein Wunder, daß der Haß des Schlechten gegen das Gute nach einer Gelegenheit rang, sich Luft zu machen. Aber zunächst überwog noch die Furcht, mit so viel Butter auf dem Kopfe in die Sonne zu gehen, vielleicht auch die Scheu, denselben Mann zu verunglimpfen, den man Jahre lang unter abenteuerlichen Schmeicheleien um seine Mitarbeit angegangen. So begnügte sich Herr Heinze anfangs, Briefkastennotizen zu erdichten, in welchen es beiläufig hieß: die „Deutsche Dichtung" sei doch im Grunde nicht ganz so schlecht und langweilig, wie der Einsender glaube, und was dergleichen tapfere und geistreiche Ausfälle mehr waren. Aber die Übung machts, allmälig kam in diese kleinen Briefkastenwerke von Paul Heinze — größere hat er der Welt bisher nicht beschert — mehr Abwechslung. Da wurde z. B. der gellende Warnruf ausgestoßen: „Lieber Fünf-Mark-Mann, bleib bei mir, denn in der „Deutschen Dichtung" wirst Du, wenn sie Beiträge von Dir bringt, an ein „Katzentischchen" verwiesen" u. s. w. Der Herausgeber dieser Zeitschrift besitzt leider nicht jenen Überfluß an Zeit, um auch das „Deutsche Dichterheim" Nummer für Nummer zu lesen, er erfuhr von diesen Blüten, die ihm der biedere Striesener auf den Weg streute, nur, wenn ihn Zuschriften aus seinem Abonnentenkreise darauf aufmerksam machten, aber auch dann hielt er eine Polemik mit Herrn Heinze unter seiner Würde. Die „Deutsche Dichtung" ist ja an sich ein Protest gegen jene Art von Dichterwiegen, wie deren das „Deutsche Dichterheim" eine ist! Auch waren wir der Meinung, daß sich eine Spekulation, wie die dort geübte, zwar eine Zeit lang forttreiben läßt, aber doch schließlich die verdiente Verurteilung findet.

Dazu kam es denn auch endlich, und zwar durch jenes Organ, dem derlei pflichtgemäß obliegt: die „Deutsche Presse", das offizielle Organ des „Deutschen Schriftsteller-Verbandes", herausgegeben vom geschäftsführenden Ausschusse dieses Verbandes, welcher unter seinen 700 Mitgliedern fast alle nennenswerthen Autoren Deutschlands zählt und hauptsächlich zur Wahrung der Standesehre gegründet wurde. Über die Art, wie der Striesener seine Leute einzufangen weiß und wie er sie behandelt, nachdem sie seinen Netzen entronnen, waren dort die erbaulichsten Details zu lesen. Auch noch ein anderes Manöver des Mannes wurde dort ins rechte Licht gerückt. Er versendet nämlich Zirkulare, worin er mitteilt, daß er im Verein mit seinem Redakteur, Herrn Rudolf Götte, eine Geschichte der neueren deutschen Litteratur herauszugeben gedenke, welche sich „hauptsächlich auf die Mitteilungen der zeitgenössischen Schriftsteller selbst stützen werde," man möge ihm nur bezeichnen, welche Werke man selbst „als die bedeutendsten und wertvollsten erachte"; zum Schluß wird auf die Mitwirkung am „Dichterheim" verwiesen. Mit Recht beschränkte sich die „Deutsche Presse" darauf, dem wortgetreuen Abdruck dieses Zirkulars die Notiz hinzuzufügen: „Bemerkungen zu diesem Rundschreiben, welches seine spekulativen Zwecke so offen verkündet, erscheinen uns überflüssig, und beschränken wir uns darauf, es niedriger zu hängen."

Man durfte darauf neugierig sein, wie sich Herr Heinze dem offiziellen Organ unseres Verbandes gegenüber anläßlich dieser Enthüllungen über seine Geschäftspraxis verteidigen werde. Nun, er hat bisher auch nicht eine Zeile der direkten Verteidigung gewagt, wohl aber hat er einen andern Weg gewählt: er hängt sich an unsere Rockschöße, um sich, so weit es noch irgend möglich, zu retten. Dies ist der einzige Zweck, dies der Kern jenes brutalen Angriffs, welchen er in der eben erschienenen Nr. 9 jenes Blättchens gegen uns richtet: er sucht seine Ehrenrettung darin, zu beweisen, daß die „Deutsche Dichtung" angeblich dieselbe Geschäftspraxis habe wie er selbst. Herr Heinze hätte uns nachsagen dürfen, was immer ihm beliebte, wir hätten geschwiegen; dagegen aber müssen wir uns schützen.

Es sind drei Punkte, welche Herr Heinze für diese Behauptung ins Treffen führt:

1. Daß das „Deutsche Dichterheim" von jedem Einsender 5 Mark, die „Deutsche Dichtung" nur Talent fordert, diesen Unterschied kann auch Herr Heinze nicht wegleugnen; aber, meint er, die Entscheidung über die eingesendete Lyrik geschehe ja auch bei uns nur im Blatte selbst, und diese Bestimmung habe also lediglich den Zweck, indirekt zum Abonnement zu zwingen. Natürlich ist ein so schlauer Geschäftsmann wie Heinze weit davon entfernt, dies im Ernste zu glauben; er weiß, daß die „Deutsche Dichtung" in fast allen Lesezirkeln und Lesevereinen eingeführt ist, und der Einsender also sehr wohl das Schicksal seiner Sendung erfahren kann, ohne daß es ihn auch nur einen Heller kostet. Zweitens aber weiß Herr Heinze, daß wir jedem Mitarbeiter das Heft, welches einen Beitrag von ihm enthält, zusenden. Herr Heinze, welcher der „Deutschen Presse" zufolge seinen Mitarbeitern mit unverhülltem Cynismus erklärt, daß er nur Beiträge von Abonnenten drucke und Belegnummern nicht aussende, mag dies allerdings von seinem Standpunkt für eine geschäftliche Unklugheit halten, wir halten es für ein Gebot des Anstands. Herr Heinze weiß aber ferner auch, daß jene Bestimmungen unserer Zeitschrift ganz und gar dem allgemein üblichen Usus entsprechen. Es giebt keine Zeitung oder Zeitschrift in Deutschland, welche lyrische Gedichte zurücksendet, oder direkten Bescheid darüber giebt, weil sonst wahrlich kein Büreau groß genug wäre, die Arbeit zu bewältigen. Was allen andern Redaktionen unmöglich ist, kann auch die „Deutsche Dichtung" nicht leisten. Aber den Vorwurf, indirekt denselben Zwang zu üben, wie ihn Herr Heinze direkt übt, weisen wir mit Entrüstung zurück. Will ein Dichter unser Abonnent werden, so ist er uns selbstverständlich eben so willkommen, wie jeder Andere, aber wir fragen niemand darnach, ob er Abonnent ist oder nicht, und wie wir niemandes Beiträge deshalb aufnehmen, weil er abonniert hat, so weisen wir niemandes Beiträge zurück, weil er nicht abonniert hat.

2. Herr Heinze schreckt auch vor Lügen und Verdächtigungen nicht zurück. Es ist eine Lüge, wenn Herr Heinze behauptet, wir hätten es früher regelmäßig unterlassen, „unverwendbare Beiträge mit klaren Worten als abgelehnt zu bezeichnen." Die Formel der Ablehnung ist seit Beginn der Zeitschrift bis heute unverändert geblieben — und die einzige Änderung, die wir haben eintreten lassen, ist die, daß diese Formel jetzt an der Spitze der Namensreihe steht, während sie früher am Ende der Namensreihe stand! Wer es anders behauptet, der lügt, und wer, wie Herr

Heinze hinzufügt: „Wer möchte dem niedrigen Verdachte Raum geben, daß er (der Herausgeber der „D. D.") mit seinen zweideutigen Antworten etwa blos Abonnenten zu halten versucht", der verdächtigt. Und eine weitere niedrige Verdächtigung ist es, wenn Herr Heinze aus dem Umstande, daß in Heft 6 und 7, und zwar aus den dort angegebenen Gründen, zufällig kein Verzeichnis der akzeptierten und abgelehnten Beiträge erschienen, darauf schließt, daß es deshalb geschehe, um Abonnenten ins neue Quartal hinüber zu ziehen! Man sucht niemand hinter dem Busch, man hätte denn nicht selbst dahinter gesteckt. Derlei Mittelchen gehören zu den Geschäftspraktiken des Herrn Heinze, uns sind sie fremd.

3. Den Gipfelpunkt aller — Kühnheit bildet aber Herrn Heinzes Behauptung, daß die „Deutsche Dichtung" die Einrichtungen seines Blättchens mit „anerkennenswerter Gewissenhaftigkeit" nachgemacht habe!! Daß wir Novellen, Dramen und sonstige größere Dichtungen unserer ersten Autoren bringen, daß wir unser Blatt zu einer Fundgrube interessanten litterar-historischen Materials gemacht — diese Einrichtungen kann Herr Heinze nicht meinen, denn er hat sie uns wahrlich nicht vorgemacht, im Gegenteil war es ja unser Vorbild, welches ihn dazu bestimmte, auch größere epische Dichtungen in sein Programm aufzunehmen. Allerdings hat er bisher eine einzige Leistung auf diesem Gebiete zu verzeichnen, und auch diese liegt nicht vollständig vor: er begann vor nun anderthalb Jahren mit der Publikation einer epischen Dichtung (welche vorher uns angeboten war, aber von uns abgelehnt wurde, weil wir prinzipiell nur völlig Ungedrucktes bringen und einzelne größere Abschnitte dieser Dichtung schon früher in einem Dichterbuch publiziert worden waren), und wird damit voraussichtlich noch manches liebe Jahr fortfahren. Auch dies gehört nicht zu den Einrichtungen, die wir ihm nachgemacht haben, und wir hätten schwerlich erraten, worauf Herr Heinze seine Behauptung stützt, wenn er es nicht selbst angedeutet hätte: Wir sollen unsere Einsendungsbestimmungen den seinigen nachgebildet haben. Zwar fordern wir weder einen Abonnement-Beleg, noch pflegen wir gegen ein Honorar von 30 Pfennigen briefliche Kritiken zu geben, noch endlich veranstalten wir litterarische Lotterien mit dem Einsatz von 10 Mark, aber daß wir nur frankierte Briefe annehmen und nur eine bestimmte Anzahl von Gedichten prüfen, ist allerdings richtig, und das können wir natürlich nur Herrn Heinze nachgemacht haben, denn es hat noch vorher keine Redaktion der Welt gegeben, die auf so originelle Bestimmungen verfallen wäre.

Dies der Hauptkern jenes Angriffs, auf welchen Herr Heinze in seiner Verzweiflung verfiel. „Seht," will er seinen Angreifern zurufen, die „Deutsche Dichtung" ist ein allgemein geachtetes Blatt und verfährt nicht anders, als meine Zeitschrift". Man wird es uns nachfühlen, daß wir uns dagegen schützen mußten.

Die teils hämischen, teils thörichten Angriffe, die Herr Heinze sonst gegen uns erhebt, wollen wir nicht mit gleicher Ausführlichkeit erörtern, sind sie doch nur dazu bestimmt, jenen Kern zu verbergen. Wir begnügen uns, einiges aus unserem Sünden-Register niedriger zu hängen. 1. Die „Deutsche Dichtung" bringt „trotz ihres Titels vorzugsweise Prosa." Novellen oder Dramen in Prosa sind also keine „Dichtungen"! Entweder weiß Herr Heinze nicht, was jeder Quartaner weiß, oder er stellt sich, es nicht zu wissen, um uns eins anzuhängen. In beiden Fällen wäre jedes Wort der Erwiderung oder Belehrung eine ihm unverdient angethane Ehre. 2. Unsere Zeitschrift ist „ein Friedhof, auf dem sich die Seelen Abgeschiedener unterhalten." Daß in Wahrheit neun Zehnteile unseres Raumes der modernen Produktion gewidmet sind und ein Zehnteil den litterarhistorischen Zwecken der Zeitschrift, weiß natürlich auch Herr Heinze; auch hier sagt er eine Unwahrheit, um uns eins versetzen zu können. 3. Wir sollen einen Brief Storms wiedergegeben haben, „in welchem sich dieser nach Mörike für den einzigen wahren Lyriker seit Goethes Tode erklärt," und wir sollen nicht gezögert haben, demselben unsere „maßgebende Bestätigung" zu erteilen. Wieder eine bewußte Unwahrheit. Wir verweisen auf Seite 28, 29, 147 und 148 dieses Bandes. — 4. Wir haben einmal ein Gedicht von Wilhelm Langewiesche unter den Beiträgen junger Lyriker gebracht. Herr Heinze überschüttete uns deshalb mit Hohn über unsern Mangel an „litterarischer Bildung", denn Wilhelm Langewiesche, der Verfasser der „Poetik", sei ja schon 80 Jahre alt. Nun ist aber dieser ältere Wilhelm Langewiesche, bereits 1884 gestorben, während der gleichnamige Verfasser des von uns abgedruckten Gedichtes thatsächlich ein junger Mann ist. Und weil Herr Heinze zu leichtfertig war, um sich über den wahren Sachverhalt zu orientieren, ehe er jene Sätze niederschrieb, darum ist derselbe Schriftsteller, den er früher in allen Tonarten seiner Verehrung versicherte, ein Mann ohne litterarische Bildung! Am krassesten aber tritt die Gesinnungsweise des Menschen, mit dem wir uns hier notgedrungen beschäftigen müssen, bei der fünften Anklage, die er gegen uns erhebt, zu Tage. Wir leiteten unsere Auswahl aus den Aushängebogen von Friedrich Rückerts „Poetischem Tagebuch" mit einem Auszug aus dem Vorwort der Herausgeberin jenes Buches, Fräulein Marie Rückert, ein, in welchem es unter anderem hieß: „In keiner seiner anderen Poesien hat sich die schöne und große Individualität des Dichters so ausgeprägt, das rein Menschliche in ihm sich so klar gespiegelt, als in diesen nachgelassenen Gedichten, die er möglicher ja höchst wahrscheinlicher Weise gar nicht zum Druck bestimmt wissen mochte. Es mag deswegen hie und da unterlassen worden sein, die letzte Feile an eines und das andere Gedicht zu legen. Wer aber dürfte wagen, den Dichter dafür tadeln und korrigieren zu wollen?" Man sollte denken, daß dieser Sachverhalt und diese Stelle des gedruckten Vorworts selbst für den böswilligsten Beurteiler keinen Angriffspunkt bietet! Herr Heinze bringt es zu stande. Er schreibt wortwörtlich: „Mit wie feinem Takte und mit welcher Pietät die Redaktion in ihrem Bestreben verfährt, ihre Leser mit bis jetzt ungedruckten dichterischen Schätzen der Vorzeit zu erquicken, zeigt sich unter anderem in der Art und Weise, wie sie nachgelassene Gedichte Rückerts veröffentlicht, nämlich mit dem ausdrücklichen Bemerken der Tochter des Dichters, daß derselbe sie „möglicher-, ja höchst wahrscheinlicher Weise" gar nicht für den Druck bestimmt habe." Wir wiederholen: Nichts kann für die Gesinnungsweise dieser traurigen Sorte Litteratur charakteristischer sein, als dieser Vorwurf. Daß die Gedichte druckwert waren, wagt auch Herr Heinze nicht zu leugnen, aber wir hätten dem Leser verschweigen sollen, wie sich der Dichter dazu gestellt: das wäre nach seiner Auffassung takt- und pietätvoll gewesen! Man wird es uns nachfühlen, wenn wir uns mit diesen Proben begnügen; sind diese hämischen Nörgeleien doch ohnehin wie gezeigt, nur dazu bestimmt, den oben dargelegten Zweck dieses Angriffs zu verschleiern!

In dasselbe System paßt es auch, daß sich Herr Heinze als der — Angegriffene darstellt. Wir sollen uns dem „Dichterheim" gegenüber angeblich „in verdeckter Spiegelfechterei erdichteter Briefkasten Notizen gefallen haben." Es ist eine charakteristische Eigentümlichkeit von Leuten dieses Schlages, jedem anderen zuzumuten, was sie selbst thun; der wahre Sachverhalt aber ist folgender: In Nr. 4 des vorigen Jahrgangs des „Deutschen Dichterheim" erschien Theodor Fontanes Ballade „Sir Archibald Douglas" unter dem Autornamen Herwig Otto Neuhaus. Herr Heinze hatte also dieses populäre Gedicht, als das Produkt eines seiner Fünf Mark Leute veröffentlicht. Gegen derlei faustdicke Täuschungen sollte allerdings ein Redakteur durch seine Litteraturkenntnis geschützt sein, angenommen aber, daß ihm derlei begegnet, ist er doch mindestens verpflichtet, in der nächsten Nummer den Plagiator anzunageln. So handelte z. B. der Herausgeber der „Deutschen Dichtung", als ihm vor einigen Jahren ein Wiener Plagiator ein Gedicht von Julius Hammer, welches wahrlich lange nicht so bekannt ist, wie Fontanes Ballade, in das damals von ihm geleitete Blatt einschmuggelte, auch begnügte er sich nicht mit dieser Richtigstellung in der nächsterscheinenden Nummer seines eigenen Blattes, sondern gab der Sache, um eben die andern Kollegen zu warnen, in der „Deutschen Schriftstellerzeitung" die weiteste Verbreitung. Wir sagen dies nicht,

um uns zu rühmen; es ist in solchen Fällen Pflicht und Schuldigkeit. Herr Heinze aber **schwieg**, obwohl von allen Seiten gedrängt, ob deshalb, weil er sich seiner litterarischen Unbildung schämte, oder weil es sich eben um einen Fünf Mark-Mann handelte, muß dahingestellt bleiben. Erst in Nr. 9, also nach **mehr als zwei Monaten**, erfolgte die notgedrungene Erklärung. Uns, die wir uns im allgemeinen, wie bemerkt, interessantere Lektüre als das „Dichterheim" wissen, war das Plagiat nicht bekannt geworden, und wir verstanden daher nicht, was ein Herr Paul Portig in Berlin von uns wünschte, als er uns in einer Karte mit voller Unterschrift aufforderte, unseren Irrtum richtig zu stellen. Wir antworteten in Heft 5 des III. Bandes, daß wir ihn nicht verstünden. Einen Monat später meldete sich derselbe Herr brieflich mit folgenden Höflichkeiten: „Man war bisher der Meinung, daß Sie von dem Einsender geprellt wurden und ihn als Plagiator angeben würden, aber Sie schwiegen. Warum? Schämen Sie sich Ihrer Unbildung oder — —?! U. A. w. g." Darauf erwiderten wir in Heft 7, daß entweder ein leichtfertiger Irrtum seitens des Herrn Portig obwalte, oder daß dieser nicht bei Troste sei. Wieder einen vollen Monat später fand sich derselbe Herr Portig mit einem Schreiben ein, in welchem er den Titel des Gedichtes und den Verfasser bezeichnete. Zur Erheiterung unserer Leser druckten wir auch diesen Brief ab und bemerkten: „Sie verwechseln unsere Zeitschrift mit einer andern, mit welcher, wissen wir nicht, werden es aber nun wohl erfahren." Das war die buchstäbliche Wahrheit, wir wußten es thatsächlich noch immer nicht. Nun aber kamen uns von anderer Seite Aufklärungen darüber zu, daß das „Deutsche Dichterheim" gemeint sei, und einer unserer Herren Korrespondenten sprach die vielleicht nicht unbegründete Vermutung aus, daß Herr Paul Portig oder der Mann, der uns unter diesem Namen schrieb, diesen eigentümlichen Umweg gewählt, um das „Deutsche Dichterheim' endlich zur Erfüllung seiner Anstandspflicht zu bestimmen. Was aber thaten wir nun? Hätten wir, wie uns nun Herr Heinze nachzusagen sich erkühnt, jene Briefe erfunden, oder auch nur irgendwie Lust gehabt, uns mit dem „Dichterheim" zu befassen, dann hätten wir sicherlich gesagt, daß diesem Blatte jene Höflichkeiten gegolten; wir aber begnügten uns zu bemerken, daß eine „andere Zeitschrift" gemeint sei und fügten sogar hinzu, daß sie bereits das Plagiat als solches bezeichnet und den richtigen Autor genannt. Loyaler kann man sich schwerlich benehmen. Es geschah dies allerdings nicht, um uns die Gunst des Herrn Heinze zu sichern, sondern weil eine solche Handlungsweise unseren Gewohnheiten entspricht. — Daß wir, was uns Herr Heinze als zweites Verbrechen vorwirft, jüngst von „kleinen lyrischen Herbergen der Eitelkeit" gesprochen haben, stellen wir natürlich ebensowenig in Abrede, als wir der Auffassung des Herrn Heinze, daß damit doch nur sein „Dichterheim" gemeint sei, entgegentreten **können**. In dieser Frage **darf** nur die Selbsterkenntnis und das subjektive Empfinden des „Eigentümers und Chefredakteurs" maßgebend sei.

Schließlich sei noch eines taktischen Kunstgriffs gedacht, auf welchen selbst ein „Chefredakteur" **dieser** Sorte schwerlich verfallen würde, derlei gelingt Herrn Heinze nur in seiner Eigenschaft als „Eigentümer". Sein Angriff auf die „Deutsche Dichtung" ist lediglich eine dem geschäftsführenden Ausschuß unseres Verbandes eingereichte Verteidigungsschrift; er bezeichnet unsere Zeitschrift so deutlich, als möglich, aber ihren **Titel verschweigt er** und setzt statt dessen — o wie witzig! — „Deutsche Prosa". Warum? Ganz einfach, wer es etwa von seinen Fünf-Mark-Dichtern noch nicht weiß, daß die „Deutsche Dichtung" besteht, soll es durch ihn nicht erfahren! Um aber dies zu verschleiern, behauptet er, „mit dem Verleger jenes Blattes übereingekommen zu sein, der einen Zeitschrift in der anderen nicht namentlich Erwähnung zu thun" — und der brave Mann muß nun an der „Abmachung festhalten." Was ist daran **wahr**? **Keine Silbe!** Mit der gegenwärtigen Verlagshandlung der „Deutschen Dichtung" hat Herr Heinze überhaupt gar keine, mit der früheren nur folgende Korrespondenz geführt. Die Firma Bonz wollte im Oktober 1886 auch dem „Deutschen Dichterheim," wie **allen** anderen belletristischen Blättern, einen Prospekt der „Deutschen Dichtung" beigeben und erkundigte sich nach den Beilegegebühren. Heinze erwiderte, er könne den Prospekt nicht beilegen, weil „die neue Zeitschrift selbst gegen Ihren Willen eine Konkurrentin der unsrigen wird," erbat sich hingegen ein Tausch-Exemplar. Die Firma Bonz ging auf letzteres ein und bemerkte bezüglich des ersten Punktes lediglich wörtlich, daß sie Heinzes „Gründe zur Ablehnung des Beilegens des Prospektes als stichhaltig" finde, was mit anderen Worten etwa hieß, daß die Gründung der „Deutschen Dichtung" gewiß nicht eine Konkurrenz für das Striesener Blättchen bedeute, daß aber dieses angesichts seiner Qualitäten allerdings vor der neuen gediegenen Zeitschrift zittern müsse. Dies ist Alles. Wie man sieht, war also von einer Abmachung, wie sie Heinze nun behauptet, **niemals** und mit **keiner** Silbe die Rede, geschweige denn, daß eine solche zustande gekommen wäre. Wir gestehen, hier versagt uns das richtige Wort. Daß ein Blatt sein wirkliches oder vermeintliches Konkurrenzblatt angreift und dabei doch aus Furcht, es dadurch selbst in seinem eigenen Leserkreis einzuführen, seinen Namen verschweigt, mag wohl schon vorgekommen sein, obwohl es nach den litterarischen Ehrbegriffen zu dem Unerlaubtesten gehört, was es geben kann — wie aber ist ein Verfahren zu charakterisieren, welches zur heuchlerischen Verhüllung dieser Handlungsweise als Mäntelchen eine dreiste Erfindung benützt?!

Was sonst an persönlichen Sticheleien und geschmacklosen Namenswitzen in jenem Aufsatz steht, sei eben so wenig einer Abwehr gewürdigt, als die innigen Wünsche, welche unser edler Gegner bezüglich des baldigen Eingehens der „Deutschen Dichtung" äußert. Es werden „fromme Wünsche" bleiben, und die „Deutsche Dichtung" wird auch ferner sein, was sie bisher war, eine ernste, würdige Heimstätte der dichterischen Produktion der Gegenwart. Den Tod mögen ihr Leute vom Schlage des Herrn Heinze wünschen; wer es mit dem Wert und der Würde unsererer zeitgenössischen Dichtung ernst meint, wünscht ihr Leben und Gedeihen, und diese Wünsche erfüllen sich von Jahr zu Jahr in wachsendem Maße. Daß wir Herrn Heinze unbequem sind, wundert uns nicht: wem kann eine Zeitschrift, wie die unsrige, beschämender und störender sein als dem geschäftsmäßigen Ausbeuter des Dilettantismus? Wir empfinden diesen Krämerhaß nicht und haben auch wahrlich keinerlei Grund dazu; wer zu lesen versteht, weiß, daß es eine ganz andere Empfindung war, mit welcher wir diese notgedrungene Abwehr niedergeschrieben haben. Herr Heinze mag auch ferner Dichter finden, welche sich für ihr eigenes Geld die Auszeichnung, ihre Gedichte einem Kreise von ihres gleichen vorlegen zu können, erkaufen wollen, aber er wird es nicht ferner wagen dürfen, sich vor den Angriffen, die ihm diese Geschäftspraxis zuzieht, hinter unserem Rücken zu decken. Und damit wird der einzige Zweck dieser Zeilen erreicht sein.

Berlin, 15. Januar 1888.

Die Redaktion der „Deutschen Dichtung".

Beilage zu Heft 9 des V. Bandes der „Deutschen Dichtung". Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

V. Band. 10. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Februar 1889.

Gedichte
von
Adolf Wilbrandt.

Lebenswille.

Den gold'nen Tag begrub die blaue Nacht.
Es kam ein Duft vom warmen Land gezogen,
Leis klang das Meer, wie wer im Schlafe lacht;

Darüber schwamm der hohe Himmelsbogen,
Ein dunkelnder Saphir, noch sternenleer,
Doch weich von gold'nem Schimmer überflogen.

Es stieg der gold'ne Mond vom Osten her,
Das Aug' der Nacht, voll leuchtend aufgeschlagen,
Und tauchte seinen Strahlenblick ins Meer.

Doch auf der Welle bis zu uns getragen,
Floh uns der Blick ins Aug', der Träume weckt,
Die süß zu fühlen sind, doch nicht zu sagen.

Vom feuchten Schimmer sanft empor geschreckt,
Von mildem Wehmutsschauer angekühlt,
Erschließt das Herz sich, liegt wie aufgedeckt.

Wir saßen auf den Steinen, meerumspült,
Die schöne Frau und ich. Nicht Wunsch und Liebe
Verband uns ja, doch Freundschaft, tief gefühlt.

Ihr Haar ergraute sacht im Weltgetriebe,
Ihr Auge strahlte jugendwarm und gut,
Die Wange frisch, wie wenn sie's ewig bliebe.

Sie sah nun schweigend auf die bleiche Flut.
Wir schwiegen beid'; so wirkt des Mondes Weben,
Wo gern verstummend Seel' auf Seele ruht.

Und ich, der holden Nacht dahingegeben,
Die Himmel, Erd' und Meer so weich umschloß,
Ich dachte: Schön bist Du, wie schön, o Leben!

Wie lebt' ich gern von je! So ward ich groß,
So fühl' ich heut mit meinen fünfzig Jahren,
So sink' ich einst wohl in der Erde Schoß.

Wie bist Du schön, friedvolle Nacht! Wie waren
All' meine Tage schön, mit Sturm und Not,
Mit allem Bittren, das mein Herz erfahren!

Wie dank' ich Dir, der mir zu sein gebot,
Daß Du dies Herz mir gabst, so stolz gelassen,
Wenn mich der Erde Giftgewürm bedroht;

Dies Aug', so feurig, Deine Welt zu fassen,
Dies Hirn, so selig, in Dein Werk zu späh'n
Und Licht zu seh'n in allen Deinen Gassen.

Groß ist der Donner und der Windsbraut Weh'n,
Die heiße Sonne nährt des Lebens Gluten,
Der milde Schatten kühlt die Brust so schön;

Des Lichtes wonnevolle Farben fluten
Um Erd' und Himmel, süß ist Lieb' und Huld,
Und süß ist auch, in edlem Gram zu bluten.

Dem Blut entsprießen Duldung und Geduld,
Und Menschenliebe, gottergebner Frieden,
Und Seligkeit der Reue nach der Schuld.

Und wohnen Grau'n und Greuel auch hienieden,
Alpdruck der Seelen, bittre Sorgenpein:
Vom Übel frei sein ist nur Gott beschieden.

Du, Rätsel, kennst des Rätsels Wort allein.
Mich laß hier wandeln, lieben, schaffen, lernen,
Und Deinem Willen frei ergeben sein.

Schön ist die Nacht mit ahnungsvollen Sternen,
Herrlich der goldne Tag, das Leben süß,
Und Hoffnung in den ungekannten Fernen! —

So dacht' ich stumm. Dann, wie erwachend, ließ
Ich meine Blicke nach dem Antlitz gleiten,
Auf das der Mond mit seinen Strahlen wies.

Die herrlichste von allen Herrlichkeiten,
Die wir erschau'n, ein Menschen-Angesicht
Von edler Schönheit, glänzte mir zur Seiten;

Verklärt, umschleiert vom gekühlten Licht;
Doch marmorbleich, in tiefsten Ernst versunken,
In müden Gram, der ohne Worte spricht.

So blutlos starrt' es auf die goldnen Funken
Der bleichen Flut, als hätt' des Mondes Strahl
Das Blut der Wangen gierig weggetrunken.

Und was sie dachte, fühlt' ich auf einmal:
Die längst gekannten, traurigen Gedanken.
Sie seufzte stumm: Wann endet diese Qual?

Was ist dies Leben? Ein zu Grabe Schwanken
Durch Blumen-Auen, die die Hand nicht bricht,
Mit Wünschen, die am „Unerfüllbar" kranken.

Das Schönste, das wir sehn, es wird uns nicht;
Das Leidige, Leere kommt uns alle Tage;
Das wahre Glück ist kurz wie ein Gedicht.

Wozu dies alles? Ja, wer löst die Frage?
Am schönen Tag ist wohl das Leben gut,
Doch ach, es dehnt sich, wird zur langen Plage.

Schön ist der Frieden, wenn es schläft und ruht;
So kommt wohl auch die Zeit, wo wir erfahren,
Wie süß der Schlaf im Grabesfrieden thut! —

Sie nickte still. Von ihren Silberhaaren
Glitt weich das Licht an Stirn und Wangen hin,
Die noch so rein und jung und selig waren.

Und wie erwachend sprach sie vor sich hin:
Mir thut der Mond nicht gut. Mich friert im Herzen.
Was hilft es, Freund? Ich bin nun, wie ich bin.

Geh'n wir nach Haus! Da will ich lachen! scherzen! —
Und ich erhob mich, seufzt' aus tiefer Brust.
Das ist der Schmerz, so dacht' ich, aller Schmerzen:

Daß Du zu schwach bist, holde Lebenslust,
Dich andern Seelen rettend mitzuteilen,
Daß Du allein mit Dir verglühen mußt.

Die Dich nicht haben, die kannst Du nicht heilen.
Das ist der Ohnmacht Fluch, der wehrlos macht,
Der giftgetränkte von des Lebens Pfeilen! —

Wir gingen schweigend heimwärts durch die Nacht.

Weltmorgen.

Es schien mir ins Aug' der dämmernde Tag;
Die Brandung dröhnte wie Trommelschlag.
Auf sprang ich, öffnet' mein Fenster weit;
Das Meer ersah ich weit und breit,
Auf dem das bleiche Frühlicht lag.

Der Wald noch still, die Welt noch tot!
Da plötzlich steigt es flammenrot;
Wie der Werdegeist, der des Schlummers pflog,
Wie das Auge des Herrn am Schöpfungstag,
So stieg die Sonne ins Morgenrot.

Und plötzlich fuhr ein Wind daher,
Und plötzlich schauert das schimmernde Meer;
Und plötzlich schmettert der Vögel Sang
Und schallt den wogenden Wald entlang
Und schwellt mir das hämmernde Herz so sehr.

Ich horcht' und schaut' auf Klang und Strahl,
Als säh' ich die Welt zum ersten Mal;
Als würd' sie geschaffen zu dieser Stund',
Als dehnte sich eben das werdende Rund,
Sich anzufüllen mit Lust und Qual.

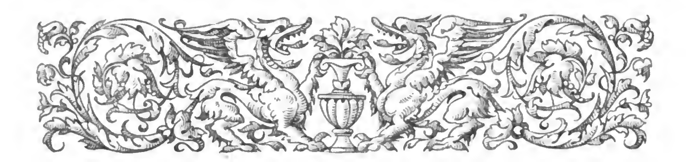
Ich fühle dich, erhab'ner Geist!
Der in sich atmet, was Werden heißt,
Der dies All erträumt, seines Seins Gedicht,
Und seines Traumes Schale bricht
Und sich hinein ins Leben reißt.

So glüht auch hier, in der engen Brust,
Des Schaffens Drang, des Werdens Lust!
So gabst du mir, der Kreatur,
Des Willens Gewalt, der auf deiner Spur
Dies Sein umklammert unbewußt.

So fühl' ich, wie sich's hier innen drängt,
Atom fest an Atom sich hängt,
Erdwurzeltiefe Wunderkraft
Die Teile, die Teilchen zusammenrafft,
Die zagenden auch ins Leben zwängt.

Und so geschmiedet, ein festes Haus,
Erschwingt sich das Leben hinauf und hinaus,
Und über dem Jammer der ringenden Pein
Ersiegt es das hohe, das göttliche Sein,
Und findet die Zinnen der Ewigen aus.

Und getröstet, gestärkt durch den ahnenden Blick,
Fromm kehrt es zur Mutter, zur Erde zurück.
Steigende Sonne, so grüß' ich dich!
Singender Wald, so durchsingst du mich!
O Leben, du hohes, du heiliges Glück!



Arabella.

Novelle von Karl Theodor Schultz.

(Fortsetzung.)



Mußte ich nicht für uns Beide denken?!" entschuldigte sich der Fürst. „Hätte ich Sie, die unbestritten Erste, wo Sie sich auch zeigten, Sie, die so große Freude an Pracht und Repräsentation hatten — in einem weltentlegenen Jagdschlosse verbergen sollen? Anderes wäre uns nicht übrig geblieben; mein Vater hätte unter den damaligen Umständen nur mit höchstem Widerstreben in diese Ehe gewilligt. Der Hof wäre uns verschlossen gewesen, wir wären auf Jahre hinaus wahrhaft drückenden Verhältnissen anheimgefallen. Und doch, Arabella, ich war während jener drei Tage, trotz der Süffisance und Gleichgültigkeit, durch die Sie mich straften — wie heute Mittag auch — ich war auf dem Punkt, Sie allein entscheiden zu lassen, ob Sie bei solchen Aussichten die Meine werden könnten. Ich glaubte eben doch zu wissen, daß in Ihnen etwas für mich spräche! Da brach aber das gleich von Anfang an so heftig auftretende Nervenfieber meines Bruders aus, ich mußte mit dem nächsten Zuge fort, Sie waren den Tag in Mainz, mir blieb nichts übrig — wenigstens erschien es mir in meiner gedrückten Stimmung so! — als meinen Kavalier in Alles einzuweihen und ihm den bestimmten Auftrag zu hinterlassen, wenn er von Ihnen nur ein kleinstes Zeichen der Teilnahme für mich herauslockte, völlig offen vorzugehen und sobald er Ihrer sicher wäre, bei Ihrem Vater für mich zu werben. Nach einer endlosen Woche — am Totenbette meines Bruders — kam der Bescheid dieses Kavaliers, des immer als Freund behandelten Spielgefährten: Nichts — nichts! Ich war von Schmerz zerrissen, aber arglos; Ihre Art während jener Tage ließ es nicht unnatürlich erscheinen, wenn Sie —"

„Was war mir übrig geblieben?" fiel sie noch mit derselben Herbigkeit ein. „Ihre Lage, Ihre Aussichten kannte ich nicht! Ich mußte annehmen, Sie hätten damals im Mai nur ein Spiel mit mir getrieben — wären, vielleicht mit Überlegung, einen Roman auf vier Wochen eingegangen!" Ihre Augen blitzten wie die einer gereizten Schlange. „Ich bin stolz," setzte sie dann bereits wieder in der gewohnten Ruhe hinzu, „und will jetzt auch offen sein, Prinz. Wahrscheinlich, genau weiß ich das heute nicht mehr, war es im Beginn meinerseits wenig Tieferes als der geschmeichelte Ehrgeiz, von dem vornehmsten Mann der Gesellschaft mit Aufmerksamkeiten überschüttet zu werden, was uns so rasch einander näherte. Später, als ich Sie erst kennen, würdigen lernte —"

„Arabella!"

Sie hob mit einer raschen Bewegung die Hand. „Um so wehrloser war ich aber getroffen worden! Und allein aus diesem Gefühl heraus kann auch nur mein Benehmen bei unserem Wiedersehen beurteilt werden! Dasselbe Spiel noch einmal —"

Prinz Isselhorst nickte. „Auch Sie sind schuldlos wie ich; hier giebt es nur *einen* Schuldigen. An dem Tage, wo ich seine Botschaft empfing, starb mein Bruder: die Zeit danach, die unaufhörliche Sorge um meine Mutter, welche der Schmerz über den Verlust Georgs fast trübsinnig gemacht hatte und mit der ich dann von Ort zu Ort zog, ließ alle eigenen Interessen zurücktreten. So fand ich nichts Auffälliges darin, als jener Mann aus unserem Dienste trat und damit meinem Gesichtskreise entschwand. Bald darauf las ich noch den Tod Ihres Vaters — wie dachte ich wieder Ihrer und fürchtete doch, Ihnen, der ich nichts galt, selbst nur mit einem tröstenden Freundesworte zu nahen! Schon ehe ich mit

meiner Mutter heimkehrte, waren auch von neuem Andeutungen gefallen, daß jener frühere Heiratsplan nicht aufgegeben sei, und jetzt, da ich der Erbe von Isselhorst geworden war, bei Sophies königlichen Verwandtschaften und ihrem Reichtum sogar für das ganze Land an Bedeutung gewonnen habe. Aber da fühlte ich mit vollster Gewalt, was Sie mir immer noch waren, wie noch nichts in mir entsagt hatte! Und als ich dann in einer schrecklichen Stunde Ihren Namen neben dem andern fand, da wußte ich, daß ich nicht Ruhe finden würde, bevor ich nicht in Allem, auch in Ihrem Herzen klar gesehen. Ich reiste sofort nach Gerhardtstein —"

„Sie waren —"

„Vor wenigen Tagen dort! Als ich im Städtchen hörte, daß sie Beide abwesend seien, ließ ich durch einen Vertrauensmann Erkundigungen einziehen und erfuhr Vielerlei — nichts davon sprach aber gegen die furchtbare Ahnung, die nun in mir aufgedämmert war und die heute Gewißheit geworden ist! Nun weiß ich, was mir zu thun obliegt. Nur dies muß ich vorher wissen: daß Sie fühlen wie ich, daß es Ihnen seine verbrecherische Liebe nicht schon angethan hat?" — Er blickte sie beschwörend an.

„Ich habe eine Ehe ohne Liebe geschlossen!" entgegnete sie kalt.

„Warum dann aber? warum thaten Sie dies mir und sich an?"

„O, fragen Sie nicht!" erwiderte sie hastig. „Ein Irrsal von Gefühlen — Groll, Trotz, Sorgen jeder Art — die Hand voll Erde that es, die Jedem von uns mitgegeben ist. Und ich habe ihn auch nicht getäuscht: er wußte, daß er nicht geliebt wurde."

„Dennoch wagte er es, Sie an sich zu reißen!"

„Er traute seiner Liebe zu viel zu, wie ein Anderer zu wenig."

„Vergeben Sie mir endlich!" rief der Prinz flehend.

„Ihnen vergeben?" Unergründliches stand in ihren Augen.

„Nachdem Sie in ein Herz gesehen, dem ich auch nicht die loseste Hülle gewahrt habe!"

„Mich warnt etwas vor diesem Herzen!" erwiderte sie mit einem finstern, fast lauernden Ausdruck im Antlitz. „Ich lebte jetzt in einer gewissen Ruhe hin! Über Gerhard verfügte ich beinahe schon wie über mich selbst — fortan würde es ganz geschehen! Das ist immerhin beachtenswert und so weit sicher, wie es eine Sicherheit auf Erden giebt."

Prinz Isselhorst, dessen Stolz tief verletzt war, sprang auf und trat mit ein paar hastigen Schritten bis an das Geländer vor; Arabella blieb ruhig auf ihrem Sitze.

„Wo so kühle Erwägungen möglich sind," begann er nach einer Pause, „da war es doch wohl ein Irrtum, der mich hergetrieben hat! Madame scheinen ja völlig befriedigt? Ah, so dürfte ich nur um Vergebung zu bitten haben und mich so rasch als möglich —"

„Mein Prinz! Prinz Albrecht!" unterbrach ihn Arabella in einem so sanften Tone, daß er bestrickend wie Musik klang.

„Sie spielen mit mir!" klagte der Fürst, schon halb überwunden.

Arabella erhob sich, brach einen blühenden Zweig, der über das Geländer hereinhing, und sagte, indem sie ihn lächelnd emporhob und wieder senkte und ihn dann an die Brust steckte: „Doch nur, wie ich mit dieser Blüte spielte — die ich nie mehr frei gebe!" Mit einem heißen Blicke schloß sie: „Wie können Sie eine kleine Prüfung so schwer nehmen?"

„Eine Prüfung?"

„Nichts Anderes! Ihr Groll hat mir nun ja erst gezeigt, daß ich Ihnen wirklich noch etwas bin, ein Preis, um den Sie kämpfen wollen!"

„Bis zum Letzten," rief er hingerissen.

„Ohne Kampf wird er auch nicht von mir lassen; es liegt in seinen Augen, als hätte er verzweifelte Entschlüsse gefaßt!"

„Glauben Sie?" meinte Prinz Isselhorst voll Überhebung. „Ich nicht! Aus dem Gleichmaß mag er gekommen sein — er zitterte aber, als er mir zuerst gegenübertrat — daran war nicht mehr der Unfall Schuld, sein Gewissen zitterte! Ihm ist also beizukommen."

„Ich gebe Ihnen zu, daß er nicht verhärtet, daß er ein Neuling auf der abschüssigen Bahn ist —"

„Wer weiß?" fiel der Prinz ein.

„Sie wissen noch mehr?" fragte Arabella

Er nickte.

„Was auch mir verborgen geblieben ist?"

„Es scheint so!" Der Prinz sah nach den Anderen hinüber. „Davon später! man hat sich auf der Terrasse erhoben — es bliebe als letztes Mittel! Er steht eben in ganz unangreifbarer Position, wenn er sich feige aufs Gesetz stützen sollte, und nicht freiwillig von Ihnen läßt. Denn

was hülfe selbst das Äußerste, ein Duell, in welchem er fiele — ich kann meinem Lande keine Fürstin geben, die so gewonnen wäre! Darum kam ich selbst — plötzlich, überraschend; seine Vergangenheit, der lange Dienst in unserem Hause, ein Rest von Dankbarkeit können noch nicht vergessen sein — und wenn wir ihn nicht zur Ruhe kommen lassen, wenn er gehetzt bleibt wie ein Wild, so wäre es undenkbar, daß er nicht erliegen sollte." Die Stimme des Fürsten hatte grell geklungen wie eine Halali-Fanfare und seine Blicke waren stechend.

„Ich fürchte seine wahnsinnige Liebe zu mir!" erwiderte sie.

„Seit sein Betrug zu Tage gekommen ist, muß er wissen, daß Sie ihm verloren sind, ob er Sie an sich fesselt, oder freigiebt!"

„Er hat es so lange getragen, mich ohne meine Liebe zu besitzen!"

„Zu besitzen!" Dem Fürsten erschien die Pergola plötzlich verdunkelt und er rief in unterdrückter Glut und Pein: „Die Luft hier erstickt mich, als atmete ich Küsse, die ich nicht geküßt habe! Arabella!"

„Fassung, Durchlaucht!" bat sie tonlos. — „nur auf Stunden noch — bis unser Wild erlegt ist!" Jede Silbe atmete Haß. „Dann will auch ich glauben," fuhr sie voll Hingebung fort, „glückselig sein zu dürfen! Mit dem Augenblick soll Alles fallen, was ich ratlos, in der Verblendung, gegen meine Liebe in mir aufgerichtet hatte: dann wird es sein, als sähe ich in das Glück selbst!"

„Wie ich es gethan habe," versicherte der Prinz, indem er bewegt ihre Hand faßte, „seit ich Sie zum ersten Mal gesehen hatte!"

Arabella blickte ihm fest und tief in die Augen, dann sagte sie, von einem Geräusch abgezogen und sich nach der Terrasse umwendend: „Sie kommen hierher!"

„Und mögen gehen! Ich bleibe!"

„Nein, Prinz!"

„Ich ertrüge keinen Aufschub mehr!"

„Dennoch ist er notwendig! Lassen Sie mich erst sprechen! Dabei sehe ich, wie er das Ganze auffaßt, wo an ihn heranzukommen ist: fürchten Sie keine Übereilung — ich bin meiner sicher."

„Noch eine Nacht so durchwachen, wie die letzte — ich kann es nicht!"

„Und ich darf von meiner Forderung nicht abstehen, wenn es nach unsern Wünschen endigen soll. Trauen Sie meinem Gefühl! Es ist notwendig, daß er zuerst durch mich erfährt, um was es nun geht! Zwischen Ihnen Beiden käme es sofort zu einem Ausbruch, der Alles vernichtete!"

„Sie wollen es," antwortete der Prinz gepreßt — „erreichen werden Sie nichts! Ich komme aber noch einmal her, nach einer Stunde. Um so besser, wenn Sie noch zusammen wären! Trauen Sie auch mir — jede Verzögerung kann ihn nur starrer machen!"

„Sei es denn!" gab Arabella nach „Sie sollen die kleine Pforte an der Terrasse offen finden."

Der Fürst zog rasch ihre Hand an die Lippen, dann traten sie in den Garten zurück; die Anderen kamen näher und man hörte den Major sagen: „Wie man diesen Ethelwold verteidigen kann —"

„Ich habe ja nur ein gewisses Mitleid mit ihm!" entschuldigte sich Gerhardtstein „Eine Liebe, welche den Bruch mit unserer ganzen Vergangenheit möglich macht, mag wohl ein Verhängnis sein, das uns in uns selbst vernichtet."

„Wenn wir Schwächlinge sind! Ah bah!" rief Velen. „Er ist und bleibt ein —"

„Schurke!" vollendete Gerhardtstein mit einer Grimasse, „wir haben es nun schon behalten."

Prinz Isselhorst wandte sich den Kommenden zu. „Der Baron scheint dem Stoffe jetzt selbst eine heitere Seite abgewonnen zu haben," sagte er.

„O, die heiterste, Durchlaucht! Warum auch nicht? Bei einer so gleichgültigen Sache!"

„Bleibt es wirklich für morgen bei der Reise?" wandte sich Dina an die Baronin.

Arabella hob die Schultern und sah auf den Gatten.

„Wir müssen fahren," sagte dieser mit ruhiger Bestimmtheit, „da wir bindende Verabredungen eingegangen sind."

Die Gäste verabschiedeten sich und gingen. Während ihnen der Baron sein Geleit bis zur Vortreppe gab, ging Arabella nach der Pergola zurück und blieb in Gedanken an deren Geländer stehen. „Ich darf nie vergessen, daß ich in seiner Macht bin," dachte sie immer wieder.

Eine Thür öffnete sich und wurde geschlossen, dann trat Baron Gehardtstein aus dem Zimmer. Er streifte Arabella mit einem scheuen Blicke, sagte aber in scheinbarer Befriedigung: „Du bist ruhig? das freut mich!"

Sie schwieg.

„Ich möchte nun glauben," fuhr er langsam fort, indem er mit der Hand dem Muster der Tischdecke folgte, „daß seine Erklärungen, denen

ich galanterweise, wie Du zugeben wirst, nichts in den Weg legte, keinen Eindruck gemacht haben!"

„Das meinst Du wirklich?"

Der Baron trat dicht an sie heran. „Weil es nicht anders sein kann! Minuten können nicht töten, was beinahe ein Jahr Zeit hatte, zu wachsen und uns mit hundert Fäden aneinander zu ketten. Wir sind uns ja nicht fern geblieben, Du warst in seligen Stunden mein Weib —"

„Mein Herz aber —"

„Ich sprach nicht von Deinem Herzen!" unterbrach er sie mit bebender Stimme, „das mag nicht dabei gewesen sein, sich meinetwegen mit Phantomen getragen haben! Aber zuweilen, wenn ich dem Schlage dieses Herzens lauschen durfte —"

„Wozu das?" fiel sie eisig ein.

„Weil ich Dich daran mahnen muß, was gewesen ist, damit Du klar sehen kannst"

„Ich sehe klar!"

„Und auch ich soll davon profitieren?"

„Es bezieht sich sogar allein auf Dich!"

Er warf sich in den Korbsessel, auf dem vorher der Fürst gesessen hatte. „Was wäre also klar geworden?"

„Daß ich um mein Lebensglück betrogen wurde!" rief Arabella auflodernd.

„So, so!" Er machte eine Gebärde, als ducke er sich. „Wieder solch' ein Ausdruck, wie ein Wurf mit einem Felsblock! sie müssen heute in der Luft herumfliegen! — Um Dein Lebensglück betrogen! Doch wohl an der Seite dieses Prinzen Albrecht? Das klingt, als wäre es etwas! Dabei dürften aber eben so viele Fragen laut werden, wie die Phrase Buchstaben hat. Ich kenne diesen Prinzen! Er bildet sich heute noch ein, Dich zu lieben, wie er es sich damals einbildete — weil er Zerstreuung, Aufregungen sucht, weil ihn von jeher das schwer oder gar unmöglich Erscheinende reizte — natürlich nur so lange, bis es erreicht war. Im letzten Grunde liebt er nur sich selbst und jedenfalls das am wenigsten, was ihm in irgend welcher Beziehung unbequem wird. Wer weiß, ob diese Zeit nicht schon da wäre, wenn Du die Seinige geworden wärest? Und das wäre Dein Lebensglück?"

„Ein Tag Fürstin Isselhorst," rief Arabella, „wägt Jahre auf von solchem" — sie stockte.

„Wovon?" fragte Gerhardtstein, der unter ihren Blicken noch blaßer geworden war.

Sie beharrte im Schweigen.

„Wirklich ein Rest von Scham?" Er trat dicht an sie heran. „Erinnerst Du Dich vielleicht doch wieder meiner Liebe? Bei Gott, ich liebe Dich so sehr, daß ich hoffen durfte, Dich glücklich zu machen und dann vergessen zu können, um welchen Preis Du erworben bist!"

„Sollte das überhaupt möglich sein?" fragte sie leidenschaftlich. „So lange Nacht über der Schande ist, so lange darf sie leben — der Tag tötet unerbittlich. Es ist für uns Alle Tag geworden. Wohlan, sei jetzt noch so viel Edelmann, wie Du es sein kannst, nimm freiwillig, vornehm das Unabänderliche auf Dich — gieb mich frei!"

Der Baron schüttelte finster das Haupt.

„Wie wollte ich Dir danken!" fuhr sie bittend fort „Auch Prinz Albrecht — ich hoffe das über ihn zu vermögen — würde es als Sühne ansehen und schweigen: Du bliebest für die übrige Welt derselbe, der Du bis jetzt warst."

„Und Du?"

„Ich würde endlich die Stelle einnehmen, die mir bestimmt war! Eben forderte der Prinz meine Hand." Eine Genugthuung ohne Gleichen ließ sie sich zu voller Höhe aufrichten.

„Das wäre allerdings äußerst vornehm von mir gehandelt," entgegnete er, „aber ein Romanschluß, wie ihn sich etwa ein sentimentaler Blaustrumpf zusammen spintisiert! Wer so, wie Du erworben wurde, von dem läßt man nicht! Und vor allem nicht ein Mensch, in dessen Adern lebendiges Blut rollt. An den Galgen mit den Vorurteilen — was mein ist, bleibt mein!"

„Du würdest nicht wider Dich selbst wüten," antwortete Arabella mit soviel Ruhe, als sie sich zu bewahren vermochte, „wenn Du nicht fühltest, eine Schuld auf Dich geladen zu haben, wie sie kaum schwerer —"

Er machte eine hastige Bewegung der Abwehr „An mich will ich gar nicht denken! — obwohl Du es wissen müßtest, daß ich zu Grunde ginge, wenn Du mich verließest! Du bist einmal mein Alles — Glück und Leben und jede Freude; wäre ich sonst bis dahin gekommen? Und bedeutet eine solche Liebe wirklich nichts, wiegt sie diesen eiteln Glanz nicht auf?" Arabella hatte sich ganz abgewandt. „Aber Du hörst wohl nicht einmal, was ich spreche? Von ihm muß ich sprechen, wenn Du hören sollst! — Könntest Du mit ihm glücklich werden?! Das aber hatte ich ja damals schon in all den fiebernden Stunden des Kampfes mit mir selbst erkannt: niemals! Ein kaum errungenes, schon lästiges Spielzeug! Und Du warst ein Herz wert, bist es heute noch!

Bella, lege mir jede Strafe auf, die Du ersinnen kannst — Du sollst mich entsühnen dürfen — dann aber Friede!"

Sie kehrte sich jäh um. „Zwischen uns? denke an unsere Devise! eine Bodenburg und ein Ehrloser!"

Auch Gerhardtstein richtete sich auf. „Ehre ist ein fein Ding," sagte er langsam und heiter, „über Alles geht sie nicht, glaube es mir! Wenn es an den Hals geht, lebt es sich auch ohne „Ehre!" Denn wird unser Blick erst durch eigenes Malheur dafür geschärft, dann sieht man Vieles: die sich am stolzesten haben, schleifen mitunter eine unsühnbare Schurkerei hinter sich her. Das ist die meinige nicht, bei Gott, nein! Ich liebte Dich, sah Dein Verderben und brachte mich zum Opfer! Ja, müßte ich's heute wieder begehen, ich beginge es wieder! Nicht ein Wort für den Andern käme mir auf die Zunge. Ich habe es ja versucht, es war aber, als würde ich stumm. Darum mußt Du vergeben!"

„Ich thue es! Du darfst in Ehren weiter leben, nur —"

„Immer wieder diese Ehre! Als hinge wirklich mein ganzes Heil daran! Es lohnt die Probe drauf zu machen. Was habe ich im Grunde gethan? Einen Befehl nicht ausgeführt, und dafür ein Weib gewonnen, um das ich eher beneidet als verurteilt werden kann. Der Jugend wenigstens, und jedem, der ein Herz hat oder doch versteht, kommen in solchem Fall keine Skrupel — ob „Ehre" dabei ist, ob nicht. Der Erfolg rechtfertigt das Mittel — und unser geringes Gedächtnis hilft dazu: wie bald geht all dergleichen nur noch als Sage um!"

„Ich vergäße nie!" fuhr Arabella auf.

Der Gatte sah sie an. „Du willst mit mir so hart ins Gericht — und Du selbst?"

„Was träfe mich dabei?"

„Dabei nichts! Bist Du denn aber so rein, so vorwurfsfrei, daß Du nur schlichtweg verurteilen darfst? Warum hast Du Dich mir gegeben? Giebt sich ein Weib, das so streng denkt, einem Manne, den es nicht liebt?"

Sie zuckte zusammen.

„Ist das nicht auch ein Bruch mit einer Vergangenheit?" schloß er mild, gleichsam entschuldigend, „nicht anders, wie bei mir?"

Sie hatte sich gefaßt. „Aber auch das geschah durch Deine Schuld!" rief sie heftig. „Du benutztest meine unglückliche Lage, die Wirnisse nach meines Vaters Tode, der mich anfangs scheinbar dem Nichts gegenüberstellte, so wurde mir das Jawort entrissen!"

„Täusche Dich doch nicht absichtlich," versetzte er in derselben Milde. „Wenn Du nicht selbst bereit gewesen wärst, wer hätte Dich zu zwingen vermocht?"

Eine dunkle Röte stieg bis in ihre Stirn empor. „Aber es wäre unmenschlich," schrie sie auf, „den Irrtum, die Schwäche einer Stunde durch ein ganzes Leben voll Qual büßen zu sollen! Mein Herz reißt mich ihm nach, laß mich nicht untergehen — gieb mich frei!"

Er starrte sie an, dann sagte er langsam: „Es gäbe nur ein Mittel, Dich frei zu machen! Soll ich es Dir verraten?"

„Sprich, sprich!"

„Nur eines!" wiederholte er, „da sich Durchlaucht kaum zu einem Duell mit dem früheren Diener seines Hauses herablassen dürfte. Dingt Einen, der mich mordet! Fasse es wohl — mich mordet!" Er wandte sich ab, schlug die Hände vor's Antlitz und ging.

III.

Es dauerte eine Weile, bis sie sich wieder regen konnte und mit schleppendem Schritt nach dem nächsten Stuhle schritt, um sich zu setzen; sie kauerte dann mehr darauf, als daß sie saß. Nicht die letzte Äußerung des Gatten beschäftigte sie — was er ihr aber vorgeworfen, das bitterte und quälte in ihr nach. Wie sie es auch wandte, er behielt immer Recht — er! So nackt gedacht hatte sie es sich nie, aus Mitleid mit sich. Ihr Stolz — gewiß, der brach damals, als sie sich wie eine aus der Menge fortwarf und ihn nahm. Hätte sie es noch gethan, von seiner Liebe gerührt, aus irgend welchem entschuldbaren Grunde — doch die bloße elende Furcht vor der Not hatte sie dazu getrieben, Feigheit also, und das andere, ebenso elende Gefühl — der Groll und der Stachel in der Brust, den zu strafen, den sie abtrünnig wähnte.

Sie streckte mit einer Bewegung der Qual die Hand aus, erhob sich dann und ging, bald zuschreitend, bald stehen bleibend auf und nieder. Nach einer Weile trat sie in das beinahe dunkle, nur von den Kerzen eines Armleuchters matt erleuchtete Gartenzimmer, wo sie sich wieder auf einen der niedrigen Sessel am Kamin hinkauerte.

Ihre Gedanken trieben auch jetzt noch in demselben Kreise: sie waren aber nun ganz auf den Gatten gerichtet, der ihr nichts geworden war,

wie er ihr niemals etwas gewesen. Und er gerade mußte der einzige sein, der sie in ihrer ganzen Blöße kannte! Wie sie ihn haßte! Blut allein konnte die Schande fortwischen, Blut — das fließt aber nicht von selbst .... Was hatte er nur zuletzt gesagt?!

Wirr und dunkel trieb es in ihrem Sinnen fort; zuweilen versuchte sie es auch, gar nicht zu denken. Da hörte sie ihren Gatten im Nebenzimmer gehen: unwillkürlich achtete sie auf die ungleichmäßigen Tritte, bis sie ihr geradezu wehe thaten. Im Gehirn meinte sie einen Schmerz zu fühlen — jeder Schritt hallte da gleichsam nach.

Totmüde stand sie wieder auf und trat in die Thür zur Pergola. Im Örtchen begann die Kirchenuhr zu schlagen. Sie zählte die Schläge. „Elf? Nun wird er kommen!" Sie trat noch weiter hinaus; nach einer kurzen Überlegung ging sie auf ihren vorigen Platz zurück. Mochte ihr Gatte sie hören — mit einander fertig werden mußten sie doch!

Es währte nicht mehr lange, so kamen Tritte näher und Prinz Isselhorst blickte von draußen suchend ins Zimmer. Als er Arabella erkannte, eilte er ihr entgegen und zog sie mit einer unwiderstehlichen Bewegung an sich. Einen Augenblick lang lehnte sie willenlos an seiner Brust, dann löste sie sich aus seinen Armen.

Bei der Stille hörte er ebenfalls Gerhardtsteins Tritte und fragte: „Er?"

Arabella nickte. Leise fragte er von neuem: „Und was haben Sie erreicht?"

„Nichts!"

„Ich wußte es!"

„Er sprach nur von seiner Liebe," fuhr Arabella flüsternd fort, „und wie er nie von mir lassen würde. Auch seine Begriffe von Ehre sind hinfällig genug; eine Mahnung daran dürfte wenig fruchten."

„Der Schurke!" rief er. „Hätte ich Ihnen damals eine Zeile geschrieben, es wäre anders gekommen. Er riet auch davon ab! Es fiel mir eben ein, als ich noch einmal überdachte, wie Alles gekommen. Und schien er Unrecht zu haben? Und sind wir nicht daran gewöhnt, unsere Diener für uns handeln zu lassen?"

„Der Elende!" flüsterte sie heiser. „Wie scharfsinnig war Alles zurecht gelegt, und wie mag er gelacht haben, als wir ihm gehorsam Schritt für Schritt den Willen thaten ... Ehe man uns vorher unterbrach," fragte sie dann hastig, „erwähnten Sie noch etwas, was Sie über ihn erfahren hätten?"

Der Fürst schien unangenehm berührt und zögerte mit der Antwort.

„Verhehlen Sie mir jetzt nichts mehr!" bat sie, „gäbe es denn auch Schwereres, als was ich bereits weiß?"

„Er ist entweder bereits ruiniert, oder dem Ruin nahe!" erwiderte er kurz.

„Dem Ruin?" rief sie bestürzt.

„Ja!" bestätigte er. „Man schien im Städtchen aufs genaueste darüber unterrichtet. Schon zur Hochzeit, wie jetzt abermals ist auch Klein-Gerhardtstein, das noch unbelastet war, mit starken Hypotheken bedacht worden: und Sie bezogen allein noch dessen Erträge, da Ihr Hauptgut sich kaum selbst erhält."

Arabella bedeckte die Augen mit der Hand. „Darum die Einschränkungen — schon zu Hause, dann hier! nur darum auch dieses ewige odiöse Essen en deux, das ich für eine Laune nahm! Lachen Sie mit mir — für eine eifersüchtige Laune!" Es zuckte mehr um ihren Mund, als daß sie lachte. „Und Sie glauben wirklich — ruiniert? ganz ruiniert? Mein Vermögen? — Sie wissen noch mehr! selbst das hat er anzugreifen gewagt?"

„Davon weiß ich nichts!"

„Auch das wird verbraucht sein!" fuhr sie verzweifelt fort, „warum auch nicht? Er hat die Verfügung darüber, weil es mir zu gering erschien, um besondere Verklausulierungen dafür zu treffen, und er es auch war, der es rettete. Doch heute? — ich hätte davon leben können!"

Der Fürst war, ohne sich genauere Rechenschaft über seine Empfindung zu geben, von Arabellas lebhafter Sorge um ihr Vermögen — in solchem Augenblick — eher befremdet, als zu besonderer Teilnahme erregt. „Sie sprechen so oft von seiner Liebe," sagte er, „und haben doch so wenig Vertrauen zu ihr!"

Arabella fühlte sofort seine Verstimmung heraus. „Ich mußte auch von seiner Liebe sprechen — aber oft? Sie wollen höhnen! bin ich noch nicht bedauernswert genug?"

„Vergeben Sie!" bat er reuig, dann rief er mit erhobener Stimme: „Ich kann es nicht hören daß ein Anderer Sie lieben darf!" — Als die Tritte nebenan plötzlich aufhörten, wiederholte er ebenso laut: „Ich kann und ich will es nicht!" Nach einem Augenblick des Lauschens schloß er leise: „Er kommt!"

Rasch öffnete sich die Thür des Nebenzimmers und Baron Gerhardtstein trat herein: nach leichter Neigung des Kopfes blieb er inmitten des Zimmers stehen. Der Fürst erwiederte den Gruß kaum und sagte nur, auf einen Sessel sich gegenüber deutend: „Sie stören uns nicht!"

„Wie gütig," sagte der Baron höhnisch, nahm jedoch Platz.

„Ich könnte behaupten," begann der Prinz, „wieder gekommen zu sein, um Ihre unvergleichliche Aussicht" — er blickte durch das breite, geöffnete Fenster der Rückwand — „im Mondschein zu bewundern. In der That zauberhaft, dies Flimmern des Mondlichts auf den Schneefeldern des Silberhorns!" Er sah einige Sekunden hinüber, dann blickte er den Baron voll an und fragte: „Sie würden mir das nicht glauben?"

„Nein!" erwiderte der Baron.

„Also offenes Visier! Was begangen worden, und in welcher perfiden Art" — Gerhardtstein machte eine heftige Bewegung — „der Ausdruck ist mild!" fuhr Prinz Isselhorst kalt und hochmütig fort, „das dürfte uns Allen nun geläufig sein, wie der Refrain irgend eines Schelmenliedes! — Es bleibt ein sehr wundersames Gefühl, bei einer solchen Affaire engagiert zu sein; mir ist noch immer, als wäre es unmöglich, daß es so geschehen konnte — bis mich die brutale Wirklichkeit eines Schlimmeren belehrt. Dabei haben Sie noch Glück, Baron! So lange durfte Ihr Betrug im Dunkel bleiben, und ich bin gezwungen, mit Ihnen zu paktieren, statt Sie zu richten. Wohlan, so stellen Sie Ihre Forderungen!"

„Ich habe keine," erwiderte der Baron, „da ich in Nichts etwas geändert wissen will. Bella ist meine Frau geworden; nun bleiben wir auch vereint, bis uns jener Große trennt, der selbst Fürsten kein Sonderrecht einräumt."

„Gerhard!" rief Arabella, „ich kann —"

„Erlauben Sie," fiel Prinz Isselhorst ein, „der Baron muß nicht weit genug hinaus gedacht haben, sonst würde er die Chancen seiner Stellung nicht so überschätzen."

„Im Gegenteil, ich glaube an Alles gedacht zu haben!"

„So hören Sie auch mich!" entgegnete der Fürst. „Könnten Sie auf Ihrer Entscheidung beharren wollen, dann müßte ich mich entschließen, alle Vorgänge, die jetzt ein Geheimnis zwischen uns Dreien sind, und es bleiben würden, sobald Sie sich vernünftig zeigen, der Welt preis zu geben. Sie verstehen? Wir beide," er blickte auf Arabella, „sind völlig schuldlos; den kleinen Schatten einer Düpierung müssen wir allerdings auf uns fallen lassen, dafür gewinnen wir aber, daß Sie, Herr Baron, vor unser Aller Augen so dastehen, wie nach Herrn v. Belen's Ausdruck jener Heyse'sche Rittersmann."

„Das wäre eben hinzunehmen!"

„Sie sagen das!" rief der Prinz, heftiger werdend. „Doch haben Sie sich die Situation auch klar gemacht? Mit dieser Entlarvung unsererseits sind Sie geächtet, wohin Sie unter Ihresgleichen treten Und in dieses offene Grab möchten Sie eine Frau mit sich hinabreißen, die Sie zu lieben vorgeben!"

„Man geht eben in die Fremde!"

„Dazu müßte doch auch ich bereit sein," rief die Baronin. „Doch gesetzt, ich ließe mich dazu bereit finden, wie stellst Du Dir solch' ein Roman-Asyl vor? Meinst Du noch irgendwo ein standesgemäßes Leben führen zu können? Soll ich vielleicht um Geld arbeiten lernen?!"

„Woher solche Phantasien?" fragte der Baron finster.

„Mich täuschest Du nicht mehr!" antwortete sie voll Hohn, „ich bin nun auch darin eingeweiht worden. Du bist ruiniert!"

„Sehr fürstlich, Durchlaucht!" rief Gerhardtstein verachtungsvoll.

„Daß der Fürst," erwiderte dieser gelassen, „zwischen uns beiden nicht mehr zum Wort kommen darf — hätte ich das zu vertreten? In Gerhardtstein ist Ihre Lage ein öffentliches Geheimnis! Außerdem muß jetzt Alles und Jedes, was den Schuldigen angeht, ans Tageslicht, damit er einsieht, daß ihm kein Ausweg bleibt, als sich zu fügen."

„Wie fein sich das Blatt gewandt hat!" warf der Baron mit höhnischem Auflachen hin. „Noch vor Minuten sollte dieser große Schuldige fordern, jetzt hätte er sich nur noch Ihren Forderungen zu fügen! Im Grunde wäre es ein Handel, weiter nichts! Wenn ich von ihr ließe, wollen beide Herrschaften schweigen, vielleicht sich sogar später „dankbar erweisen." Sei's drum!" er richtete sich hoch auf — „wenn der fürstliche Käufer sich nicht zu gering achtet, auf den Marktplatz hinabzusteigen. Aber nun möchte ich wissen, was mir als Tauschobjekt für dieses hier geboten wird." Er wies mit einer trotzigen Bewegung nach Arabella hin.

(Schluß folgt.)

Die kleine Odyssee.

Eine Seegeschichte von **Heinrich Kruse.**

(Fortsetzung.)

Darauf brachte die Fahrt sie zum Äolus, Herrscher der Winde,
Der sie freundlich empfing auf seiner gesegneten Insel
Und vier Wochen im Hause bewirtete, Manches erforschend
Über den Krieg und Trojas Eroberung, auch zu der Heimkehr
Ihnen zu helfen versprach, und leistete, was er verheißen,
Denn im Schlauche verschlossen erhielt Odysseus die Winde,
Die zur richtigen Zeit entfesselt, ihn trügen zur Heimat.
Und er verbarg ihn im Schiff sorgfältig vor seinen Gefährten.
Aber das Göttergeschenk verdarb ihm die Thorheit der Freunde,
Denn sie waren mit günstigem Wind, den Äolus mitgab,
Nahe der Heimat gelangt, da ward er ermüdet vom vielen
Stellen der Segel und sank in einen erquicklichen Schlummer.
Aber die Freunde berieten, was doch wohl wär' in dem Schlauche,
Hegend den Wahn, ein Ehrengeschenk und goldene Schätze
Hätt' ihm Äolus mit auf die Reise gegeben. Die Thoren!
Also sie öffnen den Schlauch neugierig. Da fahren die Winde
Brausend hervor und fassen das Schiff und schleudern es heftig
Wieder zurück zu der Insel des Äolus, die sie verlassen.
Wiederzukehren, wenn schon man Abschied hatte genommen,
Das ist peinlich ja stets, nun vollends, mit solcher Beschämung.
Zwar Odysseus versuchte die Schuld auf die Freunde zu wälzen,
Äolus aber entgegnete ihm: „Längst wärst Du zu Hause,
Wenn Du gethan, so wie ich Dir riet. Fort! Gehe von hinnen.
Wem nicht zu raten ist, Mensch, dem ist nicht zu helfen. Verlaßt uns,
Denn Euch zürnen die Götter.“ So zogen sie traurig von dannen.
Mühsam ruderten sie, von günstigen Winden verlassen,
Über die Fluten hin bis zu einem geräumigen Hafen,
Links und rechts von Bergen beschützt, wo sicher die Schiffe
Lagen vor Winden, doch nicht vor frevelnden gräulichen Menschen,
Denn sie waren ans Land der Laestrygonen gekommen.
Das sind Menschen, so groß, wie die Erde sie zeugte zu Anfang,
Als sie bevölkert noch war von Ungetümen und Drachen,
Und die Giganten den Himmel zu stürmen versuchten. Die Flotte
War kaum eingelaufen, so warfen die Laestrygonen
Riesige Steine herab und zerschmetterten Schiffe und Mannschaft
Und neun Schiffe von zehn vernichteten grausam die Wilden.
Nur sein eigenes Schiff zu retten, gelang dem Odysseus
Rasch mit dem Schwerte das Seil abkappend entkam er ins Freie.
Aber die lieben Gefährten beweinte er lange mit Schmerzen.
Einsam gelangte das Schiff zu der Insel der reizenden Circe,
Welche das Zaubern verstand. Sie hatten so Schlimmes erfahren,
Daß sie kaum sich getrauten ans Land zu geh'n. Doch sie mußten
Sich mit Trank und Speise verseh'n für die weitere Seefahrt,
Und Odysseus teilte die übrig gebliebnen Gefährten
In zwei Haufen, den einen, geführt von ihm selber, Odysseus,
Aber den andern führte Eurylochus, welchen das Los traf,
Auszuforschen die Insel und nach dem Palaste zu gehen,
Welcher in Waldung versteckt sich verriet durch Rauch, der emporstieg.

Als sie nahten der Wohnung der Circe, trafen sie Wölfe,
Löwen und and'res Getier — allein — ein seltsamer Anblick!
Nicht, wie ein Raubtier thut, auf sie losstürzend, sie standen
Harmlos da, aufrecht auf den Hinterfüßen und wedelnd.
Circe sang im Palast mit melodischer Stimme, das Webschiff
Rastlos werfend, ein seidenes Gewirk zu vollenden beschäftigt.
Aber sie trat aus der Pforte hervor als nahten die Fremden,
Lud sie freundlich herein und nötigte gastlich zum Sitzen.
Und sie bewirtete sie mit Kuchen und feinem Gebäcke
Und mit pramnischem Wein, doch gemischt mit schädlichen Säften.
Darauf nahm sie den Stab und die sie berührte der Männer,
Wurden an Haupt und an Leib und an Stimme verwandelt in Säue,
Und sie sperrte sie ein in die Kofen. Sie grunzten wie Schweine,
Nur ihr Geist war bewußt und menschlich geblieben den Armen.
Circe schüttelte drauf in den Trog Buchecken und Eicheln
Ihnen zum Fraß, das Futter der erdaufwühlenden Schweine.
Nur Eurylochus war mißtrauisch nicht näher getreten
Und lief hurtig zurück, um das traurige Wunder zu melden.
Und doch vermocht' er es kaum, so beraubte die Angst ihn der Worte.
Welch ein neues Geschick! Odysseus gürtet' mit Mut sich
Und mit dem Schwert, das ihn schon oft aus Gefahren gerissen.
Doch nichts hätt' es genutzt ihm gegen die Zauberin Circe,
Wenn ihm die Gnade der Götter nicht hülfreich wäre genahet.
Hermes trat ihm entgegen, noch eh' er die stattliche Wohnung
Hatte der Circe erreicht, wie ein blühender Jüngling gestaltet,
Dem erst keimte der Bart, im holdesten Reize der Jugend,
Faßt' ihm freundlich die Hand und redete, also beginnend:
„Armer, wohin? Du willst die verwandelten Freunde erlösen,
Aber Du selbst wirst leicht vom Stabe der Circe verwandelt.
Da nimm dies Heilmittel und wenn sie Dir reichet das Weinmus,
Das sie mit Zaubersäften gemischt, wird dies Dich erretten."
So sprach Hermes und reichte Odysseus das heilsame Kraut dar,
Schwarz war die Wurzel zu schaun und milchweiß blühte die Blume,
Moly wird's von den Göttern genannt, schwer ist es zu finden.
Als Odysseus zur Circe gelangt, so öffnete diese
Freundlich die Thür und ließ ihn niedersitzen und hoffte,
Leicht wie seine Gefährten vorher, ihn selbst zu bezaubern.
Doch da den Zaubertrank, den goldenen Becher mit Weinmus,
Tückisch die Circe ihm gab in die Hand, da mischt er das Moly
Unter den Trank, der jetzt unschädlich die Kehle herabglitt.
Aber sie nahm schon den Stab und schlug ihn und redete also:
„Komm, und geh' in den Kofen als Schwein zu Deinen Gefährten.".
Aber Odysseus blieb unverwandelt. Er riß von den Hüften
Rasch sein blitzendes Schwert und drang, als wollt' er sie morden,
Wütend auf Circe ein. Sie fiel ihm zitternd zu Füßen.
„Niemals hat noch des Zaubers ein sterblicher Mann sich erwehret!
Bist Du, sprach sie, Odysseus, von dem mir Hermes verkündet,
Daß ihm von Troja kommend, hierher zu gelangen bestimmt sei?
Stecke das Schwert denn ein und laß uns schließen ein Bündnis,
Daß wir in Liebe vereinigt gemeinsam des Lebens uns freuen."
Das war ein Zauber, den läßt sich ein Jeder gefallen. Odysseus
Widerstand ihr jedoch, bis daß sie ihm heilig geschworen,
Daß kein neuer Verrat in ihren Umarmungen drohe.
Indeß trugen die Mägde der Circe ein köstliches Mal auf,
Aber Odysseus wollte nicht Trank und Speise berühren,
Bis aus dem Banne des Kofens ihm Cirke befreit die Genossen.
Und sie führte ihn hin zu den Zaubergeschöpfen im Kofen.

Wie neunjährige Eber zu sehn. Das waren die Freunde!
Jeden bestrich sie mit Saft, und sie streiften die borstige Hülle
Rasch ab, freudig und leicht sich wieder in Menschen verwandelnd
Und zu schöneren Männern, denn als vorher sie gewesen.

„Ei, das war ja 'ne Hexe, 'ne richtige Hexe, die Circe!"
Sprach Fritz Runge. „Man denkt an Märchen und Kindergeschichten.
Welch ein seltsamer Trank, der Menschen in Schweine verwandelt!
Solch ein Kunststück brächte man heutzutage nicht fertig!"
„O, ich kenne den Trank, der Menschen in Schweine verwandelt!"
Sprach Claus Babbe, doch ward er zur Ruhe verwiesen von Runge.
„Claus, was schwatzest Du wieder? Hast Du das Geheimnis der Circe
Etwa entdeckt und den Trank, der Menschen in Schweine verwandelt?"
„Ja, ich kenne den Trank," so sprach Claus Babbe mit Schmunzeln,
Dabei blieb, halsstarrig wie ein Bulldogge, der Bootsmann,
Und wir lachten bereits, obgleich wir noch nicht es erkannten
Wohin wohl Claus steure. „Was ist es denn, Claus, für ein Trank? Sprich!"
„Branntwein!" brummte er laut. Da lachten wir All' um die Wette.
„Claus hat immer doch Recht, wenn man ihn nur richtig verstehet!"

Aber Odysseus lebte mit seinen Gefährten bei Circe
Herrlich Tag für Tag und in Freuden und froher Erwartung,
Denn sie hatte versprochen, ihn wohl mit Allem versehen,
Ehe des Jahrs Kreislauf vollendet, nach Hause zu senden.
Als nun das Jahr umkam, so mahnte Odysseus die schöne
Tochter der Sonne an ihr ihm freundlich gegeb'nes Versprechen.
Circe sagte zu ihm: „Ich will mit Gewalt Dich nicht halten,
Willst Du indessen zurück nach der Heimat fahren, so mußt Du
Zeigen Dir lassen den Weg von Tiresias, welcher im Hades
Wohnet mit vollem Verstand, doch die übrigen Seelen sind Schatten."
Als Odysseus die Worte der lockigen Circe vernommen,
Ward er es müde am Leben zu sein und die Sonne zu schauen.
„Ist es genug noch nicht, ihr Götter, durch Länder und Meere
Umgetrieben zu sein, soll ich nun sogar von dem Lichte
Scheiden der Sonne und geh'n in die dunkele Wohnung des Hades?
Und wer zeigt mir den Weg zu der schrecklichen Persephoneia?"
Als er so jammerte, sprach ihm Circe, die Zauberin, Mut ein:
„Sei doch, Odysseus, getrost und verzage nicht, herrlicher Dulder,
Richte Dich auf wie ein Mann, ich sende Dir günstige Winde,
Daß Du zum Ocean kommst, zum Strom, der rings um die Welt fließt,
Und von dort eingehst zum Hades, dem Reiche der Schatten,
Dort, wo der Pflegethon brennt und der Styx und der Acheron fließen.
Dort wird der Tiresias sagen, der Seher aus Theben,
Wie Du nach Ithaka kommst zu der Heimat und zu den Deinen."
Und so gingen sie seufzend mit traurigen Herzen zu Schiffe
In des Oceanos Flut bis zu dem cimmerischen Lande,
Welches in Nebel und Schnee und Dunkelheit immer gehüllt ist.
Und dort gehet man ein in das Land der geschiedenen Seelen.
Dort, wo ihm Circe gesagt und die Stelle ihm hatte bezeichnet,
Grub er, bis daß ins Gevierte von Ellenweite die Grube;
Opfernd ein schwarzes Schaf und das Blut lief ab in die Grube,
Doch stumm schwirrten umher die abgeschiedenen Seelen,
Nur wenn Blut sie getrunken, vermochten die Schatten zu reden.
Mit dem gezogenen Schwert hielt ab Odysseus die andern,
Aber Tiresias ließ er trinken des Blutes und sprechen.
Und der thebanische Seher erkannte sogleich den Odysseus
Und weissagte, er käme nach Ithaka, wie er begehrte,

Wenn er nicht auf der Insel des Helios seinen Genossen
Zuließ, daß sie die Rinder des Sonnengottes verzehrten,
Denn dann würd' er verlieren das Schiff und alle Gefährten,
Mit fremdländischen Schiffen einsam nach Ithaka kommen
Und dort Elend finden und schreckliche Arbeit im Hause.
So weissagte der Seher und also ward es vollendet.
Aber Odysseus wehrte den übrigen Schatten, zu trinken.
Antiklea nur ließ er herbei, die geliebteste Mutter,
Die er nach Troja schiffend verließ im rüstigsten Alter.
„Mutter," so rief er betrübt, „wie bist Du dem Leben entrissen?
Hat Dich Krankheit verzehret? Das Alter zu früh Dich entkräftet?"
Ihm antwortete drauf Antiklea: „Nicht Krankheit, nicht Alter
Hat mich dem Leben entrafft, nur Sorg' um Dich, mein geliebter
Sohn, und Verlangen nach Dir und Deinem gefälligen Wesen.
Auch Dein Vater Laertes ist stets in Sorgen und Kummer,
Zog sich zurück auf ein einsames Gut und lebt wie ein Knecht dort,
Dürftig gekleidet und gönnet sich kaum zum Schlafen ein Lager.
Aber Penelope ist Dir treu geblieben und will nichts
Wissen von anderer Eh' und Telemach blühet, Dein Sohn, auf
Und wird ähnlicher stets Dir an Zügen und Bildung und Wesen."
Also sprechend erregte sie ihm unendliche Sehnsucht,
Dreimal wollt' er die Mutter umarmen und fand, daß er dreimal
Nur hingriff durch die Luft, denn wesenlos sind ja die Schatten,
Haben doch wir in uns Allen ein Schattenreich, wo so viele
Eltern, Geschwistern und Freunde, mit denen wir lebten und strebten
Nun hinwandeln, die ewig Geliebten, wie Schatten und Träume.
Während Odysseus die Wacht mit dem Schwert hielt über dem Blute,
Kamen zu ihm der Gestalten auch viel aus dem Kriege vor Troja.
Agamemnon, der Fürst, den Klytaemnestra gemordet,
Ajax hohe Gestalt, Antilochus und mit Patroclus
Nun auf immer gesellt, Achilles, der erste der Griechen,
Der auch jetzt noch die Geister im Reiche des Hades beherrschte,
Aber da glücklich ihn pries Odysseus, seufzte Achilles:
„Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen,
Als die sämtliche Schar der geschwundenen Toten beherrschen!"
Doch da der Ithaker ihm Neoptolemos Thaten erzählte,
Seines im Heere gepriesenen Sohnes, da wandelte freudig
Mächtigen Schrittes Achilles dahin die Asphodeloswiese,
Über die Tugend erfreut, die vom Vater vererbt auf den Sohn war.
Aber Odysseus sah auch die Strafen vollstreckt an den Frevlern.
Sisyphus, wälzend den Stein, der immer vom Gipfel herabrollt,
Tityus, welchem die Leber zerhackt ein gefräßiger Geier,
Und im Wasser, das ihn bis zum Kinn reicht, aber zurückfließt,
Wenn er zu trinken versucht', stand Tantalus, dürstend auf ewig.
Schauerlich ward es zuletzt Odysseus im Reiche der Dämm'rung
Rasch enteilt er zum Schiff und es lösten das Seil die Gefährten.
Maßen den Weg zurück zu der lieblichen Insel der Circe.
Von dort sollte die Fahrt nach der Heimat endlich beginnen.
Und ihn versah mit Rat für die Reise die Tochter der Sonne:
„Erstlich kommt Ihr ans Ufer wo singen die schönen Sirenen,
Jungfrau'n, welche mit holdem Gesange anlocken die Fremden,
Doch ins Verderben. Da bleicht gar manches Gebein der Verführten.
Darum verklebe mit Wachs den Gefährten die Ohren, so rat ich.
Willst Du selbst gern hören die süßen Sirenengesänge,
Nun, so laß an den Mast Dich binden mit Stricken. Doch wenn Du
Hingerissen verlangst, sie sollten die Bande Dir lösen,
Mußt Du ihnen befehlen im Voraus, daß sie nur stärker

Dich festbinden am Mast, da Du sonst einbüßest das Leben.
Das sind die süßen Gefahren, von denen die Jugend bedroht ist,
Und sie hat nur zu offen die Ohren und läßt sich nicht binden
Und sie wird in den Tod von den schönen Sirenen gesungen.
Seid Ihr glücklich vorübergeschifft, so kommt Ihr zu Felsen,
Scylla der eine genannt, und der andere heißet Charybdis.
Scylla verbirgt in dem Schoß ein schreckliches Ungeheuer
Mit sechs Hälsen versehn. Auf jedem der langen und schlangen-
Ähnlichen Häls' ist ein Kopf mit scheußlichem Rachen. Es starren
Drei Reih'n Zähne darin und weh' Dem, welcher erhascht wird.
Auswärts reckt sie die Hälse hervor und schnappet nach Beute
Und so rasch ein Segel vorbeizufahren bemüht ist,
Wird ein Mann doch gefaßt von jeglichem Halse der Scylla."
„Weh' uns!" rief Odysseus erschreckt. — „Du darfst es den Leuten
Gar nicht sagen!" So riet wohlmeinend ihm Circe. „Du darfst auch
Nicht zu nahe geraten dem anderen Felsen, Charybdis.
Niedriger ist er, es wächst aus der Mitte ein schattiger großer
Feigenbaum, darunter Charybdis lauert. Sie sprudelt
Dreimal täglich das Wasser hervor und schluckt es auch wieder.
Schiff und Mannschaft ist, in den Schlund ihr geratend, verloren.
Darum halte Dich, Freund, an der Seite der Scylla, so rat' ich,
Besser ist sechs der Genossen, als alle zugleich zu verlieren.
Darauf wirst Du zur Insel des Helios kommen, Odysseus,
Dort sind Herden von Rindern; dem über uns wandelnden Gotte
Sind sie, der Sonne, geweiht, d'rum hütet Euch, sie zu berühren.
Wenn Ihr esset davon, so verlierest Du alle Gefährten
Und wenn Du selbst auch gelangst nach Ithaka, wirst Du doch einsam
Dort anlanden, um viel Unbilden dort noch zu erdulden."
Also beriet ihn Circe, die liebliche Tochter der Sonne,
Und gab günstigen Wind ihm scheidend noch mit für die Reise.
Und so kamen sie denn ans Ufer der schönen Sirenen,
Deren Gesängen, gebunden am Mast, mit Entzücken er lauschte.
Ihn vom Mast zu lösen, verweigerten streng die Gefährten,
Sondern sie ruderten rasch den gefährlichen Nymphen vorüber,
Doch sie vermochten es nicht, zu entgehen dem Rachen der Scylla,
Sechs Mann schnappte sie weg und entführte sie hoch in die Lüfte,
Die, nach Odysseus schrei'nd, ausstreckten die Arme gar kläglich,
Aber er mußte sie zappeln sehn und konnte nicht helfen.
Und der Charybdis entflohn und dem Ungetüme, der Scylla,
Kamen sie bald zu der Insel, wo weiden die göttlichen Rinder,
Welche dem Helios waren, dem Gotte der Sonne geheiligt.
Sehr gern wär' er vorüber geschifft, denn ihn hatten ja Circe
Und Tiresias Beide gewarnt vor des Helios Insel,
Doch die Gefährten verlangten die Nacht am Ufer zu ruhen,
Und kaum waren ans Land sie gestiegen, erhob sich ein Wetter;
Furchtbar zuckten die Blitze, und endlos rollte der Donner,
Während ein wilder Orkan anfing auf dem Meere zu wüten,
Der drei Wochen und vier anhielt und die Wogen empörte.
Und so waren sie denn auf der Insel zu bleiben gezwungen,
Bis daß die Kost ausging, die Circe dem Schiffe gespendet;
Schmälere Bissen verteilte der Koch und hatte zuletzt nichts,
Und sie schoßen vom Hunger geplagt, sich Vögel am Strande
Oder sie fischten im Fluß. Doch warfen sie gierige Blicke
Oft auf die prächtigen Rinder, die käuend ruhten im Grase
Aber Odysseus hatt' aufs Strengste verboten und dreimal
Ihnen und viermal gesagt, nicht anzutasten die Rinder,
Denn sie wären dem Gotte geweiht, und Keiner von ihnen

Würde die Heimat sehn, wenn ein Rind sie raubten der Herde.
Doch als einmal Odysseus der Sorgen vergaß und zum Schlummer
Sich hinlegte, da wurden sie Rats, die bethörten Gefährten,
Nicht sich zu kehren an ihn und den quälenden Hunger zu stillen
Und sie erschlugen ein Rind mit dem Beil, das schön wie der Stier war,
Welcher den Rücken geboten Europa, der lieblichen Jungfrau,
Und sie hüllten die Schenkel in Fett und verbrannten sie opfernd
Helios selber, dem Gott, ihn so zu besänftigen hoffend.
Als nun Odysseus erwachte, da war schon geschehen das Unglück,
Und er zerraufte vergeblich das Haar beim Dufte des Opfers.
Helios klagte bei Zeus und schwur, wenn ihm Rache nicht würde,
Wollt' er zum Hades gehn und leuchten den Toten da unten.
Doch es erhörte die Klage der Herrscher im Donnergewölk Zeus
Und als das Schiff nun versuchte die Fahrt, und Meer nur und Wasser
Rings war zu sehn, da schleuderte krachend den Blitz er herunter,
Daß mit Schwefelgeruche der Mast sich entflammte, die Taue
Wurden wie Fäden verzehrt und zerschmettert das sinkende Fahrzeug.
Während Odysseus Gefährten im Meer rings schwammen wie Krähen,
Bis sich erschöpft die Kraft und sie in die Tiefe versanken,
Hielt sich Odysseus am Mast, und als daneben der Kiel schwamm,
Band er, auf Rettung bedacht, den schwimmenden Kiel an den Mast fest,
Setzte sich seufzend darauf und trieb wie der Sturm ihn umherwarf,
Bis er erschöpft ankam am Strand der Orgygischen Insel,
Wo ein göttliches Weib, Calypso, erbarmend ihn aufnahm;
Ihn, von Allem entblößt, leblos an der Küste gestrandet,
Sorgsam pflegte und dann ihm Kost und herrliche Kleidung
Gern darreichte, so daß es an Nichts dort fehlte Odysseus.
Und so schwanden die Wochen für ihn und die Monde und Jahre
Und er lebte dahin wie die seligen Götter. Die Nymphe
Liebt' ihn, streichelte ihn und bat ihn mit schmeichelnden Worten,
Sich zu vermählen mit ihr und an Ithaka nicht mehr zu denken.
Aber wenn nichts ihm fehlte, die Heimat fehlte Odysseus.
Und so saß er am Strand und sehnte sich, ach! von dem teuren
Ithaka nur aufsteigen zu sehen den Rauch aus der Ferne.
Da er so standhaft blieb, so fühlten die Götter Erbarmen,
Und sie sandten Mercur, damit er Calypso verkünde,
Jetzt im zwanzigsten Jahr in die Heimat zu senden Odysseus.
Und sie mußte gehorchen dem Zeus und dem göttlichen Ratschluß.
Also trat sie zum Manne, von welchem die Trennung ihr schwer ward.
Während er saß am Ufer und Thränen im Blick auf das öde
Meer hinstarrte und sagte: „Getrost! Jetzt gehst Du nach Hause!
Da Du das sterbliche Weib vorziehst, obgleich ich als Göttin
Nicht nachstehe der Gattin Penelope, ziehe von dannen,
Fälle Dir Bäume zum Floß und bereite Dir Balken und Bretter,
Um sie geschickt zusammenzufügen. Du wirst es verstehen,
Denn Du verstehest und weißt ja Alles, ich gebe Dir Werkzeug,
Doppelaxt und ein Beil und Hammer und Bohrer und Nägel,
Und Du kennst das Gehölz mit den himmelanragenden Tannen."
So begann er die Bäume zu fällen, zusammenzufügen
Balken und Bretter darauf und den Rand zu umsäumen mit Flechtwerk,
Auch ein Mastbaum ward mit Segeln gepflanzt in die Mitte.
In zehn Tagen war Alles gemacht und es brachte die Göttin
Speis' und Trank auf das Floß, ein Gefäß voll rötlichen Weines
Und ein größeres Faß mit Wasser, den Durst ihm zu stillen,
Und so schied er denn ab von der Nymphe Calypso, die gern ihn
Immer behalten und lang von der Höhe des Ufers ihm nachsah.
Und so fuhr er dahin mit dem schwankenden Floß auf das Weltmeer.

Siebzehn Tage schon währte die Fahrt, bis endlich die Küste
Ihm wie ein Schild aufstieg; schon erkannt' er Wälder und Häuser.
Aber Poseidon, der nicht ihm verzieh'n, was Odysseus an seinem
Sohn Polyphemus gethan, sah ihn hinschiffen im Meere
Und er ergrimmte, daß ihm von den übrigen Göttern die Heimkehr
Wurde gewährt; denn er nahte bereits sich dem Land der Phäaken,
Die ihn, so war es bestimmt, nach Ithaka sollten geleiten.
Und Poseidon bezog mit düsteren Wolken den Himmel
Und ließ stürmen den Nord- und den Süd- und den Ost- und den Westwind
Alle zugleich, daß brauste das Meer wie ein siedender Kessel
Und den Odysseus schlug bald eine gewaltige Woge
Über das Floß von oben herab, das der Wirbel herumriß,
Und schon war er ins Wasser geschleudert. Es dauerte lange,
Bis er von Neuem zum Vorschein kam und das bittere Wasser
Von sich spie und es floß ihm zugleich vom Haupt herunter.
Doch er vergaß nicht das Floß, das allein noch Rettung ihm darbot,
Schwang sich hinauf und ließ von Wind und Wellen sich treiben,
Steuer und Mast war zerbrochen.

Da sprach Claus Babbe voll Mitleid:
„Mit 'nem erbärmlichen Floß auf See zu fahren — ich danke!
Zwar auf dem Rhein mit dem Floß aus Schwarzwaldtannen, das geht schon.
War in Delfz gut Freund mit dem Steuermann, welcher ein Floß fährt
In rotfriesener Jacke. Was glaubt Ihr wohl, daß der Mynheer sich
Hatte zusammengespart? An die zwanzigtausend Dukaten.
Aber ein Floß auf offenem Meer! Und nun Alles zerbrochen!
Wirklich, mir scheint's an der Zeit, daß Einer sich seiner erbarme."

Ja, so geschah es denn auch. Leucothea, Göttin des Meeres,
Stieg aus dem Strudel empor und setzte sich auf das Gebälk hin
Und mit Erbarmen in Blick und Stimme begrüßt' ihn die Göttin:
„Ärmster, verlasse das Floß, für Wind und Wellen ein Spielball.
Rette Dich, Freund, mit schwimmender Hand!" — „Mich verlassen die Kräfte!"
Sagte Odysseus matt. — „Nimm dieses Gewebe, den Schleier,
Leg' ihn unter die Brust und verachte die Schrecken des Todes.
Aber sobald Du gerettet ans Land steigst, wirf mir den Schleier
Wieder zurück in die Flut mit abgewendetem Antlitz."
Also sagte die Göttin Leucothea, gab ihm den Schleier —

„Schleier? Zum Schwimmen? Das muß ich gesteh'n," so sagte der Bootsmann.
„Schleier sind gegen die Sonne gemacht, nicht gegen die Winde.
Ein Schwimmgürtel, wie ich in Geestemünde mir kaufte
Bei Freund Leuß ist besser dafür." „Ja, man war noch so weit nicht,"
Sprach Fritz Runge, der stolz darauf war, wie Ovidius Naso,
Daß er geboren erst jetzt in den fortgeschrittensten Zeiten.

Aber Odysseus zögerte noch zu gebrauchen den Schleier,
Denn er war immer gewohnt, an List zu denken und Vorsicht.
„Will mich das Weib vielleicht nur verlocken, das Floß zu verlassen?"
Nein, ich bleibe darauf, so lange noch halten die Balken."
Kaum gesagt, so fällt von oben herunter die Sturzsee,
Schrecklich und hoch und übergewölbt, auf den armen Odysseus.
Auseinandergesprengt ward plötzlich das Floß, doch Odysseus
Schwang sich auf einen der Balken und saß wie ein Reiter zu Pferde,
Zog dann aus das Gewand, ihm geschenkt von der hehren Calypso
Und umgürtete schnell sich unter der Brust mit dem Schleier
Sprang hinab in die Flut. Ausbreitend die kräftigen Arme

Schwamm er im Meere dahin. Zwei Tage noch mußt' er sich mühen,
Aber am dritten besänftigten sich mit dem Winde die Wellen
Und so glitt er heran zu der Küste. Doch lautes Getöse
Schreckte von fern ihn schon! Da starrten ihm Klippen entgegen
Und laut brach sich das Meer an den Felsen mit furchtbarer Brandung.
Zwar er versuchte sich fern dem gefährlichen Ufer zu halten,
Aber es faßt' ihn die Woge und schleudert' ihn gegen die Klippe,
Die er umarmt, bis zurück vom Ufer der schäumende Schwall prallt
Und ihn hinaus in das Meer fortriß. Nun schwamm er bedächtig
Seitwärts, der Küste entlang, ob ein sanft abfallendes Ufer
Rettend sich zeige, zum Landen bequem. Da öffnet ein Busen
Sich in das Land hinein, wo sanft ein Fluß sich ergießet,
Flach und glatt ist der Bord. Dort steigt er mit fröhlichem Herzen
Unter den Binsen ans Land und küsset die rettende Erde.
Aber das salzige Wasser entströmte dem Mund und der Nase,
Und so sank er der Kräfte beraubt und des Atems zur Erde.
Als ihn die Ohnmacht wieder verließ und die Seele zurückkam,
Nahm er Leucotheas Schleier und warf ihn, gewendet das Antlitz,
Ihr in die Tiefe zurück, Dank sagend der helfenden Göttin.
Aber es dunkelte schon und blieb er da, nackt und entkräftet
Während der Kälte der Nacht und während der Kühlung des Aufgangs,
Mocht' es das Leben ihm kosten. So stieg er hinauf in die Waldung
Und dort sucht er sich zwei Ölbäum' zusammen gewachsen,
Welche das dichte Gezweig so hatten verschränkt, daß der Regen
Nicht hindurch zu dringen vermochte, noch Stürme, noch Schloßen.
Dorthin bettet' er sich, geschützt vor den reißenden Tieren
Und sich bedeckend mit Laub, das am Boden in Fülle herumlag
Und kaum hatt' er die Wimpern, die müden, geschlossen, umfing ihn
Tiefer und köstlicher Schlaf, die verlorene Kraft ihm ersetzend.

Nausikaa.

Also schlief im Land der Phaeaken der Dulder Odysseus
Scheria ward es genannt, wo Alcinous herrschte als König,
Weit durch die Gärten berühmt, doch ist die gesegnete Insel
Mild von den Lüften des Meeres umspielt, ein einziger Garten.
Und sein Töchterlein war Nausikaa, reizend zu schauen.
Zu der trat in die Kammer als sanft sie schlummert', Athene,
Die den Odysseus schützte, um vorzubereiten die Heimkehr.
„Lässiges Mädchen," so sagte zu ihr im Traume die Göttin,
„Daß die Gewänder Du lässest verwahrlost ruhn in der Lade,
Und bald steht Dir bevor die Vermählung, wo Du doch Schönes
Anziehn mußt und reichen den Jünglingen, die Dich begleiten.
Denn schon werben um Dich die Vorzüglichsten unter dem Volke.
Lade die Wagen nur voll von Kleidern und Gürteln und Decken
Und dann bitte, die Mäuler davor zu spannen, den Vater,
Denn weit hat man zu gehn von der Stadt zu den Gruben der Wäsche."
Bald stieg Eos herauf, glanzreich und weckte die Jungfrau.
Und sie staunte des Traums und ging zu dem Vater und sagte:
„Väterchen, lässest Du nicht ein Lastfuhrwerk mir bespannen,
Hoch und stark von Rädern, damit ich die köstliche Kleidung
Fahr' an den Strom sie zu waschen, die jetzt mir so schmutzig umherliegt
Denn Du verlangst doch geschmückt mit stattlichen Kleidern zu sitzen
Unter den Fürsten im Rat und Dir sind fünf Söhne geboren,
Zwei von ihnen vermählt und drei in der Blüte der Jugend,
Und sie wollen beständig in sauber gewaschener Kleidung
Gehen zu Reigen und Tanz, und es kommt doch Alles auf mich an."

Also sprach sie, sich scheuend das Wort von der holden Vermählung
Gegen den Vater zu sprechen, doch merkt' er es Alles und sagte:
„Weder die Mäuler, mein Kind, noch Anderes soll Dir mißgönnt sein."
Also sprechend befahl er den Knechten den Wagen zu rüsten,
Und sie führten die Mäuler heraus, an die Deichsel sie spannend,
Aber Nausikaa nahm aus der Kammer die schmutzigen Kleider,
Trug sie heraus und packte sie ein im Korbe des Wagens.
Auch ein Kistchen mit Speise gefüllt gab mit ihr die Mutter,
Ferner ein goldenes Fläschchen mit Öl, nach dem Bad sich zu salben.
Darauf nahm sie die Geißel und ließ anziehen die Mäuler,
Hinter dem Wagen zu Fuße, gefolgt von den dienenden Mägden.
Als sie des Stroms anmutiges Ufer erreicht und die Gruben,
Durch die fließendes Wasser beständig rinnet und rauschet,
Auszuspülen die Wäsche und jeglichen Fleck zu entfernen,
Spannten die Mäuler sie aus und ließen sie weiden im Grase,
Und sie trugen die Kleider vom Wagen hinein in die Gruben,
Stampften sie dann mit den Füßen und boten sich fröhlichen Wettstreit,
Aber nachdem sie gewaschen das Zeug und von Flecken gereinigt,
Breiteten aus sie die Kleider zum Trocknen am Strande des Meeres,
Wo am reinsten die Kiesel gespült sich zeigten vom Wasser.
Darauf badeten sie und salbten mit Öl sich die Glieder,
Nahmen das Mahl dann ein am grünenden Ufer gelagert,
Harrend, daß von den Strahlen der Sonne die Wäsche getrocknet,
Fingen sie an mit Tanz und mit Ballspiel sich zu ergötzen.
Aber die Tochter des Königs begann auch lieblich zu singen,
Während sie scherzend den Ball hinwarf auf eine der Mägde.
Doch sie verfehlte das Ziel und der Ball fiel mitten ins Wasser.
Laut aufkreischten die Mädchen und weckten den fernen Odysseus,
Der aus dem Schlaf auffuhr, worin er geruht bis zum Abend,
Und er setzte sich hin und dachte in seinem Gemüte:
„Wohin bin ich verschlagen? Zu welcherlei Menschen gekommen?
Sind sie den Fremdlingen hold und hegen sie Furcht vor den Göttern?
Aber mir däucht, ich habe die Stimmen von Mädchen vernommen.
Und so will ich denn gehn und selbst ausfragen die Jungfraun."
Sprachs und brach einen laubigen Zweig aus dem dichten Gehölze,
Welchen er vor sich hielt, um die völlige Blöße zu decken,
Darauf trat er hervor aus dem Dickicht, verwildert und struppig.
Also suchte der Held in den Kreis schönlockiger Jungfraun
Einzutreten, so nackend er war, denn es drängte die Not ihn.
Hierhin flohen die Mädchen und dorthin, als sie den Mann sahn,
Nur Nausikaa stand und sah ihm mutig entgegen.
Aber Odysseus schien es am besten, nicht näher zu kommen,
Sondern er sprach nur von ferne sie an mit schmeichelnden Worten:
„Flehend nah' ich mich Dir, Du Hoheit blickende Jungfrau,
Bist Du göttlichen Stamms, so scheinst Du Diana, von ihren
Nymphen begleitet, zu sein, hoch ragst Du hervor aus den Andern.
Bist Du der Sterblichen Eine, wie könnt' ich genug Dich dann preisen?
Dreimal selig Dein Vater und Deine würdige Mutter,
Dreimal selig Dein Bruder. Es muß ihr Herz sich erfreuen,
Wenn sie blicken auf Dich, Du holdeste unter den Mädchen,
Während Du gehest zum Tanz, und leicht im Reigen dahinschwebst,
Aber am seligsten ist doch Jener vor Allen zu preisen,
Welcher als Braut nach Hause Dich führt, obsiegend als Freier.
Einmal sah ich in Delos am Opferaltar des Apollo
Schlank in die Lüfte die Palme, dem Gotte geweiht, sich erheben,
Schlanker empor schoß nie ein Stamm als die göttliche Palme.
Lange bestaunt' ich den Baum, wie ich jetzt Dich, Mädchen, betrachte,

Und ich staune Dich an, und bewundere Dich, zitternd vor Ehrfurcht,
Dir zu berühren die Kniee, doch zwingt mich unendlicher Jammer.
Gestern, am zwanzigsten Tag, entkam ich dem schrecklichen Meere,
Das von Ogygia her in Sturm und in Wetter mich umtrieb,
Dir nun nah ich zuerst und kenne ja Niemand im Lande.
Darum fleh' ich zu Dir, Du wollest Dich meiner erbarmen,
Zeige die Stadt mir an und gieb mir ein Stück zur Bedeckung,
Etwa ein Einschlagtuch, worin Du die Wäsche gebracht hast.
Mögen die Götter Dir schenken, so viel Dein Herz nur begehret,
Einen Mann und ein Haus und Fried' Euch geben und Eintracht,
Denn kein Glück ist ja so wünschenswert und erfreuend,
Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig verwalten ihr Haus, dem Feind ein kränkender Anblick,
Wonne dem Freunde jedoch, und mehr noch genießen sie selber."
Ihm antwortete drauf Alcinous Tochter und sagte:
„Fremdling, Du scheinst kein schlechter und thörichter Mann und so weißt Du,
Daß uns Menschen zu tragen geziemt, was Zeus uns bestimmt hat,
Aber es soll Dir nicht im Unglück fehlen die Hilfe.
Kleider bekommst Du von mir und ich zeige nachher Dir die Stadt an.
Dies ist das Land der Phaeaken, Alcinous heißet der König,
Und Nausicaa werd' ich geheißen, die Tochter des Königs."
Darauf rief sie den Mädchen und sagte: „So steht doch! Was flieht ihr?
Dies hier ist kein feindlicher Mann. Schiffbrüchig und elend
Kommt er zu uns, und die Fremdlinge stehn im Schutze der Götter.
Auf, ihr Mädchen, und stärket den Mann mit Trank und mit Speise.
Und dann lasset ihn baden im Fluß, wo Schutz vor dem Wind ist."
Also sprach sie, da standen die Mädchen, einander ermahnend.
Und sie führten Odysseus zum Fluß und legten am Ufer
Mantel und Leibrock hin und was er zur Kleidung bedurfte,
Auch ein Fläschchen mit Öl, nach erquickendem Bad sich zu salben.
„Dank Euch!" sprach Odysseus. „Doch tretet nun, Mädchen, bei Seite,
Daß ich ohne Beschämung entblößt einsteige zum Bade."

„Anders ließ es sich nicht erwarten von einem gewandten
Mann, der weiß, was sich schickt!" so ließ Fritz Runge sich hören,
„Was man indessen erlebt in dem Punkt, das ist nicht zu glauben.
Als ich in Stockholm war, da nahm ich ein Bad in der Wanne,
Während behaglich ich strecke die Glieder im Wasser, dem warmen,
Tritt in die Thür ein Weib mit Bürste bewaffnet und Seife.
Hol' mich der Henker, sie will, so nackt, wie ich bin, mit der Bürste
Mich und der Seife behandeln. Das liebten die schwedischen Herren,
Saget das schamlose Weib, das wäre gesund und erquicklich.
Aber ich rief aus der Wanne heraus, sie solle sich trollen."
„Sagt mir, das Weib war wohl alt?" „Alt war sie." „Und häßlich?" „Die Schönheit
Drückte sie nicht." „Dadurch wird freilich ein wenig verringert,"
Sagt' ich, „Ihr eig'nes Verdienst. Ja, wäre statt dessen ein junges,
Sauberes Mädchen gekommen, um Sie im Bad zu bedienen,
Ei, Herr Runge, wer weiß!" Da lachten wir Alle nicht wenig.

Und sie ließen allein Odysseus schreiten zum Bade,
Wo er das Salz abspülte des Meers und das Gras und die Muscheln
Und sich den Schaum abrieb. Als Odysseus rein und erfrischt war,
Salbt' er sich dann mit kristallenem Öl aus dem goldenen Fläschchen.
Darauf legt' er die Kleider sich an, ihm geschenkt von der Jungfrau,
Und ein Anderer schien er zu sein, so verjüngt und verschönert.
Als er so saß, zur Seite gekehrt, am Ufer des Flusses,
Strahlend von Schönheit und Kraft, so sprach Nausicaa staunend:

„Wahrlich, der Mann, der mir erst unansehnlich erschienen,
Gleichet an Bildung den Göttern nun mehr, die den Himmel bewohnen,
Wäre mir doch ein solcher Gemahl vom Schicksal erkoren,
Wohnend in unserem Volk und gefiel es dem Fremdling zu bleiben.
Auf nun, stärkt ihr Mädchen mit Trank und Speise den Fremdling."
Voller Begier aß Jener und trank; lang hatt' er gefastet.
Unterdeß wurden die Mäuler gespannt vor den Wagen, die Wäsche
Wurde gefaltet zusammengelegt im zierlichen Wagen.
Aber Nausicaa stieg auf den Wagen und sagte zum Fremdling:
„Folge mir jetzt in die Stadt, damit ich zur Wohnung des Königs,
Meines Vaters, Dich führe. Du magst mit den Mägden dem Wagen
Rasch nachgehen zu Fuß, so lange wir fern von der Stadt sind
Zwischen den Feldern, jedoch sobald wir nahen dem Thore,
Möcht' ich vermeiden ein loses Geschwätz, wie unter dem Volke
Leicht es bei uns aufkommt, wenn die Nachbarn klatschen zusammen.
Denn so sagte vielleicht, wer uns zusammen erblickte:
„Was für ein stattlicher Fremdling ist das, der Nausicaa nachgeht?
Und wo fand sie ihn auf? Der wird noch einmal ihr Gatte,
Denn hier schätzet sie Alle gering und verschmäht die Bewerber."
Also spräche das Volk, d'rum vermeiden wir besser die Reden.
Nah an der Stadt ist ein lieblicher Hain, der Athene geheiligt,
Wo ein Quell sich ergießt in schlängelndem Lauf durch die Wiesen.
Setze Dich dort in den Schatten der immer sich regenden Pappeln,
Bis ich gelangt mit Wagen und Mädchen zum Hause des Königs.
Dann erst mache Dich auf und geh' in die Stadt der Phaeaken,
Frag' nach dem Hause des Königs Alcinous, welches ein Kind Dir
Zeigt, und Du kennst es auch selbst an der Größe und Schönheit des Baues.
Gehe den Vorhof durch und grad durch den Saal bis zum Herde,
Wo Arete, die Königin, sitzt an der Säule und spinnet.
Gehe dem König vorbei und umfasse der Königin Kniee.
Wenn Du das Herz ihr rührst, so darfst Du hoffen, wie fern auch
Sei Dein heimisches Land, daß wir Dich sicher geleiten."
Also sprach sie und trieb mit der Geißel die Mäuler zum Laufe,
Aber nicht allzurasch, damit nachkamen die Andern.
Als sie zum Haine gelangt, der Pallas Athene geweiht ist,
Blieb Odysseus zurück und betete so zu der Göttin:
„Höre mich, Pallas Athene, die Du vor Troja mir hold warst,
Aber mich lange vergaßest, o höre doch endlich mich wieder:
Laß mich bei den Phaeaken Erbarmung finden und Liebe."
Und bald schritt er hinein in die Stadt mit den ragenden Mauern,
Staunte den Hafen an mit Schiffen gefüllt; der Phaeaken
Ruderliebendes Volk ist bekannt als kundige Schiffer,
Und die Schiffe sind schnell wie Fittige oder Gedanken.
Als er sie groß und klein im Hafen erblickte, da wuchs ihm
Sehnlich Verlangen und Hoffnung zugleich, hier Rettung zu finden.
Aber was sollt' er am meisten bewundern? Des Königes Palast
Oder Alcinous Gärten, die rings ihn umgaben? Da sieht man
Saftige Birnen und Feigen, wie Honigseim und Granaten.
Äpfel, Oliven und Wein mit großen und hängenden Trauben,
Niemals mangelt dem Garten das Obst, denn einige Früchte
Blühen und andere reifen, man häufet sie auf in den Kammern,
Welche mit köstlichem Duft einladen zum frischen Genusse.
Aber Odysseus trat durch die schimmernden Säulen von Marmor
Ein in den Königspalast, wo die Wände von Gold und von Silber
Strahlten und manchem Gebilde der Kunst von phaeakischen Meistern
Also schön und sauber geformt, als hätte Hephaestos
Selbst es geschmiedet, sich freuend am Werk, mit unsterblichen Händen.

Als er trat in den Saal, wo täglich die edlen Phaeaken
Schmause zu feiern gewohnt, da gedacht er Nausikaas Rede
Und ging grade herzu auf die Königin, sitzend am Herde,
Die mit verständigem Geist die Geschäfte des Hauses besorgte,
Und ein entscheidendes Wort oft sprach im Streite der Männer.
Also ward sie verehrt vom König und sämtlichem Volke,
Und Odysseus umfaßte das Knie Aretes und flehte:
„Dich und Deinen Gemahl, o Königin, fleh' ich um Schutz an,
Denn ich bin ein Fremdling, der weit von der Heimat verschlagen
Nur nach ihr zu gelangen begehrt. O sendet dahin mich,
Denn ihr vermögt es, und will ich Euch gern als Götter verehren."
Also sprach er und setzte sich dann in die Asche des Herdes.
Alle blickten auf ihn und die Königin sagte mit Güte:
„Selten nur kommt ein Fremdling hierher; denn unsere Insel
Liegt am Ende der Welt und fern von den übrigen Ländern.
Desto mehr drum ziemt es des bittenden Fremdlings zu achten."
Und sie winkte, da ward Odysseus, welchen der König
Selbst aus der Asche des Herdes erhob, wo er niedergesessen,
Wasser in goldener Kanne gebracht, damit er sich wasche,
Vor ihm ein Tischchen gedeckt und er reichlich bewirtet als Gastfreund.
Und nachdem sie dem Zeus, dem Beschützer des Gastes, gespendet,
Sprach Alkinous so: „Ihr Fürsten, wir wollen uns morgen
Wieder versammeln um Rat zu halten, wie hier wir dem Fremdling,
Der uns bittend genaht, beistehn und ihn sicher geleiten,
Bis er zum heimischen Strand aufsteigt. Dort mag er erdulden,
Was sein Los ihm bestimmt und die unerbittlichen Schwestern,
Als ihn die Mutter gebar, in den werdenden Faden gesponnen."
Als nun die Fürsten gesprengt und nach Herzenswunsche getrunken,
Gingen sie auszuruhn nach der eigenen Wohnung ein Jeder,
Aber Odysseus blieb im Saale zurück bei den Herrschern.
Während des Mahles Gerät abtrugen die Mägde, begann so
Mit Odysseus zu reden die Königin, scharf ihn betrachtend,
Denn sie erkannte den Mantel sowohl als den zierlichen Leibrock,
Den sie selber vor Zeiten gewebt mit den dienenden Mägden:
„Sage, wo kommst Du her, und wer gab Dir diese Gewänder?"
Und so erzählt' er ihr denn, was er alles erlebt und erduldet,
Wie er nach Scheria kam und im Walde geschlummert, und wie er
Ihre Tochter Nausikaa sah mit den Mägden beim Waschen,
Wie sie verständiger, als man pflegt in jüngerem Alter
Sein sich erbarmet, des armen, um Hilfe flehenden Mannes,
Wie sie ihm Kleider geschenkt und Speise. Das Alles erzählt' er,
Aber den Namen verriet er noch nicht, noch fragten die Herrscher.
Polster und Teppiche ließ ihm die Königin holen zum Lager,
Und so schlief er erfreut, und Ithaka sah er im Traume.

(Fortsetzung folgt.)

Morgentraum.

Was macht die Zeit doch alles aus den Dingen,
Die Menschenhand gemacht?
Verschließt sie nicht ein Thor mit Ephenschlingen,
Durch das einst einzog Heeresmacht?

Ins Schloßgemach, wo Edelfräulein sangen,
Hängt sie ein Uhunest,
Und wo durch Kerker Fluch und Seufzer drangen,
Tanzt junges Volk beim Winzerfest.

Was war wohl einst der Garten, möcht' ich wissen,
Den ich geseh'n im Traum?
Es stund in ihm ein duftig Beet Narzissen,
Und schneeigweiß ein Blütenbaum.

Hermann Lingg.

Karneval.

Da draußen lärmt der lust'ge Karneval,
Ich sitze still und ernst in meiner Kammer.

Sechs Jahre sind's. 'S war auch im Karneval,
Von all den bunten Masken, die mit uns
Im Tanz sich schwangen, war die schönste sie.
Ihr braunes, seid'nes Haargelock, es quoll
Entfesselt auf des Nackens Marmorweiße.
Das sternbesäte blaue Feegewand
Schmiegt' eng sich an den süßen, holden Leib;
Und aus den Augen glühte frohe Lust
Und überstrahlte hell das Diadem,
Das goldnen Scheins ihr liebes Köpfchen krönte. —
Zeit war's zum Aufbruch dann und langsam schritten
Wir durch die helle, kalte Winternacht
Zu ihrem Heim. Ich konnte mich nicht trennen;
Aufs Neu' stets drückt' ich selig meine Lippen
Auf ihren lieben, kleinen, roten Mund.
Sie, die noch eben glühte von dem Tanz,
Sie sagte nicht, daß es sie fror, bis daß
Ein kalter Schauer die Gestalt durchlief.
Dann ging sie. An dem nächsten Morgen fand
Man fiebernd sie auf ihrem Bett, von dem
Sie nicht erstand.
Sechs lange Jahre sinds
Und heut ist Karneval.

Karl August Hückinghaus.

Des Winters Werbung.

In dem weißen Schneegefieder
Schwebt der Winter leis hernieder
Rings auf Flur und Wald.
Um die schlummermüde Erde
Wirbt sein Odem rauh und kalt;
Daß sie ihm zu eigen werde,
Scheut er nicht Gewalt.

Bei des Werbers wildem Locken
Bebt die Erde bang erschrocken,
Tod ihr Herz beschleicht.
Ihre Reize jäh verfallen,
Jede Blüte sterbend bleicht,
Ihre Lieder leis verhallen,
All ihr Leben weicht.

Wild umschlingt mit eis'gen Armen
Sie der Winter ohn' Erbarmen,
Jauchzt vor Wonne laut,
Als sein Kuß berührt die Bleiche
Und er ihr ins Auge schaut.
Hält im Arm er eine Leiche,
Tot die Erdenbraut.

Sinnend schaut er ihren Schlummer,
Schaut, wie mild und sonder Kummer
Noch ihr Antlitz lacht.
Und zur Trauer wird sein Minnen,
Sie beklagt er Tag und Nacht,
Hüllt sie sanft ins Sterbelinnen
Und hält Totenwacht.

Ewald Müller.

Liebesleben.

Und wie dem Tage der Tag sich reiht,
Ist's eine selige, köstliche Zeit,
Mögen im Leben draußen die Andern
Ruhlos die hastigen Pfade wandern,
Wo nach den Blüten am Wegesrand
Sich nimmer streckt die verweilende Hand,
Und alle die frischen, die eilenden Quellen
Zum Traume nicht locken den müden Gesellen,
Dem nie in die jauchzende Seele drang
Der Sonne Glanz und der Stürme Gang:
Uns ward des Daseins goldener Reigen,
Ward das eigene Herz zu eigen.
Nun schimmert die Welt, vom Berge zu Thal
Gehen Ströme in donnerndem Fall,
Und durch unendliche Grenzen der Lande
Schlingen Blüten die leuchtenden Bande,
Die Winde, sie tönen und wogendes Licht
Aus allen Fernen des Himmels bricht,
Und uns in der Brust mit göttlichem Glänzen
Hebt sich die Wonne von tausend Lenzen,
Hebt sich ein Wort mit jubelndem Schall:
„O Glück, zu fühlen im All das All!"

Adolf Marquardt.

Die Wasserlilie.

Du siehst das Weltmeer seine Wassen jagen
Zur Brandung — ach, vom Siege stets gemieden.
Unsäglich Leid, uralt und nie entschieden,
Muß es der Klippen tauben Ohren klagen.

Die Erde lauscht nicht solchen Meeressagen
Von Angst und längst verlor'nem Seelenfrieden,
Und Nebelschleier die Ozeaniden,
Ach, stets getäuscht um feuchte Stirnen schlagen.

Vom Ufer weicht des Meers gebrochner Wille,
Doch daß sie zeuge vom Geheimnis stille,
Schneeweiß die Lilie an den Strand es legt.

Wer kennt die Stürme, die im Herzen wüten,
Wenn's heimlich treibt des Liedes weiße Blüten,
Der Schmerzen Schwall, der sie zum Lichte trägt?

Aus dem Schwedischen des Karl Grafen Snoilsky
von Eugène Peschier.

Spruch.

Grundsätze preist, wer gern sich belügt,
Oder Andre kundig hält am Schnürchen,
Denn jeder Grundsatz, wohlgefügt,
Hat sein geheimes Hinterthürchen.

Otto Roquette.



Kleine Aufsätze und Recensionen.

Litterarhistorisches.

Wenn man heute von einem deutschen Schriftsteller rühmend hervorhebt, daß er deutsch schreibe, so sagt man etwas Selbstverständliches, und fügt man hinzu, daß er aufklärende Gedanken verkünde, so sagt man etwas Unzeitgemäßes. Diese beiden Umstände: Deutsch schreiben und Aufklärung verbreiten, machen das Verdienst des Christian Thomasius aus, der in A. Nicoladoni einen verständigen und geschmackvollen Biographen gefunden hat. (Dresden, Hönsch und Thiesler 1888). Der Verfasser, der eine Jubiläumsschrift zu der kühnen That des Thomasius (1687), von einem Universitätskatheder herab deutsch zu lesen, schreiben wollte, wendet sich, obwohl er nach und aus den Quellen arbeitet, an ein größeres Publikum und behandelt seinen Gegenstand in schlichter und lesbarer Form. Er erzählt von Thomasius in Leipzig und in Halle; er schildert die Philosophie des Thomasius und wird dem wackern Mann als Juristen gerecht. Die Leistungen des tüchtigen Gelehrten auf beiden Gebieten sind nicht epochemachend; aber daß er als Jurist das Unglaubwürdige in den Zeugenaussagen der Hexenprozesse lebhaft hervorgehoben, die Tortur bekämpft und Preßfreiheit lebhaft gefordert; daß er als Philosoph mit Glück und Entschiedenheit Aufklärung gepredigt, das Naturrecht gelehrt (im Gegensatz zum göttlichen Rechte), und daß er in deutschen Wochenschriften „vernünftige Gedanken" dem Volke mitgeteilt, das soll ihm unvergessen bleiben.

Von Thomasius zu Schiller ist ein weiter Sprung; man erschöpft das Wesen des Letzteren gewiß nicht, wenn man ihn einen Aufklärungsphilosophen nennt, aber man thut ihm mit dieser Bezeichnung auch kein Unrecht an. Seine „lyrische Gedankendichtung" beleuchtet E. Philippi in ihrem ideellen Zusammenhange (Augsburg, Votsch). Der Autor unterscheidet lyrische Ideendichtung und kulturhistorische Gedichte, unter den letzteren macht er nur drei namhaft: Eleusisches Fest, Spaziergang, das Lied von der Glocke. Die Auswahl der übrigen und die Zusammenstellung der einzelnen ist oft ziemlich bestreitbar; ich möchte fast meinen, daß „Cassandra" hätte ausgeschlossen werden sollen, und bin sicher, daß „das verschleierte Bild zu Sais", wenn es wirklich hierher gehört, nur ziemlich künstlich an das ebengenannte angeschlossen ist. Denn „Cassandra" soll das Verhängnisvolle der Gabe beklagen, in die Zukunft zu schauen und das Schicksal der Menschen vorauszusehen, „das Bild zu Sais" dagegen die Lehre vortragen, daß es dem Menschen nicht vergönnt ist, die Wahrheit unverhüllt zu schauen. Cassandra hat sich vermöge einer Gabe der Götter über die Schranken erhoben, welche den Sterblichen gesteckt sind, nur vermag sie das Schicksal nicht zu ändern, das sie erkennt; der Schüler will sich über das Menschenmaß erheben, um der Weisheit Schluß zu erkennen und geht in diesem schuldvollen Streben zu Grunde. Auch in der Beurteilung einzelner Gedichte stimme ich mit dem Verfasser nicht völlig überein: ich kann nicht zugeben, daß in den „Göttern Griechenlands" der einseitig ästhetische Standpunkt zum Ausdruck kommt. Man verkennt mit solcher Auffassung, die freilich jetzt Mode ist, Schillers damaligen religiösen, sagen wir es gerade heraus: heidnischen Standpunkt durchaus; man giebt Fr. Leop. v. Stolberg Unrecht darum, daß er vom Standpunkte des Christentums gegen das Gedicht auftrat, während sein Unrecht nur in der zelotischen, ketzerrichterlichen Art des Auftretens besteht. Denn sonst erkannte Stolberg, wie Gegner dies häufig thun, das Bedenkliche, für sie Anstößige des Gedichtes weit besser als seine jetzigen Verteidiger. Von solchen Kleinigkeiten abgesehen, ist Philippis zusammenhängende Darstellung sehr brauchbar. Gut geschrieben, verständig gedacht, bietet sie in ihrer feinsinnigen, ästhetischen Betrachtungsweise ein nützliches Gegengewicht gegen die philologischen Erklärungsversuche von Schillers Gedichten, die uns zu überschwemmen drohten.

Ludwig Bellermanns Buch: „Schillers Dramen (Beiträge zu ihrem Verständnis, 1. Teil, Berlin, Weidmann 1888)" ist ein vortreffliches Schulbuch. Mit dieser Bezeichnung soll nur ein Lob, nicht etwa ein Tadel ausgesprochen werden. Denn ich verstehe darunter ein Buch, das keineswegs in pedantischer Form altgewohnte Dinge nochmals vorträgt, sondern ein Werk, das in verständiger Sprache, knapper Form und vortrefflicher Einteilung den Schülern, insbesondere den reiferen, ein ausgezeichnetes Lesebuch und den Lehrern eine vorzügliche Handhabe zu weiterer Ausführung bietet. Der Verfasser bespricht die vier ersten größeren Dramen Schillers, die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe, Don Carlos. Er tritt den Vorwürfen entgegen, welche gegen die Gespaltenheit der Handlung, die Wildheit der Sprache, die ungeschickte Intriguenführung einzelner Dramen erhoben worden sind. Seine Verteidigung ist eifrig und oft glücklich, außer vielleicht bei Don Carlos, wo er in der Verherrlichung des Guten zu viel thut. Ganz besonders gut dagegen ist die Vergleichung der verschiedenen Bearbeitungen bei drei der genannten Dramen. Selbst der, welcher sich mit den einzelnen Fassungen beschäftigt hat, lernt viel aus der konzisen Art der Zusammenstellung, welche der Verfasser meisterhaft behandelt. Wenn in den größeren Abhandlungen, welche den einzelnen Dramen gewidmet sind, mehr der ästhetische Kritiker und der kundige Litterarhistoriker das Wort führt, so spricht in dem Anhange, welcher jedem einzelnen Drama beigegeben ist „Besprechung einzelner Stellen" ausschließlich der Philologe. Auch bei dieser Besprechung muß man dem Verfasser meistens zustimmen. Feines Sprachgefühl, vortreffliche Kenntnis des gesamten Stoffes, verständige Auffassung zeichnen ihn aus und verschaffen seinen Erklärungen allgemeine Aufnahme. Im Ganzen ist das Werk eine höchst erfreuliche Erscheinung, die allen denen aufs Wärmste empfohlen werden kann, die

in das tiefere Verständnis von Schillers Dramen einzudringen beabsichtigen.

Aus der reichen mittelbaren und unmittelbaren Faust-Litteratur soll heute nur ein Büchlein hervorgehoben werden. Weddes Veröffentlichung des Theophilus (Theophilus. Das Faust Drama des deutschen Mittelalters, übersetzt und mit einer erläuternden Einleitung versehen von Johannes Wedde. Hamburg, H. Grüning 1888. LXIII u. 78 S.) wird denen, die sich mit der Vorgeschichte des Faust beschäftigen, und welche die Lektüre eines niederdeutschen Dramas des 15. Jahrhunderts als zu mühselig scheuen, willkommen sein. Freilich sollte man sich hüten, den Theophilus wirklich als eine Vorstufe der Faustdichtung zu bezeichnen. Das Ähnliche zwischen diesem Drama und der Faustsage bleibt doch nur etwas ganz Äußerliches, nämlich die Hingabe des Helden an den Teufel. Eine innere Ähnlichkeit der beiden Naturen, d. h. also das Verlangen des Menschen nach höheren Eigenschaften, nach voller Beherrschung der Natur, nach Erwerbung übermenschlicher Kräfte und Kenntnisse, ist bei Theophilus, dem frommen Probst, der die Wahl zum Bischof ausschlägt und nur böse wird, da ein anderer zum Bischof ernannt ist, nicht zu spüren. Höchst interessant in dem Drama ist die Stellung, welche die Juden einnehmen. Bevor Theophilus sich nämlich dem Teufel ergiebt, flüchtet er sich zu den Juden. Eine Partei derselben will ihn aufnehmen, die andere nicht. Es kommt zu einem merkwürdigen Gespräch, in welchem ein so urbaner Ton zwischen den Parteien herrscht, wie er sonst in ähnlichen Diskussionen des 15. Jahrhunderts nicht gefunden wird. Selbst wenn man die neue Veröffentlichung des Dramas gutheißt, wird man sich hüten müssen, dasselbe mit dem Verfasser zu überschätzen. Giebt man mit ihm auch die „historische Bedeutung“ desselben zu, so wird man schwerlich gleich ihm etwas von „poetischer Schönheit“ darin finden. Jedenfalls läßt uns die Übersetzung diese poetische Schönheit nicht erkennen. Wedde hat die falsche Methode eingeschlagen, weder ganz modern noch ganz in der Sprache des Mittelalters zu schreiben, er hat vielmehr einen Mischmasch eingeführt, der weder dem 15. noch dem 19. Jahrhundert angehört. Die Reime sind schlecht, des Reimes wegen werden häufig seltsame oder dem Sinn nicht entsprechende Worte gewählt. Wortformen wie „Tecken“ statt Techant oder der Ausdruck „im Lotto wird uns beschieden sein“ statt, wie es wörtlich heißen müßte, „man zöge ein solches Los für uns“ sind jedenfalls unstatthaft. Die Einleitung ist ungemein breit und der Verfasser hätte uns zum mindesten ersparen können, bis Zoroaster zurückzugehen, um die Entwickelung des Teufelsglaubens zu studieren.

Berlin. **Ludwig Geiger.**

Dialekt-Gedichte.

Ein naher Geistesverwandter des Darmstädters Schaffnit, dessen Sammlung wir im letzten Hefte besprochen, ist der Pfälzer Ph. Grüneberger, der uns in einem recht schmuck ausgestatteten und mit Bildern geziertem Büchlein ein pfälzisches „Familienbild“: „D'r Schorsch un die Karlin“, beschert. Auch sein Gesichtskreis ist eng, die Ausdrucksweise vielfach trivial, und zwar um so trivialer, wenn der Verfasser einen höheren Schwung nehmen will, und die metrische Form salopp behandelt; aber auch hier waltet ein anspruchsloser, gemütlicher Humor und das Lokal-Kolorit erscheint nicht bloß durch den Dialekt, sondern auch durch Charakter, Anschauungsweise und Lebensverhältnisse des guten, fidelen Schorsch und seiner hübschen, fröhlichen Karline gegeben. Dies ist wirklich pfälzischer Humor und wenn wir ihm auch einen poetischer veranlagteren und durch künstlerische Mittel wirkenden Vertreter gönnen würden, so lassen wir uns doch bis auf weiteres auch diesen behaglichen Kumpan trotz all seiner Spießbürgerlichkeiten gern gefallen.

In eine ganz andere, nicht bloß geographisch, sondern auch litterarisch verschiedene Region führt uns das folgende Büchlein. „Des sächsischen Knaben Wunderhorn. Gedichte in sächsischer Mundart von Mikado.“ (München, Braun und Schneider). Alle diese Scherze von verschiedenem Werte sind bereits, meist mit Illustrationen geziert, in den „Fliegenden Blättern“ gestanden und mindestens einige darunter sicherlich unsern Lesern von dieser Veröffentlichung her bekannt geworden, so daß eine eingehende Charakteristik überflüssig ist, wozu übrigens auch sonst keine Nötigung vorliegt. Im Gegensatz zu allen bisher behandelten und noch zu betrachtenden Dialekt-Dichtern ist Mikado nicht Humorist, sondern Satiriker, insbesondere Parodist; er stellt das Volksgemüt nicht dar, sondern verhöhnt es ohne Behagen, aber mit einigem Witz, der übrigens recht billig ist, da er sich an einige wenige allgemein bekannte Schwächen dieses wackern Stammes, die übergroße Höflichkeit, die Sentimentalität und den — dünnen Kaffee heftet, ohne darüber hinaus auf das Volksleben und den Volkscharakter Bezug zu nehmen. Aber selbst diese lose Beziehung zum Stamm ist nicht in allen Gedichten zu finden; eine ganze Reihe parodiert lediglich den sächsischen Dialekt, insbesondere soll durch den Gegensatz zwischen der Ernsthaftigkeit des Inhalts und der Drolligkeit des Dialekts eine komische Wendung erzielt werden, was denn auch zuweilen gelingt. Was beinahe bei allen Witzblatt-Dichtern von Metier zutrifft, daß ihre Erzeugnisse, einzeln genossen, einen weit erquicklicheren Eindruck machen, als wenn man ihrer einen ganzen Haufen vorgesetzt bekommt, gilt auch von Mikado; das vielfach Gezwungene des Witzes wird durch die Wiederholung peinlich fühlbar und man kommt leicht hinter das Rezept, nach welchem die Massenfabrikation leicht, rasch und sicher vor sich geht. Steht also das Büchlein, was den dichterischen Wert betrifft, noch eine Stufe tiefer, als die obengenannten, so erhebt es sich doch durch seine Form weit über diese. Mikado ist geradezu durch seine seltene Formbeherrschung als ein weißer Rabe unter den Dialektdichtern anzusehen und ein großer Teil der Wirkungen, die er erzielt, ist diesem Vorzug zuzuschreiben. Einiges in dem Büchlein beweist übrigens, daß er weit mehr sein könnte, als ein Spaßmacher in litterarisch tadelloser, ja durch Sauberkeit und Geschmack als musterhaft zu rühmender Toilette; man muß um so mehr bedauern, daß sein künstlerischer Ehrgeiz nicht höher greift.

Wien. **Otto Hartung.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

V. Band. 11. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. März 1889.



Troubadour-Lieder

von

Richard Leander.

Lied Giraudet des Roten an Emmeline Darnai.

Ich will Euch sagen eine Mähr
Die, der ich worden tributär,
Ist eine Junge, Gute:
Schaut sie mich an so freudehell,
Regt sich der alte Brausequell
Lebendig mir im Blute.

Da denk' ich meiner Jugendzeit,
Wie war sie doch so hochgemait,
Wie glänzten Busch und Aue!
Wie sah ich blau des Himmels Dom,
Wie blau im Thal den breiten Strom
Im Auge meiner Fraue!

Ja, wär' ich jung und froh wie Du,
Ich wüßte, was ich triebe,
Ich würde Dich zitternd auf den Knien
Anflehn um Deine Liebe;

Wir gingen zusammen Hand in Hand
Durch Wald und Feld und Wiese;
Es würde die schöne Gotteswelt
Uns beiden zum Paradiese;

Wir pflückten den roten Mohn zum Strauß,
Wir sähen die Saat sich wiegen,
Und drüber in ihrer Schillerpracht
Die Schmetterlinge fliegen;

Wir sehten uns an des Flusses Rand,
Wir schauten hinab in die Wellen,
Und sängen das Lied von der Lorelei
Und dem jung, jung Zimmergesellen! — —

Doch nun bin ich ein alter Mann,
Dem Haupt und Kniee wanken;
Für Deines Herzens Freundlichkeit
Kann ich nur still Dir danken.

Als wenn Du mein Tochter wärst,
Seh' ich in frommer Rührung
Auf Deine leuchtende Stirn herab
Und Deines Lebens Führung.

Denn Zweierlei bestimmt den Lauf
Von unsrem Erdenleben:
Das, was uns die Geburt geschenkt,
Und was wir uns selbst gegeben.

Was wir uns erworben, was wir erkämpft
In Sturm und Schicksalswogen,
Wie, im Goldsonnenschein des Glücks,
Wir selber uns erzogen.

Und reich seh' ich an Beiden Dich
Begnadigt und gesegnet:
So grüße Gott den Männermund,
Dem einst Dein Kuß begegnet.

So grüße Gott die Männerhand,
Die heimlich einst Du drückest,
Das Aug', zu dem in Lieb' und Stolz
Einmal empor Du blickest!

Vielleicht ruh' dann ich lang schon aus
Von Kampf und Erdenwallen:
Bitt', laß ein schlichtes Läubelein
Mir auf den Hügel fallen;

Ein grünes Blättchen nur allein,
Keine Rosen, keine Nelken —
Sie sehnen sich nach viel schön'rem Los,
An Deiner Brust zu verwelken.

Seliger Tod.

Schwer würd' es mir zu sterben,
Wenn hart die Erde friert,
Wenn Alles hingeschwunden,
Was Feld und Aue ziert;

Wenn auf den kahlen Ästen
Der Vögel Lied verstummt,
Und still in weißem Tuche
Die Erde sich vermummt.

Wie klingen auf den Sarg dann
Die Schollen dumpf und hohl,
Kaum hört man leis es schluchzen:
„Herzliebster Schatz, leb' wohl!“ —

Im Sommer will ich sterben,
Wenn im beblümten Kleid
Die Erde lacht und jauchzet
In Jugendherrlichkeit.

Dann senkt mich in die Grube
Daß bald aus hellem Grün
Maaßlieb und blaue Glocken
Mir auf dem Grabe blühn;

Und dicht im Strauch ein Vogel
Sein zitternd Liedchen übt:
Schlaf still, Du hast wie Keiner
Die schöne Welt geliebt.



Arabella.

Novelle von Karl Theodor Schultz.

(Schluß.)

Mir das?" Wie ein Zischen drangen diese Worte aus den geschlossenen Lippen der Frau.

„Dir!" Der Baron nickte. Darauf wandte er sich wieder an den Fürsten: „Sind Sie wirklich dessen sicher, Durchlaucht, was Sie erhandeln wollen? Glauben Sie etwa, es wäre ein Herz? Ein Herz für Sie, weil keines für mich spricht? Sie irren, in dieser Brust kann überhaupt nichts sprechen, weil nichts darin ist, als Leere, Leere — Leere!"

„Auch tückisch, nicht bloß ehrlos?" rief Arabella außer sich. „Mein Fürst" —

„Ja, der Fürst!" höhnte Gerhardtstein. „Das war es! Wann hätte je ein Herz gefragt, ob es sich einem Fürsten oder einem Bettler schenkte?"

Arabella rang nach Worten; endlich sagte sie mit matter Stimme: „Ich vermag es nicht, mich in seiner Gegenwart zu verteidigen!"

„Bedarf es dessen?" suchte sie der Prinz nun zu beruhigen: „Wenn ich Ihnen, mir nicht glaubte, stände ich dann hier? In Einem freilich," fuhr er, zu Gerhardtstein gewandt, fort, „haben Sie leider Recht! Es ist ein Fluch, der auf jeder schlechten That liegt, daß sie selbst den, der sie gut zu machen kommt, ohne sein Verschulden mit befleckt. Das muß getragen werden, da es kein Gesetz giebt, das Wort- und Treubruch ahndet und uns Betrogenen zur Seite steht. Aber haben Sie keine Erinnerung für Ihre lange Vergangenheit in unserm Hause, kein Mitleid, das Sie treibt, Ihr grausames Unrecht an uns gut zu machen, so müßten Sie doch wenigstens davor zurückschrecken, eine Frau, die Sie zu lieben vorgeben, und gerade eine Frau, wie diese, mit sich ins Elend hinabzuzerren!"

„Sie haben zu viel gehört!" sagte Gerhardtstein gemessen. „So weit sind wir noch nicht trotz Allem, was meine Ahnen unseren Gütern auferlegt haben. Doch stünde ich auch schon am Abgrunde — Bella bleibt mein Weib, mit meinem Weibe treibe ich keinen Handel."

„Das wäre ein letztes Wort?" fragte der Fürst.

„Mein letztes!"

Prinz Isselhorst ging, die Gatten blieben allein.

Als sich Gerhardtstein in einen Sessel warf, ließ sich Arabella scheinbar erschöpft neben ihm nieder und sagte in leidendem Tone, zu welchem die oft — sobald sie der Gatte nicht ansah — aufleuchtenden Zornesblitze in ihren Augen einen unheimlichen Gegensatz bildeten: „Du wirst jetzt Nachsicht üben müssen, große Nachsicht! Es will mit meinen Kräften zu Ende gehen. Gleichwohl muß ich sprechen. Wäge aber meine Worte nicht! Du mußt allein auf ihren Sinn achten — auf ihre Beweiskraft."

„Beweiskraft? wofür?"

„Daß es nicht bleiben kann, wie es jetzt geworden ist!"

Wie ein einziger unterdrückter Schrei hatte es geklungen.

Gerhardtstein hob abwehrend die Hand, doch sie drückte dieselbe nieder und fuhr mit Beherrschung fort: „Ich will so ruhig sprechen, wie ich es vermag! Daß Du mich anhörst, darf ich doch verlangen?"

„Die unnütze Qual!" rief er gepeinigt.

„O nein!" Sie schüttelte den Kopf. „Bis jetzt haben wir uns in bloßen Gegensätzen bewegt: Du verweigertest einfach, was wir forderten!

Wenn Du nun aber selbst anderer Ansicht würdest, ich Deine Ueberzeugung erschütterte — lächle nicht, wenn mir das Herz brechen will!" rief sie in heftigem, befehlendem Tone.

„Dein Herz?" Er blickte sie voll an. „Gewisse Herzen sind übrigens wie Schlangenköpfe — sie leben auch zertreten fort. Ich weiß davon."

„Wenn das wäre," erwiderte sie hastig, „wenn Du ein solches Gefühl kenntest, so vermöchtest Du doch ein anderes Herz, eines, das Du liebst, nicht zu solchem lebendigen Tode zu verurteilen. Es muß Dich seiner erbarmen! Gerhard, ich bekenne es ja, Du bist immer gütig zu mir gewesen, mild selbst gegen meine Launen, nun sei Dir auch im Großen getreu! Was wären die Herzlichkeiten von Einst, wenn Du jetzt nicht die Kraft zu entsagen fändest? Und wem entsagst Du? Einem Schemen, einem Nichts, das nie Dein eigen war! Du hast einmal des Edelmannes vergessen, zeige, daß Du Dich wieder erheben kannst!"

Gerhardtstein blickte starr vor sich nieder. „Hast Du," fragte er nun plötzlich, „dem Sepp'l gedankt, daß er mich rettete!"

„Wie kommst Du darauf?" versetzte sie ungeduldig, „ich habe ihn nicht gesehen."

„Wie ich darauf komme?" Er fuhr sich über die Stirn. „Ist Dir der Nachmittag so leicht vergangen? Mir — ach! Sieh einmal genauer zu: bin ich nicht grau geworden in den Stunden? Wir Gerhardtsteins werden immer früh grau, sterben auch früh! Leider hat das Schicksal es heute bei einem Versuche bewenden lassen: aber denke, was uns Alles erspart geblieben wäre, wenn der Sepp'l mich hätte rollen lassen — rollen." Er machte eine ähnliche, erst langsam, dann rasch hingleitende Bewegung mit der Hand.

In Arabellas Augen kam wieder ihr Funkeln. Als der Gatte aufsah, war es aber erloschen. So fragte er nur: „Du wartest auf eine Antwort! Wovon sprachst Du?"

„Wie Du von neuem der werden könntest, der Du warst! Ein Mann, den man wieder achtet."

„Achten!" rief er bewegt, „und ich hoffte einmal, Dich zur Liebe zwingen zu können, weil meine Liebe, diese innigste auf der Welt, die ihr Selbst verleugnete, auch Liebe wecken sollte. Es giebt ja wohl noch Schönere und viel Gütigere als Dich! Du aber gerade bist mir Reiz und Rausch in jedem Augenblick: selbst Dein häufiges Versagen, wie der Groll jetzt, selbst der ist noch Leben für mich. Und von dem Allen sollte ich freiwillig lassen? Für ein so siegesgewisses Prinzlein, das sich dabei gebärdete, als hätte es den Diener von früher vor sich? Es wird einen freien Mann kennen lernen! — Und Du hilfst mir dazu!" fuhr er flehend fort. „Wohl haben wir uns eben weh gethan — sehr weh, doch das vergißt sich! Dein kleines Vermögen ist unangetastet!" Arabella that einen tiefen Atemzug der Befriedigung. „O, ich hätte es ja nicht übers Herz gebracht, mich daran zu vergreifen! Nun mag Gerhardtstein verloren gehen, der Prinz sich durch die Preisgabe unseres Geheimnisses rächen — wir trotzen irgendwo im Verborgenen Allem, Allem. Durch Deine bloße Zustimmung wäre ich entsühnt! Du wirst — Du mußt wollen! Es bedeutet etwas, einen Menschen glückselig machen zu können: jetzt weißt Du erst, wie grenzenlos ich Dich liebe!" Er ergriff ihre Hände.

Arabella entzog sie ihm. „Davon weiß ich nichts!" sagte sie, „wäre es so, dann würdest Du mir endlich glauben, daß ich nicht bei Dir bleiben kann. Nichts, nichts vermöchte mich zu halten! Meine Zukunft liegt freilich in Deiner Hand, Du vermagst sie zu vernichten. Es müßte zum Wahnsinn treiben!"

An Gerhardtstein rann ein Frösteln nieder; er sah sie völlig entgeistert an, ihr grauenhafter Blick hatte ihn mit der Wucht einer Offenbarung plötzlich hell sehen gemacht. Es war so, wie sie sagte. Und in seinen Augen erlosch allmählig etwas, das sie noch eben mit Leben erfüllt hatte — auch sie blickten nun starr wie die Arabellas. Dennoch fragte er noch einmal: „Dich? — Dich triebe ich zum Wahnsinn?"

„Ja!" flammte sie auf, „heute ja!"

„Das ist nicht mehr Groll — das ist Haß!"

Arabella blieb stumm.

„Sie schweigt?" flüsterte Gerhardtstein. „Sie kann schweigen?"

„Ich will nicht lügen!" versetzte Arabella grausam, „die Fessel hasse ich nun."

„Ah!" Er zuckte wie unter einem tötlichen Schlage zusammen.

Unbewegt, mit derselben schneidenden Härte fuhr sie fort: „Weil ich ihn liebe, jetzt darf ich es auch gestehen, seit er sich mir näherte. Du höhntest vorher — nur seine Krone! Wie ließe sich die aber von einem Fürsten trennen? Denke ich an ihn, ist sie mitgedacht. Und ebenso ist es Selbsttäuschung von Dir, wenn Du behauptest, er vermöge nichts zu fühlen. Wäre er sonst wieder-

gekehrt — ein drittes Mal? ließe er von einer Herzogin, von einer der reichsten Prinzessinnen, wenn er mich nicht liebte? Und bin ich erst die Seine, so überlaß es mir, ihn zu fesseln — lebenslang!“ Ihre Augen leuchteten voll Triumphes, ihr Atem flog. „Nichts Anderes hat mehr Raum in mir! Und mit einem Worte kannst Du mir alle Herrlichkeit der Erde zu Füßen legen. Sei dankbar! ich gab Dir auch, was ich zu geben vermochte. Du hast das oft anerkannt! Nun rette mich vor mir selbst. Ich ertrüge kein solches Weiterleben wie bisher!“

„Wenn das aber mein Tod wäre?“ fragte er.

„Tod um Tod! Ich darf von meinem Flehen nicht lassen!“

Gerhardtstein stand mit einer müden, schlaffen Bewegung auf. Während er schwankend durchs Zimmer schritt, sagte er: „Jetzt will es kommen, wie ich es mir schon damals als Ende gedacht habe, sobald Alles zu Tage käme! Ich stellte mir das Scheiden nur leichter vor, wenn Du erst mein gewesen wärst: in Gedanken kann man Vieles — in Wirklichkeit! — Und ich hatte mich wohl mit Absicht getäuscht: nun es keinen Kampf mehr gilt, da fasse ich, wie es liegt. Wenn Du nicht von selbst bleibst, so hat auch der Eid, obwohl Du ihn mir einst freiwillig geschworen hast, keine Kraft mehr, Dich zu halten? Darauf hoffte ich!“ Er blieb stehen und sah auf sie; als sie verneinend den Kopf bewegte, nickte er nur: „Und es ist also nicht bloß seine Krone, die es Dir angethan hat — er ist Dir etwas?“

Sie faltete die Hände. „Er ist mir Alles!“

Gerhardtstein nickte wieder. „Auch hast Du Recht: daß er immer wiederkommt, daß er um Deinetwillen der Herzogin Sophie entsagt, das spricht wirklich für ihn. Warum solltest Du auch nicht die erste sein, der es gelingt, ihn zu fesseln? Du bist eben Du! wen Du in Deiner Nähe duldest, um den ist es geschehen. Einer steht Euch allein im Wege, sonst nichts auf der Welt: und um den Einen ist es Nacht geworden. Kein Ausweg mehr: umstellt — ganz umstellt!“ Er lehnte sich schwerfällig an die Wand und fuhr mit den Fingern die Tapete lang, immer in derselben Bewegung — einmal hin, einmal her.

Arabella folgte stumm seinem Treiben; nach einer langen Weile sagte sie in weichstem Tone: „Lieber Gerhard!“

Er schrak aus seinem Brüten auf. „Wer? Du bist es noch?“ Seine Blicke schweiften an ihr vorüber nach der Standuhr. „Es geht auf Mitternacht!“

Sie erhob sich. „Du bleibst?“

„Sorgst Du Dich etwa?“

Sie ging dem Schlafzimmer zu. Da schrie er auf: „Bella!“ stürzte auf sie zu und bedeckte ihr Augen und Haar und Mund mit glühenden, wilden Küssen. Sie blieb steinern, dann riß sie sich aus seinen Armen und floh.

Als sie verschwunden war, ließ seine Überreizung ein wenig nach; er trat ans Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Vor ihm lag die schöne Landschaft, welche jetzt vom Licht des höher gestiegenen Mondes noch duftiger, noch verklärter überglänzt war.

Lange stand er so da, wohl eine Stunde lang, und nach und nach wurde es immer stiller in seiner Seele. Leise ging er in den Garten hinaus; unter Arabella's Fenstern, die schon dunkel waren, stand er still. „Mich hassest Du?“ murmelte er. „Ich will Dich heilen von Deinem Haß — und mich! —“

Er barg den fiebernden Kopf in den Händen; dann schritt er langsam, ohne den Kopf zu wenden, aus dem Garten.

IV.

Arabella war spät, erst gegen Morgen eingeschlafen; ihre innere Unruhe hatte sie aber auch dann keinen rechten Schlaf finden lassen, so war sie matt und überwacht aufgestanden. Ziellos, dabei immer wie auf irgend etwas lauschend, ging sie aus den Zimmern ins Freie, kehrte von der Terasse wieder in den Salon zurück, ja, stand heute wiederholt an Plätzen des weitläufigen Gartens, wo sie noch nie hingekommen war.

Als sie wieder einmal in sich zusammengeschmiegt in einer Ecke des Salons saß und regungslos auf die am Boden spielenden Sonnenstrahlen sah, wurde ihr Fräulein von Alsleben gemeldet.

Sie begrüßte sie mit wahrhaft dankbarer Freude, und ließ sich eine Zeit lang durch das kleine Allerlei, daß bei der Ankunft an einem fremden Orte jedem neu Ankommenden zu begegnen pflegt, aufs trefflichste, wie es schien, unterhalten. Bald begann sie aber augenscheinlich zerstreuter zuzuhören, so daß Dina direkt fragte: „Sie erwarten etwas, beste Frau?“

„Ich?“

„Ja, ja! nach Ihrer Unruhe zu schließen?“

„O!“ rief Arabella gezwungen, „bei meiner Unruhe! Da müßte es sich wohl gar um etwas

Furchtbares handeln! — Wollen Sie etwa wieder kombinieren, wie damals in Wiesbaden? Nehmen Sie sich in Acht — ich verklage Sie beim Prinzen!"

„Daß also ist es!" warf Dina befriedigt hin. „Durchlaucht wollten sich noch empfehlen kommen! Auch Ihr langes Duo gestern — am Ende ist in jenem wunderschönen Wiesbadener Mai doch nicht völlig grundlos medisiert worden?"

„Vielleicht!"

„Da Sie dazu lächeln können — wenn ein Lächeln auch vieldeutig ist, so bin ich zufrieden!" fuhr Dina fort. „Übrigens, wenn sich Prinz Albrecht auch stets liebenswürdig giebt, wer reicht an unsern guten, prächtigen Baron heran! Wie oft haben wir über ihn und mit ihm gelacht, daß uns alle Welt darum beneidete. Gestern freilich war er merkwürdig ernst."

„Fanden Sie?" fragte Arabella. „Warum erzählten Sie uns auch Trauerspiele?"

„So wäre ich nur schuld daran!" rief Dina lächelnd, „nun das geht vorüber." Sie sah durchs Zimmer und zum Fenster hinaus, und schloß mit dem Seufzer: „Wenn ich so reizend wohnte!"

„Gerhard hatte gut gewählt!" bemerkte Arabella gleichmütig.

Diese Kühle verletzte Dina, darum antwortete sie schärfer, als es ihre Gewohnheit war: „Und gewiß nur für Sie! Schon von Kousine Hertha hörte ich, wie er Sie auf Händen trägt!"

Arabella hob leicht die Schultern.

„Der Eine thut's, liebste Frau, der Andere nicht!" setzte Dina Alsleben noch gereizter hinzu: „Hertha weiß ein böses Lied vom Gegenteil zu singen, und hat vielleicht darum so viel Verständnis für Ihr Glück!"

„Unsere weise Hertha!" Es war unverborgener Hohn.

Dina erhob sich. „Gewiß haben Sie aber noch beaux restes zu packen? Ich komme nun doch zur Post, da ich auch dem Baron Adieu sagen möchte!" Arabella die Hand reichend, fiel sie in ihre gewohnte Art und meinte voll herzlicher Sorge: „Sie hätten ihn gar nicht mehr in die Berge lassen dürfen! Nach dem gestrigen Unfall — ich würde mich totängstigen!"

„Weil diese schöne Hand noch keinem Manne bewilligt worden ist!" antwortete Arabella gelassen. „Wenn das geschehen sein wird, werden Sie erfahren, daß wir Frauen gänzlich machtlos sind, wo es sich um Passionen der Männer handelt. Somit Glück zu! — Ich glaube auch, daß er nur von einem seiner Lieblingspunkte Abschied nimmt — Wilhelm sprach davon!" — Sie schrak zusammen, als in diesem Augenblick die Thür aufging und Wilhelm, dieselbe weit öffnend, meldete: „Seine Durchlaucht!" Nach der Begrüßung wandte sich der Fürst an Dina: „Schon wieder auf der Flucht?"

„Ich war im Aufbrechen!" versetzte diese; dann drückte sie Arabella nochmals die Hand: „Um elf bin ich an der Post!" — und empfahl sich mit tiefer zeremoniöser Verbeugung. —

„Sie reisen also dennoch?" rief der Prinz bekümmert. „Es wäre nichts gewonnen?"

Arabella sah ihn durchdringend an und erwiderte mit kaum beherrschter Genugthuung: „Ich weiß es nicht, und glaube doch mehr zu wissen: bis ins Innerste erschüttert war er!"

„So findet er sich in den Gedanken einer Trennung?"

„Wenigstens muß er begriffen haben, daß es für uns vereint kein Weiterleben giebt."

„Dessen wären Sie sicher?"

„Als er mich gestern verließ," erklärte Arabella fest, „ja!"

„Und heute?" fragte der Prinz mit vibrierender Stimme.

„Ich habe ihn nicht mehr gesehen." Sie ließ sich auf eines der Ecksofas nieder, während der Prinz sich einen Sessel heranzog. „Stundenlang hallten seine Schritte aus dem Garten herauf," fuhr sie nach einer Weile mit ihrem eisigen Lächeln fort, „gehend und kommend, als triebe ihn ein großer Entschluß fort, und Schwäche, jammervolle Schwäche zöge ihn immer von neuem zurück. Selbst für mich wurde es qualvoll! — Und doch war es mir" — sie sah vor sich nieder — „als ob ich seine Gedanken durch die Nacht leuchten sähe! Ich hätte sie aber nicht wenden mögen — nicht um Alles in der Welt." — Hastig schloß sie: „Erst um vier soll er aufgebrochen sein!"

„Wohin?"

„Bestimmtes weiß Niemand darüber."

„Und was vermuten Sie?"

„Daß er," erwiderte sie zögernd „es noch einmal versuchte, dem Ribulann den Meister zu zeigen."

„Dem Ribulann?" wiederholte der Prinz überrascht, „auf dem er gestern gestürzt ist?"

Sie bejahte und wies nach einem der Seitenfenster. „Dort, der überhängende gigantische Felskegel vornan!"

„Und in seiner Stimmung?"

„Ich hoffe Alles!" Die Worte durchschnitten geradezu die Luft.

„Was?" fragte der Prinz betroffen.

Sie zog ihre Augenbrauen zusammen, schwieg aber.

„Sprechen Sie!" rief Prinz Isselhorst befehlend, „ich muß es wissen!"

Arabella streifte ihn mit einem scheuen Blick, worauf sie einlenkend sagte: „Dort oben ist es einsam, und die Einsamkeit lehrt uns das Unabänderliche fassen. Mir träumte, er könne gerade dort den Mut finden, das nun einzig Richtige zu thun" —

„Sie frei zu geben!" fiel der Fürst ein. „Ach, Arabella, ich zweifle, daß Ihr Traum in Erfüllung geht: Wie ich Sie jetzt vor mir sehe, so schön, so begehrungswürdig, da erscheint es mir selbst wie Wahnsinn, es erhoffen zu wollen, daß er Sie freiwillig hingebe!"

„Ich habe ihm meinen ganzen Haß gezeigt," entgegnete Arabella, „und da habe ich gesehen, wie er davor zurücktaumelte, der Schwächling — auf einen Weg, auf jenen Weg, von dem ihn nur ein Wort der Liebe noch zurückgerufen hätte! Das kleine Mitleid der Liebe habe ich aber niemals begriffen: wenn Gedanken töten könnten — er lebte nicht mehr!"

„Töten? Arabella!"

„Was starren Sie mich an?" rief sie außer sich, während er sich langsam erhob. „Verstehen Sie die Frau, die Sie zu Ihrem Thron erheben wollen, so wenig? Gäbe es nicht auch für Sie Dinge, welche Sie geschehen wünschten, ohne dazu selbst die Hand bieten zu können: Dinge, die man mit Würde beklagt, wenn sie gethan sind? — Hier bedurfte es übrigens keiner anderen Hand; sein weichliches Herz zerschellte an meinem Willen!"

„Sie sprechen in Rätseln!" versetzte der Prinz düster, „oder wage ich es nur nicht, sie zu lösen?"

„Noch Rätsel, Fürst?" fuhr sie auf. „Nun denn — wie er gestern von mir ging, las ich es in seinen Augen: er kehrt nicht wieder!"

„Nein, o nein!" wehrte der Prinz mit einer heftigen Gebärde ab. „Nicht so! er soll, er muß wiederkehren."

„Da ist er schon!" Wilde Befriedigung klang aus ihren Worten.

Und da drang auch das Geräusch, welches draußen laut geworden war, bereits näher, die Hauptthür wurde rasch geöffnet, in demselben Moment an die Zimmerthür geklopft. Auf des Fürsten „Entrez!" trat Major Velen ein. In seinen Blicken lag eine tiefe Traurigkeit und seine Stimme war bedeckt, als er mit äußerer Gefaßtheit sagte: „Vergebung! Leider muß ich der Überbringer einer Unglücksbotschaft sein."

Arabella blieb stumm.

„Der Major darf sprechen?" fragte der Prinz.

Sie nickte.

„Eben wurde am Fuße der Teufelswand, beinahe an derselben Stelle, wo sich gestern der Unfall ereignete" —

„Mein Mann ist?" —

„Abgestürzt!" vollendete der Major, seine Ergriffenheit nicht mehr verbergend.

„Und —?" Arabellas Augen standen weit offen.

„Sie müssen jetzt hier sein!" antwortete Velen die Thür öffnend. „Ich war noch vorher beim Arzte."

Arabella wandte sich ab: auf ihrem verzerrten Gesichte lag ein furchtbarer Ausdruck, als sie vor sich hinsprach: „Er lebt!" —

„Trafen Sie den Arzt nicht?" fragte der Prinz voller Sorge.

Velen verneinte. „Er ist schon seit Stunden von Hause fort! Ich will jetzt noch einmal hin."

Indessen war die Hausthür von neuem geöffnet worden, die kräftigen Gestalten zweier Gebirgsjäger wurden sichbar; bald kam auch eine rohe, von Baumstämmen gebildete Trage zum Vorschein, ungleichmäßiges Stapfen von Fußtritten wurde laut — noch zwei ähnliche Gestalten tauchten auf, und das Ganze schob sich schwerfällig vorwärts, dabei aber ohne Worte, ohne Zuruf — seltsam stumm. Nach einem Drängen durch die Thür hielt Alles, bis auf einen Wink des Majors die Trage mitten im Zimmer niedergesetzt wurde. Ein paar Kinder hatten sich mit hineingedrängt; eins davon trug Gerhardtsteins Hut, ein anderes seinen Gebirgsstock — Velen nahm beides an sich, dann verließen auf seinen neuen Wink alle Eingetretenen das Zimmer. Einer der Träger, der Sepp'l, sah sich, bevor er die Thür schloß, noch einmal kopfschüttelnd nach der Trage um: der arme Herr, der darauf lag, dauerte ihn augenscheinlich.

Man hatte Gerhardtstein bis zur Brust hin mit einem Plaid bedeckt. Die Farbe seines Gesichtes war völlig fahl; seine blonden lockigen Haare, von denen ein Tuch herabgeglitten war, klebten hier und da zusammen — aus einer Stirnwunde sickerte noch Blut, dennoch machte der feinge-

schnittene, jugendliche Kopf mit seinen geschlossenen Augen den Eindruck tiefsten Friedens.

Ganz vermochte sich selbst Arabella diesem Eindrucke nicht zu entziehen; sie faltete unwillkürlich die Hände und rief mit einem Ton des Mitleids: „Gerhard!"

Velen deutete dem Prinzen an, daß er gehen wollte, und verließ geräuschlos das Zimmer.

Der Prinz trat Arabella gegenüber an die Trage heran und sagte, als Gerhardtstein matt die Augen aufschlug, in warmer Teilnahme: „Sie fühlen sich besser?"

Gerhardtstein versetzte mit Anstrengung: „O nein! und Gott Dank dafür! — Ich hoffte — daß es nicht so lange dauern würde." — Seine Blicke irrten zu Arabella hinüber, doch wandten sie sich bald wieder von ihr ab und schienen Jemand zu suchen. „Sepp'l! — Ist Sepp'l nicht hier?"

„Bedürfen Sie etwas?" fragte der Fürst.

„In seinen Augen war Erbarmen!"

„Wenn Sie darnach Verlangen haben," erwiderte Isselhorst bewegt, „ich kann Ihnen aus Grund meines Herzens sagen und Ihre Gemahlin fühlt mit mir!" — er sah Arabella drohend an — „daß wir Ihr Unglück schmerzlich beklagen — —"

„Nicht — nicht beklagen!" fiel Gerhardtstein abgebrochen ein. „Das Schicksal hat es wohl — sehr wohl gemacht! Das trieb mich wieder hinauf. — Ich hätte es doch nicht getragen: das nicht — nur das nicht! — Zu lange war ich auch der Ehre vor mir selbst und — vor den Anderen gewöhnt. Und all das Übrige — so Jammervolles! Für Liebe bis zum Tode — Haß!"

Ein Zittern und zugleich ein Frost lief über seine Züge. Der Fürst vermochte jetzt nur den Gefährten so langer Jahre vor sich zu sehen, und streckte ihm in wortloser Ergriffenheit die Hände entgegen: da leuchtete es noch einmal in Gerhardtsteins Blicken auf, doch seine Hände regten sich nicht, und er murmelte nur unter leisem Stöhnen: „Sie sind — beide — gebrochen!"

„Mann!" rief der Fürst fassungslos, indem er sich über ihn beugte und ihn küßte, „unglückseliger Mann!"

„Dank!" murmelte der Sterbende. Ein leichtes Zucken — ein Hauch noch, dann lag auch Gerhardtsteins Haupt so schauerlich still, wie vorher schon der übrige Körper dagelegen hatte. —

In Arabella ging Schweres vor: der drohende Blick des Prinzen hatte sie schon beleidigt, ja bis ins Innerste verletzt — jetzt bei dieser Versöhnung der beiden Männer brach blitzartig die Erinnerung an jene Elfrieden-Szene in ihr durch, und sie fühlte sich grenzenlos gedemütigt. Der Prinz schien ihr Verhalten zu mißbilligen, war auch er nur ein Schwächling wie der andere? Könnte er wirklich vergessen, was an ihnen begangen war? Und der da, der es begangen hatte, trug auch daran die Schuld! Im Tode selbst hatte er sie noch erniedrigt! —

Ihr Stolz siedete gleichsam auf und ein Groll ohnegleichen brach wie ein ungehemmter Strom zu Tage; in diesem Augenblick war nichts als Verachtung und Zorn und Haß in ihr, daß Niemand sie begreife, Niemand hoch genug stände, ihr gerecht zu werden. Der Eine, den sie liebte, sollte sie aber begreifen!

Sie trat dicht an die Trage und beugte sich darüber hin. „Tot!" sagte sie herbe und warf mit einer kurzen, widerwilligen Bewegung ein herabhängendes Stück des Plaids über Gerhardtsteins Gesicht.

Während sie dann zurücktrat rief sie laut: „Frei! frei! Das war es, was ich hoffte und Sie mit mir, Prinz. Ich habe Schwäche nie achten können — am wenigstens die eines Mannes: so sei es denn genug der Komödie!"

Der Prinz wies empört auf den Toten.

„Und hörte seine fliehende Seele uns noch," fuhr sie zügellos fort, „mir muß es vom Herzen, daß es nicht als Gift da versteinert und alle Zukunft vergiftet. Wäre die Welt, was sie sein sollte, so könnte es auch Jeder hören, daß ich endlich wieder frei bin. Wozu die Heuchelei bis in das Grab hinein? Denn wenn sie aufs Gewissen antworten wollten, tausend gemarterte, unselige Frauen, wie würden sie es erflehen, Den, der ihr Herr war ohne Herzensrechte, der mit seinen schändenden Küssen zu ersticken wähnte, was sich vor Abscheu in ihnen aufbäumte — Den so vor sich liegen zu sehen, wie ich ihn da vor mir liegen sehe!"

„Arabella!" rief der Prinz entsetzt „ich kann" —

„Lassen Sie mir noch die Minuten," fiel sie ihm ins Wort, „bis die Anderen kommen und alles wieder stumm hinab muß, nicht Gericht gehalten werden darf — Totengericht, sondern die alte Farce anhebt — Jammer in den Augen und ein lachendes Herz."

Prinz Isselhorst starrte sie mit Grauen an.

Arabella bemerkte es. „Ich bin außer mir, ja! Aber Sie sagten oft, daß Sie die Kraft

ehren? Ich vermöchte es auch nicht, mich der meinigen zu schämen: wo ich hasse, kann ich nicht vergeben."

„Selbst wenn Gerhardtstein aus freiem Willen gegangen wäre?"

„Darüber ist für mich kein Zweifel!" antwortete Arabella kalt. „Und er hat nicht mehr als seine Pflicht gethan."

„Weit mehr!" Der Fürst sah sie noch immer unbeweglich an. „Durch seinen Tod ist er wieder heraufgestiegen — zu mir! Sie freilich stehen auf einem anderen Boden."

Ein Erschrecken durchfuhr Arabella. „Auch Sie, Durchlaucht! Könnten auch Sie mit der Menge gehen, die keinen freien Aufflug der Seele erträgt? nur immer in Banden halten will? — Nun," schloß sie mit schmerzlicher Bitterkeit, „ich ergebe mich schon wieder, nehme sie schon auf, die gewohnte Kette!"

„Um meinetwillen nicht!" erwiderte der Fürst mit bebender Stimme.

„Einzig um Ihretwillen! Vor Ihnen beuge ich mich so tief, als Sie es meiner würdig halten — weil ich Sie liebe!"

„Liebe! Sie — lieben!" fragte der Prinz mit einem Ausdruck des Entsetzens, ja der Verachtung.

„Albrecht!"

Er deutete auf den Toten. „Der sprach von einer Leere! Worte wirken nach, wenn man ihnen Zeit gönnt; jetzt mahnte mich dieses Wort und meine geblendeten Augen öffnen sich."

„Sie könnten vergessen," rief Arabella bestürzt, „wie er mich — uns entwürdigt hat? Nicht ein Gott würde es wagen, mich um meines Gefühls willen zu strafen!"

Der Prinz nickte. „Zu strafen! Doch in Gedanken hatte ich die Krone, die ich zu vergeben habe, auf Ihr Haupt gesetzt — und diese Krone fiel zu Boden."

„Prinz! teuerster Prinz!"

„Mein Volk ist zwar klein," fuhr er, von ihrem Schmeichelton ungerührt, fort, „wie es aber aus meiner Hand keine Fürstin empfangen durfte, die mit Blut erkauft war, so auch keine, die des Höchsten ermangelt, das sonst jeder Frau gegeben ist — des Mitleids eines Herzens!"

„Ich fasse nicht!" versetzte Arabella mit irren Blicken.

„Jetzt weiß ich erst, was er gelitten hat!" Der Prinz sah wieder auf den Toten. „Wer vermöchte ihm zu folgen? — Und Sie, seine Mörderin, können jubeln! — Was in mir für Sie lebte, mußte vor Grauen erstarren."

Arabella hob die Hände empor. „Erbarmender Gott!"

„Er möge sich Ihrer erbarmen!" entgegnete Isselhorst. „Leben Sie wohl — auf ewig."

Er trat nochmals an die Trage, hob den Plaid von Gerhardtsteins Haupte auf, grüßte stumm hinab und verließ, ohne auf Arabella noch einen Blick zu werfen, das Zimmer. —

Diese war, nach Worten ringend, ohne sie zu finden, den Bewegungen des Prinzen gefolgt: als nun die Thür hinter ihm zuging, schrie sie gellend auf: „Er geht? Prinz!" Dann brach sie ohnmächtig zusammen

* * *

Der maurische Spielsaal in Monte Carlo war, trotzdem es auf Mitternacht ging, noch überfüllt. An den vier Roulettes schien jedes Plätzchen besetzt, hinter den Sitzenden standen noch Reihen von Spielern und selbst in all den Nischen ringsum lagen Pariser gommeux, das stete Monocle im Auge. Einige von ihnen erschienen ganz apathisch, Andere horchten auf die monotonen Ausrufe der Kroupiers oder plauderten lachend mit ihren Freundinnen Die riesigen Brillanten-Boutons von „ces dames" funkelten bei jeder stärkeren Bewegung ihrer Veilchenbouquets oder Fächer, mit denen sie sich Luft zufächelten Diese Luft war längst trübe und qualmig geworden, und ganz durchtränkt von dem Dufte nach Menschen, nach Patchouli und welkenden Veilchen. Jetzt, gegen das Ende des Spiels hin, übertönte wohl auch schon ein unbewachter Seufzer oder ein Fluch jenes seltsame, stets gleichartige Gesumme, das alle Spielsäle kennzeichnet.

An einer der vordersten beiden Roulettes saß eine Dame von starrer, fast medusenhafter Schönheit Eine schwere Toillette von schwarzem Sammet, die nur durch eine Diamant-Agraffe und rote Reiherfedern am Hütchen gleichsam beleuchtet wurde, hob diese Schönheit noch. Die Dame hatte ihren Platz neben den Kroupiers und war auch nach der anderen Seite durch eine elegante Kassette, die neben ihr auf dem Roulettetisch stand, von der nächsten Nähe der übrigen Spieler geschieden. Sowohl die Kroupiers bemühten sich, ihr durch kleine Höflichkeiten — indem sie die Gewinnste näher heranschoben oder irgend einen gewünschten Satz eigenhändig vollzogen — ihren Respekt zu bezeigen, als noch mehr der kleine

Hofstaat von Herren, der sich hinter ihr aufgestellt hatte.

Das Glück war heute wieder einmal in seiner verschwenderischen Laune gewesen, die Kassette hatte sich mit Tausendfrank-Billets gefüllt, und die Dame schob nun, als letzten Satz, all das vor ihr liegende Geld auf treize und die entsprechenden Chancen noir und impair.

Nachdem diese „große Arbeit" in vornehmer Nonchalance gethan war, lehnte sie sich lässig in ihren Fauteuil zurück. Da ging die Thür gegenüber auf und ein hoher Mann, eine Dame am Arme, die sich befangen, beinahe scheu an ihn drückte, trat in den Saal. Seine Blicke trafen mit denen der Dame am Spieltisch zusammen; Beider Augen erweiterten sich auf einen Moment, der stolze Mann erblaßte sogar — dann schritt er jedoch mit ruhiger Würde dem Trente et quarante-Saal zu. Der Dame Blicke folgten willenlos dem Paar: diese Prinzessin Schüchternheit, welche nicht einmal die Willenskraft besaß, um einen Spielsaal mit Contenance zu betreten, war also die ihr Vorgezogene! — Und nach einer Weile erst wandten sich ihre Blicke von der Thür ab, durch welche das Paar verschwunden war, fielen dann aber zufällig auf die blauen Seidenvorhänge eines der Fenster; der Mond mußte das Fenster treffen, es erschien durchsichtig licht — und plötzlich sah sie weit, weit hinaus, bis zu einem kleinen Friedhof in den Bergen hin und zu einem Hügel darauf, der ganz von Edelweiß-Blüten bedeckt war, wie sie ihn gesehen — das einzige Mal, wo sie an ihm gestanden hatte. Schon so viele Jahre war das her — und ließ sich noch nicht immer vergessen!

Doch da schlug die Roulette-Kugel ein, die Dame fuhr leicht zusammen und der Kroupier rief: „Treize, noir, impair-manque!" — Sie dankte dem Kroupier, der ihr die gewonnenen Rouleaux von Zwanzigfrank-Stücken zuschob, warf dieselben achtlos in die Kassette, schloß sie und gab einem an der Thür wartenden Diener einen Wink. Dieser eilte herbei — die Dame erhob sich mit wahrhaft königlichem Anstande, und schritt von zwei der Herren und dem Diener mit der Kassette gefolgt, dem Ausgange des Spielpalastes zu. Sie behauptete heute abgespannt zu sein und darum auf die gewohnte Plauderei verzichten zu müssen; so stieg sie gleich die große Treppe zum Bahnhof hinab, ließ sich ein Koupee erster Klasse des Nizzaer Zuges öffnen und verabschiedete die Herren.

Indem diese die Treppe wieder hinaufstiegen, sagte der eine, ein junger Marseiller, welcher heute erst angekommen war: „In der That, von süberbem Chic! Und sie ist wirklich eine Deutsche?"

„Eine veritable Deutsche!" bejahte der Gefragte mit ausgesprochen schweizerischem Accent. „Dabei Witwe!"

„Auch Witwe?"

Herr von Lucinge lachte auf. „Sie sagen das in demselben gewissen Tone, Baron, wie ich es einmal sagte und es wohl Andere vor mir gesagt haben. Dennoch hilft hier keinerlei Zuversicht! Selbst ein Hauch von Intimität heute — erweist sich gewiß schon morgen als Illusion!"

„So kalt wäre die schöne Frau?" versetzte der Baron zweifelnd. „Oder voll deutscher Sentiments? Liebt sie ihren Seligen noch?"

„Das weiß ich nicht!" erwiderte Lucinge ernster, als es sonst seine Art war. „Er soll irgendwo verunglückt sein: jedenfalls spricht sie nie von ihm. Doch — nicht Alle spielen aus Habsucht — es giebt auch deren, die etwas zu bedecken, etwas zu vergessen haben! — Dabei spielt sie mit einem unheimlichen Glück."

„Und wenn das einmal umschlüge? Was bedeuteten bei ihrem Spiel die stärksten Ressourcen!"

„Dann ist sie wohl die Frau, ein Ende zu machen!" Einlenkend — die Herren waren in der Restauration angekommen — schloß Lucinge das Gespräch, indem er mit dem gewohnten Lächeln sagte: „Doch sie spielt nur im Glück tollkühn, ich hoffe, sie noch lange hier wieder zu finden, — vielleicht bis zuletzt. Für solchen Einsamen stirbt es sich im Spielsaal am Ende noch behaglicher, als allein mit seinen Gedanken — oder mit seiner Schuld!"

„Das ist des Lebens letztes Leid."

Das ist des Lebens letztes Leid:
Zu fühlen wie Dein Können ebbt,
Wie, der noch flog vor kurzer Zeit,
Dein Fuß sich müd' im Staube schleppt.

Geduld! stieg erst der Herbst zu Thal,
Ist nicht der Winter allzuweit,
Der jedes Glück und jede Qual
Mit stillen Flocken überschneit.

Karl Schenk.

Der alte Turm.

Verschmäht abseits gerückt ins niedere Gehauer
Der Dorn- und Nesselkraut-umwachsenen Winkelmauer,
Daraus der Regensturm
Gemächlich Stein um Stein zerbröckelt und zerschartet —
Was steht er einsam noch am Gossenrand und wartet —
Worauf? — der alte Turm!

Der Zeit gefräßiger Zahn war stark, doch er war stärker;
Mit anderm Schädelbau, felsknochig, ein Berserker
Ob einem Zwerggeschlecht
Von neuen Dächerschwarm, so ragt er trotzig-finster,
Hoch aufgereckt; als Haar umstachelt ihn der Ginster
Mit struppigem Geflecht.

Verdrossen stumm; was lebt, weicht scheu aus seiner Nähe.
Zwiesprache führt mit ihm im Zwielicht nur die Krähe;
Vom Wind verschlagen, krächzt
Ihr Zuruf um ihn her. Mit feuchten Nebellaken
Umwickelt ihn die Nacht, drin dumpf am Klammerhaken
Ein rostig Eisen ächzt.

Leer starrt sein Inneres an; geschwärzt von toten Flammen
In Schuttgemoder fiel sein Eingeweid' zusammen;
Ein Rest vom Wendelgang,
Wie einer Schnecke bleich zerwittertes Gehäuse,
Droht am Gestein, und schwarz umschwirren Fledermäuse
Verkohlten Balkenhang. —

Was stehst Du wartend? Harr'st in Träumen Du zurücke
Nach einem Angesicht, das durch die hohle Lücke
Des Fensters dort sich bog,
Wie draußen im Geklirr von Schwert und Eisenschienen
Heimwärts vom Beutezug mit lachend wilden Mienen
Der Schwarm zur Raubburg zog —?

Mich däucht, ich seh' die Stirn vom Goldhaar übersponnen,
Der Augen sanftes Blau, vom Gurtgewirk umronnen
Den schlanken Mädchenleib —
Hinab nun schreitet sie; die Sieger zu empfangen,
Holdselig zwischen sie, ein Duft von Rosenwangen,
Tritt hin das junge Weib.

Ein blasser Knappe liegt gebunden, halb verblutet,
Doch kecken Aufblick's noch, von dunklem Haar umflutet,
Und ein Gefallen flößt
Er ihren Augen ein; aus ihnen dämmert's: Schade!
Dann blickt sie träumend drein, wie man auf nächtigem Pfade
Ins Thurmverließ ihn stößt. — — —

Was stehst so brütend Du? Sah mehr noch Dein Gemäuer?
Klang ihm in einer Nacht ein Schritt, ein huschend scheuer,
Und eines Riegels Klirr'n?
Und sah'st vielleicht im Sturm ein Roß Du schnaubend fliegen
Und an ein Schwarzgelock sich flatternd Goldhaar schmiegen
Von weißer Mädchenstirn?

Wilhelm Jensen.

Im Brittischen Museum.

Oft schon schritt ich durch die Hallen
In der Britten hohem Schatzhaus,
Wo Ägyptens Mumien-Särge,
Wo assyrischer Paläste
Wundersame Tier-Mensch-Bilder,
Wo die sel'gen Griechen-Götter
Mit erhab'ner Vorwelt-Ahnung
Weihevoll die Seele füllen.

Heut' auch schlug ich zu die Bücher,
Die im Bücher-Dom der Leser
Um mich her ich aufgeschichtet,
Und ich wandelte voll Andacht
Nach dem Elgin-Saal hinüber,
Daß ins dunkle Herz mir leuchte
Hell des Parthenons Schönheits-Sonne.
Vor des Phidias Wunderwerken
Drängte niedres Volk sich gaffend,

Bildung-suchende Provinzler,
Bürgerweiber aus der City,
Knaben auch und häßliche Mädchen,
Die des Zeichnens sich beflissen —
Mir ein alt-gewohntes Schauspiel,
Das den Blick nicht mochte fesseln.

Unerwartet da gewahrt' ich
Vor des Theseus Götterbilde
Einen Sohn des Reichs der Mitte,
Lang bezopft, im seid'nen Kaftan,
Der den Blick durch seine Brille
Bohrte in des Gottes Glieder:
Vor des Menschentums Ideale
Stand des Menschentumes Zerrbild.

Sag' mir, gelblicher Chinese,
Was ist Dir der Theseus-Torso,

Was Apoll, was Aphrodite,
Was des Griechentempels Hoheit,
Dir, der kindische Pagoden
Widerwärt'gen Götzenbildern
Aufbaut aus bemaltem Holze
Und mit Flittern sie behänget?
Nicht Arions süße Cither,
Nicht äolische Flötenlieder
Weihest Du den Wackelköpfen,
Denen Du Altäre gründest.
Nein, Du hämmerst, sie zu ehren,
Auf das Gong-Gong, daß die Tiere
Heulen und die Menschen flüchten.
Paukenschläger auf dem Gong-Gong,
Fratzen-Maler, Drachenschnitzer,
Nie gesenkt in Deine Seele
Ward der Keim des Schönheits-Sinnes,
Nie wird Dir die Kunst geboren,
Die den Menschen hebt zum Himmel.
Schönheitspriester war der Grieche,
Du, sein Gegenbild, bist aller
Häßlichkeiten Oberpriester.
Siehst vielleicht mit Deinem Schlitzaug'
Schräg die Welt Du anstatt grade?

Wer löst mir der Menschheit Rätsel?
Unter ging die schöne Hellas,
Doch es lebt das Reich der Mitte,
Lebt und blüht, gedeiht und mehrt sich,
Schlammige Völkerwogen wälzend
An der neuen Welt Gestade,
Wo der Weltbesiedlung Vormann
Jüngste Heptarchien gründet,
Doch verschmitzt drängt der Chinese
Sich in seine Städt' und Fluren,
Die der Wildnis er entrungen.
Sage mir, Mongolen-Enkel,
Sollen Häßlichkeit und Laster,
Kindermord und Opiumtaumel
Uns der Zukunft Welt erbauen?
Ist Europa abgestorben?
Kehrt die Völkerwandrung wieder?
Ach, es hebt der Zukunft Schleier
Nie der Mensch mit eitlem Sinnen,
Nur die Zeit kann Antwort geben.

Karl Elze.[*]

[*] Das vorstehende Gedicht ist das letzte, welches Karl Elze geschrieben. Er übersandte es uns wenige Tage vor seinem am 22. Januar zu Halle erfolgten Tode.

Alcäische Freuden.

Ein Erinnerungsblatt.

Im Herzen sicher, daß sich zu lesen dies
Kein Mensch die Müh' nimmt, oder die Zeit dazu,
Durchweht's mich freudig, und so sang' ich
Folgendermaßen im höchsten Stil an:

O harte Schulbank! Nimmer verehrt' ich Dich,
Und kann auch jetzt nicht schönes Erinnern Dir,
Wie Andre, weihn, wiewohl auf Dir ich
Unter dem Tische getrieben Manches.

Und Du, o Klopstock! Welcher Du heimlich mir
Des ganzen Schulkrams süßes Vergessen gabst,
Wenn toter Worte leeres Stroh zum
Geistesserbarmen gedroschen wurde!

Wie warst Du groß mir! Freilich erst sechzehn Jahr',
Und drunter, zählt' ich — aber ich zählte schon
Die Silben, um an ihrem Schnürchen
Eigene Schmerzen beglückt zu beten!

Wie oft erhob mich Sapphische Formenlust!
Asklepiadisch half ich mir auch wohl durch,
Am liebsten immer doch alcäisch
Klagt' ich mir selbst des Gemüts Bedrängnis.

Der Leidensvorrat, welcher mir so erwuchs,
Geliebter Form gewissenhaft anvertraut,
Er imponierte schließlich mir, und
Tiefer versank mir der Schulbank Würde.

Die Weisen hadern — wahrlich, sie haben Recht!
Denn unterm Tisch zu dichten befördert nicht
Manilischen Gesetzes Kenntnis —
Heiliger Cicero, sei mir gnädig!

Auch kam ein Tag dann eigner Erkenntnis mir,
Da, freigegeben, Geist und Gefühl erwacht,
Und, nicht bedauert mehr, im Ofen
Leiden und Wonnen der Metrik flammten.

Nicht Du, o Klopstock! Weder Dein Unterricht,
Noch zählt Dein Wert mir unter verlornes Gut.
Du warst der Schule treuer Freund mir,
Hobst mir die Schwingen zu frühster Übung.

Doch wie ich einstmals vor der Entdeckung Schmach,
Verbotnes Schaffen unter dem Tische barg,
In Ängsten — denn den Versen wär' ein
Höllengelächter gefolgt in Prosa:

So packt die Furcht auch heut' mich, denn Jeder schilt
Mit Achselzucken dies mein alcäisch Glück!
Doch bleibt der holde Trost, daß heut' nicht
Einer es liest, noch darum sich kümmert!

Otto Roquette.



Die kleine Odyssee.

Eine Seegeschichte von **Heinrich Kruse.**

(Fortsetzung.)

Aber am anderen Morgen versammelte sich auf dem Markte,
Neben dem Hafen gelegen, das glückliche Volk der Phaeaken.
Bald nun waren die Sitze gefüllt und die Gänge des Marktes
Und in gedrungener Kraft und Anmut strahlte Odysseus,
Neben dem Könige sitzend; es staunte den Fremdling das Volk an,
Und Alcinous sprach: „Hier dieser — ich weiß nicht den Namen —
Ist als Fremder verschlagen an unsere gastliche Küste,
Ein schiffbrüchiger Mann. Er begehrt, wir sollen ein Schiff ihm
Leih'n und ihn senden nach Hause. Mir wär' es ja lieb, wenn er bliebe,
Denn er ist stattlich und klug und man hört gern immer ihn reden,
Aber man halte die Fremden nicht auf, wenn sie es nicht wünschen.
Darum ziehet ein Schiff in die See, ihr Jünglinge, richtet
Mast und Segel empor und legt in die ledernen Ösen
Fünfzig Ruder, damit zur Abfahrt Alles bereit sei,
Doch dann lad' ich Euch ein nach meinem Palast zu dem Festschmaus."
Also wurde bereitet das Schiff, und die Jünglinge kamen
Gleich wie die Fürsten des Volks in die gastliche Halle des Königs,
Auch Demodocus war zum Feste geladen, der Sänger,
Welchem das Licht der Augen ein bitteres Schicksal genommen,
Aber es schenkten die Götter dafür ihm die Gabe des Liedes.
Und sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle,
Aber nachdem sie nunmehr sich an Trank und Speise gesättigt,
Griff zur Harfe der Sänger Demodocus, die an der Säule
Ihm zu Häupten gehängt, und begann von den Thaten zu singen,
Die vor Troja geschehn; denn über die Erde verbreitet
Waren die Namen der Helden, die mit Agamemnon gezogen.
Als er den eigenen Namen vernahm, da zog sich Odysseus
Leise das Purpurgewand bis über das Haupt und verbarg sich,
Daß die Phaeaken die Thräne nicht sahn, die ihm rann aus den Augen,
Nur Alcinous merkt' es, der neben ihm saß und er sagte:
„Laßt uns, Phaeaken, nachdem wir am Mahl und am Lied uns gesättigt,
Hingehn, um Wettspiele zu feiern zu Ehren des Gastes."
Und sie gingen hinaus, und die Spiele der Kämpfer zu schauen.
Als es nun Abend geworden, so gingen sie heim zum Palaste,
Und für Odysseus brachten die Fürsten und Edlen des Landes
Schöne Geschenke herbei, um ihn zu ehren als Gastfreund.
Als nach dem Bad zum Schmaus Odysseus ging in den Festsaal,
Stand an dem Pfosten des Saales die schöne Nausicaa. Lange
Sah sie den Fremdling an und sagte die freundlichen Worte:
„Freude Dir, Gast! Doch daß Du hinfort auch im Lande der Väter
Meiner gedenkst, da ich es doch war, die zuerst Dich gerettet."
Aber Odysseus sprach, mit der Hand auf dem Herzen, die Worte:
„Edle Nausicaa, Du, des erhabenen Alcinous Tochter,
Möge mir Zeus es verleihen, der donnernde Gatte der Here,
Hinzukommen nach Haus und der Heimkehr Tag zu erleben.
Stets dann werd' ich zu Dir wie zu einer der Göttinnen flehen
Und mich erinnern an jeglichem Tag, der morgens sich rötet,

Daß ich Nausicaa danke, das Licht noch zu schauen der Sonne."
Also schieden sie da, die nimmer einander vergaßen.
Als nun die Gäste des Mahls sich gefreut, so sagte zum Sänger
Also mit freundlichen Wort ihn begrüßend der edle Odysseus:
„Sei mir, Demodocus, herzlich geehrt, Du Günstling der Muse,
Sag' uns denn, wie Ilios fiel durch die List des Odysseus
Und vom hölzernem Roß, worin sich verbargen die Helden."
Also griff in die Harfe der Sänger. Mit klagendem Vorspiel
Leitet' er ein den Gesang von Troja's schrecklichem Ende,
Daß Odysseus vertieft der vergangenen Zeiten gedachte,
Bis in den Wimpern ihm hing wehmütig die Thräne. Der König
Sah es von Nenem und sprach zu dem Gastfreund also verwundert:
„Fremdling, der Du so tief von dem Liede des Sängers gerührt bist,
Sage, wie heißt Dein Name? Wo bist Du geboren? Von welchen
Eltern bist Du gezeugt? Und wohin willst Du gebracht sein?"
Siehe, da konnte nicht länger der Städteverwüster Odysseus
Seinen gepriesenen Namen verbergen dem forschenden König:
„Ich bin Odysseus, der Sohn des Laertes, unter den Menschen
Ist mein Name bekannt und gelt' ich als klug und besonnen,
Aber in Ithaka wohn' ich, der sonnigen Insel, worüber
Neriton hoch sich erhebt, von Eichen umrauscht und umher sind
Viel Eilande bewohnt und nachbarlich neben einander
Same, Dulichion auch und die wälderreiche Zakynthos.
Das ist, König, mein Reich und lieber mir nichts auf der Erde!
Aber wohlan, so vernimm denn die Kunde der traurigen Leiden,
Welche von Zeus mir verhängt, seitdem ich schiffte von Troja."
Und so erzählte Odysseus dem König und allen Phäaken
Erst von den Lotosessern und dann von den wilden Cyklopen,
Von Ogygien dann, wie die Nymphe Calypso, die schöne,
Ihn zum Gemahle begehrt und Unsterblichkeit hatte verheißen,
Doch nach Penelope einzig verlangt er, der treuen Gemahlin —

„Darin war er nicht so, wie wir seefahrenden Leute
Oftmals sind!" so sprach Claus Babbe mit weiser Bemerkung.
„Denn im Weiberverkehr ist uns mancherlei Freiheit verstattet."
„Wenn Frau Babbe das hörte!" so rief ein Matrose dazwischen,
Und Claus Babbe erschrack. Denn so lang und so groß auch der Bootsmann,
Stand er doch unter'm Pantoffel der kleinen gebietenden Hausfrau.
Und so lachten wir Alle ob seines Erschreckens und sagten:
„Wie? Du wirst Frau Babbe doch mindestens eben so treu sein,
Wie Odysseus vordem der Penelope?" „Aber ich spreche
Ja nicht gerade von mir; doch kannt' ich schon manchen Matrosen.
Ja, sogar Kapitän, der mehr Frau'n hatte, als Eine.
Als ich in London lag, da fuhr ich hinüber nach Greenwich,
Um in dem Hospital einen alten Matrosen zu suchen,
Den ich auch glücklich fand. John war ein richtiger Seebär,
Hatt' acht Jahre gefahren auf Sklavenschiffen, bevor er
Ward für die Flotte gepreßt (sie hatten damals noch den Preßgang)
's war ein lustiger Kerl, wir hatten ihn gern, doch er war ein
Ganz ruchloser Gesell beim Sklavenhandel geworden.
„John," so sagt' ich zu ihm, „was macht Dein Weib?" Denn ich wußte,
Daß John Weib und Kind in Bristol hatte. Er lachte.
„Was mein Weib macht, Freund? Ja welche denn? Habe verschiedene."
„Willst Du ein Christ sein, John, und hast mehr Frauen, als eine?
Salomon hatte der Frau'n neunhundert," sprach er, „und galt doch
Als ein frommer und Gott sehr wohlgefälliger König,
Voller Weisheit und Kunst, der den herrlichen Tempel erbaute.

Warum sollt' ich mir nicht neun Frau'n zulegen? Doch hab' ich
Übrigens mehr nicht als vier." „Vier Frauen! Daß Gott sich erbarme!"
„Eine Malayin hab' ich in Singapur sitzen, die braune
Nenn' ich sie, aber ich hab' auch ein rotes Gemahl'!" „Ei, der Tausend!
Hast Du sie etwa gefärbt und angestrichen mit Mennig?"
„Nein! Sie wohnt' in Brasilien, Claus, unweit Pernamburos,
Brachte Gemüse zum Markt, ein frisches und feuriges Dorfkind.
Und wir wurden alldort mit brasilischem Holze befrachtet,
Welches die Färber gebrauchen, um rot zu färben. Ich tanzte
Oft in der Kneipe mit ihr und verlangte mit ihr zu charmieren.
Doch wie die Weiber nun sind, sie wollte sich ohne den Priester
Nicht mir fügen, die Spröde. Was sollt' ich machen? Ich machte
Hochzeit also mit ihr, dem brasilischen Mädchen. Die rote
Nenn' ich sie wegen des Holzes von Pernambuco, das rot färbt.
Aber die schlimmste von Allen ist weiß wie blendender Marmor!
Hat ein Haus und Geschäft in New-York. Ich wollte mich setzen,
Um mich bequem vom Geschäft ernähren zu lassen, so dacht' ich.
Aber sie trieb mich hinweg durch ewiges Zanken und Keifen.
Niemals werd' ich es wagen, nochmal New-York zu betreten.
Denn aus jeglichem Laden vom Broadway würd' ich besorgen,
Meine Polly hervor und auf mich stürzen zu sehen
Und in die Haare mir fahren in Wut, nach ihrer Gewohnheit.
O, wie war ich so froh, Long Island schwinden zu sehen,
Als wir mit günstigem Wind auf das Meer, das atlantische, fuhren.
Seitdem hab' ich mich nie als Matrose verheuert, bevor ich
Nicht vorsichtig gefragt, ob das Schiff nicht etwa verfrachtet
Auf New-York. Nein, lieber zur Hölle gefahren, als dorthin,
Wo Frau Polly, geschmückt mit meinem Namen, nun fortlobt.
Nun, sie braucht mich ja nicht. Doch fragst Du nach Sally in Bristol,
Die ist munter und wohl und zufrieden, wenn ich auch wenig
Geld mit der Post ihr schicke, sie weiß, daß von der Pension hier
Außer dem Bier und Tabak ein Seemann wenig erübrigt.
Ja, ich vertrage mich gut mit dem Viergespanne der Frauen,
Denn sie wohnen — dafür sei Gottes Güte gepriesen! —
An vier Enden der Welt und werden sich nimmer begegnen."
Also sprach mein lustiger Freund im Spitale von Greenwich.
Ja, ein Seemann hat im Weiberverkehr Privilege.
Aber Ihr braucht das nicht Frau Babbe zu sagen!" so setzte
Claus vorsichtig hinzu und wir lachten von Neuem des Schalkes.

Also waren wir weit vom Land der Phaeaken verschlagen
Darum schloß ich nur kurz. Die Phaeaken brachten dem Helden,
Der so schön zu erzählen verstand, und durch That, wie durch Worte
Hatte die Herzen gewonnen, ins Schiff kostbare Geschenke,
Und so fuhr er denn ab, von Segenswünschen begleitet.
Rasch und sanft war die Fahrt, bald war Odysseus entschlummert,
Und noch schlief er, als schon sein Schiff auf Ithaka anfuhr."

„Gute Nacht!" so wünschten wir uns. „Claus," sagt' ich, „im Traume
Wird Frau Babbe Dir heut' erscheinen mit mächtigem Borstwisch,
Um Dich rein zu putzen von allen unsaubern Gedanken!"

Ithaka.

Und so sind wir denn schon nach Ithaka, sagt' ich, gekommen,
Als wir anderen Tags in der Dämmerung wieder vereinigt.

„Ithaka?" sprach Claus Babbe, „da bin ich vorübergesegelt,

Felsig und rauh, man begreift nicht, wovon dort leben die Menschen
Doch Bergwiesen sind zwischen den Felsen und Wälder und Viehtrift,
Auch ein Hafen ist dort und einige Schiff' auf der Rhede,
Pferde nur giebt es da nicht, denn an Ebenen mangelt es gänzlich."
Bootsmann hatte die Art, sich nicht an die Andern zu kehren,
Still vor sich hinzureden, was grad beiläufig ihm einfiel,
Und er beschrieb nicht übel das kleine Reich des Odysseus.

Als die Phäaken gelandet an Ithakas felsiger Küste,
Schlief Odysseus noch fest auf dem Deck, und sie hoben ihn sorgsam
Samt den Teppichen auf und dem Linnen, ans Ufer ihn tragend,
Und so legten sie ihn, umgeben von seinen Geschenken
Unter die schattige Grotte, beschützt vor den Strahlen der Sonne,
Doch da er endlich erwacht war, erkannt' er die Heimat nicht wieder,
Fremd sah Alles ihn an und er klagte, verlassen sich sehend:
„Weh mir, in welches Gebiet bin ich hier gekommen? Es hatten
Mir die Phäaken versprochen, zur Heimat mich zu entsenden,
Und nun haben sie doch mich ausgesetzt in der Fremde!
Und dann zählt' er die rings ihn umgebenden reichen Geschenke.
Hier Dreifüße und Becken, da Kleider und schöne Gewebe.
Sieh, und es fehlte ihm nichts. Da kam ein Jüngling des Weges,
Dessen gebogener Stab, womit man greifet die Schafe,
Ihn anzeigte als Hirten. Odysseus sprach ihn erfreut an:
„Ist dies ein Eiland?" fragt' er. „Wie heißt das Gebirge? Wo bin ich?"
„Kennst Du Neriton nicht?" so sprach antwortend der Hirte,
„Ithakas waldiges Haupt? Ich bin ein Hirt des Odysseus."
„O, so ist sein Name noch nicht in der Heimat verschollen!"
Rief Odysseus entzückt und erkannte nun wieder die Gegend.
„Lebt noch Eumäus?" „Er lebt und hütet die sämtlichen Schweine.
Unter ihm stehn vier Knechte, wovon ich der jüngste. Es prassen
Nun drei Jahre bereits im Hause die trotzigen Freier.
Täglich schickt er mit Fluchen zur Stadt so Ferkel wie Mastschwein,
Denn er ist redlich gesinnt, für den Herrn und die Frau, um den jungen
Telemach ließ er das Leben und hofft noch den Tag zu erblicken,
Wo Odysseus kommt, das Gezücht zu vertilgen der Freier."
„Und wer sind denn die Freier? Ich komme von Creta gefahren
Auf phoenicischem Schiff, und weiß nicht Bescheid auf der Insel."
Und so erzählte der Hirt, wie die Freier Penelope drängten,
All ihr Treiben und Thun. Auch erzählt' er, wie ihrer die Herrin
Lange mit List sich erwehrt. Sie sagte, sie müsse Laertes
Weben ein Leichengewand, des Odysseus alterndem Vater,
Denn nicht schick' es sich früher an neue Vermählung zu denken.
Aber was Tags sie gewebt, das trennte sie wieder des Nachts auf.
Endlich ward es den Freiern verraten durch eine der Mägde,
Die mit den Freiern es halten und nicht mehr scheuen die Herrschaft.
Als Odysseus vernahm, wie schlimm von den Freiern gehaust ward,
Seufzt' im Stillen er auf, doch bezwang er die zürnende Seele.
„Wahrlich," sprach er, „es wird nicht ewig verziehen Odysseus,
Und dann wird es das Herz ihm erwärmen, so redliche Diener
Noch zu finden, wie Dich und Eumäus, den trefflichen Hirten,
Denn auch mir schon ward er gerühmt und glaubst Du, Eumäus
Wird auch Fremde, wie mich, dem Nahrung fehlet und Obdach,
Nicht abweisen und mich herbergen auf seinem Gehöfte?
„Wenn Du redlich bist und Arbeit suchest und nicht bloß
Zu faullenzen gedenkst, so bist Du Eumäus willkommen."
Sagte der Hirt. „Doch ich darf nicht länger die Herde versäumen.
Gehst Du zu Jenem, so treffen wir dort am Abend zusammen."

Und schon schritt'er davon. „Wo geht zum Eumäus der Weg hin?"
Rief Odysseus ihm nach und ließ sich vom Hirten bedeuten.
Freilich, er kannte den Weg sehr wohl; doch schien ihm das Beste,
Als ein Unbekannter in seinem Gebiet zu erscheinen,
Und dann macht' er sich auf zum Eumäus. Da kam auf dem Wege
Ihm ein Bettler entgegen und bat, ihm etwas zu schenken.
„Siehe, Du schaust nicht aus wie ein Bettler, der Du doch sein willst!"
Dacht' Odysseus bei sich und sagte zum Bettler: „Da nimm, Freund,
Neu und heil ist das Kleid, doch gieb dafür mir das alte."
Damit nahm er das schmutzige Kleid und den schmierigen Ranzen,
Alt und geflickt und befestigte ihn mit dem ledernen Tragband.
Also ging er daher als Bettler, doch konnt' er die Hoheit
Selbst in Lumpen gehüllt nicht verleugnen. So mochte der König
Oedipus einst aussehn als Bettler, geführt von der Tochter.
Und so schritt er den steinigen Pfad von dem Ufer des Meeres
Bis zum Walde hinan. wo die Schweine sich labten an Eicheln,
Bis er kam zum Gehöft, das der Sauhirt selbst sich geschaffen
Mit zwölf Kofen. Es grunzten darin je fünfzig der Schweine.
Aber Eumäus saß und hielt in den Händen die Rindshaut,
Sohlen daraus sich zu schneiden und war allein im Gehöfte,
Von vier Hunden bewacht, so wild wie reißende Tiere.
Als sie den Wanderer sahn ankommen, so stürzten mit lautem
Bellen sie über ihn her und fletschten die grimmigen Zähne.
Aber Eumäus kam ihm zu Hilfe so rasch, daß die Rindshaut
Ihm fortflog, und schalt und wehrte den Hunden und jagte
Sie auseinander und sprach zu dem Unbekannten die Worte:
„Greis, bald hätten Dich eben die wütenden Hunde zerrissen
Und mir den Kummer vermehrt, der so mein Herz schon belastet.
Komm nun, Alter, und laß in das Haus uns gehen, damit Du
Stärkst Dich mit Brot und mit Wein und mir ansagst, wessen Du mangelst."
Und so führt' er Odysseus hinein und laubiges Reisig
Schüttet er aus auf die Erd' und deckte darüber ein Geisfell
Und hieß Jenen den Sitz einnehmen, den rasch er bereitet.
Aber Odysseus sprach: „So mögen die Götter Dir Alles,
Was Du wünschest, verleihn, da Du so gutherzig mich aufnimmst."
Ihm antwortete drauf Eumäus, der treffliche Sauhirt:
„Ist mein Haus auch gering, es verschließt sich doch niemals dem Fremdling,
Jeglicher Fremde gehöret dem Zeus und wer darbend uns bittet.
Iß nun, Fremder, mit mir, so gut wir Hirten es haben,
Denn die gemästeten Schweine verzehren die üppigen Freier,
Leeren die Fässer mit Wein und verprassen das Gut des Odysseus.
Wenn mein gütiger Herr hier wäre geblieben, so hätt' er
Mir ein Gütchen im Alter geschenkt und ein Weib mir gegeben,
Weil ich treu ihm gedient und Segen dem Fleiße gefolgt ist.
Doch er ist ferne von hier und wer weiß, ob je er zurückkehrt,
Lange wohl liegt er bereits in dem fischewimmelnden Meere."
Während er sprach, aß Jener das süße Fleisch und begierig
Trank er den Wein stillschweigend, denn Unheil sann er den Freiern.
Endlich reicht er die Kanne, woraus er selber getrunken,
Seinem so gütigen Wirt, der ihm mit Dicken Bescheid that.
„Sei nur getrost, Eumäus," so sprach er zum trefflichen Sauhirt,
„Siehe, Dein Herr ist nahe, Odysseus, den Du betrauerst.
Ehe vergehet das Jahr und ehe verschwunden der Mond ist,
Welcher die Scheibe nun füllt, kommt Jener zurück in den Pallast,
Der ihm als König gehört, und züchtigt die frevelnde Rotte."
Darauf sprach kopfschüttelnd Eumäus, der treffliche Sauhirt:
„Lieber, man glaubt nicht leicht auf Ithaka Deine Verkündung.

Und schon sorg' ich nicht mehr allein um den Vater, der junge
Telemach auch, sein Sohn, hat uns verlassen." „Wo ist er?"
Rief Odysseus erregt. „Was ist es mit Telemach? Rede!"
„Telemach ging zum Nestor in Pylos und Menelaus,
Welcher in Sparta herrscht, um dort zu erfahren des Vaters
Schicksal, wenn sie es wissen. Den schwelgenden Freiern gebot er,
Eh' er von Haus wegging, zu verlassen den Saal und den Vorhof.
Ja, sie waren erstaunt, daß der Knabe zum Jüngling gereift ist,
Darum wurden sie Rats und rüsteten heimlich ein Schiff aus
Voller bewaffneter Männer, in Hinterhalt sich zu legen
Und ihn, wenn er zurück nach Ithaka kehret, zu töten,
Denn er hat schon den Freiern gedroht, und sie Räuber gescholten."
„Ärmster! Und gleichet er mir? Ich mein', ist der Sohn des Odysseus
Ähnlich dem Vater?" „Er ist sein Ebenbild, wie sie sagen,
Unsere Alten, die Jenen gekannt in den Jahren der Jugend,
Schlank noch und zart, doch es wachsen die Glieder und wachsen die Kräfte."
Und des Odysseus Herz war erfreut, so vom Sohne zu hören. — —
„Siehe, da kommt ein Bekannter," so sprach am anderen Morgen,
Als sie am Frühmahl saßen, der Gast zum freundlichen Wirte,
„Denn kein Hund schlägt an und sie hüpfen ihm schmeichelnd entgegen"
Und kaum hatt' er gesprochen, so trat in die Pforte ein Jüngling,
Edel gebildet und schön von Gesicht. Da erhob sich der Sauhirt,
Und ihm fiel sein Krug aus der Hand, so war er betroffen,
Küßte dem Jüngling Gesicht und Hände und weinte vor Freuden.
„Telemach, bist Du gekommen, mein süßes Leben? Mein Liebling
Bist Du entgangen dem Schiff im Sund, das zwischen den Inseln
Samos und Ithaka liegt mit lauernden Freiern bewaffnet,
Die Dir geschworen den Tod?" „Ich fuhr nicht zwischen den Inseln,"
Also versetzte darauf der verständige Sohn des Odysseus,
„Und ich kam auch zur Nacht, so hat ein Gott mich gerettet."
Als er zur Thür eintrat, so erhob sich der Vater Odysseus,
Um ihm Platz zu machen, doch Telemach wehrt' ihm und sagte:
„Fremdling, stehe nicht auf. Ich finde noch andere Sitze
Hier in unserm Gehöft." Und der Sauhirt schüttete Reisig
Über den Estrich aus und deckte darüber ein Schaffell.
„Sohn, ist Dir es bequem?" Und Telemach sagte mit Lächeln:
„Fände doch jeglicher König den Sitz so bequem auf dem Throne!
Aber wer ist denn der Fremde?" „Er stammt aus dem weithin gestreckten
Creta. Er hat viel Städte gesehn und Sitten der Menschen,
Ein unseliger Mann, denn er hat viel Leiden erduldet,
Unansehnlich ist zwar sein Kleid; doch er selber ist würdig,
Nimm denn seiner Dich an, ich überlaß' Dir den Fremdling."
Telemach aber entgegnete drauf und zuckte die Achsel:
„Ach, ich bin ja nicht Herr im eigenen Hause, das weißt Du;
Da er sich Deinem Gehöft genaht, so behalt' ihn nur draußen,
Aber ich sende Dir Kleider für ihn, und ein Schwert, es zu tragen,
Denn es scheint mir ein tapferer Mann von kräftigen Gliedern.
Geh' indessen geschwind und sage der sorgenden Mutter,
Daß ich wiedergekehrt und entronnen dem drohenden Tod bin,
Doch ich bleibe zurück im Gehöft mit dem würdigen Fremdling."
Als Eumäus die Sohlen sich unter die Füße gebunden,
Nahm er den Stab und ging in die Stadt um die Botschaft zu melden.
Aber Odysseus sprach zum teuersten Sohn, nicht als Bettler,
Sondern als König und Held sich erhebend, und sagte die Worte:
„Sohn, ich bin Dein Vater, der Städteverwüster Odysseus!"
Telemach staunte, doch konnt' er so rasch nicht trauen den Worten.
Aber er blickt' auf das edle Gesicht des Fremdlings und sah dort,

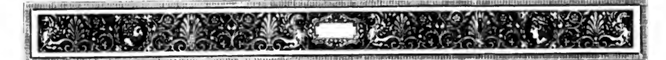
Wie er im silbernen Spiegel gesehn sein eigenes Antlitz,
Männlicher nur und gebräunt. In der gebietenden Haltung
Dieses nur ärmlich gekleideten Manns war ein Hohes, ein Etwas,
Das nicht erlaubte, an dem, was er sagte, zu zweifeln. Er fuhr fort:
„Glaube nicht, Sohn, daß je ein andrer Odysseus erscheine,
Sondern ich bins, bins selbst, der im zwanzigsten Jahre zurückkehrt."
Telemach aber vermochte nicht länger zu zweifeln. Der Jüngling
Schlang um den Vater den Arm und sie mischten die stürzenden Thränen,
Und Odysseus erzählte dem Sohn, was er Alles erduldet,
Aber nur kurz, denn es war nicht Zeit, um müssig zu reden,
Sondern er fragte sogleich nach der Zahl und Bedeutung der Freier.
„O nicht zehn, nicht zwanzig, es sind wohl hundert und mehr noch
Und wir zwei, wir können den Kampf mit allen nicht wagen,
Wenn Du nicht etwa Verbündete hast, die uns helfen im Kampfe."
„Ja, ich habe sie, Sohn! hoch donnernd den Ordner der Welt Zeus
Und die stets mich beschützte, die Aegisschwingerin Pallas.
Ja, sie streiten mit uns und das Recht und die Stimme des Volkes.
Aber Du redetest wahr, wir können allein mit der Stärke
Nicht obsiegen dem Schwarm, wir müssen uns nähen die Fuchshaut,
Sohn, an das Löwenfell und die List uns nehmen zu Hilfe.
Niemand sage darum, daß Odysseus wieder gekommen,
Unbekannt muß ich gehn nach der Stadt nach meinem Palaste,
Ein Kundschafter, der Alles erspäht, in dem feindlichen Lager.
Gehe Du, Sohn, in die Stadt, sobald sich rötet der Morgen,
Und ich folge Dir nach und mische mich unter die Freier
Als ein Bettler, und wenn sie mich auch mißhandeln, Du mußt es
Ruhig mit ansehn, Sohn, und wenn sie mich auch an den Füßen
Schleppen zum Saale heraus, Du mußt Dein Herz noch bezwingen.
Eins nur sag' ich schon jetzt: Du mußt aus dem Saale die Waffen
Die dort hängen, entfernen, und wenn sie fragen: Was soll das?
Sagst Du: „Ich trug sie fort aus dem Rauch, sie waren erblindet,
Und sie gleichen den Waffen nicht mehr, die Odysseus zurückließ,
Als er gen Ilios zog." So beruhigst Du ihre Gedanken.
Wenn wir, ich und Du, Eumäus und etliche Knechte,
Die uns treu und ergeben in Wehr und Waffen erscheinen,
Aber die Freier am Schmaus und im Feierkleide: — sie haben
Nichts, zu beschützen den Leib, noch weniger Waffen zum Angriff; —
Dann mag wohl es geschehn, daß Wenige stärker als Viele."

Dazu nickte vergnügt mit dem Kopf der gemütliche Bootsmann
Und Fritz Runge sogar, er geruhte zu sagen: „Ich wüßt' es
Besser nicht anzugeben." So war denn die Klugheit Odysseus'
Nach Jahrtausenden noch mit Brief und Siegel versehen.

Telemach ging nach der Stadt, um die sorgende Mutter zu trösten,
Erst um Mittag folgt' Eumäus ihm nach mit Odysseus,
Als sie zum Vorhof kamen, der prächtigen Wohnung, ergötzten
Draußen die Freier sich laut mit Werfen von Scheiben und Spießen,
Und ein Stimmengewirr von Schmausenden drang aus dem Saale,
Aber Odysseus zürnte den ungeladenen Gästen.
„Mische Dich nicht in dieses Gewühl!" so rief ihm der Sauhirt,
„Denn sie werden Dich übel behandeln." Er sagte dagegen:
„Mögen den Bettler sie stoßen und schlagen. Ich bin schon an härtre
Schläge des Schicksals gewöhnt und kann auch Dieses noch dulden."

(Schluß folgt.)





Ernst Schulze.

Von Ludwig Geiger.

Ein so kurzes Leben, wie das Ernst Schulzes (1789–1817), dessen hundertsten Geburtstag wir am 22. März begehen, kann keine abgeschlossene Entwickelung und keine vollendeten Leistungen darbieten. Wäre Schiller, gewiß ein Frühvollendeter, in so jugendlichem Alter gestorben, so würde er uns nur das Bild eines genialen Anfängers vorführen; kein noch so tiefblickender Psychologe aber wäre im stande, aus diesen Keimen die weitere mögliche Bildung zu erschließen. Daher darf man auch von Schulze keine abgerundeten Schöpfungen verlangen und wird nicht sagen dürfen, daß er mit dem, was er hinterließ, die Gaben seines Geistes und poetischen Talents erschöpft hätte.

Schulze wurde geboren während der Hauptblüte der klassischen Dichtung und starb zu einer Zeit, da die ältere Romantik zu Ende war, die jüngere kaum begonnen hatte, sich zu zeigen. Seine geistige und dichterische Entwickelung fällt daher in die Zeit, in welcher Goethes und Schillers Werke, wenn sie auch nicht das Entzücken der gesamten Nation ausmachten, doch von den auserwählten Geistern mit Wonne begrüßt und mit Begeisterung gelesen wurden. Trotz dieses Umstandes und trotz des fernern, daß Schulze weder zu den gewöhnlichen Geistern noch zu den kleinen Neidern der Heroen gerechnet werden kann, hat er kein Verhältnis zu ihnen, das über dasjenige des gewöhnlichen Lesers hinausgeht: er richtet sich nicht an sie, besonders nicht an den Meister, wie es doch sonst bei den Jüngeren damals so natürlich war. er erwähnt Schillers nur ganz gelegentlich, benutzt zweimal ein paar Verse Goethes zu je einer mäßigen Glosse und schreibt eine längere Kritik der „Wahlverwandtschaften“, die in ihrer erschreckenden Jugendlichkeit nur bekundet, daß ihr Verfasser damals noch keineswegs goethereif war.

Denn das Schweigen über die Chorführer unserer Dichtung liegt eben nicht im Mangel an Selbstzeugnissen Schulzes: deren besitzen wir vielmehr in seinem prosaischen und poetischen Tagebuch für eine so kurze Lebenszeit überraschend viele, sondern in dem Umstande, daß er jenen geistig fern stand. (Auch Goethe hat wohl von dem jungen Dichter, den er um anderthalb Jahrzehnte überlebte, schwerlich eine Notiz genommen.) Nur mit einem der Großen aus Weimar hat er ein inneres Verhältnis, nämlich mit Wieland. Während er zu jenen stumm ist, wird er diesem gegenüber beredt. Seine Abhängigkeit von ihm bekennt er ausdrücklich in einem Briefe: „Ich lege mich fast allein auf das Studium dieses Mannes, weil sein leichter Stil, sein feiner salzreicher Witz, sein wirklich oft hervorleuchtender edler Charakter und seine gefällige, einnehmende Weltbürgerphilosophie mich ganz bezaubert haben.“ Jedoch er hätte kaum nötig, dies Bekenntnis abzulegen; seine Abhängigkeit von Wieland zeigt sich deutlich genug zunächst in der Wahl des Versmaßes, der freien Stanze, sodann in der Wahl der Stoffe, worin er eben diejenigen Gebiete bevorzugte, in denen Wieland herrschte: die griechische Sage („Psyche“); die Kämpfe zwischen Heidentum und Christentum, freilich verquickt mit Schilderung persönlicher Stimmungen und mit eigenen Erinnerungen („Caecilie“), das romantische Zauberland, in welchem Engel und Feen Wunder verrichten und den Dichter beschützen. („Die bezauberte Rose“.) Ja er stellt den Meister so hoch, daß er einmal („Psyche“ 3. Buch) ihn geradezu aufruft, um ihm seine Kunst zu entlehnen.

Du Meister in der Kunst zu malen,
Du, dessen Blicken sich die Grazien enthüllt,
O Wieland, male jetzt des Liebesgottes Bild!
Ein Tröpfchen nur aus jener Feenquelle
Der zauberischen Phantasie,
Die mild dir die Natur zum Eigentum verlieh,
Nur Einen Ton der süßen Harmonie,
Mit der dein Vers gleich einer sanften Welle
Die leise murmelnd durch das blühnde Ufer schlüpft,
Im grazienhaften Tanz dem Ohr vorüberhüpft,
Nur einen kleinen Teil von diesen Göttergaben
Verleihe mir zu Amors Bild.

Die Ähnlichkeit mit Wieland zeigt sich aber nicht bloß in dieser äußern Abhängigkeit und in anderen Eigentümlichkeiten, z. B. einer merkwürdigen Verwandtschaft im Prosastil, in der wunderbaren Fähigkeit beider, höchst anmutige Plauderbriefe zu schreiben, die einem weiblichen Autor Ehre machen würden, sondern in einer tiefer liegenden innern Verwandtschaft. Es giebt vielleicht keinen deutschen Dichter des 18. Jahrhunderts, bei welchem Leben und Dichtung in so denkbar starkem Gegensatze stehn, wie bei Wieland: er ist ein guter Hausvater und schreibt frivole oder mindestens erotische Gedichte, ein guter Bürger und begeistert sich für die Revolution, er engt sich mit Wonne in seine vier Pfähle ein und schweift, sobald er zur Feder greift, in fernen Landen und Zeiten. In ganz ähnlichem Gegensatze steht Dichten und Leben bei Ernst Schulze. Er ist frivol, huldigt mindestens einem sehr starken Lebensgenusse und schreibt keusche Dichtungen: er ist im Verkehre unausstehlich, auffahrend, beleidigend und girrt in seinen Dichtungen wie ein blöder Schäfer; er ist ein Stubenhocker, ein friedfertiger Philister und erkünstelt einen redseligen Patriotismus; er spottet über den „romantischen Unsinn, die mystische und romantische Raserei“ bei Anderen und ist doch durch und durch ein Romantiker.

Ja, er ist ein Romantiker. Wie seine Genossen schwärmt er für die Natur, lebt neu auf in schöner Gegend und erblickt in der Natur eine „herrliche Erzieherin“; wie sie versenkt er sich gern in die gewaltigen Kämpfe zwischen Heidentum und Christentum und erscheint denen, die ihn nicht kennen, wie ein wahrer Gläubiger; wie sie berauscht

er sich gern an der schönen Form, wenn er auch freilich mehr Interesse hat an dem Charakteristischen als an dem reinen Kunstwerk — er lauscht dem hellen Reimgeklingel der Südländer und weiß ihnen in geschickter Nachahmung gleichzukommen; wie sie hat er ein inniges Behagen an der Märchenwelt und, wenn er an rührende Stellen kommt, „fährt es ihm süß und schaurig durchs Herz“; wie sie küßt er jedes Mädchen, das ihm schelmisch zulächelt, wähnt mit Jeder seine letzte romantisch-sentimentale Episode zu durchleben und spricht unaufhörlich von Liebe, ohne doch die wahre Liebe zu empfinden.

Denn eben das ist das Entscheidende, aber nicht eben Erfreuliche in seinem Seelen- und Dichterleben: die Empfindung, von welcher er immer und immer Worte macht, ist nicht echt. Als junger Bursche flattert er von einer Mädchenknospe zur andern, wie ein Schmetterling von Blume zu Blume und erst das Begegnis mit einer Försterstochter im Walde rüttelt ihn etwas auf aus dieser Leichtfertigkeit; aber auch als angehender Mann betrachtet er die Liebe nur als eine Schaustellung, in welcher er, wie er sich einmal ausdrückt, „seine Rolle vortrefflich spielte“. Ja, diese Rolle will er nur spielen, nicht etwa, weil er von seinem Verlangen dazu gedrängt wird, sondern weil er weiß, daß Liebe und Liebesdichtung unter seinen dichterischen Genossen Brauch ist; er will daher auch in dieser Hinsicht den großen Meistern der italienischen Renaissance ähneln und da er die Heldin seiner meisten Gesänge auf dem Totenbette sieht, da macht er ihr das Gelöbnis: „Holde Laura, ich will dein Patrarca sein.“ Zu der Ruhmsucht aber gesellt sich die Eitelkeit; ihn reizt neben der Schönheit der Mädchen ihre Sprödigkeit: die Widerspenstige, allen Bewerbungen bisher Unempfindliche zu besiegen, das ist sein Triumph.

Von allen diesen Elementen ist auch viel in seiner Liebe zu Cäcilie Tychsen, der ältesten Tochter eines berühmten Göttinger Professors, einem hochbegabten, künstlerisch beanlagten, schönen, aber schwindsüchtigen Mädchen. Sobald er sie sieht, wird er von dem Gedanken ergriffen: „sie zu erobern, würde mir nicht wenig Ehre eintragen“; sobald er sie näher kennen lernt, wird er durch den Gegensatz gereizt, der zwischen ihr und ihm besteht. Denn er lebt in der Welt, sie nur im Hause, und trotz alles Flötens und Schmachtens kann er sich des Bekenntnisses nicht erwehren: „Nein, zum stillen häuslichen Leben bin ich nun einmal nicht geschaffen“; sie ist eine Künstlerin, er besitzt für die Kunst nur geringes Verständnis; sie schwärmt für Klopstock, er ist für dessen Antipoden Wieland begeistert; sie ist eine glühende Patriotin, eine eifervolle Deutsche und bekämpft seinen Kosmopolitismus, seine Vorliebe für das Ausland.

Soviel er auch singt und sagt von der Gewalt der Liebe, die ihn erfüllt, so ganz, wie er uns glauben machen will, ist er von seiner Empfindung nicht beherrscht: es kommt zwischen ihm und der Geliebten niemals zu einer Erklärung; nur einmal, „da seinem Munde das kühne Wort entflog“, liest er in ihrem Blick, „der ungern mich betrog, die Antwort, ach, die sie nicht gegeben“; Cäcilie scheint dem jungen Manne nie etwas anderes als freundschaftliche Zuneigung und schwesterliche Zärtlichkeit geschenkt zu haben; als er die Geliebte dem Tode entgegenwelken sieht, betrachtet er ihre Schwester und noch bei Lebzeiten der erstern notiert er in sein Tagebuch: „Adelheid ist ein herrliches Mädchen“; da jene tot ist, beginnt er mit dieser eine Liebelei. Aber daß auch bei letzterer seine Phantasie geschäftiger ist als seine Empfindung, ja daß das ganze Reden und Dichten eigentlich nur eine Spielerei ist, bekennt er selbst in den Versen:

> Mein Singen soll nur eine Herrin preisen,
> Die doppelt stets mein zweifelnd Aug' erblickt:
> Dort in des Grabes ewig stummen Kreisen,
> Hier mit des Lebens frischem Reiz geschmückt;
> Und wenn auch hier zwei Namen sie benennen,
> Nie kann mein Herz die holden Bilder trennen.

Was bei anderen Dichtern die Nähe der Geliebten erwirkt, das bringt bei dem unsrigen die Entfernung hervor: die Weihe des Mannes nämlich zu Ernst und Thätigkeit, zu seelischem Aufschwung und geistiger Beständigkeit. Als er durch den Tod von Caecilie und durch den Willen der Eltern, die dem ziellosen Geliebel abhold waren, von Adelheid getrennt ist, da besinnt sich der Dichter auf sein besseres Selbst. Nun, da der Gegenstand der Liebe ihm körperlich entschwunden ist, liebt er wahrhaft; nur einmal noch schiebt sich eine Fremde zwischen ihn und die Verklärte, aber auch sie stirbt bald und nun beherrscht Caeciliens Bild uneingeschränkt seinen Geist und sein Herz. Die Liebesempfindung wird geläutert von allem Schwankenden und Irdischen. Sein geistiges Streben erhält ein bestimmtes Ziel: er beginnt eine gelehrte Thätigkeit, er versucht sich als philologischer Schriftsteller, er fängt an, als Dozent an der Göttinger Universität zu wirken. Der Umschwung jedoch zeigt sich nicht bloß in seinen Liebesempfindungen und in seiner gelehrten Arbeit, sondern auch in seinen politischen und religiösen Gesinnungen.

Caecilie hatte dem Dichter seinen Kosmopolitismus vorgeworfen; in Erinnerung an sie wandelt er sein Weltbürgertum in eifrige Vaterlandsliebe um. Gewiß blieb er nicht unbeeinflußt durch die Zeitereignisse, durch die allgemeine Erhebung des Jahres 1813, aber sie hätte nicht ausschließlich auf den Dichter gewirkt, so wenig wie die Erniedrigung des Vaterlandes, die er vor Augen gesehen hatte. Zum Manne und zum Vaterlandsverteidiger wird er durch die Geisterstimme, die ihm ertönt:

> Doch jetzt ist mir ein starker Mut entglommen,
> Und ernst ermahnt mich eine teure Pflicht,
> Von Himmelshöhn ist mir die Kraft gekommen,
> Und Glut der Brust, dem Geiste klares Licht.
> Von Engelslippen hab' ich ihn vernommen,
> Den heil'gen Ruf, drum zag' ich fürder nicht.
> Wen Lieb' und Gott zur Bahn des Kampfes leiten,
> Der zweifle nicht, er wird den Sieg erstreiten.

Die Siegeszuversicht erfüllt ihn ganz: Ehre, Recht und Freiheit sind ihm die Ursachen und der Erfolg des Kampfes. Und wenn er sich wohl gelegentlich auch über sich lustig macht, daß er zum politischen Schriftsteller geworden sei, und einen ihm anbefohlenen Aufruf an die Bewohner Hannovers als ein mit prächtigen Phrasen verbrämtes Schriftstück erklärt, so zeigt er die aufrichtigen und würdigen Empfindungen, die ihn beseelen, durch folgende Worte: „Dieser Krieg ist heilig und herrlich. denn der Mensch kämpft hier für sich selbst, nicht für die Launen und Begierden seines Fürsten. Der ist ein nichtsnutziger Mensch, der sich von der allgemeinen Begeisterung nicht mit erhoben fühlt und sich nicht der Kraft bewußt ist, Alles zu wagen.“

Aber auch ernste religiöse Gedanken ziehen in den

Aus dem Manuskript von Ernst Schulzes „Cäcilie".
(Original in der Handschriften-Sammlung der Berliner Königlichen Bibliothek.)

Dichter ein. Vorher, selbst während der tödlichen Krankheit Caeciliens war er nicht gläubig; damals konnte er sich nicht überreden, daß es eine Unsterblichkeit gäbe, nun, da er sie als eine Entschwundene beklagen muß, „in diesem Augenblick glaubte ich an eine bessere Welt und einen Gott der Liebe." Aus dieser Gläubigkeit der Liebesverzweiflung entwickelt sich dann bei ihm eine Gläubigkeit überhaupt Die Ursache derselben ist kein religiöses Bedürfniß, sondern nur die gänzliche Verlassenheit und Vereinsamung, in welcher der Dichter sich befindet. Da die Liebe ihn verläßt, der Kampf fürs Vaterland ihm nicht völliges Genügen bietet, die Mitwelt ihm nicht die Belohnung reicht, auf die er Anspruch zu haben meint, da wendet er sich zu Gott: „Ich habe mitten in meinem tiefsten Unglücke einen neuen Trost und eine unerschütterliche Stütze gefunden, worauf ich früher so wenig traute, und das ist Gott." Dieses Gottvertrauen ist freilich kein fröhliches, vielmehr nur ein Verlangen nach Gott, den Todesbringer; ihn bittet er, nur einen Blitz auf ihn herniederlodern zu lassen und das tiefgekränkte Herz hinzunehmen:

> Daß hell und leicht auf deiner Flammenschwinge,
> Von welcher stets ein Strahl in mir gebrannt,
> Der Tod zurück den reinen Geist dir bringe,
> Den hier die Welt verstoßen und verkannt.

Nur an einem Orte glaubt er Ruhe zu erlangen, an dem Orte des ewigen Stillschweigens, auf dem Kirchhofe; das irre Leben ist unbeständig und treibt den Menschen hin und her:

Nie will die falsche Hoffnung weichen,
Nie mit der Hoffnung Furcht und Müh,
Die Ewigstummen, Ewigbleichen,
Verheißen und versagen nie.

Diese weltentfremdete Stimmung gab ihm den Anlaß zu seinem schönsten Gedichte. Bisher hatte er sich in seinen größeren Dichtungen, sobald er aufhörte, von seinen wirklichen oder vermeintlichen Liebesempfindungen zu sprechen, dem Altertum angeschlossen, oder mit den großen mittelalterlichen Kämpfen beschäftigt, nun versenkt er sich ganz in die Phantasie und träumt sich hinüber in das Zauberland der Romantik. Dies Gedicht: „Die bezauberte Rose", welches der Dichter in seinem Todesjahr vollendete und dessen Krönung ihm letzte Lebensfreude ward, ist ein echtes Stück Poesie. Die Erfindung, daß ein Sänger Alpino, Sohn einer Fee und eines Königs die liebtichste Prinzessin gewinnt, nachdem diese von eben jener Fee in eine Rose verwandelt worden, damit sie den Nachstellungen mächtiger und wilderregter Könige entzogen werde, ist durchaus anmutig; die Ausführung ist in künstlerischem Ebenmaß gehalten, und die Verse sind von so entzückendem Klang, von so melodischer Weichheit, „der Reiz der prächtig dahinströmenden Ottaven" ist bei dem modernen deutschen Dichter in gleicher Weise fesselnd und berauschend, wie bei seinem Vorbilde Ariost, dem man gerade diesen Reiz nachgerühmt hat, so daß derjenige, der sich dagegen sträubt, von dem Zauberreich des Märchens sich umgarnen zu lassen, sich gefangennehmen lassen muß von der Zaubermacht dieser Töne. Aber was noch mehr als dies an dem Gedichte fesselt, das ist die Verklärung des Gedankens, der Liebe des Dichters. Er hatte keine Liebeslust im Leben gefunden, er hatte diejenigen begraben oder aufgeben müssen, welche er zu lieben geglaubt; als Mensch hatte er auf die Liebe verzichtet, als Dichter konnte er dieser Lebenskraft und Lebensweihe nicht entbehren. So stellt er mit seiner letzten Kraft dar, wie ein holdes Mädchen nicht durch Macht und Reichtum, nicht durch äußere Vornehmheit und kostbare Geschenke, nicht durch stürmische Leidenschaft und heißen Kampf, sondern durch stilles Werben, durch lieblichen Gesang, durch innige Herzensempfindung errungen wird. Es ist des Dichters eigner Schwanengesang, den Alpino am Schlusse seines Liedes von der Rose anstimmt:

So blüh' empor zum reichen, keuschen Leben,
Du schlummernder, verhüllter Liebesstern,
Und sieh entzückt, wenn sich die Schleier heben,
Das neue Licht, und dufte nah und fern!
Dies Lied nur kann der arme Sänger geben,
Sein letztes ist's, er giebt sein letztes gern,
Und wirst du einst, wer es gesungen, fragen,
Wer weiß dir dann auch nur sein Grab zu sagen.

Wenn Ernst Schulze auch infolge seines frühen Todes nicht zur vollkommenen Entwickelung gelangt ist, wenn namentlich seine breitausgeführten Werke des einheitlichen Charakters und der letzten Feile entbehren, als Dichter der „bezauberten Rose" verdient er unsterblich zu bleiben.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Dialekt-Gedichte.

Nach der Reihe von Halb-, Viertel- und Achtel-Poeten, welche wir in den letzten Heften auf dem Gebiete der Dialekt-Poesie Revue passieren ließen, thut es um so wohler, zur Abwechslung auch einmal einen wahrlich nicht allzu bedeutenden, aber doch wirklichen Dichter begrüßen zu können, und als solcher stellt sich uns Gottfried Doehler in seinen „Vugtlaenner Liedle" (Plauen i. V., F. E. Neupert) dar. Saubere Pflege der Form, warmes Empfinden, liebevolle Versenkung in die Volksseele und die Fähigkeit, Gestalten aus dem Volke anschaulich vor uns hinzustellen, rechtfertigen dieses Urteil. Es ist dem offenbar noch jungen Dichter nachzusagen, daß er geleistet hat, was ihm künstlerisches Gewissen, Fleiß und Geschmack innerhalb der Grenzen seines freilich kleinen Talents nur irgend gestatteten: die Linie, welche die Weichheit des Empfindens von der Sentimentalität trennt, ist allerdings zuweilen verwischt und auch sonst erweist sich die Hinneigung zum Sanften und Idyllischen, die Scheu an das Düstere zu rühren, zuweilen störend. So hätten wir von dem Dichter, der uns u. a. in das Leben und Weben der armen Weberdörfer des Voigtlandes einführen will, eher eine Schilderung der sozialen Not erwartet, als bloß die nicht eben tiefsinnige Beobachtung, daß auch dort der Montag in der Regel blau gemacht wird, und ähnlicher kleinen Enttäuschungen könnten wir noch mehrere anführen.

Einen „Frankfurter Fritz Reuter" hat unseres Wissens noch Niemand den Dichter, mit dem wir uns zuletzt beschäftigen wollen, genannt und auch wir wollen uns in dem Eifer, ein vielfach geübtes Unrecht der Kritik durch doppeltes Lob gut zu machen, nicht zu einer Hyperbel hinreißen lassen, aber ein Humorist von seltner Kraft und dabei ein wirklicher Dichter — so soll Friedrich Stoltze von uns gern und freudig gerühmt werden. Er wars, den wir im Auge hatten, als wir in Heft 10 aussprachen, daß man ein ganz kleines Vaterländchen haben, mit all seinen Gaben in einer winzigen Welt nicht bloß wurzeln, sondern ganz und gar aufgehen und dabei doch ein interessanter Dichter sein könne. Das ist Stoltze seit mehr als einem Menschenalter, und die erste Auflage seiner Gedichte in Frankfurter Mundart liegt seit 25 Jahren vor; gleichwohl dürfen wir annehmen, daß sein Name den meisten Lesern dieser Zeitschrift eben so unbekannt sein wird, wie er es uns war, als wir die Bände zur Hand nahmen. Eine Ausnahme freilich werden sicherlich alle Frankfurter, vielleicht auch die Leute der benachbarten Gaue machen, liegt uns doch die eine Sammlung seiner Gedichte in achter Auflage vor! Aber wie erklärt sich die kuriose Thatsache, daß man heutzutage ein Lyriker sein kann, dem das schwere Kunststück gelingt, für acht Auflagen seiner Gedichte Käufer zu finden und dabei doch nicht über die heimischen Grenzpfähle hinauszudringen. Liegt es an dem Dialekt? Die drei Bände, die wir von Stoltze kennen (außer zwei Sammlungen der Gedichte auch noch ein Band „Novellen und Erzählungen," sämtlich im Verlage von Heinrich Keller in Frankfurt a. M.) sind allerdings in echtem, unverfälschtem Frankfurterisch geschrieben, gleichwohl werden sie kaum Jemand selbst

bei der ersten Bekanntschaft, geschweige denn gar, wenn man einige Seiten aufmerksam gelesen, bezüglich des vollen Verständnisses eine Schwierigkeit bereiten, und zwar nicht bloß deshalb, weil der Dialekt ein an sich leicht erfaßbarer ist, sondern hauptsächlich auch, weil es mit zu den guten Gaben Stoltzes zählt, seinen Dialekt gleichsam instinktiv, ohne ihn irgendwie zu fälschen, doch so hinzuschreiben und zu gestalten, daß selbst der ungeübteste Leser in Königsberg oder Schleswig kaum einen Augenblick im behaglichen Genusse behindert werden kann. Liegt es daran, weil Stoltze nur eben sein Frankfurt kennt, nur dieses schildert und sich um die umliegenden Weltteile niemals menschlich, geschweige denn litterarisch gekümmert zu haben scheint? Die Verse, mit denen sich seine erste Sammlung eröffnet:

„Es is kää Stadt uff der weite Welt,
Die so merr wie mei Frankfort gefällt,
Un es will merr net in mein Kopp enei:
Wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei!

Un war'sch e Engel un Sonnekalb,
E Fremder is immer von außerhalb!
Der beste Mensch is e Aerjerniß,
Wenn er net ääch von Frankfort is“

— diese Verse sind ja wirklich nicht bloß scherzhaft gemeint, es steckt ein gut Teil Ernst darin. Aber liegt darin allein ein Hindernis des Erfolgs? Wenn dem so wäre, dann hätte sich niemals irgend ein Dialektdichter zur Berühmtheit emporkämpfen können, denn sie alle sind, sofern sie echt sind, von engem Gesichtskreis und gehen in ihrer provinziellen Beschränktheit auf. Sie können auch gar nicht anders, und es ist dies nicht etwa ein Schatten, den ihr Licht wirft, sondern vielmehr ein Licht an sich, ein Vorzug, oder richtiger eine so notwendige Vorbedingung ihres Wesens, daß sie ohne dieselbe keine mundartlichen Dichter, sondern nur eben Fabrikanten von Dialektgedichten sein können.

Nicht der Frankfurter Dialekt also, noch der überspannte und darum schon an sich humoristisch wirkende Lokalpatriotismus sind es, welche Stoltzes Namen und Werke nur in so engen Grenzen haben zur Geltung kommen lassen, sondern zwei andere Umstände, von welchen der erste allerdings auch mit dem poetischen Werte nichts und der zweite nur wenig zu thun hat. Stoltze ist nach seinem politischen Glaubensbekenntnis demokratischer Partikularist; den Ereignissen von 1866 steht er geradezu feindselig, dem neuen deutschen Reich kühl genug gegenüber: daß sein Frankfurt preußisch geworden, kann er nicht verschmerzen, wie er es auch kaum ganz hätte verschmerzen können, wenn sich etwa die blauen Träume seiner Parteigenossen erfüllt und Frankfurt die Hauptstadt einer deutschen Republik geworden wäre; es wäre dann eben auch nicht mehr eine Welt an sich, jene abgeschlossene Welt, welche er geliebt und in der er sich heimisch gefühlt, gewesen. Zweitens aber ist Stoltze hauptsächlich Gelegenheitsdichter. Seine Gedichte und Erzählungen schildern nicht bloß Leben und Weben seiner Heimatstadt, sowie die Empfindungen und Anschauungen jener Abart des homo sapiens, welcher er, wie es scheint, unter allen Menschenkindern einzig auf diesen Ehrentitel ein Recht zuerkennt, des Frankfurters, sondern auch vielfach, ja in der Mehrzahl ganz bestimmte, längst verschollene Begebenheiten, für welche selbst der Frankfurter von heute schwerlich volles Verständnis und, selbst dieses vorausgesetzt, volles Interesse hat, geschweige denn ein anderer Leser. Aber daneben steht doch manches frische Lied, manch lustiger Schwank, manche tief empfundene Strophe im Buche, welche selbst jedem Ausländer reizvoll sein muß, sofern er den Dialekt versteht, geschweige denn gar dem Deutschen, welcher durch alle Schleier eines echt frankfurterischen Bewußtseins hindurch erkennt, daß er doch eigentlich die Ehre hat, ein Landsmann dieser ausgezeichneten Menschenart zu sein, weil eigentlich alles echt deutsch ist! Das tiefe Gemüt, der Humor, der seltsam zwischen Derbheit und Sentimentalität schwankt, ja selbst jene Grundanschauung, welche in der eigenen Heimatsart die Blüte alles menschenwürdigen Daseins erblickt, wird ihn nicht allzu fremdartig anmuten. Die Hauptsache aber ist, daß an allen, selbst an den zu den vergänglichsten Gelegenheiten gedichteten Reimen ein Schimmer jenes echten Talents haftet, welches sie geschaffen, eines Talents, welches seine Gaben vielfach an Stoffe vergeudet, welche dichterischer Behandlung unwert waren, und dennoch ein Talent geblieben ist. Gedichte wie jenes, dem wir die obigen Strophen entlehnt, wie das Sonett: „Du schickst merr, weil heut mei Geburtsdag is,“ oder wie die Strophen zu Schillers 100jährigem Geburtstag verdienten in einer noch so ängstlich gewählten Auswahl unserer besten Dialektdichtungen ihren Platz, und wollten wir auf all die Schnacken und Schnurren hinweisen, welche Stoltze gelungen, so müßten wir das Inhaltsverzeichnis der beiden Bände zum guten Teil abschreiben.

Dieser Humor wirkt um so rührender, als es wahrlich kein leichtes Geschick ist, welches unserm Dichter gefallen. Die Hauptquelle für die Kenntnis seines Lebens waren für uns die beiden autobiographischen Aufsätze, welche an der Spitze der „Novellen und Erzählungen“ stehen und jedenfalls auch künstlerisch ihre Krone sind. „Der rote Schornsteinfeger“ erzählt uns von dem Knaben Friedrich Stoltze (geb. 1816), dem Sohn des Frankfurter Gastwirts „zum Rebstock“, welcher nach einer vortrefflichen Erziehung von dem seltsam genug gearteten Vater als Aushilfskellner verwendet wird, daneben aber Zeit und Gelegenheit zu den merkwürdigsten Bekanntschaften hat: das Haus war das Stammquartier der Demokraten am Rhein und Main. Die zweite Erzählung, „Die Flucht vom Königstein,“ schildert uns Stoltzes Leben vor 1848, so recht das Leben eines armen Poeten, dem daneben von den verschiedenen umliegenden Vaterländchen, welchen er als Demokrat scharf zu Leibe gegangen, übel mitgespielt wird. Wie wenig man auch mit den politischen Gesinnungen Stoltzes übereinstimmen mag, Respekt vor der Treue, mit welcher er an den einmal gefaßten Überzeugungen hängt, vor dem Mannesmut, mit dem er sie stets bewährt, wird man doch empfinden müssen. Stoltze lebt noch heute als politischer Publizist in seiner Heimatstadt. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, ihm auch in weiteren Kreisen jene Aufmerksamkeit zu erringen, die ihm, trotz seines politischen Standpunktes, trotz seines engen Stoffkreises, um seines Talentes willen gebührt.

Wien. **Otto Hartung.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

V. Band. 12. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. März 1889.

Die Einwilligung.

Novelle von J. Very.

I.

Anfang August 1885 fuhren Frau und Fräulein Römer von Wien nach Baden-Baden. Es war ihre erste Reise ins Ausland, ihre erste größere Reise überhaupt. Ganz plötzlich hatten sie sich zu derselben entschlossen. Und Baden-Baden mußte das Ziel sein, Frau Römer wollte es nicht anders. Bereitwillig machte sie ihr letztes Geld flüssig — es handelte sich um den Frieden ihres einzigen Kindes, wer weiß, ob nicht auch um dessen Zukunft? Es war ein Wagestück, ein Glücksspiel.

Friedrich Römer war Sektionsrat im Wiener Justizministerium gewesen. Seine ursprüngliche Absicht war es, seiner Tochter eine einfache Erziehung zu geben und ihr mit den Jahren eine kleine Mitgift zusammenzusparen. Nun aber ward Helene früh ein ungewöhnlich schönes Mädchen. Ihre zarten idealen Züge bestimmten Römer, sich mit der Frage der Mitgift nicht viel zu beschäftigen. Hingegen erhielt Helene eine sorgfältige Ausbildung; sie lernte Sprachen, Musik und vornehme Umgangsformen. Mit Stolz sahen sie die Eltern aufblühen, eine glänzende Heirat war unzweifelhaft.

Da starb plötzlich der Vater und ließ Witwe und Tochter mit einer kleinen Pension zurück. Damals tastete Frau Römer zum ersten Mal ihre geringe väterliche Erbschaft an, um ihr Haus „standesgemäß“ führen zu können, behielt ihre übrigens bescheidene Wohnung in der Mühlgasse und lebte nach wie vor in froher Zuversicht.

Helenens Schönheit war nicht unbemerkt geblieben. Der einzige Sohn eines reichen Buchhändlers, ein talentvoller Maler und ein Gymnasialprofessor waren ihre Bewerber. Getrost ermutigte sie die Mutter abzulehnen. Da machte sie die Bekanntschaft des Dragonerleutnants Grafen Emil Arg. Er war hochgewachsen und breitschultrig, mit gesundem, wohlgebildetem Antlitz, und hatte ein schlichtes, gutmütiges Wesen. Nach einem Jahr ehrerbietiger Freundschaft gestand er ihr seine Liebe. Er war von mittelmäßiger Begabung, aber von biederer und dankbarer Sinnesart. Freudig erwiderte Helene seine ehrliche Neigung, löste allen Verkehr mit ihren anderen Verehrern und gab sich völlig ihren Hoffnungen hin. Sie zeigten sich überall gemeinsam, machten die üblichen Besuche bei Freunden und Bekannten und thaten Alles, was Verlobte thun.

Leider war Graf Emil mittellos und von seinem älteren Bruder Johann, dem Haupt der Familie und Besitzer der Familiengüter, wesentlich abhängig. Dieser lebte auf seinen Schlössern oder im Auslande und war unzugänglich. „Wähl' Dir eine Ebenbürtige mit entsprechender Aussteuer. Eine Bürgerliche und vollends eine arme Bürgerliche heiratet ein Wahnsinniger!“ — das war seine unerschütterliche Meinung.

Darüber waren anderthalb Jahre vergangen und die Braut wurde ungeduldig. Man müsse auf des Bruders Zustimmung verzichten, meinte sie, sei sie denn nicht gewohnt, mit Wenigem hauszuhalten und etwa unfähig, ein stilles, anspruchsloses Glück zu schätzen?! Der Bräutigam schwankte, vertröstete und wurde immer mutloser. Da redete sich Helene in die Überzeugung hinein, er sei ein Feigling und sie selber beschimpft. Sie bestand auf vollständiger Trennung Der Graf verzweifelte; Helene blieb erbittert und die Mutter ging mit sich zu Rate. Endlich entschloß sie sich zur Reise.

„Du mußt ihn vergessen,“ meinte sie und wiederholte diese Mahnung unaufhörlich während der Fahrt. Sie wurde immer vertrauensseliger.

Ihre Phantasiebilder erschienen ihr als wahr. Als sie bei Oos umstieg, sah sie die Zukunft ihres Kindes bereits gesichert, berauschte sich am neuen Glück und konnte sich ihrer freudigen Aufregung kaum erwehren.

„Wenn nur Dein blaues Kleid nicht verdrückt worden ist! Ich bin begierig auf diese Pariserinnen. Dein Strohhut steht Dir wundervoll! Sind alle Schachteln beisammen? Endlich nimmt die Fahrt ein Ende! Woran denkst Du schon wieder, mein Kind? Vergiß! vergiß! In Baden-Baden wirst Du die wirklich elegante Welt sehen. Keine Wiener, will ich hoffen. Übrigens siehst Du gar nicht ermüdet aus. Mut, mein armes, teures, einziges Kind!“

Über Helenens Antlitz lag es wie Spott. Es war ein verschwiegenes Antlitz, das aber die Eigenschaft besaß, sich jählings zu verdüstern oder zu erhellen. Jedoch nicht allein ihre tiefen dunklen Augen bewirkten diesen raschen Wechsel des Ausdrucks, sondern mehr noch ihre feinen beweglichen Lippen, die, gleichsam an sich zu halten, sich fest aneinanderschlossen. Ihre niedere, von lichtbraunem Haar umrahmte Stirne und ihre matte Gesichtshaut waren von wirklich blendender Reinheit. Die leichte, lässige Haltung ihrer vollen Gestalt ließ auf frauenhafte Weichheit schließen. Sie war, wie sie schien, vierundzwanzig Jahre alt. Wer ihre gleichmäßige Freundlichkeit ihrem Verlobten gegenüber durch all die Jahre zu beobachten Gelegenheit hatte, hielt sie entschieden von maßvoller Gemütsart. „Eine Natur, die zu keinem Fehltritt berechtigt ist,“ wie jener Maler behauptete, der Alles aufgeboten hatte, um sie zur Frau zu gewinnen.

Frau Römer fuhr fort, Vergessenheit zuzusprechen.

„Warum hast Du mich nicht mit siebzehn Jahren verheiratet, Mama?“ unterbrach sie Helene, „an irgend einen untergeordneten Beamten oder Kaufmann, wen immer? Das war ein großes Unrecht von Dir.“

„Wieso?“ fragte jene betroffen.

„Baden! Baden!“ riefen die Schaffner überlaut.

II.

Sie waren im „Holländischen Hof“ abgestiegen. Es war ein heißer Morgen. Helene hatte ihren Hut abgelegt, sich das Gesicht gewaschen und sah dann müßig zu, wie ihre Mutter geschäftig die Koffer auspackte.

„Hörst Du die Musik?“ fragte diese lauschend.

„Nein.“

„Das ist gewiß die Kurgartenmusik. Soeben beginnt die Promenade. Geh, liebes Herz, nimm schnell ein anderes Kleid, es wäre schade um jede Minute. Wir gehen jetzt ins Kurhaus und speisen dann table d'hôte, es kommt nicht teurer. Welches Kleid willst Du Dir anziehen, mein Engel?“

Helene wies nach, daß es erstens thunlicher sei, für sich allein zu essen, und zweitens sträubte sie sich, ins Kurhaus zu gehen. Schließlich gab sie doch nach, behielt aber ihr unscheinbares, graues Reisekleid, drückte wieder ihren Knabenhut auf das dichte glänzende Haar und ging zögernd ihrer Mutter nach, die schon vorausgeeilt war. Vor dem Leopoldsdenkmal stand ein ziemlich bejahrter Herr von achtunggebietendem, staatsmännischen Äußern. Er starrte Helene groß an und folgte dann beiden Frauen ins Kurhaus. Nachdem diese zum Überdrusse Helenens eine Weile vor der Terrasse auf- und abgegangen waren, fiel ihnen erst ein, sich in einer der Stuhlreihen niederzulassen. Eine bunte Menge nicht allzu eleganter Damen und harmlos aussehender Herren wandelten auf und nieder. Da und dort lauerte ein unmündiger Stutzer mit suchendem, erwartungsvollen Gesichtsausdruck, Gruppen von preußischen Offizieren verstellten den Durchgang und ältliche Damen mit künstlich blonden Haaren, aber sehr feinen Tournuren saßen umher, anmutig lächelnd, als ob sie etwas innerlich ergötzte. Die Thüren der ehemaligen Spielräume standen angelweit offen, als wollte man dieselben von ungesunden Dünsten immer noch lüften. Die Musik spielte das Frühlingslied von Gounod.

„Reizend! großartig! Das heiß' ich leben! das heiß' ich leben!“ rief Frau Römer überschwenglich. Sie war in ihren Mädchenjahren eine kleine Schauspielerin gewesen. „Schau dort, wie die Alte noch umschwärmt ist! Dieser Graubart weicht nicht von Deiner Seite, er wird sich noch die Augen wundschauen. Da hast Du eine Pariserin! Nein, sie spricht deutsch. Natürlich, mit diesem Gang! Sapperment, ist das ein prächtiger Mann, der jetzt stehen bleibt und Dich anschaut — siehst Du ihn nicht?“

Fünf Schritte von ihnen stand ein Herr mit blondem Schnurrbart, die scharfen, blitzenden Augen auf Helene gerichtet. Er war von hohem, nervigen Wuchs. Sein kleiner Kopf saß auf einem sogenannten Stiernacken. Der Ausdruck

der Langeweile, der über seinen Zügen lag, schwächte einigermaßen die schöne und kraftvolle Bildung derselben. Er schien etwa vierzig Jahr alt.

Mutter und Tochter sahen einander bestürzt an. Dieser Mann glich Zug für Zug dem Grafen Emil Arg, nur daß jener um zehn Jahre jünger war.

Nach dem Mittagsmahl, das sie im Speisesaal des Hotels an einem Tisch allein eingenommen, verbrachten sie eine Weile im Lesezimmer desselben. Beide waren in befangener reizbarer Stimmung. Außer ihnen war noch eine zeitunglesende Familie anwesend, sie mußten also mit unterdrückter Stimme reden.

„Da lies!“ flüsterte Frau Römer, indem sie Helenen die Fremdenliste von Baden zuschob. Unter den in der letzten Woche Angekommenen stand: „Graf Johann Arg mit Gemahlin und Dienerschaft, Villa Niederwald.“

Abends begegneten sie ihm wieder im Kurpark. Diesmal führte er seine Frau am Arm. Sie war gleichfalls von ungewöhnlich kräftiger Gestalt und hatte stolze, etwas allzu starke Gesichtszüge und lebhaft gerötete Wangen. Unter ihrem Kleid aus kostbaren Spitzen sahen mächtige Füße hervor. Schweigend gingen sie nebeneinander her und an Helene vorbeistreifend, blickten Beide nach derselben.

Die Promenade war noch bewegter und anziehender als Vormittags. Helene und ihre Mutter besichtigten die Säle, die Blumenbeete im Park und die Waren der Frankfurter Juweliere. Jener Herr mit dem würdevollen Wesen folgte wiederum ihren Schritten und auch andere Kavaliere erwiesen Helenen, ihre Nähe suchend, stumme Bewunderung. Endlich hatte Frau Römer auch eine Pariserin entdeckt. Sie war „geistvoll“ gekleidet, machte enge zierliche Schritte und mit den Händen sogenannte Taubenflügel — das mußte entschieden eine Pariserin sein!

III.

Wenige Tage später saß Helene im Hotelzimmer und starrte brütend in die Leere. Plötzlich besann sie sich, daß ihre Mutter schon vor zwei Stunden ausgegangen war, sprang ungeduldig auf und stellte sich ans Fenster. Soeben bog Frau Römer um die Ecke.

Meine teure Mutter! sagte sich Helene mit Rührung, wie stattlich sie aussieht! Wie sie sich heute herausgeputzt hat! Sie muß schöner gewesen sein als ich. Und auf mich setzt sie all' ihre Hoffnungen — arme Frau!

„Ich war auf der Post,“ sagte Frau Römer eintretend, „Du weißt, daß wir Marie aufgetragen haben, einlaufende Briefe poste restante nachzusenden. Da ist ein Brief für Dich, hier! Und nun frag' mich, wo ich noch gewesen?!“

Während sie hastig Hut und Mantille ablegte, sah sie mit zaghaftem Lächeln nach Helene. Ihr ergrauendes Haar umrahmte das längliche blasse Gesicht mit seinen, etwas abgespannten Zügen und offenem, zärtlichen Ausdruck. „Ich komme vom Grafen Arg!“

„Von wem?“ fuhr Helene auf.

„Hör' mich!“ bat jene.

Allein diese wollte nicht. Welch' eine Thorheit! welch' eine Herabwürdigung! War sie nicht schon elend genug?

„Du allein bist mein Unglück! Hab' ich Dich ersucht, zu ihm zu gehen? Hat er Dich zu sich gebeten? Dein einzig Trachten ist, mich zur Verzweiflung zu bringen!“

„Gut, gut,“ murrte Frau Römer, „das nächste Mal laß ich Dich zu Grunde gehen. Was brauche ich denn meine Haut für Dich zu Markte zu tragen? — O, mein teures Kind, ich konnte den Jammer nicht länger mit ansehn!“ brach sie dann los. „Du wirst krank und häßlich, schau Dich nur an, wie Du aussiehst! Ich habe Dich nach Baden-Baden gebracht, an den Ort, von dessen Großartigkeit alle Welt voll ist, damit Du hier Trost und Ersatz findest. Es ist unser letztes Geld, das wir aufzehren. Was soll aus uns werden? Du kannst nicht vergessen, Du weisest Jeden schroff ab, der sich Dir nähert, Du hast vor ihm Keinen gemocht, Du wirst nach ihm Keinen mögen, und darum wandte ich mich an den Bruder!“

Einen Augenblick überkam beide Frauen ein tiefes Mitleid mit einander. Frau Römer versicherte, daß ihr die Anwesenheit des Grafen sofort, nachdem sie dieselbe erfahren, als eine wunderbare Fügung erschienen sei, daß sie jedesmal, wenn bei ihren Begegnungen sein Blick auf Helene fiel, sich gedacht hatte: Dieses Mädchen scheint Dir zu gefallen; wenn Du wüßtest, daß es dasselbe ist, das Du für unwürdig erachtest, die Frau Deines Bruders zu werden! Und in der letzten Nacht hätte ihr geträumt, Graf Johann hatte Helene bei der Hand genommen und sie wie ein Führer in die Ferne geleitet. Beide

seien weiß gekleidet gewesen, in der Farbe der Freude.

„Er wohnt sehr hübsch," erzählte sie. „Und diese Ähnlichkeit! Ich dachte nicht anders, als Graf Emil stünde vor mir. Und wie ich vor ihm stand, in dessen Hand Dein Wohl und Wehe liegt — mit innigen Worten flehte ich ihn an, vielleicht weinte ich auch, jedenfalls muß er es gefühlt haben, daß er allein unsere Hoffnung sei! — Er hat eine ganz andere Art zu sprechen als Emil. Er sagte: „Mein Bruder ist mir teuer und seine Zukunft geht mir nahe." Wiederholt versicherte er mir seine Anhänglichkeit an den Bruder, seine Teilnahme für denselben. „Mein einziger Bruder! mein einziger Bruder!" Er hat sich Deiner sofort erinnert, augenblicklich! „Die Braut meines Bruders ist meiner Achtung im Vorherein sicher" — Jawohl, „die Braut meines Bruders" waren seine Worte! Ich aber bat: „O, Herr Graf, sie ist nicht bloß schön, sondern auch edel gebildet und gut!" Ich sprach frank und frei, mir wurde immer stolzer zu Mut! „Ihr Bruder und mein Kind sind nun vernichtet," beschwor ich ihn, „und nur ein Wort aus Ihrem Munde kann sie wieder aufrichten!" "

„Hast Du seine Frau gesehen?"

„Nein, sie war nicht sichtbar. Aber ich glaube, es ist ihm nun hauptsächlich darum zu thun, Dich näher kennen zu lernen. Er erkundigte sich, wie uns der Aufenthalt hier zusage und ob es ihm gestattet sei, meine Zuvorkommenheit zu erwidern? Verstehst Du die Absicht? Nun aber siehst Du ein, daß wir unmöglich in diesem schlechten Zimmer einen solchen Besuch empfangen können. So bleibt uns denn nichts anderes übrig, als gemeinsam zu ihm zu gehen!"

Helenens Augen standen voll Thränen. Sie dachte an den Neid ihrer Freundinnen nach erfolgter Verlobung, an ihre Spötteleien über die lange Dauer derselben und an die Schande, welche der jähe Abschluß über sie gebracht. Dennoch rief sie aufgeschreckt:

„Nein, nicht fürs Leben!"

„Was ist Dir?" fragte die Mutter betreten.

Helene antwortete nicht, sondern blickte verwirrt nach dem Brief in ihrer Hand. Der Umschlag trug die Schrift ihres Verlobten. Nun erbrach sie ihn und las:

„Teure Helene!

Sie verreisen ohne Abschied und Nachricht. Wozu diese Flucht? Sie werden mich eben so wenig vergessen, als ich je auf Sie verzichten werde.

Mein Bruder weilt augenblicklich in Baden-Baden und ich habe ihm nochmals klar gelegt, daß ich Ihnen mein Leben schulde und daß mir dasselbe ohne Sie unerträglich und ganz undenkbar geworden ist. Meinen Vernunftgründen muß selbst der Verstockteste nachgeben. Ohne seine Einwilligung habe ich nicht den Mut, glücklich zu werden. Sie kennen ihn nicht und ahnen nicht, welche Herrschaft er auf Jene auszuüben weiß, die ihm nahe stehen.

Berichten Sie mir doch über Ihren Aufenthalt! In acht Tagen erhalte ich Urlaub und folge Ihnen. Ich will die Entscheidung über unser gemeinsames Schicksal herbeiführen, hoffentlich eine günstige Entscheidung! Ich betrachte mich so sehr als Ihr und Sie als mein Eigen, daß nichts mich fürchten macht, ich könnte Sie jemals verlieren. Ich glaube an mein Glück, fest und froh, wie ich an Sie glaube!

In treuer Ergebenheit

Emil Arg."

IV.

Helene überlegte: ein Besuch konnte nur der Frau des Hauses gelten und wie wäre das in diesem Falle möglich? Ihre Würde zu wahren, sei sie sich selber wie ihrem Verlobten schuldig. Sie sprach nun nach langer Zeit wieder in warmem Ton von demselben und nannte ihn einen „reinen und wahren Mann." Während sie unter Hunderten von Lustwandelnden vor dem Kurhaus saß, wiederholte sie im Stillen die letzten Worte seines Briefes: ich glaube an Sie! ich glaube an Sie!

„Meinst du wirklich, daß dieser Bruder zu erweichen ist? Wohlan, so laß uns zu ihm gehen!"

Frau Römer blieb kleinlaut. Die feinfühlige Bemerkung ihrer Tochter beschämte und entmutigte sie. Wenn sie nur auf die Anspielung des Grafen, sie aufsuchen zu wollen, eingegangen wäre! Plötzlich fuhr sie auf. Über die Köpfe der Vorbeigehenden ragte die Gestalt des Grafen Arg empor. Er erblickte sie, lüftete seinen Hut und trat an sie heran. Frau Römer richtete sich auf.

„O Herr Graf!" stammelte sie in freudiger Zerknirschung.

Dieser reichte ihr die Hand und sagte un-

befangen einige achtungsvolle Worte, ohne sich nur einmal an Helene zu wenden. Seine ruhige, ja kalte Art zu sprechen, gab ihm den Anschein von Hochmut.

„Graf Johann Arg," sagte Frau Römer vorstellend „meine Tochter Helene."

Diese hatte sich erhoben und verbeugte sich gleich ihm. Sein durchdringender Blick heftete sich einen Augenblick auf ihr Antlitz. Da näherte sich ein etwas allzueleganter Herr und nahm in ihrer Nähe Platz. Die Damen setzten sich gleichfalls. Graf Arg blieb vor ihnen aufrecht stehen.

Er erwähnte weder seiner Unterredung mit der Mutter, noch ließ er es merken, daß die Tochter jemals der Gegenstand leidenschaftlicher Erörterungen zwischen ihm und seinem Bruder gewesen. Doch gerade dieses beiderseitige absichtliche Ablehnen der bestehenden Beziehungen gab der Unterhaltung den Anstrich des Intimen.

„Haben Sie sich die Fischzucht angesehen?" fragte er, immer zu Frau Römer gewendet. Während sein Bruder die weichliche, gedehnte und zugleich geckenhafte Mundart des Wiener Adels sprach, verfügte er über ein richtiges und kerniges Deutsch. „Das Theater ist hier recht gut. Unter den Promenaden kann ich Ihnen den Weg zum alten Schloß besonders empfehlen."

„Ja, Baden-Baden ist entzückend!" rief Frau Römer heißblütig, „vollends für unsereins, die sonst — offen gestanden — den Sommer in der Hauptstadt verbringen. Doch ich bin der Meinung: entweder einen glänzenden Badeort mit seinen ausgesuchten Vergnügungen, oder hübsch zu Hause bleiben. Alles oder Nichts! Alles meinem Kind! ist mein einziges Gebet. Alles, wie's ihm gebührt!"

Graf Arg betrachtete Helene diesmal eindringlich, überlegend und ohne Zurückhaltung. Da gingen drei Damen vorüber, die er ehrerbietig grüßte. Die Damen, augenscheinlich Mutter und Töchter, waren überaus zarte, in die Höhe geschossene Gestalten und trugen lange faltenlose Kleider von unbestimmter Farbe. Die Kleider waren aus der Naht gegangen, wie man es bei vielreisenden Engländerinnen nicht selten zu beobachten pflegt und ihre Hüte saßen schief auf. Ihre Gesichter waren ebenso unbedeutend, wie — zumal bei den jungen Damen — ausgesprochen häßlich: großer Mund, unangenehmes Lächeln und gelbblondes Haar. Frau Römer wendete sich mit dem Ausdruck innigen Stolzes zu der in frischer Schönheit prangenden Helene und dann an den Grafen:

„Wer sind diese Damen?"

„Fürstin Rheven und Töchter" entgegnete dieser, ohne eine Miene zu verziehen.

„A—h!" staunte Frau Römer ehrfurchtsvoll. „Fürstin Rheven, die am Heumarkt das herrliche Palais hat, du weißt doch Helene, und im Winter feenhafte Bälle giebt. Aber ja, Kind, es sind dieselben Prinzessinnen, die in vergangener Saison achtzig Körbe ausgeteilt haben, wie uns Em — wie man uns erzählt hat," verbesserte sie sich. „Was sagst Du, daß sie so — einfach ausschauen? Bei Gott, ich hätte sie für Lehrerinnen gehalten! O das ist bewunderungswürdig! Wenn man bedenkt, daß heutzutage ein jedes Ladenmädchen so gewiß vornehm und imponierend einhergeht — es ist anbetungswürdig! Denn sagt nicht dieses absichtlich vernachlässigte Äußere: wenn wir uns auch besser dünken, so brauchen wir nicht besser zu scheinen, wir haben es nicht nötig?!"

Es waren viele Persönlichkeiten aus der Wiener Gesellschaft da: Baron Laufer, der seinen durch Preßhefenfabrikation reichgewordenen Vater tief verachtete, sich für Vollblut gab wie seine Klubgenossen und Pferde, und der bei Tafeleien die Speisenkarte von oben nach unten und dann von unten nach oben durchaß, nachdem er zuvor sechs paar Frankfurter Würste verzehrt hatte; Landgraf Thurm, in Wien als ein großes Original angesehen, weil er seine Handschuhe nicht anders als auf der Hutkrämpe trug; Architekt Korab, ein Duzfreund, Gläubiger und Spaßmacher des Wiener Adels, der für denselben bereits sein Vermögen und die Achtung seiner Mitbürger hingegeben. Seine Frau hing am Arm des Grafen Wilk, eines seiner zahlreichen Gönner. Graf Arg zeigte den aufhorchenden Zuhörerinnen ferner einen Wiener Zeitungsschreiber in einem Ton, als sei es unanständig von einem Zeitungsschreiber zu reden, eine Anzahl berühmter preußischer Generäle, mehrere Matronen der deutschen Aristokratie und die Masseure der schwedischen Massage-Anstalt in Baden, die stattlichsten und munterstem jungen Leute im Kurpark. Frau Römer wies auf einen jungen Menschen, der im Gedränge ruhig hinschlenderte. Er trug kurze, schlotternde Beinkleider, lange, spitze Schuhe und einen gelben Überzieher, unter welchem ein handbreiter Streifen seines schwarzen Rocks hervorsah.

„Das scheint mir auch ein Wiener Kavalier," meinte sie.

„Es ist Niemand," sagte Graf Arg rundweg, doch als jene dem feinen Herrn etwas ungläubig

nachsah, fügte er widerstrebend hinzu: „Herr Waller, ein Tenor zweiten Ranges."

„Nein, und ich hätte ihn mindestens für einen Prinzen gehalten!" versetzte Frau Römer sehr beschämt und um ihren Irrtum schnell zu beschönigen, fuhr sie überhastig fort: „Es ist unerhört, daß sich Mancher ein solches Ansehen geben kann und zu den unglaublichsten Verwechslungen Grund giebt! Vorigen Winter — weißt Du noch, Helene? — stellt sich uns auf einem Ball ein junger Mann vor: Hans Sternberg. Er näselt ein wenig, hält sich etwas vorgebeugt und ist Aristokrat vom Wirbel bis zur Sohle! Wir glauben, es sei ein Graf Sternberg. Wochenlang, monatelang leben wir in dieser Überzeugung. Aber da öffnet er uns die Augen. Er heiße kurzweg Sternberg und sei der Sohn eines Pferdehändlers. — Ein entzückender junger Mann, Herr Graf! mit aristokratischem Wesen — er war sogar bloß an einem Auge kurzsichtig — nichts fehlte ihm, es war das Muster eines Kavaliers! — „Wie kommen Sie dazu, so aristokratisch auszusehen?" fuhr ich ihn an. — „Das macht der Umgang," sagte er, „im letzten Jahr, seit ich in das Geschäft meines Vaters getreten, habe ich viel mit adeligen Herren zu thun." — „Und früher waren Sie nicht so?" — „Ich war ein Lümmel, ging wie ein Schreiber und sprach wie ein Statist," und er gesteht in aller Offenheit, dieses „relativ vornehme" Wesen, das ihm nun selber wie angeboren erscheint, sich einfach angeeignet zu haben, absichtlich und binnen kurzer Zeit. „Ich versichere Ihnen, meine Gnädige" schnarrte er, „man braucht nicht einmal Intelligenz dazu!" Was sagen Sie dazu, Herr Graf?"

Graf Arg sagte nichts dazu, sondern starrte in die Luft.

„Der Weg zum alten Schloß ist prächtig," wiederholte er plötzlich ohne Übergang.

Dann machte er spöttische Bemerkungen über die Vorübergehenden, namentlich über die Toiletten der Damen Auch ihm wie seinem Bruder war ein seltsames, schnurrendes Lachen eigen.

„Wenn sie ihm nur gefällt, allmächtiger Gott!" dachte Frau Römer bang.

„Ihr Herr Vater war ein Mann von großen Verdiensten, mein Fräulein," wandte er sich nun an Helene, „sein Minister sprach sich mir gegenüber sehr lobend über ihn aus."

Die Musik war verstummt und der Park leerte sich allmählich. Helene und ihre Mutter erhoben sich. Ihr Stuhlnachbar grüßte ehrerbietig. Graf Arg blieb in ihrer Begleitung.

Sie gingen dem Ausgange zu. Jene „Pariserin" und andere Damen von zweifelhafter Würde begegneten ihnen. Seine geringschätzenden Äußerungen über dieselben schienen eine stille Huldigung für Helene zu bergen. So oft einer oder der andere der Vorübergehenden diese etwas allzu lebhaft ins Auge faßte, verdüsterte sich sein Antlitz, als fühlte er sich verpflichtet, sie zu schützen. An einem Tisch zunächst der, nach der Terrasse führenden Treppe saß Gräfin Arg in Gesellschaft dreier Herren und einer Dame, die nichts gleich sah. Zwei der Herren waren noch jung, sogenannte „grüne Vettern," der Dritte ein stadtbekannter „Sportsman" aus Wien. Sie führten eine heitere, wie es schien, übermütige Unterhaltung, besonders die Damen lachten allzulaut und einer der jungen Herren schlug mit seinem Spazierstock vor Vergnügen auf den Tisch. Graf Arg grüßte flüchtig. Die Gräfin musterte Helene mit verdutzter Neugierde, auch die anderen hatten das Lachen abgebrochen und starrten diese an. Die unansehnliche Dame bediente sich sogar ihres Lorgnons.

„Sie sollten gleich morgen ins alte Schloß hinauf. ich gehe jeden Nachmittag dahin," sagte in diesem Augenblicke Graf Arg, jenen Weg zum dritten Mal vorschlagend.

Vor dem Hotel angekommen, verschwand Frau Römer mit eiligem Gruß im Thor. Helene und Graf Arg standen einander allein gegenüber. Er wandte sich hastig nach ihr wie mit einer brennenden Frage auf den Lippen und sie sah ihn betroffen an. Keines sprach ein Wort Er grüßte, ging und sie stieg langsam die Treppe hinauf.

Mitten in der Nacht begann Frau Römer plötzlich:

„Helene!"

„Mutter?"

„Sag, mein Kind, was habt Ihr, Du und der Graf zuletzt mit einander gesprochen?"

„Vor der Treppe des Hotels?" fragte jene sogleich.

„Ja dort."

Lange schwieg Helene. „Nichts — es hat mich selbst gewundert — aber wirklich keine Silbe."

V.

Gleich am andern Tag beantwortete Helene das Schreiben ihres Verlobten, auf die Form

und die Fassung sorglich bedacht, mit Fleiß und Geduld Ihr Brief enthielt folgende Stelle:

„Gestern Abend hat uns Ihr Bruder vor dem Kurhaus angesprochen und bis zum Hotel begleitet. Ich war, wie gesagt, anfangs sehr bestürzt, als mir Mama ihren Schritt eingestand, aber nun glaube ich selber, daß sie einer glücklichen Eingebung gefolgt ist. Wenn Sie wüßten, wie geduldig und teilnehmend meine arme Mutter ist, wie treu sie an Ihnen hängt und wie ich ihre Liebe so sehnlichst zu vergelten wünschte! Ihr Bruder war sehr liebenswürdig, wirklich loyal und durch und durch Weltmann. Er erwähnte Ihrer mit keiner Silbe und ich weiß daher nicht, ob er Ihren Brief bereits in Händen hat oder nicht. Mama erhofft alles Glück von dieser Begegnung. Er sprach in schmeichelhafter Weise von meinem Vater, und Mama versicherte er, daß er Ihnen brüderlich ergeben sei. — Wird er nachgeben? Wird er mich nicht noch immer zu gering finden? zu arm? zu schlecht?"

Mit diesem Brief in der Tasche trat Helene nachmittags einen Spaziergang nach dem alten Schloß an. Als sie den Brief unterwegs in einen Postkasten werfen wollte, wurde sie von der Mutter erinnert, daß sie das in Aussicht gestellte Wiedersehen zu erwähnen vergessen hatte; sie behielt also den Brief, um eine Nachschrift hinzuzufügen. Es war ein warmer, glanzvoller Nachmittag. Gekräftigt atmeten sie wieder. Die sorglosen, genußfrohen Menschen, die blanke, schmucke Stadt und die farbensatten, duftigen Berge! Helene hörte die Vorübergehenden die Anmut ihrer Erscheinung loben, vergegenwärtigte sich ihre gestrige Begegnung mit dem Grafen und bemerkte zugleich die vergnügte Miene ihrer Mutter — ja, das Leben war lohnend und es gab einen Gott!

Baron Laufer kam ihnen entgegengeritten. Er saß auf einem schlankbeinigen Araber und schnaufte wie ein Bierbrauer. Frau Römer lächelte spöttisch. Jener hübsche Herr, der Zeuge ihres Gesprächs mit dem Grafen gewesen, zog vor ihnen abermals überaus ehrerbietig den Hut. Hinter ihnen ging der graue, würdevolle Herr, der sie nicht aus den Augen lassen zu wollen schien. Erfüllt von allerlei glücklichen Ahnungen und zugleich beunruhigt durch die Nähe dieses Fremden, wandte sich Frau Römer um und fragte, ohne der Bestürzung Helenens zu achten, in höflichem Ton:

„Haben Sie uns vielleicht etwas zu sagen, mein Herr?"

„Ich heiße Tornley — Mister Tornley aus London," stammelte der Herr sehr verwirrt.

„So ersuche ich Sie denn, Mister Tornley, uns mit Ihrer Begleitung zu verschonen," erwiderte Frau Römer und jener entfernte sich.

In der Schloßstraße fuhr ein Mailcoach an ihnen vorbei. Gräfin Arg mitsamt ihrer gestrigen Tischgesellschaft thronte auf dem Wagenverdeck. Der „Sportsman" knallte mit der Peitsche, die Diener bliesen ins Horn und die Damen lachten. Graf Arg befand sich nicht unter ihnen. Er saß allein auf einer Bank auf dem zum alten Schloß führenden Weg und wühlte den Kies zu seinen Füßen auf. Als er Frau Römer mit Helene heraufkommen sah, fuhr er auf und trat ihnen grüßend entgegen.

Er begann wiederum mit allgemeinen Redensarten, aber diesmal unaufmerksam und ungemütlich. Sein grübelnder Blick richtete sich geradewegs auf Helene. Der Widerschein der Langeweile war aus seinen Zügen gewichen, ein gereizter Geist sprach aus denselben. Vor dem Schloßthor angelangt, wandte er sich um, als ob die Damen das Umkehren vorgeschlagen hätten. Sie gingen einen einsameren Weg zurück, den kürzeren Abstieg nehmend. Es war ein selten schöner Tag Trotz der etwas fühlbaren Hitze war die Luft von köstlicher Klarheit, der selbst die Sonnenstrahlen nichts anhaben konnten, und ein würziger Erdgeruch entstieg dem dunklen Waldgrund Sie gerieten auf eine abschüssige Seite des Hügels. Vor ihnen lag ein Teil der Höhen, die Baden umgeben. Ein Flug Schwalben durchschnitt die Luft, trieb allerlei Flugkünste und jagte einander hoch, hoch, daß man sie nicht mehr sah, aber ihr Gezwitscher dennoch zu hören bekam. Plötzlich begann Graf Arg:

„Ich stehe zu Ihren Diensten, mein Fräulein, und bin froh, meinem Bruder diesmal durch Sie antworten zu können: Meine Einwilligung hat er nicht!"

Helene preßte die Lippen an einander und sah aus erschrockenen Augen gequält vor sich hin. Frau Römer faßte sie beim Arm, um sie zu stützen.

„Herr Graf, ums Himmelswillen!" rief sie vernichtet.

„Ich muß um Entschuldigung bitten," fuhr er erregt fort, ohne seinen Blick von Helene zu wenden, „doch kann ich dieses Wort weder Ihnen

noch mir ersparen. Es birgt keine Beleidigung für Sie, Gott bewahre, nur Gewißheit und Klarheit. Mein Bruder bestürmt mich, Ihre Mutter verlangt Antwort, da kann ich denn mit meiner Meinung nicht zurückhalten!"

Die Frauen schwiegen und sahen weder ihn noch einander an. Von der nahen Fahrstraße hörte man die langgezogenen Laute von Posthörnern. Gräfin Arg und ihre Freunde ließen dort die Pferde dahinrasen; Helene glaubte mutwilliges Hohngelächter zu vernehmen. Graf Arg fuhr hastig fort:

„Mein Bruder ist arm, wie kann er eine arme Frau heiraten? Das wäre gewissenlos. Und wenn man seinen gesunden Menschenverstand beisammen hat — ich weiß freilich nicht, ob Sie von seinen Vermögensverhältnissen genau unterrichtet sind?! Übrigens ist er kein Unmündiger mehr, ich kann ihm bloß raten, nicht befehlen. Mag er denn ohne mich fertig werden! Was braucht er meinen Segen, nicht wahr?" Helene stöhnte leise vor Scham. „Er fragt mich und ich antworte, das ist Alles. Warum fragt er mich überhaupt? Er kennt ja meine Gesinnungen! Diese Angelegenheit ist mir höchst peinlich, glauben Sie mir, meine Damen, und daß er mich zum Beteiligten derselben macht, finde ich geradezu rücksichtslos!"

Helene zitterte weniger vor der Bedeutung dieses Auftritts, die sie im Augenblick gar nicht zu fassen im stande war, als vor der Häßlichkeit desselben. Er erriet ihre Gedanken, man sah es an seiner nervösen unbeholfenen Heftigkeit, aber gerade diese bewußte Art seiner Rohheit schien ihm auch die Rechtfertigung derselben. Frau Römer unterdrückte ihre Thränen und sagte im Tone erzwungener und etwas übertriebener Würde:

„Wenn Sie Ihrem Herrn Bruder nichts ärgeres als seine Armut vorzuwerfen haben, Herr Graf, so ist das ein großes Glück für ihn wie auch für uns. Meine Tochter hat ihn nicht nach seinem Geld gefragt und auch er meine Tochter nicht, das ist Beiden nicht eingefallen. Nun aber zweifeln Sie, ob wir von seinen Vermögensverhältnissen auch genau unterrichtet waren — das ist eine Beleidigung, Herr Graf! Und meinem Kind darf Keiner nahetreten, denn wenn Ihr Herr Bruder auch der Ehrenhafteste und Beste ist, für den wir ihn halten, so ist er für meine Tochter noch immer nicht zu gut!"

„Mutter, ich bitte Dich!" rief Helene.

„Meine Tochter hätte allerdings reiche Männer heiraten können, hunderte! tausende!" rief jene herzhaft und bestimmt, „aber Ihr Bruder hat ihr gesagt, daß sie sein ganzes Glück ausmache, darum hat sie auf alles verzichtet und sich ihm allein anvertraut. Und gestern hat er es wieder geschrieben. Um Ihres Bruders willen, Herr Graf, um Ihres einzigen Bruders willen, den Sie ja lieben müssen und den Sie in der That lieben, wie Sie sagen, vergeben Sie meiner Tochter ihre bürgerliche Geburt!"

Er lächelte mitleidig.

„Ihr Bruder hat Sie zum Schiedsrichter seines Glückes gemacht — Herr Graf, bei Ihrer Frau Gemahlin, bei Allem, was Ihnen heilig und teuer, beschwöre ich Sie, seien Sie gerecht!"

Er wandte sich ungeduldig ab und begegnete Helenens feuchten Augen, die flehend zu ihm aufsahen.

„Brechen wir ab!" gebot er rauh. Sie gingen raschen Schrittes neben einander her. Plötzlich fuhr er in die Tasche, zog einen Brief hervor, zerriß denselben und warf die Papierstücke hinter sich. Es war der Brief seines Bruders. Seine Züge hatten sich beruhigt und waren bemüht, den gewohnten, gleichgültigen Ausdruck zur Schau zu tragen.

„Herr Graf, Sie fällen das Todesurteil Ihres Bruders!" rief Frau Römer warnend und allzu schwungvoll.

„Mein Bruder ist ein Narr!" brauste er auf.

Helene erhob ihr Antlitz.

„Verzeihung, Herr Graf," stammelte sie mehr verzweifelt als mutig, „ich kann es nicht wehren, wenn Sie mich demütigen, aber ich darf kein Wort der Mißachtung anhören über meinen —"

„Über Ihren —?" fiel er gedehnt ein, gleichsam neugierig aufhorchend.

Sie schwieg bestürzt, worauf er fortfuhr:

„Sie rechnen vergebens auf ihn, mein Wort darauf! — Er ist ja Ihrer gar nicht würdig!" schloß er urplötzlich geänderten Tones, wie in feierlicher Beteuerung. „Gar nicht würdig!" wiederholte er hastig.

Erbittert kamen die Frauen zu Hause an. Sie vermieden es, sich gegenseitig auszusprechen, Frau Römer aus Schonung, Helene aus Stolz. Sie schrieb die Nachschrift ihres Briefes, diesmal mit fester Hand:

„Ihr Bruder versagt seine Einwilligung. Ganz unerwartet hat er uns seinen Entschluß ins Gesicht geschleudert. Ich bin ihm zu arm,

Ein biederer Gegner.

Unser Schlußwort in Sachen Heinze.

Unsere Leser wissen, warum wir uns notgedrungen dazu bequemen *mußten*, Herrn Paul Heinze die Ehre einer Abfertigung zu gönnen. Straflos hätte der geschäftsmäßige Ausbeuter des Dilettantismus seinem so durchaus natürlichen Hasse gegen eine ernsthafte Heimstätte deutscher Dichtung auch ferner Ausdruck geben dürfen — gegen seinen verzweifelten Versuch, seine Geschäftsprinzipien durch die angebliche Ähnlichkeit der unsrigen zu entschuldigen, mußten wir uns, so groß auch unser Widerwille gegen eine Berührung mit dieser Sorte Litteratur war, mit jener Waffe schützen, welche dem Anständigen zusteht, der Waffe der Wahrheit gegen die Lüge. Und weil wir nur eben der Macht der Wahrheit vertrauten, darum hat unsere Abwehr mit einer Wucht gewirkt, wie wir sie nur irgend erwünschen konnten. Das weiß auch Herr Heinze und handelt darnach. Wer noch etwas zu verlieren hat, sei es an Selbstachtung oder an Sympathie des unbeteiligten, objektiv denkenden Lesers, der veröffentlicht nicht einen Artikel, wie ihn seine Nr. 11 als Entgegnung unserer „Abwehr" bringt. Es ist eine Tonart, zu deren Charakteristik uns das Wort fehlt.

Wie wir uns des Ferneren zu einem solchen Gegner stellen müßten, war von vornherein gegeben; „weiteren Beschimpfungen," schrieben wir bereits in Heft 10, „werden wir jenes Schweigen entgegen stellen, welches Angriffen ans solchem Munde gebührt." Sollen wir nun plötzlich anderen Sinnes werden, weil jene Beschimpfungen niedriger sind, als dies selbst von einem solchen Angreifer zu erwarten stand?! Wir wollen es mit ihm halten wie der anständige Passant mit dem Gassenjungen, der ihn mit Kot bewirft; still geht er seines Weges fort und wird es ihm der Besudelung zu viel, so streckt er doch nicht selbst seine Hand aus, sondern bittet den nächsten Wachmann, seine Pflicht zu thun.

Können wir nach dieser persönlichen Richtung unserem Vorsatz treu bleiben, so ist dies doch nach einer anderen, der sachlichen, unmöglich. „Weiteren Entstellungen der Wahrheit", schrieben wir gleichfalls in Heft 10, würden wir „eine kurze Richtigstellung" entgegen setzen. Das können wir nun nicht mehr, denn die unzähligen nun vorgebrachten Unwahrheiten zu berichtigen, würde die Arbeit von Tagen, an Raum eine Broschüre erfordern. Aber damit nicht genug, die Arbeit müßte sogar immer von Neuem beginnen! Man faßt einen solchen Mann, man beweist ihm sonnenklar, daß er ungerecht angeschuldigt hat und nachdem man ihm den Gegenbeweis ins Gesicht geworfen, wiederholt er seine Anschuldigung, ohne auch nur des Gegenbeweises zu gedenken, ohne neue Beweise beizubringen, und man müßte stets von vorne anfangen, wenn es der Widerwille vor einer solchen Taktik gestatten würde.

Daß unser biederer Gegner bei dem Märchen bleibt, *wir* hätten *ihn* angegriffen, daß er den Zusammenhang zwischen seinem Angriff auf uns und den Enthüllungen der „Deutschen Presse" leugnet, ist, wenn man seine Lage berücksichtigt, noch begreiflich, aber daß er seine Verleumdungen gegen uns: die angebliche „Zweideutigkeit" unserer Ablehnungsformel, den „indirekten Abonnementszwang", das „Hinhalten" der Einsender beim Quartalschluß, trotz aller Gegenbeweise aufrecht erhält, indem er diese Beweise totschweigt oder nur durch Schmähungen beantwortet, richtet den Mann. Dieselbe Taktik aber verfolgt er auch bezüglich *aller* anderen Punkte unserer Abwehr — und auf unseren *unumstößlichen Beweis*, daß seine angebliche Abmachung mit unserem Verlage, „der einen Zeitschrift in der anderen nicht namentlich Erwähnung zu thun", eine *dreiste Erfindung* sei, daß hievon weder mit unserem gegenwärtigen, noch mit unserem ehemaligen Verleger jemals auch nur mit einer Silbe die Rede gewesen, erwidert Herr Heinze mit verblüffender — Kaltblütigkeit, es sei „eine sehr kühne Behauptung", daß er „*nur* mit dem ehemaligen, nicht auch mit dem jetzigen Verleger" derartige „Vereinbarungen" getroffen!! „Dieselben sind," fügt er hinzu, „mit dem derzeitigen Verleger in der Weise *erneuert* worden, daß Inserate *nicht* getauscht werden sollen, wonach gegenseitiges redaktionelles Ausschweigen sich ganz von selbst verstand." Obwohl sich die Abhängigkeit einer Redaktion vom Inseratenteil nur bei Herrn Heinze „ganz von selbst" versteht, geben wir hier doch den Thatbestand. Herr Heinze lud die Firma Ehlermann zur Insertion im „Dichterheim" ein, worauf diese nur tauschweise eingehen wollte; ein Resultat kam nicht zu stande. Und aus dieser beiderseitigen Bereitwilligkeit der Verlagshandlungen, Inserate aufzunehmen, folgert unser würdiger Gegner eine Abmachung auf — gegenseitiges *redaktionelles* Ausschweigen, welches „Ausschweigen" er in praxi dahin versteht, die „Deutsche Dichtung" unausgesetzt zu schmähen und nur ihren Namen zu verschweigen!

Womöglich noch schöner ist die letzte Probe, auf die wir uns beschränken wollen. Herr Heinze hatte uns nachgesagt, wir hätten die Einrichtungen seines Blättchens mit „anerkennenswerter Gewissenhaftigkeit" nachgemacht, und auf eine solche Anschuldigung schweigt man nicht, auch wenn ihre Lächerlichkeit für jedermann auf den ersten Blick so ersichtlich ist wie hier, und wenn jener Mann, der sie erhebt, ein „Schriftsteller" ist, welcher sich, wie wir dies Herrn Heinze in Heft 10 nachgewiesen haben, sogar die witzigen Briefkastennotizen anderer Blätter aneignet. Daß wir Novellen, Dramen, Mitteilungen aus dem Nachlaß der großen Dichter der Nation, daß wir Porträts und Autographen bringen, dies alles konnte nicht gemeint sein, denn das Striesener Blättchen bringt nichts von alledem; mit der Publikation des Einen Epos, welches noch immer nicht beendet ist, hat es erst ein Jahr nach Gründung der „Deutschen Dichtung" begonnen; die angebliche Ähnlichkeit seiner und unserer Einsendungs-Bestimmungen reduziert sich darauf, daß auch wir, wie *alle* Blätter, nur frankierte Briefe annehmen und nicht ganze Gedicht-Bände prüfen! *Worauf* also, fragten wir, stützt sich diese Verleumdung? Hier die Antwort: „Auch heute noch erkennt er (der Herausgeber der „Deutschen Dichtung") durch seine knechtische Nachbildung unserer Einrichtungen, die sich bis zur Nachahmung der bei keiner anderen Zeitschrift üblichen Angabe des *Redaktions-Schlusses* erstreckt, uns als Herrn und Meister an." Sonst keine Silbe. Wie man einen Menschen nennt, der, so interpelliert, wie wir Herrn Heinze interpellierten, eine schwerwiegende Verleumdung wiederholt, ohne sie zu begründen, weiß jeder Leser; es ist also nicht nötig, unsere Feder zum Niederschreiben des hier einzig passenden Wortes zu gebrauchen. Übrigens ist auch Humor in der Sache. Wir wissen nun, daß der Herausgeber der „Deutschen Dichtung" Herrn Paul Heinze schon in früheren Jahren, wo dieser ihn mit den überschwänglichsten Bettelbriefen um Beiträge behelligte, als seinen „Herrn und Meister" anerkannte, und auch jetzt noch anerkennt, was ja auch bei der litterarischen Stellung beider Männer

selbstverständlich ist. Wir wissen ferner, daß die Angabe des Redaktions-Schlusses außer bei uns nur beim „Dichterheim" üblich ist — denn daß eine Reihe anderer Blätter z. B. die Halbmonatsschriften „Kunstwart" und „Kunst für Alle" gleichfalls dieselbe, fast selbstverständliche Einrichtung haben, ist ein Irrtum; Herr Heinze spricht immer wahr — und endlich wissen wir nun, wie weit sich die „knechtische Nachbildung" erstreckt: bis zur Angabe des Redaktionsschlusses nämlich; aber wo sie anfängt und wie sich fortsetzt, hat Herr Heinze verschwiegen.

Und nachdem er aus solchen und ähnlichen Verleumdungen, ferner aus den wahnwitzigsten persönlichen Schmähungen seine Widerlegung zusammengebraut, setzte er sich hin, schrieb einen neuen Aufsatz „Zur thatsächlichen Berichtigung" und ließ uns denselben, natürlich lange ehe wir um das neue Elaborat wissen konnten, mit dem Ersuchen um Aufnahme in einer besonderen Beilage und Kenntnisgabe an dieselben Persönlichkeiten, welche unsere „Abwehr" gelesen, zugehen. Dieses Schriftstück zu veröffentlichen, zwingt uns keine Pflicht der Loyalität, geschweige denn ein Gesetz, aber aus einem anderen Grunde erfüllen wir bereitwillig seinen Wunsch. Denn womöglich noch schlagender als das Bisherige wird diese „Berichtigung" Herrn Heinze charakterisieren. Höchst bezeichnend ist es schon, was ihn zunächst zu berichtigen das Herz drängt. Doch wohl unser Nachweis, daß er uns verleumdet hat?! Oder unser Nachweis, daß er jene „Abmachung" mit unsern Verlegern „dreist erfunden"?! Behüte, er schreibt wortwörtlich: „I. Das „Deutsche Dichterheim" erscheint nicht in Oktav-Format, sondern in Groß-Oktav-Format ($27^{1}/_{10}$ cm hoch und $17^{8}/_{10}$ cm breit, mithin nur um $1^{5}/_{10}$ cm niedriger und $2^{4}/_{10}$ cm schmäler als die „Deutsche Dichtung") und bringt weit öfter 24 bez. 20 als nur 16 Seiten Text umfaßt; das „Deutsche Dichterheim" zählt in seinem laufenden Jahrgange bis Nr. 9 180 Seiten, die „Deutsche Dichtung" bis zu derselben 228 Seiten. Hieraus ergiebt sich, daß die „Deutsche Dichtung" bei durchschnittlich größerem Druck keineswegs an Quantität das Fünffache des „Deutschen Dichterheim" bringt, sondern nur reichlich $^{1}/_{5}$ mehr. II. Es ist unrichtig, daß Demjenigen, welcher nur ein großes Talent, „aber nicht auch 5 Mark sein Eigen nennt", also Einem, welcher die Kosten für das Abonnement nicht zu erschwingen vermag, die Spalten des „Deutschen Dichterheim" verschlossen bleiben. Bereits seit Bestehen unserer Zeitschrift liefern wir wirklich bedürftigen Talenten nicht nur unentgeltlich ein Frei-Exemplar, sondern gewähren ihren poetischen Erzeugnissen auch Raum in unserem Blatte. III. Es ist unrichtig, daß die Teilnehmer am alljährlich wiederkehrenden Preisausschreiben des „Deutschen Dichterheim" gezwungen seien, 5 Mark für ein weiteres Halbjahrs-Abonnement zu erlegen, wenn sie den Wunsch hegen, „auch von dem Ausgang der Konkurrenz etwas zu erfahren". Jede Nummer des „Deutschen Dichterheim" ist einzeln käuflich und jeder Interessent für diejenige Nummer, welche das Resultat des Preisausschreibens enthält, kann dieselbe sofort erwerben. IV. Es ist unrichtig, daß wir uns bei Veröffentlichung von Beiträgen bekannter Namen zum großen Teil darauf beschränken mußten, bereits anderweit Gedrucktes nochmals abzudrucken Es ist dies nur in den seltensten Ausnahme-Fällen geschehen und auch dann nur auf ausdrückliche Veranlassung der betreffenden Autoren selbst. V. Es ist unrichtig, daß wir unseren Artikel „Zur Abwehr und zur Aufklärung" im „offenen Sprechsaal" des „Deutschen Dichterheim", Jahrgang IX. Nr. 9 auf Grund einiger Auslassungen der „Deutschen Presse", Jahrgang II, Nr. 2 und 3 verfaßt hätten, da jene beiden Nummern der „Deutschen Presse" am 6. bez. 13. Januar 1889 erschienen, während die Redaktion der 9. Nummer vom IX. Jahrgang des „Deutschen Dichterheim" laut Vermerk „Schluß der Redaktion dieser Nummer 5. Januar 1889" bereits an diesem Tage abgeschlossen war; eine Bezugnahme auf die Artikel der „Deutschen Presse" war somit bei Abfassung der unsrigen ein Ding der Unmöglichkeit."

Wortwörtliches Zitat, wiederholen wir, selbst der Nonsens „bringt — umfaßt" fällt nicht unserem Setzer zur Last. Wir haben kein Wort unterdrückt, weil hier Alles bezeichnend ist: was Herr Heinze berichtigt, wie er es berichtigt und was er nicht berichtigt! Nicht die Höhe und Breite seiner Plagiate, nicht die Höhe und Breite seiner „dreisten Erfindungen" interessiert ihn, nur jene seines Blattes — haben wir doch das Verbrechen begangen, von „Oktav" zu sprechen, während es sich um „Groß-Oktav" handelt! Daß die Nummer des Dichterheim im letzten Jahrgang durchschnittlich nur $19^{1}/_{6}$ Seiten stark war, (wie sich das Durchschnittsresultat des laufenden stellen wird, mag der Himmel wissen), erwähnen wir, ohne das geringste Gewicht darauf zu legen, denn wohl mag uns Herr Heinze als seinen Konkurrenten betrachten, wir thun dies nicht — auch die Höhe des litterarischen Wertes und die Breite des Programms will ja gemessen sein, und nur nebenbei konstatieren wir, daß die Behauptung, die „Deutsche Dichtung" bringe nur „reichlich $^{1}/_{5}$ Text mehr", gänzlich unwahr ist. Nach genauer, von einem Fachmann vorgenommener Vergleichung des Textes (nicht des Papiers!) bringt die „Deutsche Dichtung" immer noch nahezu dreimal so viel, als das „Deutsche Dichterheim".

Freilich, was ist dies gegen den Versuch, der im II. Punkte unternommen wird! In jedem Hefte fordert Herr Heinze von jedem Einsender den Abonnementsbeleg; nicht Einmal, dutzendmale macht er im Briefkasten einzelne Einsender aufmerksam, diesen Beleg nachzuliefern; noch vor vier Wochen hat er in seinem Blatte geschrieben: „Wir fordern deshalb — selbstverständlich abgesehen von unseren älteren Mitarbeitern von Ruf — allerdings von unseren Einsendern den Abonnements-Nachweis," ja noch mehr, am 28. Januar hat er sich unter den wuchtigen Hieben unseres offiziellen Verbandsorgans zu dem Zugeständnis bequemen müssen, daß er ein bereits acceptiertes Gedicht ungedruckt gelassen, weil er erfahren, daß sein Verfasser inzwischen das Abonnement aufgegeben — und nun, am 4. Februar, diese Behauptung, die ohne Schatten eines Beweises im Munde desselben Mannes beweiskräftig sein soll, der mit dreistem Cynismus immer wieder geschrieben hat: „Wir verwenden nur Gedichte unserer Abonnenten"! (Vgl. „Deutsche Presse". Organ des Deutschen Schriftsteller-Verbandes. Herausgegeben vom geschäftsführenden Ausschuß. II. Jahrgang, Nr. 2, S. 14). Übrigens fehlt auch hier der Humor nicht: derselbe Herr Heinze, dessen Phantasie für uns in der Zeit vom 28. Januar bis zum 4. Februar die „bedürftigen Talente" ausgebrütet hat, hält auch jetzt noch seinen Einsendern gegenüber die Quittung als conditio sine qua non aufrecht!

Aber auch der III. Punkt verdient aus psychologischem Interesse Beachtung. Wie immer, so „berichtigt" Herr Heinze auch hier keineswegs das Gravierendste, sofern er den Gegenbeweis hiefür in unseren Händen weiß, sondern Nebenumstände, über welche uns nach seiner Vermutung nicht der sofortige Beweis des Gegenteils möglich ist. Es ist ungeheuerlich, eine litterarische Preisbewerbung zu einer Lotterie zu machen, und ungeheuerlich, daß diese geniale Veranstaltung nur bezüglich der Vorbedingungen eine Lotterie ist, in ihrem Ausgang aber wieder eine Preisbewerbung, daß hier jedem Käufer eines Looses der Trost fehlt, eines der Loose müsse gewinnen, daß „die Sache auch noch den bösen Haken hat, daß die Preisrichter wiederholt kein Gedicht des Preises wert bezeichnet haben." Dies Alles berichtigt Herr Heinze nicht; den Zwang für das 1. Halbjahr (5 Mark) leugnet auch er nicht, die einzelne Nummer kostet 50 Pfennige, höchstenfalls also hätten wir darin geirrt, daß der Einsatz sich nicht wie 10 : 100, sondern wie 5,50 : 100 stellt. Aber wir haben überhaupt nicht geirrt. Bei anderen Blättern ist es üblich, die Nummer, in welcher das Resultat einer Preiskonkurrenz mitgeteilt sein wird, im vorhinein zu bezeichnen, im „Dichterheim" nicht. Wer also nach dem ersten Halbjahr das Abonnement aufgiebt, müßte von Herrn Heinze etwa jene Nummer, „die das Resultat enthält", bestellen und das wäre sehr gefährlich, denn Herr Heinze würde daraus erkennen, daß der Preisbewerber nicht mehr sein Abonnent ist, und welche Folgen dies nach sich zieht, hat u. a. Herr G. E. Erdmann in der „Deutschen

Presse" dokumentarisch nachgewiesen: als er eingestand, daß er für das zweite Halbjahr nicht abonniert, warf Herr Heinze sein von den Preisrichtern zum Abdruck bestimmtes Gedicht in den Papierkorb!

Auch der folgende Punkt ist nach demselben Prinzip gedichtet. Wir erwähnten, daß Herr Heinze, als ihm nach Gründung der „Deutschen Dichtung" (und nun erst nach den Enthüllungen über seine Geschäftspraxis!) die Beiträge bekannter Namen immer spärlicher zuflossen, sich darauf beschränken mußte, zum großen Teil bereits Gedrucktes nochmals zu reproduzieren, aber daß er nicht bloß seine Quelle verschwieg, sondern zugleich im Briefkasten schrieb, daß er nur Ungedrucktes bringe. „Sollte er dies etwa in Abrede stellen, so werden wir den Beweis erbringen." Und nun lese man, wie Herr Heinze dies berichtigt! Daß er Gedrucktes bringt, unter Verschweigung der Quelle und mit der gleichzeitigen Versicherung, er bringe nur Ungedrucktes, dies leugnet er nicht, aber — es sei nur in den „seltensten Ausnahme-Fällen" geschehen. Prüfen wir die Wahrheit dieser Behauptung, indem wir auf gut Glück einige Nummern, z. B. die Nummern 14—16 des vorigen Jahrgangs herausgreifen. Jede derselben enthält (auf S. 254, 272, 281) ein aus der Berliner „Täglichen Rundschau" oder der Münchner „Allgemeinen Zeitung" u. s. w. abgedrucktes Gedicht. Das nennt Herr Heinze „seltenste Ausnahme-Fälle"! Daß aber bekannte Dichter Herrn Heinze veranlaßt haben, ihre in verbreiteten Zeitschriften erschienenen Gedichte und Aufsätze in seinem Blättchen nochmals zu publizieren, ist eine Versicherung, der wir keine Silbe beifügen wollen.

Die Krone aber ist Punkt V. Zunächst sei betont, daß die moralische Hinrichtung der Geschäftspraxis des „Dichterheim" in den Spalten unseres offiziellen Verbandsorgans — Herr Heinze nennt sie im „Dichterheim" seinen Lesern gegenüber „ganz bedeutungslose Auslassungen", ohne auch nur eine Andeutung über ihren Inhalt zu wagen! — am 6. Januar erfolgte, am 13. kam dann das famose Zirkular in Sachen der Heinzeschen „Litteratur-Geschichte" an die Reihe. Die Frage spitzt sich also lediglich dahin zu: muß man der Versicherung des Herrn Heinze, daß er seine Nummer thatsächlich bereits am 5. Januar schloß, glauben oder nicht? Was spricht dagegen? Erstens, daß jener Angriff nicht bloß uns, sondern auch der Redaktion der „Deutschen Presse", ja jedem Unbefangenen überhaupt nur eben als eine „dem geschäftsführenden Ausschuß unseres Verbandes eingereichte Verteidigungsschrift" erscheinen mußte! Zweitens, daß die angeblich am 5. Januar geschlossene Nummer am 14. Januar von Striesen aus versendet wurde, so daß also die Herstellung der Riesenauflage 8—9 Tage in Anspruch genommen hätte. Was spricht dafür? Die Versicherung eines so unbedingt wahrheitsliebenden Mannes, wie Herr Heinze. Auch hier ist jedes weitere Wort überflüssig.

Wir haben nun noch drei Thatsachen richtig zu stellen. Wie bereits mitgeteilt, behelligte Herr Heinze den Herausgeber der „Deutschen Dichtung" in früheren Jahren unausgesetzt mit Bettelbriefen um Beiträge. Was will man nun mit einem Menschen anfangen, der z. B., nachdem man zwei Briefe unbeantwortet gelassen, den dritten, 25. März 1885, so beginnt: „Wollen Sie freundlichst gestatten, daß ich Ihnen heute wieder einmal mit der — das letzte Mal leider vergeblichen — Bitte um gütige Übermittlung eines neuen lyrischen Beitrages nahe. Sie wissen, wie sehr mir an Ihrer wertvollen Mitarbeiterschaft gelegen ist, und würden mich durch neue Bethätigung derselben zu herzlichstem Danke verpflichten u. s. w. u. s. w." Das Gedicht sollte immer „der Schmuck der ersten Seite sein", ein Freiexemplar schickte er auch — wen kann es wundern, daß ihm der Herausgeber dieser Zeitschrift, wie dies damals, wo Herrn Heinze's Praktiken ja noch nicht bekannt waren, so viele Autoren von Ruf thaten, zum Mindesten zuweilen ein freundliches oder vertröstendes Wort, wenn auch höchstens alljährlich einmal ein Gedicht schickte? Ein Honorar hierfür hat er bis heute nicht empfangen, jetzt hat es ihm Herr Heinze durch die unerhörtesten Schmähungen und die Veröffentlichung einzelner Stellen dieser Briefe bezahlt. Herr Heinze will durch diese beispiellose Handlungsweise, wie er sagt, zweierlei erweisen: Erstens, daß der Herausgeber der „Deutschen Dichtung" damals über das „Dichterheim" günstiger gedacht, als heute. Das ist ganz selbstverständlich, sonst hätte er ihm keine Beiträge geschenkt! Aber damals war noch nicht bekannt, was heute dem Manne mit dokumentarischer Bestimmtheit nachgewiesen worden ist! Zweitens aber will Herr Heinze durch diese Veröffentlichung erweisen, daß wir ihn angeblich „persönlich mit den dringendsten Bitten" um — Reklame angingen. Nun enthalten aber die publizierten Stellen keine Silbe darüber! Warum nicht? Weil es keine solchen giebt, weil diese Behauptung des Herrn Heinze eine dreiste Unwahrheit ist. Möglich, daß in diesen Briefen auch von Recensions-Exemplaren die Rede gewesen aber findet sich darin eine Stelle, welche als „dringendste Bitte" und nun gar als eine Bitte um Reklame aufgefaßt werden kann, so publiziere sie Herr Heinze!

Daran sei die letzte aber stärkste Probe von der Gesinnungsweise unseres Gegners gereiht. Ein Berliner antisemitisches Blatt, die „Staatsbürger-Zeitung", hatte dem Herausgeber der „Deutschen Dichtung" nachgesagt, daß der größte Teil seiner Werke eigentlich von seinem verstorbenen Bruder herrühre, — eine Verleumdung, deren Wahnwitz sich schon aus der Thatsache ergab, daß dieser Bruder vor nun 32 Jahren im 21. Lebensjahre als Student der Medizin dahingeschieden ist — diese Verleumdung jedoch, nachdem ihr am 15. Januar die Klage in Aussicht gestellt worden, bereits am nächsten Tage, dem 16. Januar, durch die Erklärung widerrufen, daß der Verfasser der inkriminierten Stelle, diese (ihm angeblich von dritter Seite gemachte) Mitteilung lediglich als „abscheuliche Verleumdung" habe erklären wollen und davon überzeugt sei, „daß Herr Franzos jene Schilderungen wirklich selbst verfaßt habe." Damit war dem Verleumdeten die vollste Genugthuung gegeben; die Berliner Presse gab auch dieser Erklärung die weiteste Verbreitung und die Sache war beendet. Was thut Herr Heinze nun? Er wiederholt, jene Verleumdung (im Notizenteil), verschweigt aber, daß ihre völlige Grundlosigkeit von jenem Blatte selbst anerkannt wurde! Wir enthalten uns jedes Wortes der Abwehr; auch hier brauchen wir Herrn Heinze nicht erst mit jenem Namen nennen, der ihm gebührt.

Es ist uns überaus peinlich, uns im Zusammenhang mit unserem biederen Gegner, schließlich auch mit einem bekannten Autor beschäftigen zu müssen; es ist aber nicht unsere, sondern seine Schuld. Herr Julius Grosse veröffentlicht seit dem Herbst 1887 im „Dichterheim" sein Epos „Das Volkramslied", vom dem wir, wahrlich nicht um den Dichter zu kränken und ohne seinen Namen zu nennen, lediglich durch die maßlosen Provokationen des Herrn Heinze gezwungen, bemerkten, daß es vorher uns angeboten war und warum wir es abgelehnt. In einer im „Dichterheim" veröffentlichten Erörterung mäkelt Herr Grosse an der Wahrheit unserer Mitteilung. Dem gegenüber konstatieren wir, daß die in unseren Händen befindlichen Briefe des Herrn Grosse vom 23. Juli, 10. Oktober und 16. Oktober 1886, die wir jederzeit auf seinen Wunsch zu publizieren bereit sind, die Wahrheit unserer Mitteilung unwiderleglich erweisen.

Bezüglich des Herrn Heinze haben wir für heute und in Zukunft nichts mehr zu sagen. Wir überlassen ihn dem Urteil aller rechtlich Denkenden und gehen wieder an unsere stille, friedliche Arbeit.

Berlin, 28. Februar 1889.

Die Redaktion der „Deutschen Dichtung".

Beilage zu Heft 12 des V. Bandes der „Deutschen Dichtung". Druck von Johannes Päßler in Dresden.

meine Mutter glaubt, meine bürgerliche Abkunft sei mein Hauptfehler in seinen Augen. Jedenfalls müssen ihn starke Dämonen plagen, um das Glück seines Bruders kalten Blutes zu vernichten; das Vorurteil, die Gefühllosigkeit, der Hochmut!"

VI.

Peinliche Tage kamen für die Frauen. Sie wußten selber nicht, was sie wollten und sollten. Immer wieder fragte Frau Römer: „Willst Du wieder fort von hier?"

„Wohin?"

„Nun, nach Hause zurück. Wien ist jetzt wie ausgestorben. Dort findest Du Ruhe genug!"

„Um dem Grafen aus dem Weg zu gehen?" widersprach Helene. „Was bist Du für ein Kind! Daß er sich einbilden soll, wir seien seinetwegen gekommen und zögen nun, den Tod im Herzen, ab! Man muß ja doch seine Würde wahren! Hast Du mich hierhergebracht, um meine alte Brautschaft wieder aufzufrischen oder mich dieselbe vergessen zu machen? Man muß ja doch konsequent sein!"

Ein andermal fand Frau Römer Helene in Thränen aufgelöst, Graf Emils Brief im Schoße haltend.

„O Gott, Du wirst ihn Dir nie aus dem Sinne schlagen!" rief sie erschüttert.

„Er ist ein Feigling!" entgegnete Jene nur noch heftiger weinend. „Sein Bruder befiehlt und er gehorcht. Er fragt ihn: Darf ich glücklich werden? und beugt sich ergebungsvoll vor seinem Nein. Du wirst sehen, wie er sich wieder ducken wird. Ein Feigling, weißt Du, was das heißt?"

Wiederholt begegneten sie dem Grafen, auf der Straße, im Kurhaus, einmal sogar vor dem Eingang des Hotels. Er war sonst immer in Begleitung seiner Frau und deren ständigen Begleitern gewesen, der kleinen nichtssagenden Dame, dem Wiener „Sportsman" und den beiden halbwüchsigen Kavalieren. Nur dies eine Mal war er allein. Sie kehrten gerade nach Hause zurück, er trat ihnen entgegen, als hätte er auf sie gewartet, sprach sie aber nicht an und zog nur grüßend den Hut.

Oben angekommen griff Helene nach dem Handspiegel und indem sie ihr glühendes Gesicht betrachtete, überhäufte sie die Mutter mit Vorwürfen:

„Warum hast Du mich arm geboren? Es ist unverantwortlich, daß mittellose Eltern Kinder in die Welt setzen. Mir gefällt Baden-Baden! Mir gefällt das große Leben! Ich beneide diese stumpfen und reizlosen vornehmen Damen — Himmel, wenn ich nur jetzt an ihrer Stelle wäre!"

Ein anderer Vorfall versetzte sie in nicht minder große Erregung. Es war an einem warmen, hellen Abend. „Helene! Helene!" rief Frau Römer, am offenen Fenster ihres Zimmers stehend. Helene eilte ans Fenster.

„Wer ist die große Dame dort drüben?"

„Gräfin Arg."

„Und das Herrchen an ihrer Seite?"

Es war derselbe putzige junge Mann, den Graf Arg als „Niemand" bezeichnet hatte, Herr Waller, der Tenor zweiten Ranges. Die Gräfin machte lange Schritte und Jener lief hingebungsvoll neben ihr her. Sie schien hastig zu sprechen. Er: ein schmächtiges Bürschlein, sie: groß und breitgliedrig — es schien, als wollte sie, die Stärkere, ihren Liebling mit dem Leibe decken und schützen! Sie verschwanden in eine Nebengasse.

Helene flammte auf.

„So will ich werden, wie diese! Ich muß mir ihren Gesichtsausdruck angewöhnen, ihre Gefühle und Handlungen nachahmen, um den Gedanken wagen zu dürfen, zu ihr in Verwandtschaft zu treten. Was nützt mich meine Schönheit und meine unbefleckte Seele? Ich bin doch zurückgewiesen worden, und der Mann dieser Frau hat mich zurückgewiesen!"

Andern Tags waren sie zu einem Ausflug geladen. Derselbe Herr mit dem ehrerbietigen Entgegenkommen fand nun einen Vorwand, sich ihnen morgens im Kurhaus vorzustellen: Bankier Hochmayer aus München. Er hatte einen schöngepflegten braunen Bart, eine regelmäßige Nase und besonders schwärmerische Augen. Sofort lief er in eine Blumenbude, um mit zwei Sträußen zurückzukehren. Er zeigte die Photographie seiner verstorbenen Frau und schielte durch eine Thräne nach Helene. Der Mutter gab er Auskünfte über die Badegesellschaft — kurz sein Antrag, nachmittags gemeinsam nach der Fischzucht zu gehen, wurde angenommen. Erst im letzten Moment zog Helene es vor, zu Hause zu bleiben.

„Aber der Arme erwartet uns in der Lichtenthaler Allee" klagte Frau Römer.

„So geh denn allein zu ihm und entschuldige mich. Sag, ich sei leidend. Es ist keine Lüge Geh, Mutter, geh!"

Seufzend entfernte sich Frau Römer und Herr Hochmayer empfing sie nicht wenig enttäuscht. Sie streiften eine Weile in den Straßen umher. Mit Begeisterung pries er Helenens Liebreiz und verglich deren Antlitz mit dem der spanischen Madonna „voll Feuer und Unschuld.“ Da vertraute ihm Frau Römer ihren großen Kummer um Helenens Mißgeschick. Er konnte jedoch so schwer begreifen! Das Majoratsrecht, das den Erstgebornen zum ausschließlichen Erben, dessen Geschwister zu Enterbten macht, erschien ihm ganz unerhört.

„Und so ein geprellter Zweitgeborner kann nicht einmal heiraten?“

„Ohne Mitgift freilich nicht.“

„Aber ist denn der junge Mann nicht fähig, seine Frau zu erhalten?“

„Ein Offizier!?“

„So soll er zu was anderem greifen!“

„Ein Aristokrat!? Was denken Sie sich denn eigentlich?“ eiferte Frau Römer hochnasig. „Das fehlte noch, daß ein Graf sein Brot verdiente! Wüßte auch nicht, wie er das zu stande brächte. Sie haben ja gehört: Der Mann ist der Sprößling eines altadeligen Geschlechtes!“

Doch sogleich rief sie verzagt: „O mein Herr, vor Ihnen steht eine Mutter, die ihre Tochter anbetet, sich für sie in Stücke reißen ließe und dennoch all ihr Unglück heraufbeschworen hat. Ich ehrgeizige Thörin glaubte, nur ein Adeliger sei ihrer würdig und nur ein solcher vermöchte sie zu beglücken! — Ach dort kommt die Pariserin!“

VII.

Helene sank erschöpft, nachdem ihre Mutter sie verlassen hatte, um Herrn Hochmayer aufzusuchen, in einen Stuhl. Sie wollte sich einer erleichternden Traurigkeit hingeben, allein sie war zu zerstreut. Sie dachte an Gräfin Arg, an die Besucher des Kurgartens und wiederum an Gräfin Arg. Die Frau war ihres Mannes unwürdig! Der Graf erschien ihr grausam und unverständlich, aber nicht verächtlich. Was — was mochte ihn nur so unversöhnlich stimmen? Er war zu hitzig gewesen, als daß aus ihm bloß der Verstand geredet hätte. Ein Geheimnis lag hier zu Grunde und vergebens zermarterte sie ihr Gehirn, um dasselbe zu enträtseln. Ihr Verlobter schrieb nicht. Warum? Und was würde er schreiben?

Es pochte. „Wer ist's?“ fragte Helene. Die Thür öffnete sich und — Graf Arg trat über die Schwelle. Sie sprang empor. Er drückte die Thür hinter sich zu und blieb in der Nähe derselben stehen.

Helene trug ein altes unmodisches Kleid und ihre Haare waren nicht aufgesteckt. Sie that einen leisen Schrei und wollte sich flüchten, doch besann sie sich, daß die Thüren zu beiden Seiten verschlossen waren und in fremdes Eigentum führten, und zog sich nur in die äußerste Ecke des Zimmers gegen das Fenster zurück.

„Meine Mutter ist soeben ausgegangen,“ stammelte sie.

„Ich sah sie aus dem Hause treten,“ sagte er bescheiden.

Es war ein schmales, langes, einfenstriges Zimmer, in dem sie sich befanden. Auf einer Längsseite waren zwei Betten angebracht, vor dem Fenster ein Tisch mit Stühlen und auf der dritten Wand drei Koffer. Sie hinter dem Tisch, er immer in der Nähe der Thür, so standen sie einander aufrecht gegenüber.

„Entschuldigen Sie dieses Zimmer, diesen Anzug — Was werden Sie von uns denken?“ sagte sie gezwungen liebenswürdig, indem sie ein auf dem Tisch liegendes Taschentuch ihrer Mutter heimlich entfernte. „Wollen Sie nicht Platz nehmen? Ich dachte wahrhaftig nicht —“

„Ich habe um Verzeihung zu bitten,“ sagte er, ohne sich von der Stelle zu rühren. „Doch mußte ich Sie vor Ihrer Abreise noch unbedingt sprechen.“

„Wir gedenken gar nicht abzureisen, nicht im Entferntesten!“ sagte sie offenherzig. Aller Trotz und Groll, den sie ihm gegenüber empfinden zu müssen geglaubt, war verschwunden, als hätte ihn der Schrecken weggehaucht. „Wir reisen kaum so bald!“

„Ich hätte Sie schon heute morgen zu belästigen gewagt, allein Sie waren in Gesellschaft,“ sagte er. Ein tiefer Ernst umschattete sein Antlitz, er sprach schonend, fast zaghaft. „Ich muß Sie sprechen, das bin ich uns Beiden schuldig!“

(Fortsetzung folgt.)



Gedichte in süddeutschen Mundarten.

's wird g'heirat.

(Schwäbisch.)

Herr Pfarr, jeht wird g'heirat,
Vermöga geits gnua,
's hat jedes sechs Baha
Und a blecherna Kuah.[1]

Die Kosta scho' zahla,
Dös ha jeh it[2] sei',
Wir land[3] recht oft laufa,
Da kommt dös scho' 'rei![4]

Der Schuallehr will gor nix,
Der denkt gar it dra,
Weil er's ja am Schualgeld
Bo a'ziaha ka'.[5]

Der Wirt därf koi Angst hau,
Der kommt scho' zum Zweck,
Der kriagt aufs nächst Kälble
Die erst' Hypothek.

Beim Amtsburgermoister
Brauchts gar koi so Wix,[6]
Sei' Tista bleibt sauber,
Denn z' schreiba geits nix.

Die Gäst auf der Hoachzeit,
Die kommat guat zua,
Denn wer's dahoim mitnimmt
Hat z' essa grad gnua.

Und kommts na zum Hoimgau,[7]
Wir hand[8] it gar weit,
Weil uns ja der Schwauger
Sein Bachofa leiht.[9]

Herr Pfarr, jeh da Knopf g'macht
Und nu it so schwach,
Sonst komm mer[10] no ledig
Um all unser Sach.

Hyazinth Wäckerln.

[1]) Das Bild einer Kuh aus Blech; [2]) nicht; [3]) lassen; [4]) herein, wird eingebracht; [5]) abziehen kann; [6]) braucht es nicht viele Umstände; [7]) zum Heimgehen; [8]) wir haben; [9]) den Backofen als Wohnung leiht; [10]) kommen wir.

Suser-Liedli.

(Schweizerisch, Aargau.)

Bi der Akunft:[1])
Von alle Syte
Chömids[2]) z' ryte,[3])
Chömids z' laufe,
Chömids z' hoppe,
Wänd[4]) e Schoppe
Neur chaufe,
Neue, wälgsche
Suser-Wy!

Nach der Akunft:
Nach alle Syte
Gsehd mers[5]) ränke,[6])
Gsehd mers schwänke,
Ghört mers geiste,[7])
Und di meiste
Händ es Zöpfli
Und es Tröpfli
Öl am Huet![8])

Leo Stäger.

[1]) Bei und nach der Ankunft des neuen Weines, den der Schweizerwirt persönlich im Welschland (Kant. Waadt, Neuenburg oder auch in Frankreich selbst) eingekauft hat und nun auf eigenem Wagen und in blumengeschmückten Fässern heimbringt. [2]) Chömids = kommen sie, kommt man. [3]) z' ryte = gefahren, geritten; z' laufe = gelaufen; hoppe = hüpfen. [4]) wänd = wollen, sie wollen. [5]) gsehd mers = sieht man sie. [6]) ränke = kehren, umdrehen. [7]) geiste = lärmen (hauptsächlich laut sprechen). [8]) Er hat Öl am Hut = er hat einen Zopf, einen Weinrausch.

A rautiga Bua[1]).

(Nieder-Österreichisch.)

Bist allawal noh
Recht a rautiga Bua,
Seht allawal 'n Derndaln
Recht sakrisch noh zua.

Abr' wart' nur, dein Hochmuat,
Dös kenna ma schon,
Kriegt ah amahl Flügerln
Und fliegt da davon.

Und dein krausalats Hoar
Und dein kraupata[2]) Schopf,
Wad da schüttara wer'n'
Als ei'm Pfarra sein Kopf.

Johann Gabriel Seidl.
(Ungedruckter Nachlaß.)

[1]) keck, streitlustig. [2]) dicht, wirr.

Da Schulmoasta.

(Nieder-Österreichisch.)

Schulmoasta z' sein, du liabe Not,
Kam z' essa mehr als trockans Brod,
Da Pfoara schaugt an a fuchswild,
Da Burgermoasta a an brüllt,
'S hoaßt, mir war'n d' unnötigst'n Leut',
Da Bauar war' schon so viel z' gscheidt.
Schulmoasta wischt si' a die Stirn,
'S kocht eam in Herz, siad'n in Hirn,
Aft schaugt er seine Schulbuab'n an,
'S wird eam ganz hoaß den alt'n Mann,
Legt oan die Hand af 's Köpfl af:
Mei, sagt er, werd't 's mir es schön brav!

Fritz Burger.

Abtrumpft.

(Ober-Österreichisch.)

Zwoa Dirndln, dö flachshaarat Miaz und d' schwarz Lies,
Rödn a weng va dö Buam, was 's mit 'n Heiratn is.
Dö jüngane Miazl höbt an mit der Röd:
„I frag nöt ob oana viel hat oder nöt.

I laß ma mei Liab nöt mit Geldstückln zahln,
Aber brav muaß a sein und er muaß ma guat gfalln."

„„A, brav sein und gfalln!"" rödt ihr d' Lies spitzi drein,
„„Auf dös geh i nöt so — stoanreich muaß a sein!

I gab 's gern fein nobel, juchhe und juchhu!
Gelt, Miazl, i bin a weng gscheider wia Du?!""

„Da wia ma 's halt nimmt," sagt d' Miaz und lacht s' an:
„Du kannst dar 'n Dein' wünschn — i hab den mein' schan!"

Leopold Hörmann.

Gottlands Tän.

Die Jungen und Alten von Gottlands Tän,
Die haben das Sundeis so blank sie gesehn,
Wie glitt der Stahlschuh so munter umher,
Wie gab's solch Getümmel die Kreuz und die Quer,
Und der dampfende Met, nie hat er wie heut'
Den Durst so gestillt und das Herz so erfreut.

Nun verblaßte der Tag, nun senkt sich die Nacht
Und es wird nicht länger gejauchzt und gelacht;
Die neblige Fläche ist öde und leer,
Nur ein Jüngling noch treibt sich vergnüglich umher
Und wird nicht müd', zu beschreiben das Eis
Mit Lettern des Stahlschuhs, Kreis um Kreis.

Und weitab von ihm, mit trotzigem Blick,
Um den kniekurzen Pelzrock als Gürtel den Strick,
Im Nacken als Knoten das goldblonde Haar,
An den Füßen das blinkende Stahlschuhpaar,
Behauptet den Plan eine stämmige Maid,
Wie ein Feldherr das Schlachtfeld nach blutigem Streit,
Und auch sie wird nicht müd' zu beschreiben das Eis
Mit verschlungenen Lettern, Kreis um Kreis.

Und am Ufer das Schilf, es flüstert im Wind:
Sie kenn' ich, sie ist ein Gottlands Kind,
Doch er ist ein Fremder, — wie wird's ihm ergehn!
Gar arg sind die Mädchen von Gottlands Tän!

Ja, wie wird's ihm ergehn? — Da schwenkt er den Hut:
Grüß Gott, schöne Maid, die auch stählern beschuht,
Du kennest mich nicht und ich kenne Dich nicht,
Und ich preise Dich nicht um Dein schmuckes Gesicht,
Und ich sage Dir nicht, daß Du zierlich und schlank, —
Was kümmert mich das? bin nicht liebeskrank,
Mein Herz ist froh wie die Schwalbe im Blau,
Wie das springende Reh auf der lenzgrünen Au,
Wie der muntre Delphin auf der schäumenden See,
Wie der Sonnenstrahl auf dem blitzenden Schnee,
Wie der Spiegel des Monds auf des Eises Krystall,
Wie das Echo des Waldes beim Hörnerschall,
Wie beim Heldengelage des Bechers Klang, —
Mein Herz ist froh, ist nicht liebeskrank.
Du kennest mich nicht und ich kenne Dich nicht,
Doch über uns flammt des Nordscheins Licht
Und färbt unsre Wangen mit purpurnem Schein
Und mit rosigem Schimmer der Scheeren Gestein;
Und der Sund, dessen glitzernde Fläche uns trägt,
Einen Schmuck von Granaten hat an er gelegt,
Und es pocht unterm Eis die gefesselte Flut,
Und es pfeift uns der Nordwind um Locken und Hut,
Und er ruft: wer seid ihr, ihr thörichten Zwei?
Der wilde Schwan, er hat seinen Schrei,
Das ferne Meer, es tobt und braust,
Am Ufer die Tanne, sie singt und saust,
Nur ihr, inmitten des Nordlichts Blust
Habt keinen Ton in eurer Brust!
Auf euren Stahlschuh'n fort und fort,
Das Eine hier, das Andre dort,
So treibt ein Jedes störrisch, stumm
In weiten Bogen sich um und um, —
Ei, wenn ihr nicht jauchzen und jubeln könnt,
So lauft um die Wette, beim Element!
Wir bringen alle vom unsrigen dar,
Denn heut' ist die längste Nacht im Jahr."

Sein Herz ist froh, ist nicht liebeskrank?
Wozu das Prahlen? Wer weiß es ihm Dank?
Wozu der Wettlauf? Wie wird's ihm ergehn?
Gar herb sind die Mädchen von Gottlands Län!

Stumm hat sie genickt, der Wettlauf begann,
Und der Nordwind hält staunend den Atem an,
Denn vergleichbar dem Pfeil, der vom Bogen geschnellt,
Ja dem Blitz, der die Wetterwolke erhellt,
Unfaßbar dem plötzlich geblendeten Sinn,
So fliegen sie über die Eisbahn dahin,
Am Ufer die Tanne mit moosigem Bart,
Sie schüttelt den Kopf zu der schwindelnden Fahrt.
Und sie raunt: mag er sein wie die Schwalbe im Blau,
Wie das springende Reh auf der lenzgrünen Au,
Wie der muntre Delphin auf der schäumenden See,
Wie der Sonnenstrahl auf dem blitzenden Schnee,
Wie der Spiegel des Monds auf des Eises Krystall,
Wie das Echo des Waldes beim Hörnerschall,
Wie beim Heldengelage des Bechers Klang —
Daß fröhlich sein Herz und nicht liebeskrank,
Wozu verriet er's, der schwatzende Thor?
Nach Süßerem lechzt der Mädchen Ohr!
Nun wird sie nicht gönnen ihm Ruhe und Rast,
Bis er oder sie bei den Fischen zu Gast,
Ich kenne die Mädchen von Gottland Län, —
Wer nicht um sie wirbt, um den ist's geschehn.

Und die Flut unterm Eise, mit gurgelndem Laut,
Sie lallt: wenn im Lenze die Eisrinde taut
Und mit salziger Zunge ich helfe nach,
Daß der Sund wieder frei wird und klar wie ein Bach,
Und die erste Mücke im Sonnenschein schwirrt,
Da weiß ich Wen, den man auffischen wird;
Ich kenne die Mädchen von Gottland Län, —
Wer nicht um sie wirbt, um den ist's geschehn.

Und ein Rabe von drittehalb hundert Jahr,
Den alten Schädel von Federn bar,
Mit blindem Auge und heiserer Stimm',
Der krächzt: Uns Alten geht es schlimm!
Wo ist noch die Stelle? ich wußte sie gut,
Dort brach durchs Eis schon so manch' junges Blut,
Und wir Jungen, wir fielen dann rasch drüber her,
Ach, die Zeit ist vorbei, und sie kehrt nimmermehr!
Ich kenne die Mädchen von Gottland Län, —
Wer nicht um sie wirbt, um den ist's geschehn.

Und das Schilfgras am Strand und die Flut unterm Eis
Und der Nordwind, sie raunen: der Wettlauf wird heiß!
Weh dem, der voraus ist, wir neiden ihn nicht,
Denn das Eis dort ist jung noch und trägt kein Gewicht.
Und sie wird ihn nicht warnen, sie läßt es geschehn, —
Gar hart sind die Mädchen von Gottland Län!

Und der Rabe mit blindem Auge, er krächzt:
Wer weiß mir die Stelle? — ich hör' schon wie's ächzt,
Wie es knittert und knackt, doch ich find' mich nicht hin, —
O das Leben im Alter, welch' karger Gewinn!

Und die ragende Tanne mit moosigem Bart,
Aufrauscht sie entsetzt, denn zu End' ging die Fahrt
Das Meer verschlang ihn und mit ihm auch sie,
Die zu spät sich bezwang, daß den Warnruf sie schrie,
Und dann, überkommen von flammender Scham,
Gleich ihm den Weg in das Totenreich nahm.

Und im Osten der Stern, dem der Morgen sich beugt,
Er blickt wie ein Auge, das thränenfeucht
Und dennoch, von mildem Lächeln verklärt,
Des starren Grauens sich siegreich erwehrt.
Wohl war er Zeuge der tolldreisten Jagd,
Wohl hat er gehört, wie die Eisbahn gekracht,
Wohl hat gezittert sein silberner Strahl,
Als die Harfen klangen von Odins Saal,
Wie sie klingen nur, wenn im Messen der Kraft
Sich Jugendfülle des Daseins entrafft.
Doch die Weise, was sang sie?
Beklage sie nicht!
Beklag' nicht den Baum, der im Blütenschmuck bricht!
Beklag' nicht die Blume und ihre Pracht,
Die, von Schloßen erschlagen, dahin sinkt in Nacht!
Beklage was welkt, beklag' was verdirbt,
Doch nicht was im Frohmut der Jugendkraft stirbt!

Robert Waldmüller.

Vergänglichkeit.

Ihr Bergesriesen, mit der Demantfirnen
Prachtvollem Diadem das Haupt geschmückt,
Die Brust umwallt vom Nebel, und die Stirnen
So hoch, so hehr, dem Erdenstaub entrückt,
Ihr blickt mit Euren eisumstarrten Zacken
So stolz herab aus einsam hoher Pracht,
Als wär' gefeit der kühn erhob'ne Nacken,
Als gäb' es, ihn zu brechen, keine Macht.
Seid nicht so stolz! Für Euch auch ist gegeben
Das eherne Gesetz: Notwendigkeit.
Nichts ist beständig — Wechsel ist das Leben;
Dem ew'gen Wandel seid auch Ihr geweiht!
Der Sonne Strahlen, die Euch heiß umglühen,
Das Eis, das sich an Euren Busen legt,
Der Wolken Zug, der Blitze sengend Sprühen,
Der Sturm, der über Eure Häupter fegt —
Das wirkt und treibt mit mächtigen Gewalten.
Trotzt, wie Ihr wollt — Ihr könnt nicht widerstehn;
Ihr müßt Euch fügen, müßt Euch umgestalten;
Ihr seid geworden, und — Ihr müßt vergehn!

M. Leerel.



Die kleine Odyssee.

Eine Seegeschichte von **Heinrich Kruse.**

(Schluß.)

Siehe da hob ein Hund vom Lager den Kopf und die Ohren,
Argus hieß er, und war dem Odysseus bekannt, der vor zwanzig
Jahren daheim ihn ließ, wo er munter herauf an dem Herrn sprang,
Doch nun drückte das Alter den Hund, der auf Hasen und Rehe
Vormals eifrig gejagt und die wilden Ziegen der Berge.
Jetzt jedoch lag er verachtet und schwach auf dem Haufen von Dünger.
Als er Odysseus erblickte, erkannt' er ihn und mit dem Schwanze
Wedelnd kroch er heran und senkte herunter die Ohren.
Doch es schwand ihm die Kraft und er konnte den Herrn nicht erreichen.
Aber Odysseus wischte die Thränen sich ab bei dem Anblick.
Und so ging Odysseus hinein in den Saal zu den Freiern.
Argus aber, er schloß sein Aug' im Dunkel des Todes,
Gleich nachdem er den Herrn, den geliebten, noch einmal gesehen.
Und nun begann im Saale der Held zu betteln und streckte
Gleich als sei er's gewohnt, zum Empfange der Gabe die Hand aus.
Willig gab ihm Mancher, doch als er Antinous nahte,
Stieß ihn der frechste der Freier zurück und rief zum Eumäus:
„Warum hast Du den Bettler zur Plage des Mahles gerufen?
Haben wir nicht Landstreicher genug?" Es versetzte der Sauhirt:
„Ärzte ruft man herbei, Baukünstler und Sänger und Alle,
Deren wir selber bedürfen, doch nicht armselige Bettler.
Bettler sendet uns Zeus, damit wir Barmherzigkeit lernen."
Aber Antinous griff zum Schemel, als wollt' er ihn werfen.
Doch Odysseus sprach uneingeschüchtert: „Du hast hier
Alles in Füll' und es kostet Dir nichts; doch willst Du nicht geben?
Wahrlich, aus Eigenem wirst Du niemals spenden ein Salzkorn."
„Packe Dich!" rief Antinous aus. Als jener zurückwich,
Nahm er den Schemel und warf auf Odysseus grimmig die Fußbank,
Daß sie den Hals und die Schulter ihm traf, doch er zuckte nicht einmal,
Aber er schwur ihm den Tod und allen versammelten Freiern.
Und so setzt' er bescheiden sich hin vor die Thüre und schweigend
Aß er, was ihm die Freier geschenkt, aus dem schmierigen Ranzen.
Und sie spotteten seiner und zechten und lärmten dann weiter,
Bis sie spät heimgingen, ein Jeder zur eigenen Wohnung.
Aber Odysseus begann nunmehr sein Werk mit dem Sohne,
Alle die Waffen, entlang an den Wänden der Halle geordnet,
Schwerter und Lanzen und Helme und wohlgebuckelte Schilde,
Nahmen sie ab und trugen sie dann in die obere Kammer.
Telemach sagte darauf zu Odysseus: „Ruhe nun, Vater,
Aber vorher nimm noch ein warmes erquickendes Fußbad. —
Euryklea, dem Fremden ein Fußbad eilig gerüstet!"
Hatte gerufen der Sohn des Hauses zur alten erprobten
Dienerin, welche bereits, als die Mutter Odysseus geboren,
Ihn in die Arme nahm und sorgsam ihn pflegte als Amme.
Und nicht lange, so kam mit der blinkenden Wanne die Alte,
Zum Fußwaschen bestimmt und füllt' sie mit Wasser vom Brunnen,
Und dann mischte sie kochendes zu, und prüfte die Mischung.

„Niemals hab' ich noch Jemand gesehn," so sagte die Alte,
„Der an Gestalt und Stimme so sehr glich meinem Odysseus."
Aber Odysseus rückte den Stuhl vom Herd in das Dunkle,
Daß nicht Euryklea die Narbe bemerkte am Beine,
Und ihn erkennte daran. Denn es brach ein gewaltiger Eber
Einmal, die Borsten gesträubt und mit funkelndem Aug' aus dem Dickicht,
Aber der junge Sohn des Laertes ging ihm entgegen,
Kühn mit dem Speer und erlegte ihn auch, doch hatte der Eber
Ihn mit dem Hauer verwundet am Knie, daß die Narbe zurückblieb.
Als nun die Alte den Fuß ihm wusch und die Stelle berührte,
Spürte die Narbe sie gleich und ließ hingleiten den Schenkel.
Und so fiel hin sein Bein in die Wanne, daß klingend das Erz scholl
Und auf die Seite sich lehnt', und zur Erd' ausströmte das Wasser.
Freude zugleich und Kummer ergriff ihr Herz und die Augen
Waren mit Thränen gefüllt und es wollt' ihr die Stimme versagen;
Doch sie faßt' ihn am Kinn und sprach: „Du bist es, Odysseus!"
Aber er schnürte die Kehle ihr zu, auf Penelope weisend,
Und sie verstand, daß er Schweigen gebot und gehorchte mit Zittern.
„Schweig!" so sagt' er ihr nahe dem Ohr. „Denn wenn ich im Hause
Werd' als Odysseus erkannt, so wird es den Freiern verraten,
Und dann werden sie eher mir Tod und Verderben bereiten,
Als mir selbst es gelinget, die Rotte der Frevler zu strafen."
Schweigen gelobt' ihm sogleich die verständige Euryklea,
Und sie holt' ihm ein anderes Bad, da das erste verschüttet,
Und dann streckte Odysseus sich aus zur Ruhe. Die Bettstatt
Hatt' er verschmäht. Ihm genügt' auf den Boden gebreitet die Rindshaut,
Und ein wollenes Vlies, das Euryklea, die Amme,
Hatte darüber gelegt, und sie deckte ihn zu mit dem Mantel.
So lag wachend Odysseus und sann auf der Freier Verderben.
Dann umfing ihn der Schlummer, der sanft auflöset die Glieder.
Als sich der Morgen gerötet, so sprang vom Lager Odysseus,
Denn schon hört' er die Stimme der Amme, den Mägden gebietend:
„Kehret den Saal mit dem Besen und wischt mit den Schwämmen die Tische,
Holt schnell Wasser vom Born und besorgt heut Alles in Eile,
Denn dies ist ein festlicher Tag, und unsere Herrin
Will entschließen sich heut, aus den Freiern den Gatten zu wählen."
Hochauf horchten die Mägde und thaten, wie ihnen befohlen,
Bald auch kamen die Hirten mit Schweinen und Ziegen und Schafen,
Auch Philoetias kam, der Rinderhirte, gegangen,
Der wie Eumäus treu an der Herrschaft hing und Odysseus
Rückkehr täglich erflehte von Zeus und den himmlischen Göttern.
Schon auch kehrten zum Mahle zurück die üppigen Freier.
Aber Penelope stieg indessen empor zu der Kammer,
Wo sie die Schätze des Hauses, ererbt von den Vätern, verwahrte,
Erz und Goldes genug, und kostbare duftende Kleider,
Dort war auch ein Bogen aus Horn, Odysseus gehörig,
Den sie nahm von der Wand, wo er hing in seinem Behälter,
Nahm den Bogen heraus und legte sich ihn auf die Kniee
Und dann weinte sie laut, an den, der ihn spannte, gedenkend.
Sie trug Bogen und Köcher, die dienenden Mädchen den Rüstkorb,
Mit zwölf eisernen Beilen zum Wettkampf, welcher bevorstand,
Und so ging sie hinab in den Saal mit den dienenden Mägden,
Unter dem schimmernden Schleier, gesenkt vor die züchtigen Wangen.
Und so sprach zu den Männern Odysseus edle Gemahlin:
„Hört, Ihr Freier, mich an! Ich muß Euch endlich gehorchen,
Heut ist der traurige Tag, wo ich soll aufgeben Odysseus
Und mich als Witwe vermählen mit Kummer dem schlechteren Manne.

Telemach ist nun erwachsen, und nicht soll wegen der Mutter
Täglich das Gut ihm verzehren die Schar froh schmausender Freier.
Mich zu entscheiden, ist schwer, Ihr seid ja die trefflichsten Männer,
Unter Euch möge darum entscheiden der göttliche Wettkampf.
Seht, hier sind zwölf Beile und Telemach wird sie am Boden
So nach der Richtschnur stellen, daß eins an das andre gereiht ist.
Wer nun spannet den Bogen und schnellet den Pfeil von der Sehne,
Daß er fliegt durch die Öhre, durch sämtliche zwölf nach einander,
Seht, der ist mir bestimmt, der führet hinaus mich als Gattin."
Telemach stellte die Äxte schon hin, auffurchend den Estrich,
Axt nach Axt in der Furche, man konnte vom oberen Ende
Bis zu dem unteren sehn, denn die Öffnungen deckten einander.
Als Leiodus zuerst sich versuchte, erschlaffte die Hand ihm,
Weichlich und arbeitslos. „Ich bin kein Schütze!" so sprach er,
Und gab weiter den Bogen. Dem Ziegenhirten Melantheus
Rief Antinous zu: „Geh, mach uns Feuer und hole
Eine gewaltige Scheibe von Fett uns her aus dem Hofe,
Denn wir wollen den Bogen, ihn wärmend und salbend, erweichen."
Aber so viel sie den Bogen auch schmeidigten, war es vergebens,
Viel noch fehlte den Freiern an Kraft, um die Sehne zu spannen.
Unterdeß hatte Odysseus den Hirten der Rinder und Schweine
Sich zu erkennen gegeben und ihnen die Narbe des Ebers
Aufgezeigt und sie hatten den Herrn, den so lange vermißten,
Freudig mit Thränen begrüßt und eifrig zum Kampf sich bereitet.
„Gehe denn, Rinderhirt, und verschließe die Pforte des Hofes
Du, Eumäus, die Thüren von innen und sage den Weibern,
Daß sie, was auch geschieht, in den Frauengemächern verbleiben,
Und Dir sag' ich noch dies, Eumäus: Die Freier verachten
Mich als Bettler zu sehr, um mich an den Bogen zu lassen,
Doch Du fürchte Dich nicht, und bringe mir Bogen und Pfeile."
Nur Eurymachus war und Antinous übrig; die Andern
Hatten sich Alle versucht an dem starren gewaltigen Bogen.
Aber Antinous sagte und legte bei Seite den Bogen:
„Laßt uns morgen Apollo, den Gott mit dem sichern Geschosse,
Opfern und dann von neuem beginnen und enden den Wettkampf."
„Endet denn morgen den Kampf," so nahm das Wort nun Odysseus,
„Aber vergönnet mir jetzt, auch mich am Bogen zu prüfen,
Ob ich die Kraft noch habe wie sonst. Doch Leiden und Kummer,
Fürcht' ich, haben mich längst schon entkräftet." Da schalten die Freier:
„Ist es genug nicht für Dich, daß Du mit uns issest und zuhörst,
Bettler? Wie darfst Du Dich so gleichstellen den Edlen im Volke!"
„Laßt ihn," sagte Penelope drauf, „denn ob er den Bogen
Spannte und schösse hindurch durch die sämmtlichen Öhre der Äxte,
Würd' er doch nicht zur Gattin verlangen das Weib des Odysseus.
Doch wenn ihm es gelingt, so geb ich ihm Mantel und Leibrock,
Und entsende den Mann wohl ausgestattet zur Heimat."
Aber sie lärmten dagegen mit großem Geschrei und Odysseus
Gattin Penelope zog sich zurück mit den dienenden Mägden.
Aber der Sauhirt brachte, so wie ihm Odysseus befohlen,
Bogen und Köcher, gefüllt mit tötlichen Pfeilen dem Herrn hin.
Als er den Bogen nun hatte geprüft wie ein kundiger Meister,
Leicht wie ein Mann, wohlkundig die Laute zu spielen, die Saite,
So nachlässig nun spannte Odysseus den mächtigen Bogen,
Und dann faßt' er die Sehne, mit prüfender Hand sie versuchend.
Lieblich erklang und hell, wie die Stimme der Schwalbe, die Sehne,
Aber der Klang durchdrang wie ein Blitz die erschrockenen Freier,
Und hoch donnerte Zeus da draußen vom Himmel herunter,

Darauf nahm er den Pfeil, der vor ihm lag auf dem Tische,
Und dann drückte den Bogen er ab, wie er saß auf dem Sessel.
Und vom vordersten Öhr bis zum hintersten fuhr durch die Äxte,
Keine verfehlend, der Pfeil, und er sagte mit lächelndem Munde:
„Siehe, Dir bringt Dein Gast nicht Schande, o Sohn des Odysseus!“
Darauf winkt' er geheim und Telemach warf sich das Schwert um,
Griff zum Speer und stellte gewappnet sich neben den Vater.
„Jetzt ein anderes Ziel, das noch kein Schütze getroffen!“
Rief Odysseus und zielte und schoß den befiederten Pfeil ab
Auf Antinous Gurgel, der grade den Becher zum Munde hob.
Rücklings stürzt er und stößt mit den zappelnden Beinen den Tisch um.
Auf springt Jeder vom Schmaus und es drohen die Freier Odysseus:
„Weh Dir, daß Du den Besten getötet von Ithakas Söhnen!“
Aber Odysseus sprach mit donnernder Stimme: „Ihr Frevler,
Irret Euch nicht, ich bin Odysseus, der Sohn des Laertes,
Dessen Hab und Gut drei Jahre nun schon Ihr verprasset
Und Ihr wolltet mein Weib entführen mir, weil ich noch lebte,
Aber Ihr büßet es nun.“ Von bleichem Entsetzen ergriffen
Suchten die Freier zu fliehn, doch sie fanden die Thüren verschlossen,
„Wehrt Euch!“ rief Eurymachus. „Nehmt die Tische und schützt Euch!“
Also ruft er und reißt sein geschliffenes Schwert von der Hüfte,
Stürzt mit großem Geschrei auf Odysseus, aber ein Pfeil drang
Schon durch die Warze der Brust und er schlug mit der Stirne den Estrich.
Auch Amphenomus zückte das Schwert und suchte vom Eingang
Weg zu drängen den König; doch Telemach traf ihn von hinten
Zwischen der Schulter, daß vorne die Spitze der Lanze hinausfuhr.
Darauf holte vom Obergeschoß für sich und den Vater
Und Eumäus und auch für den redlichen Hirten der Rinder
Telemach rasch vier Rüstungen hell, vier Helme und Schilde,
Nebst acht Lanzen und rüstete sich zuerst mit den Hirten,
Und dann lösten Odysseus sie ab, bis er selbst auch in Erz sich
Hüllte, den zagenden Freiern ein doppelt schrecklicher Anblick,
Und vier tapfere Männer vom Kopf bis zur Zehe geharnischt
Mordeten unablässig die festlich gekleideten Freier,
Manche zwar atmeten noch, doch Jeder zum Tode getroffen.
Und so lagen sie da, wie zappelnde Fische im Netze.
„Rufe mir jetzt Euryklea!“ So sprach ausruhend Odysseus.
Euryklea kam und fand mit Staunen den Helden
Ganz umflossen mit Blut, mit erschlagenen Feinden umgeben,
Wie ein Berglen stolz, nachdem er die Herde zerrissen.
Und sie jubelte laut, doch wehrte ihr milde Odysseus:
„Freue Dich, aber nicht laut; nicht über erschlagene Männer
Ziemt ein Jubelgeschrei, so sehr auch schuldig sie waren.
Sage mir nun von den Weibern, damit wir die Schuldigen strafen.
Fünfzig Mägde dienen im Haus, darunter ein Dutzend,
Welche geringe mich selbst und sogar Penelope achten.
Hole sie!“ sprach Odysseus. Da ging sie. Der König gebot dann
Seinem Sohn und dem Hirten Philoetius und dem Eumäus:
Traget die Toten hinaus und laßt von den Weibern Euch helfen,
Laßt sie darauf rein machen den Saal von Blut und von Unrat,
Und wenn Alles geordnet, so führet die buhlenden Mägde
Draußen hinaus auf den Hof, dort zwischen der Küch' und der Mauer,
Zieht das geschliffene Schwert und tötet mir sämtliche Dirnen.“
Alsbald kamen die Weiber herbei und jammerten kläglich,
Trugen die Toten hinaus in die Halle und säuberten Alles,
Und dann führten die Männer sie fort in die Enge des Hofes,
Wo kein Weg zum Empfliehn, und Telemach sprach zu den Hirten:

„Wert sind die Mägde, die lange gebuhlt mit den üppigen Freiern,
Nicht, zu fallen durchs Schwert. Kommt, hängen wir Alle wie Diebe.“ —
Aber nachdem sie sich rein am fließenden Brunnen gewaschen,
Hatten das Werk sie vollendet und kehrten zurück zum Odysseus.
Dieser befahl Euryklea, ihm Glut zu bringen und Schwefel,
Um zu räuchern den Saal und dann zu bitten die Herrin,
Daß sie käme herbei mit sämtlichen dienenden Mägden.
Als nun gereinigt das Haus, da kamen die Mägde gegangen
Und frohlockten, den Herrn als Sieger im Hause erblickend,
Küßten ihm Schultern und Hals und Odysseus grüßte sie freundlich,
Aber die Alten zumeist, die er wiedererkannte mit Wehmut.
Euryklea indeß fand schlafend Penelope oben,
Weckte sie auf mit Freudengeschrei und verkündigte jauchzend,
Daß Odysseus wiedergekehrt und die Freier getötet.
Und mit wankendem Knie ging zitternd die Herrin hinunter,
Schritt hin über die steinerne Schwelle und trat in den Saal ein,
Nahm dann gegen Odysseus den Sitz im Glanze des Feuers.
Aber ihr edler Gemahl saß stumm an der ragenden Säule,
Senkte die Augen herab und wartete, was sie ihm sagte.

Niederlage und Triumph.

Und so war ich bereits ganz nahe dem glücklichen Ende,
Aber die dunkele Hand des Geschicks greift zwischen der Lippe
Und dem Rande des Kelch's oft ein; das sollt' ich erfahren.
„Sagt mal, wer war denn die Schattengestalt, die viermal und fünfmal
Kam ganz nahe vorbei in der Dämmerung?“ fragte der Kochsmaat.
„Nun, wer sollt' es denn sein?“ so sprach Fritz Runge. „Wer anders,
Als Kapitän Menelaus?“ „Ja wohl!“ so versetzte der Bootsmann,
„Habt Ihr nicht längst es bemerkt, daß abends, wenn Heinrich uns seine
Döndchen erzählt, der Kap'tän auf dem Decke spaziert und uns manchmal
Sehr nah kommt? — Das soll ganz unabsichtlich erscheinen.
Heinrich zuzuhören, das würde sich freilich nicht schicken,
Wäre ja gegen die Würde des Herrn Kapitäns. Doch erhorcht er
Gern etwas und erschnappt mit dem feinem Gehöre sich Brocken.
Ja, verlaßt Euch darauf, 's war unser Kap'tän Menelaus.
Also ward der Kap'tän auf dem Schiffe genannt von der Mannschaft,
Seit ich von Paris erzählt und Helena. Denn Menelaus
War ja ein ältlicher Mann, den der Fürwitz plagte, die junge
Lebenslustige Frau sich zu nehmen. So hatt' ich als Urbild
Für den Atriden von Sparta benutzt Herrn Kapitän Wiedbrod.
Ja, und die Szene, wo Menelaus das liebende Pärchen
Überrascht beim Tanz, war ganz nach dem Leben geschildert.
„Nein!“ so meint' ein Matrose, „der Herr Kapitän ist gedrungner,
Und die dunkle Gestalt von vorhin war, glaub' ich, der Steu'rmann.“
„Nicht doch, Peter, es war Kapitän Menelaus,“ so sagt' ich,
Lebhaft beteuernd. Da taucht plitzplatz! aus dem Dunkel, o Schrecken!
Unser Kap'tän selbst auf. Er hatte die Worte aus nächster
Nähe gehört und sagte mit einer vor Zorn und Entrüstung
Rauhen und heiseren Stimme zu mir: „Komm, Heinrich, ich hab' ein
Wörtchen zu sprechen mit Dir!“ So ging er zum Achterdecke
Und ich folgt' ihm dahin, etwa wie das Lamm zu der Schlachtbank.
„Heinrich,“ frug er, gelehnt ans Kompashäuschen, „ich möchte
Wissen, warum Du mich eben Kap'tän Menelaus genannt hast.“
„Ich?“ so stottert' ich, „hätte ... Wie meinen Sie, daß ich gesagt hab'?“

„Kapitän Menelaus!“ so rief er mit donnernder Stimme.
„Menelaus, das räum' ich ja ein, ich erzählte von Troja,
Aber wie käm' ich dazu, Kapitän Menelaus zu sagen,
Hochverehrter Kaptän?“ „Das hast Du für Deine Verehrung,“
Sagte der Herr Kapitän mit 'nem Schlag an die Ohren, 'ner Maulschell,
Auch Backpfeife genannt, von nicht ganz schlechtem Kaliber.
„Siehst Du,“ fügt' er hinzu, „als Erläuterung, Heinrich, von einem
So rotznasigen Jungen wie Du will ich gar nicht verehrt sein.
Meinst Du, ich könne nicht hören? Ich habe die leisesten Ohren,
Zweimal hört' ich bereits und dreimal hinter mir flüstern:
‚Kapitän Menelaus' und kichern. Was soll das bedeuten?
Was für Ähnlichkeit hab' ich mit Menelaus, dem alten
König von Sparta, Cujon? Sannichel!“ Er fügte noch manchen
Ehrentitel hinzu. Ich sagte verlegen und stotternd:
„Herr Kapitän Miedbrod, ich glaube — ich möchte vermuten —“
„Nun, was haben wir Beide gemein? Warum nennt man mich also?“
Und er schwenkte dabei schon höchst bedenklich ein Tauend.
„Weil, so erklärt sich die Sache vielleicht, weil — weil Ihr geehrter
Name mit M anfängt, wie Menelaus desgleichen.“
Kirschrot rief er: „So mach' mir nicht gar noch Fisimatenten!
Weil Menelaus ein Hahnrei war! Das wolltest Du sagen.“
„Hahnrei!“ rief ich. „Ich staune! Wer das sich zu sagen erfrechte,
Hätt' es mit mir zu thun!“ Doch war alles Andere vergebens.
Und er kreischte mich an: „Ich will Dich lehren, Du Schlingel,
Dein Gespötte zu treiben mit Leuten, die besser als Du sind!“
Und so nahm er das Tau und begann mich furchtbar zu prügeln.
Anfangs wollt' ich verbeißen den Schmerz. Doch er walkte so arg mich,
Daß ich den Himmel ansah für 'nen Dudelsack und so erbärmlich
Schrie, wie ein abgestochenes Kalb. Da ließ er mich laufen.
Also kam an dem Abend, wo ich Penelope hoffte
Wieder mit ihrem Gemahl zu vereinen die leidigste Störung.
Aber ich sprach am anderen Tag zum versammelten Schiffsvolk:
„Leute, so geht's in der Welt, und Gerechtigkeit wohnt nicht auf Erden!
Denn, was hab' ich gethan? Von Menelaus und Paris
Hab' ich Euch, wißt Ihr, erzählt. Ihr gabet dem Herrn Kapitäne
Einen Namen, der ihm nicht paßt: ich mußt' es ihm büßen!“
„Halte Dich weiter nicht auf und erzähle nur!“ sagten die Leute. —
Ja, wir sind schon nahe gekommen dem fröhlichen Ausgang,
Denn wir blieben da stehn, wo Penelope, sitzend am Feuer,
Lange betrachtet den Mann, der die trotzigen Freier getötet,
Ob er Odysseus sei und es nicht zu ergründen vermochte.
Lange sah sie ihn an, nachdenklich die Züge betrachtend,
Bald schien es ihr der Gatte zu sein, der so lange vermißte,
Bald mißkannte sie ihn, da ihn schlechte Gewänder verhüllten.
Staunend und unmutsvoll sprach also zur Mutter der Jüngling:
„Fürchtest Du stets noch, Mutter, es könnt' ein Betrüger Dich täuschen?“
„Das ist häufig geschehn und wird auch künftig geschehen!“
Sagte Penelope drauf, die als klug und besonnen berühmt war,
„Und ich hätte noch gern ein ganz untrügliches Zeichen.“
„Vorsicht lob' ich ja selbst,“ so sagte der Jüngling dagegen,
„Und ich war nicht ein Thor, als ich diesen als Vater erkannte,
Auch im Mißtraun kann man zu weit gehn, wie im Vertrauen.
Vater, sie wird Dich wohl nicht in Bettlergewändern erkennen,
Steig' ins Bad und lege Dir dann ein königlich Kleid an.“
„Ja, Dein Rat ist gut. Ich will mich baden und salben
Und mich dann ausruhn von dem männermordenden Kampfe.“
Aber Penelope sprach zur alten Dienerin also:

„Euryklea, so rüst' ihm das Bad und besorg' ihm das Lager,
Hole das Bett ihm heraus, das er selbst im Gemache gezimmert
Und stell' hier es ihm auf in der Halle mit Polstern und Decken."
„Frau, Du willst mich versuchen!" so sprach mit Lächeln Odysseus.
„Niemand weiß als Du und ich, wie es ist mit der Bettstatt.
Als ich das Haus mir erbaute, da stand weitschattig ein Ölbaum
Hier im Gehege, der Stamm so dick, wie die Säule des Tempels,
Aber ich hieb ihn ab, kurz über der Erd' aus dem Stumpfe
Macht' ich den Fuß des Bettes für mich und meine Gemahlin
Niemand kann je bewegen die festgewurzelte Bettstatt!"
Auf dies Zeichen erhob sich freudig die zärtliche Gattin.
„Wahrlich, Du bist Odysseus!" so rief sie in seiner Umarmung.
Alles schwieg, wie wenn man den Gipfel des Berges erreicht hat
Und auf das Thal und die Mühen des Wegs mit Entzücken herabschaut.
Endlich nahm Claus Babbe das Wort, der gemütliche Bootsmann:
„Ja, ein treffliches Paar, Penelope und ihr Odysseus,
Wenn sie gestorben nicht sind, so leben sie Beide noch heute.
Deine Geschichte ist gut und lehrreich." „Nun, und was lehrt sie?"
Fragt' ich. — „Wer hätte gedacht in der Höhle des wilden Cyklopen
Und bei der Scylla Gebell, daß Alles so gut sich noch fügte.
Darum muß man auf Gott vertraun; denn er weiß es am besten.
Noch jung hatt' ein Weib den Ernährer und Gatten verloren,
Der als Schiffer geblieben auf See, und ihn lange betrauert.
Als nun der älteste Sohn aufwuchs und im mühsam ersparten
Gottstischrock Palmsonntag war am Altare gesegnet,
Fragte sie streichelnd die Wange des Lieblings: „Sage, was willst Du
Werden, mein Sohn?" Er entgegnete keck: „Ich werde ein Seemann."
Ließ sich nicht sagen und halten, und ging noch vor Ostern zu Schiff weg.
Da war wieder in Not und Sorgen die Wittwe, und seufzend
Sah sie bei jeglicher Reise des Sohns stets nach auf den Karten,
Welche ihr nachgelassen von ihrem verewigten Manne.
Und nachdem sie die Richtung des Windes erkannt, der zum Ziele
Führte das Schiff, so bat sie den Herrn um den richtigen Fahrwind.
Als nun der andere Sohn gleichfalls nachfolgte dem Vater,
Bat sie Gott auch für ihn um den richtigen günstigen Fahrwind.
Einmal fuhr ihr ältester Sohn nach London, der Andre
Segelte umgekehrt von dort nach Riga, so wußte
Nicht sich Rates die Frau, ob um Ostwind oder um Westwind
Sie Gott sollt' anrufen und flehn in ihrem Gebete.
Aber als sie nun gar noch den dritten der Knaben nicht konnte
Halten am Lande zurück, und nun drei Söhne in jeder
Richtung durchkreuzten das Meer, da wußte die Mutter nicht länger,
Welch ein Wind zu erflehn, und war in Verwirrung und ratlos.
Und sie faßte sich fromm und sagte: „So will ich in Deine
Vaterhände getrost, mein Herrgott, geben die Winde,
Denn Du weißt es am besten, was dienet den Kindern der Menschen!"
Also sagte das Weib und müssen wir Alle so denken.
Manch ein Schifflein hängt von der Decke der Kirche herunter.
Also läuft von jeglichem Schiff ein Faden zum Himmel,
Wo in der Hand des allmächtigen Gottes die sämtlichen Fäden
Ruhn und sie werden gelenkt nach unerforschlicher Weisheit."
Also sprach Claus Babbe. Andächtig und kirchenstille
Hatten wir Alle gelauscht auf die Worte des redlichen Bootsmanns,
Und ich sagte zuletzt: „Es heißt, daß das Schwerste bei jedem
Werk ein richtiger Schluß, und sind schon manche Poeten,
Denen es leidlich gelang, am fünften Akte gescheitert,
Aber zur Odyssee fand Claus den richtigen Schluß jetzt.

Ja, was wär' auch wohl aus meiner Erzählung geworden,
Wenn Claus Babbe sie nicht verbrämt mit Bemerkungen hätte?
Und uns lachen gemacht durch köstliche Schwänke und Späße,
In die sein ursprüngliches Herz sich immer ergießet?
Claus soll leben!" „Nein, nein," so rief da die sämtliche Mannschaft,
„Vivat Heinrich! Er ist noch so jung, doch wenn er erzählet,
Fließt ihm wie Honig die Rede vom Mund gleich Nestor, dem Alten."
Darnach hoben sie mich auf die Schultern mit Jauchzen und Lärmen,
Und so trugen sie mich im Triumph vom Bug bis zum Spiegel
Und dann wieder zurück vom Kompaßhäuschen zum Bugspriet,
Bootsmann, der es verstand, mit der Junge Raketen und Schwärmer
Nachzumachen, vermehrte die Lust mit Knallen und Zischen.



Brandung.

Festball haben heut die Wogen,
Um die schwarzen Klippen her,
Schäumend und in weiten Bogen,
Kreuz und quer,
Und in Schleppgewanden schwer
Kommen sie zum Strand gezogen.

Uralt tolle Wasserschwänke
Sprühn sie zischend sich ins Ohr,
Spritzen um die Felsenbänke
Hoch empor,
Dunkle drängen dunklere vor,
Wild wie Rosse zu der Tränke.

Aus den Wirbeln ragt im Schwalle
Hier ein steingeword'nes Schiff,
Dort ein Untier — Rumpf und Kralle
Ward zum Riff.
Horch, da tönt ein geller Pfiff,
Nacht umfängt die Felsenhalle.

Nacht — und immer schaumbestäubter
Wogt's heran, und Schaum bedeckt
All der Ungetüme Häupter,
Auferweckt
Schienen sie, wie wenn sich reckt
Ein von langem Schlaf Betäubter.

Ha, jetzt giebt es Schlägereien!
Um das Wrack im Meeresschoß
Streiten sie zu zwei und dreien,
Klein und groß
Hauen auf einander los
Mit Gezähn und Grat von Haien.

Kiefern reißen, Flossen, Schuppen
Sich die Ungeheuer aus,
An der Steine schwarzen Kuppen,
Im Gebraus,
An den Faden eines Taus
Ringen sie in ganzen Gruppen.

Mit versunknen Enterhacken
Kommen sie herauf vom Grund;
Wie sie sich beim Schopfe packen,
Und am Schlund
Sich verbeißen, und schon wund
Noch die Schädel sich zerknacken!

Wem bleibt wohl die Siegeskrone?
Sieh! die andern alle taucht
Ein gewaltiger Tritone!
Wie er pfaucht,
Da sein letzter Feind verhaucht,
Ein elender Epigone!

Um den stolzen Sieger schnellen
Kosend seinen weißen Bart,
Leichtgeschürzte Mondlichtwellen,
Dicht geschart:
Er indes verspeist mit Art
Schilfbekränzt zehn Pfund Sardellen.

Hermann Lingg.

Im Frühling bist Du hingegangen.

Im Frühling bist Du hingegangen,
Nun deckt der tiefe Schnee die Flur;
An der Du einst so sehr gehangen,
Sie starb nun auch schon, die Natur!

Ich weiß es, Du hast gern gelebet,
Es war das Leben Dir so schön!
Nun bist Du wohl schon weit entschwebet
In jene hellen, klaren Höhn.

Dir ist die Erde nun, die große,
Nur mehr ein kleiner Ball von Schnee;
Nur eine weiße Wasserrose
Im tiefen blauen Weltensee.

Rudolf Knussert.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Dramen.

Johann Heinrich Merck hat einmal seinem Freunde Wieland den Vorschlag gemacht, im „Teutschen Merkur“ statt einzelner Anzeigen vier Rubriken anzulegen mit den Überschriften: Vortrefflich — gut — mittelmäßig — Makulatur. Die Anlegung solcher Rubriken würde sich gegenwärtig, da Jahr für Jahr in Deutschland ungefähr 1400 Dramen geschrieben werden, gar sehr empfehlen. Nur vom typographischen Standpunkte aus würde die gähnende Leere der zwei ersten Rubriken und die Überfüllung der vierten unschön aussehen. Völlig zu entbehren wäre jedoch die erste Rubrik glücklicherweise doch nicht; ich kann zum mindesten eines der mir vorliegenden Dramen unter „Vortrefflich“ einreihen, Wolfgang Kirchbachs vieraktiges Lustspiel „Der Menschenkenner“ (Dresden, L. Ehlermann. 1888. 111 S. 8°.) Ein wirklich lustiges Lustspiel, das sich zugleich vom Possenhaften freihält und bühnenwirksam ist, gehört in Deutschland zu den größten Seltenheiten. Kirchbach hat bei seinem ersten Versuche als komischer Dichter allen Anforderungen entsprochen. Das zuerst im Druck ausgegebene Werk ist inzwischen auch bereits am Altenburger Hoftheater mit größtem Erfolge gespielt worden. Und wie könnte der ebenso fein als spannend geplanten Intrigue, die in lebensvollem Dialoge von scharf gezeichneten Charakteren vorgeführt wird, der Erfolg ausbleiben? Ein englischer Diplomat hat als Nachahmer La Rochefoucaulds geschriftstellert und hält sich deshalb für einen großen Menschenkenner; einen harmlosen journalistischen Interviewer durchschaut er als gefährlichen Gegner, die russische Spionin wählt er zu seiner Vertrauten und vernachlässigt seine kluge und treue Gattin. Vortrefflich hat hier der Dichter seine Sache gemacht, vortrefflich ist das Buch vom Verleger ausgestattet, möge nun auch eine Reihe vortrefflicher Aufführungen auf allen Bühnen den Verfasser für die seltene Gabe lohnen. Kirchbach hat das garstige politische Thema höchst geistreich zu behandeln gewußt im feineren Lustspiel.

Ein geplagter Parlamentswähler, der durch seine Abstimmung Kunden zu verlieren fürchtet und noch mehr seine Frau fürchtet, wäre für einen Schwank glücklich zu verwenden; allein Fr. Roscins hat in seinem „Herr im Hause“ (Leipzig, R. Werther. 38 S.) nur die eigene Unfähigkeit an einem dankbaren Stoffe bewiesen. Warum man für eine deutsche Posse die englischen Wahlen statt der deutschen schildert, weiß ich nicht; jedenfalls sollten dann nicht solche grobe Verstöße gegen englische Sitten gemacht werden, wie es in diesem Falle geschehen ist.

In das schwäbische Volksleben führen uns zwei in Neudrucken vorliegende Schauspiele Gottlob Friedrich Wagners (1774—1839) ein: „Die Schulmeisters-Wahl in Blindheim“ und „Ernennung und Heirat des Schulmeisters zu Blindheim“ (Stuttgart, Verlag v. R. Lutz. 1888. 102 u. 96 S.). Vom Drama ist hier freilich nur sehr äußerlich die Form gewahrt, interessant ist es aber, wie Christian Weises Lustspiel von der Pickelhäringswahl zu Querlequitsch (Bäuerischer Machiavellus 1681) zu einem schwäbischen Dialektstücke mit Iffland'scher Rührseligkeit und aufklärerischen Tendenzen umgearbeitet wurde.

Nach Schwaben führt uns auch Karl Mayers heiteres Festspiel: „Die Weiber von Schorndorf“ (Stuttgart, Verlag des Beobachter. 1888. 75 S.) Das zweihundertjährige Jubiläum der Stadterrettung von Mélacs Banden durch schwäbischer Frauen Entschlossenheit (15. Dezember 1688) ist ja vor kurzem in Württemberg gefeiert worden und das Festspiel hat seinen Zweck völlig erfüllt, es ist recht gut gemacht, doch habe ich vor Jahren schon eine andere Dramatisierung der Geschichte spielen sehen, der ich doch den Vorzug geben möchte.

Einen viel gefährlicheren Wettkampf mit einer älteren Dramatisierung aus der schwäbischen Geschichte hat Emil Wolff mit seinem fünfaktigen Trauerspiele „Herzog Ernst“ (Kiel, Lipsius u. Tischer 1883. 148 S.) gewagt. 1817 hat Uhland sein Trauerspiel: Ernst, Herzog von Schwaben, veröffentlicht, das zwar nicht als Drama, doch als Dichtung fast unseren klassischen Musterwerken beigezählt wird. Herzog Ernst als Vertreter der Stammesfreiheit gegen die Reichsgewalt der Salier ist der bevorzugte Lieblingsheld mittelhochdeutscher Sagendichtung gewesen. Die sentimentale Art, in der er bei Wolff als Liebesheld auftritt, ist verfehlt, eine neue nicht verbesserte Auflage von Max und Thekla. Der Held, seine Mutter und sein Freund sind alle gleichverzeichnete Gestalten, das ganze Werk kaum mittelmäßig. Dagegen ist Wolffs älteres Trauerspiel: „Der Hochmeister“ (Kiel 1882. 178 S.) eine hervorragende dichterische Leistung. Die kräftige Herrschaft Heinrichs von Plauen und sein Sturz durch die zuchtlosen Ordensbrüder ist mit ungewöhnlicher Begabung dargestellt. Zwar fehlt es auch hier nicht an störenden Einschiebseln; die verliebte ruhmsüchtige Polin und des Hochmeisters frühere Schuld, die ihn zum Vater seines Gegners Weisberg macht, wären besser weggeblieben. Die historische Handlung war hier reich genug. Die Jamben zeigen in Wolffs beiden Dramen Schillers Einfluß von der erfreulichsten Seite, die Charaktere sind in letzterem scharf und lebensvoll, die Handlung spannend. Ich freue mich auf dies durchaus tüchtige Drama rühmend aufmerksam machen zu können. Daß Wolff seinem „Hochmeister“ den schwachen „Ernst“ nachsenden konnte, zeigt freilich, wie sehr es unsern Dramatikern, von denen die Bühnen nichts wissen wollen, an zielbewußter Schulung fehlt.

Schildert uns Wolff den Kampf der deutschen Ordensritter gegen die Polen, so führen uns ein Drama von Bernhard Steiner und ein Schauspiel von Seeger an der Lutz, die Reformationskämpfe vor, beide feiern „Ulrich von Hutten“ (Zürich, F. Lohbauer. 1886. 97 S. und Dresden, E. Piersons Verlag. 1888. 144 S.) Steiner hat seine Dichtung ganz in Blankversen, Seeger zum größten Teile in Prosa geschrieben. Das letztere enthält frei nach D. Fr. Strauß Biographie eine Reihe loser Szenen: Hutten auf der Jagd, sein Kampf mit den fünf Franzosen, Dichterkrönung, Sickingens Tod, Ufenau

u. a. Alles höchst mittelmäßig, aber erträglicher als die von Steiner erfundene Liebesgeschichte zwischen Hutten und Sickingens Tochter. Die Gesinnung Steiners ist so lobenswert als ihr dichterischer Ausdruck es nicht ist.

Durch Hervorhebung Zwinglis neben Hutten vereinigen die beiden Dramen deutsch-schweizerischen Patriotismus. Ganz der Schweizer Geschichte gehören an das allegorisch-dramatische Festspiel zum 500jährigen Jubiläum der Stäfelser Schlacht von Ulrich Farner „Die Befreiung von Glarus“ (Glarus, Verlagsbuchhandlung J. Vogel. 1888. 98 S.) und R. Th. Lüschers fünfaktiges Volksschauspiel „Patriot und Rebell“ (St. Gallen, Verlag von F. Hasselbrink. 1887. 135 S.) Bei der Aufführung vor begeisterter Festversammlung mag Farners Anpreisung des Glarner Freiheitskampfes und seiner Gefahren von großer Wirkung gewesen sein; die gedruckte Dichtung mit ihren steten Wiederholungen und Personifikationen kann trotz der wohlgebauten Verse und glänzenden Ausstattung des Buches wenig anmuten. Das Volksschauspiel giebt eine Episode aus dem Untergange der Bernschen Oligarchie im Jahre 1798: Ein Junker, der ein Mädchen verführen will, ihren Bräutigam einsperren läßt, nach dem Siege der Franzosen aber ein guter Bürger wird. Handlung und Sprache zeigen gleiches Ungeschick in der Behandlung. Immerhin ist aber durch die Entgegenstellung des trotz aller inneren Unterdrückung an der Eidgenossenschaft festhaltenden Bauern und des französisch gesinnten Aufwieglers ein dramatischer Gegensatz vorhanden.

Dagegen ist E. J. Löwenthals dreiaktiges Trauerspiel „Robert Blum“ (New-York, G. E. Stechert, Brodway o. J. 60 S.) nur eine in dramatische Form gebrachte demokratische Deklamation, halb in Prosa, halb in Versen ohne jede Spur von Poesie; nicht ein einziger Charakter ist hier geschaffen, und Jelinekѕ eingeflochtene Liebesepisode mit Reminiszenzen aus Lessings Nathan macht die Sache nicht besser. Das Trauerspiel aus dem Jahre 1848 beweist wieder, daß die Franzosen nicht ganz Unrecht hatten, wenn sie für ihre haute tragédie nur zeitlich oder räumlich weit entlegene Stoffe zuließen.

Einen solchen hat Fritz Lienhard, der sich im Vorwort als Anhänger der „Litteraturrevolution“ und Feind der Jambenglätte erklärt, in seinem fünfaktigen Drama „Naphtali“ (Norden 1888, H. Fischer Nachfolger. 192 S.) gewählt. Auf die Theorie unserer neuesten deutschen Naturalisten kann ich hier nicht eingehen, Lienhards Drama jedoch ist eine sehr ansprechende Leistung. Naphtali ist der Führer der ungestümen hebräischen Jugend, die von Mose's zögernder Klugheit nichts hält, sondern Kampf mit den Egyptern fordert. Die Hebräer unterliegen, Naphtali aber, der die Tochter des egyptischen Feldhauptmanns aus dem Nil gerettet, wird begnadigt. Leidenschaftlich in die Gerettete verliebt, fällt er von seinem Volke, Braut und Vater ab. Nachdem er aber Nitokris Gunst genossen und seines Volkes Auszug gesehen, eilt er in verzweifelnder Reue den Seinen nach und stürzt sich ins Meer, in dem eben die Egypter ihren Untergang gefunden. Die Sprache (Prosa) ist kraftvoll ohne zu stark an die Bibel anzuklingen; das Thema von dem durch Liebe herbeigeführten Abfall ist alt, aber mit Geschick behandelt und würdig ist der große Volksführer mit seinem Jehovahglauben vorgeführt. Eine entschiedene Begabung macht dies „Erstlingswerk“ zu einem vielversprechenden

Auch eine ältere biblische Tragödie, Anna Barnstorffs „Jephtha“ (Berlin 1889 bei Ernst Mütter (100 S.) verdient lobende Erwähnung. Lienhard hat das Verdienst, einen großen historischen Moment zum ersten Male im Drama verwertet zu haben; Jephthas unheilvolles Gelübde und Opfer ist seit langem ein beliebter Dramenstoff; ich erinnere nur an Buchanan, Balde, Chr. Weise. Frl. Barnstorff hat in großen klaren Zügen die biblische Erzählung gestaltet; in den wohlgebauten Blankversen zeigt sich Beherrschung der Sprache und tiefes poetisches Empfinden, Kraft und Leidenschaft. Das Peinliche des grausigen Stoffes läßt sich nicht verwischen, aber auf das bestmögliche ist der Tochtermord hier behandelt worden.

Ob auch Leopold v. Schröder in seinem Trauerspiele „König Sundara“ (Dorpat 1887. Schnackenburgs Verlag. 120 S.) einen bereits von indischen Dichtern behandelten Stoff ergriffen oder ihn völlig neu gestaltet hat, weiß ich nicht. König Sundara, in ein Paria-Mädchen verliebt, wird nach einer siegreichen Schlacht gegen die Buddhisten selbst zu Buddhas Lehre bekehrt. Die Brahmanen verführen sein Heer zum Abfall und drohen das gefangene Mädchen zu foltern, wenn Sundara nicht wieder zum alten Glauben zurückkehre. Um des Königs Kampf zwischen Liebe und Pflicht zu entscheiden, tötet Prijamwada sich selbst. Entwurf und Durchführung sind nicht übel geraten, wenn auch die schlimmen Priester und der ihnen verbündete Feldherr arg schablonenhaft erscheinen. In jedem Akte sind lyrische Chöre eingeschaltet, die jedoch gleich den Blankversen des Dialogs formal viel zu wünschen übrig lassen.

Die römisch-germanischen Beziehungen im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft haben zu gleicher Zeit Gabriel Strand in einer Tragödie und Karl Streibel in einem Schauspiel „Julia Alpinula“ (Karlsruhe 1888. Bielefelds Hofbuchhandlung, 97 S. und Dresden 1888. E. Piersons Verlag, 93 S.) dramatisch zu verwerten gesucht. Strands Arbeit ist schlecht, verworrene Handlung, keine Charaktere, kein Interesse, holpernde Verse; die Erbärmlichkeit von Streibels Machwerk aber läßt sich mit parlamentarischen Ausdrücken unmöglich kennzeichnen. Deutsch zum mindesten ist die Sprache der versartigen Zeilen, in denen unglaubliche Albernheiten hergestottert werden, nicht. Um jedoch nicht mit solch unerfreulichem Tadel meinen Bericht zu schließen, erwähne ich noch Fr. Winks dramatischen Versuch „Waldglück“ (Stuttgart 1888. Selbstverlag des Verfassers, 78 S.) Das einfache Singspiel verwendet Motive aus Scheffels Trompeter und dem bekannten Liede „Der reichste Fürst.“ Ein armer Jäger gewinnt die Tochter seines Herrn, indem er dem Grafen Eberhard im Barte das Leben rettet. Freilich scheint der Verfasser mehr Liebe zu dem volkstümlichen Herrscher als historische Kenntnisse zu besitzen.

Marburg i. H. **Max Koch.**

Litterarische Notizen.

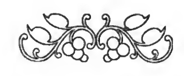
— Eine Anzahl patriotischer Schriften, in welchen sich die Ereignisse des bewegten Jahres 1888 in Prosa und Vers wiederspiegeln, sei, da sich eine eingehende Kritik teils durch das Programm dieser Zeitschrift, teils mit Hinsicht auf die Zwecke dieser Sammlungen, als unthunlich erweist, wenigstens an dieser Stelle aufgezählt und kurz charakterisiert. Die ungemeine und fast in aller Geschichte beispiellose Popularität, deren sich einer der edelsten Menschen, die je den Thron geziert, Kaiser Friedrich III., erfreute, trat bei seinem Hinscheiden in rührendster Weise zu Tage. Eine Reihe poetischer Totenklagen vereinigt die Sammlung: „Auf Kaiser Friedrichs Tod", welche F. W. Reuschert-Metz im Verlage von H. Stefanus in Trier hat erscheinen lassen. Einiges darunter ist freilich des großen Anlasses nicht ganz würdig und verdient die Wiedergabe in Buchform nicht. Aber die Zahl guter Gedichte überwiegt, wenn wir auch gerade nicht auf ein einzelnes als ganz besonders vortrefflich hinzuweisen wüßten. Eine ähnliche Tendenz verfolgt eine im Verlage der Garmsschen Buchhandlung in Dortmund erschienene Sammlung von Klage- und Trostliedern deutscher Dichter unter dem Titel: „Dichterstimmen aus Deutschlands Trauertagen." Der ungenannte Sammler hat seine Aufgabe nicht gerade schwer genommen und sich manches Gute entgehen lassen. Immerhin hat auch diese Sammlung sicherlich im Hinblick auf ihren Zweck ihr dankbares Publikum gefunden. Einen im sprachlichen Ausdruck nicht makellosen und vielfach überschwenglichen, aber in der Gesinnung edlen und tapferen Ausdruck hat der Schmerz um das allzufrühe Hinscheiden des edlen Fürsten in einer Dichtung von Johann Friedrich Lahmann: „Auf Kaiser Friedrichs Tod" (Bremen, H. W. Silomon), gefunden. Trotz des zuweilen fühlbaren Hinabgleitens in die Phrase ist die Dichtung übrigens nicht bloß der Gesinnung wegen, sondern auch als Talentprobe erfreulich. Eine Sammlung „Vaterländische Klänge" hat Friedrich van Hoffs im Verlage der Lintzschen Buchhandlung in Trier erscheinen lassen. Die Trauersonette auf Kaiser Wilhelm und Kaiser Friedrich — das letztere ist auch den Lesern der „Deutschen Dichtung" bekannt geworden — gehören mit zu den besten Gedichten dieser Sammlung. Daneben verdient das „Freiheitslied" und das 1870 in deutscher und lateinischer Sprache gedichtete „Brüder, laßt uns fröhlich sein, weil wir einig worden", besondere Hervorhebung. Die ganze Sammlung aber verdient nicht bloß der patriotischen Gesinnung, sondern auch des dichterischen Wertes wegen Beachtung. Ein hübsches Gedenkbuch über Kaiser Wilhelm I. hat Ernst Scherenberg im Verlage von Ernst Keils Nachfolger in Leipzig, eine ähnliche auf Kaiser Friedrich III. bezügliche Schrift E. Trog im Verlage von Wilhelm Langguth in Eßlingen erscheinen lassen. Die letztere kann freilich nur sehr bescheidenen Ansprüchen genügen. Gleichfalls ein patriotisches Buch, das jedoch nicht an die Zeitereignisse gebunden ist, hat Oscar Schwebel im Verlage der Liebelschen Buchhandlung in Berlin über die Sagen der Hohenzollern erscheinen lassen. Was die Sage über das erlauchte Fürstengeschlecht berichtet, findet sich hier zusammengetragen, und der Mitteilung der Überlieferung folgt dann der Versuch, den geschichtlichen Kern herauszulösen. Die Ausstattung ist elegant und gefällig; die Darstellung könnte geschmackvoller und sorgfältiger sein.

— Unter dem Titel „Berliner Neudrucke" hat unter Redaktion von Ludwig Geiger, B. A. Wagner und Georg Ellinger im Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin ein neues Unternehmen zu erscheinen begonnen, welches innerlich so berechtigt ist, wie ihm der äußere Erfolg sicherlich nicht fehlen wird. Es soll darin „eine Reihe von Werken veröffentlicht werden, welche in enger Beziehung zu Berlin stehen, selten geworden, bedeutsam oder seltsam gewesen und geblieben sind, und welche daneben einen wichtigen Einfluß auf die Kultur- und Litteraturströmungen ihrer Zeit ausgeübt haben". Zunächst soll die eigentlich klassische Epoche (1740—1815) ins Auge gefaßt werden, doch betonen die Herausgeber, daß Übergriffe in eine frühere oder spätere Periode keineswegs gänzlich ausgeschlossen sein sollen. Auch soll die Sammlung teils vollständige Werke, teils bei zu ausführlichem oder nicht allgemein wertvollem Inhalt Auszüge oder ausgewählte Bruchstücke enthalten. Ein ähnliches Unternehmen ist in Wien begonnen worden und einige Zeit rüstig vorgeschritten. Wie es nun um die Fortführung desselben steht, wissen wir nicht, jedenfalls füllt die nun für Berlin unternommene Arbeit eine so wesentliche und fühlbare Lücke aus, daß ihr der Erfolg kaum fehlen kann, besonders da die Namen der Mitarbeiter die Gewähr dafür bieten, daß die Sache in den richtigen Händen liegt. Auch die beiden ersten Bändchen, welche bisher erschienen sind, rechtfertigen dieses günstige Vorurteil. Sie enthalten die beiden Jahrgänge jenes seltsamen satirischen Almanachs, mit welchem Friedrich Nicolai 1777 und 1778 der von Goethe und den Stürmern und Drängern als Mittel für die Durchsetzung ihrer Kunstideale neubelebten Pflege und Beachtung des Volksliedes entgegentrat. In erster Linie wendet sich Nicolais „kleyner feyner Almanach" gegen Herders Mahnung, „sich um Lieder des Volks zu bekümmern", und die begeisterte Zustimmung, welche Bürger in einem Aufsatze im „Teutschen Merkur" zu dem Plane einer Sammlung von Volksliedern ausgesprochen. Der Almanach suchte die Gegner dadurch ad absurdum zu führen, daß er eine Reihe von Volksliedern in der eigentümlichen Schreibweise des sechzehnten Jahrhunderts wiedergab. Die parodistische Tendenz trat hierbei nur nur insofern zu Tage, als Nicolai aus der schwankenden Orthographie und Interpunktion des sechzehnten Jahrhunderts gerade die für unser Auge und Sprachgefühl befremdlichsten Beispiele als Muster hinstellte und neben schönen auch besonders schlechte Proben auswählte. Im Ganzen und Großen verfuhr er nicht unehrlich, wie er denn überhaupt auch durch diese Sammlung der ihm heiligen Sache der Aufklärung nach bestem Wissen und Gewissen zu dienen suchte, nur daß eben sein Standpunkt ein enger und beschränkter war. Nicolai, der Freund und Förderer Lessings, hat überhaupt unleugbar große Verdienste um unsere Litteratur und jenen humanen Zug, den sie im vorigen Jahrhundert aufwies. Wir hätten auch dies gern in der Einleitung zu dem Wiederabdruck des Almanachs, welche von Dr. Georg Ellinger verfaßt ist, nach Gebühr betont gesehen. Im übrigen verdient seine Einleitung und die Sorgfalt der Edition nur Anerkennung. Die „Berliner Neudrucke" seien unseren Lesern empfohlen.

— Wir haben in den früheren Heften unserer Zeitschrift wiederholt die einzelnen Bände von „Bachems Novellen-Sammlung. Eine belletristische Haus- und Familien-Bibliothek" (Köln, J. P. Bachem) rezensiert. Die schmuck ausgestatteten Bändchen halten im Allgemeinen dieselbe Richtung ein, wie unsere Familienblätter, sie bieten zum größten Teil belletristische Mittelware, die weniger künstlerischen Zwecken als dem Unterhaltungsbedürfnis zu dienen hat, doch ist eine gewisse Sorgsamkeit der Auswahl und das Streben, nur gesunde Kost vorzusetzen, immerhin sichtlich und der Anerkennung wert. Auch von den sieben Bändchen, die uns heute vorliegen, darf dasselbe gelten; sie enthalten Novellen von Karl Schrattenthal, Karl Mey, K. v. Leonhard, E. Franz (Pseudonym für Marie von Pelzeln, eine Enkelin der einst gefeierten Karoline Pichler), Ernst Lingen, H. Fret, A. Weber, L. Meyer von Schnaensee, Elise Polko, Walther Schwarz, E. Rudorf, M. Berger u. v. A. Die meisten dieser Erzähler wandeln auf andern Pfaden als jenen, auf welche wir unsere Leser führen und zu näherm Eingehen auf ihre künstlerischen Absichten fordert keine heraus, doch liegt auch kein Grund zur Stellungnahme gegen diesen im Ganzen harmlosen Zeitvertreib vor.

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von Johannes Päßler in Dresden

Deutsche Dichtung.



Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Sechster Band.

April bis September 1889.



Dresden.

Verlag von L. Ehlermann.

1889.

Mitarbeiter-Verzeichnis des VI. Bandes.

Inhalt des VI. Bandes.

Novellen und Erzählungen.

Lyrik.

Sprüche und Aphorismen.

Epische Dichtungen.

Dramatische Dichtungen.

Essays.

Litterarische Notizen.

Autographen.

Porträts.

Illustrationen.



Deutsche Dichtung.

VI. Band. 1. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. April 1889.





Mysterien der Seele.

Ein Gedicht
von
Adolf Friedrich Graf v. Schack.

I.

Nun Jahre sind's, seit Deine Hand
Zum letzten Mal in meiner ruhte.
Es war, als bohrte jegliche Minute
Der Abschiedsstunde, wie sie schwand,
Mir in die Seele Pfeil auf Pfeil.
Von meinem besten Leben einen Teil
Schien sie mit sich hinweg zu nehmen;
Auf meiner Lippe starb das Lebewohl
Weh wollte mir des Herzens Schläge lähmen.

Freund, der seit früh Du mir ein fester Pol
Gewesen, wenn ich unstät schwankte,
Ein Stab, um den sich meine Jugend rankte,
So oft sie, wilder Stürme Spiel,
Hinsinken wollte — Du, der Einem Ziel
Ernst, fest Du immer nachgestrebt —
Und vor der Mitte Deiner Bahn
Dir sagen darfst: soviel gewirkt, gethan
Hab' ich, daß ich vergebens nicht gelebt —
Wie gegen Deinen Arnold warst so mild
Du immerdar! Wie mahntest Du von je
Ihn, aufzuraffen sich aus seinem Weh!
Und, wenn nach diesem Schattenbilde
Er bald, und bald nach jenem jagte,
Wie hast Du ihm gescheucht die Truggestalten,
Und ihn empor gerichtet, wenn er zagte!
Wie hast den Strauchelnden Du festgehalten,
Dem Irrenden den rechten Pfad gezeigt!
Nichts, seit mir Deine Stimme schweigt,
Giebt für der Weisheit reichen Schatz,
Den Du mir botst, mir für den Trost Ersatz,
Den ich von Deinen Lippen oft gesogen,
Wenn wir, nachdem des Tages strenger Pflicht
Genügt Du, bei der Lampe Licht
Am Abend traute Zwiesprach pflogen! —
Und doch, mein Freund! ob auch fortan
Mein Wort nicht mehr zu Deinem Ohr
Geflügelt die Gedanken, wie empor
Sie aus dem Geist sich ringen, tragen kann;
Ob auch Dein Blick nicht mehr, voll von Verständnis
Auf meinem ruh'nd, mir sagt, wie das Bekenntnis
Des scheuen Herzens Du gefaßt;
Obgleich ich zagend keinem Laute
Der Menschensprache es vertraute:
Ich fühl's, ich finde keine Rast,
Eh' das, was meine ganze Seele füllt,
Was ich erlebt, und was empfunden.
Vor Dir ich, meinem andern Selbst, enthüllt.
Nimm denn die Blätter hier! in Weihestunden
Hab' ich für Dich, mein Leopold,
Mein Innerstes darauf entrollt.

Nicht Abenteuer werd' ich und Geschichten
Aus fernen Zonen Dir berichten.
Im Land Tirol ein enges Alpenthal —
Umwandeln kann man's leicht im Kreise,
So lange auf der Gletscher Eise
Empor flammt und verglüht der Abendstrahl —
Ist, was ich Dir erzähle, vorgegangen.
Allein ein Raum, nur eine Spanne groß,
Ich hab's erlebt, kann mehr umfangen,
Als Länderstrecken, weit und grenzenlos.
So unergründlich tief sind nicht die Meere,
Dort wo kein Senkblei hinreicht, wie die Seele!
Des Waldes Blätter eher zähle,
Des unermess'nen Himmels Sternenheere,
Als die Geheimnisse, die still ihr Schoß
In sich verbirgt. Von dunklen Schichten,
Wie Wolken, ist ihr Abgrund überdeckt.
Bisweilen nur, wenn sie sich lichten,
Schau'n wir, halb freudig, halb erschreckt,
Auf ihren wundervollen Grund hinab
Und sehen dort versunk'ne Welten liegen,
Und Geister ringen sich aus ihrem Grab;
Wir spähen bang in ihren Zügen,
Und schau'n uns selbst, sowie wir eh'mals waren.
Das Weh, die Wonnen von vergangenen Jahren
Ersteh'n zugleich und blicken schattenbleich
Uns an mit Lächeln und mit Thränen.
Allein mag tief ins Unterreich
Hinab der Seele Abgrund gähnen,
Nach oben zu des Raumes fernster Mark,
Wohin kein Sehrohr, noch so stark,
Den Blick trägt, ragt ihr Himmel auch empor.
Von oben aus der Sterne Reigen,
Wie durch die Ewigkeit sie steigen
Und sinken, hallt ein Jubelchor.
Zurückgewichen ist die Endlichkeit,
Der Erde dunkles Weh und Leid
In sel'ge Klarheit hingeronnen,
Und leuchtend zieht in Frühglanz neugeborner Sonnen
Ein junger Welttag durch des Aufgangs Thor.

II.

Nachdem zu seiner ernsten Pflichten Übung
Den Freund hinweg von mir das Schicksal nahm,
Kam in mein ganzes Wesen eine Trübung,
Und übermannt ward ich vom Gram.
Frisch war noch meine Wange, und das braune
Gelock umwallte jugendlich mein Haupt;
Doch schien's, daß eine tückische Alraune
Den Frohsinn mir, den Lebensmut geraubt.
Gebannt war ich von je in enge Schranken —
Du weißt es; nicht dem Himmel durft' ich danken,
Daß er als seinen Liebling mich gehegt
Und Schätze in die Wiege mir gelegt.
Herb war das Los, das er mir schuf;
Und Jene, die dem innern Ruf
Gehorchend, ihre Bahn sich wählen dürfen,
Beneidet' ich — Glückselig pries ich Den,
Der, was an Plänen und Entwürfen
In seinem Geist nur mag entstehn,
Vollführen darf. In vollen Zügen
Kann aus dem Quell der Kunst er schlürfen;
Und schafft ihm Wissen mehr Genügen,
Hinunter mag er steigen in den Schacht,
Und Ruhe sich nicht gönnen Tag noch Nacht,
Die Bilder auf Etruriens Aschenkrügen
Zu deuten, die geheimnisvollen
Schriftzeichen in den alten Rollen,
Die aus Pompejis Lava halbverkohlt
Erst dies Jahrhundert neu hervorgeholt,
Und jene Andern, welche mit den Adern
Der Erze in die Bergesquadern
Auf Blöcke, halb schon von der Zeit zerrieben,
In Urwelttagen die Natur geschrieben. —
Nicht so auf meinem Lebensgang
Durft' ich gehorchen meinem innern Drang.
Der heil'gen Tonkunst mich zu weihen,
Mich ihren hohen Meistern anzureihen:
Das war's, wonach mit ganzer Kraft ich rang.
Allein seit früh war es die bleiche Not,
Die mich auf meinem Pfade hemmte,
Und fruchtlos blieb's, zu trotzen dem Gebot
Des Schicksals, das sich mir entgegen stemmte.

Im kleinen Dorfe nah der Lahn
Hat mich ein Pfarrerhaus geboren,
Und früh vom Vater für die Lebensbahn,
Die selbst er sich erwählt, ward ich erkoren.
Unmöglich war mir's, ihr mich zu versöhnen.
Wenn meiner Kunst, wenn allem Schönen
Heiß meine Jünglingsseele flammte,
Bang doch beklemmt war mir die Brust! ich wußte,
Daß nach und nach im engen Amte
Das schöne Feuer mir ersticken mußte.
Und der Gedanke daran lähmte
Mir alle Kraft; wie Mehltau sank
Er auf mein Herz, das ruhelos sich grämte.
Doch — sei dem Himmel dafür Dank! —
Zurück zu uns vom Rheine kam
Die Schwester, welche dort Verwandte
Erzogen hatten, und mein Seelengram,
Der schon seit lang den Frieden von mir bannte,
Entwich vor ihr. Ein süßer Trost
Beim düstern Schicksal, welches ich erlost,
Zog in mein Herz durch Dich, Elise, ein.
Daß mir kein Morgenrot erglänze,
Wo ich in meines Herzens Schrein
Mit frischen Blüten nicht Dein Bild bekränze!
Wie Du so ganz den Bruder faßtest!
Wie sich bei dem, was ihn bewegte,
Bald Rot der Freude Dir aufs Antlitz legte,
Bald leicht erschreckend Du erblaßtest,
Wenn ein Gefühl mit leisem Flügelschlag
Nur hin durch seine Seele schwebte!
Gleichwie das Meer dem Windeshauche bebte
In sanften Wallungen ihm Deine nach.
Was er nur dachte, was er sann,
Du warst die Erste, der er es vertraute;
Und, kaum daß er's gesprochen, innig schaute
Aus Deinem Blick ihn das Verständnis an.
Zugleich warst Du so mild, Du Gute!
Wenn ich im Jugendübermute
Bisweilen thöricht mich vergaß,
Von einem edlen Werk als einem seichten
Zu reden, und mich keckem Worts vermaß,
Die Meister der Musik, die nieerreichten,
Einholen würd' ich: Dir im Blicke las
Ich die Verzeihung. Nur um Deinen Mund
Ein sanftes Lächeln gab mir kund,
Du dächtest, vor mir lägen viel
Der Meilen noch bis zum erträumten Ziel.
Und ohne daß mein Mut gebrochen wäre,
Schrieb ich mir tief ins Herz die Lehre,
Wenn ich bisher zu Mozart, Bach
Aufstaunte, um sie zu beneiden,
Bewundern lernt' ich nun sie hundertfach
Und demutsvoll mich selbst bescheiden,
Daß, während sie in hohen Flügen
Die Adlerschwingen bis zum Himmel trügen,
In Sonnenferne nur ich ihnen nach
Mich schwänge. Mir genug war es an Lob,
Wenn Dir bei Dem, was ich in Töne setzte,
Der Busen sich in höhern Schlägen hob,
Wenn eine Thräne sanft Dein Auge netzte.
Mit Dir und mit der Welt der Klänge,
Die mich umgab, schien nicht zu enge
Mir meines Vaters kleines Haus.
Sah ich vom Rheine her die blauen
Gebirge auch zu mir hernieder schauen,
Sie lockten nicht ins Weite mich hinaus.
Wenn Dir zur Seite sitzend ich den Bogen
Der Geige in der Rechten hielt,
Und sie, von meiner Hand gespielt,
Den Träumen, welche meinen Geist durchzogen,

Bald ernst, bald heiter wiederhallte —
Von Dir gehört zu sein, von Dir verstanden,
Was konnte Schöneres in fernen Landen
Ich finden? Selbst der Mürrisch-Alte,
Der Vater, welcher sonst oft hart
Für mein Geklimper mich gerügt:
Durch Deine holde Gegenwart
War er besänftigt, lächelte vergnügt
Und sagte: „Wohl! schon im Orchester
Seh' ich den Arnold, wie er auf und ab
Beim Dirigieren schwingt den Stab.“

Doch ach! Dein Leben, vielgeliebte Schwester,
War gleich dem flücht'gen Morgentraume,
Der, wenn er eben auf das Augenlid
Sich bebend senkte, wieder flieht,
Der Wolke, die mit gold'nem Saume
Kaum uns'rer Erde Niederungen streicht.
Wie hold auch Deine Jugend blühte,
Längst mit geängstetem Gemüte
Dacht' ich: schon sinken, ehe sie gereift,
Wird diese Frucht. Allzu durchsichtig klar
Auf Deinem Angesichte war
Das zarte Weiß, und in dem Rot,
Das drüber auf den Wangen prangte, hatte
Sein Siegel früh auf Dich gedrückt der Tod.
Sowie gewelkt, Blatt neben Blatte,
Die Rose sinkt nach kurzem Lenze,
War Dir das Ende, als der Kindheit Grenze
Du eben überschritten, zugemessen.
Nur wen'ge Monde, ewig unvergessen,
In Deiner Liebe mich zu sonnen
Vergönnte mir der Himmel. Als die Wiese
Im Herbst erschimmerte vom ersten Reife,
Schon sieh'n ins Stübchen mußtest Du, Elise!
Und seit empor mit blassem Streife
Das Schneegewölk des Winters stieg,
Durchzitterte selbst drinnen Dich ein Schauer,
Und auf dem Lager, matt und siech,
Lagst während langer Monde Dauer
Gebettet Du. Doch wenn voll Trauer
Ich Dir zur Seite stand und bange schwieg:
Du wußtest, statt in Klagen auszubrechen,
Mir immer Tröstung zuzusprechen.
Doch nicht — im Auge, wenn ein leichtes Naß
Es feuchtete, Dir las ich das! —
Vermochtest den Gedanken Du zu fassen,
Daß Du so bald die Erde solltest lassen.
Den ersten Gruß des Frühlings an die Auen,
Den kleinen Krokus, einmal noch zu schauen
Sehntest Du Dich, und die Narzisse,
Die liebliche, die nur verzagt
Und schüchtern in die ungewisse
Lenzluft hinaus sich aus dem Boden wagt.
Du wußtest, daß wohin Du immer schritt'st,
An Deinen Fuß sich Segen heftе.
Drum, während lang und schwer Du litt'st,

Erflehtest Du Dir frische Lebenskräfte,
Damit durch Deines Wohlthuns Maienregen
Noch weiter Du die Welt erquicktest.
Beflügelt hättest gerne Du den trägen
Dezember, wie er langsam schlich, und blicktest
Noch durch den eis'gen Jänner, durchs Gestiebe
Der Flocken sehnend nach dem neuen Jahr;
Auch noch im kalten Februar
Hielt aufrecht Dich des Herzens große Liebe.
Und als dann in den milderen Tagen
Her von des Märzes Veilchenbeeten
Den Duft zu uns die Winde wehten,
Ans Fenster mußten wir Dich tragen;
Dort hing am gold'nen Horizont
Dein Auge, an den Auen, hellbesonnt,
Und hoffend schlug mit matten Schlägen
Dem nahen Frühling noch Dein Herz entgegen.
Allein als Dir der liebliche April
Die ersten Grüße sandte, stand es still.

III.

Bald dann schied auch mein Vater aus der Welt.
Und als ich ihm das Grab bestellt,
Verödet war für mich das Haus.
Es trieb ins Weite mich hinaus,
Der Kunst zu weih'n mich schwur ich, deren Strahl
Früh zur Begeist'rung mich entzündet,
Und nicht zu ruh'n, bis ich nach eig'ner Wahl
Ein Los im Leben mir gegründet.
So eilt' ich in die große Stadt;
Und ob auch karge Mittel mir beschieden:
Mit Wenigem war ich zufrieden.
Ein kleiner Tisch, darauf ein Notenblatt,
Genügte, bei Entbehrung mich zu trösten.
Wenn von den Reihen sich die Zeichen,
Die ich darauf geschrieben, lösten,
Glaubt ich entrückt mich zu des Himmels Reichen.
Was ich gedacht, was ich empfunden,
Was lang mir schwer die Brust gedrückt,
Bevor in Klängen ich's entbunden,
Nun hört' ich's staunend und beglückt,
Wie es in Melodieen, reich und voll,
Zu meinem Ohre, meiner Seele scholl.

Ein Meister schon in meinem Reich
Bedünkt' ich mich. Wenn Nacht und Schweigen
Ringsum sich lagerten, den Sternen gleich,
Die ernsten Zugs empor am Himmel steigen,
Erhoben sich in Feierreigen
Um mich die Tongebilde. Vor den Tag
Zu bergen schienen sie sich zag,
Darum mit schwarzen Tüchern oft verhängte
Ich vor dem dreisten Lichte mein Gemach;
Dann durch das Dunkel und die Stille drängte
Sich Werk auf Werk dem andern nach.
Oft war mir: was im Stillen so entzückt
Einsam ich schuf, der Welt entrückt,
Ich dürft' es keinem Lebenden verraten,

Sonst raubt' ich ihm die echte Weihe.
Von Trios eine lange Reihe,
Von Fugen, Chören und Sonaten
War so mir zur Vollendung schon gedieh'n.
Auch lagen aufgehäuft Quartette
In reicher Zahl um mich und Symphonien,
Doch ohne daß ein Ohr gehört sie hätte.
In meinem Stübchen dürftig hatt' ich
Akkorde nur gelockt aus dem Klaviere.
Da sagt' ich endlich mir: nur hohle Schemen
Doch seien meine Werke, ohne Blut,
So lang' nicht sonst noch Hörer sie vernähmen.
Ich sehnte mich, der Seele Glut,
Die ich in sie geströmt, in Andern auch,
Sowie sie mich erfüllt, zu schüren,
Mit meinen Klagen Andere zu rühren,
In sie zu gießen der Begeist'rung Hauch,
Bei meinen Klängen bald ihr Auge leuchten
Zu sehen und sich bald mit Thränen feuchten.

Es schwanden Tage noch, daß Scheu
Und solcher Wunsch abwechselnd in mir rangen;
Doch mächt'ger, immer mächt'ger hob aufs Neu
Sich endlich siegend in mir das Verlangen.
An manche Thüre pochend schritt ich kühn
Mit meinen Noten hin von Ort zu Orte,
Und endlich sah nach langen Müh'n,
Ich mir erschlossen des Konzertsaals Pforte.
Noch brannte in den Lampen kaum das Gas,
Als harrend ich auf meinem Stuhl schon saß.
Mir war's gewiß, daß in des Ruhmes Halle
Mich sicher dieser große Abend führe.
Und horch! als nun mit mächt'gem Schalle
Das Largo anhob meiner Ouvertüre,
Wie schlug das Herz mir! Als von den Trombonen
Wie Brausen durch der Eichen Wipfelkronen
Der Wirbel an das Ohr mir schlug;
Als gleich dem Hauch von abendlichen Westen,
Wenn säuselnd sie der Linden Blütenästen
Entführen ihren Wohlgeruch,
Der Klang der Flöten, der Violen
Und Klarinetten mich umwallte,
Stumm saß ich, ohne Atemholen;
Und selbst als die Musik verhallte,
In sie versunken blieb ich erst noch tief
Und achtete nicht Derer um mich her.
Doch dann fiel es aufs Herz mir schwer,
Daß keiner von den Hörern Beifall rief.
Wenn hier und dort ein Händepaar sich regte,
Bald matt, der Welle gleich, die aus dem Meer
Der Windhauch kaum emporhebt, legte
Sich der Applaus. — „Langweilig und banal
Ist die Musik, in Wahrheit unerträglich,"
So hört ich's flüstern durch den Saal,
„Mit Stellen, die er Mozart stahl,
Hat sich der Komponist geputzt, doch kläglich
Ist's, wie er in den fremden Fetzen prunkt.
Ein Bach bedünkt er sich im Kontrapunkt,
Doch was er schafft, ist unklar, monoton."

Indes mein Ohr aus manchem Dialog
Umher so manche süße Schmeicheleien sog,
Begonnen hatte das Orchester schon
Das große Oratorium,
Das ich für meiner Werke bestes hielt.
Auf Augenblicke ward's im Saale stumm,
Doch wenig Takte waren kaum gespielt,
Die erste Arie kaum begann der Sänger —
Da hob ein Rücken an der Stühle.
„Ist's die Musik? ist es die Schwüle
Ich weiß nicht, doch ich halt' es aus nicht länger,"
Hört' ich es flüstern. Leer und leerer
Ward es im Saal. Nur auf den Sitzen lehnend
Noch sahen Einige, schlummernd oder gähnend.
Zuletzt blieb nicht ein einz'ger Hörer;
Die Spieler hoben sich von ihren Bänken
Um ihre Schritte heimzulenken.
Zu Ende war's mit dem Konzerte,
Und ich, vor halb erledigtem Programme,
Brach auf, weil sonst man in das Haus mich sperrte.
Durch kalten Regenguß war so die Flamme,
Die in mir loderte, gedämpft.
Der Kranz, mit dem ich schon im Traum geschmückt
Mein Haupt geseh'n, wie war er mir zerpflückt!
So viel hatt' ich gerungen und gekämpft,
Und nun in Himmelsferne war entrückt
Das Ziel, darauf mein Streben ich gerichtet.
Am Boden lag ich, wie vernichtet,
Und in sich selbst zusammen brach
Mein Geist verzagend nach und nach.
Ich fühlte der Verzweiflung Qual
An meines Wesens Vesten rütteln,
Und der Gedanke stieg zum ersten Mal
Mir auf, des Lebens Bürde abzuschütteln.
Dann wieder sucht' ich mich emporzuraffen:
Hab' ich verdient denn, also sprach
Ich zu mir selber, solche Schmach?
War denn so ganz gering, was ich geschaffen?
Oft hat die Welt, die geistesstumpfe,
Das Herrlichste mißachtet und verhöhnt,
Und Jeder weiß, wie oft sie im Triumphe
Das Schlechte mit dem Lorbeerkranz gekrönt.
Das Göttliche riß sie hinab zum Staub
Und pries, was Pfuscher stümperhaft geleiert.
War sie nicht lang für Schuberts Lieder taub,
Und hat ihn, als er tot war, erst gefeiert?
Nein, mich zu richten hat sie nicht das Recht;
Und nun gar dies verkommene Geschlecht,
Das einzig liebt, was schaal und flach!
Die Kraft, ich weiß, ist mir dafür zu schwach:
Doch selbst wenn ich das hohe Ziel erreichte,
Vorziehen würd' es meinen Werken seichte
Drehorgelmelodieen, Gassenhauer,
Wie sie der Gimpel singt im Vogelbauer.

(Fortsetzung folgt.)

Düsternbrok.

(An Doris.*)

Weißt Du den ruhigen Strand? Aus Ufer kommen die Wellen
  Leis mit plätscherndem Ton über den reinlichen Sand.
Spielend kommen sie her, in leicht geschwungenen Bogen
  Über die glänzende Bucht, atmend den Duft der See.
Über der blauen dehnt sich weit der lichtere Himmel,
  Der die Hügel umfaßt, Wies' und wallendes Korn.
Aber am Ufer streckt sich hinter der Wiese der Buchwald,
  Sieh! und durch das Gebüsch schlängelt der heimliche Pfad.
Wandeln wir ihn? wie gern! wie oft! mit suchenden Blicken
  Nach den Blumen im Gras spähend, nach Vögeln im Zaun,
Segeln im winkenden Blau, hell schimmernd durch das Gebüsch hin,
  Ach, nach Sternen der Nacht oder dem träumenden Mond.
Ich doch suchte zumeist den Blick, der Alles beleuchtet,
  Horchte der Stimme Schall, atmete Duft, der tief
Nicht vom Spiegel des Meeres kam, nicht her aus den Wipfeln,
  Nicht vom Himmel herab oder von Blumen herauf:
Nein, Dein schimmerndes Auge sucht ich, Deine Begeistrung
  Sog ich als geistigen Hauch ein, mir würzig zugleich.
Dann in Träumen wandelt' ich Trunkener heim an dem Strande,
  Rings vergessen die Erd', rings die Erde verklärt,
Hoch am Himmel grüßend den Mond, den stillen Gefährten,
  Wechselnd lieses Gespräch mit den Wellen im Sand,
Blumen knickend und Büsche streifend und segnend die Erde,
  Welche die Blumen mir trägt, deren beste Du bist.

Klaus Groth.

*) Fräulein Doris Finke, aus einer angesehenen Kaufmannsfamilie in Bremen, kam nach dem Tode ihrer Mutter zur Erholung einige Zeit ins Ostseebad nach Kiel zu einem väterlichen Freunde, bei dem auch der Dichter wohnte. Hier wurde monatelang täglich unter Teilnahme der ebenfalls hochgebildeten Dame des Hauses musiziert, studiert, gelesen. Groth unterwies die beiden Damen, selber Kenner der heimischen Pflanzenwelt, die Pflanzen nach eigener Untersuchung selbst zu bestimmen. In ein dazu benutztes botanisches Werk schrieb er nach dem Abschiede das Gedicht. Frl. Finke wurde Groths Frau von 1858–1876. Er hat ihren Verlust nie verwunden.

Süden.

Hell'rer Schmerz und äll're Glut
Lebt in Südlands heiß'rem Blut,
Eingebaut ist seinen Mauern
Größ'rer Frevel Übermut,
  Und von tieferm Trauern
Heiß'rem Lieben, kühnern Toten
Brennt nur fieberhaft der Boden.

Doch aus diesem Boden hebt
Sich des Lorbeers Stolz, es strebt
Jedes Blatt an seinen Zweigen
Zu dem Licht, vom Licht durchwebt,
  Und Cypressen steigen
Himmelan aus Felsenklüften
Wie ein Trauerchor an Grüften.

Hier ist nur der Marmor kalt,
Doch die marmorne Gestalt
Haucht mit leisem Atemzuge,
Und wo Meeresbrandung schallt
  Hebt zum Adlerfluge
Ihren Blick, Erhabnes dichtend
Eine Muse, streng und richtend.

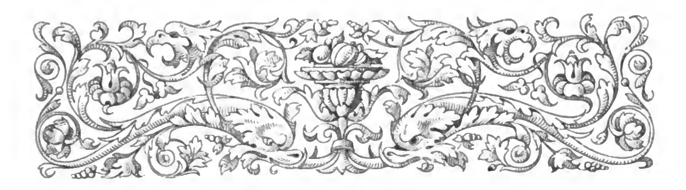
Hermann Lingg.

Im Bett.

Leise stirbt, mit bläulich zuckendem Beben,
Meiner Kerze Schein.
Schlaf denn ein,
Träumend flackerndes, selig müdes Leben;
Schlaf denn ein.
Auf der Lippe werdende Lieder schweben,
Weiche Melodie;
Morgen früh
Wachen sie auf mit dir, und werden leben
Morgen früh.

Holder Schlummer! süß versinkendes Sterben!
Auf das Lager hier
Komm zu mir!
Doch deinen Bruder ruf' ich nicht, den herben:
„Komm zu mir."
Leben will ich! will um die Muse werben,
Bis ihr Herz mich liebt.
Leben giebt
Milder Schlaf; drum schlaf, bis dies holde Sterben
Leben giebt!

Adolf Wilbrandt.



Die Einwilligung.

Novelle von **J. Dery.**

(Fortsetzung.)



Helene sah den Grafen freudig erstaunt und erwartungsvoll an. Er suchte nach Worten, bezwang seine Gedanken und versetzte endlich, die Worte heftig hervorstoßend:

„Offen heraus, Sie halten mich für ein Ungeheuer?"

Sie schwieg verlegen.

„Es liegt mir sonst wahrlich nicht viel an der Meinung der Leute," fuhr er gereizt fort, „aber daß ich's nur eingestehe, ich bin in der That, der ich Ihnen erscheine: ein Despot, ein Tyrann, kurz ein wahres Ungeheuer!"

Sein Blick streifte ihr Kleid, ihre Hände, ihre Haare und blieb dann an ihrem Gesicht haften.

„Ich habe kein Recht, Sie zu verurteilen," entgegnete sie herb, von der Erinnerung peinlich ergriffen. „Mein zukünftiges Leben war in Ihre Macht gegeben und Sie haben es zertreten, das ist Alles. Gegen sein Verhängnis kann Niemand ankämpfen —"

„Ich — ich bin Ihnen ein Verhängnis?" rief er erregt, indem er rasch nähertrat.

Sie errötete und sah ihn von neuem verwundert und gespannt an.

„Ich muß bei Ihnen entschieden sehr schlecht angeschrieben sein," sagte er wieder eingeschüchtert und zugleich gereizt. „Mit Recht! Denn was meine Schlechtigkeit noch unverzeihlicher macht, ist das Bewußtsein derselben. Ich ahne das Gute, aber ich habe eine eingefleischte Scheu, eine falsche Scham davor. Ein Müßiggänger! ein adeliger Müßiggänger! Kennen Sie diese Sorte? Mein Bruder ist eine Ausnahme, völlig aus der Art geschlagen, Einer, von dem man nicht genau weiß, ob er ein Einfaltspinsel ist oder ein Mustermensch. Das sind die Lieblinge der Weiber! Unsereins wird verdammt oder bedauert. Ich brauche Ihnen nur in die schönen Augen zu sehen, um zu wissen, daß Sie mich verachten!"

Welche Reden! war er darum gekommen? dachte sie zusammenschauernd.

„Verzeihen Sie, ich wollte meinen Bruder nicht angreifen, warum auch? Ich versichere Ihnen, ich halte viel von meinem Bruder. Er ist hundertmal besser als ich, wenigstens um ebensoviel beneidenswerter. Er faßt die Dinge zarter an und kann er sich auch ihrer nicht vollends bemächtigen, so läßt er sie doch unversehrt. Ihm würde z. B. die Heldenthat, Ihnen zu entsagen, vortrefflich gelingen, ganz gewiß! So ein Schwächling bringt Wunder zu wege! Dafür ist er aber auch anspruchsvoll! Das grobe Leben genügt ihm nicht, er fühlt Begierde nach etwas Köstlichem — nun, ich verstehe ihn, ich beglückwünsche ihn, bei meinem Ehrenwort, ich zolle seiner Wahl aufrichtige Bewunderung!"

„Herr Graf, ich muß Sie bitten —"

„Nun ja, Sie gefallen mir!" stieß er roh hervor.

Das schmeichelnde Gefühl einer großen Hoffnung hatte bei ihr längst schon der Furcht Platz gemacht und angstvoll starrte sie ihn an.

„Gewiß, Ihre Erscheinung hat mich stutzig gemacht," fuhr er stockend und beschämt fort. „Ich bin doch sonst eine träge Natur. Allein Sie haben mich aufgerüttelt. Ich habe Ihnen einen Schmerz zugefügt — ich liebe meine Opfer — ich demütige mich vor ihnen — mit einem

Wort, ich will nicht, daß Sie so von hier fortgehen!“

Ein inniger und treuherziger Ausdruck sprach aus seinen Zügen und strafte den rauhen Ton seiner Stimme Lügen.

„Sie werden also bleiben und nicht abreisen?“

„Gewiß! gewiß!“

„Warum dulden Sie die Zudringlichkeit hergelaufener Menschen?“

„Wieso?“

„Ich meine den Zierbengel von heute morgen. Das ist doch keine Gesellschaft für Sie!“

Während er ihr sein erregtes Gesicht zuwandte, erschien ihr dasselbe immer bekannter und befreundeter. Das waren die Züge ihres Verlobten, zwar hier eine kühne und starke Seele verratend, aber doch seine Züge! Sie vergaß ihr schlechtes Kleid, trat hinter dem Tisch hervor ganz dicht vor ihn hin und sagte beherzt, ihm strahlenden Auges beide Hände entgegenstreckend:

„Ich sehe, Herr Graf, Sie sind in guter Stimmung! Es wäre sonst unmöglich, daß Sie hier wären! Sie können Ihren Bruder aus kleinlichen Rücksichten nicht elend machen wollen! Seit zwei Jahren beharren Sie auf Ihrer Weigerung aus rein äußerlichen Bedenken. Aber nun erwacht Ihr Gewissen. Vielleicht finden Sie auch, daß ich doch nicht gar so unwürdig bin, darum und aus tausend anderen vernünftigen und natürlichen Gründen sagen Sie doch, daß Sie diese Verbindung gestatten!“

Jetzt oder nie! war ihr einziges Gefühl und in einer Art tollkühner Entschlossenheit, die Alles aufs Spiel setzt, rief sie, ihn und sich selbst zu überraschen bemüht, ohne Überlegung:

„Sie können Ihren Bruder nicht verderben! Tod und Leben liegt in Ihrer Hand! Er liebt mich! er liebt mich! Ihr Bruder, er! Das sagt Alles. Nie wird er mich lassen, nie! nie! Der irrt, wer anderer Meinung ist! Er nicht! Ihm ist die Treue nicht Tugend, sondern Natur. Sie kennen ihn: Seine schwachen Kräfte werden ihn verlassen, er wird getroffen zusammenbrechen und jammervoll zu Grunde gehen, sich aber nie und nimmer von mir losreißen! So ist er! Sie wissen es, Sie sehen dies Ende kommen, Sie beeilen sich, es abzuwenden. Nur in dieser Absicht überschritten Sie diese Schwelle! Besinnen Sie sich doch! Lassen Sie Ihrem Bruder, was sein ist! Geben Sie mich ihm zur Frau!“

Er hatte ihre Hände erfaßt und starrte sie gequält an.

„Was hätten Sie auch gegen unser Glück — einzuwenden?“ wollte sie sagen, aber da begegnete sie seinem Blick und verstummte.

Von draußen hörte man feste Schritte die Treppe heraufkommen.

„Morgen!“ sagte er aufgeschreckt, indem er ihre Hände fahren ließ und gegen die Thür zurückwich. Er öffnete diese und trat hinaus, sie folgte ihm. In diesem Augenblick ging Mister Tornley über den Korridor, blieb stehen und sah Beide groß und heiter verdutzt an. Graf Arg eilte hinunter und Helene floh bestürzt in das Zimmer zurück.

Am nächsten Morgen erhielt sie einen Brief folgenden Inhalts:

„Geehrtes Fräulein! Ich bitte Sie, mir heute eine halbe Stunde zu schenken. Ich werde mich nachmittags in der Nähe Ihres Hotels aufhalten und hoffe Ihnen dort allein zu begegnen. A.“

VIII.

Helene hatte ihrer Mutter den Besuch des Grafen verschwiegen und war entschlossen, seiner Einladung Folge zu leisten. Sie wollte jenes Blicks vergessen, der sie befremdet, und bemühte sich so lange, sein Schreiben im besten Sinne zu deuten, bis es ihr gelang. Dasselbe hatte offenbar keinen anderen Zweck, als der Qual ein Ende zu machen. Vielleicht ging er in seiner Großmut so weit, auch sofort die materiellen Grundlagen der neuen Ehe sicher zu stellen. Ihre Bedenken, der Aufforderung zu willfahren, widerlegte sie sich selber, indem sie sich sagte, daß sie ja dem Rufe desjenigen folge, der Vaterstelle an ihrem Verlobten vertrete. Sie redete sich sogar in eine Art wehleidiger und hochherziger Stimmung hinein. „Es sei! Noch dieses Opfer!“ und: „Verdient er's auch um mich?“ — das waren ihre Gedanken. Sie grollte ihrem Verlobten. Sein Stillschweigen seit der letzten demütigenden Weigerung seines Bruders hatte ihr Verlangen nach ihrer Heirat abgeschwächt. Ihr fehlte nun eigentlich auch schon die Lust! —

Es war ein regnerischer Nachmittag. Sie gab vor, unbedingt frische Luft schöpfen zu müssen und ihre Mutter, vielleicht gerade, weil sie etwas ahnen mochte, ließ sie ohne Weiteres allein ausgehen.

Unten stand Graf Arg. Er schloß sich ihr an und sie bogen in die Stephaniestraße.

Helene war in seltsamer Stimmung. Wäre ihr der Graf, wie sie es erwartet hatte, zuvorkommend und freudig entgegengetreten, sie würde ihre mürrische Laune sicherlich behauptet haben. Allein er war kalt und befangen. Sie erschrak vor seinen wüsten und unsicheren Blicken. Ein jähes Gefühl von Schuld und von Unterwürfigkeit übermannte sie.

Ohne an das Geschehene anzuknüpfen oder scheinbar auch nur daran zu denken, machte er sich über das Leben lustig und schmähte die Menschen. Ob sie sich zu den Zufriedenen rechne? Er selber sei sehr unglücklich.

„Ich bin zur Besinnung gekommen, damit ist Alles gesagt!"

Die Vorübergehenden starrten sie an, nicht wenig verwundert, diese Beiden gemeinsam durch die Straßen schlendern zu sehen, zumal bei solcher Witterung. Der Regen hatte wieder aufgehört, doch Helene schloß nicht ihren Schirm, als scheute sie den freien Himmel über sich. Sie gerieten schließlich in die Lichtenthaler Allee.

„Ich bin nicht anständiger Leute Kind," begann er plötzlich mit häßlicher Trockenheit.

Sie stutzte.

„Mein Vater war Graf Arg, meine Mutter eine Prinzessin Zinswald, trotzdem ist das kein Widerspruch. Ich habe meinen Vater nie lieben, meine Mutter nie achten können. Mit zehn Jahren war ich kein Kind mehr, mit zwanzig bereits Herr. Ich habe weder was Ordentliches gelernt, denn das hielt ich meiner für unwürdig, noch mich gehörig ausgetobt, denn selbst dazu war ich zu verstockt. Aber verheiratet hab' ich mich — soll ich Ihnen noch mehr erzählen?"

Sie verstand ihn bloß unvollständig und wußte nur, daß er etwas anderes sprach, als sie zu hören erwartet hatte und daß er das Gesagte vorbereitet zu haben schien. Nur der Ton seiner Stimme und sein wechselnder Gesichtsausdruck schienen die Anzeichen großer Erregtheit zu sein.

„Übrigens zählt mein Unglücklichsein von gar nicht so lange her!" versetzte er mit bitterer Lustigkeit, „kaum wenige Tage!"

Sie errötete, er beobachtete sie gespannt und fuhr dann bewegt fort:

„Welche Kindheit habe ich gehabt! Als Knabe war ich ein Menschenfeind. Ich war auch nicht wie die anderen Knaben. Ein Bub, der durchschaut, daß die Gäste seines Vaters die Anbeter seiner Mutter sind! Ich schämte mich für meine Mutter, litt für meinen Vater. Das waren meine ersten starkentwickelten Gefühle. Ich wurde ein Taugenichts und daß ich nichts Schlimmeres geworden, liegt an moralischer Entkräftung. Die Unthätigkeit machte mich schwerfällig und verstimmt, aber der Einblick in unser Familienleben unbändig!"

„Nicht doch!" tadelte sie.

„Aber wenn es Thatsache ist!" rief er, froh über ihre Einwendung. „Ich will Ihnen nicht die Szenen schildern, die mir zuerst die Augen öffneten, ich will es nicht, trotzdem ich weiß, daß Sie dann Alles verstehen und mich begreifen würden."

Sie hatte vergessen, um welcher Hoffnung willen sie gekommen war, trotzdem empfand sie nicht das Gefühl der Enttäuschung, sondern nur das der Scheu und Verwunderung.

Er schilderte die unnütze und gehaltlose Lebensweise, die er gleich seinen heimatlichen Standesgenossen planmäßig führte.

„Nehmen wir an," glaubte er erklären zu müssen, „Österreich sei ein Topf und wir seien der Deckel. Drin wimmelts von ehrlichen Arbeitern, schon droht der Topf zu überfließen, da schlägt der tückische Deckel drauf — klapps! und die drinnen müssen ersticken."

Er lächelte über seinen Einfall. Ein wehmütiger, überraschend geistvoller Ausdruck sprach aus seinen Zügen. Nie hatte sie bei ihrem Verlobten einen ähnlichen Ausdruck wahrgenommen. Ja, das entschiedene und wirkungsvolle Wesen des älteren Bruders beleuchtete nur noch schärfer den unselbständigen und wankelmütigen Charakter des jüngeren und Helene fühlte lebhaft, daß der Bessere der Beiden ihr gegenüberstand. Während sie sonst seinen Blicken ausgewichen war, vermochte sie nun kein Auge von ihm zu wenden.

„Wer mir noch kürzlich gesagt hätte, daß mich die Sehnsucht, tüchtig und glücklich zu werden, überkommen würde! Unglaublich, aber mir ist wirklich zu Mut, als müßt' ich etwas thun, etwas Rechtes, Gutes, Ersprießliches!"

Nun giebt er seine Einwilligung und es ist abgethan! dachte sie sich mit Gewißheit, aber ohne rechte Freude.

„Es hat noch nie ein Weib auf mein Leben einen segensreichen Einfluß genommen — ich war's zufrieden! Eigentlich weiß ich gar nicht, was mich an Ihnen so — rührt. Schön sind Sie, das fühle ich, doch halte ich Sie keineswegs geistig allzuhervorragend und mute Ihnen auch nichts von einer bedeutenden Frau zu. — Eben

deswegen!" brach er hervor. Diese Worte verletzten sie, dennoch durchströmte es sie heiß bei denselben. „Verzeihen Sie, ich bin ungeschlacht, allein Sie scheinen so weich, so hilfsbedürftig und echt weiblich und das hat mir's angethan."

„Sie sind sehr — freundlich," stammelte sie, „und Ihr Bruder wird Ihnen Dank wissen."

Sein Gesicht verdüsterte sich, er schwieg und bemühte sich dann verdrossen, das Gespräch wieder aufzunehmen. Abermals beklagte er sein verlorenes Leben. „Wär' doch meine Mutter Ihnen gleich gewesen!" seufzte er. Voll Mitgefühl hörte sie ihm zu. Schließlich vertraute er ihr seinen Entschluß an, sich nach seiner Heimkehr dem politischen Treiben zuwenden zu wollen, in geheimnisvollem und zufriedenem Ton, als könnte er seinem Vaterlande keinen größeren Dienst erweisen.

„Ich habe vieles gut zu machen und ich bin es zu thun entschlossen!"

Auf einer Bank, die durch das dichte Geäst über ihr trocken geblieben, saß ein einsamer Herr — wiederum Mister Tornley. Er erhob sich, lächelte und entfernte sich in höflicher Eile, als wollte er seinen Sitz dem herankommenden Paare räumen. Graf Arg sah ihm kaltblütig nach und näherte sich der freigewordenen Bank. Helene nahm zögernd Platz und er blieb gebeugten Hauptes vor ihr stehen.

„Ich liebe Sie," begann er mit leiser, mühsamer Stimme.

Sie schnellte empor.

„Bleiben Sie! bleiben Sie!" Er berührte ihre Hand, stand eine Weile wie erstarrt und wiederholte dann weich und bestimmt: „Ich liebe Sie!"

Wie vom Schwindel erfaßt, sank sie auf ihren Sitz zurück. War es infolge ihres vielfach bedrückten Gemüts oder der achtungsvollen Scheu, mit der sie zu dem stolzen Mann hinaufsah — dieses Wort aus seinem Munde versetzte sie in freudige Betäubung. Sie empfand Genugthuung, ja ein noch mächtigeres Gefühl loderte in ihr auf, jedoch nur einen Athemzug lang. Ein Blick in sein Antlitz, das längstgekannte Züge trug, brachte sie zur Besinnung.

„Das war's also! Gehen Sie! gehen Sie!" stieß sie hervor, indem sie sich nur noch fester in die Ecke der Bank drückte.

Auch er hatte Platz genommen und saß nun stumm und berauscht an ihrer Seite.

„Das Unglück ist geschehen und wir müssen nun die Folgen zu tragen wissen," sagte er gezwungen lächelnd, „ich — ich habe Sie mir in den Kopf gesetzt — ich muß Sie erringen — um jeden Preis!"

Sie hatte sich gefaßt, sprang auf und wandte sich zum Gehen. Er folgte ihr.

„Hören Sie mich zu Ende!" rief er tieferregt. „So würdigen Sie mich doch noch eines Augenblicks! Nach solchem Geständnis müssen Sie mir schon vollends Gehör schenken. Meine Vergangenheit ist abgeschnitten, abgeschüttelt — tot! Die Zukunft aber bedeutet mir Ihren Besitz! Ich habe nicht viel zu überlegen und Sie brauchen nur zu gewähren. Kind, sobald ich ins Reine mit mir kam, wußte ich auch schon, was zu thun unerläßlich ist. Vielleicht giebt das Ihnen eine Vorstellung von dem, was in mir vorgeht: Ich mache Sie zur Gräfin Arg!"

Sie dachte nicht daran, daß es ein Ehemann war, der solche Worte an sie richtete und hielt sich nur den einen Umstand vor, daß es der Bruder ihres Verlobten war, derselbe, den sie um Schutz angegangen und dessen längsterflehte Einwilligung zu ihrer Heirat sie endlich zu erlangen erhofft hatte.

„Ihr Wunsch war es ja doch, Gräfin Arg zu werden? Wohlan, Sie sollen es werden — durch mich! durch mich!"

Sie blickte hilfesuchend um sich. Von Baden her kamen bereits Gruppen von Spaziergängern. Die Leute betrachteten sie neugierig. Graf Arg sah ihnen unbefangen ins Gesicht und flüsterte ihr nicht mehr in demselben heißen Ton, sondern mit Fassung und Überlegung zu:

„Meine Freiheit werde ich mir zu verschaffen wissen. Es gilt zwar ein lockeres Band zu lösen, aber der Schwierigkeiten wird es genug geben. Um so besser! Ich will um Sie kämpfen!"

„Abscheulich!" rief sie entsetzt.

„Ich habe keine Kinder —" schloß er in einem Tone, als sei damit jede fernere Einwendung beseitigt.

„Genug! Zu viel!"

„Aber Sie sollen mir einen Sohn schenken!" brach er von neuem hervor. Sie waren in einen Wiesenweg eingebogen, der nach dem Dorfe Lichtenthal führte. Er ergriff ihre Hand. „Wenn Sie wüßten — Sie brauchen nur ein Wort zu sagen —"

„Abscheulich! abscheulich!" wiederholte sie, ohne die Kraft zu haben, ihre Hand aus der seinigen zu befreien.

Da erschollen laute Stimmen. Jene kleine Aristokratin, die Freundin der Gräfin und die beiden jugendlichen Gefährten derselben kamen ihnen entgegen. Die zarte Frau trug ein hochgeschürztes Kleid, großes, schweres Schuhzeug und stiefelte mit einer gewissen Männlichkeit daher, hingegen waren ihre Begleiter fein und zierlich angethan.

Graf Arg hatte Helenens Hand rasch fallen gelassen. Die Dame sah sehr verblüfft und ungehalten drein, die jungen Herren verblüfft, aber beifällig. Graf Arg erwiderte eilig ihren Gruß und ging gleichgiltig an ihnen vorüber, als ob Helene und nicht die vorbeistreifende Gesellschaft sein bisheriger täglicher Umgang gewesen wäre. Die Begegnung und sein Verhalten machten Helene nur noch bestürzter.

„Morgen werden Sie erklären, daß Sie mir folgen wollen," bat er fortfahrend, „ich werde Sie wie heute erwarten —"

„Nie! niemals!" rief sie verzweiflungsvoll.

„Morgen!" flehte er.

Ohne zu antworten, riß sie sich von ihm los und schlug hastigen Schrittes einen andern Feldweg ein, der geradewegs nach der Stadt führte.

IX.

Indessen hatte Frau Römer ihr Soll und Haben aufgestellt. Da stand es schwarz auf weiß, was ihr längst schon als Schreckensgespenst vorgeschwebt: ihr Kapital war bis auf einen kleinen Rest zusammengeschrumpft, genug, um den Aufenthalt im Hotel und die Rückreise zu decken. Und ihre Pension betrug 300 Gulden jährlich! Allgütiger Gott und meine Helene! schrie es in ihr auf, soll das ihr Ende sein?!

Da stürzte Helene zur Thür herein.

„Höre, Mutter, höre!" begann sie wiederholt, ohne in ihrer Rede fortzufahren. Ihr Gesicht war bleich und verstört.

„Was ist geschehen?"

„Nichts, nichts. Lassen wir das!" entgegnete sie abwehrend. Sie wagte nicht, das Geschehene zu erzählen. Nach Luft ringend, riß sie die Fensterflügel auf und warf sich dann auf einen Stuhl im Hintergrund des Zimmers.

Dort saß sie brütend, bis die Dämmerung anbrach. Dann begab sie sich mit ihrer Mutter in den Speisesaal. Etwas Fremdes, Verschlossenes lag in ihrem Wesen. Häufig traten ihr Thränen in die Augen. Gleich nach dem Abendessen ging sie zur Ruhe.

Sie schlief nicht. Es fiel ihr nicht ein zu schlafen.

Sie wiederholte sich das Ansinnen des Grafen, jedes seiner Worte, als Sittenrichterin, mit strenger, unbeteiligter Kälte — ihr schauderte. „Ich liebe Sie! ich liebe Sie!" flüsterte sie seinen Ton nachahmend, erst bitter und empört, dann nachdenklich und zuletzt betroffen. Ihr war, als hätte sie dieses Wort nie früher vernommen. Wer hätte sie jemals geliebt, wirklich geliebt? Sie entsann sich Niemandes. Die Vergangenheit erschien ihr kärglich, ungerecht und bedrückend! Sie weinte, es wurde ihr wohl und wehmütig zu Mute. Und wiederum vergegenwärtigte sie sich das Geschehene: was er gesprochen, was sie erwidert, wie er sich gegeben, was sie empfunden.

„Welch' ein Mensch! welch' ein Mensch!" murmelte sie. Sie gedachte seines Starrsinns, den er den Vorstellungen seines Bruder gegenüber durch Jahre behauptet hatte: Eine Bürgerliche! eine hergelaufene Bürgerliche! Lieber den Tod dem Bruder als ein solches Weib! Der Auftritt auf dem Weg zum alten Schloß wurde in ihr lebendig. Wo ist sein „gesunder Menschenverstand" nur hingekommen? sein Vorurteil? seine Abneigung? Der Ehemann — wirbt! Der Bruder wirbt um das Mädchen, das sein Bruder sich erwählt und daß er diesem aus „Grundsätzen", aus Adelsstolz verweigert. Eine heiße Betäubung benahm ihr die Fähigkeit zu denken. Zitternd fuhr sie auf. Graf Emils Bild trat ihr vor die Seele mit seinem treuherzigen und kindlichen Gesichtsausdruck — Nein, Du wärst dessen nicht fähig! dachte sie, eher geringschätzend als anerkennend, du bist gut und bedächtig und duldsam und lammherzig! spottete sie. Er erschien ihr so lächerlich! Zugleich aber fühlte sie sich gedemütigt. Ihr Leben lag zertrümmert vor ihr und sie beschuldigte Emil, es zertrümmert zu haben. Sie verspürte etwas wie Rachsucht. „Schau," klügelte sie, „Du willst mich Deinem Bruder opfern und dieser Dein Bruder opfert mir euch Alle, ich brauchte nur zu wollen! Du schwankst zwischen mir und Deinem Bruder, indem Du durchaus um seine Einwilligung bettelst, wie wenn ich nun Deinen Bruder Dir vorzöge?! Er ist so begehrenswert und begabt wie Du nein, tausendmal begabter, und reich! sein eigener Herr! und besitzt, was Dir vollends abgeht, unbeugsame Leidenschaft! Was bist Du im Vergleich zu ihm?"

Sie seufzte schmerzlich. Als ob ihr je ein

Glück beschieden gewesen wäre! Vierundzwanzig Jahre alt, arm und in ihrem Rufe geschädigt! Wie war sie gekränkt und hilflos! Warum? Weil sie einem Schwachen vertraut hatte. Die Menschen erschienen ihr erbärmlich — Alle! Doch ihre Verachtung für die Andern verhalf ihr zu neuem Selbstbewußtsein. Sie labte sich an ihrer eigenen Reinheit und war entzückt, daß dieselbe ein verhärtetes Gemüt, wie Graf Johann, hatte bestricken können.

Ein dankbares und stolzes Gefühl überkam sie und zugleich das einer leidenschaftlichen Sehnsucht. Im wüsten Halbschlummer grübelte sie: „Könnte es nicht sein? Warum denn nicht?"

Sie erwachte.

Tiefe Nacht umgab sie noch und ihre Mutter atmete schwer in ihrem Bette.

Arme Mutter! jammerte sie, wie sind wir zu bedauern und wie werden wir erst zu bedauern sein! Doch dann sann sie wieder: Wen sollte sie schonen? Die Gräfin? diese unweibliche Dame, die ihre Rechte verwirkt hatte? Den Bruder? der sie ruhmredig an sich gerissen und nun Miene machte, sie in Schande und Dürftigkeit zu lassen? Wie, wenn sie gar nicht widerstehen konnte? Wenn sie gar nicht widerstehen wollte? Trotz der Gräfin, um deren Lebensweise zu strafen! trotz des Bruders, den sie nicht mehr liebte und den sie überhaupt unmöglich hatte lieben können! um ihrer Mutter willen, die sie nicht Hungers sterben lassen wollte, um seinetwillen und um ihrer selbst willen! Noch einmal vertiefte sie sich in die Erinnerung mit Absicht und Kraft, mit Schauder und Vergnügen. Eine frische Quelle süßer Empfindungen erschloß sich ihrem Bewußtsein. Sie forschte nicht nach dem Ursprung. Und dann sah sie ihr neues Leben entschieden und unabänderlich. Sie war die Frau des Grafen Johann, geborgen vor allem Ungemach, im Besitze alles Begehrenswerten. Sie war glücklich, ihre Mutter war glücklich und es war eine Wirklichkeit, die ihre schönsten Träume übertraf.

Endlich dämmerte es.

Eine ruhige Entschlossenheit ergriff sie. Sie wollte seine Hand erfassen und sagen: „Dein bin ich, weil ich es so will! Nichts ist zu verlieren, Alles zu gewinnen! Was kümmert uns die Welt?"

Am frühen Morgen überbrachte der Hoteldiener einen Blumenstrauß, der mit einem Brief an Helene abgegeben worden war. Der Brief enthielt einige abgeschmackte galante Redensarten und war nicht unterzeichnet. Helene zerriß denselben. Sie erriet sofort, daß diese Aufmerksamkeit nur von jenem Engländer herrühren könne, der den Grafen aus ihrem Zimmer treten und sie mit ihm durch die Gassen streifen gesehen.

„Welche Vermessenheit!" rief sie gedemütigt, „für was hält mich dieser Mensch?"

X.

Die Begebenheit mit dem Briefe hatte Helene tief erschüttert. Halb ohnmächtig schleppte sie sich ans Bett und fiel schwer über dasselbe hin. Ihre Mutter stürzte zu ihr, umfaßte sie stürmisch und küßte ihr Gesicht und Hände, indem sie laut aufschluchzend rief:

„Der Elende! der Verruchte!"

„Wer? wer?" fragte Helene ängstlich, indem sie sich aufrichtete.

„Nun, Graf Emil! Dein Bräutigam, der Dich mordet!"

„Mutter!"

„Verdammt soll er sein! Er hat Dein blühendes Leben zerstört! sich auf die feigste, schurkischste Weise an Dir vergangen. Der ärgste Verbrecher ist nicht strafbarer als er!"

Helene sah ihre Mutter an und starrte dann vor sich hin, indem sie sich die Worte zurechtzulegen versuchte. Das gramvolle Antlitz gebeugt, die blutlosen Hände im Schoße gefaltet, glich sie einer Märtyrerin. Durch ihren Anblick vollends außer Fassung gebracht, rief Frau Römer in ihrer feierlichen und leidenschaftlichen Weise:

„Gott! Räche — rette mein Kind!"

Auch Helene dachte an Rettung und Vergeltung, aber sie schüttelte traurig das Haupt. Was wollte sie thun? Es war unmöglich, undenkbar! Ihr Los erschien ihr doppelt qualvoll und heimtückisch, sie selbst als ein gejagtes Wild.

„Was soll aus uns werden? was soll aus uns werden?" wehklagte die Mutter händeringend.

Einmal im Zug, legte sie ihrer Erregung keinen Halt an. Graf Emil — welch' ein Unwürdiger! welch' eine Null! Daß man sich in den Menschen so irren kann! Er habe Helenens junge Jahre und somit ihre Zukunft geraubt. Nur in der Jugend entscheide sich das Schicksal des Weibes und mit der Jugend seien auch die Hoffnungen dahin. Er habe sie buchstäblich ins Verderben gestürzt! Abgesehen von der Dürftigkeit und Armut, zu welcher sie nun für immer verdammt sei, die Beschämung und Entweihung ihrer Frauenehre! An einen anderen Bewerber

wäre gar nicht mehr zu denken. Die Männer gelüstete nicht nach betrogenen Bräuten. Es bliebe ihr nur noch übrig, elend zu Grund zu gehen.

„An Deiner Stelle, bei Gott, ich weiß nicht, was ich zu thun im stande wäre!" schloß sie außer sich.

Die Übertreibungen ihrer Mutter erhöhten Helenens verzweifelte Stimmung. Sie sah Alles zusammenbrechen, ihre Mutter und sich der bittersten Not preisgegeben und von Stufe zu Stufe sinken ohne Aussicht auf Rettung. Und dabei mußte sie sich sagen: Es bedarf nur eines Wortes, um Alles zu gewinnen, Liebe, Stellung, Reichtum. (Schluß folgt.)

Meine Lehrer.

Scheltet nicht das Kind, wenn es noch schwach,
Wenn es noch böse fast, selbstsüchtig ist
Und mitleidlos, und wenn es lügt und leugnet!
Aus meiner Jugendzeit so manchen Worts,
So manches schnöden Thuns gedenk' ich jetzo
Mit Scham und um Vergebung bät' ich gerne
In seinem Grabe manchen längst Begrab'nen
Für manchen Streich, womit ich ihn gekränkt.
Die allerschönste Lehre ließ mich kühl,
Kühl ließ mich selbst das schönste Tugendmuster.
So wär' ich wohl geblieben, der ich war,
Hätt' ich im Leben anderweitige
Lehrmeister nicht gefunden, die mich hetzten
Zum Haß des Schlechten mit besondren Stacheln,
Die Scham und Zartgefühl in mir erweckten,
Bis aus mir ward ein leidlich Menschenkind.

Soll ich sie nennen, diese meine Lehrer?
Nun wohl, vernehmt! Wollt ihr zum Beispiel wissen,
Von wem ich wahr sein lernte? — Von den Lügnern,
Den Heuchlern, Schmeichlern, Doppelzüngigen —
Klatschbrüdern und Skandalgeschichtenjägern —
Nicht minder von Phantasten, Phrasendrechslern,
Schönfärbern, geckenhaften Faselhäusen.
Bis in den Grund der Seele so verleidet
Ward Unwahrheit durch alle diese mir,
Selbst die geringste, daß ich hassen sie
Und meiden lernte für mein ganzes Leben.

Von wem ich Milde lernt'? — Von Splitterrichtern,
Von rücksichtslosen Spöttern, bösen Zungen,
Verleumdern, Lästermäulern — von Zeloten,
Fanatikern — von menschenfresserischen
Meinungstyrannen und Parteiwütrichen! —

Von wem ich lieben lernte? Von den Hassern,
Von Egoisten, Menschenfeinden, Neidern,
Von Seelenmäklern, Tier- und Menschenquälern,
Vivisektoren — seelenlosen Weibern!
Traun, erst als ich erfahren an mir selbst,
Wie weh' Lieblosigkeit, Herzlosigkeit,
Wie weh' die Bosheit thut, begann im Tiefsten
Zu dauern mich jedwede Menschenseele,
Die Solches dulden muß, und über's Herz nicht
Bracht' ich es mehr, so weh zu thun den Andern.

Von wem ich schweigen lernte? Von den Schwätzern!
Von wem ich treu sein lernt'? Von Flatterseelen!
Charakterfest? Von Wind- und Wetterfahnen!
Pünktlich? Von Wortbruchshelden, Schwindelköpfen!
Gehetzt, Leichtsinn, von deinen Ekelbildern,
Ward ich Pedant beinah' der Ordnungsliebe . . .

Habt Dank, ihr meine Lehrer! Was als Lehrgeld
Ich euch entrichtet, nicht zu teuer acht' ich's.
Und traf auf euren Bahnen mich so manch'
Unsanfter Schlag und Stoß — Zuchtrutenstreich
Der Lebensschule war's, den ich zuletzt
Dankbar verschmerzte; hat er doch gefruchtet.

Robert Hamerling.

Die Näherin.

Ich sitz und zieh geschwind, geschwind,
Indes der lange Tag verrinnt,
Den Faden durch das bunte Kleid,
Und die Gedanken eilen weit.
Thränen, was raubt ihr mir das Licht?
Flieg meine Nadel und raste nicht!

Die Sonne lacht zur Arbeit mir,
Er sieht sie dort, ich seh sie hier,
Ich weiß ja, daß sie uns vereint
An keinem einzigen Tag mehr scheint.
Thränen, was raubt ihr mir das Licht?
Flieg meine Nadel und raste nicht!

Anna Klie.

Frühlingstrost.

Mit Düften nicht und Sonnenschein,
Wie uns die Dichter sagen,
Mit Regen kommt der Lenz allein
Nach bangen Wintertagen.

Und schien's, er kam mit Sang und Klang
Schnell über Nacht geflogen,
So war's ein Wahn, der währt nicht lang,
Hält nicht, was er gelogen.

Des Himmels Regen nur allein
Macht seine Blüten sprossen,
Und auch ins Herz zieht er nicht ein,
Bevor nicht Thränen flossen.

Wohl täuscht sich auch das Herz einmal,
Durchzuckt von süßem Schauer,
Doch flücht'ger als ein Sonnenstrahl,
Ist solchen Wahnes Dauer.

Harr' aus, o Herz, in Thränen still,
Bald muß die Sonne scheinen,
Doch wer ein Glück bewahren will,
Der muß es erst beweinen.

C. Hecker.



Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Frühling im Winter.

Lustspiel in einem Aufzuge von **Ludwig Fulda.**

Personen:

Graf Manfred von Eichhofen.
Freifrau Leonie von Schildegg.
Alwine, Kammermädchen.
Ein Diener.

Rechts und links vom Zuschauer.

Boudoir der Freifrau. Sehr elegante, aber wohnliche Einrichtung. Seitenthüren mit Portieren rechts und links im Hintergrund; vorn rechts ein Fenster, daneben ein Damenschreibtisch. Im Vordergrund links ein Kamin, in welchem Feuer gemacht ist. Davor Sopha, kleiner runder Tisch und Fauteuils. Weiter hinten links an der Wand ein Spiegel. Die Beleuchtung der Bühne entspricht dem trüben Halbdunkel eines Winternachmittags.

Erster Auftritt.

Alwine (ist am Tische links vorn beschäftigt, verschiedene eingewickelte Gegenstände in einen kleinen Korb zu packen. Gleich darauf) **Leonie, Diener.**

Alwine (die Gegenstände beim Hineinlegen zählend). Sechs — sieben — acht. Für armer Leute Kinder ist das eine fürstliche Weihnachtsbescherung: eine ganze Wintergarderobe. Und diese reizenden Spielsachen! Die Baronin hat Geschmack, das muß man ihr lassen.

(Leonie und Diener von rechts.)

Leonie (in Hut und Pelzmantel, zu dem Diener, welcher ihr ein Packet nachträgt). Legen Sie das dort auf den Tisch! (Diener thut es.) Der Kutscher soll ausspannen; ich fahre heute nicht mehr! (Diener ab. Sie kommt nach vorn, wo ihr Alwine Hut und Mantel abnimmt.) Der arme Mensch ist furchtbar erkältet; man kann ihm nicht zumuten, heute noch einmal zu kutschieren. Es ist aber auch ein Wetter ..! Wissen Sie, Alwine, bei solchem Wetter muß ich mich immer zwingen, nicht ganz launisch und boshaft zu werden. Sehen Sie nur hinaus: nicht hell und nicht dunkel, und dazu dieser Mischmasch, halb Schnee und halb Regen! Hat man je so etwas Charakterloses erlebt?

Alwine. Und gerade zwei Tage vor Weihnachten, wo alle Welt unterwegs sein muß.

Leonie. Ich begegnete allerdings einer ganzen Völkerwanderung in Gummischuhen, alle mit schweren Päcken beladen, und an jeder Pferdebahnhaltestelle fand ein schrecklicher Kampf ums Dasein statt. Es giebt nichts Verdrießlicheres als eine eingeregnete Großstadt. Und doch lachte ich dazu in meinem Wagen und klatschte in die Hände wie ein schadenfrohes Kind. Ja, ich bin wirklich boshaft.

Alwine. Nein, Frau Baronin, sind die Güte selbst. Jetzt wieder diese Weihnachtsbescherung für die Kinder der Portierswittwe . . .

Leonie. Die bereitet mir ja das größte Vergnügen. Man muß doch seine kleinen stillen Freuden irgendwoher nehmen. Ich glaube, es macht mir mehr Spaß, die Sächelchen auszuwählen und einzukaufen als sie herzuschenken. Wenn man so schrecklich viel freie Zeit hat wie ich . . . (Öffnet das Packet, das der Diener abgelegt hat und nimmt eine Puppe heraus.) Heute habe ich noch etwas ganz Besonderes eingekauft, für das jüngste Mädchen: eine Puppe, die angezogen ist wie eine Prinzessin. Nun sagen Sie nur, ist das nicht allerliebst?

Alwine. Wunderschön! — Soll ich die Sachen hintragen?

Leonie. Warten Sie noch damit. Die Frau kommt erst gegen Abend nach Hause. Von früh bis spät muß sie waschen und bügeln und nähen; kaum, daß sie ein Stündchen findet, ihren Kindern den Weihnachtsbaum zu putzen. Und was für reizende Kinder sie hat! Sie wohnt in einem Dachstübchen und freut sich doch mehr, wenn sie nach Hause kommt, als ich, wenn ich meine Villa betrete. (Tritt zum Fenster und zieht langsam ihre Handschuhe aus.) Jetzt tanzen die Schneeflocken und die Regentropfen Quadrille mit einander, und alle Bäume drüben im Park sehen aus, als ob sie den Schnupfen hätten. Es ist ein wahres Unwesen.

Alwine (die den Korb bei Seite gestellt, Leonie eine Visitenkarte überreichend). Dieser Herr wollte die Frau Baronin besuchen.

Leonie. Gewiß, um mir zu sagen, daß ich hübsch bin und daß das Wetter schlecht ist. (Gelangweilt.) Geben Sie her! (Liest die Karte; höchst überrascht für sich.) Graf Eichhofen. Er hier! — Endlich einmal wieder ein Sonnenstrahl. Also war es doch keine Einbildung, als ich in einem Koupee das wohlbekannte Gesicht zu entdecken glaubte! — Es war nur ein Augenblick, nur ein vorüberhuschender Traum, und doch . . . (Zu Alwine.) Hat der Herr nichts hinterlassen?

Alwine. Er wollte später noch einmal vorsprechen.

Leonie (freudig für sich). Also heute noch! Ich dachte mir's gleich! Welch ein Wiedersehn nach sechs langen Jahren! Ob er mich verändert findet? Es wäre kein Wunder. Er sah mich zuletzt unter blauem Himmel, und zwischen damals und heut liegen allerlei graue Regentage. (Tritt zum Spiegel.) Finden Sie nicht, Alwine, daß meine Coiffure ganz verschoben ist?

Alwine. Sie ist noch in bester Ordnung

Leonie (lacht auf).

Alwine. Gnädige Frau lachen über mich?

Leonie. Nein, über mich selbst, weil ich immer noch so eitel bin.

Diener (von rechts, meldet). Graf Eichhofen.

Leonie. Ich lasse bitten. (Diener ab. Zu Alwine.) Schnell, tragen Sie meine Sachen fort! (Alwine ab links.) Leonie setzt sich in den Vordergrund links). Ruhe, verehrte Dame! Wir sind nicht mehr der Backfisch von damals; wir sind eine verständige alte Frau geworden.

Zweiter Auftritt.

Leonie. Manfred.

Manfred (von rechts). Frau Baronin! (Verbeugung.)

Leonie (verbeugt sich ebenfalls förmlich). Herr Graf!

Manfred. Schon vorhin wollte ich mir die Ehre geben . . .

Leonie. Hören Sie, lieber Graf, das nenne ich eine merkwürdige Art der Begrüßung zwischen Jugendfreunden. Ihre Haltung beim Eintritt war vorzüglich, Ihr Kompliment tadellos; aber nun setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie mir frischweg, wie es Ihnen auf Ihren Reisen ergangen ist, und was Sie hierher zurückgeführt hat.

Manfred. Durfte ich erwarten, nachdem ich Jahre lang von der Bildfläche verschwunden war und nichts von mir hören ließ . . .

Leonie. Das war allerdings nicht hübsch von Ihnen; aber man hat Sie trotzdem ein wenig im Auge behalten, ein ganz klein wenig. Man verkehrt nicht umsonst in der großen Welt, die eigentlich die kleine heißen sollte. Da war der Eine, der Sie in Philadelphia getroffen, ein Anderer, dem Sie an der Pyramide des Cheops begegnet sind, ein Dritter, dessen Gesellschaft Ihnen den Aufenthalt in Damascus verschönert hatte. Sie werden doch nicht glauben, daß man sich heutzutage vor der Kultur dauernd verstecken kann! Das ist ganz unmöglich.

Manfred (sehr ernst). Auf diese Weise ist es freilich unmöglich.

Leonie. Nun, mich freut, daß Sie das endlich selbst eingesehen haben und es wieder einmal mit dem vielgescholtenen Europa versuchen wollen. Ihre alten Freunde werden sich bemühen, Ihnen diesen aus der Mode gekommenen Weltteil so angenehm wie möglich zu machen.

Manfred. Ich bin für die gute Absicht dankbar; aber ich werde mich nicht länger hier aufhalten als unbedingt nötig ist.

Leonie. Sie wollen abermals auf Reisen gehn?

Manfred Ja, das will ich.

Leonie. Wissen Sie, Graf, daß das ganz abscheulich von Ihnen ist? Und geradezu unverantwortlich ist es, daß Sie mich mit einer solchen nichtssagenden Visite abspeisen, daß Sie hier sitzen mit dem Hut in der Hand wie im Wartesaal in der Zwischenzeit von zwei Kurierzügen. Ich werde Ihnen eine furchtbare Szene machen, wenn Sie nicht augenblicklich Ihren Hut bei Seite legen und feierlich erklären, daß Sie den Thee bei mir trinken wollen.

Manfred. Aber Baronin, wenn Sie wüßten, wie meine Zeit beschränkt ist . . .

Leonie. Das sagen die Leute immer, die gar nichts zu thun haben.

Manfred. Und dabei haben sie vielleicht nicht Unrecht. — Sei es drum, ich werde bleiben.

Leonie. Das nenne ich einen männlichen Entschluß.

Manfred. Gestatten Sie nur, daß ich meinen Wagen fortschicke. Er soll mich später wieder abholen. Bei dem schrecklichen Wetter könnte das lange Warten den Pferden nachteilig sein.

Leonie. Und dem Kutscher? (Klingelt. Diener von rechts.)

Manfred. Auch dem Kutscher.

Leonie (zu dem eintretenden Diener). Der Wagen des Herrn Grafen kann nach Hause fahren.

Manfred (gleichfalls zum Diener). Er soll in einer Stunde wiederkommen.

Diener. Zu Befehl. (Ab.)

Manfred (reicht Leonie die Hand). Ich danke Ihnen, Baronin, für diesen Empfang. Sie ahnen nicht, wie wohl er mir thut, und ich habe ihn wahrlich weder erwartet noch verdient. Meine Zurückhaltung entsprang einem bösen Gewissen; ich durfte nicht annehmen, daß Sie mir nach so langen Jahren des Schweigens noch einen Winkel in Ihrem Gedächtnis reserviert hätten.

Leonie. O, das ist kein Winkel, das ist ein ganzer Saal — ein Ballsaal, in dem Sie mich zum Walzer engagierten, zu meinem ersten Walzer! Ja, lieber Graf. Sie spielen eine hervorragende Rolle in meinen Memoiren, die freilich nur aus Tanzkarten bestehen.

Manfred (mit einem Seufzer). Ich wollte, daß ich das von den meinigen auch behaupten könnte! Aber schon damals enthielten sie manches dunkle Blatt. Ihre Sonne war gerade rein und glanzvoll aufgestiegen; die meinige neigte sich bereits zum Untergang. Es war hohe Zeit, daß ich verschwand.

Leonie. Ja, Sie verschwanden an meinem Horizont, und ich blieb allein zurück in dem Ballsaal — allein unter vielen Menschen. Ich wurde immer vernünftiger, zuletzt so vernünftig, daß ich mich standesgemäß verheiratete mit einem Manne, dessen einziger Fehler es war, gar keine Fehler zu besitzen.

Manfred. Ich habe Ihren Gatten sehr geschätzt.

Leonie. Ich auch. — Und ich habe ihn ehrlich betrauert, als er im Sommer vor zwei Jahren ganz plötzlich starb — an einem Herzschlag.

Manfred. Welch ein beneidenswerter Tod!

Leonie. Die Welt hat es mir schwer verdacht, daß ich nicht untröstlich blieb; aber ich gehöre nun einmal zu den Menschenkindern, die nicht heucheln können. In mir war ein so übersprudelnder Reichtum von Lebenslust, so viel Frühling, so viel Jugend! Ich mußte mich manchmal hüten, um es nicht den bösen Buben nachzumachen, die lange Zeit ehrbar und sittsam auf der geraden Landstraße gewandert sind und, sowie man den Rücken wendet, über den Graben springen — heidi, juchei! — ins lustigste Dickicht hinein.

Manfred. Jedes Ihrer Worte zeigt mir deutlicher, daß ich Recht hatte, als ich vor sechs Jahren fortging, daß ich besser niemals zurückgekehrt wäre. Jene übermütige Freude am Leben, wie sie nur die bösen Buben und die guten Menschen haben, ich hatte sie schon damals verloren. Ich glaubte sie wieder erringen zu können drüben überm Ozean. Das war ein Aberglaube. Wenn wir auch zu den Antipoden entfliehen, uns selber müssen wir immer mitschleppen. Ich kehre heim mit einem völligen Bankrott. Ja, Baronin, Sie dürfen jubeln und frohlocken, denn Sie sind jung. Ich aber bin ein ganz alter Mann geworden.

Leonie. Ein alter Mann mit achtunddreißig Jahren?

Manfred. Ist es denn vielleicht die Zahl der Jahre, welche Alter oder Jugend bestimmt? Es giebt Menschen, die niemals alt werden, und es giebt Menschen, die niemals jung gewesen sind. Ich gehöre zu den letzteren.

Leonie. Nicht jung gewesen — Sie? Erzählt man sich nicht noch heute allerlei Schreckliches von Ihren Jugendstreichen? Waren Sie nicht der feurigste Lebemann, der eleganteste Kavalier, der kühnste Reiter und Jäger? Was sollte Ihrer Jugend gefehlt haben?

Manfred. Nichts als die Jugendlichkeit. Mir fehlte die traumhafte Unerschlossenheit des Herzens, jene unklare Sehnsucht, jenes phantastische Streben des echten Jünglings. Mit zwanzig Jahren hatte ich den schäumenden Becher bis auf die Neige geleert. Ich redete mir ein, Kraft zu besitzen, weil ich meine Kräfte vergendete; ich beging viele kleine Thorheiten, aber niemals einen großen Irrtum; ich wurde von vielen Frauen geliebt und hielt meine Erregbarkeit für Leidenschaft. Je höher mein Selbstbewußtsein stieg, desto tiefer sank meine Selbstachtung. Mein Lebensmorgen fing gleich mit dem Mittag an, und ich darf mich nicht beklagen, daß der Abend so frühzeitig hereinbricht.

Leonie. Und mit solchen Gedanken kommen Sie zurück von Ihrer Reise um die Welt? Graf, Sie sind ernstlich krank.

Manfred. Ja, ich bin es; sogar unheilbar. Ich leide an der schlimmsten Krankheit, die es giebt.

Leonie. Nun, gar so schlimm steht es mit Ihnen noch nicht; denn wenn man so aussieht —

Manfred. Und dennoch sagt mir meine Diagnose, daß ich im letzten Stadium bin.

Leonie. Sie erschrecken mich! Was wäre das für eine Krankheit?

Manfred. Es ist die Blasiertheit, oder mit anderem Namen, der Marasmus des Herzens.

Leonie (erleichtert). Ah so!

Manfred. Es ist ein Leiden, das immer mehr epidemisch wird, immer größere Verwüstungen anrichtet. Unmerklich beginnt es: Man fühlt sich zuerst sehr stolz und erhaben dabei. Mann kann nicht mehr lachen und weinen im Theater, nicht mehr jauchzen beim Sonnenaufgang, nicht mehr sich entrüsten, wenn man am Wege das Gemeine findet. Das ist noch Alles erträglich; aber das Übel schreitet fort: man kann sich nicht mehr freuen über eine gute That, nicht mehr trauern über die Not der Menschen, und immer trockener wird es in unserm Herzen; denn es versiecht darin langsam eine Himmelsquelle, die Quelle der Thränen und des Glückes. Wir haben keine Geduld mehr in der Gesellschaft; denn die Menschen sind uns alle so fremd, so gleichgültig. Wir fliehen vor der erhabensten Natur; denn sie erscheint uns kalt und stumm. Das schmerzlichste Symptom der Krankheit quält uns unaufhörlich: die Langeweile. Sie hetzt uns zu fortwährender Abwechslung, und gähnend lassen wir uns um die ganze Erde peitschen. Wir haben ein Lächeln des Spottes auf den Lippen und einen ewig ungestillten Durst im Herzen: wir lächeln und verschmachten.

Leonie. Und wissen Sie, was ich thue, verehrter Herr Graf? Ich lache Sie einfach aus! Sie reden ja mit den gescheidtesten Worten lauter dummes Zeug. Sie haben sich am Champagner den Magen verdorben; wenn Sie nun Durst haben, so trinken Sie ein Glas gutes Quellwasser. Das ist für Ihre Krankheit die beste Medizin. Soll ich Ihnen sagen, was Ihnen fehlt? Ihnen fehlt nichts als eine Beschäftigung und eine Frau.

Manfred. Eine Beschäftigung? Seit so und so viel Jahren bin ich fast nie mehr zu Fuß gegangen, habe kaum noch einen Brief schreiben können. Es langt nicht einmal zum Steinklopfen oder Orgeldrehen. Und eine Frau? Darf ich so gewissenlos sein, eine Frau auch nur zu fragen, ob sie sich an einen kranken Menschen ketten will?

Leonie. Na, das könnten Sie bei Ihrer Krankheit zur Not noch verantworten.

Manfred. Nie und nimmer! — Es ist besser, ich reise fort, weit fort, dahin, wo ich Genesung finde.

Leonie. Und wo wäre das? Sollte es bereits einen Kurort geben, wo man die Blasiertheit elektrotherapeutisch behandelt?

Manfred (steht auf, bewegt). Leonie, leben Sie wohl!

Leonie. Wie? Haben Sie mir nicht versprochen, zum Thee zu bleiben?

Manfred. Es ist besser, wenn ich gehe.

Leonie. Sie haben Ihren Wagen fortgeschickt. Sie wollen doch nicht zu Fuß sich diesem Wetter überlassen?

Manfred (sieht hinaus). Allerdings, das Wetter . . . So will ich denn bleiben; aber —

Leonie. Aber?

Manfred. Ich werde ein schlechter Gesellschafter sein. Wenn man so dicht vor einer großen Reise steht . . .

Leonie (ihn fixierend). Sie wollen wieder verreisen, Graf? Und wohin? Sagten Sie nicht eben, daß Sie rings um die Welt keine Heimat gefunden haben?

Manfred. So muß ich eben weiter suchen.

Leonie. Warum sind Sie dann überhaupt hierher zurückgekehrt?

Manfred. Pour prendre congé; um meinen Jugendbekannten noch einmal die Hand zu drücken. Den Besuch bei Ihnen, Baronin, habe ich mir bis zuletzt verspart, weil . . . (Er stockt.)

Leonie. Sehen Sie mir in die Augen, Graf!

Manfred (ausweichend). Sie werden doch nicht glauben . .

Leonie. Ich glaube, daß Sie mir etwas vorlügen. Es ist nicht wahr, daß Sie vor einer Reise stehen. Nein, Graf Eichhofen, Sie stehen vor einem Abgrund und sind im Begriff, sich kopfüber hineinzustürzen!

Manfred. Baronin, ich versichere Ihnen . . .

Leonie. Jetzt erkenne ich, wie gefährlich krank Sie sind; denn Sie spielen mit einem entsetzlichen Gedanken.

Manfred. O, warum haben Sie mich nicht fortgehen lassen!

Leonie. Das wäre sehr würdig gewesen, Graf! Sie wollten sich aus dem Leben fortschleichen wie ein Verbrecher, weil Sie nicht einmal mehr den Mut der Wahrheit haben!

Manfred (erregt). Nein, das nicht, Leonie, das nicht! Diesen Mut, ich habe ihn! Ich kann vertreten, was ich thun will — nicht wie ein ertappter Verbrecher, sondern wie ein freier Mann. — Sie sind meine beste, mein einzige Freundin; Sie sind klug und vorurteilslos; nun ja — Sie haben meinen Entschluß erraten.

Leonie. Um Himmelswillen!

Manfred. Ich stehe vor der Reise in das große Nichts. Ich kenne diese Welt bis zum Überdruß; darum will ich einen freiwilligen Ausflug in das Jenseits unternehmen.

Leonie. Unglücklicher! Sie wollten wirklich . . .!

Manfred. Ja, ich will, Baronin, und es liegt nicht der mindeste Grund vor, daß Sie bleich werden und schaudern.

Leonie. Aber Manfred, sind Sie denn ganz von Sinnen! Bedenken Sie doch . . .

Manfred. Ich *habe* Alles bedacht, und Sie selbst werden mir Recht geben. Es ist der Wille zum Leben, nach Schopenhauer, welcher uns so elend macht; erst wenn dieser Wille gründlich aufhört, finden wir Erlösung. Sein oder Nichtsein! Daß wir im Sein kein Glück mehr blühen wird, weiß ich; also muß ich's mit dem Nichtsein versuchen. O, das ist ein Gedanke, so süß berauschend und doch zugleich so mild beruhigend, daß man sich nicht mehr von ihm befreien möchte, daß man sich ihm hingiebt wie einer untrüglichen Verheißung.

Leonie (sehr erregt). Auf Alles das habe ich nur eine Antwort, Graf Manfred: Schämen Sie sich! Ja — schämen Sie sich! Ihr Schopenhauer mag reden, was er will; ich verstehe davon nichts und weiß nur, daß er ganz niederträchtige Sachen über uns Frauen zusammengeschrieben hat. Aber wenn Sie, ein Mensch mit graden Gliedern und gesunden Sinnen, solchen Hirngespinsten verfallen, wenn Sie sich aus der Welt wegstehlen wollen wie ein feiger Deserteur, dann möchte ich Sie und den Herrn Schopenhauer alle Beide unter einen Brunnen stellen und euch so lange mit kaltem Wasser begießen, bis —

Manfred (lächelnd). Bis Sie uns bewiesen hätten, daß zwei mal zwei fünf ist. Ja, das ist die Logik der Frauen. Ich soll mich schämen. Und warum? Wenn ich in einer Gesellschaft mich langweile, so gehe ich fort; wenn es mir in einem Lande mißfällt, so wandere ich aus, und wenn ich keinen Geschmack an der Komödie finden kann, die man Leben nennt, soll ich dableiben müssen bis zuletzt? Wo finde ich diese Verpflichtung? Ich stehe ganz allein; Niemand liebt mich; Niemand wird mich entbehren.

Leonie. Sind Sie dessen so gewiß?

Manfred. Ja; denn ich habe es nicht besser verdient. Ich war ein Egoist. Ich dachte immer nur an mich; warum sollten *Andere* an mich denken? Man wird vielleicht zwei Tage lang sagen: Schade um ihn! oder: Ein höchst bedauerlicher Fall! oder: Wer hätte das gedacht! Und wenn am nächsten Tage ein Kind überfahren wird oder ein Mädchen ins Wasser fällt, wird mein Untergang bereits überholt sein von dem gleichgültigen Allerweltsmitleid der Lokalreporter. Mein Leben war wie eine Furche im Meer; deshalb wird hinter mir keine Lücke entstehen.

Leonie. So gäbe es in Wahrheit nichts, gar nichts, was Sie noch an das Leben fesselt?

Manfred. Nichts. Es ist Alles in mir erfroren, und ebensowenig könnte mein Herz noch einmal aufblühen, als es einen Frühling im Winter giebt. Ich habe überhaupt am Leben nie so ängstlich festgehangen. Für eine Sekunde Glück, für einen tollkühnen Streich, ja nur für eine Laune hab' ich's tausendmal aufs Spiel gesetzt. Die vorsichtigsten Leute sind diejenigen, welche niemals geboren sind, und wenn mich heute Jemand um Rat fragt, ob er auf die Welt kommen soll, ich müßte ihm ganz entschieden davon abraten.

Leonie. Und wenn es *doch* einen Frühling im Winter gäbe?

Manfred. Diesen frommen Wunderglauben teile ich nicht.

Leonie (für sich). Eine halbe Stunde Zeit, um ein erfrorenes Herz zu erwärmen! Nur eine halbe Stunde! (Laut, mit verändertem Ton.) Graf, Sie haben mich vollständig überzeugt!

Manfred (verblüfft). Wie?!

Leonie. Sie wissen, ich gehöre zu den thörichten Leuten, die mit allen Fasern am Leben hängen. Aber deshalb bin ich nicht blind; ich lasse gute Gründe gelten. Und Sie haben mir wirklich die Sache so plausibel gemacht, daß ich zugeben muß: Sie haben Recht; es ist unter diesen Umständen das Vernünftigste.

Manfred (ungläubig). Ist das Ihr Ernst?

Leonie. Natürlich! — Sie sollen nicht sagen, daß ich mit veralteten Vorurteilen behaftet bin. Die Welt behagt Ihnen nicht mehr; also reisen Sie ab. Von dieser Seite hatte ich das niemals angesehn; jedoch es ist unwiderlegbar. Mir freilich thut es ein wenig leid, daß Sie nicht länger mein Zeitgenosse bleiben; aber ich darf Ihrem Glück nicht im Wege sein.

Manfred. Ich muß gestehen, ich hätte nicht erwartet . . .

Leonie. Ich bin eine gelehrige Schülerin. Also, Sie bringen sich um; das steht fest, daran ist nicht mehr zu rütteln. Aber, verzeihen Sie meine Neugier, wie stellen Sie sich die Sache eigentlich vor?

Manfred (immer verlegener). Wie ich mir . . .?

Leonie. Nun ja, als eine Reise. Aber in diesem Fall giebt es doch sehr verschiedene Reisegelegenheiten. Haben Sie sich schon für eine bestimmte Route entschieden?

Manfred. Das ist der einzige Punkt, worin ich noch nicht ganz einig mit mir bin. Der Tod ist eine Erlösung, ein ewiger, traumloser Schlaf. Fatal ist nur das Sterben. Es ist mit allerlei mehr oder minder großen Unannehmlichkeiten verbunden.

Leonie. Sehr richtig, lieber Graf, sehr richtig.

Manfred. Deshalb bin ich noch immer auf der Suche nach einer möglichst schmerzlosen, möglichst sanften Todesart. Wenn ich die die erst gefunden hätte!

Leonie. Es wird meine Pflicht sein, Ihnen suchen zu helfen.

Manfred (sie ganz verwirrt ansehend). Ihr Eifer, Baronin, Ihre Bereitwilligkeit . . . In der That — fast muß ich glauben, daß Ihnen mein Tod ganz besonderes Vergnügen macht.

Leonie. Wäre ich sonst Ihre Freundin? Was Ihnen Vergnügen macht, das macht auch mir Vergnügen.

Manfred. Aber das ist doch eigentümlich . . . Mir scheint, Sie treiben Ihr Spiel mit mir.

Leonie. Wie können Sie nur so etwas denken, Graf! Es ist mir Ernst damit, Ihre letzten Tage durch das Bewußtsein zu verschönern, daß Sie wenigstens Eine vorurteilslose Seele gefunden haben, die Ihr Vorhaben billigt.

Manfred. Das ist allerdings . . . (Für sich.) Nun weiß ich wirklich nicht: soll ich ihr danken, oder soll ich beleidigt sein?

Leonie. Und ich will Ihnen sogar Gelegenheit geben, vor Ihrem Ende noch ein gutes Werk zu thun.

Manfred. Wenn es in meiner Macht steht —

Leonie. Es ist eine Kleinigkeit. Ein paar Minuten von hier wohnt die Wittwe meines früheren Hausmeisters, eine arme, brave Frau, deren Kindern ich alljährlich zu Weihnachten beschere. Dort (zeigt auf den Korb im Hintergrund) stehen die Geschenke. Ich selbst hätte sie überreicht; aber das Wetter ist mir zu schlecht, und der Dienerschaft möchte ich eine Kommission nicht anvertrauen, zu der einige Zartheit gehört. Würden Sie die große Freundlichkeit haben, Graf, und mir die Sachen hinbringen?

Manfred. Ich soll mit einem Korb über die Straße gehen! Sie scherzen, Baronin!

Leonie. Durchaus nicht. (Holt Korb und Puppe aus dem Hintergrund.) Das Körbchen nehmen Sie in die eine Hand und die Puppe in die andere. Es dämmert bereits; Niemand wird Sie erkennen.

Manfred. Wenn ich wenigstens einen Wagen hätte!

Leonie. Damit kann ich leider nicht dienen. Mein Kutscher ist erkältet.

Manfred. So will ich warten, bis mein Wagen wiederkommt.

Leonie. Nein, Sie müssen gleich gehen; sonst treffen Sie die Frau nicht zu Hause.

Manfred. Vorhin warnten Sie mich vor dem Wetter; jetzt schicken Sie mich hinaus in Regen und Sturm. Es gießt in Strömen.

Leonie. Jetzt, wo ich weiß, daß Ihr Hinscheiden so nahe bevorsteht, kann ich Sie ja mit gutem Gewissen einer Erkältung aussetzen.

Manfred. Sehr liebenswürdig! Aber bedenken Sie, daß ich seit Jahren nicht mehr zu Fuß gegangen bin!

Leonie (scheinbar beleidigt). Ich sehe schon, Graf, Sie wollen den letzten Wunsch, den ich Ihnen in diesem Leben ausspreche, nicht erfüllen.

Manfred (mit einem Seufzer). Wo wohnt die arme Wittwe?

Leonie (rasch). Kleine Sterngasse 17, vierter Stock, fünfte Thür.

Manfred. Reizende Gegend! (Deutet auf die Sachen.) Geben Sie her!

Leonie. Da! (Giebt ihm Korb und Puppe.) Es sind zerbrechliche Gegenstände dabei. Sie müssen vorsichtig sein!

Manfred. Nein, wer mir gesagt hätte, daß ich im Leben noch einmal mit Kinderspielsachen auf dem Arm in die kleine Sterngasse spazieren müßte!

Leonie. Sie werden leichter sterben, wenn Sie auch das noch hinter sich haben.

Manfred. Vierter Stock, fünfte Thür?

Leonie. Man bittet stark zu klingeln.

Manfred. Schön! (Wendet sich zum Gehen.)

Leonie. Und vergessen Sie nicht, mir den Korb wiederzubringen. Zum Lohn werden Sie bei Ihrer Rückkehr eine Tasse Thee finden, wie Sie sie überhaupt noch nicht getrunken haben.

Manfred. Mit etwas Arrac darin. Haben Sie echten Arrac?

Leonie. Selbstverständlich.

Manfred (noch einmal umkehrend). O Leonie, warum habe ich Sie nicht gekannt, als ich noch ein gläubiger Mensch war!

Leonie. Darüber sprechen wir, wenn Sie wiederkommen!

Manfred. Ja, wir wollen darüber sprechen. — O ich Thor, ich Thor! — (Für sich im Abgehn.) Kleine Sterngasse 17! (Ab rechts.)

Dritter Auftritt.

Leonie. (Dann) Alwine. Diener.

Leonie (allein, ihm nachsehend). Ist es möglich! Dies war mein Ideal von stolzer Männlichkeit — und nun! Gehört er denn wirklich zu den Verlorenen, denen der reißende Strom Alles entführt hat? Nein, und tausendmal nein! Er betrügt sich selbst; er hält sein Gefühl für erstorben, weil es unbefriedigt geblieben ist. Er klagt sich der Kälte an mit Worten, die den Winternebel durchbrechen wie Sonnenstrahlen. Er hat lange sein Herz nicht mehr pochen hören; es soll wieder höher schlagen; ja, das soll es, so wahr ich die kleine, eigensinnige Leonie noch bin, die Alles durchsetzt, was sie will! (Lustig.) Wappnen Sie sich, Herr Graf; denn das wird ein Kampf auf Leben und Tod. O, wie es mir prickelt in allen Fingerspitzen! Er soll mir so klein beigeben, so klein . . . (Geht zur Thür links und ruft.) Alwine!

Alwine (von links). Gnädige Frau?

Leonie. Nur schnell, schnell! Die Theemaschine und zwei Tassen! Und vergessen Sie die Cigaretten nicht; hier ist der Schlüssel. (Giebt ihr ihn und klingelt.)

Diener (von rechts).

Leonie. Bringen Sie die Lampen, Franz, und schließen Sie die Gardinen! (Diener ab. Zu Alwine, die abgehen will.) In fünf Minuten muß der Theetisch gedeckt sein; ich verlasse mich ganz auf Ihr Talent! — Eilen Sie! Eilen Sie! (Alwine ab.) Ja so, das Wichtigste! (Klingelt wieder und geht erregt auf und ab. Zu dem wieder auftretenden Diener.) Franz, ich vergaß: Schüren Sie das Feuer im Kamin und legen Sie nach; es muß sehr warm werden.

Diener. Zu Befehl. (Ab.)

Leonie (allein, rückt an den Sesseln herum, verlegt Kissen ꝛc.) Wenn ich meinen dienenden Geistern nur diesen Fanatismus der Ordnung abgewöhnen könnte! Ich kann reden, was ich will: immer stehen die Möbel, als ob sie exerzieren wollten. Ein bischen malerisches Durcheinander, das erhöht die Behaglichkeit. So ist's schon besser! — Sie sind übersättigt, Sie großes, verzogenes Kind! Mich soll's wundern, wenn Sie nicht wieder etwas Appetit bekommen. — Halt! Ein paar Blumen muß ich noch aufstecken; das gehört zum Ensemble. (Ab links.)

Vierter Auftritt.

Diener. (Dann) Alwine.

Diener (von rechts, mit einigen Scheiten Holz, die er zum Kamin trägt). So! — Das wird genug sein. Ja, es ist

etwas Schönes um die Wärme. Wenn ich nichts zu thun habe, sitze ich auch am liebsten am Herd bei der Köchin. (Macht sich am Kamin zu schaffen.)

Alwine (von links, mit Theemaschine und Service, deckt den Tisch im Vordergrund).

Diener (noch am Kamin). Haben Sie schon das Neuste gehört, Fräulein?

Alwine. Was denn?

Diener. Daß sich unsere Gnädige wieder verheiraten will.

Alwine. Lassen Sie sich doch keine solchen Geschichten aufbinden!

Diener. Ja, man hat auch seine Beziehungen. Der Reitknecht vom Baron Seefeld behauptete wenigstens ...

Alwine (selbstbewußt). Da wäre ich doch die Erste, die etwas wissen müßte.

Diener. Na, mir kanns recht sein. Ich mische mich niemals in Privatangelegenheiten. Ich hab's in dieser Welt nicht weiter gebracht als bis zum Bedienten; aber Eines kann ich mit Stolz von mir sagen: Ich bin ein selbstzufriedener Mensch! (Ab rechts.)

Alwine (weiter deckend). Wenn sie wirklich heiratet, dann kündige ich. Meine Stellung wäre dann doch nicht mehr so einflußreich. Der neue Mann würde mich jedenfalls tyrannisieren.

Diener (hat inzwischen nach einander zwei brennende Lampen gebracht, stellt eine auf den Theetisch links und eine auf den Sekretär rechts). Die Köchin meint auch, es sei nicht wahr.

Alwine. Nun, da sehen Sie. (Ab links, kommt gleich wieder zurück mit Gebäck, Liqueur und einer Schachtel Cigaretten, stellt die Sachen auf den Tisch.)

Diener. Ja freilich, die Köchin weiß Alles. Die Köchin ist eine Vertrauensperson. (Schließt die Gardinen des Fensters.) Nun wäre das in der schönsten Ordnung.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Manfred.

Manfred (von rechts, im Winterüberzieher, mit aufgeschlagenem Rockkragen, den Hut in der Hand, den leeren Korb unterm Arm). Brrr! — Das ist ja ein entsetzliches Wetter! So etwas soll mir passieren! Ich will froh sein, wenn ich nicht krank werde! (Zu Alwine.) Melden Sie mich der Frau Baronin! (Alwine mit einer Verbeugung ab. Zum Diener, der ihm behilflich ist, den Überrock abzulegen.) Den Paletot müssen Sie mir zum Trocknen aufhängen; meinen Regenschirm habe ich schon draußen aufgespannt. Die reine Sündflut! (Diener mit den Sachen ab. Manfred allein, tritt zum Kamin und reibt sich die Hände.) Gott sei Dank, daß ich wieder unter Dach bin! Wie schön hell und warm es hier ist! Man fühlt sich ordentlich angeheimelt.

(Schluß folgt.)

Schmetterlinge.

Über eine Wiege gaukelt ein veilchenfarbener Schmetterling. Zwei Händchen greifen ihn nach — vergebens.

Über eine Wiege gaukelt ein veilchenfarbener Schmetterling. Kein Patschchen rührt sich. Das Kind ist tot. Der Sommervogel ruht sich auf den geschlossenen Händchen aus.

*

Keine Hilfe mehr, kein Ausweg; keiner, keiner, der ihr liebevoll Trost sprach — und das arme Mädchen ertränkte sich.

Auf den Wassern, emporgetaucht, lag das schöne Kind.

Das ist eine Teichlilie, dachte, über sie wegsteuernd, ein Ligusterschwärmer.

*

Ein herrlicher Septembertag.

In den Sonnenschein hinein haben sie ein schwindsüchtiges, todkrankes, junges Mädchen getragen. Ihre letzte Stunde scheint gekommen. Mit geschlossenen Augen liegt sie, eingehüllt in Decken, halbbeschattet von einem Regenschirm, in einem Lehnstuhl vor dem Hause.

Plötzlich tönt ein lustiger Marsch. Durch das Städtchen ziehen blaue Husaren zum Manöver. Der rotwangige Rittmeister, das Einglas im Auge, läßt vor der Schwadron sein Pferd tänzeln. Als er die Arme erblickt, werden seine Züge ernst. Mit der Hand winkt er den Trompetern, abzusetzen. Auch den beginnenden Gesang verhindert er. Alle Husaren, wenn sie vorbeikommen, biegen sich, neugierig, ein wenig nach der Seite, wo die Unglückliche schläft. Sie ahnen nicht, was es zu sehen giebt. Die treuen, frischen, lachenden Gesichter verändern sich und zeigen herzliches Mitgefühl.

Ein fuchsroter Falter tändelt über die nickenden Pferdeköpfe nach dem Siechenlager: Die spielt wohl Verstecken hinter ihrem Schirm.

Erst fern auf der Landstraße fällt die Musik wieder ein; ganz schwach klingt sie noch zurück ins Städtchen. Das Mädchen öffnet groß die Augen. In den Wolken hört sie mit Violinen und Flöten die Engel.

Und sie senkte das Haupt und war bei Gott.

Detlev Freiherr von Liliencron.

Sprüche.

Willst Du Dich selber thöricht schelten,
Die Weisen lassen es Dir gelten,
Doch nicht, daß Deines Glückes Spur
Du findest in jeder Thorheit nur.

Otto Roquette.

Ein edles Weib ist wie das Licht,
Wir sehen es täglich und wissen's nicht;
Erst wenn die Finsternis gekommen,
Merken wir, welch ein Schatz uns genommen.

Gustav Falke.



Klaus Groth.

Von Alfred Biese.

Das meerumschlungene Schleswig-Holstein ist nicht eben reich an großen Dichtern; so zahlreiche berühmte Gelehrte, hervorragende Universitäts-Professoren das schöne Land hervorgebracht hat — ich nenne nur den größten unter den lebenden Historikern, Theodor Mommsen — so spärlich doch nur ist die Reihe der schleswig-holsteinischen Poeten, welche in dem jetzt zur Neige gehenden Jahrhundert sich einen bleibenden Platz in der allgemeinen Litteraturgeschichte erobert haben: Hebbel, Storm, Groth. Der reckenhafte Dramatiker Friedrich Hebbel sank schon 1863 ins Grab, und den feinsinnigen, als Lyriker wie als Novellist gleich großen, unvergeßlichen Theodor Storm mußten wir im Juli des vergangenen Jahres zur Gruft geleiten; doch ihm war das seltene Lebensglück beschieden gewesen, mit dem wachsenden Alter, in dem die Kraft aber nimmermehr erlahmte, sondern nur sich steigerte, auch den Dank seiner Nation und den Ruhm wachsen zu sehen; an seinem 70. Geburtstage, den er 1887 inmitten der Seinen und zahlreicher Freunde feierte, huldigte ihm ganz Deutschland, und nicht wenige Stimmen der Anerkennung wurden auch aus dem Auslande laut. Aber noch hatte sich nicht seit jenem Tage das Jahr wieder gerundet, da brach schon „die große Nacht," das ewige Schweigen über ihn herein, und die herrlichen blauen Dichteraugen, welche so daseinsfreudig in die Gotteswelt hineingeschaut hatten, erloschen.

So ist denn von den großen Dichtern, welche in diesem Säkulum die schleswig-holsteinischen Lande der Welt schenkten, nur noch der Dichter des „Quickborn", Klaus Groth, übrig geblieben, und um so mehr hat nicht nur das engere Heimatland, sondern auch das große deutsche Vaterland die Pflicht, des trefflichen Mannes an seinem 70. Geburtstages, den er am 24. April d. J. begeht, zu gedenken. In rüstiger, ungebeugter Kraft, ein echter Dithmarscher, auch seiner hageren Hünengestalt nach, mit weißen Haaren und rosigen Wangen, erfreut er sich des holden Sonnenlichtes, das seinen dahingegangenen älteren Genossen, Hebbel, Geibel und Storm nicht mehr leuchtet. Schon 1850 dichtete letzterer in der bis dahin nur für burleske Schwänke dienenden plattdeutschen Sprache die schönen Zeilen voll satten Lebensglücks:

> Oever de stillen Straten
> Geit klar de Klokkenslag;
> God' Nacht! Din Hart will slapen
> Un morgen is ok en Dag....

Aber den unerschöpflichen Born der Poesie, welche in dem kernigen Niederdeutsch liegt, sollte doch erst Klaus Groth erschließen und in seiner ganzen Fülle und Kraft zu ungeahntem Dasein entfesseln. Inzwischen ist er ein Greis geworden, aber sein Jugendwerk, der Quickborn, wird nimmermehr altern, sondern immerdar ein Jungbrunnen bleiben, in dem die Seele des Volkes sich Erquickung und Labung schöpfen wird. Menschen-Leid und Menschen-Freud, das er so beweglich und rührend in der Herzenssprache des Volkes dargestellt hat, ist auch ihm im bunten Wechsel zu teil geworden, und wenn er jetzt in einsamen Stunden der Dämmerung, an seinem stillen Lebensabend, in dem trauten Häuschen am Schwanenwege zu Kiel den Träumen von entschwundenen Zeiten nachhängt, da werden ihn gewiß manches Mal die schönen Verse umklingen, die Storm ihm einstmals widmete und die mit ihrem sinnigen Bezuge auch auf das scheidende Leben so recht für das rückblickende Alter bestimmt sind:

> Wenn't Abend ward,
> Un still de Welt un still dat Hart;
> Wenn möd up't Knee di liggt de Hand,
> Un ut din Husklock an de Wand
> Du hörst den Parpendikelslag,
> De nich to Woort keem över Dag;
> Wenn't schummern in de Ecken liggt
> Un buten all de Nachtswulk flüggt;
> Wenn denn noch eenmal kiekt de Sünn
> Mit golden Schiin to't Finster rin,
> Un, ehr de Slap kümmt un de Nacht,
> Noch eenmal Allens lävt un lacht,
> Dat is so wat vör't Minschenhart,
> Wenn't Abend ward.

Möchte der Jubiläumstag dem greisen Dichter ein solcher Sonnenblick am Abende seines Lebens sein! —

In unserer Zeit, wo das Niederdeutsche aus dem Schrifttum verdrängt ist und in diesem nur noch die Rolle des Dialektischen spielt, vergißt man nur zu leicht, daß es einst Jahrhunderte gegeben hat, in denen jenes von Livland bis Holland die Lande an der Ost- und Nordsee beherrschte, daß selbst noch in dem ersten Säkulum der Buchdruckerkunst, selbst noch in der Zeit, wo Luthers hochdeutsche Bibelübersetzung längst erschienen war, es eine reiche, niederdeutsche Litteratur gab, von der allerdings nur spärliche Reste übrig geblieben sind. Sind doch für das kleine Mecklenburg in eben jenem Zeitraume ca. 172 Druckwerke in niederdeutscher Sprache nachzuweisen, welche fast sämtlich aus einer und derselben Druckerei hervorgingen! Als der „Quickborn" erschien, da verkannte man — wie auch heute noch vielfach — trotz des außerordentlichen Erfolges, den das Buch hatte, daß das Plattdeutsche kein Dialekt d. h. keine Abart des Hochdeutschen ist, sondern vielmehr ein Zweig, der selbständig auf demselben Mutterstamme der deutschen Sprache neben dem des hochdeutschen erwachsen ist, daß Niederdeutsch und Hochdeutsch Schwestersprachen sind. Dafür kann allein schon als Beweis dienen, daß das Niederdeutsche wiederum ebenso reich an Mundarten ist wie das Hochdeutsche. Welche reiche Abstufungen zeigt das Plattdeutsche in seinen verschiedenen Formen, sei es nun Westfalen oder Pommern oder Dithmarschen! Erst im Laufe der Litteraturentwickelung, durch das Sprachreinigungssystem ihrer Führer wie z. B. Opitz, ist allgemach

Nu freu di an de schöne Welt
Un wes nich to vernünftig:
Lat ehr man lopen, as se löppt:
Rund blifft se ok ins künftig.

Kiel März 1889

Klaus Groth

das Niederdeutsche aus dem Schrifttum verdrängt worden und auch im Leben der Gebildeten selbst in Niederdeutschland vom Hochdeutschen abgelöst worden. Aber die rettende That, welche in der Schöpfung des Quickborn lag, war vor allem der epochemachende Beweis, daß das Plattdeutsche, welches nur noch für die Erzielung komischer Wirkungen in Schwänken und Schnurren berechtigt schien, nicht minder wie das Hochdeutsche Wärme und Tiefe und Kraft besitze, um das menschliche Fühlen in allen seinen Schattierungen auszudrücken. Es war nicht ein Gelehrter, der mit reflektierter, angelernter Weisheit den absterbenden Leib der niederdeutschen Sprache künstlich wieder belebte, sondern es war ein echter Dichter, welcher diese Form wählte.

Und warum wählte er diese? Was gab ihm den Griffel in die Hand, um gerade in dieser Mundart Glück und Leid der Menschenseele zu schildern? Neben der zur Gestaltung drängenden dichterischen Kraft, welche in ihm lebte, war es das Bewußtsein, keine homogenere Form für sein Denken und Fühlen finden zu können als diejenige, in welcher dies in ihm selbst lebendig geworden war; im Plattdeutschen wurzelte sein ganzes Empfinden; von Kindheit an hörte und sprach er nur diese Laute; Eltern und Lehrer und Freunde hatten die Welt ihm nur in diesem verständlich gemacht. Und so bildete sich in ihm die geniale, weil schöpferische Ueberzeugung, daß die niederdeutsche Sprache, die ältere Schwester des Hochdeutschen, ebenso wie dieses „für alle Töne der Menschenbrust den direkten Ausdruck, für einen ganzen Menschengeist den artikulierten Leib, für jeden echten Gedanken das rechte Gewand“ besitze; „sie ist nicht etwa naiv oder komisch oder derb oder schlicht: sie hat zum Lachen und zum Weinen die Geberde, sie kann gar vornehm und herablassend sein, und es steht ihr wohl an; wir Niederdeutschen haben ein ganzes Menschenherz im Leibe und einen vollen Atem in der Brust“ — wie es im Vorwort des „Quickborn“ heißt. Aber so konnte und durfte nur schreiben, der in sich die Fähigkeit erkannte und zur That entwickelte, in Liedern und epischen Gedichten alle Regungen der Volksseele, sei es nun Wehmut und Trauer oder Jubel und Stolz, sei es Liebe oder Haß, auszuprägen, wie es Klaus Groth in seinem Quickborn offenbart hat.

Wer unter uns Norddeutschen, ja unter uns Gebildeten in Deutschland überhaupt vermag sich dem Zauber zu entziehen, welcher über der einschmeichelnden, anheimelnden Herzlichkeit der Sprache des „Quickborn“ liegt? Wer wird ohne Rührung die reizenden ans Volkslied streifenden Klänge an sein Ohr und sein Herz tönen lassen, wie sie lebendig werden in Gedichten wie „He sä mi so vel, un ik sä em keen Wört“ oder „Ik wull, wi weern noch kleen, Johann, do weer de Welt so grot!“ oder „Regen, Regen druſ', Wi sitt hier warm in Huſ'!“ oder „Leben — ach! wa ist ni schön!“ „Lat mi gan, min Moder slöpt!“ „Sin Moder geit un jammert“ u. s. f. Wer vertieft sich nicht mit Behagen in die köstlichen Idyllen, die „Familjenbiller?“ Wer empfindet nicht den echten Friesenstolz und Freiheitssinn noch in den Gedichten „Ut de ol Kräck!“ Wer hört nicht mit innigem Anteil „wat sick dat Volk vertellt“ und lauscht nicht mit Wehmut den „olen Leedern?“ — Doch sagen wir nun kurz, wie der „Quickborn“ geworden ist! —

Klaus Groth wurde zu Heide im Norderdithmarschen am 24. April 1819 geboren; sein Vater erwarb im Laufe der Zeit eine Windmühle und etwas Ackerland; seine Mutter, welche er früh verlor, stammte aus Tellingstedt, das $2^1/_2$ Meilen von Heide liegt. Dort verlebte der Knabe seine schönsten Kindheitstage; sein Onkel (Hansohm) und seine Tante Christine, welche er vier Sonette in den „Hundert Blättern“ gewidmet hat, machten ihn das Kommen zur Freude und das Gehen zum Leide. Auch an seinen Großvater denkt der Dichter mit warmer Pietät; man lese die schöne Schilderung in der Idylle „De Sünndagmorgen“ mit ihrer gesunden kernigen Lebensweisheit; ein Momentbild giebt die kleine Eingangsszene, in welcher der Alte über seinem Buche sitzt und der Enkel ihm über die Schulter lugend mit liest:

De Ool weer ganz verdeckt un röhr de Lippen
Un jag de Flegen dann un wann vunt Bok;
Nieschirig folg de Jung dat mit de Ogen
Un mak de Hals so lank, as wull he't eten.
De Sünnschin full em op sin blanke Back
Un spel as Gold em in de gelen Haar.
So seit int Holt en Martjen bi en Stubben:
Op beide fallt de Sünn un beide drömt,
Vun Lust un Glück de Een, vum Dod de Anner.

Auf den Wanderungen nach Tellingstedt, welche durch Moor und Wald und Haide führten, sowie daheim bei der Torfarbeit und Heuernte empfing der Knabe die ersten bedeutungsvollen landschaftlichen Eindrücke, welche seine Dichtungen so treu wiederspiegeln.

Nachdem er, der Dorfschule entwachsen, wo natürlich plattdeutsch unterrichtet wurde, in die Kirchspielsvogtei in Heide als Schreiber eingetreten war, fand er in der Bibliothek des Kirchspielvogts reiche Gelegenheit, seinen Lesehunger in den deutschen Klassikern und im Shakespeare zu stillen. Rastlos arbeitete und studierte er, als er achtzehnjährig das Seminar in Tondern aufgesucht hatte; neben den Naturwissenschaften und Mathematik trieb er die alten und neuren Sprachen und Musik mit dem größten, anstrengendsten Eifer. Seine dichterischen Versuche genügten ihm selber nicht, so daß er volle 11 Jahre sich jeder poetischen Produktion enthielt. Eine energische Steigerung erfuhren seine Studien, als er 1841 die zweite Mädchenlehrerstelle in Heide erhielt: dort faßte er sodann den Plan, sich in Berlin zum Seminarlehrer ausbilden zu lassen; aber jener scheiterte an den Folgen der Überanstrengung. Ein langes schweres Nervenleiden ergriff ihn; auf Fehmarn suchte er bei seinem Freunde Bernhard Selle, der dort Organist und Schulmeister war und später seine Lieder komponierte, Erholung und Stärkung. Fast sechs Jahre verbrachte er daselbst, oft von heftigen Krankheitsanfällen niedergeworfen; trotzdem reifte der längst gehegte Entschluß, in plattdeutschen Gedichten dem Volke ein Spiegelbild seiner eigenen inneren und äußeren Welt vorzuhalten und den Gebildeten diese in verklärtem Lichte zu zeigen, nunmehr zur That.

Wohl klagte sein Vater, wie Karl Eggers erzählt: „Du kannst mi bannig leed don, Klaus. Holl Di doch an Din Geschäft: bi de Dichterie kümmt doch nix herut, un da kann ick mi gar nix bi denken," aber der Sohn antwortete: „Ick will Di wat seggen, Du möst Di denken, Du steist vör eenen breeden Graben. Up disse Sit is drögen Sant un gar nix los; up de anner Sit äwer is dat ganz wunnerschön; denn möst Du doch heröwer! — Ik kann dat nu man noch nich. Äwer ik möt heröwer, un ik kom heröwer." — Un he keem heröwer! —

Und was waren also neben den oben hervorgehobenen Momenten nunmehr die treibenden inneren Mächte, welche den „Quickborn" zeitigten? Es waren Heimweh und Sehnsucht, die Seelenqual des Einsamen, Unverstandenen, Kranken und sodann das energievolle Studium, treuer, wissenschaftlicher Fleiß, welcher für die Form erst Ton und Sprache und Orthographie finden mußte. Nicht gleich zuerst fand Groth den höheren Ton, sondern seine ersten Gedichte tragen noch, wie Muellenhoff einmal schrieb, den Stempel des Derben, Holzschnittmäßigen, ja Parodistischen; aber schon im Jahre 1851 entstanden „Min Johann," „Dat Dörp in Snee," „Abendfreden," „Min Platz vör Däs", „De Kinner larmt", „Old Bäsum," „En Breef," „An de Maan," „De ole Harfenistin," Am fruchtbarsten war das Jahr 1852, an dessen Ende die erste Auflage des „Quickborn" erschien; und schon im Januar 1853 ward die zweite nötig, die um „die Dünjens", die elegischen Lieder und die historischen Stücke vermehrt wurde. Von der einschneidendsten Bedeutung aber ward für Form und Inhalt des „Quickborn" die Freundschaft Groths mit Muellenhoff; diesem verdankt er nicht nur Anregung und neue Stoffe, sondern auch eine strenge Regelung der sprachlichen Form, vor allem aber eine das Selbstvertrauen stählende Teilnahme und Freundschaft. Mitte April 1853 wanderte Klaus Groth mit seinem Bruder Johann nach Kiel zu; aber Monate lang blieb er krank in Lütjenberg liegen; endlich im Herbst erholte er sich unter der liebevollsten Pflege in Kiel. Die dritte Auflage des „Quickborn" brachte 1854 nicht nur 27 neue Gedichte, darunter fast alle „ole Leeder", sondern auch eine neue revidierte Orthographie und ein neu ausgearbeitetes Glossar, die vierte 1855 auch die schönen Speckterschen Illustrationen; Erzählungen wie die tiefe und schöne „Detelf" entstanden im Winter 1854/55; 1854 erschienen auch die „Hundert Blätter, Paralipomena zum Quickborn," hochdeutsche, schlichte Gedichte, unter denen „Isis" an Kraft und Originalität hervorragt. Das Bändchen „Mertella" kam im April 1855 heraus, als Groth schon auf der Reise nach Pyrmont war; im September langte er in Bonn an, wo er wie ein Sohn im Hause Ernst Moritz Arndts und Dahlmanns verkehrte und 1856 zum Doktor der Philosophie honoris causa kreiert wurde. 1858 habilitierte er sich in Kiel, wo er sich bald ein glückliches Heim gründete, unter Männern wie Harms, Nitzsch, Curtius, Muellenhoff hochgeschätzt wurde und — zum Professor 1866 ernannt — nunmehr seit mehr denn 30 Jahren lebt und schafft. Aber mögen auch seine späteren Dichtungen („Quickborn", 2. Teil 1870, „Ut min Jungsparadies" 1876) manche Perlen bergen — wie den unvergleichlichen „Heinterkrog", von dem Geibel sagte, daß er die beste Idylle sei, welche in irgend einer Sprache geschrieben sei, und „Um de Heid" — mögen auch manche tief empfundene Gedichte noch in den letzten Jahren entstanden sein — ich denke an das rührende „de Port", das Werk, das den Dichter unsterblich macht, ist und bleibt der „Quickborn", wie er ihn 1855 abschloß. Durch ihn hob er die verkannte plattdeutsche Sprache zu ungeahnten Ehren; durch ihn überbrückte er die Kluft zwischen den Gebildeten und dem Volk und gab ein treues Abbild des Lebens und der Sinnesart der Norddeutschen. Durch ihn ward er der Erneuerer der niederdeutschen Dichtung, deren Zukunft und Weiterentwickelung sich nach den rettenden Errungenschaften Groths und Reuters, den jener nach Erscheinen von „Ut de Franzosentid" neidlos anerkannte, noch gar nicht absehen und ermessen läßt. Eine große plattdeutsche Bewegung zieht immer weitere Kreise in Amerika, wo zahlreiche plattdeutsche Zeitschriften erscheinen, die allerdings — ebenso wie manche hochdeutsche — Groths Dichtungen unverantwortlich ausplündern; und die vlämische Bewegung zieht schon seit den fünfziger Jahren aus seinen Schöpfungen Kraft und Ermunterung im Streite für ihre bisher verachtete Sprache. So rüstet man sich denn auch in Antwerpen, Brüssel und vielen anderen Städten Belgiens und Hollands, den 70. Geburtstag Groths, der schon lange Ehrenmitglied der „königlichen Vlaamschen Akademie" (wie auch des German Athenaeum in London) ist,

festlich zu begehen; ja, man wird in der Antwerpener Stadtbibliothek das Brustbild des Dichters neben den Büsten Goethes und Schillers aufstellen. Und in der That, auch er ist heute noch unermüdlich, für die Ehre der niederdeutschen Sprache einzutreten und sie mit den Waffen des Geistes zu verfechten.

Vor 33 Jahren schrieb Muellenhoff, und es gilt auch jetzt noch: „Die That, die Groth vollbracht, wird nie verjähren, ihre Wirkung wachsen: möge die Gegenwart nicht vergessen, wie viel er ihr geopfert!"

Aber Klaus Groth ist nicht nur der Dichter des „Quickborn", nicht nur eins der bedeutendsten Formtalente, welche unsere Litteratur neben dem großen Verskünstler Platen besitzt, nicht nur ein ausgezeichneter Interpret und Vorleser der plattdeutschen Dichtungen, sondern er ist auch im persönlichen Verkehr der liebenswürdigste, behaglichste Erzähler und Plauderer, der unerschöpflich in Dönchens ist.

Still und einsam lebt er nun dahin, nachdem seine Gattin schon vor langen Jahren ihm entrissen wurde und seine Söhne in die Welt gezogen sind; aber sein Geist ist noch frisch und sein Herz noch warm.

Möchte ihm noch lange die Sonne freundlich leuchten —

Hell int Finster schint de Sünn,
Schint let deep int Hart herin . . .
Noch is Tid! O kommt man in,
Himmelblau un Vaerjahrssünn!



Zur Charakteristik Ernst Schulze's.

Nach ungedruckten Quellen.

I.

Die nachstehenden Mitteilungen über den Dichter der „Bezauberten Rose" und der „Cäcilie" sind aus dem sehr umfangreichen und bisher nur in einzelnen Partien, nicht aber in seiner Gesamtheit der litterarhistorischen Benützung zugänglich gewesenen Archiv geschöpft, welches der Neffe des Dichters, der Staatsanwalt a. D. H. Schulze, in werkthätiger Pietät angelegt und durch jahrzehntelange Bemühungen zu seltener Vollständigkeit gebracht hat. Dieses Archiv umfaßt heute neben Allem, was einst im Besitze der Familie verblieben, also den Urschriften sämtlicher Werke, den gesamten Briefen an Schulze und seinen so überaus merkwürdigen Tagebüchern auch die Mehrzahl der Briefe, die er selbst geschrieben, so daß es, die relativ wenigen Stücke abgerechnet, welche sich in Autographen-Sammlungen befinden, fast Alles enthält, was von ihm erhalten ist. Aber auch an Briefen und Aufzeichnungen über ihn ist es sehr reich, und so mag selten die Familie eines Dichters ihre Pflicht gegen ihren berühmten Sprossen so voll und redlich erfüllt haben, wie dies hier geschehen; uns, gestehen wir, ist kein anderes so vollständiges, so musterhaft geordnetes Privat-Archiv über einen Dichter bekannt. Daß sich der Eigentümer, der auch früher nie engherzig über die Benützung gedacht, nun entschlossen, das gesamte Material zu erschließen, — das Archiv befindet sich zu diesem Zwecke zeitweilig in der Verwahrung des Herausgebers dieser Zeitschrift — ist eine Handlungsweise, die nicht bloß unseren Dank verdient.

Auf Grund dieses Materials ließe sich geben, was wir noch nicht besitzen: eine lückenlose, erschöpfende Biographie und Charakteristik Ernst Schulze's, denn die fast unmittelbar nach des Dichters Tode geschriebene Skizze Bouterweck's war nur eben ein Versuch, an welchen Mängeln aber auch die Arbeiten Marggraffs (1855) und Tittmanns (1868) leiden, wird später darzulegen sein. Eine solche Biographie jedoch wäre schon ihrem Umfang nach kein Aufsatz für eine Zeitschrift, sondern ein Buch; wir beschränken uns hier auf die Mitteilung derjenigen neuen, bisher unbenutzten Materialien, welche auf Ernst Schulze's Wesen als Mensch und Dichter thatsächlich neues Licht werfen und fügen einen kurzen, erläuternden Kommentar hinzu.

Trotz dieser Beschränkung wird dieser Aufsatz noch immer umfangreich genug sein, aber auch sicherlich mit zu dem Interessantesten gehören, was bisher an neuen Aufschlüssen über Leben und Schaffen eines Dichters in den Spalten dieser Zeitschrift geboten wurde. Wir dürfen dies aussprechen, da es sich lediglich um Materialien handelt, und haben dabei nicht bloß den Rang des Dichters im Auge. Ernst Schulze könnte weniger bedeutend sein, als er es ist, und seine Tagebücher und Briefe wären doch von höchstem psychologischem, rein menschlichem Interesse. Was schon Marggraff hervorhob, es handle sich hier um einen „äußerlich und scheinbar wenig bewegten, aber an interessanten psychologischen Momenten eigentümlich reichen Lebensgang," ist nicht bloß ein Wahrwort — es läßt sich dahin zuspitzen, daß es sehr wenige Dichter giebt, deren innerstes Wesen kennen zu lernen dem Psychologen wie dem Ästhetiker in gleicher Weise lohnt; dem letzteren deshalb, weil hier das merkwürdigste Material zur Beantwortung der Frage geboten ist, in welchem Verhältnis der Dichter zu seiner Dichtung steht, und wie weit diese letztere ein Spiegelbild seines Wesens als Mensch ist.

Nach dieser Richtung werden die folgenden Mitteilungen für jede künftige Auffassung Schulze's ausschlaggebend sein und eine dritte, die letzte, die richtigste und darum auch die würdigste Phase in seiner Beurteilung als Mensch und Dichter begründen. Man nahm zuerst an, daß sich der Mensch und der Dichter völlig decke. Diese Ansicht, durch Bouterweck's Biographie nicht gerade bedingt, aber doch ermöglicht, wurde hauptsächlich durch den schwärmerischen Aufsatz, den H. Zschokke 1819 in seinen „Erheiterungen" veröffentlichte,*) begründet und in der Folge durch die Tradition zu einer Art Dogma erhoben. Ein edler reiner Jüngling faßt eine schwärmerische Neigung zu einem ebenso edlen und reinen

*) Erheiterungen. Herausgegeben von Heinrich Zschokke und seinen Freunden. Jahrgang 1819 S. 97—142.

Mädchen; als sie stirbt, widmet er den Rest seines Lebens ihrem Preis, ihrer Verklärung im Liede, bis der Schmerz um sie, die Sehnsucht nach ihr seine Kraft untergräbt und er ihr im Tode nachfolgt. Marggraffs Darstellung zerstörte diese Auffassung; sie wies nach, daß Schulze's Liebe zu Cäcilie von schweren Schlacken der Selbstbespiegelung entstellt gewesen, und noch gründlicher setzte sich Tittmann mit der Auffassung Zschokke's in Widerspruch. Beide, Marggraff und Tittmann, waren bemüht, wahr und gerecht zu sein; wenn es ihnen nicht gelang, so geschah dies nur, weil ihr Material unzulänglich war, und weil sie jenes Material, das ihnen vorlag, ohne genügende Kritik benützten. Aber auch hier bewährt sich die alte Erfahrung, daß halbe Wahrheit das Schlimmste ist, fast schlimmer als Unwahrheit, denn jene Auffassung, die dadurch herbeigeführt wurde, war thatsächlich eine ungerechte und, objektiv genommen, nicht richtiger als jene Zschokkes. Wir wiederholen: in der Absicht der beiden Biographien lag ein solches Unrecht gewiß nicht, und noch weniger wäre jenen Darstellungen, welche naturgemäß ihrer Auffassung folgten, also auch der in unserem Märzheft gegebenen, irgend ein Vorwurf zu machen. Daß sie aber ohne Grund einen höchst befremdlichen Gegensatz zwischen dem Dichter und dem Menschen annahmen, daß sich dieser Gegensatz, soweit er überhaupt besteht, sehr wohl erklären und darum entschuldigen läßt, werden die nachstehenden Mitteilungen erweisen.

Genaue Kenntnis des Wesens und Charakters der Eltern sind für die Beurteilung eines Menschen von höchster Wichtigkeit und wir bedauern darum lebhaft, daß wir der trockenen Notiz: „Ernst Schulze, am 22. März 1789 zu Celle geboren und auf die Namen Ernst Konrad Friedrich getauft, war der zweite Sohn des Advocaten und nachmaligen Bürgermeisters von Celle, Dr. Ernst Friedrich Schulze, aus dessen Ehe mit Christine Lampe," auch auf Grund unserer Quellen keinen lebensvollen Kommentar beifügen können. Die Mutter, eine Pastorstochter aus Bissendorf, starb bereits zwei Jahre später an der Schwindsucht; über ihr Wesen ist nichts überliefert; kein Brief, keine Tagebuchstelle des Dichters gedenkt der Thatsache, daß er so früh verwaist, nur einmal thut sein Lied der Mutter Erwähnung;*) so wissen wir nur das Eine von ihr, daß sie dem Sohn ein verhängnisvolles Erbe hinterlassen, den Keim zu jener Krankheit, von der auch er so früh ergriffen und dahingerafft wurde. Der Vater wird als charaktervoll, als energischer und gewandter Geschäftsmann geschildert; seine Briefe an und über Ernst, deren uns einige vorliegen, lassen die Richtigkeit dieses Urteils und das gute Verhältnis zwischen beiden erkennen. In den Kinderjahren sehr kränklich und zeitweilig an Taubheit leidend, gedieh der Knabe dann körperlich sehr gut, seine geistige Entwicklung schien damit keinen Schritt zu halten. „Arglosigkeit, Offenheit und Gutmüthigkeit zeichneten ihn frühe aus,"**) aber, „man versprach sich nicht viel von ihm, weil er . . . keine Art Ordnung zu lieben schien. Der Direktor von dem Gymnasium tröstete den besorgten Vater damit, daß es dem Knaben nur am Fleiße, nicht an Talenten fehle. Beharrlichkeit zeigte er bei kleinen Liebhabereien, die er eifrig so lange fortsetzte, bis er sie nicht mehr nach seinem Geschmacke befriedigen konnte. Er studierte z. B. die Wappenbücher mit solchem Fleiße, daß er in seinem vierzehnten Jahre von Malern bei der Verzierung von Särgen zurate gezogen wurde. Aber er verschenkte seine Wappensammlung, wie eine ähnliche Sammlung von kleinen Münzen, als er ein gewisses Ziel erreicht hatte"*)

Ein anschauliches Bild seiner Knabenjahre, welches mit der obigen Darstellung nicht im Widerspruch steht, liegt uns in der Handschrift des Dichters vor. „Ich gehöre Ihnen ganz," schreibt er am 17. Juni 1813 in sein für Adelheid Tychsen bestimmtes Tagebuch, „und darf kein Geheimniß mehr für Sie haben, selbst solche nicht, deren Enthüllung mich Ihnen vielleicht weniger vortheilhaft erscheinen lassen wird, als ich Ihnen immer erscheinen möchte. Ungefähr bis in mein vierzehntes Jahr wurde ich zu Hause für ein ganz gutmüthiges, aber höchst unnützes und zu allen Dingen unbrauchbares Geschöpf gehalten, weil meine Kleider immer in den ersten Tagen zerrissen, meine Bücher, sobald ich sie erhalten hatte, verloren waren, weil ich alle Aufträge verkehrt besorgte, nie etwas Neues wußte, das Rechnen nicht lernen konnte und über keine Sache im gewöhnlichen Leben vernünftig zu reden verstand, ausgenommen über die Kochkunst, deren großer Verehrer ich von jeher war. Viel trug zu dieser Meinung noch die Vergleichung mit meinem älteren Bruder bei,**) der ein sehr ordentlicher und vernünftiger Mensch war und viele Anlagen zum Geschäftsmann zeigte. Da ich denn so allgemein für so ganz unbedeutend gehalten wurde, glaubte ich am Ende selbst, die Leute müßten doch wohl Recht haben, und betrachtete mich immer als einen Menschen, aus dem nie etwas werden würde. Diese Idee gab mir eine gewisse Scheu und ein linkisches Wesen, das mich nie verließ, so lange ich nicht bey meinen Spielgesellen, sondern in der Gesellschaft meiner Hausgenossen war. Durch Erziehung konnte damahls auch wenig auf mich gewirkt werden, weil ich meinen Vater zwar herzlich liebte, ihn aber wegen seiner vielen Geschäfte fast nie sah, und meine Tante,***) die seit dem Tode meiner zweyten Mutter†) das Hausregiment führte, alle möglichen vortrefflichen Eigenschaften, nur nicht das Talent der Erziehung besaß. Meine jetzige Mutter, eine herrliche Frau,††) die in dieser Zeit zu uns kam, war damahls noch zu jung, als daß sie es verstanden hätte, uns vier Kinder†††) gehörig zu behandeln. Von meiner Gutmüthigkeit hatte man deswegen einen großen Begriff erhalten, weil ich die jüngere Schwester meiner jetzigen Mutter, ein sehr geistreiches, gebildetes, aber durchaus unpoetisches Mädchen, die mich ewig zur Zielscheibe ihres sehr pikanten Witzes machte, dennoch auf das zärtlichste liebte und ihr jeden

*) Cäcilie XIX. 6. Wir citieren die Stelle weiter unten.

**) Brief seines älteren Bruders August an Bergmann, Hannover, 16. Juli 1817. (Manuskript.)

*) Aus Friedrich Bouterwed's Vorwort zu „Ernst Schulze's sämmtlichen poetischen Werken" Leipzig 1818. B. stützte sich auf Mitteilungen von Schulze's Vater.

**) August, geb. 1786, später Obersteuerrat in Hannover.

***) Eine Schwester des Vaters, Wilhelmine.

†) Dr. Schulze hatte sich zwei Jahre nach dem Tode seiner ersten Gattin mit Caroline Mittag vermählt. Auch sie starb nach kurzer Ehe.

††) Seines Vaters dritte Gattin, Antonia, geborene Schwarz.

†††) Außer August noch zwei Stiefgeschwister aus der zweiten Ehe, Sophie und Peter.

Gefallen erzeigte, wenn es auch auf eine halsbrecherische Art geschehen mußte.*) Unter meinen Bekannten genoß ich aber im Gegentheil ein großes Ansehen, theils, weil ich die Meisten an geistiger Bildung, die ich zu Hause verbarg, übertraf, theils, weil ich immer der erste auf dem Eise war, wenn es nur mit Mühe hielt, der höchste auf den Bäumen und Dächern und der letzte, der fortlief, wenn wir Fenster einwarfen, oder den Jungfern und Bedienten der alten Damen, die von einem Thee zu Hause kamen, die Laternen ausbliesen. Überhaupt reizte mich Alles, womit ich Gefahr verbunden sah, und viele alte Matronen schalten mich oft einen heillosen Buben und tollkühnen Waghals, während man in meiner Ältern Hause nichts davon ahnte. Dort saß ich gewöhnlich ganz ruhig und las entweder Romane und Gedichte oder träumte von dem, was ich gelesen hatte. Man glaubte, ich sey höchstens zum Pastor gut, der auf dem Lande die Hände in den Schoß legen und im erbaulichen Müssiggang die schöne Natur betrachten könne. Hiezu ward ich auch bestimmt, als ich mich zum ersten Mahle verliebte. Dieses ist in jedem Leben ein so wichtiger Abschnitt, daß ich auch im Briefe einen Abschnitt dabey machen will, da es ohnedem schon acht Uhr schlägt und ich Ihnen versprochen habe, recht fleißig zu seyn." **)

Daß dies Selbstbekenntnis auch für die Beurteilung des Dichters wichtig ist, daß Vieles von dem, was sich Schulze hier in Übereinstimmung mit Anderen selbst nachsagt, zu den typischen Anzeichen poetischer Begabung gehört, bedarf kaum der Hervorhebung. Wichtiger scheint uns, wie viel es zur Beurteilung des Menschen beiträgt. Zweierlei wird dadurch klar: daß dem Knaben, der liebebedürftig war, nicht jene Liebe zu Teil wurde, die ihm so nötig und heilsam gewesen wäre, ferner aber, wie früh sich schon in dem Knaben, dem daheim kein liebevolles Verständnis wurde, der trotzige Drang regte, sich gerade Jenen, die er liebte, anders und zwar schlechter zu geben, als er thatsächlich war. In dieser Richtung paßt hier, wie selten, das Wahrwort, daß „der Knabe des Mannes Vater" ist und wir werden noch oft daran erinnert werden. „Alles erkennen, heißt Alles entschuldigen" — und vollends fehlt hier jeder Grund für eine Anklage. Sie könnte sich nicht gegen den Knaben, nicht gegen den vielbeschäftigten Vater, am wenigsten aber gegen die junge Stiefmutter richten, und das Denkmal, das ihnen der Dichter in seiner „Cäcilie" (XIX 6 und 7) gesetzt, ist ein verdientes:

„Du süße Heimat, theures Land,
Wo einst mein Geist zuerst die Schwingen ausgebreitet!
Mein Vater, der so früh des Sohnes Sinn verstand,
Und nicht mit engem Maß ihm seinen Pfad bedeutet!
Und Du, die nie mein Blick, die nur mein Herz gekannt,
O Mutter, die vielleicht als Engel jetzt mich leitet!
Wie seh' ich jetzt am Ende meiner Bahn
Euch Alle mir so hold, so freundlich nahn!

Und Du, Antonia, Du herrlichste der Frauen,
Der nicht mein Mund allein den Mutternamen giebt,
Du nahtest jugendlich dem Jüngling mit Vertrauen
Und hast im Vater stets auch seinen Sohn geliebt.
O möchtest Du auch hier Dein Kind noch glücklich schauen,
Das Freude nur begehrt, weil Dich sein Schmerz betrübt!
O möchte künftig nie Dein feuchter Blick mich fragen:
Was drückt Dein Herz, was säumst Du, mirs zu klagen?

In dichterischer Verklärung wird hier nur die Wahrheit ausgesprochen, und angesichts dessen, was ihm die Stiefmutter später wurde, betrachten wir nicht ohne Rührung den früheysten Brief des Dichters, der sich unter den uns anvertrauten Papieren findet. Er stammt aus seinem zehnten Lebensjahre, ist „An die Demoiselle Antoinette Schwarz in Harburg", also an die Verlobte seines Vaters, kurz vor deren Vermählung, gerichtet und lautet: „Liebste Mutter. Ich habe mich herzlich gefreut über das Spiel, welches Du mir geschickt hast. Wir haben es gleich gespielt. Vater hat es gewonnen. Den anderen Tag spielte ich es mit dem kleinen Rettberg, der hat mir schon viel von Dir gesagt. Die Frau von Rettberg ist auch hier, sie kennt Dich wohl. Kennest Du noch die kleine Luise und Leopold und Karl wohl, die Du so oft angerufen hast? Die Zeit dauert mir so lange, bis du kommst. Lebe wohl und liebe mich so wie ich Dich liebe. Dein gehorsamer Sohn Ernst C. F. Schulze. Den 24. November 1798."

An die Stiefmutter sind auch seine ersten, aus seinem elften Lebensjahre stammende Reime gerichtet:

An meine liebe Mutter.

Dich müssen engelreine Freuden
Auf Deinem Lebensweg begleiten,
Den Dir das Glück zu wandeln zeigt.
Musik und Tanz soll Dich vergnügen,
Wenn Sorgen Dir am Herzen liegen,
So werden sie dadurch verscheucht.
Sanft sei Dir jede Lebensscene
Wie Saitenspiel und Flötentöne!

Natürlich wird dadurch die Mitteilung Bouterweck's, Schulze's erstes Gedicht sei eine Ode gewesen, in welcher er dem Schmerz über die Trennung von seinem Freunde Fritz von Bülow Ausdruck gegeben, *) nicht entkräftet, wohl aber eine andere Angabe, die sich in dem bereits erwähnten, uns vorliegenden Briefe seines Bruders findet. Es heißt darin u. A. über seine sonstige Entwickelung:

„Er schloß sich vorzüglich an den — nachmaligen — Assessor von Puffendorff, darauf an die Söhne der Appellationsräthe von Rüling und von Bülow an. Mit letzteren war er vorzüglich vertraut. Sie haben einen außerordentlichen Einfluß auf seine nachherige Laufbahn gehabt. Ihre Mutter, eine sehr gebildete Frau, hatte sie mit den besten Werken der deutschen Dichter bekannt gemacht und ihr Umgang flößte ihrem Freunde, dessen ziemlich starke Lectüre bis dahin meist ohne Auswahl in Romanen bestanden hatte, gleichfalls eine Neigung zu ihnen ein. Sein bislang durch einen Besuch eines Verwandten, der in Hamburg eine ansehnliche Weinhandlung besaß und durch eine Reise dahin, die ihm die Unabhängigkeit eines Kaufmanns lebhaft vor Augen brachte, genährter Wunsch, sich dem Handelsstande zu widmen, wich bei der genaueren Bekanntschaft mit den Mitteln, wodurch der Kaufmann seinen Erwerb herbeiführen und den Gegenständen, mit denen er sich beschäftigen mußte, um so mehr der Absicht, sich der Theologie zu befleißigen, als das Geld in seinen Augen einen sehr geringen Werth hatte und seine Unerfahrenheit in dem äußeren Leben ihm manche Erscheinung desselben widerlich machte. So

*) Doris Schwarz, später mit dem Steuerdirektor Heise vermählt. Ein Brief dieser Frau an den Dichter, aus dem Jahre 1814, der uns vorliegt, beweist, daß die Neckereien, aber auch das herzliche Verhältnis durch all die Jahre fortbestanden.

**) Abdruck nach dem Manuskript. Wir mußten hier die ganze Ausführung ihrer Wichtigkeit wegen reproduzieren, obwohl sie bereits, bis auf einige Sätze, bei H. Marggraff, „Ernst Schulze". Leipzig 1855 (S. 5—6) vorliegt.

*) Wir teilen das bisher ungedruckte Gedicht im Folgendem mit.

äußerte er z. B. einmal, er begreife gar nicht, wie man für Geld, das man Jemandem leihe, Zinsen nehmen könne, da es doch genug seie, wenn das Kapital selbst dereinstig zurückgezahlt werde. Vom Jahre 1803 an machte er häufig kleine Excursionen, vorzüglich nach Havighorst, einem damals Schulenburgischen Gute, welches sein Vater administrirte, und brachte oft mehrere Tage bei dem Pächter zu, dessen Familie ihn sehr liebgewann, weil er, wenn er auch noch so sehr in der Lectüre der dort aufgestellten alten französischen Bücher vertieft war, sich dennoch gleich bereit finden ließ, unerschrocken und ohne die ihm mehrmals gedrohten Mißhandlungen zu fürchten, den Tolmetscher zwischen den Einwohnern und der französischen Einquartierung zu machen und deren unverschämte Forderungen durch den Recurs an die Offiziere abzuwenden. Zugleich suchte er sowohl auf der Celleschen Schule, deren Lehrer und vorzüglich den Rector Grünebusch er durch verdoppelten Fleiß gewann, als durch Privatunterricht das früher vielleicht Versäumte nachzuholen und sich zu seiner Bestimmung geschickt zu machen. Er liebte Musik und hatte es sowohl auf dem Claviere als der Guitarre zu einiger Fertigkeit gebracht, die er jedoch späterhin nicht weiter ausbildete. Im Jahre 1804 machte er mit Bülows eine Fußreise über Göttingen, Kassel und den Harz, die ihm bei seinem Sinn für die Schönheiten der Natur einen reichen Genuß gewährte. Im Jahre 1805 mußte er sich von Bülows, die ihrem in preußische Dienste getretenen Vater folgten, trennen, doch blieb er mit ihnen in Correspondenz. Im Sommer 1805 begleitete er den Ober-Appellationsrath von Rüling, dessen Sohn eine Badecur zu Rehburg gebrauchen mußte, dahin. Hier wurde seine Anlage zur Dichtkunst zuerst durch ein kleines scherzhaftes Gedicht, welches er auf die Verlobung eines Fräuleins von Mandelsloh mit einem Drosten von Stockhausen machte, bekannt und verschaffte ihm die Bekanntschaft mit der Oeconomie-Räthin Meyer zu Cotdingen, deren Tochter, der jetzigen Amtmännin Heise, sowie des Grafen Oeynhausen, welchen er als einen außerordentlich interessanten Menschen, der in allen Ländern Europas, einigen Theilen von Asien und Africa gewesen, die schönsten Talente zur Musik und Malerei und ein vorzüglich einnehmendes Wesen gehabt, beschreibt. Oeynhausen hatte in seinen jüngeren Jahren durch sein feuriges Temperament (sich) zu manchen Thorheiten, die er nun büßen mußte, hinreißen lassen und gewann Ernst wegen des ihm gezeigten Mitleids sehr lieb, schenkte ihm Schillers Gedichte und bat ihn, mit nach Pyrmont zu gehen, welches er aber ausschlagen mußte."*)

Schon daraus läßt sich erkennen, welche tiefgreifende Veränderung, etwa von seinem vierzehnten Jahre ab, mit ihm vorging. Der Träge wurde fleißig, der übermütige Trotzkopf ein Schwärmer, wozu auch eine Knabenliebe beitrug, deren der Bruder nicht gedenkt. Wir lassen hierüber, wie über sein einsames Treiben auf Havighorst wieder dem für Adelheid Tychsen verfaßten Tagebuche das Wort. „Ich will", schreibt er am Abend des 17. Juni 1813, „in meiner Geschichte fortfahren. Meine erste Liebe war ein Fräulein von Bülow, die Tante meines besten Freundes,**) die indeß mit uns beiden in gleichem Alter stand. Ich lernte sie kennen, als ich sie mit jenem Freunde aus einer Pension in Hannover nach Celle abholte. Der Weg von fünftehalb Meilen, der immer im tiefsten Sande fortläuft, ist recht dazu gemacht, sanfte Empfindungen zu erwecken, denn man wird nicht durch die geringste Erschütterung aus seiner Beschaulichkeit aufgerüttelt. In Celle sah ich sie nur selten, aber ich hing mit einer recht schäferlichen Zärtlichkeit an ihr. Freilich vertraute ich mein Gefühl weder den Thälern noch den Felsen, denn dergleichen gibt es bei uns zu Lande nicht, auch schnitt ich ihren Namen in keinen Baum, denn die Tannen sind theils nicht sehr dazu geeignet, Schriftzüge in ihrer Rinde aufzunehmen, theils hätte man die Buchstaben nach meiner damaligen Schreibkunst doch schwerlich haben entziffern können. Aber ich stand alle Morgen an der Thür des Predigers, zu dem sie zum Unterrichte ging, denn sie sollte gerade konfirmirt werden, und machte ihr, wenn sie herauskam, ein sehr zierliches und bescheidenes Compliment, was immer mit einem recht freundlichen Gruße erwiedert wurde. Damals wurde ich mir **zuerst einiger poetischen Ideen** bewußt, die vorher nur dunkel in mir gedämmert hatten. Selbst nachdem sie Celle verließ, welches bald darauf geschah, blieb sie noch lange das liebste Bild meiner Träume; wo sie jetzt ist, weiß ich nicht; ich weiß nicht einmal, ob sie noch lebt. Mein Freund ging bald darauf mit seinen Eltern nach Berlin; ich habe mit ihm bis vor einem Jahre im Briefwechsel gestanden; jetzt soll er in diesem Kriege geblieben sein.*) Also wieder eine Blume weniger im Leben, denn ich liebte ihn sehr zärtlich. Der Umgang mit ihm und mit seiner Mutter, einer Frau von sehr hoher und umfassender Bildung, hat viel zur Kultur meines Geistes beigetragen. Bei seiner Abreise von Celle machte ich mein **erstes** Gedicht, das durch Zufall Mehreren in die Hände gerieth und mir eine Art von Berühmtheit verschaffte. Man wurde jetzt in unserem Hause aufmerksamer auf mich und wunderte sich, mich doch nicht von allen guten Geistern so verlassen zu finden, als man geglaubt hatte. Jetzt fing man an, mich etwas zu verziehen, wobei man bis jetzt geblieben ist.**) Inzwischen erwachte zwischen meinem fünfzehnten und sechzehnten Jahre eine mir ganz neue poetische Welt in mir, über deren ordnungslose Gebilde ich nicht Herr werden konnte und mich deshalb mehr als je in die Einsamkeit zurückzog. Ich brachte oft ganze Monate auf einem abgelegenen Landgute (Havighorst) einige Meilen von Celle zu. Das Herrenhaus, worauf ich ganz allein wohnte, lag weit von dem Wirthschaftsgebäude entfernt, in einem verwilderten Park, den ein Fluß durchschnitt, der mehrere kleine Teiche und Inselchen bildete. Das Haus selbst war groß, öde und fast ganz verfallen und wurde seit dreißig Jahren nicht bewohnt. So oft der Pächter mir auch ein Zimmer in seinem Hause anbot, ließ ich mir doch nie meinen großen Saal mit dem hohen Kamin, den kleinen Scheiben und den vielen Ritterbildern in Lebensgröße nehmen, obgleich man fast bei jedem heftigen Schritt den vermoderten Fußboden durchtrat und kaum einen Tisch finden konnte, der nicht längst zu den Invaliden gehört hätte. Wenn ich in dem großen Himmelbette von rothem Tuch mit gelber Stickerei lag oder an einem stürmischen Abend mitten im Zimmer an dem wacklichten Tisch mit Drachenbeinen und dem getäfelten Schachbrett auf der Platte bei einem Buche oder in Gedanken saß, dann war es mir ein so schauerlich angenehmes Gefühl, ganz allein zu sein in der Nacht und der Furcht zu trotzen, die mich oft grausig genug beschlich. Selbst während des Winters war ich

*) Der Brief ist bisher ungedruckt, doch hat er Marggraff für eine Reihe von Details als Quelle gedient.

**) Fritz von Bülow. Die Dame hieß Julie.

*) Das Gerücht war falsch; Bülow, der gleich seinem Vater in preußische Dienste trat, ist als preußischer Geheimer Legationsrat am 19. April 1853 in Berlin gestorben.

**) Soweit ungedruckt. Das folgende bis „Schwärmer zu werden" bei Marggraff. A. a. O. S. 9.

dort einmal vierzehn Tage und fror lieber am Kamin, als daß ich mich an den warmen Ofen in der Pächterwohnung gesetzt hätte. Am Tage war ich gewöhnlich in der kleinen französischen Bibliothek, die sich dort befand oder ich streifte durch Moor und Haide und lag unter den Tannen, an den wüstesten Örtern. Seit jener Zeit sind mir solche nach der gewöhnlichen Ansicht trostlose Gegenden unbeschreiblich theuer geblieben und ich kann nie ohne Wehmuth und Sehnsucht an ein wildes, mit Fichten bewachsenes Moor, oder an eine weite Haide, worauf die Luft so schauerlich säuselt, zurückdenken. Ich schrieb damals nie etwas nieder, aber ich lebte ganz in meinen Phantasien und war auf dem Wege, ein ganz unheilbarer Schwärmer zu werden. Doch da schlägt es schon Zwölf und Sie bedürfen gewiß längst meines Mittels nicht mehr, um recht süß zu schlummern. Schlafen Sie denn recht wohl, meine liebe Adelheid, und träumen Sie von Ihren Blumen und von Sternen und Thautropfen und Quellen und bunten Schmetterlingen und von allem, was Sie an sich selbst erinnern kann. Gute Nacht!"

Unserem Vorsatz getreu, die innere Entwickelung des Dichters möglichst durch seine Selbstbekenntnisse zu veranschaulichen, sei nun Einiges aus seinem Briefwechsel mit jenem Freunde wiedergegeben, der nach seinem eigenen und seines Bruders Zeugnis von so großem und bestimmenden Einfluß auf ihn gewesen. Derselbe liegt uns, so weit er erhalten ist, vor; leider sind einige Briefe Schulze's verloren gegangen.*) Die ersten Briefe Bülows, mit dem 10. Juli 1804 beginnend, sprechen seine feurige Sehnsucht nach dem Freunde aus und berichten von seinen Studien und Vergnügungen. Der erste Brief Schulze's, der uns erhalten geblieben, ist aus Havighorst, 10. Juli 1805 datiert und lautet in seinen Hauptstellen:

„Wie überaus schmerzlich es mir sein muß, geliebter Fritz, meine süßeste Hoffnung, die Hoffnung, Dich zu sehen, vereitelt zu wissen, kannst Du Dir wohl selbst vorstellen... Um meine Betrübniß über diese fehlgeschlagene Hoffnung in etwas zu mildern und meinen Schmerz ein wenig zu zerstreuen, befinde ich mich seit dem Montage hier, um in Gesellschaft mit meinem Wieland und Kleist mich des entzückenden Anblickes der neu wieder auflebenden Natur zu erfreuen.

Jeder säuselnde Baum, jede bethaute Blum',
Jeder Zephyr, der im Blüthengebüsche rauscht,
Jeder Schlag Philomelens
Haucht mir Wonne in's trübe Herz.

Heiter wird mir der Blick, wenn ich Auroren seh',
Wenn der freundliche Mond strahlend vom Himmel blickt,
Und mit zitterndem Silber
Glänzend malet der Eichen Haupt.

Wenn der Vögel Gesang mich auf die Fluren lockt
Und die blumige Au' sanft mir ein Lager beut,
Wo das rauschende Flüßchen
Mich in lieblichen Schlummer singt.

O dann seufze ich oft: wäre doch Fritz bei mir,
Wandelt' er doch mit mir über die Blumenau,
Horcht' er mit mir dem Plätschern
Des vom Zephyr geküßten Bachs.

Ich führe hier wirklich ein recht elysisches Leben, bester Fritz. Ganz meinen Launen überlassen und nur mir selbst lebend, irre ich auf den Gefilden umher und verschaffe mir herrlichen Genuß durch die Lectüre meines Lieblingsschriftstellers Wieland, welcher mich so eingenommen hat, daß ich ordentlich ihn zu studiren anfange. Seine leichte und unterhaltende Schreibart, sein feiner und treffender Witz, welcher seine Schriften belebt, sein blühender und oft dichterischer Ausdruck, welcher in seinen prosaischen Werken, welche mich jetzt beschäftigen, herrscht, haben mich so an ihn gefesselt, daß ich jetzt selten etwas Anderes als seine Schriften lese und mich außer ihm nur auf wenige meiner Lieblingsdichter einschränke, welches vorzüglich die der sanften ländlichen Muse sind.

Doch was plaudere ich Dir hier von meinen Gefühlen und meinem Geschmacke vor, welches Dich nicht sehr interessiren kann, also zu etwas Anderem. Deine Reisebeschreibung hat mir außerordentlich viel Vergnügen gemacht und vorzüglich die Anekdote von den Mönchen. O sancta simplicitas! Sollte man wirklich wohl glauben, daß eine solche Rohheit in dem nördlichen aufgeklärten Deutschland anzutreffen sei?*). . Ich soll Dir Neuigkeiten von Celle schreiben? Wenn ich Dich vom ewigen Hin- und Herziehen der Franzosen, von Familiengeschichten und Stadtklatschereien, von Schul- und Herzensangelegenheiten, von Liebesbriefchen und Rendezvous, vom Kopfschütteln der Basen und Tanten unterhalten wollte, so würde ich wahrscheinlich heute nicht mehr zu Ende kommen. Wir haben auch jetzt Schauspieler hier, welche sich zwar „Société nationale lyrique et dramatique d'Altona" nennen, aber doch den Franzosen, welche sie häufig besuchen, einen schlechten Begriff von unseren Nationalschauspielen machen müssen. . . . Dein Dich ewig liebender Ernst."

Der Brief bedarf keines Kommentars. Daß das erste Gedicht Ernst Schulze's eine Mischung von Klopstock und Matthisson und um kein Haar besser ist, als die meisten Erstlingsversuche solcher Poeten, die nie aus dem Dilettantismus herauskommen, ist interessant genug, wenn auch natürlich nicht überraschend. Vorausgegangen waren diesem Gedicht neben den Reimen an die Stiefmutter nur einige kleine Prosaaufsätze in einem von ihm mit den Brüdern von Bülow geschriebenen „Journal". — Wie weit die „Herzensangelegenheiten" des Sechzehnjährigen der Wirklichkeit, wie weit sie seiner Phantasie angehörten, erfahren wir annähernd, wenn wir, die Lektüre des Briefwechsels mit Bülow unterbrechend, wieder das Tagebuch aufschlagen.

„Jetzt habe ich Ihnen", fährt der Dichter am 18. Juni 1813 in seinem Berichte an Adelheid Tychsen fort, „meinen guten Morgen gesagt; wollen Sie nun auch noch etwas von mir hören? So machen Sie sich denn auf

*) Der Briefwechsel ist bisher ungedruckt, einige wenige Stellen abgerechnet, welche Julius Tittmann seiner biographischen Einleitung zu der von ihm besorgten Ausgabe der „Bezauberten Rose" und des „Poetischen Tagebuch" (1858) eingeflochten hat.

*) So schlimm war die Sache keineswegs. Frau v. Bülow wollte auf ihrer Reise durch Kurhessen auch ein katholisches Mönchskloster besuchen. Der Pförtner aber ließ nur ihre Söhne passiren und wies die Dame mit den Worten zurück: „Nee, Fruenslüde, de döget nich int Kloster." Das war Alles!

eine sehr tragikomische Geschichte gefaßt. Ich verliebte mich in jener Zeit in eine meiner Cousinen,*) ein recht liebes, hübsches Mädchen, freilich von keinen besonderen geistigen Anlagen, aber mit einem vortrefflichen Charakter und einem seelenvollen Gesicht. Sie war wegen Kränklichkeit vom Lande zu uns in die Stadt gekommen, sollte aber zugleich auch die Landluft genießen und ich wohnte deshalb vier Wochen allein mit ihr auf unserem Garten. Des Tages ging ich mit ihr im Garten spazieren und setzte mich des Abends, wenn ihr Fieber kam, an ihr Bett, las ihr vor und schenkte ihr Thee ein. Sie hatte mich auch recht lieb, aber wahrscheinlich nur wie ihren Vetter. Als sie wieder zu ihren Eltern zurückgekehrt war, schrieben wir uns fleißig, und ich wurde eingeladen, in den Weihnachtsferien sie zu besuchen. Ich versprach mir von dieser Reise viele Freude und dachte die langen Winterabende recht heimlich und hübsch mit ihr in ihrer Einsamkeit zuzubringen. Es waren drei Meilen bis dahin und ich ritt erst am Nachmittage fort. Ein dichtes Schneegestöber machte alle Wege unkenntlich und ich war kaum einige Stunden geritten, als ich jede Spur verlor. Die Dörfer in der Haide liegen gewöhnlich zwei Meilen von einander, ich konnte mich also nirgends erkundigen.

Ich trable in die Kreuz und in die Quer, durch Wald und Feld und sah nichts als Schnee und Luft, Haide und Tannen. Endlich wurde es so dunkel, daß ich gar nichts mehr sehen konnte. Mein Pferd, das ich tollkühn durch das verwachsene und pfadlose Dickicht trieb, verwundete sich sehr heftig an einem abgebrochenen spitzen Stamm und wollte nicht weiter. Ich stieg ab, zog es hinter mir her und vertraute mich dem lieben Gott und meiner Liebe. Nachdem ich zehn Mal in Gräben und Moor gesunken, und zwanzig Mal über Baumwurzeln und Haidebülte gefallen war, hörte ich Hundegebell in der Ferne. Als ich die Kirchgeßner auf der Harmonika spielen hörte, habe ich bei Weitem nicht den Genuß gehabt, als bei dieser heiseren Dorfmusik. Ich arbeitete mich durch den Wald und sah in der Ferne Lichter schimmern. Endlich kam ich ins Dorf und hörte zu meiner unbeschreiblichen Freude, es sei das, wohin ich wollte. Schon in der Ferne sah ich alle Zimmer im Hause meines Onkels erleuchtet und hörte Musik und Gesang. Dieser Contrast zwischen den verschiedenen Lagen, worin ich mich binnen derselben Stunde befunden hatte, wird mir ewig merkwürdig bleiben. Ich nahm mir kaum Zeit, mein Pferd abzubinden und verbinden zu lassen und mich selbst ein wenig von der unglücklichen Reise zu justiren. Als ich in den Saal trat, fand ich eine große Gesellschaft, die eben in einem Conzerte begriffen war. Ich fühlte mich ganz selig, setzte mich zu meiner hübschen Cousine und plauderte mit ihr recht vergnügt, wunderte mich aber, daß ein anderer junger Mensch, ein Beamter aus der Gegend, immer an ihrer anderen Seite saß und gar nicht von ihr lassen wollte. Endlich ging die Gesellschaft und ich erstaunte höchlich, als jener Herr mit einem Kuß von meinem Mühmchen Abschied nahm. Erst jetzt wurde ich belehrt, daß ich zur Feier ihrer Verlobung gekommen sei. Ich saß ganz verwundert bei dieser Nachricht und konnte mich innerlich trotz meiner Betrübniß nicht enthalten, über mich zu lachen. Also deswegen hatte ich mein Pferd beinahe ruinirt, hatte wie ein unverzagter Minneritter weder Dunkelheit, noch Frost, noch Nässe, noch Gefahr gescheut, hatte mir wenigstens auf acht Tage Husten und Schnupfen zugezogen und mich im kalten Winter im Schnee gebadet, um jetzt ein solches Fest feiern zu helfen. Ich ergab mich indessen in mein Schicksal, wurde der sehr gute Freund meines Nebenbuhlers und freute mich, daß ich meine Cousine glücklich sah. Ich habe sie nachher seit ihrer Verheirathung oft besucht, aber sie ist jetzt auch schon todt." *)

Diese Geschichte, welche auch durch die Familientradition bestätigt wird, — obwohl ihr Kern noch dürftiger sein dürfte, als ihn das Tagebuch darstellt, wie wir denn überhaupt die Verläßlichkeit der auf Liebessachen bezüglichen Angaben dieser General-Beichte für Adelheid später beleuchten werden — fällt in den Winter 1804 auf 1805. In den Sommer 1805 fällt der Aufenthalt im Bade Rehburg, von dem wir bereits aus Augusts Mitteilungen wissen. Er schildert ihn in einem Briefe an Fritz von Bülow, Celle, 6. Oktober 1806:

„O wie viel hab' ich Dir zu erzählen, Geliebter, wo soll ich zuerst beginnen, wo enden? Ich habe seit einem Vierteljahr gewiß in einer Freuden-Fülle geschwelgt, bin von einem Vergnügen zum andern geflattert, daß ich noch jetzt ganz berauscht bin. Mir deucht, in meinem Briefe aus Rehburg**) habe ich Dir schon von der außerordentlich liebenswürdigen Cousine meines Olbers, der Mamselle Marianne Meyer erzählt. Welche vergnügte Tage habe ich mit ihr verlebt. Sie hatte mich in Rehburg, ich will es Dir offen gestehen, durch ihre Grazie und angeborene Liebenswürdigkeit so bezaubert, daß ich ihr sehr die Cour machte. Einige kleine Gedichte, welche ich Dir gelegentlich, wenn Du es mir nicht zum Stolz auslegst, überschicken will, hatten mir die Gunst ihrer Mutter, einer sehr angenehmen, interessanten Frau, und, wenn ich mich nicht zu sehr schmeichle, von ihrer Seite einige Achtung erworben. Schon in Rehburg waren wir oft sehr vergnügt zusammen gewesen, indeß litt es doch die Decenz nicht, sie so oft zu sehen, als mein Herz es wünschte. Ich that ihr alle mögliche Gefälligkeiten, wie Du denken kannst und hatte oft das Glück, mit ihr zu tanzen. Eines Abends, es war der letzte meines Aufenthalts in Rehburg, und ich kann behaupten, auch der

*) Ein Fräulein F. Kaiser in Bergen. In das Stammbuchblatt Ernst Schulzes schrieb sie das Citat:

„Amors Pfeil hat Widerspitzen!
Wenn er trifft, so laß ihn sitzen
Und erduld' ein wenig Schmerz.
Wer geprüften Rath verachtet,
Und ihn auszureißen trachtet,
Der zerfleischet ganz sein Herz!

Diesen Rath bittet zu befolgen Deine Dich liebende Cousine. F. K."

Bergen, 10. Januar 1805.

Hierzu schrieb Schulze an den Rand:

„Spottest Du, Unbarmherzige, noch des verwundeten Freundes?
Reitze nicht Amors Zorn, fürchterlich rächt sich der Gott.
Wie frohlock' ich dann einst, wenn Dich sein bitterer Pfeil trifft
Und Du den eigenen Rath, selber verwundet, verschmähst!"

Aus späteren Jahren aber steht auf der Rückseite des Blattes, gleichfalls von seiner Hand geschrieben:

„Ward im Sommer 1805 an den Amtsschreiber Schar, jetzt in Beedenbostel, verheyrathet. † 1811."

*) Ungedruckt.

**) Derselbe ist verloren gegangen.

glücklichste, wurden wir zu einem Privatthee von ihrer Mutter eingeladen. Es befand sich bei ihr der Ober-Appellationsrath von Rüling, seine jetzige Frau, damalige Baronesse von Brients, der Amtmann Olbers und ich, — Rüling badete gerade um diese Zeit. Ich unterhielt mich natürlich mit der Mamsell Meyer, und die Unterhaltung wurde sehr interessant, da sie auf die schönen Wissenschaften fiel, worin sie sehr gebildet ist, und welches, wie Du weißt, auch mein Steckenpferd ist. Wir kamen auf den Wieland. Sie bat mich, ihr den „Oberon" zu verschreiben, und ihre Mutter fügte die Bitte hinzu, ihn ihr selber zu überbringen. Du kannst Dir meine Freude denken. Ich war den ganzen Abend sehr aufgeräumt und der Schlaf wiegte mich in die angenehmsten Träume. Du kannst Dir am andern Morgen meinen Schmerz bei meiner Abreise wohl vorstellen. Ich war den ganzen Morgen sehr zerstreut, obgleich die beiden Fräulein Grote, zwei sehr angenehme Gesellschafterinnen, mich aufzuheitern suchten. Nach Tisch nahm ich mit unterdrückten Thränen stumm von Allen, die mir lieb geworden waren, Abschied und warf mich mit dem Baron Brients, womit(!) ich nach Hannover fuhr, mißmuthig in den Wagen. Jedoch heiterte mein alter, angenehmer Reisegesellschafter und meine schönen Hoffnungen mich wieder auf.

Sobald ich in Celle angekommen war, besorgte ich den „Oberon", machte mich am 15. September mit Hoyer, welcher Hannover noch nie gesehen hatte, dahin auf und kam denselben Abend in Coldingen an. Sie war allein, denn ihre Mutter war verreist gewesen, hatte aber meinen Brief in Hannover bekommen und kam am selbigen Abend noch zurück. Ich wurde sehr artig empfangen, und Alles trug natürlich dazu bei, mich sehr aufzuheitern. Die Gegend ist sehr reizend, rings von Wiesen, welche die Leine durchschlängelt, und Gehölzen umgeben. Ueberall thürmen sich blaue Berge auf, auf den Deister und die Göttingischen Berge hat man vom Amthause, welches sehr hoch liegt, eine göttliche Aussicht. Ihre Mutter brachte noch die Tochter des Kabinetsrath Rudloff mit, ein sehr gebildetes und artiges Mädchen, welche eine vertraute Freundin meiner Holden ist. Wir führten wirklich ein wahres Götterleben. Am Morgen, wenn wir getrunken hatten, besuchten wir einen der schönen Plätze, womit Coldingen rings umgeben ist und lasen einander vor. Unsere Lectüre war „Nathan der Weise" von Lessing, ein vortreffliches dramatisches Stück, welches uns noch mehr unterhielt, da wir die Rollen unter uns vertheilten. Du kannst Dir keine Vorstellung von dem Vergnügen, welches ich dabei genoß, machen. In der schönen freien Natur, wo man die schönsten Gegenden vor Augen hat, bei einer geistreichen Unterhaltung und an der Seite einer liebenswürdigen Dame, welche man — bald hätte ich gesagt — liebt, doch stille, so arg ist es noch nicht, nun, wenn Du willst: hochschätzt — wer sollte sich da nicht in Elysium versetzt glauben. — Nach Tische ward ein Spaziergang unternommen und am Abend, wenn die Dunkelheit uns nicht mehr erlaubte, draußen zu sein, entweder gesungen und gespielt, Mamsell Rudloff hat eine wahre Silberstimme, vorgelesen, oder Boutrimens gemacht oder Räthsel und Charaden gerathen, bis das Abendessen uns rief und die Nacht uns trennte.

Von etwas Anderem. Auch vorigen Sonntag war ich sehr vergnügt; es war der Hochzeitstag meiner Tante, welcher in unserem Hause gefeiert wurde. Du kannst Dir denken, wie lustig es dabei zuging. Was mir vorzüglich Vergnügen machte, war, daß meine Nachbarin, eine sehr aufgeweckte und muntere Dame, die Dir wohl noch bekannt ist, Sophie Meyer, welche Pfingsten wahrscheinlich Witzendorff heirathen wird, heute außerordentlich gut aufgeräumt war. Wir hatten natürlich, wie bei allen solchen Gelegenheiten, tausend Spaß und trennten uns sehr spät und sehr vergnügt von einander."

Als der Freund die Vermuthung äußerte, daß er Mamsell Meyer von Hannover kenne, erwiderte ihm Ernst am 18. December 1805: „Du hast, mein Geliebter, eine so süße Erinnerung in meinem Herzen, wo nicht wieder aufgeregt, denn keine Zeit wird sie wieder erlöschen, aber doch wenigstens ihr neue Lebhaftigkeit gegeben, daß ich Dir herzlich Dank sage. Ich glaube wohl, daß es dieselbe ist, welche Du in Hannover gesehen hast, denn sie ist lange Zeit bei der Struben gewesen. Damals war sie wohl noch nicht ganz aufgeblüht, jetzt ist sie sehr schön, aber ihre geistigen Vollkommenheiten überstrahlen noch weit ihre körperlichen. Eine solche Milde und Sanftmuth, eine solche Herzlichkeit und einen so geringen Grad mädchenhaften Stolzes und Anmaßung fand ich noch nie. Doch Du wirst glauben, ich wäre durch meine Hochachtung verblendet und übersähe ihre Fehler; nicht im Geringsten. Ich habe einige an ihr ausspähen wollen, aber habe außer zu großer Gutherzigkeit, wo dies anders ein Fehler ist, nichts entdecken können, welches ihr nachtheilig sein könnte. Doch ruhig davon, ich könnte Dir sonst den ganzen Tag vorplaudern, ohne zu ermüden."

Wer diese Briefe an Bülow liest, wird nicht zweifeln: es war die schüchterne Schwärmerei eines talentvollen, aber unreifen, fast noch knabenhaften Jünglings, welcher er selbst nicht den Namen „Liebe" beizulegen wagte, und sie wurde, wenn überhaupt geahnt, dann nicht anders erwidert, als durch ruhiges Wohlwollen. Und den gleichen Eindruck machen jene bisher ungedruckten Gedichte, welche er in Rehburg an Marianne Meyer gerichtet; wir werden einige derselben, um die dichterische Entwickelung Schulze's zu veranschaulichen, nächstens mittheilen.

Und nun lese man, was Schulze selbst, allerdings acht Jahre später, in sein für Adelheid bestimmtes Tagebuch am 20. Juni 1813 darüber einträgt:

„Ich war bei meiner plötzlichen Entzauberung in Rücksicht meiner hübschen Cousine stehen geblieben. Mein Kummer war deswegen weniger groß, weil ich sie nie mit aller Innigkeit meines Herzens geliebt hatte. Aber die Zerstörung dieses Verhältnisses hätte deswegen gefährlich für mich werden können, weil die Muße, die mein Geist dadurch wieder erhielt, mich in den grund- und uferlosen Strudel meiner früheren Schwärmerei wieder zurückwarf. Jene Verbindung hatte mich dem wirklichen Leben wieder etwas nahe gebracht, weil meine Cousine keine Träumerin war; jetzt hatte ich wieder nichts, was mich in der Wirklichkeit interessirt hätte. Ich vermied von neuem alle Gesellschaften in unserem Hause und fing wieder an, ganz in mir zu leben." Nach einer Abschweifung über Wieland und dessen Einfluß auf ihn fährt er dann fort: „Damals hielt ich jedes tiefere Gefühl für verderblich oder wenigstens für lächerlich und betrachtete die Empfindung überhaupt nur als eine leichte,

flüchtige Würze, durch deren mäßige Beimischung der Genuß erhöht werden könne, welche aber nie für sich allein Genuß sein könne. Noch ehe ich dieses System ganz ausgebildet hatte, reiste ich mit einem Herrn von Rüling, einem Celleschen Ober-Appellationsrath, nach dem Rehburger Bade. Es war ein kleines, verwachsenes Männlein, das sich stark schnürte, um gerade zu scheinen, immer sehr elegant gekleidet ging, den Schöngeist spielte, zu jedem flachen Einfalle, den er vorbrachte, eine höchst witzige Miene zu machen wußte, jedem seine Gedichte, die er deßhalb immer in der Tasche bei sich trug, bis zum Ekel vorlas, sich, ehe er in eine Gesellschaft ging, auf Impromptus präparirte, sich von den Celleschen Damen gern den deutschen Anakreon schelten ließ, obgleich sie ihn unter sich gewöhnlich mit dem Aesop à la cour verglichen und der übrigens trotz seiner Erfahrung in den Formen des geselligen Lebens doch so hohl und abgeschmackt war, als der Herr v. U.*) Ich hatte damals schon das Talent, mich über solche Leute zu amüsiren und war damals gern in seiner Gesellschaft, da ich in keinem abhängigen Verhältniß gegen ihn stand.**) Während jenes fünfwöchentlichen Aufenthaltes in Rehburg, wo in jenem Jahre die Badezeit gerade sehr glänzend war, trat ich eigentlich zuerst hinaus in das Leben, das ich zu Hause geflohen hatte. Ich fand mich bald darin, bildete mich in wenigen Tagen außerordentlich und fing an, meine neuen Grundsätze in Ausübung zu bringen. Ich hatte das Unglück, von einigen Leuten geschmeichelt zu werden, die nicht begreifen konnten, wie man kaum siebenzehn Jahr alt, Verse machen könne, welche freilich ganz abscheulich waren, die aber pour la nouveauté du fait gefielen, und besonders, wie man nebenher so viel Griechisch habe lernen können, um den Homer zu lesen! Ich wurde bemerkt und hervorgezogen und das machte mich eitel und verbannte den letzten Rest jener Menschenscheu, die mir immer von meinen Kinderjahren angehangen hatte. Ich wurde galant, suffisant und mein eigener Bewunderer im höchsten Grade, kurz ich stand auf dem Punkt, ein sehr flacher Weltmensch zu werden, wenn mich dieses Mal die Liebe nicht gerettet hätte. Ich lernte eine gewisse Marianne Meyer kennen, die jetzt an den General-Secretär Heise in Hannover verheirathet ist, ein damals sehr schönes, gebildetes und vortreffliches Mädchen. Diese nahm eine Zeit lang mein ganzes Herz in Besitz, erweckte manche höhere poetische Ansichten in mir und ließ mich auf einige Zeit mich mit meinem Gefühl versöhnen. Ich kam mit ihren Eltern in genauere Verbindung, besuchte sie einige Male in Hannover oder in Coldingen, wo ihr Vater Amtmann war, machte ihretwegen einige Romanenstreiche, die sie in Verlegenheit setzten, und ward ganz wieder der frühere Schwärmer. Ob sie mir wirklich gut gewesen ist, weiß ich nicht genau; ich schloß es nur aus mehreren Umständen. Seit ich nach Göttingen ging, habe ich sie nie wieder gesehen."

Man sieht, ein schrofferer Gegensatz zweier Darstellungen eines und desselben Menschen über eine und dieselbe Lebenszeit ist nicht denkbar. Welche von beiden aber die Wahrheit ausspricht, ob die gleichzeitigen Briefe oder die Tagebuchstelle von 1813, kann man vernünftiger Weise darüber auch nur den geringsten Zweifel hegen?! Gewiß, Schulze hat sich verleumdet, als er sich nachsagte, daß er als kaum Siebzehnjähriger „galant, suffisant und auf dem Punkt gewesen, ein sehr flacher Weltmensch zu werden," er, den wir als weichmütigen, ja höchst schwärmerischen Knaben kennen gelernt, der seine eigene Empfindung selbst dem vertrautesten Freunde gegenüber gar nicht „Liebe" zu nennen wagt — und erfunden ist, nur die Eitelkeit ausgenommen, auch alles andere Schlimme, was er da der eigenen frühen Jünglingszeit angeheftet. Aber warum that er dies? Zunächst deshalb, weil jener seltsame Hang seines Wesens, den wir bereits an dem Knaben konstatiert, inzwischen in dem vierundzwanzigjährigen Manne geradezu übermächtig geworden war, der Hang, gerade Jenen, die er liebte, schlechter zu erscheinen, als er war. Wie weit Trotz und Eitelkeit, wie weit äußere Einflüsse diesen Hang in ihm mehrten, werden wir später klarzulegen haben. Hier nur so viel, daß auch noch zwei andere Gründe dazu zwingen, das Tagebuch, so weit es Liebesaffairen behandelt, nur mit äußerster Vorsicht als Quelle zu benützen. Es ist in einer Art Zerknirschung geschrieben; der Dichter ruft der Geliebten immer wieder zu: „Früher, seit meiner Knabenzeit war ich schlecht und frivol, die Liebe zu Dir macht mich gut und edel!" Zweitens aber will er der Eitelkeit des Mädchens schmeicheln; wir werden den Beweis erbringen, daß wenige Menschen in ihrer Lebensführung so keusch waren, wie Schulze, aber weil es Adelheid nach seiner Auffassung nur schmeicheln kann, wenn ihr ein Tausendsassa zu Füßen liegt, darum dichtet er sich selbst Gesinnungen und Grundsätze an, die er nie gehegt.

Um jedoch den letzten Zweifel an der Richtigkeit dieser Anschauung zu beseitigen, lassen wir hier einige Stellen aus Briefen folgen, welche die edle Frau, der in ihrer Jugend seine Schwärmerei galt, als Greisin an seine Familie richtete. Mild und klug schrieb Frau Marianne von Hartmann (sie war in zweiter Ehe mit General von Hartmann in Hannover vermählt gewesen), als ihr jene Tagebuchstelle mitgeteilt und sie um ihre Ansicht darüber ersucht wurde, volle 60 Jahre später: „Es hat mich außerordentlich frappirt, wie junge Leute sich selbst oft ganz anders beurtheilen, als dies Andere thun. So auch hier, wo Schulze in unserem kleinen Kreise deßhalb bald unser aller Interesse gewann, weil er von bescheidenem Wesen war und weil er sich bei so vielfachen geistigen Interessen dennoch so treu der Sorge um seinen sehr kränklichen Mitschüler Rüling hingab, wozu der Vater Rüling seine Begleitung erbeten hatte, und mit wie viel Geduld und Liebenswürdigkeit er diese, bei der Persönlichkeit des Kranken nicht leichte Aufgabe löste. Und daher bestrebten wir uns Alle, seinen Aufenthalt von anderer Seite angenehm zu machen. Seine Gedichte wurden mir damals durch Oberbaurath Haußmann abgeschrieben überreicht. Schulze war so sehr bescheiden, daß ich dieselben vielleicht nie erhalten haben würde, wenn nicht die anderen Herren unseres kleinen Kreises sich ein Vergnügen daraus gemacht hätten, sie mir Morgens, wenn ich in Rehburg in die Allee kam, zu überreichen." Das war der „galante, suffisante Weltmann!" Ebenso versichert die greise Dame, daß ihr von „Romanenstreichen, die sie in Verlegenheit setzten", auch

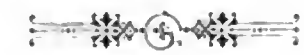
*) Ein Courmacher Adelheids und Rival Schulzes.

**) Bis hierher ungedruckt, das Weitere bis „gerettet hätte" bei Marggraff; der Schluß ungedruckt.

nicht das Geringste bekannt sei, wenn nicht etwa das Tagebuch ihre letzte Begegnung meine. Sie erzählt dieselbe; romanhaft ist es dabei wahrlich nicht zugegangen. Als sie 1806 auf dem Gute Rotenkirchen bei Verwandten den Haushalt erlernte und eben Kohl auf dem Felde verkaufen half, fragte Schulze, der auf einer Fußreise nach Göttingen durchs Dorf kam, im Wohnhause an, ob er ihr seine Aufwartung machen dürfe; sie wurde vom Felde geholt und sprach recht freundlich mit ihm, doch war er verlegen und ging bald wieder. Schließlich bemerkt Frau von Hartmann, daß sie von der Tiefe seiner Zuneigung, wie sie das Tagebuch andeute, keine Ahnung gehabt!

Wir haben diese erste Jugendschwärmerei des Dichters, — oder wenn man will die dritte, denn sie war ja nicht inhaltreicher als jene Träumereien, die sich an Julie von Bülow und seine Cousine Kaiser knüpften — deshalb so eingehend behandelt, weil ihre bisherige Darstellung in den Biographien von Marggraff und Tittmann geradezu *typisch* ist für das schwere Unrecht, welches durch die kritiklose Wiedergabe des Tagebuchs dem Andenken Schulzes zugefügt worden. Marggraff giebt jene Tagebuchstelle über den Rehburger Aufenthalt ohne jede Bemerkung wieder; daß es ein Vierundzwanzigjähriger ist, der sich hier für sein siebzehntes Lebensjahr eine unerhört frivole, in solcher Jugend geradezu erschreckliche Denkweise zuschreibt, fällt ihm keinen Augenblick auf. Ein noch schwererer Vorwurf aber muß Tittmann treffen, der sich, obwohl ihm die Briefe an Fritz von Bülow vorlagen, dennoch in seiner eigenen Auffassung ganz und gar, ohne den ungeheuren Unterschied zwischen ihnen und dem Tagebuch irgendwie zu beachten, auf den Standpunkt des letzteren stellt. Und so entsteht denn eine Darstellung wie die folgende: „Schulze glaubte, zum ersten Male zu lieben, vielleicht aber erkannte er die Notwendigkeit, unerreichbaren Wünschen keine Gewalt über sich einzuräumen(!). Wenigstens erzählt er, noch in unmittelbarer Erinnerung an diese fröhliche Zeit, seinem Freunde schon von einer anderen Begegnung (mit Sophie Meyer) . . . Daß seine poetischen Versuche Beifall fanden, . . . machte ihn eitel und „suffisant“. „Ich stand auf dem Punkte, ein sehr flacher Weltmensch zu werden,“ schreibt er in sein Tagebuch, zu einer Zeit freilich, wo er ähnliche Erfahrungen schon öfter an sich gemacht hatte, „wenn mich dieses Mal die Liebe nicht gerettet hätte.““ Da darf es denn freilich nicht verwundern, wenn Jene, die Tittmanns Quellenkunde vertrauten, an Schulze einen höchst befremdlichen Gegensatz zwischen Leben und Dichten konstatieren zu sollen glaubten.

Ein solcher Gegensatz bestand in seiner Jünglingszeit thatsächlich nicht (wie weit er später bestand, soll später aufgeklärt werden), und ein derartiges unerquickliches psychologisches Interesse vermag er uns nicht einzuflößen. Wohl aber vermag seine sonstige Entwicklung, die Art, wie sich sein Talent zu regen begann, das lebhafteste Interesse zu erwecken, wie unser nächster Artikel erweisen soll.



Litterarische Notizen.

Durften wir im Januarheft dieser Zeitschrift, allen kleinmütigen Klagen über den Verfall der modernen Lyrik zum Trotz, der Thatsache jubelvollen Ausdruck geben, daß wir einen Gottbegnadeten hoch oben in Riga sitzen haben, welcher sich nicht allein den „*Dichter der Gegenwart*“ nennt, sondern es auch thatsächlich ist, so sei uns diesmal verstattet, auf ein weibliches Talent aufmerksam zu machen, welches diesem Poeten, dem russischen Kollegienrat Gustav Eckers, mindestens ebenbürtig ist. Ohne sich selbst die „*Dichterin der Gegenwart*“ zu nennen, ist sie es doch! Der Titel ihrer Gedichte „*Vergessene Lieder*“ läßt diese Bedeutung nicht ahnen, ebenso wenig die Ausstattung, welche der Verlag (G. Fock in Leipzig) der Sammlung gegeben, wogegen der Name der Dichterin allerdings — wenigstens für unser Ohr — sofort etwas verheißungsvolles hatte: *Nahida Sturmhöfel*. Nahida Meyer klänge ja schon auch nicht gerade gewöhnlich, Auguste Sturmhöfel ebenso wenig, und nun diese Harmonie des Vor- und Zunamens! Dahinter steckt was, sagten wir uns sofort, und wie viel steckt dahinter! Ein Genie — das Wort ist nicht zu hart — ein uroriginelles Genie, und zwar sowohl was die Form, als was den Inhalt betrifft.

Sprechen wir zuerst von der Form. Wir dachten ja schon zuweilen, daß es mit dem ewigen Reimen à la Heine, Geibel oder Storm nicht lange mehr gehen könne, die Sache wird auf die Dauer trotz aller Formvollendung langweilig; die neue Zeit braucht neue Formen! Und siehe! — Nahida Sturmhöfel bietet sie, und wie alles Große ist ihr Gedanke schlicht. Sie dichtet eben mit der *doppelten* Poesie, nicht bloß von *vorn*, sondern auch von *hinten*;

„*Wagst* dich nah' genug der *Grotte*!
Zagst du nicht vor einem *Gotte*?!

oder:

Drin sitzt der Schiffer jung und *kühn*
Gewitzter Sinn trotz Lebens*mühn*“

oder auch:

„*Fäßt* er etwas lustig *auf*,
Läßt er gern dem Ding den *Lauf*.“

Das glückt der Dichterin nicht etwa an einzelnen Stellen, auf S. 56—58 z. B. ist die doppelte Poesie Strophe für Strophe durchgeführt, wobei die Reime von vorn, wie sie es verdienen, sämtlich durch gesperrten Druck hervorgehoben sind. Einzelnes fällt ja auf; so meinen wir, daß es nach allgemeinem Sprachgebrauch vielleicht doch „faßt er“ und nicht „fäßt er“ heißen sollte, doch ist der Gesamteindruck ein so imponierender, ja geradezu verblüffender, daß man sich bei dem Hochgefühl, das einen überkommt, weit eher zur Nacheiferung gestimmt fühlt, als zur Splitterrichterei. Uns wenigstens hat dieses metrische Ei des Columbus die seit lange stockende lyrische Flut neuerdings entfesselt, so daß wir den Einzug der Dichterin in die Hallen unserer Litteratur mit einer kleinen Ode begrüßt haben, deren Eingangsverse lauten:

Ah! sieh da zieht ja stolz und kühn
Nahida ein als Siegerin!
Wagst Du es auch, o Lyriker?
Zagst Du?! von vorn ist's schwieriger!
Turm deutscher Reimkunst, neues Licht,
Sturmhöfel, Dich vergißt man nicht!

Es geht, aber wir dürfen allen Brüdern und Schwestern im Apoll versichern, daß es weh thut — so leicht, wie unserer Meisterin dürfte Anderen die doppelte Poesie nicht gelingen. Doch — auch davon abgesehen, ist so viel Neues in dem Bändchen zu finden, daß es allen Freunden wahrhaft anregender Lektüre empfohlen zu werden verdient. Welcher Reichtum an Gedanken, die noch nie vorher ausgesprochen worden, z. B. „O laß die Toten ruhn, die doch

nicht reden können!" (S. 83), „Blumen blühen und vergehen, Nichts kann bleibend hier bestehen" (S. 25), „Lust und Leid scheint unermessen, Aber bald wird es vergessen" (ebd.), „Nie ist der Mensch zufrieden auf dem Erdenrunde" (S. 50), „Was ewig doch verloren, Ach, nimmer wiederkehrt!" (S. 35). Wir könnten noch mit vielen ähnlichen Aussprüchen aufwarten, aber derartige erratische Gedankenblöcke, die in ihrer grandiosen Gewaltigkeit den Eindruck machen, als wären sie direkt aus höheren Regionen auf diese triviale Welt herabgefallen, sind keine angenehme Lektüre; sie streugen den Leser zu sehr an. Versuchen wir es lieber, ihn zu dem Genuß des Ganzen durch kurze Hervorhebung des Schönsten zu bestimmen.

Aber — was ist das Schönste? Als wir die „frommen Wünsche" lasen, (S. 48 ff.), worin die Dichterin der Reihe nach darstellt, was sie selbst, ferner ein durch Spekulationen in Papiergeld (offenbar in Rubeln) geschädigter Rentier, ein Spaziergänger, ein Landwirt und ein Student sich wünschen, da hatten wir die Empfindung, daß uns Ähnliches bisher nie zu genießen vergönnt gewesen und noch Trefflicheres nicht beschieden sein könne. Was sich z. B. Nahida wünscht, faßt sie in vier Zeilen zusammen:

O gütiger Gott! Vor Krankheit mich bewahr'!
Mach, daß der Sturm nicht ewig um mich weht!
Daß mir die Hoffnung bleibe wie mein eigen Haar
Dann bleib' ich lange jung und singe früh und spät!

Welche liebenswürdige Anspruchslosigkeit! Wir halten die Wünsche durchweg für sehr bescheiden — bis auf die Sache mit dem Sturm, denn der weht ja schon im Namen ... Aber als wir nun die Ode auf Bismarck (S. 74 ff.) lasen — — doch man urteile selbst!

„Bist du der Adler?" fragt die Dichterin vor Allem unseren großen Staatsmann, worauf sie sich die Antwort giebt: Nein, denn Bismarck bleibt immer oben, während den Adler „Erdennebel ziehen nieder". „Bist du," fragt sie weiter, „dem König jener Lande gleich, Der sorglos stampfet durch sein Wüstenreich?" womit sie aber nicht etwa den Sultan von Witu, sondern den Löwen meint. „Nein!" antwortet sie sich,

„Nein! Des Löwen Lust ist Morden
Und du schonest selbst der Horden!"

Auch der Eiche und dem Blitz gleiche Bismarck nicht, sondern er ist „Odins Sohn". Hingegen kommt Boulanger natürlich sehr schlecht fort, ebenso Napoleon III., wobei die Dichterin freilich entschuldigend bemerkt:

„Denn Neffe zu sein eines ruhmreichen Mannes
Ist an und für sich schon ein großes Malheur" (S. 78).

Nur zu wahr! — Diesem Zug edler Milde begegnen wir überall, so wenn sie sich in die Empfindungen der „Beduinen in Berlin" versetzt:

„Hier rieselt kalter Regen stetig auf das Land,
Man wird trübselig ganz und ißt und trinkt vergebens"

Neben den Beduinen in Berlin thun ihr — im nächsten Gedicht, S. 87 — „die gefallenen Götter" (Zeus, Juno, Isis und — Sesostris!) besonders leid und furchtbar tönt ihre Anklage gegen die wankelmütigen Menschen:

„Gleich frischen Semmeln
Backen sie Götter,
Später ein Spielwerk
Gottloser Spötter!"

In der That ist ein solches Götterbacken in keiner Weise zu billigen; wir glauben kein allzuhartes Wort zu wählen, wenn wir es geradezu inhuman nennen. Sollte sich die Menschheit dem gegenüber entschuldigen, daß sie Einzelne, z. B. den Sesostris gar nicht zu Göttern gebacken habe, so wäre dies geradezu lächerlich, da Nahida Sturmhöfel die Mythologie kennt (vergl. „Nordische Mythen" u. s. w.). Aber eben so genau kennt sie die Natur, und einzelne Gespräche, welche sie mit Bergen geführt hat, beweisen einen hohen Grad von Intimität. Zum Beleg sei nur jene Konversation mitgeteilt, welche sie (S. 116) mit dem Kufstein führt. Sie stellt sich vor ihn hin und beginnt: „Was schaust Du mich so finster an, Du Riesenberg!"

Der Kufstein antwortet nicht, sondern schaut Nahida nur immer finster an. Sie vermutet zunächst, er sei der fälschlichen Meinung, daß sie „ihm ein Leid gethan", dann rät sie auf Furcht seinerseits und beruhigt, sie sei ja nur „ein Menschenzwerg". Einen Effekt macht auch dies auf den Kufstein nicht und selbst die direkte Schmeichelei:

„Ich blicke ja bewundernd nur
Zu dir empor,
Erscheinst im Reiche der Natur
Ein Himmelsthor!"

— verfängt nicht. Da wird Nahida unwillig:

„Ich denke froh: wär ich wie Du
Mir wäre bang!"

Sie hat nämlich vor dem Kufstein Eines voraus, weshalb sie nicht er sein möchte:

„Der kleine Funke im Gehirn
Die Welt umfaßt!"

Bitte, es ist ein großer Funke!

Freundlicher sind die Unterredungen mit der Sonne (S. 116), mit dem Bach (S. 33), mit den Rosen (S. 30) und mit dem Herbst (S. 39), aus welchem letzteren Gedicht hier mindestens eine Perle mitgeteilt sein möge:

Wie die Erde trostlos scheint,
Alles schauert, tropft und weint!

Wer sich vor dem Kufstein nicht fürchtet, hat auch vor Rußland keine Scheu. „Du", ruft ihm Nahida „zu Beginn des Orientkrieges" zu:

„Du habgieriger Zwerg, wagst es
Die Kriegsfackel zu entzünden?
Du zivilisieren — Du sagst es!
Völker des Ostens? — Mit Sünden?

Wie wahr, wie wahr! Nächst Rußland bekommt das deutsche Volk bittere Dinge zu hören:

„Kein Gesetz, kein Mittel führet zu dem Ziel
Eines Dichters Wort zu würdigen, zu schützen.
Ach! der Genius wird eines Zufalls Spiel,
Und kein Bund besteht, dem Dichter schnell zu nützen!"

Aber wie soll es besser werden, wenn Du, deutsche Presse, nicht bloß schweigst, sondern sogar so entartet bist, dich zu freuen, wenn Schriftsteller hungern oder sich erschießen:

„Eifrig steht die Presse für die Armen ein
Und sorgt, sammelt Tausende für nah und ferne,
Der eigne Bruder mag verloren sein,
Denn die Rivalen ach! man läßt sie leiden gerne!"

Ja, so geht es bei uns zu! Viele kümmern sich gar nicht um die Persönlichkeit des Dichters, aber wir gehören nicht dazu. Wie gern wüßten wir z. B. über Nahida Sturmhöfel Näheres. Aber selbst Kürschners Litteratur-Kalender für 1888 enthält keine Silbe über sie. So sind wir denn auf die Offenbarungen des Buches selbst angewiesen.

Nahida Sturmhöfel wünscht „keinen Loorbeer, Ruhm und Orden" (S. 1), wenn sie das Dichten überkommt, so hat sie die Gewohnheit „Zu Roß!" zu rufen („Zu Roß! Wohlan, getreuer Pegasus, auf dem Parnaß sollst du mich tragen!" S. 3), doch wird vorher „das Alltagskleid mit zweifelhaftem Schein und Falten" in „Lethe" getaucht. Sobald dies geschehen ist, fühlt sie sich „Zentrum" — „Ich fühle mich Zentrum der sichtbaren Welt, die ich mühelos im Geiste umfange" (S. 16). Sie hat geliebt (S. 19 ff.), „er aber hat in den Busen mir berauschend Gift gegossen", weshalb ihr Bild „entstellt" und ihr Herz betrübt ist. Sie ist gegen den Krieg, im allgemeinen monarchisch gesinnt, wünscht aber jenem Lande, für welches sie sich besonders interessiert, Bulgarien nämlich, die republikanische Staatsform; sie war während des Druckes ihrer Gedichte in Deutschland, ist aber vor Beendigung desselben nach Italien zurückgekehrt, was als „Anmerkung für die Kritik" auf der letzten Seite mitgeteilt wird. Das ist alles. Eigentümlich muß das Spiel des Zufalls berühren, welches der deutschen Poesie zur Zeit gerade aus den Deutschen im Auslande die rettenden Genies zuführt — der „Dichter der Gegenwart" wohnt in Riga, die „Dichterin der Gegenwart" in Italien. Ach! sie werden einander wohl nie begegnen!

Druck von Johannes Päßler in Dresden

Deutsche Dichtung.

VI. Band. 2. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. April 1889.

Die Einwilligung.

Novelle von J. Pery.

(Schluß.)


horheit! Thorheit! beschwichtigte sich Helene in heißer Pein und ihrer Mutter rief sie zu, als wollte sie zugleich die innere Stimme ersticken:

„Schweig! schweig! Du weißt nicht, was Du redest. Als ob man es thun dürfte — als ob man es über sich brächte!"

Was wär' übrigens so Großes dabei? dachte sie sofort. Was wär' auch in den Kreisen einer Gräfin Arg noch unerhört? Warum denn durchaus besser sein wollen als Andere? Und hatte sie nicht einen Beweggrund, der Alles entschuldigt, erklärt und verherrlicht: ihre Liebe?

„Hab' Erbarmen mit meiner Lage, Mutter, stachle mich nicht vollends auf!" rief sie drohend, „denn wahrhaftig, wenn Ihr mich toll macht, so steh' ich nimmer gut für mich und Ihr sollt dann sehen!"

Doch bestürzt über sich selber versetzte sie nach einer Weile beruhigend:

„Wer weiß, was kommen kann! Die Sache ist noch lange nicht zu Ende und Du hast also kein Recht, über — Emil den Stab zu brechen. Wie häßlich von Dir, ihn nun in den Kot zu zerren, nachdem Du ihn stets in den Himmel gehoben hast." Es war ihr Bedürfnis, für ihren Verlobten Partei zu nehmen, ihn zu loben und ihm im Stillen Abbitte zu thun. „Aber er soll Deine Falschheit erfahren. Alles sag' ich ihm, Alles — Sei ruhig, Mutter, ich bin nicht die Frau, die sich ein Mann so leicht aus dem Herzen reißen kann," sagte sie beschämt, doch auch selbstbewußt. „Vielleicht ist er schon auf dem Weg hierher oder zum mindesten ein Brief —"

Mit der Mittagspost traf ein Brief ein, er war vom Grafen Emil. Helene riß denselben hastig an sich, öffnete ihn jedoch nicht sogleich. Sie zitterte vor dem Inhalt — in jedem Fall. Nachdem sie endlich gelesen, rief sie hoffnungslos:

„Mutter, er giebt mich frei! der Nichtswürdige! Umso besser!"

Zorn benahm ihr den letzten Rest von Selbstbeherrschung. Das Unrecht, das sie erduldet, die Versuchung, die sie verwirrt, die Entsagung, zu der sie sich emporgerungen, und schließlich der letzte Schimmer von Vertrauen, das sie gefühlt — alles Erlittene durchlebte sie noch einmal im Geiste, indem sie wieder und immer wieder den erhaltenen Brief las:

„Teuerste Helene!

Ich bin trostlos über die neuerliche Weigerung meines Bruders, die er auch mir als sein letztes und unabänderliches Wort eröffnet. Verwünscht sei das Gesetz, das den jüngeren Bruder der Willkür des älteren preisgiebt, diesem alle Rechte zuspricht, jenem selbst das armselige Recht zu leben versagt.

Ich frage mich, ob ich Sie noch länger mit haltlosen Hoffnungen vertrösten darf und ob es nicht Frevel war, die Hand nach Ihnen auszustrecken, wenn man ein Bemitleidenswerter ist gleich mir. Ich bin Ihrer unwürdig, ein armer Teufel und ich habe meine Augen zu Ihnen emporzuheben gewagt! Verzeihen Sie, daß ich Sie so heiß geliebt und daß ich Beschlag legen wollte auf Ihr schönes Herz, das für das Glück geschaffen ist. Ich gebe diesem Herzen seine Freiheit wieder und das Anrecht an jene Freuden die mir gewaltsam geraubt werden. Pflicht und Ehre gebieten es mir. Ich liebe und ich lasse Sie — ermessen Sie meine Qual! Doch was beginnen, wenn der Himmel nicht Wunder thun will? Fürs Leben

Ihr treuer, unglückseliger

Emil Arg.

Vergebens zwang sie sich zu einer schmerzlichen Empfindung

„Gott ist mein Zeuge, daß ich gekämpft habe, aber sie wollen es nicht anders!" frohlockte sie, „sie zwingen mich dazu — so sei's!" Noch einmal faßte sie jenen Vorsatz. Noch einmal überdachte sie denselben. Ihr war, als hätte sie einen Richterspruch gehört, der ihr befehle, vorwärts zu gehen!

XI.

Der Himmel war wieder klar geworden. Helene kleidete sich sorgfältiger an, als es sonst ihre Gewohnheit war.

„Ich habe ein Geheimnis vor Dir und verrate nur so viel, daß mein Leben daran hängt!" sagte sie zu ihrer Mutter. Große Mutlosigkeit hatte sie plötzlich erfaßt, nicht aus Furcht vor ihrem Vorhaben, sondern bloß um das Gelingen desselben. Sie betete unwillkürlich Da sah sie den Grafen am Fenster vorbeigehen und fuhr wie neubelebt auf. Zwei Minuten später stand sie ihm gegenüber.

Er drückte ihr in stummer Bewegung die Hand. Beide waren ergriffen. Man sah es ihm an, daß er vom Zweifel geplagt gewesen und daß ihm ihr Erscheinen eine Befreiung bedeute, auf die er nicht bestimmt zu hoffen gewagt. Die Schatten erlebter Sorgen lagen über seinen Zügen und hoben noch den hingebenden Ausdruck derselben. Er schien gealtert, sie dagegen wie neubelebt. Noch nie hatte er einen würdigeren und wärmeren Eindruck auf sie gemacht! Dankbarkeit, Demut und ein überwältigendes Vorgefühl ihres Glückes verklärten sie. Wann hätte sie je Ähnliches empfunden? Es war ihre erste volle Neigung, die sie sich selbst eingestand und die sie fortriß mit rücksichtsloser Macht!

Im Kurhaus begann die Musik. Aus allen Gassen kamen Leute, die den Weg dorthin nahmen. Je länger sie beisammen waren, umso sicherer und froher wurde ihm, umso bewegter ihr zu Mute. Ihr war, als hörte sie über sich flüstern. Mißtrauen erwachte in ihr mit einem Male und kleine, feige Scham über das, was man sagen würde.

Er bemerkte ihre Unruhe und wollte in eine stillere Nebengasse einlenken.

„Nicht doch!" wehrte sie, wie sich besinnend und hochmütig, ab „Nur offen vor aller Welt und die Verantwortlichkeit auf sich genommen!"

Und sie selbst schlug die Richtung nach der Schloßstraße ein.

Er warf ihr einen entzückten und dankbaren Blick zu und sie gewann neuen Mut Nun schämte sie sich ihrer Anwandlung von Furcht. Gerade das Ungewöhnliche und Waghalsige ihrer Lage begann ihr zu schmeicheln und sie anzueifern. Die kühne Art, mit welcher er den Leuten frei ins Gesicht blickte, geradezu verwundert, außer sich noch Menschen zu sehen, ließ ihn in ihren Augen von Minute zu Minute wachsen, während die Andern zu immer tieferer Nichtigkeit herabsanken. Die Absicht, der Welt zu trotzen, ermöglichte ihr, sich edler und besser zu dünken, als diese. Sie war entschlossen und glücklich!

Da erblickte sie die Gräfin Arg auf der anderen Seite der Straße. Sie schrak zusammen. Die Gräfin, die sich in Gesellschaft ihrer beiden jugendlichen Freunde befand, blieb stehen und starrte die Beiden erst fragend und dann, wie von einem blitzartigen Gedanken erfaßt, unwillig an. Schon that sie einen Schritt vorwärts, als wollte sie die Straße durchschneiden, doch zog sie sich hochrot vor Erregung zurück, indem sie sich, scheinbar gleichmütig und im Geplauder fortfahrend, an ihre Begleiter wandte. Diese schwenkten kameradschaftlich den Hut.

Helene erglühte.

„Keine Furcht! Niemand kann uns was anhaben," sagte Graf Arg gelassen, indem er noch näher an sie herantrat. Allein Helene machte eine abwehrende Bewegung und rannte in blinder Angst vorwärts, als flüchtete sie sich vor Verfolgern und als ginge es ihr ans Leben.

„Sie sind gekommen, sind entschlossen gleich mir!" fuhr er fort. Inzwischen waren sie aus dem Gesichtskreis der Gräfin geraten.

„Ich kam, es ist wahr," stöhnte sie, „Schande genug!"

Zitternd war sie gewärtig, daß die Gräfin vor ihr erscheine, um sie zur Rede zu stellen und zu strafen. In diesem Augenblick schien ihr diese Frau, die sie noch soeben verachtet hatte, hoch über ihr selbst zu stehen. Sie wandte sich nun in böser Heftigkeit an ihn, den Urheber ihrer Schmach, indem sie plötzlich einen hoheitsvollen Ton anschlug:

„Sie sollen erfahren, warum ich kam! Nicht aus dem Grunde, den Sie vielleicht vermuten, sondern um Ihnen zu sagen, um Ihnen unumwunden zu erklären —"

„Was?“ fragte er kurz.

Sie sah ihn halb an, ihr Gesicht zuckte und sie brach in ein leises leidenschaftliches Weinen aus. Er legte ihren Arm in den seinigen und zog sie mit sich fort nach der Biegung, wo die Schloßstraße ins Grüne mündete.

„Thörichtes Kind,“ murmelte er zärtlich und begütigend. „Ich begreife Ihren Schrecken nicht. Bin ich nicht da? Nun also!“

Sie machte sich heftig los und kehrte um. Ihre Aufwallung war bekämpft, ihr Stolz gewann wieder die Oberhand.

„Ich habe keine Ursache, mich zu verbergen. Ich will ihr nochmals begegnen. Ich brauche nicht vor ihr zu erröten — ich nicht!“ rief sie bitter, „und ich kann ihr mit gutem Gewissen ins Auge blicken.“

„Mit vollem Recht!“ gab er zu, ihr zögernd, aber ohne Widerspruch folgend. Sie sah ihn zurechtweisend an. Der Ausdruck tiefer Kränkung war auf ihrem Antlitz ausgeprägt. Nur ihre Gestalt schien an Spannkraft gewonnen zu haben. Erhobenen Hauptes schritt sie hastig vorwärts. Er ging beunruhigt und demütig neben ihr her.

„Wenn ich mir die Sache ruhig überlege — sagen Sie, war es Ernst oder Wahnwitz? Und dachten Sie wirklich nicht an den tötlichen Schimpf, den Sie mir durch Ihren Vorschlag angethan?“

„Sie sind ungerecht,“ entgegnete er mühsam, aber nachdrücklich. „War ich ein Wilder, so haben Sie mich bezähmt. Es hat noch keine Frau Worte aus meinem Mund vernommen, wie diejenigen, die ich gestern an Sie gerichtet.“

„An die Braut Ihres Bruders!“ Dieser Gedanke drängte sich mit voller Macht in den Vordergrund. Was sie soeben erhoben und überzeugt hatte, erwies sich nun als eine Fratze von erschreckender Häßlichkeit. „Wenn ich bedenke —“ wiederholte sie immer entrüsteter. „Was dachten Sie denn eigentlich, daß Sie mir mit einem so schändlichen Antrag zu kommen wagten?“

„Ich legte Ihnen mein Leben zu Füßen,“ sagte er weich.

„Der Braut Ihres Bruders!“

„Die Braut ist dessen, der sie heimführt.“

„Vortrefflich!“ spottete sie, „und — Ihre Frau?“

„Sie wissen, wie ich über diesen Punkt denke,“ entgegnete er ungeduldig. „Sie haben es mit keinem Schwätzer zu thun. Hier handelt es sich um Sie und um mich und um keinen Andern sonst. Es handelt sich ernstlich um mich!“ Er erinnerte sich, daß sie sich auf der Straße befanden und dämpfte seine Stimme. „Wenn sich ein Mann meines Schlages endlich entschlossen hat, allen Vorurteilen zu entsagen, denen er sich bisher gefügt, so wird er auch nicht weichen vor der kindischen Grille eines Weibes, das sein werden muß, weil er sie liebt und sie ihn! Ich entweihe nichts, ich heilige bloß, ich liebe Sie!“

„Und Ihr Bruder, als dessen Eigentum ich mich betrachte?“

„Ich liebe Sie!“

„Und Ihre Frau, der Sie sich vielleicht noch vor wenigen Tagen verpflichtet gefühlt?“

„Ich liebe Sie!“

„Großer Gott!“ rief sie verzweifelt. Sie hatte schadenfroh und vernichtend gefragt und die Erwiderung als einen neuerlichen Schimpf hinnehmen müssen.

„Für Sie beginge ich noch ganz andere Dinge,“ rief er, doch ihre ablehnende Miene bemerkend, fuhr er verstimmt fort: „Es ist nun so meine Art. Feiglinge denken anders, das haben Sie bereits erfahren. Ein Knabe hat Sie aufgegeben, ein Mann will Sie erringen!“

Ein wortbrüchiger Knabe! gab sie im Stillen zu, indem sie zornig die Fäuste ballte.

„Mein Bruder schreibt mir gestern, daß er sich meinem unbarmherzigen Willen fügen und auf seine teuersten Wünsche verzichten will aus — Achtung für Sie — er giebt Ihnen Ihre Freiheit zurück und neues Verfügungsrecht über sich! Sehen Sie, das werden Sie noch nicht wissen!“

„Doch! doch!“ rief sie gepeinigt.

Er hatte den Brief zerknittert wieder eingesteckt und wandte sich dann mit leuchtenden Augen zu ihr:

„Und von solchen Leuten sollten wir unser Glück verderben lassen? das einzige, das köstlichste, das uns dies Dasein bietet und nur einmal, nur diesmal und nie wieder?!“

Nicht die erschreckende Leidenschaftlichkeit von gestern, sondern das tiefe und reine Feuer eines ernsten Mannes strahlte aus seinem Antlitz.

Er hat recht! er hat recht! rief es in ihr und ich will —

„Hirngespinnste! Tollheiten!“ fuhr sie auf.

„Helene!“ bat er, ihren Namen vertraulich betonend, als sei ihm derselbe schon geläufig. Erst nach langem Nachsinnen antwortete sie bewegt:

„Es geht nicht. Versuchen Sie es nur, sich darein zu vertiefen, ohne den Verstand zu verlieren. Vielleicht ist es auch mir einen Moment nicht so unmöglich erschienen . . . vielleicht kostet es mich auch Überwindung — aber schließlich muß sich der Mensch etwas Anständigkeit abzuringen wissen!“

„Das ist eine Phrase!“

„Nein!“

„Doch!“

„Gut, so ist's eine Phrase — das ändert nichts!“

„Wenn es sich um ein ernstes Schicksal handelt, so sind Vernünfteleien nicht am Platze,“ sagte er, ohne daran zu denken, daß er Worte seines Bruders wiederhole, welche ihm dieser — wie oft! — ans Herz gelegt. „Fühlten Sie nur einen schwachen Teil dessen, was mich erfüllt, es vergingen Ihnen alle Bedenken!“

„Was wissen Sie, was ich fühle!“ Doch indem sie sich besann, wie viel sie sich mit diesem Ausruf gerade wie mit ihren früheren Äußerungen vergeben hatte, versetzte sie vollends trotzig:

„Nichts mehr davon! keine Silbe weiter! Kehren Sie das Oberste zu unterst, das Unterste zu oberst, stellen Sie, wenn Sie Lust haben, die Welt auf den Kopf, aber mich lassen Sie aus dem Spiele! Ich bin zu einfach, ein unbegabtes Weib, sagten Sie nicht so? Ein Zaghafter und ein Zügelloser haben mich zum Opfer auserlesen, einer ärger als der andere! Ich bin wund gehetzt — geben Sie sich zufrieden! Vernichten Sie Bruder auf Bruder, heiraten und verstoßen Sie ihre Weiber, Sie dürfen es, denn Sie vermögen es dank Ihrer bevorzugten Natur! Allein ich kann mich nicht zu Ihrer Höhe versteigen, denn mir ist keineswegs gleichgiltig, wer mein Mann wird und auf welche Weise und wenn ich mich Ihrem Bruder verlobt habe, so war mir's nicht um die Gräfin zu thun!“

Mit Befriedigung sah sie sein Gesicht sich entfärben. Ein Ausweg that sich ihr auf.

„Ich liebe ihn! ich liebe ihn!“ schloß sie mutig.

„Das glaub' ich nicht!“ sagte er tonlos.

„Dann lüge ich!“ eiferte sie weiter. „Vielleicht ist Ihre Frau aus anderen Gründen die Ihre geworden — O, ich muß ihr entschieden noch einmal begegnen, um ihr ungescheut zu sagen: ‚Sie irren sich! Ich weiß nicht, wie Sie sich an meiner Stelle verhalten hätten, ich habe nicht so gehandelt, wie Sie anzunehmen scheinen.‘ — Man thut, wie's Einem am besten bekommt, nicht wahr?“ bemerkte sie mit zuckenden Lippen. „So wär' denn Alles geschlichtet! Auf offener Straße in Baden-Baden! Nun, das heiß' ich Manier haben!“

„Ich glaube Ihnen nicht!“ wiederholte er wild.

Sie befanden sich wieder inmitten der Stadt und umgeben von Menschen. Eine jede weitere Auseinandersetzung war unmöglich geworden. Zürnend eilten sie vorwärts. Er fluchte leise zwischen den Zähnen, fuhr mit der Hand aus, als wollte er stechende Fliegen verscheuchen und versuchte sogar aus trockener Kehle vor sich herzusummen. Inzwischen flog sein Blick verzweiflungsvoll und beschwörend nach ihrem Antlitz. Aber die Ruhe, erzeugt durch das Bewußtsein einer ehrlichen That, wich nicht aus demselben.

Bald war der Leopoldsplatz erreicht. Helene wandte sich zum Abschied gegen ihn. Und noch einmal wollte er sie anflehen.

Hochaufgerichtet stand sie vor ihm, versagend und unerbittlich. In diesem Moment wurde die Gaslaterne über ihren Köpfen angezündet. Ein voller Strahl des entzündeten Lichts ergoß sich über ihr Antlitz. Darin zuckte es in ungeheurem Weh. Sie hatte sich geopfert, sich opfern müssen. Beim Anblick ihrer edlen, schmerzvollen Züge erfaßte ihn ein jähes Entsetzen vor sich selber. Das Mitleid für sie erwachte in ihm! Betroffen trat er zurück und stürzte, nachdem er sich tief verneigt, hinweg.

XII.

Die Nacht sah einen Mann im Freien umherirren, der Mühe hatte, mit sich fertig zu werden.

„Räuber! übermütiger Räuber!“ tönte ihm die Stimme seines Bruders entgegen. „Du prahlst mit unrechtmäßiger Habe, mit meiner Habe und spottest meiner Armut! Sind wir nicht Brüder? Ich bin ein Bettler und Du ein reicher Mann. Gieb mir mein Erbteil! Du verschwendest mein Erbe und geizest mit dem meinen. Mit welchem Rechte, Bruder?“

Das Gesetz giebt mir dieses Recht!

„Dies Gesetz! Was aber sagt Dein Gewissen?“

Wärest Du an meiner Stelle, Du würdest meines Rechtes froh werden wie ich.

Da schwieg die Stimme Doch noch klagender hob sie wieder an: „Macht, Ansehen und Reichtümer sind Dein! Behalte sie! Mir sollte das

Glück, die Liebe werden! Warum beraubst Du den Bettler? Zwiefacher Räuber Du!"

Ich liebe Deine Braut! ich liebe sie!

„Sie aber liebt mich! Sie sagte es Dir! Sie bewahrt mir die Treue!" jubelte die Stimme und nun war's an ihm, zu verstummen —

Lange nach Mitternacht suchte Graf Arg das Telegraphenamt auf. Es war gesperrt. Der Nachtwächter auf der Straße bedeutete ihm, am Morgen zu kommen. „Wer weiß," sagte er sich, „ob ich auch dann gleichen Willens sein werde?" Er lief zur Bahn. Das Amt war offen. Mit ängstlicher Hast telegraphierte er einige Zeilen an seinen Bruder. „Ich habe mich herrlich selbst besiegt," murmelte er, „oder ich bin schmerzlich besiegt worden, gleichviel — es mußte sein!"

Auf dem Rückweg in die Stadt fuhr Fürstin Rheven mit ihren Töchtern an ihm vorbei.

Der Wagen hielt an. „Arg!" rief die Fürstin, „was treibst Du denn da?"

„Ich bändige mich," sagte er, an den Wagenschlag tretend.

Die Familie Rheven kam von der Villa Hipperg, wo es Gesang und Tanz gegeben. Die jungen Damen, die nach der Erzählung Frau Römers in einem Winter achtzig Heiraten ausgeschlagen, vertrauten ihre spärlichen Reize sorglos der lauen Nacht. Graf Arg betrachtete ihre flachen und gewöhnlichen Gesichter, indem er zweifelnd sann: Würdet ihr euch auch so tapfer bewährt und mich zu dieser Selbstverleugnung bewogen haben, wie jene es verstanden?

Dann fragte er, wie das Konzert gewesen.

„Der Tenor Waller singt famos," sagte die Eine.

„Er hat viel Gefühl," fügte die Andere hinzu.

Sie nahmen herzlichen Abschied, der Wagen rollte davon und Graf Arg begab sich nach Hause. —

Als Helene nach qualvoller Nacht aus müdem Morgenschlummer jäh erwachte, stand ihre Mutter mit kummervoller Miene an ihrem Bett und überreichte ihr ein soeben eingetroffenes Telegramm. Frau Römer wußte genau, daß verhängnisvolle Begebenheiten im Gange seien, doch hatte sie nicht den Mut zu fragen. Das Telegramm trug den Abgangsort Wien und lautete:

„Wir haben die Einwilligung. Plötzlich, ganz unerwartet. Sogar günstige Zugeständnisse obendrein! Fahre nachmittags. Bin morgen Baden-Baden, Dich für immer in meine Arme zu schließen. Emil."

Helene las noch einmal und fiel dann ihrer Mutter laut schluchzend um den Hals. Lange hielt sie die Mutter umschlungen und weinte, als müßte ihr das Herz brechen. Seit Monaten voll herabgewürgter Bitterkeiten und seit den letzten Tagen voll heftiger und wechselvoller Pein, empfand sie nun zum ersten Mal ein erträgliches und linderndes Gefühl. Ein drittes Mal las sie: Wir haben die Einwilligung! Jetzt! jetzt! Sie sprang aus dem Bette, langte hastig nach ihren Kleidern und rief:

„Wir reisen heute! Hier steht, daß wir fort sollen. Mutter, es muß sein!"

„Was steht in dem Telegramm?"

„Daß wir fort müssen. Das muß Dir genug sein!"

Die Mutter griff nach dem Blatte, Helene barg es hastig.

„Fort!" wiederholte sie. „Ich werde sonst wahnsinnig!"

XIII.

Die Einwilligung war für Helene wertlos geworden. Nach jener Nacht, da sie sich dem Bruder ihres Verlobten zu folgen entschlossen hatte, schien es ihr unmöglich, diesem als Frau anzugehören. Damit war's vorbei! Denn war ihr auch die kühle Art ihrer Neigung zu ihrem Verlobten niemals als hinderlich für eine Heirat mit demselben erschienen, so machte ihre große und gebieterische Liebe für dessen Bruder diese Heirat undenkbar. Dennoch freute sie sich seiner Einwilligung. Sie bewies, daß derjenige, von dem sie nun wußte, daß sie ihn zeitlebens im Herzen tragen werde, im Grunde eine gutangelegte Natur und nur das Opfer seiner Erziehung und gesellschaftlichen Stellung sei. Sie hatte einige Zeilen an Graf Johann geschrieben und ihn nun selbst um eine Zusammenkunft gebeten. Sie wollte von ihm Abschied nehmen und dann willig ihr Los auf sich nehmen.

Das Los eines armen Mädchens. Sie gab sich darüber keinen Täuschungen hin und wußte, wie hart es sei und vollends hart für sie sein werde, die für sich eine bevorzugte Zukunft und für ihre Mutter ein behagliches Alter erträumt und erstrebt.

Aber sie dachte kaum an sich, nur an ihn. „Möge er," flehte sie, „in männlichen, nützlichen Thaten, zu denen ihn sein Rang und seine natürlichen Anlagen bestimmen, Entschädigung suchen und finden." Ungeduldig sah sie der Stunde des Wiedersehens entgegen.

Es war wiederum ein strahlender Nachmittag und die Schloßstraße voll vergnügt aussehender Menschen. Helene und Graf Arg legten denselben Weg zurück wie Tags vorher. Sie trug ihr graues Reisekleid. Er schwieg, sah scheu zur Seite und schüttelte zuweilen das Haupt, gleichsam unwillig über seine eigene Nachgiebigkeit, ihrem Rufe gefolgt zu sein.

Ihr schlug angstvoll das Herz, aber nur, weil es einen Abschied fürs Leben galt, und aus Mitleid für den Geliebten — ihres Entschlusses gedachte sie mit Ruhe. „Ich habe keinen Grund," sagte sie sich, „mich seiner zu rühmen, wie eines Sieges, ich thue nur, was ich thun muß." Diese Notwendigkeit war ihr so klar, wie nur irgend eine Thatsache ihres Lebens; das Gegenteil wäre ja so häßlich, wäre so bodenlos unsittlich gewesen! Freilich, sie hatte einen teuren Preis dafür bezahlen müssen, sich die Selbstachtung erhalten zu dürfen, aber wie sehr ihr auch das eigene Herz darüber blutete, schwerer traf es sie doch, daß sie diesen Preis nicht bloß mit dem eigenen Glücke bezahlt.

Entschlossen holte sie endlich das Telegramm hervor und reichte es ihm.

Er wies es mit ungeduldiger Geberde zurück.

„Ich kenne den Inhalt. Er jubelt, kommt, trifft morgen schon ein — ich gratuliere!"

„Hören Sie mich an!" bat sie.

„Aber was wollen Sie nur? Soll ich mich noch lebhafter freuen? Was wollen Sie denn eigentlich?"

Sie sah ihn ergriffen an. Wie verändert war sein Antlitz, das sie erst an ein anderes gemahnt hatte, um dieses dann für immer vergessen zu machen!

„Die gestrige Nacht hat mich das Leben achten gelehrt. Ich habe meinen Meister gefunden — sei's!"

Dann erzählte er, immer etwas befangen, doch ergeben und versöhnt, daß er in wenigen Tagen Baden verlassen werde, um seine Wahl als Reichstagsabgeordneter im böhmischen Großgrundbesitz zu betreiben und sprach noch des weiteren von seiner künftigen politischen Wirksamkeit. Helene lächelte zufrieden, als bedeuteten seine Mitteilungen ein beglückendes Geständnis für sie.

„Nun kehr' ich heim und helfe dem Feudalismus eine neue Burg zu bauen!" rief er, plötzlich mutwillig auflachend.

Er sah sie trotzig an, als trüge sie alle Schuld an seinem Vorhaben und sagte dann wieder lachend:

„Wenn nun eine neue Leuchte in unseren Reihen auftaucht, so haben Sie das auf Ihrem Gewissen. Gestern noch glaubte ich an eine frohe Wendung in meinem Dasein. Die Wendung ist eingetreten, aber sie ist keine frohe für mich. Wie bisher kann ich nicht weiterleben. Da Sie aber mein Leben nicht mit mir teilen wollen, so muß ich dafür einen andern Inhalt suchen. Umso schlimmer vielleicht für Sie und Ihresgleichen! Wer weiß, ob ich nicht irgend ein Gesetz aushecke und durchsetze, wodurch Verlobungen wie die zwischen Ihnen und meinem Bruder mit Gefängnis bedroht werden!"

Er lachte bitter auf.

„Umso besser!" sagte sie, indem sie gleichfalls zu scherzen versuchte. „Durch ein solches Gesetz können nur wir Plebejer gewinnen! Spannen Sie den Bogen zu straff, so bricht er entzwei. Nun aber Dank für Alles, was Sie für mich gethan!"

„Danken Sie mir dadurch, daß Sie kein Wort darüber sagen!"

„Gut! Aber das Eine muß ich noch sagen: mein Dank bleibt derselbe, obwohl Ihre That zu spät kam!"

„Zu spät?"

„Ja, zu spät. Denn mit meinem Dank sag' ich Ihnen auch für immer Adieu! Sie werden Ihren Bruder, der, wie das von Ihnen zurückgewiesene Telegramm meldet, in der That morgen hier eintrifft, von mir grüßen und wenn es nötig ist, trösten."

„Was meinen Sie damit?"

„Ich fahre mit dem Abendzug nach Wien"

„Sie wollen —"

„Ich muß!"

„Sie müssen?! ... Ah! ... Also haben Sie mich gestern getäuscht?"

„Gestern — mag sein — heute nicht mehr!"

„Helene!"

Sie standen Hand in Hand und blickten einander mit gleicher Sehnsucht und Klage ins Auge — zwei Liebende, die nach verzweifeltem Kampf müde die Waffen strecken. Sie waren weit draußen und ganz allein in der Allee.

„Wir sind Thoren, lächerliche Thoren, bei Gott!" rief er, sich aufbäumend.

„Besser Thoren, als Unwürdige," sagte sie traurig.

„Unwürdige! — Dieser Welt zu Liebe!"

„Uns selbst zu Liebe!" erwiderte sie fest.

Langsam gingen sie nach der Stadt zurück,

still in sich gekehrt wie Menschen, die nach einem momentanen glücklichen Beisammensein für immer Abschied nehmen. „Vergieb mir! vergieb mir!“ flüsterte er mit fast freudiger Stimme. Beide sahen bange dem Augenblick entgegen, da sie sich Lebewohl sagen mußten. Sie bereiteten sich darauf vor, sie verlangten danach — da gerieten sie in eine Flut von Spaziergängern, sie drückten einander erschreckt und verstohlen die Hand und verloren sich in der Menge. —

Helene erfuhr vom Portier des Hotels, daß der Zug um acht Uhr abends abgehe. Sie stürmte die Treppe hinauf und ins Zimmer.

„Es ist größte Eile!“ rief sie ihrer Mutter atemlos zu. „Um acht Uhr fahren wir. Nun heißt's, sich fertig machen, schnell, schnell!“

Frau Römer zahlte die Rechnung und bestellte den Hotelwagen und Helene begann auszuräumen, zu ordnen und zu packen. Die Mutter durfte nichts anrühren. So thätig und geschickt hatte sie sich noch nie erwiesen. Und dabei sagte sie eifrig, als hätte sie keine größeren Schmerzen:

„Fort, Mutter, nur fort! Du wirst sehen, was ich imstande bin. Ich werde arbeiten! ich werde arbeiten! Wie freue ich mich darauf! Ich werde Sprach- und Gesangsunterricht geben. Oder Kleider machen, das ist einträglicher. Hast Du Dich nicht auch durchschlagen müssen? Schade, daß Du mich so unvernünftig erzogen hast. O mit Deinen hochfliegenden Plänen! Arme Mutter, was hab' ich Dir schon für Kummer bereitet! Man behauptete stets, ich wäre fühllos und kalt! Ich glaubte es selbst. Man hat mich getäuscht! Denn wie könnt' ich nun so viel Mut haben?!“ Und so unmenschlich leiden! fügte sie in Gedanken hinzu. „Wir werden uns nach einer ganz billigen Wohnung umsehen,“ fuhr sie laut fort. „Was meinst Du, wenn wir auf's Land übersiedelten?“

Frau Römer erwiderte nichts, sie war wie betäubt. „Was ist nur vorgegangen?“ stöhnte sie nur zuweilen vor sich hin.

Um halb acht Uhr fuhr der Hotelwagen vor, die Diener brachten die Koffer hinunter und die Frauen folgten. Auf das Geräusch hin öffnete sich die Nachbarthür und Mister Tornley steckte den Kopf heraus.

„Er wohnte neben uns, soeben sagte mir's der Portier,“ erzählte Frau Römer im Wagen. „Verheiratet! Das sind Badebekanntschaften!“

Sie fühlte sich sehr, sehr unglücklich. Die große Hotelrechnung, die sie hatte begleichen müssen, wollte ihr zudem gar nicht einleuchten.

Sie fuhren am Gitterthor des Kurparks vorbei. Vor der Terrasse des Kurhauses erging sich eine bunte Menge in geräuschvollem Gespräche. Es war einer der gerühmten Abende der glänzenden Saison von Baden. Bis auf die Straße drangen die fröhlichen Stimmen. Die Musik spielte den Hochzeitsmarsch aus Lohengrin.

Helene lehnte sich in den Hintergrund des Wagens und drückte die Augen fest zu. Durch die geschlossenen Lider rollten ihre Thränen herab.

Herr Hochmayer begegnete ihnen. Er machte ein bestürztes Gesicht und folgte ihnen zu Fuß nach dem Bahnhof. Dort machte er sich beim Lösen der Billete und bei der Gepäcksaufgabe nützlich, beteuerte Helenen tiefbewegt ein „baldig Wiedersehen“ und berichtete Frau Römer im selben Atem, daß jene Dame, welche sie als die einzige Pariserin Badens erkannt, eine kleine Wiener Modistin sei. Helene sah suchend und ängstlich um sich, als fürchtete sie, Jemanden zu erblicken. Graf Arg war jedoch nicht erschienen.

* *
*

Als Helene am frühen Morgen erwachte, befand sie sich mit ihrer Mutter allein im Koupé. Diese schlief in eine Ecke gedrückt. Es war kalt und ein grauer Nebel lag über den Feldern. Sie mußte sich besinnen und empfand dann einen jähen stechenden Schmerz. Welche Erinnerungen! welche Aussichten! Die Gefühle der letzten Tage überwältigten sie. So ging's in den trüben Morgen hinaus, Entbehrungen und einer ewigen Entsagung entgegen! Dann erinnerte sie sich, daß in wenigen Stunden die beiden Brüder einander gegenüberstehen würden . . .

„Habe ich recht gethan?“ murmelte sie. „O mein Gott, ich konnte nicht anders! Wie lang werde ich tragen können, was ich mir aufgebürdet!“

Da sah sie folgendes Bild: Vor einem bretternen Kreuz, wie es am Rande der Bahnkörper häufig zu stehen pflegt, kniete ein Weib. Ein in schlechte Tücher gehüllter Säugling lag ihr im Arme und ein kleiner verwahrloster Junge hockte knieend neben ihr. Das Weib war nicht alt, nur gealtert, ihr Antlitz, das einmal frisch und lieblich gewesen sein mochte, war verbittert und vergrämt und ihre Kleider hingen in Fetzen. Ihren Säugling an sich drückend, faltete sie die abgemagerten Hände, doch schien sie nicht zu beten, sondern sich zu beschweren. Aus müdem

ausgehungerten Gesichtchen starrte der kleine Knabe das Kreuz an, das sich seiner erbarmen sollte.

Dieses Bild des Elends traf Helene wie eine Mahnung. „Und ich wollte verzweifeln!“ rief sie laut. Da erwachte ihre Mutter und rief ihren Namen. Sie raffte sich auf, umarmte und küßte sie.

Herr Olof.

Im Wiesengrund an der Felsenlehne,
Da schwebt und webt es im Quellenthal
Vom Abendglühn bis zum Ruf der Hähne,
Zumal beim dämmernden Mondenstrahl.
Die helle Linde
Steht wie im Traum,
Nicht stören Winde
Den stillen Raum,
Doch Lichter beben auf jedem Blatt
Und Gräser schimmern im Taue matt.
„Kommt Ihr denn nicht?
Kommt Ihr denn nicht, Herr Olof?“

Und mich ergriff ein Gelüst so eigen.
Ich schlich mich gestern zum Elfenhag,
Wo ihre Königin hält den Reigen —
Ein Silberflor auf dem Plane lag.
Spät war die Stunde,
Lau ging die Luft,
Stumm lag die Runde
Im Nebelduft,
Da hört' ich heimlich im Abendhauch
Ein Flüstern lispeln durch Baum und Strauch:
„Kommt Ihr denn nicht?
Kommt Ihr denn nicht, Herr Olof?“

Mich hat ein Zauber mit fortgezogen,
Kein Sträuben half mir, kein Widerstand;
Im Wirbel bin ich dahingeflogen,
Der Elfen schönste gab mir die Hand.
Mocht' ich auch wähnen,
Sie sei von Eis,
Wuchs doch mein Sehnen
So glutenheiß,
Und leichter, schwebender ward mein Gang,
Und lauter, lockender klang der Sang:
„Kommt Ihr denn nicht?
Kommt Ihr denn nicht, Herr Olof?“

Und Blumen sah ich in Gärten sprießen,
Wie sie kein irdisches Aug' erschaut,
Sah Frucht mit Säften, so wundersüßen,
Wie nur die Tiefe sie heimlich braut.
Die Bächlein hielten
Im Schatten Tanz,
Die Rehe spielten
Im Mondenglanz,
Durchs Thal, das dämmernde, gings in Reih'n,
Und brausend scholl es und jubelnd drein:
„Kommt Ihr denn nicht?
Kommt Ihr denn nicht, Herr Olof?“

Da sang die Elfe zum Scheidegruße
Und legt ihr Händchen mir auf die Brust:
„Für Euch, Herr Olof, giebts keine Buße,
Für Euch auf Erden giebts keine Lust!“
Aus ihrem Munde
Klangs mir wie Hohn!
Zur selben Stunde
War auch entflohn
Das Volk der Holden, der Grund verschlang's,
Doch aus der Tiefe noch kichernd klang's:
„Kommt Ihr denn nicht?
Kommt Ihr denn nicht, Herr Olof?“

Ihr Erdenblumen, fort, fort, ihr bleichen!
Dich haß' ich, Glück, das die Welt mir gab!
Ich will zu Blumen, die sondergleichen,
Ich will, ihr Elfen, zu euch hinab!
Mich hat erkoren
Die Königin!
Die Ruh', verloren,
Ist ewig hin!
Allimmer hör' ich, wie's raunt, wie's spricht:
„Für Euch, Herr Olof, giebts Buße nicht!
Kommt Ihr denn nicht?
Kommt Ihr denn nicht, Herr Olof?“

Aus dem Schwedischen des **C. D. af Wirsén** von **P. J. Willatzen.**

Nachtidyll.

Noch ruht im Dorfe Jung und Alt,
Am Himmel stehn die Sterne;
Ein langgedehnter Pfiff nur hallt
Herein aus naher Ferne.

Da wird ein Thürlein aufgemacht
Mit Fürsicht übermaßen;
Ein Blondchen schleicht mit Vorbedacht
Heraus und längs der Straßen.

Die Füße nackt und groß und braun,
Das runde Köpfchen glühend;
Verzaustes Haar — durch's Linnen schau'n
Die Brüstchen prall und blühend.

Sie blickt noch einmal rings herum,
Als wie verscheucht ein Mäuschen;
Dann reckt sie sich und lächelt stumm
Und schlüpft in eins der Häuschen.

Eugen Reichel.

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Frühling im Winter.

Lustspiel in einem Aufzuge von Ludwig Fulda.

(Schluß.)

Sechster Auftritt.

Manfred. Leonie.

Leonie (von links). Schon zurück, lieber Graf? Und da wollen Sie behaupten, daß Sie zu Allem verdorben sind? Als Kourier wären Sie noch immer zu gebrauchen.

Manfred. Spotten Sie nur! — Ich bin wenigstens froh, daß meine Tage gezählt sind; denn bei der Erinnerung an diese Viertelstunde müßten mir vor Frost die Zähne klappern, wenn ich auch hundert Jahre alt würde.

Leonie. Sie sehen wirklich aus wie ein Eiszapfen.

Manfred. Und dazu dieser kalte, mit Schnee vermengte Regen, diese schmutzigen Straßen, diese trübselige Dunkelheit, es war fürchterlich! (Tritt wieder zum Kamin, um sich zu wärmen.) Sie erlauben doch?

Leonie. Bitte sehr! Tauen Sie nur langsam auf!

Manfred (am Kamin). Beladen, wie ich war, hatte ich die größte Mühe, meinen Schirm festzuhalten, und zuletzt kam ein Windstoß, der ihn vollständig umdrehte. Ich muß eine schöne Figur gemacht haben; denn dicht hinter mir hörte ich das infernalische Gelächter von ein paar Straßenjungen. Ein unbeschreibliches Angstgefühl erfaßte mich; ich lief, wie von bösen Geistern gehetzt, und zwar zuerst an der Sterngasse vorbei, dann glücklich in dieselbe hinein.

Leonie. Sie Ärmster!

Manfred. Nein, hören Sie, Baronin, diese Sterngasse! Das ist überhaupt keine Gasse; das ist ein Trauerspiel. Ich hätte nie geglaubt, daß so etwas menschenmöglich ist.

Leonie. Und doch wohnen Leute darin, die ganz vergnügt sind und das Leben für lebenswert halten.

Manfred. Begreife es, wer kann! Aber das Alles war nur eine schonende Vorbereitung auf die Treppe, die ich nun erklettern mußte. Den Architekten möchte ich kennen, der die Unverschämtheit gehabt hat, das für eine Treppe auszugeben. Als ich oben war, überließ ich mich eine Minute lang dem Staunen darüber, daß ich nicht den Hals gebrochen hatte.

Leonie. Dann wird Ihnen auch die Wohnung meiner Schutzbefohlenen nicht sehr imponiert haben.

Manfred. Imponiert? Nein. Aber bei der Frau sieht es gar nicht so übel aus: sehr nett, sehr reinlich, und man atmet so einen angenehmen Duft von Biederkeit. Sie machte mir natürlich eine Rührszene und meinte, nun müßte ich auch ihre Kinder sehen. Ich, Manfred von Eichhofen, muß Kinder sehen! Der Merkwürdigkeit halber ließ ich mir's gefallen. Es waren Kinder wie andere auch; aber — weiß der Kuckuck — wie sie mich so umsprangen und lachten und meine Uhrkette bewunderten, — das hat mir einen ganz passabelen Eindruck gemacht. Daran ist wohl auch nur die Abwechslung schuld; denn ich habe seit einer Ewigkeit nicht mehr Kinder lachen hören.

Leonie (für sich). Es fängt schon an zu tauen.

Manfred. Als ich die Sterngasse verließ, um sie nie wieder zu betreten, erbarmte sich meiner das Schicksal in Gestalt einer Droschke zweiter Klasse. Das Pferd sah aus wie ein schlafbedürftiges Gespenst; die Thüren schlossen nicht, und oben regnete es durch. Ein schauderhafter Rumpelkasten! Aber mir erschien er wie die Arche Noah, und so bin ich glücklich gelandet auf dem Berge Ararat.

Leonie. Ihre Leidensgeschichte ist wahrhaft erschütternd; doch nun sollen Sie auch entschädigt werden. (Sie zündet die Flamme unter der Theemaschine an und setzt sich an den Tisch.)

Manfred. Ja — eine Tasse Thee, das war die Hoffnung, die mich in all diesem Jammer aufrecht erhielt. (Setzt sich in einen Fauteuil, Leonie gegenüber.) Wie behaglich es hier bei Ihnen ist! Wie gemütlich! Ich bemerke das eigentlich erst jetzt.

Leonie. Sie haben wohl vorhin die Augen gar nicht aufgemacht?

Manfred. In der That . . . auch Sie selbst, Leonie, Sie selbst . . . ich sehe erst jetzt, wie wundersam Sie sich verändert haben.

Leonie. Sagen Sie es nur heraus, daß ich älter geworden bin.

Manfred. Nein, Sie sind noch schöner geworden.

Leonie. Bei jedem Andern würde ich das für eine Schmeichelei halten; aber bei Ihnen, der am Rande des Grabes steht . . . Nun ist der Thee schon fertig.

Manfred. Ich bitte Sie, sprechen wir nicht mehr von einem Thema, das für ein trauliches Plauderstündchen sich wenig eignet.

Leonie. Ganz wie Sie wünschen, Graf. Thun wir so, als ob Sie am Leben blieben.

Manfred. Mein Entschluß steht unerschütterlich fest und Sie selbst haben ihn gebilligt. Aber warum soll man nicht noch einmal lustig sein? Das ist der Zauber, der im Abschiednehmen liegt. Als ich mich vom Leben noch nicht losgesagt hatte, war ich tief melancholisch; jetzt, wo ich ihm schon halb und halb den Rücken wende, ist meine Seele voll Heiterkeit.

Leonie (den Thee in die Tassen gießend). Das kann ich vollständig begreifen. — Viel oder wenig Milch?

Manfred. Gar keine; aber recht viel Zucker.

Leonie (Zuckerstückchen in die Tasse werfend). Eins — zwei — drei — ist das genug?

Manfred. Bitte, noch eines.

Leonie (das Stückchen hineinwerfend). Da verstehe ich, warum Ihnen die Süßigkeit der Welt verleidet ist. Sie haben immer zu viel Zucker genommen. (Das Likörfläschchen nehmend.) Und nun der Arrac.

Manfred. Den lassen Sie mich, bitte, selbst einschenken. Ich habe das im Griff. (Schenkt ein.) Und Sie? Trinken Sie nicht?

Leonie. Jetzt noch nicht. Er ist mir noch zu heiß.

Manfred (trinkt). Ein ganz wunderbares Aroma! Woher beziehen Sie diesen Thee?

Leonie. Das ist mein Geheimnis. Wer so etwas trinken will, muß zu mir kommen.

Manfred (probiert mit Kennermiene). Prachtvolles Gewächs! Und wie das wärmt und belebt! Eine unbezahlbare Erfindung!

Leonie. Sie machen mir da ein großes Kompliment; denn wer die ganze Welt durchreist hat und so verwöhnt ist . . .

Manfred. Ich habe die Welt durchreist; aber ist es mir denn jemals so gut gegangen wie in dieser Stunde? Ich bin gewandert von Stadt zu Stadt, von Hotel zu Hotel, und die Hände, die mir den Thee kredenzten, blieben erwartungsvoll ausgestreckt, bis mein Dank eine greifbare Form angenommen hatte. Aber so ein flackerndes Kaminfeuer, solche wärmende Freundschaft, so einen Raum, der nicht nur ein Zimmer, sondern eine Heimat bedeutet, das habe ich entbehren müssen, wer weiß wie lang!

Leonie. Und doch haben wir Beide schon öfter am Kamin beisammengesessen.

Manfred. In Ihrem Elternhaus. Ich erinnere mich, als wäre es gestern.

Leonie. Damals konnten Sie mitunter sehr liebenswürdig sein. — Darf ich Ihnen noch eine Tasse einschenken?

Manfred. Ich danke. Ihr Thee ist vorzüglich, aber ein wenig zu stark. — Ja, das war der letzte Nachglanz meiner besseren Zeit. Wir waren sehr lustig.

Leonie. Sie erzählten von Ihren Studentenstreichen.

Manfred. Und Sie machten allerhand boshafte Bemerkungen über unsere gemeinsamen Bekannten. Da war besonders Einer, dem Sie einen drolligen Spitznamen gegeben hatten.

Leonie (rasch). Das Modemagazin.

Manfred (lachend). Richtig! Sie behaupteten, er wäre eine wandelnde Reklame und sein Schneider hätte ihn bezahlt.

Leonie. In Wirklichkeit zahlte aber weder der Schneider ihn, noch er den Schneider, und dadurch kamen Beide so wenig auf die Kosten, daß sie gemeinsam das Weite suchten.

Manfred. Ich bin ihnen in San Francisco begegnet.

Leonie. Sie rauchen doch? (Reicht ihm die Cigaretten.)

Manfred. Wenn es gestattet ist . . . . . (Sieht die Schachtel an.) Ah, echte egyptische; das lasse ich mir gefallen. (Nimmt eine Cigarette und steckt sie an.)

Leonie (seufzend). Ja, wer uns diese Zeiten zurückbrächte! — Aber am tollsten benahmen wir uns doch auf dem Axenstein. Das waren ein paar herrliche Wochen, und welch ein reizender Zufall, daß wir dort zusammentrafen.

Manfred (behaglich rauchend). Ein Zufall? Leonie, da muß ich Ihnen ein nachträgliches Geständnis machen.

Leonie. Ein Geständnis?

Manfred. Ich wußte, daß Sie dort waren und bin Ihnen nachgereist.

Leonie. Gut, daß Sie mir das damals nicht gesagt haben.

Manfred. Warum denn?

Leonie. Ich hätte mich gestellt, als wenn ich ernstlich böse wäre.

Manfred. Und ich hätte es Ihnen nicht geglaubt.

Leonie. O, damals besaßen Sie noch Gläubigkeit genug. Sie konnten sogar schwärmen, wenn wir auf dem See fuhren oder im Bergwald herumkletterten oder in einer Sennhütte frühstückten.

Manfred (immer lebhafter). Solche Butter und solchen Käse bekommt man auch nur in der Schweiz!

Leonie. Und die Luft, die Berge, das ewig wechselnde Farbenspiel des Sees!

Manfred. Ich weiß noch, wie ich Ihr kindliches Jubeln beneidete. Sie trugen ein hellblaues Kleid und einen großen Strohhut. Am frühen Morgen hörte ich Sie lachen und singen unter meinem Fenster, und am späten Abend umschwebte mich dies Alles wie ein lieblicher Traum.

Leonie. Fast alle Tage brachten Sie mir große Bouquets von frischem Edelweiß.

Manfred. Ohne Ihnen jemals vorzuspiegeln, daß ich sie selbst gepflückt hätte.

Leonie. Aber geradezu unerschöpflich waren Sie im Arrangement von Gesellschaftsspielen. Die Hotelgäste ernannten Sie einstimmig zum Präsidenten der Vergnügungskommission.

Manfred. Von dieser gemeinnützigen Wirksamkeit ist mir nicht mehr viel erinnerlich – bis auf ein einziges Spiel, das ich vorschlug.

Leonie. Was war das für ein Spiel?

Manfred. Blindekuh.

Leonie. Darin besaßen Sie wirklich eine großartige Virtuosität. Sie waren eine Blindekuh ersten Ranges.

Manfred. Ich beantragte, daß die gefangenen Damen zur Strafe für ihre Unvorsichtigkeit einen Kuß bekommen sollten, und trotz dem heftigen Protest einiger aus der Gletscherzeit übrig gebliebenen Gouvernanten wurde mein Antrag angenommen. Ach, ich hätte ja sonst nie den Mut gefunden . . .

Leonie. Und ich hätte es unter anderen Umständen auch nicht erlaubt. (Aufstehend.) Was meinen Sie, Graf, spielen wir ein wenig Blindekuh!

Manfred. Jetzt und hier! Das ist doch unmöglich!

Leonie. Warum denn? Sie wollten ja noch einmal lustig sein. Versetzen wir uns zurück in bessere Zeiten!

Manfred. Aber in meiner Situation . . .! Es geht nicht.

Leonie. Auch nicht, wenn wir dieselbe Strafe festsetzen, wie damals?

Manfred (entzückt). Leonie, Sie sind . . . Sie sind . . . Gut denn, spielen wir Blindekuh! (Zieht ein seidenes Taschentuch heraus.) Ich glaube, ich habe es noch nicht verlernt.

Leonie (ihm die Augen verbindend). Können Sie sehen?

Manfred. Nicht das Mindeste.

Leonie. Nun drehen Sie sich einige Mal im Kreis herum. (Manfred thut es. Sie retiriert.) So! Jetzt fangen Sie mich, wenn Sie können! Aber hübsch sachte, daß Sie mir keine Möbel umwerfen!

Manfred. Nehmen Sie sich in Acht! (Geht mit ausgestreckten Armen in der Richtung der Thüre rechts und fängt den in diesem Augenblick rechts auftretenden Diener.)

Leonie (die nach links retiriert ist, laucht lachend). Fehlgegangen!

Manfred (sich die Binde abnehmend, ärgerlich). Alle Teufel, ich hab's doch verlernt!

Diener (meldend). Baron Seefeld läßt fragen, ob Frau Baronin zu sprechen sind. (Bleibt im Hintergrund.)

Leonie (zu Manfred im Vordergrund). Der kommt sehr à propos; da kann er gleich mitspielen.

Manfred. Mir kommt er sehr ungelegen!

Leonie (zum Diener). Warten Sie einen Moment, Franz. (Diener zieht sich hinter die Portière zur .ck. Zu Manfred.) Baron Seefeld ist ein ausgezeichneter Gesellschafter. Sie kennen ihn ja von früher.

Manfred. Nur flüchtig. Aber, Leonie, wenn Sie mir einen recht, recht großen Gefallen thun wollen, so empfangen Sie ihn jetzt nicht!

Leonie (scheinbar erstaunt). Warum denn nicht?

Manfred. Weil es mir schrecklich wäre, jetzt ein fremdes Gesicht zu sehen, weil ich Alles darum geben möchte, daß diese letzte schöne Stunde meines Lebens mir nicht getrübt wird. Wenn Ihnen das eine Laune scheint, so denken Sie; es ist die Laune eines Scheidenden, gleichsam mein letzter Wille.

Leonie (für sich). Ein hartnäckiger Patient! (Laut.) Sie ahnen zwar nicht, Graf, was Sie da von mir verlangen; aber Ihr letzter Wille geschehe. Wenn man bei einem Sterbenden ist, hat man ja das Recht, sich verleugnen zu lassen. (Zum Diener.) Sagen Sie dem Herrn Baron, Franz, daß ich heute bedauern müsse; ich befände mich an einem Krankenlager. (Diener ab.)

Manfred. Wie soll ich Ihnen danken?

Leonie. Dadurch, daß Sie mir einen guten Rat geben. Setzen Sie sich und hören Sie mich aufmerksam an. (Sie setzen sich.) Das war keine gewöhnliche Höflichkeitsvisite, lieber Graf. Den Baron Seefeld führte ein bestimmter Zweck zu mir.

Manfred Ein Zweck?

Leonie Er wollte um meine Hand anhalten.

Manfred (aufspringend). Wie?! Dieser glatte, geschniegelte, seelenlose Mensch, der bildet sich ernstlich ein . . . !

Leonie. Aber Graf, warum so ungestüm? Sie thun dem Baron Unrecht. Ich gebe zu, daß er nicht gerade ein Ideal ist, wie man's in jedem Roman zu Dutzenden und in jedem Jahrhundert nur einmal findet; aber ich glaube, er besitzt alle Eigenschaften für einen normalen Ehemann, und ich bin gar nicht abgeneigt, ihn zu erhören.

Manfred. Das ist allerdings eine Überraschung . . . ich finde keine Worte . . . (Für sich.) O, das hat gerade noch gefehlt!

Leonie. Mein Gott, ich komme in das Alter, wo die Resignation allmählich Ehrensache wird. Wen einmal eine Hoffnung betrog, der wird bescheiden. Und sagen Sie selbst, ist das ein Leben für mich? Diese Einsamkeit, und dabei diese Abhängigkeit! Nicht einmal reisen kann ich als eine alleinstehende Frau, und doch habe ich eine unbezwingliche Sehnsucht, die Welt zu sehen, von der ich noch so wenig kenne.

Manfred. Aber solch ein Entschluß will doch überlegt sein, von verschiedenen Seiten betrachtet! — Nehmen Sie sich doch Zeit . . . !

Leonie. Warum soll ich noch länger warten? Wir könnten uns im Februar verheiraten, und dann würden wir auf der Hochzeitsreise die Riviera besuchen, wo es blüht und duftet, wenn in unserem häßlichen Norden der Schnee noch die Erde deckt. Frühling im Winter! Kann es etwas Herrlicheres geben?

Manfred. Nein, wahrlich nicht!

Leonie. Und nun erschienen Sie wie gerufen, Graf. Man bespricht doch gerne solch ein Projekt mit verständigen Freunden. Von Ihnen aber darf ich einen so unparteiischen Rat erwarten wie von sonst Niemand. Sie sind im Begriff, diese schöne Welt zu verlassen; Sie haben keine eigenen Interessen mehr; Sie werden die Sache mit kühler Ruhe betrachten.

Manfred (höchst erregt). Mit kühler Ruhe? Soll ich ruhig zusehen, wie Sie sich ins Unglück stürzen? Wie Sie einem Manne die Hand reichen, den Sie nicht lieben, nicht lieben können? Kann ich mit gutem Gewissen sterben, wenn ich nachher denken muß — das heißt, nachher kann ich ja nicht mehr denken — wenn ich also vorher denken muß, daß Sie, Sie, für die nur der Beste, der Edelste . . . Ich weiß nicht, was ich rede; ich weiß nur, daß dieser Mensch, dieser Baron, Ihrer nicht würdig ist, und wenn ich damals mich nicht selbst für unwürdig gehalten hätte . . . Aber das ist ja Thorheit; nie sollen Sie erfahren . .! Und wenn über meinem Grabhügel . . .

Leonie (für sich). Er liebt mich! Er ist gerettet! (Laut.) Also das ist Ihre Meinung, lieber Freund? Können Sie das nicht etwas klarer ausdrücken?

Diener (von rechts). Der Wagen des Herrn Grafen ist vorgefahren. (Ab.)

Manfred. Das ist ein Wink des Schicksals! (In tiefer Bewegung.) Leben Sie wohl, Leonie; leben Sie glücklich!

Leonie. Wohin, Graf?

Manfred. Aus dem Wege! (Will abgehen.)

Leonie (für sich). Alles verloren, oder —? Nein, noch nicht! (Vertritt ihm den Weg.) Halt, Graf Manfred! Ich habe Ihnen noch eine wichtige Mitteilung zu machen.

Manfred. Was könnte mir noch wichtig sein?

Leonie. Nur einen Augenblick nehmen Sie noch Platz! (Sie setzen sich.) So hören sie denn: ich habe für Sie gethan, was nur die echte, aufopfernde Freundschaft zu thun fähig ist.

Manfred. Ich verstehe nicht . . .

Leonie. Sie wollten Ihr Leben enden, je eher je besser; Sie suchten nur noch nach einem gelinden, schmerzlosen Mittel . . .

Manfred. Allerdings . .

Leonie. Es giebt ein solches Mittel. Wenn man es einnimmt, muß man sterben; aber dieser Tod ist nicht schrecklich, sondern höchst angenehm. Zuerst merkt man gar nichts; im Gegenteil, man fühlt sich so vergnügt, so lustig, wie lange nicht. Man gerät allmählich in einen Rausch des Entzückens, wird von den prachtvollsten Traumbildern umgaukelt, glaubt an den Schultern Schwingen zu spüren, und so dämmert man langsam hinüber in das große Nichts.

Manfred (in größter Spannung). Und dieses Mittel?

Leonie. Diesem Mittel verdankt mein Thee das wunderbare Aroma.

Manfred (aufspringend). Wie? Was? Der Thee, den ich getrunken habe —?

Leonie. Derselbe!

Manfred (sich sammelnd). Leonie, Sie wollen mich zum Besten haben. Ich merkte es längst. Ich merkte, daß Ihnen mein Tod ziemlich gleichgültig ist, und daß Sie damit spielten wie mit irgend einer anderen amüsanten Kleinigkeit. Aber, daß Sie mich mit kaltem Blut aus dem Wege räumen könnten, das glaube ich Ihnen doch nicht — nein, das nicht!

Leonie. Aus dem Wege räumen? So sprechen Sie von einer Vergnügungsreise? Von einem Gedanken, der zugleich süß berauscht und mild beruhigt! Haben Sie mir nicht selbst diesen letzten traurigen Dienst zur Pflicht gemacht? Haben Sie nicht so lange all meinen Bitten und Vorstellungen getrotzt, bis Sie mich wider meinen Willen überzeugten? Da that ich, was ich thun mußte, wenn ich würdig sein wollte, Ihre einzige Freundin zu heißen. Und ich rechnete darauf, daß Sie mir sagen würden: Leonie, ich danke dir — denn in der Sterbestunde hätte ich Ihnen erlaubt, mich zu duzen — ich danke dir, daß du meine Leiden verkürzt hast.

Manfred. Sie wären wirklich imstande gewesen...?!

Leonie. Wenn es mir gelungen wäre, Sie zu bekehren, Sie dem Leben zurückzuerobern, ich hätte gejubelt wie ein Kind; denn ich bin Ihnen einmal gut gewesen, Manfred.

Manfred. Leonie!

Leonie. Aber nachdem ich umsonst Alles aufgeboten, Sie zurückzuhalten, wollte ich Ihnen wenigstens die Abreise erleichtern.

Manfred. Also deshalb haben Sie mich vorhin fortgeschickt, um . . .

Leonie. Natürlich.

Manfred. Deshalb haben Sie selbst von dem Thee nicht getrunken?

Leonie. Nur deshalb.

Manfred. Himmel, dann bin ich vergiftet! — So ganz unvorbereitet . . . Ich wollte ja erst morgen oder übermorgen . . . Was haben Sie gethan! So eilig war es Ihnen, mich . . . Entsetzlich!

Leonie. Sind Sie mir denn nicht dankbar?

Manfred. Ich hatte ja noch allerlei zu ordnen! Was wird man nun von mir denken? Und von Ihnen? Retten Sie sich! Fliehen Sie! Geben Sie mir Feder und Papier! Ich will wenigstens bestätigen, daß ich mich selbst umgebracht habe; denn sonst . . .

Leonie. Das hat keine so große Eile. Das Mittel wirkt ja erst nach einiger Zeit. Der Zustand der Lustigkeit ist allerdings schon eingetreten. Jetzt kommt nach und nach der Rausch . . .

Manfred (sich vergessend). O nein, der Rausch hat mich schon längst erfaßt, ein süßer, ein wunderbarer Rausch, und ich habe mich ihm hingegeben ohne Widerstand. Ich wollte schweigen; aber der Tod löst mir die Zunge. Jetzt kann ich es, darf ich es sagen: Leonie, ich habe Sie unaussprechlich geliebt! Sie waren mir damals der Inbegriff all des Hohen und Reinen, was mir verloren gegangen war; ich wäre Ihnen gern zu Füßen gestürzt und hätte gefleht: Sei mein! Sei mein! Aber weil ich Sie zu hoch hielt, weil ich mich nicht würdig glaubte, Sie zu besitzen, darum ging ich in die weite Welt hinaus. Ich dachte überwunden, mit dem Leben abgeschlossen zu haben; aber ich hielt für Sehnsucht nach dem Tode, was heiße, unauslöschliche Sehnsucht nach der Liebe war. Diese Stunde hat mir die Augen geöffnet: Stück um Stück sprang die Eisrinde meines Herzens; ich empfand, wie alle Blüten der Hoffnung und der Zuversicht in mir aufbrachen. Ich begann wieder dem Leben ins Auge zu schauen; ich schwang mich sogar zu dem Wahn empor, daß Sie mich noch lieben könnten; o, ich war unsagbar glücklich! Und nun, Leonie, nun haben Sie all diesen Träumen ein jähes Ende bereitet. Ich wähnte mich von Ihrer Liebe neu belebt, und mittlerweile reichte mir Ihre Freundschaft den Schirlingbecher.

Leonie (in gespielter Verzweiflung). Ja, nun erkenne ich meine unselige That! Ich dachte es gut zu machen und habe einen schauerlichen Irrtum begangen. Ich wollte Ihre Befreierin werden und bin Ihre Mörderin geworden. Und Sie glauben, daß ich mein Verbrechen überleben kann? Nein, Graf, ich folge Ihnen in das große Nichts; wir reisen zusammen! (Eilt zum Theetisch.)

Manfred (ihr nacheilend). Nein, Sie nicht! Sie sollen übrig bleiben! Leonie, ich beschwöre Sie! Wir schicken zu einem Arzt! Vielleicht, daß es ein Gegengift giebt. Ich fahre zu einem Spezialisten — auf der Stelle —

Leonie. Alles ist vergebens! (Die Tasse ergreifend.) Auf Ihr Wohl, Graf Manfred! (Trinkt.)

Manfred (geknickt.) Nun müssen wir zusammen sterben!

Leonie (lachend). Oder — zusammen leben!

Manfred (noch nicht verstehend). Was sagen Sie?

Leonie. O, Sie Blinder! Haben Sie denn nicht verstanden, was das für ein Mittel ist, bei dem zuerst die Lustigkeit eintritt, dann der Rausch, und bei dem man langsam und gemütlich hinüberdämmert? Es giebt nur Ein solches Mittel: die Ehe!

Manfred (unsicher). Aber Sie behaupteten doch, daß man dabei sterben müsse!

Leonie. Gewiß! Nur hoffentlich erst nach unserer goldenen Hochzeit.

Manfred (ihr zu Füßen fallend und ihre Hand küssend). Leonie!

Leonie. Stehen Sie auf, Manfred!

Manfred (noch auf den Knieen). Leonie, ich schäme mich.

Leonie. Das ist das Vernünftigste, was Sie thun können.

Manfred (aufstehend). Wissen Sie, Leonie, warum ich bis jetzt nicht sterben konnte? Weil ich erst heute begonnen habe, zu leben!

Leonie. Und dennoch wird, um mit Schopenhauer zu reden, Ihr Wille aufhören.

Manfred. Wieso?

Leonie. Sie werden nur noch den meinigen haben. — Sie werden mit mir nach der Riviera reisen. Ich muß Sie doch überzeugen, daß es einen Frühling im Winter giebt. (Klingelt.)

Manfred. Ich bin davon überzeugt, seit sich mir die Welt in Ihren Augen spiegelt.

Leonie (zu dem eintretenden Diener). Der Wagen des Herrn Grafen kann wieder nach Hause fahren.

Manfred (gleichfalls zum Diener). Er soll in zwei Stunden wiederkommen. (Diener ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Mysterien der Seele.

Ein Gedicht
von
Adolf Friedrich Graf v. Schack.
(Fortsetzung.)

IV.

Das schöne Fest der Pfingsten kam herbei
Und linde Lüfte sendete der Mai
Durch's off'ne Fenster mir herein als Gruß
In das Gemach, das lange schon mein Fuß
Nicht mehr verlassen. Aus der engen Gasse,
In der mir fast der Adern Blut gestockt,
Indes zu mir von obenher nur blasse
Lichtstrahlen drangen, ward ich da gelockt.
Ich eilte auf die alten Wälle,
Wo nun in schattenreichen Gängen
Sich Buchen, Ahornbäume drängen.
Als ich hinaustrat in die Morgenhelle,
Als unten mit dem Rauche ihrer Essen
Die Stadt versank, und weithin unermessen
Sich vor mir breitete die grüne Fläche,
Bis sie im Dunst der Ferne sich verlor,
War mir, aus meiner Brust Tiefinnerm breche
Ein neuer Lebenshauch. Wie Winter-Eis,
Das vor der Sonne auf den Fensterscheiben
Hinschmilzt, wenn höher steigt der Tag,
Zerrann der Frost, der auf dem Geist mir lag.
So klein mit ihrem Thun und Treiben
Schien mir die ganze Menschenwelt,
Mit Allem, was sie sinnt, wonach sie trachtet.
Weh, dacht' ich, Dem, der dessen achtet,
Was sie vergöttert und was ihr mißfällt!
Bethört von jedes Tages Modeware
Wird er das Ew'ge, Dauernde verraten
Und statt zu knieen am Altare
Der wahren Kunst, sowie die Meister thaten,
Vor diesem bald, und bald vor dem Idol
Anzünden seine Opferfeuer.
In uns'rer eig'nen Brust muß fest der Pol
Dasteh'n, nach dem wir lenken unser Steuer.

Als so ich sinnend in des Morgens Schweigen
Auf einer Bank dasaß und aus den Zweigen
Der Frühwind mich mit Blüten überstreute,
Scholl aus der Stadt her an mein Ohr Geläute.
Es war des Münsters eh'rne Glockenzunge,
Die zu der Pfingsten heil'ger Feier lud,
Und ob mich auch mit seinem Grün der junge
Frühling umgab, vom Platz, drauf ich geruht,
Erhob ich mich und folgte ihrem Schalle.
Hin durch die Straßen wallend, zog der Strom
Der Menge mich mit sich zum alten Dom;
Und ich trat ein in die erhab'nen Hallen,
Wo Tausende schon knieten im Gebete
Und mir der Myrrhen Rauch entgegenwehte.
Ein Tempel war es, nicht von jener Art,
Darin man kahle Mauern nur gewahrt,
Als ob des Schönen reicher Schmuck die Wände,
Wie einst die Bilderstürmer meinten, schände —
Ich sage: nicht der Kirchen war es eine,
D'rin durch einschläfernden Sermon
Am Sonntag zu erbauen die Gemeine
Vorausbestimmt ich ward als Knabe schon.
Längst tot lag hinter mir der Kindheit Glaube,
In dem der Vater mich erzog;
Doch gerne in der hehren Säulenlaube,
Die mir zu Häupten himmelhoch
Sich wölbte, rang mein Geist sich auf vom Staube.
Und wie des Lichts gedämpfter Schein,
Durch bildgeschmückter Fenster Bogen
Einbrechend, längs der Pfeiler Reih'n
Sich wiegte auf des Weihrauchs Wogen
Und mich der Orgel Melodie'n
Mit Steigen und mit Fallen sanft umquollen,
Zwang's mich, im Kreis der andern Andachtsvollen
An einer Säule hinzuknie'n.
Hernieder sah'n auf mich von den Altären
Und von den Wänden rings die hehren
Gestalten heil'ger Männer, heil'ger Frauen,
Von alter Meister Hand in Stein gehauen.
Mir schien, als ob sie lebend wären,
Als ob ich hört' ihr leises Atemholen.
Und als an mystischen Symbolen
Mein Blick empor zu den Gewölben klomm
Bis da, wo tiefe Schatten sie umgrauten,
Durch welche matt nur noch ein Lichtstrahl glomm,
Hochher noch aus den Dämmerungen schauten
Mich immer neue Bilder an.
Zu wallen droben da begann
Die Luft — in schmelzend weichen Lauten,
Kaum hörbar erst, herniederdrang
Wie aus dem Reich des Unsichtbaren
Ein Stimmenchor von Engelsscharen,
Und immer lauter hob der Klang
Und immer mächt'ger an zu schwellen,

Und brausend, schäumend stürzten sich die Wellen
Hinunter, bis die Halle mit Gesang
In allen Höh'n erfüllt war, allen Tiefen.
Durchströmt von neuem Gottesgeiste riefen
Die Jünger ihres Meisters Lehre,
Der bald in Himmelswolken wiederkehre,
Den Heiden zu. — Beim Schallen der Kantate
Glaubt' ich, vom Cherubim getragen,
Im Sturme seiner Allmacht nahte
Jehovah selbst auf seinem Wolkenwagen.

Noch hallten mir im Ohre die Gesänge,
Indessen schon zum Chor der Kathedrale
Die Menge strömte durch die Säulengänge.
Von Freudenthränen war mein Blick genäßt,
Als ich hinausschritt zum Portale.
Ich segnete das hohe Fest,
Das mir sowie aus einer Schale
Voll Feuerweines durch die sel'gen Töne
Mit Mut aufs Neu das Herz erfüllt und Kraft.
Dem Treiben und dem Thun der Erdensöhne,
Dem niedern fühlt ich mich entrafft,
Und ich gelobte mir, der Eiseskälte
Der Menschen trotzend, sowie ihrem Spott,
Achtlos auf was ich ihnen gälte,
Zu folgen nur dem innern Gott.
Von frischem Mute so gestählt,
Ging ich ans Werk mit heißem Schaffensdrange;
Daß fern ich noch vom Ziele sei, seit lange
Hatt' ich's mir weislich nicht verhehlt.
So sagt' ich mir, daß ich nicht ruhen dürfe,
Bis ich gesühnt, was ich bisher gefehlt.
Nicht dacht' ich ferner, daß mir der Entwürfe,
Wie sie aufs Neu mir stets verhundertfältigt
Aufstiegen, jeglicher sogleich gelänge.
Ich schuf an ihnen ernst und strenge,
Bis sie die schöne Kunst bewältigt.

Wie für des Lebens Unterhalt
Ich mich dazwischen mühen mußte,
Laß schweigen mich davon, wie mit Verluste
Der gold'nen Zeit ich bis zum Abendrote
Das Klimpern meiner Schülerinnen
Zu überwachen hatte. Nur tief innen
Die Glut, die in der Seele lohte,
Gab fort und fort zu schaffen mir die Stärke.
Die besten endlich meiner Werke
Wählt' ich, der Welt sie vorzulegen.
Nicht stand dabei nach Ruhm, noch nach Gewinn,
Ich kann's beteuern, mir der Sinn.
Nicht ungestüm bei diesem trägen
Geschlechte sah ich dem Erfolg entgegen.
Mir war's gelungen, wegen des Geschaff'nen
Mit vollem Gleichmut mich zu waffnen.
Allein wenn Keiner uns're Lieder singt,
Ihr Ton in keinem Herzen wiederklingt,
Wenn von den stummen Blättern, d'rauf die Noten
Wir schreiben, keine los sich ringt —
Gehören dann sie nicht ins Reich der Toten?
Lang wartet' ich, ob einen Wiederhall
In fremden Seelen meine Werke weckten —
Jedoch vergebens; Antwort gab kein Schall.
Wie auf des Poles ewig schneebedeckten
Eisflächen, wo kein Leben sproßt,
Kein Herz mehr schlägt — rings um mich starrte
Die Erde regungslos in Winterfrost.
Wozu daß ich noch länger harrte?
Nachdem mein Bestes ihnen ich geschenkt
Und sie mit Galle mich dafür getränkt,
Die Menschen doch, die mich so schnöde
Verleugneten, des Undanks nicht verklagt ich;
Ihr Stumpfsinn einzig ist es, sagt' ich. —
Allein in meinem Innern ward es öde.

V.

Als ich verdüstert mich und kraftgebrochen
In mein Gemach verschlossen lange Wochen,
Gab mir die Nachricht ein Verwandter:
Ein reicher Fürst, einst Österreichs Gesandter,
Der auf dem Lande wohne nun, begehre
Nach einem Lehrer für den Sohn.
Viel schrieb er weiter von der Ehre,
Die mich erwarte, wenn ich solchem Frohn
Mich beugen wollte; ich jedoch,
Mit Mühe nur konnt' ich nach langem Sträuben
Den Freiheitstrieb soweit betäuben,
Um mich zu fügen in das Joch.

In einem Thal Tirols verbrachte
Der Fürst den schönsten Teil des Jahr's.
Schon im Beginn des Frühlings war's,
Daß ich die Fahrt nach seinem Landsitz machte.
Inmitten weiter Gärten lag das Schloß,
Wo er der frischen Alpenluft genoß.
Als ich zu ihm eintrat, willkommen hieß
Er freundlich mich im Land Tirol,
Und sprach, indem er ein Gemach mir wies:
„Mein einz'ger Sohn, mein Anatol
Wird hier an Ihrer Seite wohnen.
Mein Stolz ist er und reich an Geistesgaben.
Doch ich gesteh': ihm fehlt's an Fleiß.
Obgleich er fast schon Jüngling, manchem Knaben
In dem was er gelernt und weiß,
Doch steht er nach, ich bitt', ihn nicht zu schonen,
Daß meinem Namen einst er Ehre mache,
Wenn er sich weiht dem Diplomatenfache."

Bald heimisch war ich in der neuen Lage.
Gab durch ein vornehm Lächeln um den Mund
Der Fürst auch voll von Selbstbewußtsein kund,
Daß höher er das Haupt als And're trage:
Ein Weltmann war er doch von feinen Sitten
Und ich in seinem Hause wohlgelitten.
Bald schloß sein Sohn an mich sich voll Vertrauen;

Als Lehrer nicht schien er mich anzuschauen,
Vielmehr als Freund. Der Mai war schön,
Und wenn am Morgen er um Wissen
Und um Musik sich ernst beflissen,
Am Abend durch das Thal und auf den Höh'n
Schritt er mit mir, wo durch den grünen Mais,
Der eben keimte aus den duft'gen Schollen,
Der Sturzbach schäumte, vom geschmolz'nen Eis
Des nahen Schneegebirgs geschwollen.

Mit Sohn und Vater einen Mond
Im Schlosse hatt' ich schon gewohnt,
Und in der Pflichterfüllung Trost gesucht,
Indes, gedrückt von des Erlebten Wucht,
Enttäuscht, um meine Hoffnungen betrogen,
Ich stets noch sah die Welt in düsterm Lichte.
Da, aus dem Kloster, wo man sie erzogen,
Kam Seraphine an, des Fürsten Nichte.
Weil früh gestorben schon ihr Elternpaar,
Bot ihr der Ohm, der auch ihr Vormund war,
Auf seinen Gütern eine Stätte.
Die ersten Tage ihr Gemach —
Es hieß, daß angestrengt die Fahrt sie hätte —
Verließ sie nicht. Allein ihr Oheim sprach
Zu Gästen, die ihn zu besuchen kamen,
So mehr von ihr: im ganzen Österreich
Sei kein Besitztum jener Herrschaft gleich,
Die im Bezirk — nicht weiß ich mehr den Namen,
Doch war er polnisch — nach der Eltern Sterben
Ihr zugefallen sei. „Sie können fassen",
Setzt' er hinzu, „daß jetzt schon Manche um sie werben,
Obgleich die Nonnen sie noch kaum entlassen."

Bald dann, heimkehrend von dem Abendgang,
Schritt ich zum Schloß empor den Hügelhang.
Da sah ich, als der letzte Tagschein schon
Verglimmend ruhte auf dem Höhenkamme,
Vor mir ein junges Weib auf dem Balkon,
Um dessen Haupt die letzte glüh'nde Flamme
Der Sonne spielte. Flüchtig kaum,
Indes ich durch das Thor geschritten,
War mir der Blick zu ihr empor geglitten.
Allein die Nacht hindurch im Traum
Wie eine Lichterscheinung schwebte
Sie vor mir, die am Abend ich erschaut,
Gleich jenem Steinbild, das mit sanftem Laut
Die Morgensonne grüßt, erbebte
Mein ganzes Wesen in dem Himmelsglanz.
Dem Lichte, das aus ihrem Strahlenkranz
In nie erschöpfter Fülle brach,
Noch tönte meine Seele nach,
Als ich erwachte. Stürmischen Verlangens,
Und wieder doch voll scheuen Bangens,
Harrt' ich des Augenblicks, wo Seraphine —
Sie mußt' es sein — von neuem mir erschiene.
Doch ich Geringer, durft' ich wagen
Das Auge nur zu ihr emporzuschlagen,
Zu ihr, der Sprossin hoher Ahnen?
Und mußte strafend nicht ihr Blick
Mich an mein niederes Geschick,
Wenn ich zu ihr aufschaute, mahnen?
Zuletzt, indem ich das erwog, und bald
Doch wieder saß in Träumerei verloren,
Rafft' ich gewaltsam mich empor und schalt
Mich einen Schwärmer, einen Thoren,
Daß so im Rausch mich eine Truggestalt
Entrückt zu überirdischen Regionen.
Die Wirklichkeit legt, dacht' ich, eisig-kalt
Sich bald auf solche Sommernachtvisionen.

Der Mittag kam. Mein Platz am Tische ward —
Und keinen bessern gab's für mich als diesen —
Mir durch den Diener angewiesen.
Mein Herz schlug ungestüm; doch wie erstarrt,
Und regungslos, mit keinem Blick vermaß
Ich mich, daß ich empor vom Boden sähe.
Ich fühlte Seraphinen's Nähe:
Sie war es, die mir gegenüber saß.
Dem sanften Murmeln gleich von Frühlingsbächen,
Die aus den Felsenspalten brechen,
Klang ihre Stimme, wie zum Ohm sie sprach,
Und Zuversicht gewann ich nach und nach.
Doch als an mich sie unverseh'ns das Wort
Dann richtete, saß ich versteinert da.
Umsonst sucht' ich ein Nein nur oder Ja:
Die Zunge schien im Munde mir verdorrt.
Als sie sich lächelnd dann zum Fürsten wandte,
Stieg hoch mir ins Gesicht die Scham.
Vergebens rang ich, daß ich mich ermannte,
Weil stets mich wieder Zagen überkam.
An jedem Tag die Stunden zählt' ich,
Bis ich gerufen wurde in den Saal.
Beim Eintritt mich mit Mute stählt' ich.
Zwar starb mir auf den Lippen jedes Mal,
Wenn sie empor sich rang, die Rede,
Doch Seraphinen ins Gesicht zu schauen
Faßt ich allmählich das Vertrauen.
All' ihre Züge, ihrer Mienen jede,
Als Wunder mir vom Himmel offenbart,
Sah ich sie an. Was mochte schöner sein:
Die Lilienblässe, d'rüber zart
Aufglomm der Wangen morgenheller Schein?
Der Augen dunkle Glut, draus, Blitz an Blitz,
Die stets sich drängenden Gedanken sprühten?
Die Stirne, hohen Ernstes Sitz,
Das Lippenpaar, auf dessen Rosenblüten
Der Scherz sich schaukelte? — Indessen
Sie redete, ließ meiner selbst vergessen,
Mein Ohr an ihrem Mund ich hangen
Und sucht ihr Denken all, ihr Sein und Wesen
Zusammen aus den Worten mir zu lesen,
Bis mir ihr hohes Sternbild aufgegangen.
An Rußlands Grenzen, fern im Norden,
War von den Eltern sie erzogen worden,

Und hatte schon als Kind nach Landessitte
Getummelt sich in wildem Ritte.
Von manchen Rossen edler Zucht
Als ihren Lieblingen noch sprach sie
Und wenn sie Anatol durch Berg und Schlucht
Mit ihm zu sprengen einlud, brach sie
In Freudenrufe aus. Ihr Auge flammte,
Da ihre Mutter aus Italien stammte,
In Glut des Südens. Doch das lichte Weiß
Auf ihrem Antlitz, das die sanfte Röte,
Die leicht es überflog, erhöhte,
Gemahnte an des Poles Eis.

Allein mein Bangen wich zuletzt,
Da Seraphine zu mir sagte: „Jetzt
Will Ihnen beugen ich den Eigenwillen;
Sie müssen mein Verlangen stillen
Und am Klavier das Schweigen brechen,
Da Sie verschmäh'n, mit mir zu sprechen."
Wie blitzgetroffen stand ich da; so bang
War mir zu Mut. Allein ich rang
Mit aller Macht, daß ich mich faßte,
Und kaum daß ich berührt die erste Taste,
Daß Töne über Töne sich erhoben,
War meine Bangigkeit zerstoben,
Die Wonnen all und das Entzücken,
Der Jammer, welcher uns in Kummer
Verzweiflung drückt, die Sehnsucht und der Kummer,
Die bald zum höchsten Himmel uns entrücken,
Bald unser Herz mit Dornen krönen,
In Weheruf und Jubeltönen
Entrangen sie sich dem Klavier.
Obgleich mein Inn'res sie geboren,
Doch selbst, nachdem ich sie herauf beschworen,
Erbebt' ich vor dem Chor der Geister.

Als ich geendet, hin zu mir
Trat Seraphine — Nicht von ihr
Vernahm ich Schmeichelei'n, ich sei ein Meister.
Das hätte winterlich und rauh
Wie Reif sich auf mein Herz gelegt;
Doch ihre Rede war wie milder Tau
Der Knospe, die sich schwellend regt
Und ihren Kelch erschließt den Frühlingswinden.
Voll schüttete und warm sie das Empfinden
Mir aus, das ihre Brust erfüllte.
In jedem Worte, das sie sprach, enthüllte
Sich ihre Seele mir, daß klar
Hinab mein Blick in ihre hellen
Lichtblauen Tiefen drang, in deren Wellen
Der ganze Himmel wunderbar
Mit seinem Sternenheer gespiegelt war.

(Fortsetzung folgt.)

Der Delinquent.

Als mit dem Tage die Nacht noch stritt,
Noch blinkten einzelne Sterne,
Marschierte bereits in langsamem Schritt
Ein Zug aus der Kaserne.

Inmitten kam gebeugt einher,
Gar bleich die Lippen und Wangen,
An Händen und Füßen mit Ketten schwer
Ein Delinquent gegangen.

Jüngst hatte sein Leutnant, schmuck und reich,
Kurzweil mit der Grete getrieben,
Den schmiß er über die Treppe sogleich,
Da ist der tot geblieben.

Das Kriegsgericht, zumal im Feld,
Muß strenge Mannszucht pflegen;
Da nützte kein Bitten, kein Lösegeld,
Nun geht er dem Tod entgegen.

Er trägt einen schönen Strauß in der Hand,
Den ihm sein Schatz gegeben,
Der Feldkapellan im Chorgewand
Geht leise betend daneben.

Sie kommen in einen Wiesengrund,
Den allerlei Blümlein färben;
Der Herr Auditor thut ihm nochmals kund,
Daß jetzt er gleich muß sterben.

Verbunden schon sind die Augen ihm itzt,
Vier Mann sind vorgetreten,
Des Hauptmanns Degen im Frührot blitzt,
Da krachen vier Musketen.

Sie legen den Toten still ins Grab,
Das hinter ihm stand offen.
Die Mannschaft rückt jetzt wieder ab,
Das Volk verschleicht sich betroffen.

Jetzt liegt er dort zur Ruhe gebracht,
Nicht mehr so wild aufbrausend;
Und morgen geht es in die Schlacht,
Da folgt ihm manches Tausend.

Karl Gottfried Ritter von Leitner.

Sehnsucht.

Horch! hörst Du nicht, wie tief durchzieht
Derselbe Sehnsuchtsklang
Der Drossel lachendes Schelmenlied,
Wie der Nachtigall klagenden Sang?

O wisse, Du ernster Mann, wenn Dich
Mein sprudelnder Frohsinn neckt,
Daß meine tiefe Sehnsucht sich
Im lachenden Worte versteckt.

Rosa Rübsaamen.

Zur Charakteristik Ernst Schulze's.

Nach ungedruckten Quellen.

II.

Schon unser erster Aufsatz hat dem denkenden Leser gezeigt, daß sich die Anzeichen eines poetischen Naturells bei Ernst Schulze so früh und in solcher Fülle und Klarheit nachweisen lassen, wie bei wenigen anderen Dichtern, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß nun, nach Erschließung des Hausarchivs, auch das Quellen-Material von seltener Reichhaltigkeit ist. Wir haben gesehen, wie seltsam der Knabe zwischen toller Lustigkeit und stillem Brüten, wilden Streichen und fast krankhafter Lesewut hin- und herschwankt, der Außenwelt fremd gegenüber steht und seine Innenwelt sorglich in sich verschließt, daheim als ein schwachsinniger Träumer mißachtet, bei den Genossen als Rädelsführer respektiert wird, außer dem Lesen von Gedichten und Räubergeschichten nur Spielereien betreibt, die seine Phantasie beschäftigen, als Schüler aber kaum seine Pflicht thut. Dann haben wir verfolgt, wie in ganz naturgemäßer, ja für das poetische Naturell fast typischer Entwicklung, der Trotz und dreiste Übermut des Knaben schwinden, um einer völligen Versunkenheit in sich selbst, einer fast grenzenlosen Schwärmerei Platz zu machen. Der Aufenthalt auf dem einsamen Havighorst, die innige Freundschaft mit den gleichgestimmten Brüdern von Bülow, fördern diese Richtung; auch seine drei Liebesgeschichten bestehen nur in seiner Phantasie; der einsame, schüchterne, ungelenke Jüngling heftet seine Schwärmerei an jedes Mädchen, mit dem ihn der Zufall in irgend welche Beziehung bringt — und was er in seinem Tagebuch über jene Zeit von sich sagt und die bisherigen Biographien auf Treu und Glauben hingenommen, beruht auf Selbsttäuschung, nur Einzelnes ist insofern richtig, als es — wie wir sehen werden — für eine weit spätere Zeit zutrifft. Aber noch mehr: auch jener bestimmende Einfluß Wieland's, von dem er selbst bereits im Sommer 1805 spricht, läßt sich zunächst durch Jahre in seinem eigenen Schaffen nicht nachweisen. Wie seine erste „Ode" (an Fritz von Bülow) vom Juli 1805 lediglich seine Abhängigkeit von Matthisson beweist, so gilt das Gleiche auch von seinen, kurz darauf in Rehburg entstandenen und bisher ungedruckten Gedichten, aus denen wir hier eine Probe folgen lassen.

Ein gemeinsamer Ausflug nach dem Kloster Lokkum wurde die Veranlassung zu nachstehendem Gedicht:

Die Hora zu Lokkum.

An Mamsell Marianne Meyer.

Horch, der Glocken dumpfes Läuten
 Kündet ernst die Feier an.
Der Gesang der Gottgeweihten
 Steigt hinauf zur Himmelsbahn.
Durch des Klosters öde Hallen
 Wälzet sich der Orgelklang,
Und die Chorgewölbe schallen
 Von erhab'nem Hochgesang.

Rings von Andachtsglut umflossen
 Strahlet jedes Angesicht,
Und von Milde schön umgossen
 Glüht es, wie vom Himmelslicht.
Auf den Flügeln des Gesanges
 Schwebt das Herz zu Gott empor,
Und im Schwung des Seelendranges
 Fliegt es bis zum Himmelsthor.

Jedes Auge schwimmt in Thränen
 Und die wundersüße Lust
Füllt mit hocherhabnem Sehnen
 Jede fromm entzückte Brust.
Sie entsteucht der niedern Sphäre,
 Schwingt sich auf zu jenen Höh'n,
Wo um heh're Engelschöre
 Rein're Himmelslüfte weh'n.

Auch dein Auge strahlte milde,
 Auch du fühltest Andachtsgluth,
Auch du schautest die Gefilde,
 Wo rein wallt des Lebens Fluth.
Heil dir, dein beglücktes Leben
 Werden Freuden stets umblühn,
Engel werden es umschweben
 Und nie treulos ihm entfliehn.

Neben diesen Gedichten sind die Briefe an Georg Olbers und Fritz von Bülow sehr beredte Zeugnisse für dieses zweite Stadium seiner Entwickelung, die Zeit der phantastischen Schwärmerei und überschwänglichen Empfindsamkeit. Dem Briefwechsel mit Olbers*) seien nachstehende Stellen entnommen.

„In einem Anfalle von Schwermuth, bester Olbers," schreibt er aus Rehburg, 26. Juli 1805, „welche mich oft ganz plötzlich überrascht und der ich vielleicht zu sehr nachhänge, ergreife ich die Feder, um mich durch die Beschäftigung mit Ihnen ein wenig zu zerstreuen und meine trübe Laune zu verscheuchen. Obgleich wir nur kurze Zeit hatten, uns kennen zu lernen, zog doch die Übereinstimmung unserer Gefühle und der holde Einklang unserer Seelen mich so zu Ihnen hin, daß Sie mir beinahe unentbehrlich wurden und ich nun, nach Ihrer Abreise, mich so einsam finde, als wenn kein anderer Freund mehr für mich lebte. In der That wird mir der Aufenthalt hier in Rehburg ganz unerträglich werden und schon hat eine mächtige Sehnsucht nach meinen Büchern und gewöhnlichen Geschäften mich so gefesselt, daß mir hier jeder Augenblick zur Last wird.**) Schon diesen Nachmittag nach Ihrer Wegreise schlich mir die Zeit wie mit bleiernen Flügeln dahin und nur der jetzige Augenblick versüßt mir die Langeweile des ganzen Nachmittages. Die rosige Phantasie gaukelt mir alle die süßen Stunden, welche uns in holden Gesprächen entflossen (!), noch ein mahl vor und meine Seele vertieft sich so in diese lieblichen Erinnerungen, daß meine Melancholie auf einen Augenblick entflieht, doch um vielleicht noch drückender wiederzukehren.

 Eine Schale des Harms, eine der Freuden wog
 Gott dem Menschengeschlecht; aber der lastende
 Kummer senket die Schale;
 Immer hebet die andere sich.

Dieses ist bei mir auch der Fall. Ich würde zwar undankbar sein, wenn ich bei den vielen, überall sich mir anbietenden Vergnügen unempfindlich bleiben wollte, aber meine sonderbare Gemüthsstimmung macht mir oft die meisten davon gleichgültig. Ich habe eine leiden-

*) Bisher ungedruckt.

**) Man sieht, der „galant-süffisante Weltmann" von siebzehn Jahren tritt immer deutlicher in die Erscheinung!

schaftliche Neigung zum Landleben und vermittelst dieser einen Hang zur sanften Schwärmerei, welche nicht selten in Schwermuth übergeht, mich oft in meinen süßesten Augenblicken überfällt, mich in meinen reinsten Freuden immer noch ein unbekanntes Etwas vermissen läßt und mich oft vom höchsten Gipfel des Vergnügens plötzlich in die trübeste Laune versetzt. Dann mag man mir so viele Vergnügungen und Zerstreuungen anbieten, als man will, ich bleibe gegen alle unempfindlich. Ich fürchte, daß diese Seelenstimmung auch vorzüglich von der, vor einigen Jahren mich ganz fesselnden Lesewuth herrührt, da ich ohne Unterschied und Auswahl jeden Roman, welchen ich nur in die Hände bekommen konnte, so flüchtig, daß ich mich davon fast nichts mehr erinnere, durchlas. Dabei sammelten sich in meiner Seele so viele dunkle und bisher mir noch unbekannte oder noch nicht ganz aufgeklärte Gefühle und Begriffe, daß sie mich jetzt noch in einer undurchdringlichen Verschleierung, ohne daß ich ihre wirkliche Existenz wahrnehme, beunruhigen. Ich verfalle dann in ein dumpfes Hinbrüten, höre nichts, was um mich geschieht und erwache endlich wie aus einem Traume, ohne zu wissen, was ich geträumt habe. Doch ich habe Ihnen jetzt genug von mir und meinen Launen vorgeschwatzt."

Olbers' Antwort, Bremen, 18. August 1805, geht aus derselben Tonart. „Unsre Gefühle schlagen in reiner Harmonie an einander. O gesegnet sei mir die holde Nymphe des Rehburger Quells, die mir einen solchen Freund zuführte." Über die „Lesewuth" meint er, daß sie „sehr schädlich" sei — „aber wohl Ihnen, daß Sie die Bücher so flüchtig gelesen haben, daß Sie sich nur wenig mehr daran erinnern." Dann folgt das Bekenntnis: „Sie dichten, auch ich widme mich den Musen. Damals gestand ich es Ihnen nicht, jetzt kann ich es thun. Damals hätte es einen Anschein von Prahlsucht gehabt" u. s. w. Nach einem schwülstigen Dithyrambus auf Schiller, Virgil und Homer bietet er dem Freunde schließlich „mit den Worten des Don Karlos an seinen Rodrigo" das „Du" an.

In seinem nächsten Schreiben, Celle, 28. August 1805 versichert Schulze, Olbers sei nur seinem Wunsche bezüglich der Anrede zuvorgekommen. „Ich bin jetzt wieder", fährt er fort, „in dem einsamen Celle, unter meinen Büchern und gewöhnlichen Beschäftigungen. O wie wohl ist mir, daß ich endlich wieder dem geräuschvollen Leben entrissen bin, welches mich wohl auf einige Zeit außerordentlich fesseln kann, mir aber gewiß nie auf lange Zeit gefallen würde. Gewiß, ich lebte hier recht vergnügt, wenn ich nur das Glück hätte, einen recht mit mir harmonirenden Freund zu besitzen, mit welchem ich zuweilen, wenn das Arbeiten mich ermüdet hätte, meine Gefühle theilen konnte . . . . O, Du hast die rechte Saite meines Herzens angestimmt! — rein und unverdorben tönt sie Dir wieder. Auch ich bewundere die unsterblichen Dichter, auch ich staune vor der Größe, vor der Erhabenheit ihres Ruhmes. O wie stolz kann doch Germania auf seine (!) Sänger sein! Welcher Ausländer hätte wohl den Pindarischen Flug eines Klopstocks erreicht, welcher den Witz, das Genie und den unerschöpflichen Geist eines Wieland's, welcher die Erhabenheit eines Schiller's, die Naivität und Herzlichkeit eines Göthe?! Niemand kann sich gewiß rühmen, ihre Größe erreicht zu haben. Mag stolz der eitle Franke auf uns herabsehen und uns unter die Classe der Halbmenschen, welcher kein Werk des Genies gelänge, setzen, im Bewußtsein unseres eigenen Werthes verachten wir seinen Spott und bemitleiden die elenden Tändeleien, welche er Gedichte nennt. Laß uns also, Geliebter, nie aufhören, den lieblichen Schülerinnen des Apollo zu opfern, wenn diese Opfer uns auch weiter nichts, als angenehme Beschäftigungen in müssigen Stunden geben." Er schließt kurz, weil er sich zu einem Examen vorbereiten müsse, doch verschweigt er nicht, daß er in Rehburg einige Gedichte — darunter das oben mitgeteilte — geschrieben, welches Beifall gefunden. Hingegen schreibt Olbers nun sehr ausführlich über seine Freunde und seine dichterischen Versuche, was ihm Schulze — Celle, 28. September 1805 — durch eine eingehende Schilderung seines Besuches in Coldingen vergilt, über den wir bereits aus dem Brief an Bülow, 6. Oktober 1805, Näheres erfahren. Nur fehlen hier alle Andeutungen über seine Schwärmerei für Marianne, da ja Olbers ihr Cousin ist. „Wir lasen Nathan den Weisen von Lessing, ein herrliches Stück, welches ich dort, zwar nicht zuerst kennen, aber doch zuerst schätzen gelernt habe." Auch Marianne von Hartmann erinnert sich 60 Jahre später dieser Lektüre. „Er hatte eine große Vorliebe für Wieland, ich wollte lieber von Lessing hören und ihn zu dieser Tendenz hinüberziehen. Er schrieb mir darauf, daß für acht Tage Lessing den Wieland von seinem Schreibtisch verdrängt habe."

Indes ist auch jetzt in seinen Briefen und Gedichten kein Einfluß der Klarheit Lessing's oder des Witzes Wieland's zu verspüren. Als ihm der Freund — Bremen, 20. Oktober 1805 — noch einmal von der Seligkeit, ein Dichter zu sein, vorschwärmt, antwortet er, Celle, 24. Oktober 1805:

„Glücklich und frohgesinnt ist der wie Götter,
Der den Grazien opfert . . .

O wie wahr, mein Geliebter, sind diese süßen Worte des herrlichen Matthisson! Wie richtig habe ich sie diesen Abend empfunden, da mir die Beschäftigung bei einem Gedichte über das reinste Vergnügen, die Poesie, welches ich diesen Winter ausarbeiten will, einige selige Stunden verschafft hat. Glaube nicht, mein Theurer, ich wolle mich damit bei Dir rühmen, nein, meine Gefühle verlangen Mittheilung, ich muß an der warmen Brust eines Freundes meine Wonne ergießen, um nicht von ihrer Fülle niedergedrückt zu werden.

Gewiß, es ist das seligste Vergnügen, den Grazien zu opfern. Man wird von dem sanften Hauch des Göttlichen durchdrungen, begeistert, hingerissen; kein irdischer Gedanke weckt uns aus dem Taumel, keine fremde Idee verscheucht uns den lieblichen Traum. Auch ist es keine flüchtige, vorüberrauschende Wonne, welche den Geist oder die Sinne nur auf einen Augenblick fesselt, nein, sie ist bleibend, sich immer verjüngend, und jede Erinnerung an solche Stunde läßt sie uns noch einmal genießen.

O wie erhaben ist doch ein geistiges Vergnügen über ein sinnliches! Wie viel bleibendere Eindrücke läßt es doch nach. Jede Stunde, welche wir mit den Musen verlebten, bleibt für unser ganzes Leben uns eine geheiligte Zeit. Keine Zeit, keine Umstände vermögen diese wonnigen Erinnerungen zu vertilgen; immer schweben sie uns als ein wohlgetroffenes Bild unserer Geisteslage, unserer jedesmaligen Seelenstimmung vor."

In seinem nächsten Briefe, vom 26. November 1805, berichtet Olbers dem Freunde die Besetzung Bremens durch die Preußen; obwohl diesmal keine Antwort aus Celle kommt, schreibt der Getreue am 22. Dezember doch wieder sehr ausführlich, schildert die politische Lage Bremens, dann einen Ball, endlich seinen Gemütszustand, den er durch Verse illustriert. Nun endlich, am 28. Dezember, schreibt auch Ernst wieder. Nachdem er sein Schweigen durch ein Unwohlsein, ein kaltes Fieber entschuldigt, „welches meinen Geist so erschlaffte, daß er zum zusammenhängenden Denken ganz untauglich ward," spricht auch er von den Zeitereignissen: „Ob ich gleich kein großer Politiker bin, so muß ich mich doch ein wenig darum bekümmern, weil unser Schicksal jetzt so fest darin verknüpft ist. Da die Schlacht bei Austerlitz verlohren ist, so erwarten wir in 14 Tagen oder höchstens 3 Wochen wieder einen Besuch von Franzosen, welche schon in Bendheim (?) eingerückt seyn sollen. Was wird dies noch geben? Von den Franzosen, welche Hameln besetzt halten, werden jetzt fast täglich Gefangene eingebracht, auch haben sie bey einem neulichen Ausfall zwey Canonen verlohren. Es ist unverzeihlich, daß das Nest noch nicht erstürmt ist O wäre es doch erst Friede." Das Gedicht des Freundes lobt er enthusiastisch und schließt als Gegengabe zwei der seinen bei, „Erzeugnisse meiner Phantasie, die sich fast nichts als Ideale schafft, und in deren Rosenschleier verhüllt ich mir zuweilen unaussprechlich süße Stunden schaffe. Sieh also, Bester, die kleinen Stücke nicht für abgefeilt und nach den Regeln der Kunst eingerichtet an, so[ndern] nimm sie als warmen Erguß meines Herzens, als treues Bild meiner frohen Seelenstimmung an . . . Meine Eltern waren so gütig, alle meine Wünsche, die ich geäußert hatte, zu befriedigen. Ich erhielt einen vollständigen Anzug und noch andre Kleinigkeiten, der größte Theil aber bestand in Büchern." Er zählt sie auf: Schiller's Jungfrau von Orleans und Maria Stuart, Wieland's Aristipp und das vierbändige Werk: „Die Original-Dichter Deutschlands." Am 1. Januar 1806 folgt die Nachschrift: „Bei dem gestrigen Sylvesterball ging Alles trefflich, als unser böser Genius den ganzen russischen Stab, vom Husaren-Regimente, welches gerade hier durchpassirte, herführte Es entstand daher einmahl ein Mangel an Damen und dann hatten diese Söhne des rauhen Nordens ihre eisigte Natur noch nicht ganz abgeleget, und betrugen sich daher ziemlich laut. Sie geriethen in einen harten Streit mit dem Entrepreneur dieses Balles, welcher sehr hitzig wurde; uns're Freude wäre beynahe ganz gestöret worden, wenn man nicht zum Essen gerufen hätte, welches die böse Stimmung gänzlich änderte und die ganze Gesellschaft in eine sehr fröhliche Laune versetzte."

Das erste der beiden, diesem Briefe beiliegenden Gedichte lautet:

Der Abend.

In Ruhe hingegossen
 Entschlummert die Natur,
Vom Purpurlicht umflossen
 Erglänzt die Frühlingsflur,
Es tönt der Heerde Läuten
 Im weidumkränzten Thal,
Die Fluthen sanft entgleiten
 Dem goldnen Wasserfall.

Die Berge fern beglühet
 Der Sonne Scheideblick,
Der Vögel Schwarm entfliehet
 Zum Neste schnell zurück,
Dem dunklen Tannenhaine
 Entschwebt des Vollmonds Gluth
Und schaut mit Silberscheine
 Hin auf des Seees Fluth.

Es bläst auf seiner Flöte
 Der Hirt ein Abendlied,
Wo dort die Purpurröthe
 Den Weidenstamm beglüht,
Fern vom Gebirg erschallet
 Des Jägers Hörnerklang,
Die Dämmerung durchschallet
 Der Mädchen Rundgesang.

Die Silberbäche rauschen
 Vom Abendstern beglänzt,
Die Nachtigall belauschen
 Die Nymphen, grün bekränzt,
Des Grases Wellen beben
 Sanft von des Zephyrs Hauch
Und Wohlgerüch' entschweben
 Dem nahen Rosenstrauch.

Es thauet aus den Lüften
 Erquickung auf die Flur,
Es schwimmt in Nectardüften
 Die schlummernde Natur,
Die Grazien durchhüpfen
 Den Hain im Rosenkranz
Und aus den Grotten schlüpfen
 Die Nymphen froh zum Tanz.

Der fernen Heerde Brüllen
 Erweckt den Widerhall,
Die Abenddüfte hüllen
 In Nebelflor das Thal,
Es öffnen sich die Blumen,
 Die scheu die Sonne fliehn,
Der Honigbiene Summen
 Tönt von der Wiesen Grün.

Wie Silber, rein und helle,
 Erhallt des Glöckleins Laut
Wo dort die Siedler-Zelle
 Vom Felsen niederschaut.
Der Sichel lautes Klingen
 Verstummt im düstern Thal,
Und Landbewohner singen
 Beim abendlichen Mahl.

Es blickt aus dunklen Eichen
 Des Dorfes Thurm hervor,
Und Nebeldünste schleichen
 Am bodenlosen Moor
Des Epheu's Ziergewinde
 Durchschimmert Mondeslicht,
Das täuschend durch der Linde
 Gewölbte Dämm'rung bricht.

Den abendlichen Reihen
 Beginnt der Elfen Chor,
Die Gnomen und die Feyen
 Entwall'n dem Geisterthor,
Es steigt der grause Gnome
 Aus finst'rer Erdenkluft
Und schwebende Phantome
 Umziehn des Kirchhofs Gruft.

Die Geister grauer Ahnen
 Erscheinen in der Burg,
Es schweift der Sterne Bahnen
 Der Salamander durch.
Mit trügerischem Lichte
 Hüpft Irrwisch fern am Moor,
Es wallen Schreckgesichte
 Aus Nebelduft hervor.

Einsamer Wandrer, fliehe
 Der Geister Reihentanz,
Sonst pflückst Du Dir zu frühe
 Den bleichen Sterbekranz,

Denn nahst Du ihrem Kreise
Mit irrem Pilgerstab,
So nagen sie Dir leise
Den Lebensfaden ab.

Von „froher Stimmung" zeigt dies Gedicht, wie man sieht, gerade nicht, wohl aber von einer intensiven Lektüre Matthissons. Hingegen ist das zweite Gedicht: „Die beiden Blümchen" sichtlich unter Schiller's Einfluß entstanden.

Wie sich die merkwürdige Erscheinung erklärt, daß der jugendliche Poet, welcher für Wieland schwärmt, gleichwohl bald Matthisson, bald Schiller, niemals aber seinen Lieblingsdichter nachahmt, werden wir später anzudeuten versuchen.

Holen wir nun einige bemerkenswerte Stellen aus dem gleichzeitigen Briefwechsel mit Fritz von Bülow nach: „Franzosen sind hier schon seit vier Wochen nicht mehr und die ehrsamen Bürger beschützen jetzt die Stadt mit zwei Flinten, wovon eine ohne Lauf ist. Heil sei uns'rem Genius, daß wir von diesem Geschmeiß befreit sind! Gern opferte ich ihm eine Schaale reinen Weins, wenn unser Schicksal nicht noch an einem seidenen Faden hinge. Doch still hievon, Du weißt, was für einen Ekel ich für die Politik habe." (Brief vom 6. Oktober 1805). In demselben Schreiben erwidert er dem Freunde, der von ihm Übersendung einer Abhandlung in Versen, von der wir nichts Näheres wissen, mit der Motivierung gefordert: „Dein Hochzeits-Carmen auf Fräulein Mandelsloh und Herrn von Stockhausen gefiel mir außerordentlich und überzeugte mich noch mehr, daß Du einst gewiß ein großer Dichter werden wirst," vertröstend: „Verzeih', es ist mir unmöglich, die Abhandlung zu vollenden; meine Lust dazu ist entschwunden und Du weißt, Poesie läßt sich nicht erzwingen... Wenn Du es mir nicht übel nimmst, übersende ich Dir hier einige kleine Schwärmereien, Geburten einiger in seligem Träumen am Schreibpulte verträumter Abende, in Matthissons Manier". Es sind dies das bereits mitgeteilte Gedicht „Der Abend", sowie das folgende, welches wir deshalb wiedergeben, weil sich das erdichtete Leid, von dem hier der Siebzehnjährige singt, einige Jahre später für ihn in grausame Wahrheit gewandelt hat:

Klage.

Es strahlt der Tanne Wipfel
Vom hellsten Gold besäumt,
Es glüht des Felsens Gipfel
Vom Silberbach beschäumt.
Es malt des Abends Glühen
Sich in des Sees Cristall,
Und satte Heerden ziehen
Heim vom beblümten Wahl.

Es murmelt sanft die Quelle
Im Felsenbette fort,
Und liebend schmiegt die Welle
Sich an den Veilchen-Bord.
Es hauchen laue Winde
Der Blumen Nectarduft,
Es fächelt sanft und linde
Im Rosenstrauch die Luft.

Mein Herz nur ist durchdunkelt,
Erstorben meine Lust,
Kein Hoffnungssternchen funkelt
Mir in der trüben Brust.
In ewig neuer Klage
Will ich mit Seufzerlaut
Verweinen meine Tage
Bis neues Licht mir graut.

Denn ach, sie ist entschwunden,
Der ich mein Herz geweiht,
Kaum hatt' ich sie gefunden
Floh sie zur Ewigkeit.
Ihr Wehmuthsthränen, rinnet,
Erlisch auf stets, mein Blick,
Denn ach, die Parze spinnet
Den Faden nicht zurück.

Ich seh' sie noch im Bilde,
Das nie der Seel' entweicht,
Wie sie mit Engelsmilde
Den Liebestrank mir reicht,
Jetzt kann mich nichts mehr letzen
Es sey auch noch so schön,
Nichts kann sie mir ersetzen
Als nur das Wiederseh'n.

Dann, Wonne über Wonne,
Eil' ich zu Edens Hain,
Dann strahlt mir neu die Sonne
Mit holdem Götterschein.
Und durch des Hains Gewinde,
Vom Lethestrom durchwallt,
Irr' ich, bis ich sie finde
Im Götter Aufenthalt.

Dann eil' ich, sie umfassend,
Zum Born, wo Lethe quillt,
Wie Nebelduft erblassend
Verfliegt des Kummers Bild.
Die fessellosen Schwingen
Hebt Psyche dann erfreut
Und Edens Chöre singen
Den Gruß der Ewigkeit.

Ihr sel'gen Götter Auen,
Vom ew'gen Grün bedeckt,
Wo keine Wetter grauen,
Kein wilder Sturm erschreckt,
Wo stets die holde Freude
Beginnt den Reihentanz,
Erlöst mich bald vom Leide
Durch eures Aethers Glanz.

Doch noch hält mich die Erde
Im Kerker hart zurück,
Und kein allmächtig „Werde"
Beflügelt mein Geschick.
Drum will ich einsam klagen,
Bis froh mein Geist entflieht
Und mir von schönern Tagen
Das Morgenroth erglüht.

Man sieht, der sentimentale Traum ist später furchtbare Wirklichkeit geworden . . .

Fritz von Bülow, der damals in Münster, wie früher in Celle, eine geschriebene „Thee-Zeitung" redigierte, war als Freund und Redakteur durch die Sendung nicht wenig entzückt. „Unsere Zeitung," schreibt er, „enthält einen politischen und einen literarischen Theil. In den letzteren habe ich — verzeihe mir — ohne Deine Erlaubniß, schon Deinen „Abend" und Deine „Klage" einrücken lassen. Du lieber, süßer Sänger, Du kannst nicht glauben, welch einen Beifall beide Lieder, vorzüglich das erstere, fanden. Ich habe sie auch in dieser Zeitung recensirt. Wer diese Recensionen läse, ehe er die Gegenstände derselben kennte, würde mir sagen, ich verehrte einen Freund — allein wenn er dann die Lieder selbst sähe, so würde er nicht allein aufhören, mich für partheiisch zu halten, sondern mir auch völlig beistimmen. Indeß bin ich doch oft in Verlegenheit, womit ich den literarischen Theil ausfüllen soll — und da mögte ich Dich, Du Bester, wohl zu meinem Mitarbeiter anwerben. Bitte, schicke mir bald etwas von Deiner Arbeit, sei es prosaisch oder poetisch; das letztere am liebsten, denn alle sehen es am liebsten und immer

werde ich aufgefordert, wiederum Producte der Muse meines Schulze einzurücken. Aber kann ich es?" . . .

„Mit welcher unaussprechlichen Empfindung," erwidert Schulze am 18. Dezember 1805, „las ich Deinen Brief durch, obgleich die zu überspannten Lobsprüche meiner geringen kleinen Talente, wozu Dich Deine Freundschaft verleitete, mich oft erröthen ließen." Dann folgt ein patriotischer Excurs: „Der verwünschte Krieg! wie viele Freuden störet er nicht! Es ist wahr, mein Theurer, man muß allmählig jetzt auch ein wenig Politik treiben, denn wirklich, unser ganzes Schicksal ist darin verwickelt. . . . Was für ein schreckliches Ungewitter thürmt sich über uns zusammen! Wenn es nur nicht schrecklich ausbricht; ich fürchte Alles. Doch ruhig hievon; wir wollen uns nicht vor dem Unglücke ängstigen, und so lange die Freude genießen, als sie uns winkt:

Ihr Thoren, die ihr zagend weint,
Wenn noch die Freude lacht,
O freuet Euch, denn es erscheint
Noch nicht des Unglücks Nacht.
Noch lacht der Frohsinn Euch, noch quillt
Des Lebens heller Born,
Mit Segen ist noch reich gefüllt
Uns Amaltheas Horn.
Noch wüthet ja kein wilder Krieg,
Noch tönt kein Kriegsgeschrei,
Gab Gott auch unsern Feinden Sieg,
So sind wir doch noch frei.
Noch geh'n wir froh des Lebens Bahn
Mit frischem Muth, noch bog
Kein blutbegieriger Tyrann
Uns in sein hartes Joch.
Doch wenn des Unglücks Wetter stürmt,
Kein Hoffnungsstern mehr blinkt,
Wenn sich der Wellen Chaos thürmt,
Verderben uns umringt:
Dann stehet fest und wanket nicht,
Ertragt mit hohem Muth,
Mit heitrem, freudigem Gesicht
Der Unglücksstürme Wuth.
Dann steht Ihr wie ein Fels im Meer,
Der kühn die Fluth verlacht,
Sie braust vergebens um ihn her —
Er spottet ihrer Macht!

Verzeih, Theurer, diese kleine Unterbrechung. Mein lebhafter Gedanke floß unvermerkt in diese kleine poetische Einkleidung über, ohne daß es eigentlich mein Wille war, ihm diese zu geben. Du wirst in ihm, als in einer bloßen Phantasie, keine dichterische Schönheit suchen."

Haben wir Schulze von all' den Flecken, die er den Empfindungen seiner Jünglingsjahre andichtet, freisprechen müssen und nur eben die Eitelkeit gelten lassen, so erhalten wir für diese hier neuerdings einen Beweis: gern läßt er sorglich ausgefeilte Gedichte als leichte Improvisationen erscheinen, eine Schwäche, der er auch später immer wieder unterliegt. Hingegen werden wir ihn von dem Vorwurf vaterlandsloser Gesinnung, wie sie Einige gegen ihn erhoben, oder gar der Franzosenfreundlichkeit, die ihm Andere angedichtet, freisprechen müssen; er interessiert sich nur eben nicht sonderlich für Politik, was bei seiner schwärmerischen, der Außenwelt abgekehrten Empfindungsweise nicht überraschen kann. Auch darf man hierbei die unklaren Anschauungen der Zeit nicht übersehen. Bülow z. B., dem Tiltmann das Lob größerer Ernsthaftigkeit in politicis zuwendet, schreibt einmal: „Den armen Preußen scheint Ihr (Hannoveraner) spinnefeind zu sein; ich will nicht hoffen, daß diese Feindschaft in unsere Freundschaft ein Tröpfchen Galle gießt" — daß beide Deutsche sind, fällt ihm nicht bei, und so kann es doch auch Schulze nicht zur Last gereichen, wenn er antwortet: „Wie konntest Du, Theurer, nur auf den Gedanken kommen, der Unterschied uns'rer beiden Nationen, worin wir leben, könnte einen kleinen Tropfen Galle in unsere Freundschaft mischen. Du sagtest es auch gewiß nur im Scherz! Was kümmert uns unsere verschiedene Regierungsform, wenn uns're Herzen nur in einander verschwistert sind? Ich kann Dir meine Gedanken darüber nicht besser und schöner, als mit folgenden vortrefflichen Versen aus Shakespeare's „Romeo und Julie" in der Schlegel'schen Uebersetzung ausdrücken: „Was ist ein Name? Was uns Rose heißt — Wie es auch hieße, würde lieblich duften" u. s. w.

In demselben Briefe nimmt er „das gütige Anerbieten, Mitarbeiter der Theezeitung zu werden", mit Freuden an. Er überschickt einige der uns bereits bekannten Gedichte, ferner ein „Bitte" überschriebenes, einen „Versuch in Hölty's Manier".

Man sieht, Schulze begeistert sich für Wieland, ahmt aber Schiller, Matthisson, Hölty und nie seinem Lieblingsdichter nach. Dies erklärt sich daraus, daß sein schwärmerisches, zur Melancholie neigendes Gemüt in Wieland's Heiterkeit und Grazie gleichsam instinktiv einen Born des Heils erblickt, aus dem es sich Labung und Genesung trinken will. Aber er kann ihn nur verehren, nicht nachahmen, weil ihn sein innerstes Wesen noch zu den sentimentalen Poeten hinzieht. Erst allmählig, in dem Maße, als sich sein Gemüt klärt, als sein Durst nach dem Genuß, sein Geschmack an den Freuden des Lebens erwacht, gewinnt auch Wieland immer mehr Macht über ihn und nun tritt dieser Einfluß auch in seinen eigenen Versuchen zu Tage. Auch dies läßt sich aus seinem Briefwechsel mit Olbers und Bülow aufs Deutlichste ersehen.

Als ihm Olbers (im Januar 1806) viel von seiner „Melancholie" vorklagt, erwidert Ernst, Celle, 28. Januar 1806: „Auch ich habe sie schrecklich gefühlt. Gottlob, jetzt bin ich davon ganz geheilt und nur ein kleiner Rest, welcher in sanfte Schwärmerei übergegangen ist, ist mir noch übrig. Durch unermüdete Beschäftigung, vorzüglich durch das eifrige Studium der schönen Wissenschaften und durch die Lektüre der heiteren, lehrreichen Schriften meines geliebten Wieland ist es mir gelungen, sie so weit zu vertreiben. Jetzt kann sich mit meiner glücklichen Gemüthsstimmung Niemand mit mir vergleichen." Diesen letzteren Ausruf des Siebzehnjährigen wird man nicht auf die Goldschale legen dürfen, aber daß er sichtlich klarer und heitrer wird, beweisen auch andre Stellen dieses, sowie andrer Briefe. Als ihm Olbers eine Ballade in Hölty's Manier übersendet, erwidert er: „Der Charakter ist gut gehalten, mir will nur das fürchterliche Ende des Grafen und das damit verbundene abschreckende Wunderbare nicht recht gefallen. Du kannst mir zwar den Einwurf machen, Bürger's und Hölty's Balladen wären von derselben Art, aber dieser Beweis ist noch nicht hinlänglich. Denn einmahl folgten sie dem Geschmack der Zeiten, worin sie dichteten, und gestanden sie nachher selbst, nach reiferem Studium der eigentlichen Beschaffenheiten der Ballade, daß ihre Manier nicht zu befolgen wäre. „Eine Ballade ist eigentlich ein durch

geschmackvolle Darstellung veredeltes historisches Volkslied" (ich gebrauche nicht meine eigenen Worte, sondern die eines geschmackvollen Kritikers). Ich glaube nun zwar nicht, daß man gezwungen ist, ganz genau dieser Definition gemäß zu handeln, indem man auch Kinder seiner eigenen Phantasie zum Stoff für Balladen ausbilden kann, aber man thut besser, wenn man ihnen nach Gleim's oder [folgt ein nicht zu entziffernder Name] Manier ein naives, witziges oder komisches Gewand gibt. Will man sie gern tragisch haben, so muß man doch nach meinem Gefühle alles Schauderhaft Wunderbare zu vermeiden suchen, indem dieses oft nicht den allzubesten Eindruck macht. Betrachte nur Schiller's Balladen. Wie viel Gefühl, wie viel hinreißende Leidenschaft herrscht nicht darin, ohne daß eine einzige einen schauderhaft-wunderbaren Ausgang hätte. Sie sind aus alten Volkssagen oder bekannten Ereignissen der alten Geschichte genommen, aber wie reizend sind sie nicht eingekleidet! Jeder kennt den Stoff und doch gibt es gewiß Niemanden, welcher sie nicht mit Vergnügen, mit Entzücken läse! Dieses Muster ist gewiß am besten zur Nachahmung zu empfehlen ... Ich schicke Dir hiebey eine Romance „Die treue Gattin" und „Der Morgen", ein Gegenstück zum „Abend". Du wirst mir Dein Urtheil ebenso freimüthig sagen"

Das dem Briefe beiliegende Gedicht führt den Nebentitel „Ballade", nicht „Romanze". Dieses erste, erzählende Gedicht des künftigen Epikers ist sehr schwach und weist den oben mitgeteilten lyrischen gegenüber nur insofern einen Fortschritt auf, als das nachgeahmte Muster ein edleres ist und der Jüngling statt erdichteter Empfindungen eine Handlung wiederzugeben sucht. Das in dem Briefe gleichfalls erwähnte Gedicht „Der Morgen", später „An den Phöbus" überschrieben, bedeutet, wie die „Ballade" noch keine Verkörperung jener gesunden Theorie, welche der Brief selbst verkündet, wohl aber immerhin noch einen weiteren Schritt der inneren Befreiung des jugendlichen Gemüts, da das erdichtete Leid vor der Ausmalung des Naturbildes etwas mehr zurücktritt.

An den Phöbus.

Phöbos, schwebe herauf, walle den Strahlenweg
Aus des hallenden Meer's fernen Gestaden: komm',
Bräutlich schön von Aurorens
Rosenträufendem Glanz bestrahlt.
Breite freundliches Licht über das Dunkel her,
Scheuche siegend die Nacht wieder zum Erebus,
Laß die dä[illegible] den S[illegible]en,
Strahlen[illegible], schnell entflieh'n.
Deinem [illegible] Blick jauchzet der Wesen Heer,
Rauscht der [illegible]ende Wald, murmelt das Bächlein zu,
Und die zw[illegible]en Vogel
Singen Wonn[illegible]ge Dir!
Fern an grünenden Höh'n weidet die Heerde schon
Und des Hirten Schalmey tönet vom Fels zurück.
Der frohsingende Landmann
Spannt den Stier vor den blanken Pflug.
Ihren duftigen Kelch schließen die Blumen auf.
Von dem Rosengebüsch träufelt der Thau herab,
Der gleich glänzenden Perlen
Auf dem wankenden Grase bebt.
Im Jasminengebüsch flötet die Nachtigall
Ihren schmelzenden Sang. Hoch aus der blauen Luft
Schmettert fröhlich die Lerche
Ihr helltönendes Lied herab.
Schnatternd scherzet im Teich rudernd der Enten Schar,
Der schönglänzende Schwan wogt majestätisch her,
Von des Schattengesträuches
Blüthenregnendem Dom umwölbt.
In der bläulichen Fluth spielet der Fische Brut,
Hüpft im Wellengetön, schießet die Wogen durch,
Spritzet glänzende Perlen
Auf die Glätte des Silberbachs. —
Phöbos, deiner erfreut Alles sich, jauchzet dir dann
Und der Sterblichen Brust hebet sich hoher dir.
Meine dämmernde Seele
Nur erblicket dich freudenlos.
Einsam sitz' ich und still, dicht vom Gebüsch versteckt,
Vom sanftflüsternden Laub einer Cypreß' umweht,
Die sich über die Urne
Meiner Freundin, der theuren, wölbt.
Phöbos, prangend entsteigst du jetzt dem bräutlichen
Bett, noch glühet der Kuß Thetis' im Antlitz dir,
Noch umströmt der Umarmung
Wonniger Zauber dein liebend Herz!
Mir empöret die Brust tobendes Schmerzgefühl,
Mein erstarreter Blick senkt sich zur Erde hin,
Denn die Freundin, die Freundin
Riß der eiserne Tod hinweg!

Mit welchen Empfindungen mag der Dichter einige Jahre später, nach dem Tode Cäcilie Tychiens, sich dieser erfundenen Schmerzen erinnert haben!

In seinem Antwortschreiben auf den oben mitgeteilten Brief bedankt sich Olbers für die Kritik seiner Ballade — über jene des Freundes fällt er kein Urteil; Schulze muß sich mit dem nochmaligen Lob des „Abend" und dem Prognostikon, daß er einst Matthisson erreichen werde, begnügen. Schulze's nächster Brief ist eine Art Tagebuch, vom 13. Februar bis zum 5. März 1806 reichend; es ist auf der Reise geschrieben; sein Onkel, der Senator Schwarz aus Celle, welcher die Russische Artillerie als Marktkommissär geleitet, hat den Jüngling als Begleiter mitgenommen. Wir teilen aus dem Berichte, mit Ausschluß alles Zeitgeschichtlichen, jene Stellen mit, welche für Schulze's dichterische Entwicklung von Belang sind.

„Eschede, 13. Februar ... Eine Viertelstunde von hier liegt Havighorst. Hier pflegte ich oft am Mittage auf meinem Lieblingsplatze, welcher eine kleine, mit Erlen bewachsene und von wilden Rosen umkränzte Insel ist, mit meinem Wieland, Matthisson oder Kosegarten mich hinzustrecken, unberührt von den brennenden Strahlen der Sonne. Hier ist's, wo mein kleines Dichtertalent sich zuerst entwickelte, wo es sich in warmen Schilderungen des ländlichen Glücks ergoß. Hier lächelten mir die Musen zuerst, darum werde ich nie diesen Platz vergessen ... Ülzen, 15. Februar. Die Stadt ist klein, schlecht und unangenehm, man hat gar kein Amusement. Ich will mich also mit Dir und den Büchern, welche ich mitgebracht habe, beschäftigen. Ich lese jetzt die Delphine, einen Roman der Madame Stael-Holstein. Ich habe nie etwas Schöneres von einem französischen Schriftsteller gelesen. Solche Leichtigkeit, solche Würde und Feinheit des Ausdrucks findet man selten. Es herrscht außerordentlich viel wahres Gefühl, Philosophie, Menschenkenntniß und Moral darin. Nichts, auch nicht der kleinste Zug ist bei der Schilderung der Charaktere vergessen, die Leidenschaften sind hinreißend dargestellt. Leuten indessen, welche schwache Nerven haben, würde ich die Lektüre dieses Romans nicht anrathen, weil er angreifend ist. ... Celle, 5. März. Am Freytag kamen wir hier wieder an. Dein „Lieblingsort", [ein Gedicht von Olbers, welches ihm dieser zur Beurtheilung übersendet], gefällt mir sehr. Nur erlaube ich mir einige kleine Bemerkungen. Du sagst: „Hier lad't zu einer

Wasserfahrt!" — wäre es nicht besser „lockt" zu sagen? „Laden" verträgt die Zusammenziehung nicht gern und da „lockt" mit „lad't" hier einen Sinn hat, so konnte füglich jenes stehen. Ferner sagst du: „Und scherzende, vergnügte Fische — Umgaukeln mich mit heiter'm Sinn." Hier wird die Fröhlichkeit der Fische schon durch die Beywörter „scherzend", „vergnügt" und durch das Verbum „umgaukeln" ausgedrückt; der Zusatz „mit heiter'm Sinn" also ist überflüssig. Auch, glaube ich, konnte man hier, wenn man von Fischen redet, das Substantivum „Sinn" nicht nehmen, denn wie man es hier verstehen muß, ist der Begriff von „Verstand" damit stets verbunden. Man kann also wohl sagen: „Der Mensch hat einen frohen Sinn," aber wenn ich sagen wollte: „Das Thier da hat einen recht vergnügten Sinn," so glaube ich, hätte ich nicht richtig gesprochen. Ich schlage dir die Verse vor: „Durch immer dichteres Gebüsche — Tanzt schaukelnd dann mein Schiffchen fort — Und scherzende, vergnugte Fische — Umgaukeln seinen kleinen Bord," welche diese Schwierigkeiten heben." Gleich eingehend und vernünftig ist seine Recension der andern, ihm übersendeten Gedichte des Freundes.

Das Schreiben schließt: „Das Dunkel, welches bisher über das (!) Schicksal unseres Landes lag, hat sich nun ganz aufgeklärt; aber wie schrecklich ist diese Aufklärung! Wir sind preußisch! Überall sind die Adler, die uns zerfleischen sollen, schon errichtet! Es ist zu traurig; nur sonderbar ist es: das, was dem ganzen Lande zum Unglück gereicht, führt etwas Angenehmes für mich mit sich. Der Vater meiner unaussprechlich geliebten Freunde, der Geheime Regierungsrath von Bülow in Münster, befindet sich mit unter der Regierungs-Direction und ist in Hannover eingetroffen, wohin ihm nächstens seine Söhne folgen werden. Ach, wie sind wir wieder so nahe vereint — welche selige Stunden stehen mir bevor!"

Schulze scheint die Nachricht von Bülow's Versetzung aus den Zeitungen ersehen zu haben, denn Fritz teilt sie ihm erst am 12. März aus Münster mit. Über die Gedichte Schulze's heißt es darin: „Mit neuer Freude lese ich sie jedesmal nach und wünsche dir Glück zu dem lieblichen Talent . . . Seit einiger Zeit huldigt meine Seele fast allein nur poetischer Schönheit. Du, mein Bester, bist es, Du und Schiller, die mir das neue Land geöffnet haben. O, Schiller ist göttlich! Rüling schreibt mir, Du dächtest nicht ganz so, Dir seien Wieland und manche andere Dichter lieber . . . Göthe ist auch vortrefflich . . . aber dennoch ziehe ich Schiller vor, denn ich kenne ihn als einen liebenswürdigeren Menschen als den Herrn Geheimerath v. Göthe, den sein Stolz unausstehlich machen soll und der, anstatt wie Schiller in dem Kreise einer liebenden Familie, mit einer gewissen Mamsell unverheirathet lebt . . ."

Schulze erwidert, Celle, 26. März 1806, mit der Versicherung seiner glühenden Freude über das bevorstehende Wiedersehen und muntert den Freund auf, noch mehr der „poetischen Schönheit" zu huldigen:

„O warum beschäftigst Du Dich nicht mehr mit dieser herrlichen Kunst, welche uns ganz aus den niederen Sphären in höhere, seligere Welten hinzaubert.

Warum, o Freund, da Dir die Musen winken,
Folgst Du nicht ihrem holden Ruf,
Was zögerst Du, den Wonnetrank zu trinken,
Den die Natur für Dich erschuf!
Auf eile! schnell entfliehn die Horen,
Das kleinste Zögern ist Verlust,
In jeder Stunde ist ein Theil der Götterlust
Auch stets für Deinen Geist verloren.
Der feuervolle Jüngling nur
Empfindet ganz der Musen Freuden,
Er nur kann ganz, bestimmt von der Natur,
An der Camönen holder Spur
Die wonnetrunk'ne Seele weiden.
Frei ist sein Geist, kein läst'ger Zwang
Hemmt seinen unbesiegten Drang!
Des Unglücks wilde Stürme haben
Auf seine heit're Stirn noch nicht
Des Kummers Furchen eingegraben.
Noch kann er sich an reinen Freuden laben,
Was ihn umgibt, verklärt ein holdes Rosenlicht
Ihm flieh'n mit schnellem Flug die Stunden,
Ein zauberisches Feenland
Scheint ihm die Welt, das süße Band
Des Zutrau'n's hält die Seele noch umwunden:
Es strahlt auf seiner Bahn ein hehrer Götterschein,
Es lächelt hold, wie Edens Hain,
Ihn Alles an; in's Land der wonnigen Ideen
Glaubt er sich hier versetzt zu sehen.
Sein langersehntes Ideal,
Das ihm der Erde finst'res Thal
Nicht geben konnt', erscheint hier seinen frohen Blicken!
Er sieht es — wonnig'es Entzücken
Durchschauert sein Gebein, mit hoher Götterlust
Drückt er's an seine warme Brust.
Die wärmsten Wünsche sind erfüllet,
Nichts täuscht ihn mehr, die Wahrheit zeigt
Sich seinen Blicken unverhüllet;
Die holde Palmenkrone reicht
Der Ruhm ihm dar, sein Trieb nach Ehre wird gestillet,
Und ach, auf Rosenwolken steigt
Mit nectarduftendem Gefieder
Der Liebe Göttin zu ihm nieder!
Ha, welch' ein Meer von Seligkeit
Umwoget ihn; er sieht, was zauberische Träume
Ihm nur vorgaukelten, ja, diese Götterträume
Sie sind erfüllt, in hohem Maß erfüllt!
Er sieht entzückt ein lebend Bild
Von jenem göttergleichen Wesen,
Das seine Phantasie erlesen.
Er betet, lauter klopft sein Herz,
Sein Inneres durchströmt ein süßer Schmerz,
Die Brust erhebet sich von wunderbarem Sehnen.
Er flieht den trauten Scherz, bei sanftem Mondenschein
Wallt er im dunkeln stillen Hain,
Sein Auge füllet sich mit milden Thränen,
Ihm ist so wohl, ihm ist so wohl
Sein Herz, von süßem Bangen voll
Strebt sein Entzücken zu ergießen —
Die Muse winkt und ihm entfließen
Gesänge voll von Harmonie.
Es schweigt der Vögel Melodie,
Es lauschen selbst die Nachtigallen
Den Liedern, welche sanft des Sängers Mund entschallen.
Die Nymphen hören auf vom frohen Reihentanz,
Es hebet höher sich der Huldgöttinnen Busen,
Und aus dem Reihn der holden Musen
Reicht Phöbus ihm den Lorbeerkranz.

Das ist zwar Alles nur ein Traum, doch welch' ein Traum
O Freund! Wer könnte Götterfreuden
Zu einem solchen Traum beneiden?
Entbunden aller Erdenleiden
Bemerkt die frohe Seele kaum,
Daß eine körperliche Hülle
Ihr reines Wesen noch umhülle.
Sie schafft sich schon zum Engel um,
Verklärt von laut'rer Göttermilde,
Flieht sie die irdischen Gefilde
Und waltet in Elysium!

Ja, theurer Freund, so groß sind die Freuden, welche

die holden Musen uns geben. O möchtest Du ihnen folgen, dann würden wir ein schönes Kleeblatt sein, denn Olbers dichtet auch. Dann würden wir uns einer den andern freundschaftlich durch Lob und Tadel bessern und vollkommener machen. O möchten diese schönen Aussichten bald erfüllt werden. Möchten wir bald im lieblichen Verein der Musen Priester sein. Du rühmst mir Deinen Schiller. Auch ich verehre diesen göttlichen Dichter, ich schätze ihn als das vorzüglichste Genie im lyrischen und dramatischen Fache, aber halte Wieland doch für das größte Genie unserer Zeiten, für das allerumfassendste Genie, welches je existirt hat. Man kann eigentlich keine directe Vergleichung zwischen diesen beiden Schriftstellern machen, denn sie haben nicht in demselben Fache gearbeitet. Ich will wohl zugeben: wenn Wieland lyrische und dramatische Werke gedichtet hätte, würde er unter Schiller zu stehen kommen, aber dieser würde wiederum in dem Fache, worin Wieland sich so vorzüglich ausgezeichnet hat, nicht so vorzüglich sein. Auch ich besitze die Gedichte Schillers; sie haben mir äußerst angenehme Augenblicke verschafft, vorzüglich, weil mich ihr allmächtiger Schwung mit fortriß, aber Wieland gewährte mir zwar einen nicht so stürmischen, feurigen, aber doch einen sanfteren, bleibenderen und wohlthätigeren Genuß. Seine lachende Philosophie, welche ich mir zu eigen zu machen suche, hat meinen Geist so heiter und so fröhlich gemacht, daß fast nichts von den Spuren einer Melancholie, welche mich sonst überfiel, an mir übrig ist und nur noch eine sanfte Schwermuth, welche mir oft süße, wehmüthige Augenblicke giebt, mich zuweilen überfällt. Seine Schriften haben an meiner sittlichen und wissenschaftlichen Vervollkommnung sehr viel Antheil; er ist der Leiter, Beurtheiler und Schöpfer meines Geschmacks: warum sollte ich ihn also nicht lieben und verehren, da ich ihm so viel schuldig bin?

Ich arbeite jetzt an einer romantischen Ritterepopöe, im Geschmack des „Oberon“, welche „Lancelot vom See“ betitelt ist. Die zwei ersten Gesänge (das Ganze soll in acht Gesängen bestehen) sind schon fertig, und ich werde sie, wenn sie gehörig ausgefeilt und verbessert sind, an Wieland schicken, um sein Urtheil darüber zu hören, ob ich fortfahren soll oder nicht. Die verführerischen Reize eines Feengedichtes haben mich zu sehr gefesselt, als daß mich ein unwiderstehlicher Drang zu einem Versuche darin treiben sollte. Ich werde mich ganz meiner feurigen Phantasie überlassen und darum habe ich mir gerade dieses Sujet gewählt, denn wo verzeiht man einer ausschweifenden Einbildungskraft eher, als in einem Feengedichte? Ich werde meinen Helden in das Feenland entführen lassen, wo ich meinen außerordentlichen Hang zur poetischen Landschaftsmalerei vollkommen befriedigen kann. Ich schicke Dir hiebei eine kleine Probe davon. Sie enthält die Beschreibung, wie die Fee Eline, die Beschützerin des Stamms meines Helden, welche von einem feindlichen Zauberer in einen Baumstamm eingeschlossen ist, diesem den Auftrag giebt, sie durch Wiedereroberung eines Ringes, welchen der Zauberer ihr entwendet hatte, zu erlösen. Die beiden letzten Verse in der letzten Stanze beziehen sich auf ein Abenteuer, welches er vorher bestehen muß und welches ihm am vorigen Tage ein Fräulein aufgetragen hatte. Ich schreibe sie dir so ab, wie ich sie erst entworfen habe, ohne irgend eine Verbesserung oder Veränderung. Es ist zwar ein kühnes Unternehmen, fällt aber der Versuch auch nicht nach meinem Wunsch aus, so ist es doch ein großer Vortheil für mich, weil ich in der erzählenden Poesie dadurch Fortschritte machen und mir ähnliche Versuche erleichtern werde. Das Metrum ist das jambische, zuweilen mit Daktylen vermischt.“

Von dieser ersten größeren Dichtung Schulze's ist uns leider keine Zeile erhalten; einige Andeutungen, welche sich in seinen späteren Briefen hierüber finden, werden wir in der Folge mitteilen. Dieses Gedicht bildet den Wendepunkt seines Schaffens; seine Entwicklung vom Nachahmer Matthisson's zum Jünger Wieland's, vom trübsinnigen Schwärmer zum heiteren Musensohne findet damit ihren Abschluß.

Litterarische Notizen.

– Juristische Werke gehören sonst nicht in den Rahmen unserer Zeitschrift; gleichwohl glauben wir keiner Entschuldigung zu bedürfen, sondern uns im Gegenteil den Dank eines großen Teils der Leser zu verdienen, wenn wir sie ausnahmsweise auf ein derartiges Buch aufmerksam machen. Es ist dies das „Lehrbuch des deutschen litterarischen, künstlerischen und gewerblichen Urheberrechts“, welches Dr. P. Daude, Universitätsrichter an der Berliner Universität, kürzlich im Verlage von Ferdinand Enke in Stuttgart hat erscheinen lassen. Das Buch löst die schwierige Aufgabe, gleichzeitig streng wissenschaftlichen Ansprüchen zu genügen und doch auch für den Laien verständlich zu sein, in fast mustergiltiger Weise und sollte in der Bibliothek keines Schriftstellers, Redakteurs und Verlegers fehlen. Wer mitten im litterarischen Leben steht, wird immer wieder durch die Thatsache überrascht, daß es kaum irgend einen anderen Stand giebt, welcher die gesetzlichen Bestimmungen, die seine praktischen Verhältnisse regeln, weniger kennt, als gerade der Schriftstellerstand, und dies ist um so rätselhafter, als er ja im Allgemeinen nicht der Notwendigkeit überhoben ist, sich um die Bestimmungen, von denen ein guter Teil seiner Existenz abhängt, zu kümmern; im Gegenteil lehrt die Erfahrung, daß ihm ein klein wenig Gesetzeskenntnis und besonnene Wahrung seiner Rechte sehr viel Schlimmes ersparen würde. Da sich eine eingehende Besprechung des Werkes naturgemäß in den Spalten dieser Zeitschrift nicht geben läßt, so beschränken wir uns auf eine knappe Anführung dessen, was man darin zu suchen hat und zu finden hoffen darf. Nach einer Einleitung, welche die lange Leidensgeschichte der Idee des geistigen Eigentums in Deutschland von der Entdeckung der Buchdruckerkunst bis heute darlegt, erörtert der Verfasser zunächst, was nach dem grundlegenden Gesetze vom 11. Juni 1870 als Gegenstand des litterarischen Urheberrechts anzusehen ist, und reiht daran die Erörterung über die Übertragbarkeit und Vererblichkeit, sowie über die zeitliche Begrenzung des Urheberrechts, die Art, wie dasselbe verletzt wird, und die rechtlichen Schutzmittel gegen diese Verletzung. Ein zweiter Abschnitt behandelt in derselben Weise und Anordnung das musikalische Urheberrecht, ein dritter das Recht der öffentlichen Aufführung dramatischer, musikalischer und dramatisch musikalischer Werke, ein vierter das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste. Daran reiht sich eine Übersicht jener Schutzverträge, welche heute die Grundlage des internationalen Urheberrechts bilden; weitere Kapitel behandeln das Urheberrecht an Photographien, an Mustern und Modellen, endlich wird auch das Patentrecht und das Recht des Markenschutzes behandelt. Das Werk sei allen, die es angeht, wärmstens empfohlen.

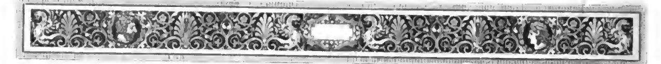
Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. – Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von Johannes Pässler in Dresden

Deutsche Dichtung.

VI. Band. 3. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Mai 1889.



Verlag von L. Ehlermann in Dresden.



Votivtafel.

Mit traurigen Gedanken schlief
Ich ein auf meinem Krankenbett,
Da kam sie, da erschien sie mir
In einem klaren Morgentraum.

Sie war ein Mädchen groß und schlank
Mit feurig blauem Augenlicht,
Und nahm mich freundlich bei der Hand
Und redete: Halt an um mich.

Sei mutig! Habe Zuversicht!
Und überleg' es nicht zu lang!
Und überlaß das andre mir!
Halt um mich an! Halt an um mich!

Da wacht' ich unversehens auf
Und hob die beiden Hände gleich:
Gebt sie, versaget sie mir nicht,
Ihr Götter! Sonst bin ich dahin!

Die Göttlichen erhörten mich
Und wieder atm' ich leichter schon,
Denn siehe die Genesung war's,
Die mir erschien im Morgentraum.

Conrad Ferdinand Meyer.

Sonnenuntergang.

Stern des Lebens, Licht der Erde,
Sinkst nun in Dein Wellengrab;
Deines Wagens Wolkenpferde
Ziehn im Feuer dich hinab.

Doch von Lebensfülle trunken,
Im Verschwenden göttlich groß,
Streust du noch die tausend Funken
Scheidend in des Meeres Schoß.

Zitternd auf der Silberwelle
Schwimmt der goldne Stern zu Land,
Blendet noch in feuchter Helle,
Und zerrinnt im Ufersand.

Träumend seh' ich, wie sie kommen,
Feuerfluten, goldner Schaum;
Eilig wie ein Wunsch erglommen,
Und verschwunden wie ein Traum.

So zerrannt ihr goldnen Stunden,
Tage voll des Himmelslichts!
Goldnes Glück, als Stern gefunden,
Glüht' im Sand und ward zu nichts.

All' ihr feurigen Gewalten,
Die ihr einst mein Herz bewegt!
All' ihr lieblichen Gestalten,
Ach, wo seid ihr hingelegt?

All' ihr Freuden, Herz am Herzen,
All' du liebevolle Lust,
All' ihr wonneschweren Schmerzen,
Habt ihr so hinweg gemußt?

Ach, und Du? Die späten Thränen,
Klagen sie Dich selbst nicht an?
Hast Du nie, im raschen Wähnen,
Treuer Liebe weh gethan?

Nie gelöst, was noch zu retten,
Nie geknüpft, was leicht wie Haar,
Nie geflohn, was noch zu retten,
Nie gestört, was Frieden war?

Hast Du nie —?— Du seufzest, Seele,
Hebst und schwellst die enge Brust.
Ach, wir sind nicht ohne Fehle;
Doch wir sind wohl unbewußt.

Goldne Sterne sehn wir kommen,
Leuchtend auf der Welle Schaum;
Eilig wie ein Wunsch erglommen
Und vergänglich wie ein Traum.

Doch wir wähnen: goldne Sterne,
Sonnen seid ihr! Ewigkeit!
Nie verglüht in aller Ferne,
Nie verlöscht im Meer der Zeit!

Und es jauchzt der Glaub' im Herzen,
Junge Liebe fleht, wie gern,
Linde Hoffnung stillt die Schmerzen,
Und wir knien vor unserm Stern.

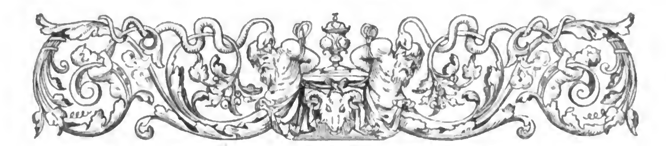
Zitternd auf der Silberwelle
Schwimmt der goldne Stern zu Land,
Blendet noch in feuchter Helle,
Und zerrinnt im Ufersand.

Und so rinnen Wunsch und Wonne,
Lieb' und Zeit ins flüssige Grab! —
Und Du selbst, wie diese Sonne,
Goldnes Leben, sinkst hinab.

Doch die Seele, unerschrocken,
Schaut und harrt, zum Licht gewandt:
Ob sie wie die goldnen Flocken
Wird verglühn im Ufersand,

Oder neues Leben trinken
Wie die Sonn' im Wellenlod,
Und gekühlt entgegensinken
Neuem Land und Morgenrot.

Adolf Wilbrandt.



Ungedruckte Aufsätze und Briefe von Franz Grillparzer.

Mitgeteilt von Karl Emil Franzos.

I.

Für den Mai dieses Jahres ist die Enthüllung des Wiener Grillparzer-Denkmals angesetzt, und zu gleicher Zeit will unsere Zeitschrift den Manen des Dichters ihre Huldigung dadurch darbringen, daß sie einige für sein Dichten und Leben wichtige und bezeichnende Schriftstücke von seiner Hand veröffentlicht.

Es sind acht Inedita von Grillparzer, die ich im Folgenden mitteilen kann: ein Gedicht, eine Kritik, ein selbstbiographischer Aufsatz und fünf Briefe. An innerem Wert und an Wichtigkeit für die Erkenntnis des Dichters sind diese acht Stücke sehr verschieden, was beinahe selbstverständlich ist, da es sich um eine Sammlung handelt, welche der Zufall in eine und dieselbe Hand gebracht hat. Aber ganz und gar unerheblich ist keines und selbst das geringste und kürzeste gewährt uns Einblick in jenen Lebensabschnitt des Dichters, in welchem es entstanden ist. Dies gilt überhaupt wenn nicht von allen, so doch von den meisten Briefen Grillparzer's; er war einer der lässigsten und saumseligsten Briefschreiber, von denen wir wissen, aber nahm er überhaupt die Feder zur Hand, so ließen ihn die Wichtigkeit der Veranlassung und die eigentümliche Prägung seines Wesens selten auch nur das kürzeste Billet schreiben, das nicht für seine Denkweise und Lebensführung charakteristisch gewesen wäre. Wie wir noch keine abschließende Biographie Grillparzer's, keine ganz vollständige und erschöpfende Ausgabe seiner Schriften besitzen — zu beiden wird erst dann die Zeit gekommen sein, wenn jene testamentarischen Verfügungen, die einen großen Teil des Nachlasses vorläufig noch der Benützung und Veröffentlichung verschließen, außer Kraft treten — so haben wir auch noch keine Sammlung der Briefe Grillparzer's. Sollte es einst zu einer solchen kommen, so wird sie wahrscheinlich an Umfang hinter den meisten anderen Sammlungen dieser Art zurückbleiben, aber sicherlich auch sehr viele an Bedeutsamkeit übertreffen.

Ich ordne die acht Stücke im Folgenden chronologisch, nach der Zeit ihrer Abfassung. Dieselbe läßt sich nur bei dem Gedichte nicht ganz genau feststellen, und dieses ist zugleich auch das Einzige unter den hier mitgeteilten Manuskripten, welches sich nicht als völlig ungedruckt bezeichnen läßt, obwohl es in dieser Form sicherlich nur sehr wenigen Lesern dieser Zeitschrift bereits vor Augen gekommen sein dürfte. Das Manuskript dieses Gedichtes, wohl in seiner Form das merkwürdigste Grillparzer's, ein auf beiden Seiten beschriebenes Oktavblättchen, wurde mir im Frühling 1882 von einer Persönlichkeit, die ich hier nicht nennen darf, weil sie dies ausdrücklich nicht gewünscht, in Wien überlassen. Ich war damals mit der Zusammenstellung meines im Spätherbste desselben Jahres erschienenen „Deutschen Dichterbuchs aus Österreich" beschäftigt. Da ich in demselben auch ungedruckte Gedichte Verstorbener mitteilen wollte, so hatte ich mich bezüglich Grillparzer's auch an jene Persönlichkeit gewendet, weil ich wußte, daß sie mit den Schwestern Fröhlich, namentlich mit Katharina, der „ewigen Braut" unseres Dichters, in freundschaftlichem Verkehre gestanden. Das Blättchen war das Einzige, was diese Persönlichkeit an Handschriften des Dichters besaß. Es war ihr von Katharina Fröhlich wenige Jahre vor deren Tode als Autograph Grillparzer's geschenkt worden und zwar mit der Motivierung: ein Gedicht Grillparzer's könne sie nicht aus der Hand geben, am wenigsten ein an sie selbst gerichtetes Gedicht; auf diesem Blatte aber stünden nur zusammenhanglose Zeilen, weshalb sie sich zur Weggabe entschließen könne. In der That hielt gleich der Schenkerin auch die beschenkte Person das Blättchen für ganz wertlos. Daß es im Gegenteil von höchstem Interesse sei, war mir bald klar. Enthält es doch eins der schönsten lyrischen Gedichte, welche Grillparzer je geschrieben, freilich auch eins der glühendsten und sinnlichsten. Es in vollem Wortlaut zu entziffern, war nicht schwer, wohl aber diesen Wortlaut im „Dichterbuch" zu veröffentlichen. Äußere Umstände, welche stärker waren als mein Wille, stellten mich vor die Wahl, entweder ganz auf den Abdruck zu verzichten, oder einzelne Stellen wegzulassen. Ich wählte das Letztere, wenn auch erst nach hartem Kampfe mit mir selbst, und so erschien das Gedicht in dieser Form unter dem Titel „Die Verlobten" in dem gedachten Buche (S. 27). Die Kritik lobte es sehr, und einzelne Beurteiler des Werkes beglückwünschten mich zu dem glücklichen Fund. Mir aber blieb doch ein Stachel im Gewissen zurück, von dem ich mich erst heute befreien darf, indem ich nun, wo mich kein fremder Wille mehr hemmt, das merkwürdige Manuskript in autographischer Nachbildung und in Druckschrift publiziere. Denn wohl ist es seither bereits einmal, im August 1884, in einem Fachblatt, den „Mitteilungen für Autographensammler" als Autograph reproduziert worden — der Redakteur derselben, Herr Eduard Fischer von Röslerstamm in Graz hatte es von mir als Geschenk für seine Autographen-Sammlung erhalten — aber diese Publikation kam nicht

Gedicht-Manuskr

über den Kreis der Autographensammler hinaus, während das Gedicht doch wahrlich durch seine Entstehung, wie durch seinen Inhalt das Interesse der weitesten Kreise verdient.

Der Zeitpunkt dieser Entstehung läßt sich, wie erwähnt, nicht auf's Jahr feststellen. Nur so viel dürfen wir mit Sicherheit aussprechen, daß es nicht vor 1818, nicht nach 1823 entstanden ist. Man kennt das in seiner Art einzige Verhältnis Grillparzer's zu Katharina, ein Verhältnis, dessengleichen es niemals gegeben hat, noch voraussichtlich geben wird. Im Jahre 1817 lernte der Dichter das Mädchen kennen und lieben; seine Liebe wurde erwidert; bis zu des Dichters Tode, 1872, also durch 55 Jahre, bestand dieser Bund der Herzen, bestand so durchaus platonisch, wie am ersten Tage und führte dennoch zu keiner Ehe, obwohl kein äußeres Hindernis entgegenstand, welches wahrhaft triftig gewesen wäre. Denn obwohl Grillparzer selbst noch im Jahre 1852 bei Abfassung seiner Selbstbiographie meint: „Hätte ich mich verheiratet, wie ich vielleicht gesollt, ich müßte geradezu mit Nahrungssorgen kämpfen,“ so waren doch seine materiellen Verhältnisse nicht derart, um den Bund überhaupt unmöglich zu machen. Nur in dem rätselhaften, wenigstens bis heute nicht völlig enträtselten Wesen Beider

Franz Grillparzer.

liegt die Erklärung für ihre Handlungsweise gegen einander, nur darin, daß beide zu jenen, zum Verzicht auf jedes höchste Lebensglück vorbestimmten und darum wahrhaft tragisch angelegten Naturen gehörten, welche, nach Grillparzer's eigenen Worten, wohl „glühen", aber nicht „schmelzen" konnten. Dieses psychologische Rätsel, eines der schwerst zu enthüllenden, welche uns das Leben eines Dichters aufgiebt, hier des weiteren zu erörtern, liegt außerhalb des Zwecks dieser Zeilen; hier genügt es, daran zu erinnern, daß Grillparzer in den ersten Jahren der Beziehung immer wieder den Entschluß faßte, das geliebte Mädchen zu seinem Weibe zu machen, zwei Male, im Sommer 1818 und im Sommer 1823, die ernstesten Anstalten dazu traf, aber auch immer wieder den Wunsch bekämpfte und ertötete, bis es zu spät war. Aus einem dieser beiden Sommer, jenem von 1818, wo er die Fröhlich's in ihrer Sommerfrische in Grinzing bei Wien häufig besuchte, oder jenem von 1823, wo er aus Jamnitz, dem Landgute seines Gönners Grafen Stadion, in der fröhlichen Hoffnung auf rasche Beförderung im k. k. Dienste heimgekehrt, die Geliebte täglich sah und in leidenschaftlicherer Glut als je vorher umfaßte, stammt das Gedicht, was sich nicht bloß aus dem äußeren Umstande schließen läßt, weil in diese Zeit die beiden Höhe-

punkte seiner Leidenschaft fallen, sondern auch aus dem anscheinend prosaischen äußeren Grunde, weil er nur zu diesen Zeiten sich mit dem Gedanken trug, den nötigen Hausrat für die künftige Wirtschaft anzuschaffen und Listen dafür entwarf. Eine solche Liste steht auf unserem Blatte. Ich lasse sie der nicht für jedermann lesbaren Schrift wegen hier folgen:

2 Wäschkästen } zum Zerlegen.
2 Hangkasten }
2 Betten größerer Gattung.
2 Nachtkastel.
1 Trumeaukastel.
1 Speiskasten.
1 Gläserkasten
1 Eckkasten.
1 Ruhebett.
1 Tischel.
1 do.
1 Schlafsessel.
6 Sesseln kirschbraun.
3 Spucknäpfe.
5 Fußschämel.
1 Nähtischel.
1 Schubladkasten.
2 Speiskastl in der Küche.
6 Sesseln Nußbaum.
Haus- und Leibwäsche.
Speis- und Küchengeschirr.
2 Stockerln.
1 Stiegenstellage.

Wie man sieht, ist es eine bescheidene Einrichtung, deren Anschaffung der Dichter plant. Nachdem er die Liste auf einem Oktavblättchen notiert, eilt er damit zur Geliebten, und beide beraten sie nun eingehend durch. Dann aber vergessen sie über dem Glück des Augenblicks aller kleinen Sorgen und Bedürfnisse der Zukunft, und es ereignet sich hier die Szene, welche uns der Dichter schildert. Mit erregten Sinnen und entflammter Phantasie geht er durch die laue, mondbeschienene Sommernacht heim, und während dieses Ganges formen sich ihm wohl die Worte jenes Dithyrambus, welchen er, in seine Stube heimgekehrt, mit flüchtiger Schrift, ohne auf Interpunktion und Abteilung der Verse zu achten, auf das erste beste Blättchen Papier niederschreibt, welches ihm zur Hand ist. Es ist dies die freie Rückseite jenes Blättchens, auf welches er die oben wiedergegebene Liste geschrieben und nun, als dieser Raum erschöpft ist, wendet er das Blatt hastig um und schreibt da das Ende des Gedichtes hin. Es ist ein Zwiegespräch zwischen ihm und der Geliebten, in anderen Worten, aber wohl mit demselben Inhalt, wie es soeben geführt wurde und lautet, richtig abgeteilt und interpunktiert:

Lösche die Lampe!
Der Mond durchblickt
Das Gewebe des Vorhangs.
Wohin winkt der Strahl?
Siehst Du den gütigen Blick,
Mädchen? Er lächelt uns an
Von den Bettes schimmernden Decke.
In dem lieblichsten Traum
Ladet uns das lieblichste Licht.

Könntest Du eilen?
Du schwebst im Arme
Des liebenden Jünglings.
Hier im Strahle des Monds
Lebe den lieblichsten Traum!
Schau in den friedlichen Osten —
Wie blonde Locken umfließet
Sein Gesicht spielend
Das dünne Gewölk!
Löse die Locken auch Du —
Was soll der Schleier des Busens,
Unter dem Schleier noch
Dieses gefährliche Reh?

„Laß mich sprechen . . .“

Du weißt, ich liebe . . .

„Laß mich, Geliebter!
Zürnend sieht uns der Mond
Glühte die Fackel uns nicht!“

Wenn er uns wieder erscheint
So hat sie geglühet! O Mädchen,
Wende die Lippe nicht weg
Mit dem balsamischen Kuß.
Schon löste der Busen die Bande,
Zögert der glühende Mund?
Schon küß ich das klopfende Herz!

„Nimm den Mund und die Hand,
Geliebter, und laß mich erstehen!
Willst Du erbleichen mich sehn,
Wenn uns die Fackel bestrahlt?“

O Du erbleichest mir nicht,
Dich rötet die heimliche Kunde.
Mein jungfräuliches Weib
Führ ich zur Hütte mir ein!

Den Wert des Gedichtes erst zu betonen wäre wahrlich überflüssig — sicherlich verdient es seinen Platz in einer neuen Ausgabe von Grillparzer's Gedichten mit weit höherem Rechte, als jene Unzahl galliger und in der Form ungelenker Epigramme, welche in letzter Zeit zu der ersten Ausgabe hinzugekommen sind. Welchem Zufall aber verdankt es seine Erhaltung! Der Dichter giebt es wohl schon am nächsten Tage der Geliebten; errötend liest sie es und verbirgt es in dem Kästchen, in welchem sie seine Briefe und Gedichte verwahrt. Jahrzehnte vergehen, der Traum will niemals zur Wirklichkeit werden, in ewigem Brautstande leben die beiden dahin; endlich zieht der gealterte, der Pflege bedürftig gewordene Mann in die Wohnung der Schwestern. Die Geliebte wird seine Pflegerin, von jenem Gedicht ist zwischen ihnen weiter nicht die Rede, sie haben es beide vergessen. Nachdem er gestorben, kramt Katharina in ihren alten Papieren. Einiges wird dem Nachlaß Grillparzer's beigefügt und unter die Bedingung gestellt, daß es erst 50 Jahre nach seinem Tode zu veröffentlichen sei; Anderes, was überhaupt niemals ein Menschenauge schauen soll, verbrennt die Greisin. Dieses Blatt gehört nicht dazu, weil sie nicht mehr weiß, was darauf steht, weil sie es wohl nur für eine Liste hält, wie beide deren in den Tagen ihrer jungen Liebe so viele aufgestellt und durchberaten, mit einigen Versen daneben, deren Wortlaut ihr stumpf gewordenes Auge nicht mehr zu enträtseln

vermag. Nur darum entschließt sie sich, gerade diese Verse als Autograph Grillparzer's zu verschenken, und nur ein Zufall, eine persönliche Beziehung bringt das Blatt endlich in den Besitz eines Schriftstellers und damit zur Kenntnis der Leser.

Wie hier die Erhaltung nur dem Eifer eines Autographensammlers zu verdanken ist, so auch bezüglich der folgenden Stücke, deren Originale ich insgesamt im Autographenhandel erworben.

Der früheste Brief Grillparzer's, der mir vorliegt, stammt aus dem 28. Lebensjahre des Dichters, ist an einen Leipziger Verlagsbuchhändler, vermutlich F. A. Brockhaus gerichtet, und lautet:

Wien, am 6. April 1818.

Ew. Wohlgeboren!

Hr. v. Kurländer hat mir Ihr werthes Schreiben vom 25. v. M. übergeben. Ihr gütiger Antrag hinsichtlich meines Trauerspiels „Sappho" mußte mir um so angenehmer seyn, je mehr ich die Vortheile zu schätzen weiß, die Leipzig als der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels und ein Verleger von so anerkanntem Rufe gewähren. Ich ersuche Sie daher freundschaftlich, dieses Geschäft als eingeleitet zu betrachten, wenn gleich die Umstände nicht gestatten, schon gegenwärtig auf einen Abschluß zu denken. Ich habe nämlich mein Trauerspiel an mehrere Theater zur Aufführung überlassen. In Wien wird die Darstellung in wenigen Tagen vor sich gehen, aber auf den übrigen Bühnen dürfte sie sich doch noch einige Zeit verzögern. Wenn nun diese letzteren ihr Geld für das Manuskript nicht weggeworfen haben sollen, so muß mit dem Druck doch so lange gewartet werden, bis sie das Stück auf die Bretter gebracht und ihren Vortheil daraus gezogen haben. Auch — damit ich nur recht offen bin — gewinne ich für meine Bedingungen hinsichtlich des Honorars erst dann einen verläßlichen Anhaltspunkt, wenn der Erfolg der Darstellung entschieden ist. Gefällt das Stück auf der Bühne, so dürfte es mit dem Absatz des Buches wohl nicht schlimmer als mit dem der „Ahnfrau" gehen, von dem, wie mir der Wiener Verleger Wallishauser sagt, gegenwärtig, 1 Jahr nach der Aufführung, bald eine 2te Auflage nöthig seyn wird. Gefällt die Darstellung nicht, tant pis pour moi! Dann ist freilich der Schaden der meine. — Das ist doch ehrlich, denk' ich.

Ich will Ihnen hier nicht vorsagen: wie viel Arbeit mich das Stück gekostet, was ich davon halte und erwarte, wie ich daher auch glaube etc. etc. etc. Ich weiß recht wohl, daß der Buchhändler, abgesehen von seinem Wohlgefallen oder Mißfallen als Mensch, beim Verlag als Handelsmann auf seinen Vortheil sehen muß. Daher lassen Sie uns die Aufführung abwarten!

Mit Dank für Ihr freundschaftliches Zuvorkommen und der Versicherung, Ihnen in dieser Hinsicht etwas Näheres zu wissen zu machen

Ew. Wohlgeb.

ergebenster

F. Grillparzer.

Der Antrag der Leipziger Handlung war nicht der einzige, welcher dem rasch berühmt gewordenen Dichter der „Ahnfrau" aus Deutschland zukam. Warum es im vorliegenden Falle trotz Grillparzer's prinzipieller Bereitwilligkeit dennoch zu keinem Abschluß kam, erfahren wir aus folgender Stelle seiner Selbstbiographie: „Für den Druck des Stückes erhielt ich Anträge von den meisten deutschen Buchhandlungen. Ich gab es aber für ein höchst mäßiges Honorar demselben Wiener Buchhändler, der die Ahnfrau gedruckt hatte, größtenteils aus meinem vaterländischen Gefühle, weil es mich verdroß, daß ein österreichischer Dichter durchaus eine fremde, wenn auch deutsche Protektion nöthig haben sollte. Ich that Unrecht, denn die Verbreitung meiner Arbeiten in Deutschland wurde sehr durch die mißliebige Wiener Firma beschränkt und gehemmt." Auch als neues Beweisstück für die jammervollen litterarischen Rechtsverhältnisse jener Zeit ist der Brief lesenswert. Ein gedrucktes Stück war vogelfrei, wie Grillparzer ein Jahr zuvor (1818) anläßlich der „Ahnfrau" zu seinem Schaden erfahren hatte; als er sich auf seines Freundes Schreyvogel Rat, um den ungerechten Kritiken zu begegnen, entschloß, dieses sein erstes Drama fast unmittelbar nach der Wiener Aufführung im Buchhandel erscheinen zu lassen, trug ihm das Stück trotz seines kolossalen Erfolges keinen Heller mehr, und sein gesamtes Honorar stellte sich für die Wiener Aufführungen und die Buchausgabe auf 400 Gulden Silber! Diesmal beschloß der junge Dichter, mit dem Druck ein Jahr lang zu zögern: „Sappho", vierzehn Tage nach Abfassung des oben mitgeteilten Briefes, am 21. April 1818 zum ersten Male in Wien gegeben, erschien erst 1819 im Verlage von Wallishauser in Wien, eine zweite Auflage folgte im selben Jahre, auch hatten jene Bühnen, welche das Stück 1818 nach dem Manuskript aufführten, die Hoftheater in Berlin, Weimar, Dresden, Petersburg und Stuttgart und das Theater in Leipzig ihm notgedrungen ein Honorar bewilligen müssen. Gleichwohl war der materielle Ertrag auch dieses Stückes ein sehr unbedeutender und die Hoffnungen, daß seine dichterische Thätigkeit ihm gleichfalls die Gründung eines eigenen Hausstandes ermöglichen werde, erfüllten sich nicht. „Herr von Kurländer", dessen in der Eingangszeile des Briefes gedacht ist, war der Lustspieldichter Franz August von Kurländer, geb. 1777, gest. 1836, ein überaus fleißiger Bearbeiter französischer Stücke für die deutsche Bühne, der mit Grillparzer nahe befreundet war.

Das Jahr 1819 brachte dem Dichter ein schweres Leid, den Tod seiner Mutter. In seiner Selbstbiographie erzählt er, daß sie plötzlich einem Schlaganfall erlegen. Das Gerücht sprach von einem Selbstmorde, den die unglückliche Frau in einem Anfall von Geistesverwirrung begangen; wie auch Laube erwähnt, hielt die allgemeine Meinung in Wien auch später noch hartnäckig an der Wahrheit dieses Gerüchtes fest, wofür sich mancherlei Gründe erbringen lassen. Die gräßlichen Umstände ihres

Todes erschütterten den Dichter so tief, daß die Ärzte zu einer augenblicklichen Entfernung von Wien rieten. Auf diese Reise, welche auf das innere und äußere Leben des Dichters größten Einfluß üben sollte, beziehen sich in dem mir vorliegenden Material zwei Schriftstücke, ein selbstbiographischer Aufsatz und ein Brief.

Der erstere ist erst 1844 geschrieben, findet jedoch hier seinen richtigen Platz. Er lautet:

Meine Reise nach Italien.

Ich las soeben in den Denkwürdigkeiten unserer verewigten Karoline Pichler mit Rührung und dem Gefühle nie vergessener und gebrochener Freundschaft die auf mich Bezug nehmenden Stellen. Bei aller Wahrheitsliebe der Verfasserin hat sich doch aus dem Jahre 1819 ein Umstand eingeschlichen, dessen Unrichtigkeit ihr um so weniger zur Last gelegt werden kann, als er die damals verbreitete und noch jetzt herrschende allgemeine Meinung ausspricht. Sie sagt nämlich, ich sey im Jahre 1819 im Gefolge des Hofes nach Italien gereist, was ganz falsch ist. Zur Zeit als der Hof nach Italien ging, lag meine Mutter schwer erkrankt darnieder, und mir wäre selbst nicht die Möglichkeit eingefallen, sie unter diesen Umständen zu verlassen und freilich längst gehegte Pläne zu jener klassischen Reise damals ins Werk zu setzen. Der Hof war bereits in Rom angekommen, als meine Mutter starb. Der Rath der Ärzte sowohl als mein eigenes Gefühl ließen mir eine, wenn möglich, augenblickliche Entfernung von Wien als höchst wünschenswerth erscheinen. Daß dabei mein längst gehegtes italienisches Projekt zuerst auftauchte ist eben so natürlich. Zufällig fand sich auch auf der Stelle ein Reisegefährte, ein jetzt schon verstorbener Graf Deym, mit dem ich auf halbe Kosten die Reise allsogleich antrat, da es sich darum handelte, in 14 Tagen, als der Osterwoche, schon in Rom angekommen zu seyn. Nach damaliger Einrichtung war zur Reise eines Beamten ins Ausland die specielle Erlaubniß des Kaisers oder seines Stellvertreters unumgänglich nothwendig. Da diese in meinem Falle nicht abgewartet werden konnte, nahm es der damalige Finanzminister Graf Stadion — mein wärmster, beinahe hätte ich gesagt im Laufe dreißigjähriger Dienstzeit einziger Gönner, wenn nicht der gegenwärtige Vorstand der Finanzverwaltung seine Güte und meinen Dank gleichmäßig theilte — Graf Stadion, sage ich, nahm es auf sich, in Hoffnung der allerhöchsten Genehmigung mir eine Polizeierlaubniß zur Reise zu verschaffen, wobei abgemacht wurde, daß die Kaiserliche Bewilligung und der darnach auszufertigende förmliche Reisepaß mir später nachgesendet werden sollte.

In Rom angekommen befiel mich schon in den ersten Tagen — eine Folge der in Wien erlittenen Gemüthsbewegungen, der Tag und Nacht fortgesetzten Reise, und des Andrangs so vieler, so neuer und so ergreifender Eindrücke, eine Krankheit, wie sie die Deutschen in jenen Himmelsstrichen so leicht befällt. Alle von italienischen Ärzten angewandte Mittel zeigten sich als wirkungslos und ich verdanke die Erhaltung meines Lebens wahrscheinlich nur dem gerade in Rom anwesenden, ebenso liebenswürdigen als umsichtigen Doktor Friedrich Jäger aus Wien. Noch nicht ganz hergestellt erhielt ich eine Aufforderung, mich bei dem Obersthofmeister der Kaiserin, Grafen Wurmbrand einzufinden. Meine Freunde in Wien hatten nämlich die inzwischen herabgelangte Reisebewilligung und den förmlichen Paß mir nach Rom nachgeschickt, da sie aber meine dortige Wohnung nicht wußten, sandte einer meiner Verwandten, der als Untergebener in Geschäftsverhältniß zum Grafen Wurmbrand stand, die Papiere an diesen letzteren mit der Bitte, mich in Rom aufsuchen und die Dokumente mir zustellen zu lassen. Dies geschah, wobei aber dem Grafen mein übles Aussehen und die Hinfälligkeit meines Körpers nicht entging. Er meinte, ich sollte bei der Annäherung der heißen Jahreszeit und der aria cattiva Rom so bald als möglich verlassen. Dasselbe war auch meine Meinung, aber ich hatte mich überzeugt, daß durch die ungeheure Anzahl der Fremden, welche die Anwesenheit des oesterreichischen Hofes nach Rom gezogen hatte und die bei der bevorstehenden Abreise dieses Hofes nach Neapel auch die dortigen Empfangsfeierlichkeiten nicht versäumen wollten, alle Fahrgelegenheiten dermaßen in Beschlag genommen waren, daß vor acht Tagen an ein Weiterkommen nicht zu denken schien. „Mir fällt ein Gedanke bei," sagte der wohlwollende Mann. „Ich nehme im Reisezuge des Kaisers eine vierspännige Kalesche ein, in der ich allein sitze und mich langweile. Machen Sie von dem leeren Platze an meiner Seite Gebrauch, ich werde für jeden Fall an Unterhaltung gewonnen haben." Das einfache, natürlich rechtschaffene Wesen des Grafen hatte mich schon von vornherein angezogen; ich nahm mit Vergnügen an, und so fuhr ich denn, der ich in der bescheidensten Verfassung nach Italien gekommen war, schon am nächstfolgenden Tage in einem glänzenden Zuge von achtzig Hofwagen unter dem Jubel des Volkes und unter militärischen Begrüßungen in Neapel ein.

Dort stieg der Graf und ich mit ihm im Albergo reale ab, wo auf Königliche Kosten eine Reihe von Prachtzimmern für ihn hergerichtet war. „Und wo werden Sie wohnen?" sagte er, als ich Abschied von ihm nehmen wollte. „Glauben Sie nicht, daß die Fremden, die Ihnen in Rom

Pferde und Wagen vorweg genommen haben, es in Neapel mit den Wohnungen ebenso gemacht haben werden? Bleiben Sie wenigstens diese Nacht bei mir, und morgen und wie lange Sie wollen. Ich werde mich doch nicht mit allen Gliedern meines Leibes in diese Reihe von Zimmern theilen sollen? — ich, den sein Dienst ohnehin den ganzen Tag am Hofe festhält? Wenn Sie mir in den höchst geringfügigen Schreib- und Rechnungsgeschäften an Stelle ein wenig an die Hand gehen wollen, haben Sie mir mehr als hinlänglich vergolten." Dagegen war wieder nichts einzuwenden und ich blieb. Wir sahen uns beim gemeinschaftlichen Frühstück, den anderen Theil des Tages ging er seinen Geschäften und ich meiner Schaulust nach.

Ungefähr vierzehn Tage darauf fand ich, von Portici zurückkommend, den Platz vor dem Albergo reale mit Menschen bedeckt. Ich erkundigte mich und erfuhr, der Oberſthofmeister der Kaiserin von Oesterreich sei bei einem Besuche seines Hofes auf dem im Hafen liegenden englischen Admiralschiff durch eine Luke des Verdecks bis in den untersten Raum hinabgestürzt und für todt herausgetragen worden. Ich eilte die Treppe hinauf und fand den Graf unter den Händen der Ärzte, bleich und blutend, aber gefaßt wie immer. Der Druck seiner Hand überzeugte mich, daß er meinen Antheil als den eines Freundes aufnahm.

Daß ich ihm nun einen großen Theil meines Tages widmete und wir uns dadurch immer näher kamen, versteht sich von selbst. Wenn ich den Grafen weiter oben nicht unter meinen Gönnern und Beschützern aufzählte, so geschah es darum, weil er in seiner Stellung und bei seiner vollkommenen, jeder Intrigue fernen Rechtschaffenheit wohl das Gute lieben und wollen, aber nicht in's Werk setzen konnte. Nichts destoweniger scheint er sich damals mit meinem künftigen Schicksal allerdings befaßt zu haben. Er forderte mich öfter auf, da oder dorthin zu kommen, um halb zufällig mit jenem oder jener zusammenzutreffen. Was ich aber immer entschieden zurückwies. Freilich fehlte es nicht an Leuten, die glaubten, daß ich das Günstige meines Verhältnisses benutzen würde oder bereits benutzt habe, und das Gerücht davon gelangte bis nach Wien, wo es mir später großen Schaden that.

Mit der Genesung des Kranken ging es übrigens nicht vorwärts. Der Leibchirurg des Kaisers setzte einen Beinbruch voraus, welcher Meinung die beigezogenen italienischen Ärzte widersprachen. Es war ein Stabsarzt von Mailand berufen worden, aber noch nicht angekommen. Unterdessen rückte die Abreise des Hofes heran. Der Graf wurde immer trüber und trüber. Eines Tages endlich brach er los. „Sie behaupten, daß ich Ihnen Gefälligkeiten erwiesen habe, was ich nicht zugeben kann. Aber wenn es so wäre, vergelten Sie mir durch eine Gegengefälligkeit. Der Hof wird abreisen; der Gedanke, unter Dienern und Fremden allein zu seyn, ist mir unerträglich. Bleiben Sie bis zu meiner Transportfähigkeit bei mir ich bringe Sie dafür nach Wien oder wohin Sie sonst wollen, in meinem Wagen zurück."

Die Sache war so leicht nicht. Mein Reiseurlaub von der Hofkammer ging zu Ende, und ich hatte, da eine amtliche Beförderung mir in nächster Aussicht stand, Ursache genug, eine Verlängerung nicht anzusuchen. Ich erklärte daher bleiben zu wollen, wenn ich dazu von dem Kaiser selbst autorisirt würde. Das geschah. Schon des nächsten Tages erhielt ich von dem Oberstkämmerer und Reisemarschall ein Dekret, an dessen Schluß ausdrücklich bemerkt war, daß gleichzeitig die Hofkammer von meiner verlängerten Abwesenheit in Kenntniß gesetzt werde.

Ich blieb also, aber die Ankunft des Stabsarztes aus Mailand änderte die Lage der Dinge. Er erklärte, daß wirklich ein Beinbruch zu Grunde liege. Die Kur mußte von neuem begonnen werden und statt höchstens 14 Tage mußte ich noch 4—5 Wochen in Neapel verweilen, während welcher Zeit ich durchaus von meinem eigenen Gelde lebte, so daß, abgesehen von der Störung meines ursprünglichen Reiseplanes, selbst eine pekuniäre Ersparung keineswegs hervorging.

Als der Graf endlich transportirt werden konnte, war die kostenfreie Rückreise für mich wirklich zur Nothwendigkeit geworden, denn ich hatte den dazu bestimmten Rest meines Geldes in Neapel ausgegeben. In Florenz trafen wir mit der Kaiserlichen Suite zusammen und von da an bin ich, wenn nicht im Gefolge des Hofes, doch in einem zum Gefolge gehörigen Wagen bis nach Wien gekommen.

Dort hatte inzwischen Alles eine trübe Gestalt angenommen. Die mir von dem Oberstkämmerer zugesicherte Verständigung der Hofkammer von meinem längeren Ausbleiben war nicht erfolgt. Ich hatte meinen Urlaub überschritten, was die Gerüchte von meiner Anstellung im unmittelbaren Hofdienste bestätigte, so daß die mir schon dem Dienstalter nach gebührende Beförderung bei den Finanzen einem Anderen zu Theil geworden war. Zensuranstände über einige von mir herausgegebene italienische Gedichte wurden als von Einem, der die Reise im Gefolge des Hofes gemacht hatte, doppelt übel genommen und ich kann wohl sagen, daß die ungünstige Wendung meiner äußeren Stel-

lung, die bis auf diesen Tag fortgedauert hat, sich größtentheils von den verwickelten Verhältnissen dieser verhängnißvollen Reise herschreibt, ohne mir jedoch die erhebende Erinnerung an ihre Genüsse, ja selbst an den Ehrenmann, der schuldlos die Schuld trug, im Geringsten verleidet zu haben.

Wenn ich übrigens, der ich auf literarische Angriffe nie geantwortet habe, die irrige Meinung über diesen Abschnitt meines Lebens zu berichtigen suche, so geschieht es, weil dabei der Charakter in's Spiel kommt, über den ich weder Spiel noch Spaß verstehe. Aufdringlichkeit, Wohldienerei und Undank haben nie unter meine Fehler gehört.

Göthe sagte einmal zu Werner, als dieser ihm eine Erwiderung gegen einen Journalartikel vorgelesen hatte: „Wenn man Sie beschuldigt einen silbernen Löffel gestohlen zu haben, so antworten Sie, sonst aber lassen Sie's bleiben."

Also: ich habe keinen silbernen Löffel gestohlen.

Dieser Aufsatz ist bisher weder in einer der Ausgaben von Grillparzer's Werken, noch auch, soweit sich dies irgend feststellen ließ, an einer anderen Stelle abgedruckt worden. Aber auch aus inneren Gründen läßt sich mit Sicherheit darauf schließen, daß er hier zum ersten Male ans Licht tritt. Es lag in Grillparzer's leicht erregbarer Art, daß er bei jeder öffentlichen Erwähnung seiner Person und seines Schaffens, die ihm falsch oder ungerecht erschien, zur Feder griff, um eine Entgegnung niederzuschreiben. Nicht immer kam er dabei zu Ende — der Zorn verrauchte bei der Arbeit, oder er sah ein, daß eine öffentliche Entgegnung den Gegnern zu viel Ehre anthun würde. Vollendete er jedoch, wie im vorliegenden Falle, die Arbeit, so zögerte er doch immer wieder so lange mit der Veröffentlichung, bis es dazu unter allen Umständen zu spät war. Daß ihm jene seltenen Fälle, wo er sich zur sofortigen Publikation entschloß, üble Früchte trugen, machte ihn in der Folge noch zaghafter, als dies ohnehin in seinem Wesen lag. Dieser Eigentümlichkeit seiner Natur, der leichten Erregbarkeit einerseits und der Zaghaftigkeit andrerseits, ist es zuzuschreiben, daß sich in seinem Nachlaß eine überaus große Zahl solcher unterdrückten Antikritiken und Verwahrungen vorfand, von denen ja nun auch ein großer Teil bereits bekannt geworden ist. Möglicherweise hat er bei der vorliegenden Arbeit noch einen Schritt weiter gethan, er hat sie vielleicht nicht bloß vollendet, sondern auch an ein Journal zur Veröffentlichung abgeschickt, dann aber nachträglich den Abdruck verhindert. Ich schließe dies jedoch nur daraus, weil das Manuskript zwar undeutlich genug, aber doch deutlicher geschrieben ist, als er dies sonst zu thun pflegte und weil es, soweit meine Erkundigungen reichen, aus dem Archiv einer deutschen Verlagsbuchhandlung in den Autographenhandel gekommen zu sein scheint.

Der Aufsatz ist offenbar unmittelbar nach dem Erscheinen der Memoiren von Karoline Pichler, also Ende 1844, geschrieben. Dieses Buch: „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben von Karoline Pichler, geb. von Greiner. Vier Bände. Wien, Druck und Verlag von A. Pichler's sel. Witwe 1844" enthält viele auf Grillparzer bezügliche Stellen, welche ich hier insoweit, als es zur Klarstellung des gesamten Verhältnisses und insbesondere des vorstehend mitgeteilten Aufsatzes nötig ist, folgen lasse.

Über den Beginn ihrer Beziehungen zu Grillparzer berichtet die Verfasserin:

„Denselben Herbst (1817) sprach man viel von der Erwartung eines ersten Produkts eines bisher ganz unbekannten Dichters, Herrn Grillparzer's, dessen wahrlich sehr unromantischer Name bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal genannt wurde, und von dem wenig Jahre darauf Lord Byron, der gewiß juge compétent war, mit Recht und prophetischem Geiste sagen konnte: „Die Welt und Nachwelt werde diesen etwas seltsamen Namen schon aussprechen lernen." Herr von Schreyvogel, einer unserer ausgezeichnetsten Litteraten, ein vieljähriger Bekannter von uns, und damals Vicedirektor des Hoftheaters, welcher Stelle er mit Kenntnis, Geist und Kraft vorstand, besuchte uns zuweilen, und hatte die Güte, mir fast alle seine neuen Produktionen, noch bevor sie gedruckt wurden, mitzuteilen . . . Schreyvogel gab mir auch die erste Nachricht von dem bisher unbekannten Dichter und dem Trauerspiel: „Die Ahnfrau", das wir zu erwarten hätten, indem er mir einige leichte Umrisse desselben mitteilte: die Schuld der Ahnfrau, die erst mit dem Untergang des ganzen Geschlechts gesühnt werden sollte, die Stellung Jaromirs zu seiner Schwester u. s. w.; und im Voraus freute sich Wien auf diese neue Erscheinung . . . Endlich führte uns Schreyvogel seinen jungen Schützling, den Verfasser der „Ahnfrau" auf, die indessen gegeben worden war, und wodurch die Augen nicht bloß der Stadt, sondern Deutschlands, ja Europas auf denselben gerichtet worden. Nie werde ich den Abend vergessen und den allgemein günstigen Eindruck, den seine Erscheinung hervorbrachte; Grillparzer war nicht hübsch zu nennen, aber eine schlanke Gestalt von mehr als Mittelgröße, schöne blaue Augen, die über die blassen Züge den Ausdruck von Geistestiefe und Güte verbreiteten und eine Fülle von dunkelblonden Locken machten ihn zu einer Erscheinung, die man gewiß nicht so leicht vergaß, wenn man auch ihren Namen nicht kannte, wenn auch der Reichtum eines höchst gebildeten Geistes und eines edlen Gemüts sich nicht so deutlich in Allem, was er that und sprach, gezeigt hätte. Dieser Eindruck war allgemein in der kleinen Gesellschaft, die sich an jenem Abend in unserm Garten versammelt hatte, und es mochte sich auch der junge Dichter durch das, was er hier gefunden, auf genügende Art angesprochen gefühlt haben, denn er kam von nun an zuweilen und gegen den Winter zu immer öfter." (A. a. O. III. Bd., S. 104 ff.)

„Grillparzer, den unser Haus und der Ton, der darin herrschte, sowie der Kreis, der uns umgab, im Anfange angesprochen zu haben schienen, war an Dienstagen und Donnerstagen Abends oft bei uns, und nicht selten an Sonntagen unser Gast zu Mittag, dann blieb er auch manchmal den Nachmittag und Abend bei uns, und machte mit mir und meiner Tochter Musik, denn er spielt sehr fertig Fortepiano, und phantasierte auf demselben mit ebensoviel Talent als Geschmack. Sein reich geschmückter Geist, noch mehr aber die Einfachheit und Herzlichkeit seines Benehmens, gewannen ihm unser Aller Achtung und Zuneigung, und auch er schien sich mit gleichen Gesinnungen an uns anzuschließen. Er benahm sich offen und herzlich: er erzählte von seiner Jugend, von seinen Eigenheiten, teilte uns seine poetischen Pläne mit (damals arbeitete er an der „Sappho") und manches kleine Gedicht, von dem einige ihren Ursprung seinem Umgang mit unserm Hause dankten. So z. B.: Das „Gespräch in der Bildergallerie" und das schöne Frühlingsgespräch. Die „Sappho" war nun vollendet und sollte gegeben werden. Ein Zug der Grillparzer's Gemütsstimmung treu abspiegelt, war ein Traum, den er uns damals erzählte. Er träumte

nämlich, er befände sich bei der ersten Aufführung der „Sappho" im Theater; das Stück mißfiel gänzlich, und er sah, wie ich und meine Tochter in einer Loge durch Lachen und spöttische Mienen in das allgemeine Urteil einstimmten, und uns über das Stück lustig machten. Dieses Traumbild war nichts anderes als der Unfrieden, wie er ihn selbst in einem späteren Gedichte nennt; dies tückische Gespenst, das aus seinen Werken, sowie sie vollendet sind, hämisch herausblickt, und ihm sagt, daß sie nichts taugen: es war die Stimme des Hypochonders in ihm, welche ihm im voraus schon jede Freude verleidet. Bei der Aufführung ging es ganz anders, als der mißmutige Dichter geglaubt hatte, die Sappho fand ungeheuern Beifall, und wir erfreuten uns bei der ersten Vorstellung von ganzem Herzen des Triumphs, den der Dichter feierte. Bald nachher aber wurde seine Stimmung immer trüber und trüber, er kam selten und immer seltner zu uns, und da wir gar keine Veranlassung zu dieser Veränderung kannten oder ersinnen konnten, mußten wir sie, so leid es uns that, ertragen, ohne etwas dagegen thun zu können. (A. a. O. III. Bd., S. 127 ff.)

Ihren Verkehr mit Grillparzer im Winter 1818 auf 19 schildert die Verfasserin wie folgt:

„Wir pflegten alle Jahre eine kleine Weihnachtsfeier bei uns zu halten. Ein Baum wurde mit Lichtern, Bändern u. s. w. geschmückt, und der nähere Kreis der Freundinnen und Bekannten meiner Tochter mit kleinen Gaben beschenkt, welche meistens in Kindereien, in Anspielungen auf vorwaltende Verhältnisse bestanden, von erklärenden Versen begleitet, und so ein harmloser Scherz waren. In diesem Winter, in dem Grillparzer so wie im vorhergehenden, als einer der wertesten jüngern Bekannten, ebenfalls beschenkt wurde, hatte ich für ihn, der eben mit frischem Lebensmute an seiner „Medea" arbeitete, einen Kupferstich, der den Theseus im Kampf mit dem Minotaurus vorstellte, gewählt, und er wurde von folgenden Versen begleitet:

„Mit der Argo kühnen Helden
Wagt' einst Theseus auch den Zug
Und die alten Sagen melden
Uns von Kampf und Fährlichkeit genug.

Klippen waren zu umschiffen,
Oftmals hemmte träger Sand,
Oftmals zwischen Felsenriffen
Schien das Fahrzeug festgebannt.

Doch die Götter lächeln Gnade,
Und der Lauf beginnt auf's neu,
Alle feindlichen Gestade
Segelt Argo kühn vorbei.

Bringt das gold'ne Vließ zurücke
An der Heimat teuren Strand;
Und noch sind der Nachwelt Blicke
Rühmend auf die That gewandt.

Dein Beginnen wird wie jenes enden,
Glück und Ruhm sind dir gewiß,
Und zum zweiten Mal aus deinen Händen
Nehmen wir das goldne Vließ."

So wohl und herzlich gemeint diese Worte waren, schienen sie den Dichter doch eher trüb als froh zu stimmen, und es ging mit dieser kleinen Gabe, so wie mit manchem andern Versuch in dieser Zeit, der bestimmt war zur Aufheiterung, zur Herstellung des alten zwanglosen Verhältnisses, wie es früher zwischen uns geherrscht hatte, beizutragen; es mißglückte und schien gerade das Gegenteil, Mißmut und Entfremdung hervorzubringen; ja, es war, als berührte ihn schon jetzt die Vorahnung eines unseligen Ereignisses, das bald darauf eintrat. Grillparzer liebte seine Mutter auf's innigste und wurde ebenso von ihr geliebt. Ihm Freude zu machen, entschloß sie sich, ihr lange bei seite gesetztes Klavierspiel wieder hervorzusuchen um mit ihm die vierhändigen Stücke aus Beethoven'schen oder Mozart'schen Symphonien, Sonaten u. s. w. oder die Ouvertüren der neuesten Opern zu spielen, die er mich und meine Tochter oft spielen hörte, und einst äußerte er sich gegen diese in Rücksicht seiner Mutter: daß wenn sie sterben sollte, man ihn nur gleich mit ihr begraben möchte, weil er sonst niemand auf der Welt habe!

Und diese Mutter starb! eben in diesem Winter, eben während er an seiner Trilogie: der Gastfreund, das goldene Vließ und Medea arbeitete; und so wie man erzählte, war diese Katastrophe von sehr erschütternden Umständen begleitet. Ich war damals der Meinung, daß diese über alle Maßen störende Unterbrechung der Fortsetzung seiner Arbeit an jener Trilogie nicht günstig sein könne und sagte es ihm, als ich ihn sehr unvermutet bald darauf wieder sah, er aber war hierin anderer Meinung und setzte seine Arbeit fort.

Er war jetzt ziemlich lange nicht bei uns gewesen. Wenige Tage nach diesem traurigen Vorfall besuchte er meinen Mann im Büreau, was sonst äußerst selten geschah, und sagte ihm, daß er mit seinem Schmerze zu ihm komme, weil er glaube, daß nach seiner Mutter Tod niemand wärmer an ihm teilnehme als unser Haus. Befremdend war diese Äußerung seiner Anhänglichkeit wohl in einer Periode, wo er sich seit mehr als einem halben Jahre ganz von uns zurückgezogen, und auffallend kalt gegen uns benommen hatte. Dennoch empfingen ihn Pichler, und als er bald darauf zu uns kam, auch wir mit großer Herzlichkeit, obwohl ich nicht bergen kann, daß in der Tiefe unsrer Herzen etwas Gespanntes zurückblieb, erzeugt durch das Bewußtsein seines kalten Benehmens. Nach und nach glich sich das wieder aus, die alte Freundschaft trat wieder in ihre Rechte ein, aber das allererste Verhältnis ganz rücksichtsloser Annäherung, wie es im Anfang unserer Bekanntschaft und bis nach der Aufführung der Sappho bestanden, stellte sich nicht wieder her.

Im folgenden Frühling machte unser Hof eine Reise nach Italien. Grillparzer's dichterischer Ruhm, sowie seine einnehmende Persönlichkeit hatten ihm viele Freunde und Teilnehmer an seinem Wohl erworben; und so fand er Gelegenheit, sich Personen des Hofes anzuschließen und die Reise im kaiserlichen Gefolge mitzumachen, wozu ihm Jedermann, der ihn kannte, Glück wünschte, weil man sich eine günstige Einwirkung auf sein Gemüt wie auf seine Gesundheit versprach. Sein väterlicher Freund und Ratgeber, Schreyvogel, interessierte sich sehr dafür, und freute sich dieses glücklichen Zufalls für seinen Günstling, und dieser, in jugendlich frischem Mute, wie ihn ihm die Hoffnung das Hesperische Land zu sehn, einflößte, rezitierte uns ein Gedicht, welches er auf die bevorstehende Reise gedichtet, und wovon ich eine Strophe behalten habe, die ungefähr so lautete:

Dann komm ich zurück mit frischem Sinn,
Und schaff' in stolzer Ruh,
Was jung soll seyn, wie ich es bin,
Und alt soll werden wie du (nämlich das ewige Rom).

Wie wenig entsprach der Erfolg diesen fröhlichen Erwartungen! Ebensowenig als die glänzende Aufnahme der Sappho, von der sich seine Freunde so viel Gutes für des Dichters Erheiterung versprachen. Es war und ist wohl in dieses Sängers Innerm ein Zug, der ihm nicht erlaubt, sich irgend eines Gelingens recht zu erfreuen, wie er es auch in dem „Bann" und dem „Unfrieden" geschildert hat, und das ihm nach Iphigenia's Worten: „die nächste Freude von den Lippen wegzehrt." (A. a. O. III. Bd., S. 144 ff.)

Ich habe diesen Citaten aus den einst mit Recht vielgelesenen, nun völlig verschollenen Memoiren deshalb etwas größeren Raum eingeräumt, weil das Bild, welches sie uns von dem Dichter entwerfen, ein so lebensvolles und wahrheitsgetreues ist. Daß Caroline Pichler bezüglich jenes Umstandes, der den oben mitgeteilten Aufsatz Grillparzer's veranlaßte, irrig berichtet war, daß der junge Dichter seine Reise nicht im Gefolge des Hofes angetreten, ist, wie der Aufsatz selbst hervorhebt, ein sehr verzeihlicher Irrtum.

Bekanntlich hat Grillparzer dieser Reise auch in seiner

1852 geschriebenen, 1872 zuerst aus seinem Nachlaß veröffentlichten Selbstbiographie eingehend gedacht. Die dort gegebene Darstellung mit der vorliegenden im Einzelnen zu vergleichen, will ich unterlassen und nur so viel hervorheben, daß beide bezüglich der wichtigeren Thatsachen durchweg übereinstimmen und sich nur insofern unterscheiden, als dieser Aufsatz manches Detail bringt, welches in der „Selbstbiographie“ fehlt und umgekehrt, sodaß sich beide wechselseitig ergänzen. Einzelne Wendungen, wenn auch nicht ganze Sätze, sind identisch. Wie sich dies erklärt, könnte nur eine ganz genaue Feststellung der Entstehungszeit der „Selbstbiographie“ erweisen. Es ist nicht unmöglich, daß einzelne Kapitel der 1852 endgiltig durchgefeilten Arbeit bereits vor 1844 geschrieben waren, daß also Grillparzer dieses Manuskript bei Abfassung des vorliegenden Aufsatzes benutzen konnte. Vielleicht auch war es umgekehrt und Grillparzer benützte den Aufsatz gleichsam zur Auffrischung seines Gedächtnisses, als er an die Abfassung der „Selbstbiographie“ ging. (Ein Schluß-Artikel folgt.)



„Eine Kutsche kommt gefahren.“

Eine Kutsche kommt gefahren,
Vor meines Liebchens Thür.
Mit den blonden, goldenen Haaren,
Die soll jetzt kommen mit mir!

In der Kirch', im Dorfe da droben,
Da stehet ein Altar,
Und davor sich die Menschen geloben
Zusammen in Sonn' und Gefahr.

Die Braut kommt schon gegangen
In lichtem Myrtenkranz,
Mit den Locken, den blumigen Wangen,
Im Aug' so tiefen Glanz.

— Es ist ein Traum im Frühen.
Die Braut noch schlafet gar.
Die Myrt' will noch nicht blühen.
O Schatz, wann wird es wahr?

L. Hegelmeier.

Palmsonntag.

Es wehn die Frühlingslüfte,
Die Glocken tönen klar,
Mit Palmenzweigen knieet
Das Volk vor dem Altar.

Es preist den alten Heiland,
Der auf dem Esel ritt,
Von aller Welt verspottet,
Doch für dieselbe litt. —

Der seine Dornenkrone
Mit stolzem Frieden trug,
Und mild die Hand beklagte,
Die seine Wunden schlug.

Heut' seh ich schlechte Spötter,
Manch wundenschlagenden Wicht,
Und Esel und Palmenzweige —
Den Heiland seh ich nicht.

Max Franz.

Wehmut.

Der Jugend Wehmut gleichet dem lauen West,
Der um die braune Knospe der Birke spielt,
Unmutig seufzend, daß noch immer
Nicht das ersehnete Grün hervorsprießt.

Dem linden Schmeichler öffnet nur allzugern
Die kleine, blätterbergende Kammer sich,
Und bald ertönt ein süß' Geflüster
Unter dem grünen, belaubten Dache.

Des Mannes Wehmut ist wie der stille Tag,
Der sich im Herbst oft über die Wälder legt:
Kein Vogel singt, nur hin und wieder
Löst sich ein welkendes Blatt vom Baume.

Karl Jaenicke.

Mohnblumen.

Und wieder zieh' ich durch die weite Welt,
Und wieder flammt mir rings vom Wiesenrain
Die Blüte, die der Leidenschaft geweiht,
Der rote Mohn.

Und wieder, wie vor manchem, manchem Jahr
Bäumt sich empor dies ungestüme Herz
Und schreit nach Glück und schreit nach seiner Liebe,
Und wieder flammt vor meinem trüben Blick
Der rote Mohn!

Der rote Mohn und höhnet all mein Leid,
Und mahnt an all die ungeküßten Küsse,
Und mahnt an all die ungelöschten Gluten,
Und mahnt an meiner Seele tiefste Qual,
Der rote Mohn!

Hermine von Preuschen.

Spruch.

Rätsel ist's, wie sonder Fehlen,
Herz an Herz sich liebend bindet,
Größ'res noch, wenn Herz und Seele
Liebend kein Entgegnen findet.

Otto Roquette.



Dmitri.

Novelle von Benvenuto Sartorius.

Am klarsten offenbart sich das originelle Talent des Künstlers in dem, nach einem Eichendorff'schen Vers komponierten „Herbstfäden" benannten Bilde. Der Maler hat offenbar an das reizende Herbstidyll gedacht:

„Durch die Felder sieht man fahren
Eine wunderschöne Frau,
Spinnt von ihren langen Haaren
Goldne Fäden in der Au —"

Aber wie anders spiegelt sich diese, dem kindlich naiven Gemüt des deutschen Romantikers vorschwebende sinnige Naturgöttin in der abgrundtiefen, vom Sturm der Leidenschaften durchwühlten Seele unsres einheimischen Künstlers! Diese auf weißlich-grauen, sturmkündenden Wolkenfetzen ruhende Fee mit dem vom Winde zerzausten, farblos-blonden Haar, in dem nur hie und da, von einem durch's Gewölk brechenden verirrten Sonnenstrahl getroffen, ein mattgoldner Reflex aufleuchtet, mit den geknickten Schmetterlingsflügeln, von denen jeder Farbenschmelz abgestreift ist, dem wie in stummem Jammer über den Anblick der verödeten Fluren herb geschlossenen Mund ist keines jener märchenduftigen, rosenfingrigen Wesen, wie wir es uns bei den Worten des Dichters träumen; — sie ist die Verkörperung der das Menschenherz zusammenpressenden, von Todesahnungen durchwehten Herbststimmung. Und der Künstler versteht es meisterhaft, sich und uns in diese trostlos-pessimistische, schwermütige Stimmung zu versetzen. Wer sich in den Anblick dieser „Herbstallegorie" vertieft, den überläuft ein Frösteln, als fühle er bereits im Nacken den eisigen Hauch des nahenden Winters, dessen brutale Todesfaust selbst die Glut dieser Augen nicht zu bannen vermag. — Ja, die Augen sind das einzige lebenswarme Element in dem ganzen, matt abgetönten Bilde, sie sind auch das einzige, was uns an die Feeennatur dieser so realistisch aufgefaßten Frauengestalt mahnt — diese in unirdischem Feuer glühenden, tiefblauen Märchenaugen — —"

Ich legte das Zeitungsblatt, in welchem ich gelesen, aus der Hand und schloß für einen Moment, als gelte es, eine Täuschung der Sinne zu verscheuchen, die Augen. War es nicht seltsam, wie der Zufall sein Spiel trieb? Vor wenigen Stunden nach jahrelangem Umherschiffen auf fernen Meeren zurückgekehrt in die alte Heimat, eben bestrebt mich in den Gedanken einzuleben, ein Fremdling geworden zu sein unter Fremden, belehrte mich der erste Blick auf das eben Durchlesene, daß doch nicht alle Fäden abgerissen seien zwischen dem Einst und Heute. —

Ich hatte, sobald ich wieder den heimischen Boden unter meinen Füßen fühlte, das Bedürfnis empfunden mich über das Leben der Gegenwart, über die Strömung, die jetzt an der Newa herrschte, zu orientieren; kam ich mir doch wie ein Barbar vor in meiner Unwissenheit; denn meine Stellung als Marinearzt auf einem Weltumsegler hatte mich seit Jahren jedes schriftlichen Verkehrs mit der Heimat beraubt. So warf ich mich mit wahrem Heißhunger auf die mir vom Kellner gebrachten Zeitungen. Das erste Feuilleton, welches mein Auge durchflog, war der Schluß eines Berichts über die diesjährige Kunstausstellung. In einer früheren Nummer mochte der Name des Malers genannt gewesen sein, dessen bestem Bild dieses Schlußwort galt, in dem heutigen Bericht fehlte er. Trotzdem war ich keinen Augenblick in Zweifel darüber, wer jener Künstler sei, dessen eigenartige Auffassung das Publikum frap-

pirte und fesselte. Ja, ich kannte sie einst beide in den Tagen der Vergangenheit, den Maler und — sein Modell! —

Es war eine geraume Spanne Zeit, die meine Gedanken überfliegen mußten, um an jene losen Fäden der Erinnerung anzuknüpfen, die diese Zeitungskritik in meiner Seele wachgerufen.

Ich hatte eben meine medizinischen Studien beendet und war als außeretatmäßiger Assistent einem der größeren Hospitäler der Residenz zugezählt, welche Stellung einem jungen Arzt die beste Gelegenheit bietet, seine praktischen Kenntnisse zu erweitern, leider aber mit gar keinem pekuniären Vorteile verbunden ist.

Zunächst kümmerte mich das wenig, da ich die feste Überzeugung hatte, daß über kurz oder lang eine glänzende ärztliche Laufbahn meiner harre. Dieser Glaube an meine „höhere Bestimmung" sollte indes eine harte Probe bestehen, denn Monat auf Monat verrann, ohne daß die Patienten, wie ich einst geträumt, sich zu dem neu aufgehenden Stern drängten. Auch in meiner Stellung am Hospital änderte sich nichts, obgleich mir der Oberarzt der Anstalt, ein Mann von hervorragenden Kenntnissen und einflußreichen Verbindungen, wohlwollte und ich auf seine Verwendung rechnen konnte. Winter und Frühling waren so in aussichtslosem Harren verstrichen und das Semester nahte seinem Ende, als er mich eines Abends, behufs einer „wichtigen Besprechung" zu sich beschied.

„Andreï Wassilitsch," begann er nach flüchtiger stummer Begrüßung (ich führe den guten deutschen Namen Heinrich und mein Vater nennt sich Wilhelm, aus welchen beiden, der slavischen Zunge ungewohnte Namen sich der Russe die vorstehende Anrede konstruiert), „haben Sie jemals eine Spur von pädagogischem Talent in sich entdeckt?"

Auf ein ganz anderes Gesprächsthema vorbereitet, ward ich durch diese sonderbare Gewissensfrage so frappiert, daß ich die Antwort darauf schuldig blieb.

Der Fragende schien eine solche auch kaum erwartet zu haben, denn er fuhr, nachdem er mich durch eine kurze Handbewegung zum Sitzen aufgefordert, ohne weiteres fort:

„Ich bin von einer mir befreundeten Familie mit einem äußerst heiklen Auftrag beehrt worden. Es handelt sich darum, für ein nervöses Bürschchen von etwa fünfzehn Jahren einen Gouverneur ausfindig zu machen, welcher medizinische Kenntnisse und womöglich praktische ärztliche Erfahrung besitzt, um den Unterricht, der übrigens von Lehrern des nächsten Gouvernements-Gymnasiums erteilt wird, dem Gesundheitszustand des überreizten Jungen anzupassen und zu leiten. Die Stellung ist pekuniär brillant, im übrigen jedoch so undankbar wie nur irgend möglich, und ich halte es für meine Pflicht, Sie im voraus auf alle Schwierigkeiten aufmerksam zu machen. Der Vater des Jungen, ein Kleinrusse, und allem nur erdenkbaren finsteren Aberglauben unterworfen, erlag der diesem Volke eigentümlichen, „schwarzen Melancholie" *) und nahm sich in einer Anwandlung von Trübsinn das Leben. Die Mutter, eine schöngeistige, hysterische Dame, deren zartes Nervensystem wohl schon durch das Zusammenleben mit dem schwermütigen Gatten manchen Stoß erlitten, ward bei dem jähen tragischen Ende des Mannes wahnsinnig und fristet in einer Privatirrenanstalt, ohne Aussicht auf Heilung, ein elendes Dasein. Eine entfernte Verwandte derselben hat sich nun des verwaisten Jungen mütterlich angenommen, was ja immerhin ein hübscher Zug von der Dame ist, mir indes wenig zuträglich für die Charakterentwicklung des Neffen zu sein scheint. Sie ist eine jener Frauen, wie sie unser modernes Rußland jetzt zu Hunderten hervorbringt; Frauen, die ohne alle Grundsätze bald mit dieser, bald mit jener Anschauung kokettieren. Auf allen möglichen Gebieten bewandert, ohne irgend welche tiefere Bildung zu besitzen, versteht sie, pikante Konversation zu machen, und ist, wo sie hinkommt, der Mittelpunkt für unsere Herrenwelt. Seit Jahren von ihrem Manne getrennt, der wegen irgend einer dunklen Geschichte nach Sibirien verbannt ist, lebt sie bald auf ihren Gütern, bald auf Reisen in der Schweiz, in Paris, in Baden-Baden, bald taucht sie in den Salons unsrer Residenz auf, ein leuchtendes Meteor, mit einem Schweif von Verehrern. Daß von dieser Seite auf keine moralische Unterstützung bei der Erziehung des Neffen zu rechnen ist, daß man im Gegenteil jederzeit auf launenhafte Einmischung gefaßt sein muß, ist sicher. Von einer Erziehung als solcher kann bis jetzt bei dem Jungen überhaupt nicht die Rede sein. Das Kometenleben der Frau, die aus falsch verstandenem Mitleid für das ‚elternlose Kind' es auf allen ihren Irrfahrten mit sich nimmt, gestattete nirgends ein Festwachsen, die Durchführung eines planmäßigen

*) Eine Art Verfolgungswahn, hängt mit dem Vampyr-Glauben zusammen. D. Verf.

Unterrichts. Sie müßten sich also vor allen Dingen hüten, sich auch nur den geringsten Illusionen auf eine erfolgreiche Thätigkeit hinzugeben, bei einem Jungen, der unter solchen Kindheitseindrücken und in solcher Umgebung aufgewachsen ist! Eben darum ist mir der Auftrag im höchsten Grade fatal, da ich mir der Verantwortlichkeit, welche ich nach beiden Seiten hin auf mich nehme, vollkommen bewußt bin."

Er seufzte tief auf und rieb sich verlegen die Hände.

„Sie werden mich nun," fuhr er fort, „vielleicht fragen, wie ich dazu komme, gerade Sie mit diesem Anerbieten zu beglücken. Nun, Andreï Wassilitsch, als ich im Geiste die jüngern Leute unter unsern Medizinern Revue passieren ließ, kehrten meine Gedanken unwillkürlich immer wieder zu Ihnen zurück. Was Ihre medizinische Befähigung anbelangt, so kenne ich Sie genügend, um in dieser Beziehung für Sie einzustehen. Dann sagte ich mir, Sie wären doch noch ein Mensch, der sich von der Universität die nötige Frische, den flotten Unternehmungsgeist herübergerettet habe ins Alltagsleben und beides gehört dazu, um ein so undankbares Amt zu übernehmen. Aber noch ein andrer Beweggrund veranlaßte mich, Ihnen die Angelegenheit vorzulegen. Wenn ich mich in Ihre Lage, die Lage eines jungen thatkräftigen Mannes versetzte, so frage ich mich unwillkürlich, ob es nicht weniger drückend ist, an einem schwierigen Problem, wenn auch ohne Hoffnung auf Erfolg, seine Kräfte zu erproben, als in einer Schar aussichtsloser Aspiranten auf ärztliche Praxis nur eben einer unter Hunderten zu sein."

„Nun überlegen Sie sich die Geschichte," schloß er, mir väterlich die Hand auf die Schulter legend, „und morgen, nach Schluß unsrer Ambulanz teilen Sie mir das Resultat Ihrer Erwägungen mit." —

Acht Tage später saß ich in einem Coupé erster Klasse des Moskauer Kourierzugs meinem neuen Zögling Dmitri Petrowitsch Barjätin gegenüber, um ihn auf die in Südrußland gelegene Besitzung seiner Tante zu begleiten, wo diese ihn bereits erwartete. Sie hatte das Leben in der ausgestorbenen Residenz, deren oberste Kreise bereits auf dem Lande weilten, nicht ausgehalten und war schon nach Schluß der Saison vorausgefahren, während der Neffe, der während des Winters eines der hiesigen deutschen Gymnasien besucht hatte und durch den Unterricht ein paar Wochen länger festgehalten wurde, bei einer befreundeten Familie geblieben war.

Da unsere Eisenbahnfahrt viermal 24 Stunden andauerte, so hatte ich Muße, einige Vorstudien über den Charakter meines Zöglings und Reisegenossen zu machen. Was ich da wahrnahm war nicht dazu angethan, meine schwachen Hoffnungen zu beleben, schien vielmehr die trostlose Schilderung meines Chefs noch weit hinter sich zu lassen.

Ich fand einen blasierten, frühreifen Knaben, dessen mit allen Genüssen übersättigte Seele in einem gebrechlichen nervösen Körper wohnte, ein greisenhaftes Kind von fünfzehn Jahren. Ein dunkler Bartanflug ließ das bleiche Gesicht mit den schlaffen Zügen und den halbgeschlossenen Lidern um zehn Jahr älter erscheinen. In sich zusammengesunken, eine Zigarette in der nachlässig herabhängenden Hand, saß er teilnahmslos da, das Ab- und Zuströmen der Passagiere nicht beachtend, ohne einen Blick durch's Coupéfenster zu werfen — das richtige Kind unserer entnervten vornehmen Kreise. Hob er indes die Wimpern, was selten geschah, nur wenn eine provozierende Äußerung meinerseits ihn momentan seinem blasierten Hinbrüten entriß, so flackerte mir aus der dunklen, schwarzblauen Tiefe dieser Augen ein Feuer entgegen, das mit der ganzen apathischen Haltung auf's seltsamste kontrastierte und mein Nachdenken anregte. Ich stand vor einem psychologischen Rätsel, dessen Lösung mich bald auf's höchste zu interessieren begann.

Ich erinnere mich noch solch eines ‚lichten Moments', wie ich dieses blitzartige Heraustreten aus der unnatürlichen, gemachten Teilnahmslosigkeit nennen möchte. Vergebens hatte ich versucht, an seine Reiseeindrücke anknüpfend, ein Gespräch anzubahnen; die einsilbigen Antworten meines jugendlichen Gefährten verrieten eine Indolenz, die mich schaudern machte. Endlich riß mir die Geduld. „Ich begreife nicht," fuhr ich heraus, „wie ein junger Mensch wie Sie so dahinleben kann! Was können Sie von der Zukunft erwarten, wenn Sie es versäumen, Erinnerungen zu sammeln in der Jugend für die freudenlosen Tage des Alters. Der Mensch säe, um einst zu ernten! Und es ist die höchste Lebensaufgabe jedes Menschen, in seiner Brust das heilige Feuer der Begeisterung für alles Schöne und Erhabene zu hüten vor dem erkältenden Hauch der Außenwelt. ‚Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder'," schloß ich, mich immer mehr erwärmend.

„Ich hasse den Mai und die ganze Frühlingsseligkeit!“ unterbrach er mich erregt, während ein fliegendes Rot über seine fahlen Züge flackerte und sein noch eben so matter Blick aufflammte. „Für neun Zehntel der Menschheit ist dieser vielbesungene Lebenslenz gleichbedeutend mit Knechtschaft der Schulbank und Zurücksetzung in der Gesellschaft. Wehe dem, der es nicht versteht, seine Gefühle zu verbergen vor dem kritischen Blick der sogenannten ‚erfahrenen Leute‘, will er sich nicht dem mitleidigen Achselzucken aussetzen, mit dem die ‚unreifen Ansichten eines phantastischen Knabenkopfes‘ belächelt werden.“

Es klang etwas wie schluchzender Groll in dem Ton seiner Stimme. Nach einer minutenlangen Pause, während welcher ich mich wohl hütete, den Zauber, den meine Worte heraufbeschworen, durch eine unvorsichtige Äußerung zu entkräften, fuhr er ruhiger fort: „Und was ist dem Künstler der schönste Frühlingsmorgen mit seinem impertinenten Grün und grellen Sonnenlicht gegen einen stimmungsvollen Spätherbsttag, wenn die schrägen Strahlen der Sonne in dem sich entfärbenden Laube alle Skalen vom leuchtendsten Gelb bis ins tiefdunkelste Weinrot hervorzaubern?“

Er schwieg, wie sich auf seine Rolle besinnend, und verfiel wieder in die alte Apathie. —

Ich war nicht wenig gespannt, die Frau kennen zu lernen, deren verderblicher Einfluß, wie ich mir sagen mußte, zum größten Teil die widernatürliche Charakter-Entwicklung ihres Neffen verschuldet, und ich muß gestehen, daß mich unsere erste Begegnung etwas enttäuschte, und mich veranlaßte, ihr im Herzen all das Böse abzubitten, was ich ihr angedichtet. Ich fand sie weder so verführerisch noch so extravagant, wie ich sie mir nach den Andeutungen meines Chefs vorgestellt.

Eine Frau am Ende der zwanziger oder Anfang der dreißiger Jahre, mit unregelmäßigen Zügen und einer Haut, deren durchsichtige Blässe an die wachsbleiche Färbung der Orientalinnen gemahnte, das aschblonde Haar, welches durch reichliche Anwendung von Puder noch um eine Nüance lichter erschien, als es von Natur war, im Nacken lose durch eine schwarze Sammtschleife zusammengehalten, die hohe Gestalt in ein faltiges Morgengewand aus buntem indischen Stoff gehüllt, welches, von keinem Gürtel zusammengehalten, jede Kontur des Körpers unter den dichten, schwerherabfallenden Falten verbarg — so erschien mir Ludmilla Michailowna auf der Schwelle ihres Hauses, da wir endlich am Morgen des vierten Tages, abgespannt und reisemüde, in der von vier feurigen Kosakenpferdchen gezogenen Equipage, — ein kleinrussischer Gutsbesitzer kann nur vierspännig fahren — vor dem Herrenhaus von Neshdanowka anlangten.

Obgleich ich schon von weitem gewahrte, wie ihre Augen mit durchdringender Schärfe auf mir hafteten, schien es doch bei unserer Ankunft, als existiere nur Dmitri für sie, der mit einer Lebhaftigkeit, die ich ihm nicht zugetraut hätte, aus dem Wagen sprang und die ihm entgegengestreckten weißen Hände mit Küssen bedeckte; worauf sie sich zu ihm niederbeugte und mit ihren Lippen leicht seine Stirn und Wangen berührte. Ihn unter das Kinn fassend, blickte sie einen Moment lang forschend in die zu ihr aufschauenden, von dem grell hereinfallenden Lichte der Morgensonne geblendeten schwimmenden Augen — „Maltschischka!“ *) sagte sie halblaut, ihm einen leichten Backenstreich versetzend, worauf sie sich zu mir wandte und meinen ehrerbietigen Handkuß nach russischer Sitte mit einem Kuß auf die Stirn erwiderte.

„Mein Freund in Petersburg wird Ihnen hoffentlich uns beide“ — sie legte den Arm um die Schulter des neben ihr stehenden Jünglings — „so schwarz geschildert haben, daß Sie keine Enttäuschung zu befürchten haben und wir uns miteinander einleben werden,“ begann sie mit liebenswürdiger Ironie, „und schließlich die Überzeugung gewinnen, daß auch wir ‚besser sind als unser Ruf!‘“

Ein alter Diener hatte sich unterdessen unserer Koffer bemächtigt. „Jefim,“ wandte sich die Herrin in befehlendem Ton an ihn, „trage die Sachen in den Seitenflügel! Der Herr Doktor — wie ist doch Ihr Name? — Andreï Wassilitsch, wird das Zimmer neben dem jungen Herrn beziehen.“

„Ich erwarte Euch im Speisezimmer mit dem Thee, Mitja,“ **) rief sie, in einer offenen Thür links verschwindend, über ihre Schulter dem Neffen zu, während wir dem vorauskeuchenden Graukopf durch eine Flucht leerstehender Räume folgten, bis wir die für uns bestimmten, mit altmodischem Pomp möblierten Gemächer erreicht.

* * *

Der alte Jefim war einer jener Diener, wie sie bei uns in Rußland auf den Gütern noch häufig anzutreffen sind. Im Dorfe geboren, hatte

*) Diminutiv von Maltschik, Knabe, hat einen spöttischen Beigeschmack, wie „Kindskopf“.

**) Mitja, Diminutiv für Dmitri.

er sein ganzes Leben im Dienste der Gutsherrschaft zugebracht und genoß jetzt im Alter halb und halb das Gnadenbrot, denn seine Leistungen waren kaum mehr als solche zu rechnen. In anderen zivilisierteren Ländern wächst solch ein altes Familienstück allmählich mit der Herrschaft zusammen und nimmt sich eine gewisse Vertraulichkeit heraus im Verkehr mit den Angehörigen des Hauses, weil es sich selbst wie ein dazu gehöriger Teil vorkommt. In Rußland, wo der Unterschied zwischen den Gebildeten und dem niederen Volke viel größer ist, wäre ein solches Verhältnis undenkbar. Der einfache ‚Mushik‘,*) dem die Kunst des Schreibens und Lesens wie höhere Magie erscheint, vergißt nie die himmelweite, unüberbrückbare Kluft, die ihn von dem ‚Herrn‘ scheidet, dem er sich nur in demütig unterwürfiger Haltung zu nahen wagt, sich zu Boden werfend, mit der Stirn die Erde berührend und in scheuer Ehrfurcht den Ärmel oder den Saum des Gewandes der Herrschaft küssend, die nach seiner naiven Anschauungsweise in der Rangordnung unmittelbar nach Gott und seinem Namenspatron rangiert. Sein Horizont geht über die Grenze des Gutes nicht hinaus; der Wille der Herrschaft ist für ihn unfehlbar und der Inbegriff aller Weltweisheit, dem er, ohne ihn einer Kritik zu unterziehen, wie ein Automat blindlings gehorcht. Nebenbei steckt aber auch viel ‚unbewußte Philosophie‘ in solch einem einfachen Mushik, und läßt sich ein Fremder mit ihm ins Gespräch ein, so wird er über die Fragen solch eines Naturphilosophen, über seine resigniert heitere Lebensanschauung verwundert sein.

Ich hatte es nicht versäumt, gleich bei meiner Ankunft mir den alten Jefim zum Freunde zu machen. Seine Dankbarkeit und Freude kannte keine Grenzen, als ich ihm ein Pfund Tabak verehrte, auf welchem, wie ich bemerkte, seine Blicke mit stillem Neide hafteten, während er mir beim Auspacken und Einräumen meiner Habseligkeiten half. Wußte ich doch, daß ein ‚Tschajock‘**) bei uns in Rußland nie schaden, oft aber dem Geber von großem Nutzen sein könne.

Der Alte pflegte mir allmorgentlich meine geputzten Stiefel und Kleider ans Bett zu bringen, worauf er sich noch einige Zeit im Zimmer zu schaffen machte, um etwaige Befehle oder Fragen meinerseits abzuwarten.

*) Bauer.

**) Tschajock, wörtlich ‚Theegeldchen‘ — Trinkgeld.

Ich benutzte diese Gelegenheit, mich über das Gut und seine Bewohner etwas zu informieren.

Neshdanowka, das Gut Ludmilla Michailowna's, war eine große herrliche Besitzung am rechten Ufer des Don, hatte jedoch, wie mir der Alte versicherte, nicht ein Fünftel der Ausdehnung der meinem Zöglinge bei seiner Volljährigkeit zufallenden Ländereien, die, nur durch den Fluß getrennt, an Neshdanowka angrenzten und manches deutsche Fürstentum an Größe und Reichtum ausstechen mochten. Die einzige Reise, die Jefim in seinem Leben gemacht, hatte sich dorthin erstreckt. Er hatte seine Herrin begleitet als sie den verwaisten Neffen zu sich herüberholte, nachdem drüben ‚das große Unglück‘ sich zugetragen.

„Der Sommer hatte in dem Jahr lang angedauert,“ erzählte mir der Alte, „aber über Nacht war es Herbst geworden und die Blätter hatten ihr frisches Grün verloren. Das macht, die Russalka‘*) war vor Sonnenaufgang über die Fluren hingezogen mit ihrer goldenen Spindel, um der blühenden Erde das Leichenhemd zu weben . . . die ganze Luft hing voll loser, schwebender Fäden, die sich uns wie ein grauer Schleier vor's Gesicht legten. — Es thut nicht gut, an solch einem Tage etwas zu beginnen,“ fügte er hinzu, „und die Bárina**) hätte nicht lachen sollen, wie ich es ihr sagte. Sie kann es jetzt sehen an unserem jungen Herrn, dem haben die flatternden Fäden den klaren Blick getrübt, daß er krank und siech in seinem Herzen geworden ist und keine Lust mehr hat an den Freuden der Jugend . . .“

Er nickte trübe vor sich hin und schwieg einige Minuten; dann, einen scheuen Blick durch die offene Thür in das anstoßende Zimmer werfend, wo Dmitri in festem, totenähnlichen Schlaf auf seinem Lager ruhte, fuhr er, sich mir nähernd, in flüsterndem Tone fort: „Die Bárina sagte daß Ihr ein großer Doktor seid, Andreï Wassilitsch und daß Ihr gekommen seid, unseren jungen Herrn gesund zu machen ... aber warum nehmt Ihr ihn dann nicht von hier fort? Die Luft, die er hier atmet, macht ihn krank, glaubt mir! Der Geist seines toten Vaters, der nicht Ruhe finden kann im Grabe, weil er den Tod gewaltsam herbeigerufen, bevor Gott ihn ihm schickte, ist verdammt, über diesen Stätten, da er gelebt, zu schweben und sitzt allnächtlich am Bett des Sohnes,

*) Eine Naturgöttin, welche im Aberglauben des russischen Volkes eine große Rolle spielt.

**) Bárina — Herrin, sowie Bárin — Herr.

dem sein starrer Leichenblick die Lebensfreudigkeit nimmt. Und am Tage läßt die Nähe Ludmilla Michailowna's ihn nicht gesunden . . ."

Ich blickte überrascht auf den alten Diener, der da so ruhig einem Gedanken Worte lieh, der mich zuweilen heimlich beschlichen, wenn ich das seltsam aufgeregte Wesen Dmitri's in Gegenwart der Tante beobachtete und es mit seiner sonstigen Apathie verglich.

„Kennt Ihr jene Blumen," fuhr der Alte, der es, wie alle Söhne seines Volkes, liebte, in Gleichnissen zu reden, fort. „Ich weiß ihren Namen nicht zu nennen, doch habe ich sie oft, da ich noch jung war, in lauen Sommernächten an sumpfigen Waldstellen gefunden. Hoch und schlank schießt der üppige Schaft empor, wie eine Lilie anzusehen mit seinen weiß glänzenden Blüten, die am Tage geschlossen, sich erst bei sinkender Nacht öffnen. Süß ist ihr Duft, aber nimmst du sie ins Zimmer, so macht sie dich krank, denn Fieber haucht ihr Atem . . . Ich muß immer an sie denken, Herr, wenn ich die Bárina ansehe."

„Ludmilla Michailowna's Mann ist verschickt?" fragte ich schnell, da der Alte sich still zum Gehen anschickte.

Er wandte sich langsam wieder um.

„Verschickt!" wiederholte er leise und ich sah, wie es in dem alten Gesicht zuckte. „Möge Gott denen verzeihen, die Schuld daran tragen! Alle Leute im Dorfe weinten, als die Gendarmen ihn fortführten!"

„Und seine Frau . . ." fragte ich gespannt.

Ein böses Lächeln huschte wie ein Schatten um die bärtigen Lippen des Graukopfs.

„Die hatte ja selbst bei Gericht die Anzeige gemacht, daß der Bárin den Kapitän Danielowicz, den schlechten Kerl, der sein Leben schon zehnmal verwirkt, erschossen habe. Ja, das war eine böse Zeit, Herr!" er kratzte sich nachdenklich hinter dem Ohr. „Ihr werdet mich der Bárina nicht verraten, daß ich die alten Geschichten wieder aufwärme. Sie würde mich durchpeitschen, wenn sie es ahnte, sie ist eine gestrenge Frau, die Bárina, und kennt kein Mitleid mit alten, mürbe gearbeiteten Knochen."

„Also es war damals, bald nach der Geburt der kleinen Nastia, und es kamen wieder viele Gäste zu uns aufs Gut, wie es anfangs, gleich nach der Hochzeit gewesen war, und blieben ein, zwei Tage, manchmal noch länger. Damals hatte der Herr ein Auge zugedrückt — erbarmt Euch, Andreï Wassilitsch, was sollte er thun?! Die Bárina klagte, daß die Einsamkeit und Langeweile sie krank mache, und der Herr war verliebt in seine schöne, junge Frau — wie ein Knabe! — Aber jetzt machte er ein böses Gesicht, besonders wenn der geschmeidige polnische Kapitän kam, der immer so süße Redensarten lispelte und so besondre Augen machte, wenn er mit Ludmilla Michailowna sprach. Nun, einmal spielten sie Karten zusammen und der Bárin, der schon lange ein Auge auf ihn hatte, sieht, daß der Polak gezeichnete Karten hat und schlägt sie ihm aus der Hand — ich stand ganz nah und konnte alles genau sehen, denn ich sollte gerade die Theegläser vom Tische nehmen — da sehe ich, wie der Kapitän in die Brusttasche greift und einen Revolver zieht, unser Herr aber packt ihn am Handgelenk und sie fangen an zu ringen; da geht das Ding los und die Kugel geht dem Kapitän ins Auge, daß er wie ein Stück Holz hinterrücks zu Boden fällt."

„Und Ludmilla Michailowna?"

„Sie saß ganz ruhig, als sei nichts geschehen, auf ihrem Platze, nur sehr bleich war sie geworden und die Zigarette war ihr aus der Hand gefallen. Ihre Augen blickten so seltsam, wie nie zuvor, gar nicht wie Menschenaugen, sie leuchteten förmlich in der Dämmerung, daß es mir ganz grausig wurde . . . Dann stand sie auf, und an mir vorbeigehend, zeigte sie, ohne hinzusehen, nach der Leiche, als wollte sie sagen: Du bist Zeuge! und verließ, ohne ein Wort an ihren Mann zu richten, das Zimmer. Gleich darauf hörte ich den Kutscher fortreiten und ein paar Stunden später waren die Gendarmen da. Bis sie anlangten, hielt sich die Bárina in ihrem Zimmer eingeschlossen, wo sie auch lange mit ihnen geredet hat, bevor sie den Herrn fortführten."

Der Erzähler schöpfte tief Atem und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Eine Pause trat ein, während welcher ich umsonst versuchte, den tiefen Eindruck, welchen die Worte des alten Dieners, seine einfache, leidenschaftslose Darstellung auf mich machte, abzuschütteln.

„Die Bárina," fuhr dieser ebenso fort, „war wie verwandelt seit dem Tage, da man das Urteil über ihren Mann gesprochen. Sie lebte förmlich auf und fuhr in der ganzen Umgegend herum, sich als Herrin zu zeigen, und dann fuhr sie nach Petersburg und das flotte Leben ging da erst recht los. Ihr Gewissen mag ihr aber doch manchmal schlagen, denn wenn sie mit dem jungen Herrn auf Reisen geht — sie soll ja wohl schon

die ganze Welt durchfahren haben, Länder, wo es gar keinen Zar und keine rechtgläubigen Christen giebt — dann nimmt sie die kleine Nastia, deren unschuldiges Gesichtchen mit den Zügen des Vaters sie an das Vergangene mahnt, nicht mit; die bleibt hier bei ihrer Amme und wächst auf wie unsresgleichen. Ja, auch wenn sie hier in Nashdanowka lebt, fragt sie oft wochenlang nicht nach dem Kinde; läuft es ihr über den Weg, dann überhäuft sie es mit Liebkosungen und Schmeichelnamen, aber die Kleine ist scheu und bangt sich vor der stolzen Mutter, die sie bald küßt, bald schlägt und von sich stößt, je nachdem ihre Laune ist."

„Aber Dmitri Petrowitsch," wandte ich ein, „scheint unter diesen Launen nicht zu leiden, gegen ihn zeigt sie sich immer gleich liebevoll und besorgt."

Der Alte fixierte mich einige Sekunden mit einem sonderbar forschenden Ausdruck im Blick, dann, sich abwendend, sagte er: „Ludmilla Michailowna liebt es, sich zu wärmen, ohne sich die Finger zu verbrennen, sie muß jemand um sich haben, an dem sie ihre Macht erproben kann Und der junge Herr, erbarmt Euch, ist völlig willenlos ihr gegenüber und würde alles thun, was sie von ihm verlangt. Die Russalka hat ihm die Sinne umsponnen, daß er nicht mehr weiß, was gut und was böse ist. Nehmt ihn von Neshdanowka weg, Doktor, und verhütet ein Unglück! Dmitri Petrowitsch hat die Natur seines Vaters und wird das Siechtum nicht ertragen."

* * *

Die Worte des alten Dieners hatten einen tieferen Eindruck auf mich gemacht, als ich es mir selbst eingestehen wollte; und ob ich mir noch so oft sagte, daß der Aberglaube das Meiste zu den düsteren Befürchtungen des Alten beitrug und das strenge Regiment, welches die Gutsherrin führte, ihre Untergebenen, trotz ihrer sklavischen Unterwürfigkeit, zu härterer Beurteilung ihrer Handlungsweise in der dunklen Affaire, vor ihrer Ehescheidung verleitete, fühlte ich mich doch veranlaßt, die Frau, die mir anfangs so harmlos erschienen, schärfer zu beobachten und ein Alleinsein Dmitri's mit der Tante zu verhüten, ihn überhaupt soviel als möglich von ihr fern zu halten. Die konsequente Durchführung einer sofort nach unsrer Ankunft auf Neshdanówka angefangenen Kur gab mir dazu die erwünschte Gelegenheit. Mein Bestreben war es, den erschlafften Körper des Knaben durch zweckmäßige Abhärtung, seinen Geist durch geregelte ernste Beschäftigung zu heilen.

Bei jedem Wetter wurde in dem nahen Don geschwommen, auf kleinen ungesattelten Kosakenpferden weite Spazierritte in die Steppe unternommen und außerdem einige Stunden gründlich Gymnastik getrieben. Einige Male in der Woche kam ein Gymnasiallehrer aus der nächsten Stadt auf's Gut, um mit meinem Zögling zu arbeiten, an den andern Tagen lasen wir zusammen Homer. Ich hatte die Genugthuung, bald einen erfreulichen Fortschritt zum Bessern gewahren zu können und Madame so den augenscheinlichen Beweis für die Richtigkeit einer Methode zu geben, mit der sie sich anfangs durchaus nicht befreunden konnte, immer befürchtend, daß die schwachen Nerven des armen Jungen diese ‚Pferdekur' nicht aushalten würden.

Je mehr sich Dmitri körperlich gekräftigt fühlte, umsomehr verlor sich auch das Unnatürliche, Gemachte seines Wesens. Die Verschlossenheit, die sich anfangs meinen Bemühungen entgegengestellt, wich, wenn wir allein waren, einer scheuen Vertraulichkeit, die mich umsomehr rührte, als gerade ich es war, der rücksichtslos alle Schwächen des verweichlichten und verwöhnten Jungen geißelte und mit unnachsichtiger Strenge bekämpfte. Nicht wenig trug zu dem Interesse, welches mir mein Pflegebefohlener einflößte, die Erkenntnis bei, daß in dieser schwachen, irregeleiteten Menschenseele eine geniale Künstlernatur rang mit dem hohlen rein äußerlichen Sein, welches, ein Fluch der Gesellschaft, der er entwachsen, lähmend auf den jugendlichen Enthusiasmus drückte. Aus losen Blättern, die mir hier und dort in die Hände fielen, Bleistift- oder Kohlenzeichnungen und Farbenskizzen, war mir diese Offenbarung geworden. Obgleich Laie, fühlte ich doch auf den ersten Blick, daß ich es hier mit den Spuren eines echten, unzweifelhaften Talents zu thun habe, dem nur die künstlerische Ausbildung fehle. Eine außergewöhnlich scharfe Individualisierungsgabe verriet sich in den mit sichrer Hand hingeworfenen Linien, in den Vorwürfen eine lebhafte, alles Hergebrachte umstoßende und überflügelnde Phantasie.

Es braufte und gärte in diesem Knabenhirn von den widerstreitendsten, halb noch unbewußten Gefühlen, die gewaltsam nach einem Ausdruck, nach einem Ziele suchten, und die Aufgabe des Mentors und Arztes war es, dieses unbestimmte

Drängen in ein klar bewußtes Handeln zu übersetzen, dem Dasein einen Zweck, dem suchenden Blick ein Ziel zu geben, damit der Jüngling im Ringen nach demselben seine Kräfte übe und alle unreifen, widernatürlichen Regungen überwinde. —

Eines Abends beim Thee war es mir gelungen, das Gespräch unmerklich auf die Frage der Wahl eines Lebensberufs zu bringen, eine Frage, die bald auch an Dmitri mit ihrem ganzen Ernst herantreten werde.

Ludmilla Michailowna hatte mir mit schlecht verhehlter Ungeduld zugehört, zuweilen nervös auflachend. „Nun," meinte sie spöttisch, da ich geendigt, „diese so ‚ungeheuer wichtige Frage' berührt Gott sei Dank meinen Neffen nicht. Soviel ich Mitja kenne, wird er wenig Geschmack daran finden, seine Güter einmal selbst zu bewirtschaften und bei den unerschöpflichen Quellen, die ihm dereinst zu Gebote stehen werden, wird er wohl gleich andern jungen Leuten seines Standes sich begnügen, auf Reisen oder in der Residenz ein möglichst abwechslungsreiches, angenehmes Leben zu führen und, so weit es möglich ist, den Rubel unter das Volk zu bringen."

„Ich hoffe, Ihr Neffe wird zu stolz, zu hochstrebend sein, um dies wenig ehrenvolle Beispiel seiner Standesgenossen nachahmungswert zu finden," wandte ich mit ernstem Nachdruck ein. „Wen die Natur mit so reichen Gaben bedacht hat, dem legte sie auch die Verpflichtung auf, damit Wucher zu treiben, und ein Talent, das nur begnadeten Sterblichen zu Teil wird, nicht brach liegen zu lassen."

Ein Schimmer von freudiger Genugthuung verklärte das Antlitz Dmitri's, der bisher den stummen Zuhörer bei unserm Meinungsaustausch abgegeben. „O, dürfte ich hoffen, Du ließest Dich durch des Doktors Ausspruch überzeugen," ergriff er erregt das Wort, einen flehenden Blick auf das in ungläubigen Spott verzogene Gesicht der stolzen Frau werfend, „daß es mehr als eine bloße kindische Laune ist, wenn ich Dich bitte: Laß mich Künstler werden! Verlange nicht, daß ich mich in thatenlosem Nichtsthun verzehre, ich reibe mich auf in dem Kampfe, den Du von mir forderst, in dem Kampfe, den mich die Unterdrückung dieses Lieblingswunsches kostet! Sage nicht, daß es der Aristokratie nicht zieme, sich durch die Arbeit des Geistes oder der Hände in eine Linie mit dem Volk zu stellen. Haben wir nicht gerade bei uns in Rußland die leuchtendsten Beispiele auf allen Gebieten der Kunst und Litteratur, die uns zeigen, wie der Edelmann sein Wappenschild mit dem Lorbeer errungener Verdienste schmückt und uns so den Beweis liefern für die innere Haltlosigkeit der alten Vorurteile?! Ich erinnere Dich nur an unsern größten Schriftsteller, den Grafen Tolstoi . . ."

„Und was würdest Du malen, Närrchen?" unterbrach ihn die Tante spottend.

Ein heißer, beredter Blick aus dem Auge des Knaben umfing die üppige Gestalt der Fragenden. „Die Russalka würde ich malen, wie sie in den Märchen unsres Volkes lebt," sagte er mit beklommner Stimme, „unsre Steppen, unsre Heimat."

Ihre Augen begegneten voll den Blicken des erregten Jünglings, ein seltsam flimmernder, ich möchte sagen, unterirdischer Glanz tauchte darin auf, daß ich unwillkürlich an die Worte des alten Jefim denken mußte . . . Welch' ungewöhnliche Augen! am Tage hatten sie durchaus nichts Auffallendes, erschienen beinah zu hell für das farblose Gesicht, bei Lampenlicht schien die Pupille sich zu erweitern und ließ die blauen Augen dunkel, fast schwarz erscheinen.

„Kleiner Phantast!" sagte sie in schmeichelndem Spott, ihm leicht über das dichte, dunkle Haar streichend. „Weißt Du nicht, daß die Russalka den Kindern gefährlich ist? — Frage nur Nastia, sie wird Dir hundert grausige Geschichten von den Wunschfrauen und Quellengeistern erzählen, die sie von der Amme und im Dorfe gehört hat." — Dann fuhr sie ernsteren Tones fort: „Hast Du auch bedacht, Mitja, daß wir, falls ich Deinem thörichten Drängen nachgebe und Dir die Erfüllung Deines Wunsches gewähre, uns auf lange Zeit, vielleicht auf Jahre trennen müssen?"

Der Jüngling zuckte leicht zusammen und das eben noch so erregte Gesicht verfärbte sich.

„Maltschischka!" klang es kaum hörbar spottend von den Lippen Ludmilla Michailowna's. Sich von ihrem Sitz erhebend, küßte sie den aus allen seinen Himmeln gerissenen Jüngling leicht auf die Stirn. „Gute Nacht, mein Junge, laß Dir von Deinen Zukunftsplänen nicht den Schlaf verderben und denke nicht zu viel an die Russalka, sonst schickt sie Dir böse Träume, thörichtes Kind!"

(Fortsetzung folgt.)

Mysterien der Seele.

Ein Gedicht
von
Adolf Friedrich Graf v. Schack.
(Fortsetzung.)

VI.

An jedem Tag von nun an pochte
Mein Herz entgegen ihr in hohem Schlag.
Doch daß ich selten ihr zu nah'n vermochte
Beklagt' ich, weil mit mißgunstvollen Mienen
Der Fürst auf uns're Zwiesprach sah
Und so wie er Euphrasia,
Die Klosterschwester, die mit Seraphinen
Als ihre Hüt'rin in das Schloß gekommen.
Zwar Jener war nicht von der Zahl der Frommen,
Nein, angesteckt schien er von Voltaire's Gift;
Nur nach Familienbrauch hatt' er die Nichte
Erziehen lassen im Clarissenstift.
Doch auf der Nonne Angesichte
War eingegraben: „Gott sei Lob,
Daß ich nicht bin von diesen räud'gen Schafen
In Christi Herde! Möge Gott sie strafen!"
Den Rosenkranz trug sie in Händen stets
Und ließ die Perlen durch die Rechte gleiten,
Doch schielte, während des Gebets
Umspähend, voll Verdacht nach allen Seiten.
So wurde bald durch sie beim Zwiegespräch,
Bald durch den Fürsten mir verlegt der Weg.
Da kam es, daß am alten Übel krank,
Am Gichtschmerz, auf die Lagerstätte,
Dem Portwein fluchend, dieser niedersank.
Auch war's mir dienlich, daß zur Morgenmette
Wie Vesper stets die Klosterschwester ging,
Daß aber Seraphine, ob sie auch
An ihrer Kindheit Glauben innig hing,
So streng nicht festhielt an dem Kirchenbrauch.
Bedacht nahm Anatol, der Gunst mir schenkte,
Zugleich, daß er der alten Spinne —
Wie er Euphrasia nannte — Ohr' und Sinne
Geschickt nach and'rer Seite lenkte.
Er ließ uns Zwei von ihr nicht überraschen,
Wenn bald mir am Klavier das Mädchen lauschte,
Bald leise Worte mit mir tauschte.
So manchen Augenblick konnt' ich erhaschen,
Der mir das Himmelreich erschloß.

Wer nie die Rede, die vom Mund ihr floß,
Vernommen, wer nur sah die Jugendfrohe,
Wie sie auf's flücht'ge Roß sich schwang,
Wie lachend sie die Zügel ihm verhängte,
Und fort durch Thäler, über Hügel sprengte,
Wie auf der Wiese sie ihr Gang,
Leicht wie der Schwalbe Sommerflug,
Von Orte hin zu Orte trug,
Der kann nicht ahnen, wie für alles Hohe
Und Herrliche das Herz ihr schlug.
Ich aber sah — die Morgen sei'n gesegnet,
Wo ich im Garten ihr begegnet
Und mir in Stunden heil'ger Weihe
Hinschritten an der Nußbaumreihe —
Ja, Zeuge war ich, daß die Engelreine,
Wenn zagend mir die Flügel sanken,
Empor sich in unsterblichen Gedanken
Zum Himmel schwang. Gleichwie die überreiche
Natur die Fülle ihrer Gaben
Ringshin verstreut mit vollen Händen,
So mit des Herzens, mit des Geistes Spenden
Nicht kargte sie: ihr selber unbewußt
Entströmten fort und fort sie ihrer Brust,
Als könnten nimmerdar sie enden.

Und o die Stunden dann, die wonnetrunk'nen,
Wenn das Gebirg noch von der hingesunk'nen
Weltleuchte glühte! wenn durch die Alleen
Wir wanderten, und von den Gartenbeeten
Den Blütenstaub des Holdorns und der Schlehen
Zu uns heran die Lüfte wehten!
Im Saal an's Piano mußt' ich dann mich setzen,
In welchen durch die off'nen Fensterbogen
Herein der Wiesen Abenddüfte zogen.
Und wenn ich von der Alten Meisterschätzen
Bald den und jenen bald in's Leben rief,
Wie wußte sie den Sinn zu deuten,
Der in der Töne jedem schlief.
Wie die vereinzelten, zerstreuten
Zu großen Harmonien zu verflechten,
Die voll zurück aus ihrer Seele klangen!
Was sanft die Lüfte säuseln in den langen,
Von Mondesglanz getränkten Junimächten,
Was in der Brust der Lebenden und Todten
An Tönen schlummert, was im morgenroten
Lichtglanze die erwachende Natur
Sanftlispelnd haucht durch Thal und Wald und Flur.
Was in der Wasserfälle Brausen
Erklingt, was bei des Sturmwinds Sausen
Dahinhallt in der Bergestanne Zweigen
Und aus des Abgrunds Schoße, aus dem Schweigen

Der tiefsten Gräber sich nach oben ringt
Und hoch vom Himmel aus der Sterne Reigen
Herab zur Erde halbverloren dringt:
Die große Harmonie des Alls,
Die nicht gefaßt mein dumpfer Geist zuvor,
Sie tönte, mächt'gen Wiederhalls,
Aus ihrer Seele mir in vollem Chor.

Wenn ich allein war, überschlich
Mich wohl im Innern ein geheimes Leben:
„Wohin," rief ich mir zu, „verirrst Du Dich?
Laß' ab, den Blick zu ihr emporzuheben!
Zu ihr, der Tochter alten, stolzen
Geschlechts, um welche Fürstensöhne frei'n!
Hoffst Du, sie würde jemals Dein?"
Doch wieder dacht' ich dann: „Verschmolzen
Zu Einem mit dem ihren ist mein Sein.
Und prangt auch hoch die Stammburg ihrer Ahnen,
Die Mauern, die uns scheiden, werden fallen!
Denn stürzen selbst der Kön'ge Hallen
Mit ihren Wappenschildern, ihren Fahnen
Nicht vor dem siegenden Gedanken?
Und wälzt der Liebe Allmachtsturm
Zu Boden hin nicht alle Schranken?
Hebt aus dem Staub sie nicht empor den Wurm?"
Wenn nochmals Zweifel dann mein Herz zerwühlte,
Bald wiederum war er verscheucht.
Daß, so wie ich, auch Seraphine fühlte
Wußt' ich; und Frevel hätt' es mir gedäucht,
Ein Liebeswort ihr zu entlocken:
Sah ich es ihr im Antlitz doch, im feuchten
Lichtglanze ihrer Augen leuchten,
Hört' ich es doch in ihrer Stimme Stocken,
Wenn, von des Herzens Stürmen übermannt,
Sie Laute nicht für, was sie fühlte, fand.

Da Abends einst — die Sonne war hinab
Gesunken ob der Alpen Gletscherfirne,
Und an dem Feierchore der Gestirne,
Der leuchtend aufstieg über ihrem Grab,
Hing unser Blick — entrang, ich weiß nicht wie,
Zugleich sich das Geständnis beider Munde
Und das Gelübd', das mich und sie
Vereinigte zu ew'gem Bunde.

Ob schützend Anatol die Wacht
Auch bei uns hielt, die Klosterschwester hatte —
Wohl wurden wir's gewahr — stets auf uns Acht,
Und schlich uns nach wie unser Schatte.
Im Fürsten auch, der oft zu seiner Pflege
Sie heischte, rief Verdacht sie rege;
Und unversehn's, obgleich noch immer siech,
Erschien bei uns im Saal er wiederum.
Den ganzen Mittag blieb er stumm;
Allein sein Blick, wenn auch die Lippe schwieg,
Traf bald durchbohrend mich, bald Seraphine,
Dann schritt er fort mit finster droh'nder Miene,
Und ich, die ganze Nacht konnt' ich nicht ruh'n;
Und als sie schlaflos mir verronnen,
Indem ich über, was zu thun,
Vergebens hin und her gesonnen,
Erhob ich mich. Bisweilen dacht' ich, offen
Zu werben um der Teuren Hand.
Doch wenn ich an des Fürsten Thüre stand,
Sprach ich zu mir: „Wie darfst Du hoffen,
Der Hochmutsvolle werde Dein Begehren,
Selbst wenn ein Höherer Du wärst, gewähren?"
Bedächtig über einen Plan,
Mit der Geliebten zu entrinnen,
Begann ich insgeheim zu sinnen.
Nur selten konnt' ich flüchtig ihr mich nah'n,
Noch selt'ner Worte mit ihr tauschen.
Denn streng vom Vormund wurde sie gehütet,
Und emsi'ger ward Euphrasia stets im Lauschen.
Zuletzt, nachdem ich lang gebrütet,
Stand fest mein Plan; doch auf den Augenblick,
Daß ich ihn Seraphinen künden könnte,
Harrt ich vergebens lang.

Inzwischen gönnte
Mir selten flücht'ge Tröstung das Geschick.
Ich horchte mit verhalt'nem Atemholen,
Wenn fern ich hörte der Geliebten Tritt;
Vor Wonne bebt' ich, wenn verstohlen
Ihr Blick zu mir hinüberglitt.
Ich klomm empor zum höchsten Bergessaum,
Wo hingestreckt ich lag auf Alpenrosen,
Und während mich der Wasserfälle Schaum
Besprengte und mein Blick im Grenzenlosen
Umschweifte, sah von rings der Teuren Bild
Mich an und lächelte, aus Licht gewoben,
Zu mir hernieder von den Wolken droben.
Dann wieder trieb mich Sehnsucht ungestillt
Hinunter, daß ich nur von fern sie sähe;
Tot schien, wo sie nicht war, für mich die Welt,
Und Leben fand ich nur in ihrer Nähe.

VII.

Schon bräunte in den Thälern sich das Feld;
Einzig auf steilsten Felsenhöh'n,
Von woher selten das Getön
Nur einer Glocke noch das Ohr vernimmt,
Wenn bis hinauf die kühnste Ziege klimmt,
Hoch droben blühte noch die Rose
Der Alpen — auf den Wiesen drunten
Schon schillerte in ihrem bunten
Gepräng der Enzian und die Herbstzeitlose,
Und jeder Ast war voll des Lärms von Staren,
Die sich zum Abzug rüsteten in Scharen.
So endlich sah ich mich gemahnt,
Daß, eh' der Fürst noch an die Heimkehr dächte,
Die Flucht mit Seraphinen ich vollbrächte.
Und ich beschloß, was ich geplant,
Da ich den Weg nicht fand zu ihrem Ohr,
An sie zu schreiben. Ich erkor
Zum Fliehen eine schon der nächsten Nächte,

Und hielt den Brief auf meiner Brust versteckt,
Bis ich den günst'gen Augenblick entdeckt.
In Allem so war mein Entschluß gefaßt.
Doch da — unseliges Zusammentreffen! —
Vernahm ich, zum Besuche hab' als Gast
Der Fürst geladen seinen Neffen,
Den Grafen Sergius; schon sei im Schlosse
Er angelangt in prächtiger Karosse.
Kaum daß die Kunde ich vernommen,
So bannte sie aus meiner Brust den Frieden
Und ließ mein Blut in allen Adern sieden.
Es ist gewiß, dacht' ich; hierher gekommen
Ist er als Seraphinens Freier.
Am Mittag dann saß ich ihm gegenüber,
Doch sah ihn nicht; ein Nebelschleier
Hing mir um Geist und Auge wie ein trüber
Vorhang. — Ich hörte reden, doch ein Dröhnen
Nur war mir's von verworr'nen Tönen;
Nichts konnt' ich fassen vom Gespräche
Und meinte, daß zu meinem Haupt
Des Saales Dach zusammenbräche.
Die Tafel endete und sinnberaubt
Stürzt' ich ins Freie aus dem Erdgeschoß.
Nicht drinnen, wußt' ich, würd' ich Ruhe finden;
Und ob gepeitscht auch von den Winden
Des Himmels Regen stromweis niederfloß,
Ich stürmte durchs Gebirg von dannen.
Erst als ich durch die Schlucht der Tannen,
Hinauf, hinunter, geistverwirrt,
Bis in die tiefe Nacht hinein geirrt,
Sucht' ich mich wieder aufzuraffen
Und dachte: Thor, das Truggebild verscheuch,
Das sich Dein eig'nes Hirn geschaffen!
Weil dieser Gast anlangte, gilt
Dir für gewiß, um sich die Braut zu holen
Komm' er hierher. Vielleicht nur die Verwandten
Besucht er und kehrt heim dann in sein Polen;
Und darum wütest Du gleich Hirnverbrannten?

Beruhigter war ich am nächsten Tag,
Doch fragt' ich mich beschämt: Was mag
Der Fürst gedacht, was Seraphine haben?
Gern hätt' ich mich in Einsamkeit begraben.
Doch als ich in den Saal eintrat beklommen,
Schien es, als hätten nichts sie wahrgenommen.
Freundlichen Wortes wandte Sergius
Zu mir sich hin und sprach vom Kunstgenuß,
Den ihm gewährt Italiens Gallerien,
Pries auch Tirol, das herrlich ihm erschien,
Wie kaum ein and'res Land. Sodann zum Schluß
Klagt' er, daß morgen, ob er gern auch bliebe,
Das vorgerückte Jahr hinweg ihn triebe.
Von meiner Brust, als das er sagte, wichen
Gleich einem mächtigen Gespensterheer
Die letzten Sorgen, welche mich beschlichen,
Und keinen Argwohn hegt' ich mehr.
Den Neffen lud der Fürst zu einer Fahrt
Sodann, auf der er das ihm zeigen wollte,
Was bis zum letzten Abend er verspart,
Weil es der Gegend schönstes sei. Gleich rollte
Der Wagen vor. Mit ihnen einzusteigen
Gebot der Fürst der Nichte, und in Schweigen
Gehorchte sie, indes mit Anatol
Zurück ich blieb. Erschreckt vernehmen
Mußt' ich, daß abends Gäste kämen.
Verronnen waren ein'ge Stunden wohl;
Da kehrte von der Fahrt zurück der Wagen
Und an des Grafen Arm zuerst heraus
Sprang Seraphine. Als ins Haus
Sie traten, hört' ich dann den Fürsten sagen:
„Jetzt, Nichte, rüste Dich zum Feste!
Spät ist es; kommen werden bald die Gäste.“
Neu regte da sich mächt'ger der Verdacht
In meiner Brust und schwoll und schwoll.
Hereingebrochen war die Nacht;
Und her vom Hof des Schlosses scholl
Der Peitschenknall und das Geroll der Räder.
Vom Kerzenglanze, von der Lampen Schimmer
Aufleuchteten die Säle und die Zimmer.
Die Gäste, an dem Arme jeder
Die Dame führend, nahten Paar an Paar;
In Feststracht, Demantenschmuck im Haar,
Empfing sie Seraphine. Bald ertönte
Der Saal von Walzermelodie
Und in des Grafen Arme schwebte sie
Im Tanz dahin. Ich, der Verhöhnte,
Verratene stand wutentbrannt,
Reglos an einen Pfeiler hingebannt.
Und wie die Tänzerpaare mich umwallten,
Ein Spuk dämonischer Gestalten
Bedünkt' es mich. Allein zurückgepreßt
Hielt ich den Grimm, bis das Verlobungsfest —
Denn so erschien es mir — geendet.
Da als der Fürst, mit ihm der Graf
Den letzten Gästen gaben das Geleite,
Aus einem Saal, wo sie allein stand, traf
Mich Seraphinens Blick. An ihre Seite
Hin stürzt ich, und die lang zurückgedämmten
Gefühle strömten nun im ungehemmten
Erguß von meinen Lippen. Schneidend scharf,
In gallenbittern Worten warf
Ich schnöde Tücke und Verrat ihr vor.
Die Worte, die sie zitternd sprach,
Verhallten ungehört vor meinem Ohr;
Und im Gefühle der erlitt'nen Schmach,
Den spitzen Dolch der Rede bohrte
Ich tiefer, tiefer stets in ihre Brust,
Bis Finsternis das Auge mir umflorte.
Wie, meiner selbst nicht mehr bewußt,
Ich heimgelangt in mein Gemach,
Nicht kann ich's sagen. Aber dumpfen Schalles
In meinem Geiste hallt' es nach:
Verloren nun, verloren Alles!

(Fortsetzung folgt).

Litterarische Notizen.

— „Gildemeister hat an Byron das gethan, was Luther an der Bibel, Voß an Homer und Schlegel an Shakespeare gethan hat, er hat ihnen das deutsche Bürgerrecht erobert. Die Tragweite solcher Eroberungen ist freilich sehr verschieden, und Niemand wird hier sich zu der Mißdeutung versucht fühlen, als ob Byron und Homer auf eine Stufe gestellt werden sollten. Aber das Verdienst, einen solchen Dichter akklimatisiert und naturalisiert zu haben, ist trotz alledem niemals genug zu schätzen." Mit diesen Worten hat erst kürzlich A. Fitger in unserer Zeitschrift jenen bleibenden Gewinn festgestellt, welcher unserer Litteratur aus Gildemeister's Byron-Übersetzung zugewachsen und wie wir dieses Lob kaum in bessere Worte zu kleiden wüßten, so fiele es uns auch schwer, jenes andere zu überbieten, welches Fitger der Versbehandlung dieses Meisters deutscher Übersetzungskunst mit den schwerwiegenden Worten gewidmet: „In Maß und Klang sind seine Verse gediegenes Gold." So sei denn nur kurz an dieser Stelle der Thatsache erwähnt, daß das prächtige Buch — Lord Byron's Werke. Übersetzt von Otto Gildemeister. 6 Bände, Berlin, Georg Reimer — soeben in vierter Auflage erschienen ist, welche sich bei aller Gediegenheit der Ausstattung gleichwohl durch einen sehr billigen Preis auszeichnet. Damit ist allen Gebildeten die Möglichkeit geboten, das treffliche Werk für ihre Bibliothek zu erwerben, und wir sind überzeugt, daß Tausende davon Gebrauch machen werden.

— Weitaus seltener als vor einem Jahre sind wir in letzter Zeit Zeitungsartikeln und Broschüren begegnet, welche den Beweis erbrachten, daß Heinrich Heine überhaupt kein Deutscher, geschweige denn gar ein deutscher Lyriker gewesen sei, und es scheint sich also auch hier die tröstliche Erfahrung zu wiederholen, daß jeder litterarische Raptus mit der Zeit ganz von selbst sein Ende findet, ohne daß man nötig hätte, im Interesse des gesunden Menschenverstandes und der kritischen Gerechtigkeit ausdrückliche Verwahrung dagegen einzulegen, geschweige denn gar den Gegenbeweis anzutreten. Das aber ist nur eben im Interesse der Würdigkeit unserer litterarischen Verhältnisse erfreulich; Heine's Nachruhm und jene Wirkung, die er als Lyriker auf unser Volk übt und so lange üben wird, als es noch gemütvolle und echter Dichtung zugängliche Leser in Deutschland geben wird, hat unter jenen Angriffen nicht gelitten; ja es ist nicht undenkbar, daß dieselben sogar als ein Teilchen jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft, die Popularität des Dichters und die Verbreitung seiner Werke gefördert haben. Aber wie dem auch sein mag, thatsächlich ist diese Verbreitung derzeit bereits die größte, deren sich jemals, nur eben Schiller und Goethe abgerechnet, die Werke eines deutschen Dichters zu erfreuen hatten, und der vollgültige Beweis hierfür ist der Umstand, daß das Dutzend neuer Ausgaben, welches dem Freiwerden der Werke (1. Januar 1887) auf dem Fuße folgte, noch nicht dem Bedürfnis genügt hat. Immer wieder tauchen neue Ausgaben auf, billige und teure, illustrierte und nicht illustrierte, glänzend und schlecht ausgestattete: Heine und immer wieder Heine! Das ist die Antwort, welche der deutsche Buchhandel oder richtiger das deutsche Volk den Schmähern und Verkleinerern des Dichters giebt, und wir denken, daß diese Antwort genügt. Anlaß zu dieser kurzen aber lehrreichen Betrachtung giebt uns der Umstand, daß unmittelbar auf die kürzlich von uns angezeigte im Verlage von Greuell & Francke erschienene Miniaturausgabe des „Buchs der Lieder" eine gleiche im Verlage von Carl Krabbe in Stuttgart erschien, die sich durch geschmackvolle Eleganz der Ausstattung und billigen Preis empfiehlt. Derselbe Verlag bringt in einem gleichzeitig erschienenen Bändchen die „Neuen Gedichte" und „Letzten Gedichte" Heinrich Heine's. Von der kritischen Ausgabe, welche Ernst Elster im Verlage des Bibliographischen Instituts von „Heine's sämtlichen Werken" erscheinen läßt, sind seit unserer letzten Anzeige im Heinehefte unserer Zeitschrift weitere 4 Bände erschienen, die sich insgesamt gleich dem ersten durch absolute Verläßlichkeit des hergestellten Textes und möglichste Vollständigkeit auszeichnen. Wir werden auf die Ausgabe nach ihrer Vollendung zurückkommen.

— In der Unzahl von Büchern, welche den Ereignissen von 1870—71 ihre Entstehung verdanken, nehmen die „heiteren und ernsten Erinnerungen eines preußischen Offiziers", welche Walter Schulze-Klosterfelde kürzlich unter dem Titel: „Weißenburg, Wörth, Sedan, Paris" (Leipzig, Th. Grieben's Verlag 1889) hat erscheinen lassen, sicherlich nur einen sehr bescheidenen, aber ebenso unzweifelhaft einen berechtigten Platz ein. In durchaus anspruchsloser, frischer und schlichter Darstellung führen sie uns die Geschicke und Empfindungen eines Einzelnen von den Hunderttausenden vor, die uns in jenen glorreichen Tagen ein großes Deutschland erkämpften, und ihr bestes Verdienst liegt eben darin, daß sie nicht mehr sein wollen, als ein solcher wahrheitsgetreuer Bericht. Denn dadurch gewähren sie uns aufs neue einen lehrreichen Einblick in das eigentliche Wesen des Krieges und vielleicht besser, als aus der meisterhaften Darstellung eines Strategen, wird man aus diesen Aufzeichnungen eines Fähnrichs, der nur eben an jedem Platze, wohin man ihn stellte, seine Pflicht that, eine Anschauung davon gewinnen, was eigentlich eine Schlacht ist. Auch auf die Stimmung und Haltung der französischen Bevölkerung, das Stillleben in den verödeten Schlössern um Paris, die Art, wie sich das siegreiche Heer im Feindeslande betrug, fällt manches bezeichnende Streiflicht. Was sonst ein Fehler wäre: der Mangel an Abrundung, an litterarischer Routine überhaupt, wird hier zum Vorzug: es erhöht den Eindruck des Zuverlässigen und daß uns thatsächlich das Selbsterlebte so geschildert wird, wie es erlebt wurde. Wir können das bescheidene Büchlein bestens empfehlen; auch der illustrierte Umschlag mag Niemand abschrecken.

— Die Leser der „Deutschen Dichtung", welche sich an Heinrich Kruse's prächtigem Fastnachtsspiel „Standhafte Liebe" (Band IV) erfreut haben, werden erstaunt sein, zu vernehmen, daß diese fröhliche Dichtung eine Tendenz habe und zwar eine Tendenz gegen die — katholische Kirche. Dies wenigstens haben einige katholische Blätter am Rhein so lange behauptet, bis der Oberbürgermeister von Elberfeld die Direktion des dortigen Stadttheaters ersuchte, die mit vielem Beifall aufgeführte Dichtung vom Repertoire abzusetzen. Der Dichter hat dies mit einer „Erklärung" beantwortet, aus der wir folgende Stellen um so lieber reproduzieren, als sie unseres Erachtens vollkommen richtig sind: „Ich kann versichern, daß mir nichts ferner lag als die Absicht, die katholische Kirche zu verunglimpfen. Der Hauptvertreter der Kirche in dem Stücke ist der neunzigjährige Abt, auf den anfangs ein Schein von Habsucht und Härte fällt, aber im Verlauf des Stückes entfaltet er den trefflichsten Charakter, in welchem überlegene Klugheit und Kraft sich mit Großmut und Milde verbinden. Man könnte weit eher behaupten, das Drama sei zur Verherrlichung der katholischen Kirche oder doch eines katholischen Kirchenfürsten geschrieben. Ich bin ein so leidenschaftlicher Verehrer der Wahrheit und Unparteilichkeit, daß ich von meinen Freunden manchmal sogar einer katholisierenden Richtung beschuldigt werde, und man wird um so eher meiner Versicherung Glauben schenken, daß ich bei meinem Lustspiel auch nicht im entferntesten an Konfessionelles gedacht habe, sondern nur an — Poesie. Der Prior hat eine rote Nase und der lustige Abt behauptet, das komme vom Burgunder. Weiter weiß ich in dem Stücke nichts aufzufinden, was als Feindseligkeit gegen die katholische Kirche gedeutet werden könnte." Wir unsrerseits können nur beifügen, daß eine Dichtung, die ihre Spitze thatsächlich gegen irgend eine Konfession gerichtet hätte, in unseren Spalten keine Aufnahme gefunden haben würde.

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

VI. Band. 4. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Mai 1889.

Dmitri.

Novelle von Benvenuto Sartorius.

(Fortsetzung.)

Ich hatte längst erkannt, daß der Ton souveränen Spottes, den die schöne Frau so häufig Dmitri gegenüber anschlug, seine Seele verletzte, und da der Zufall mich am folgenden Morgen einige Minuten mit ihr allein sein ließ, benutzte ich die Gelegenheit, ihr darüber meine Ansicht auszusprechen.

Sie sah mich zuerst verwundert an, dann mit der überlegen spöttischen Miene einer Weltdame, welcher ein Dorfschulmeister Vorträge hält über die Kunst, sich, ohne anzustoßen, im Salon zu bewegen.

„Soll ich vielleicht die unklare Schwärmerei des guten Jungen ernst auffassen?" fragte sie, meinen fest auf sie gehefteten Blick mit unverhohlenem Spott voll erwidernd. „Ich verstehe zwar nichts von Pädagogik, doch glaube ich kaum, daß dies bei einer Natur wie Mitja das Richtige wäre."

„Gewiß nicht," wandte ich mit erzwungener Ruhe ein, „und ich beabsichtige nicht im entferntesten, eine derartige Voraussetzung in Ihnen zu erwecken. Ich wollte nur die Bitte an Sie richten, womöglich solche Gespräche, wie das gestrige, die das Gefühlsleben unnütz aufregen, in Dmitri's Gegenwart zu vermeiden, da, wie Sie selbst bemerkten, seine Natur nur zu sehr seinen Jahren voraus ist."

Der Eintritt Dmitri's ließ ein Aussprechen über diesen Punkt nicht zu stande kommen; allein der kaum verhaltene Hohn, der mir aus den Blicken Ludmilla Michailowna's entgegenfunkelte, belehrte mich, daß ich auf ein einsichtsvolles Verständnis ihrerseits nicht rechnen könne.

Dmitri war, trotz der scheinbaren Gleichgiltigkeit, mit der er in Gesellschaft politische Gespräche anhörte, ein glühender Patriot. In jeder Unterhaltung, die wir auf unseren einsamen Ritten pflogen, offenbarte sich dieses Gefühl, das sein ganzes Wesen durchdrang. Die weiten Reisen, die er in Begleitung seiner Tante gemacht — sie hatten im Fluge eines halben Jahres die Naturwunder und Kunstschätze Westeuropas an sich vorüber ziehen lassen — hätten einem geistig minder vorgeschrittenen Knaben Schwindel verursacht, durch den steten Wechsel der Eindrücke, der Umgebung, — ihn hatten sie nur vor der Zeit alt gemacht, ihn gelehrt, ein schnell fertiges Urteil zu haben und mit einer gewissen Ergebung sich in jede Lebenslage zu schicken. Nebenbei aber hatte dies ruhelose Umherfahren in ihm das starke Heimatsgefühl ausgebildet, entstanden aus der Sehnsucht nach dem träumerischen Idyll der Steppen, nach der melodischen Sprache seines Volkes, nach den von dem schwermütigen Klange der Bandura oder Kobsa begleiteten einfachen Liedern Kleinrußlands . . .

Es war mir interessant, von ihm über seine Reisen sprechen zu hören; denn verletzte mich auch manchmal ein schroffes, absprechendes Urteil, das so unnatürlich greisenhaft in diesem jungen Munde klang, so versöhnte mich wieder die Wahrnehmung, daß er mit offenem Ohr und sehenden Augen die Welt durchzogen, und daß all das Gesehene ein klares Bild in seiner Seele zurückgelassen hatte.

„Was sind Sie für ein begnadeter Mensch," unterbrach ich ihn einmal, von einem Gefühl stillen Neides überkommen, da er mir einen Frühlingsaufenthalt an der Riviera schilderte. „Das Schönste der Erde, nach dessen Anblick sich Tausende vergebens sehnen, durften Sie, ein halbes Kind noch, genießen!"

„O sagen Sie nicht das Schönste!" fiel er mir hastig ins Wort. „Was schwärmen die Menschen von der erhabnen Schönheit der

Schweizer Berge, dem zauberischen Reize Italiens! Ich sah die Schweiz und ihre Berge erdrückten mich, benahmen mir den freien Atem! Ich sah Italien und es erschien mir armselig und reizlos im Vergleich mit der üppigen, gesättigten Pracht unsrer südrussischen Landschaft! Was suchen unsre Maler in der Fremde?! Wölbt sich der Himmel nicht in eben so reiner Bläue über unsern Steppen wie über der sonnenverbrannten, steinigen Campagna? Sind die Fruchtgärten, die Eichenwälder Südrußlands nicht tausendmal schöner, als die verstaubten Olivenhaine, die formlos plumpen Orangenbäume Italiens? Betrachten Sie die Bilder Aivasowsky's und nennen sie mir einen Maler des Auslands, der in Glut und Schmelz der Farben ihm gleichkommt! Und Aivasowsky malt keine italienischen Städte, keine Schweizer Gletscher und Bergseen; seine Seele ist trunken von der Schönheit der Heimat und was er fühlt bei ihrem Anblick, weiß seine Meisterhand auf der Leinwand festzuhalten. So wie er, möchte ich malen. Meine Bilder sollten die Ausstellungen des Westens überfluten und in leuchtenden Farben den Ruhm meines Vaterlandes predigen, daß vor diesem lebendigen Zeugnis all die prahlerische Selbstvergötterung des Auslands verstummen müßte!"

So war er, excentrisch in all seinen Äußerungen, seinen Ansichten, dabei aber, oder vielleicht gerade deshalb eine echte, rechte Künstlernatur.

* * *

Ich konnte mich lange nicht an die Nächte des Südens gewöhnen, trotz der wahrhaft zauberischen Pracht des gestirnten Himmels, die ich, der Nordländer, dessen südlichster Punkt vor dieser Reise die baltische Musenstadt Dorpat gewesen, wie ein Wunder anstaunte. Däuchten mir doch hier die Sterne doppelt so groß als daheim und von einer Leuchtkraft, von der wir Bewohner des sechzigsten Breitegrads uns nichts träumen lassen Und doch, trotz dieser märchenhaften Schönheit empfand ich etwas wie ein stilles Heimweh nach den hellen Sommernächten des Nordens, jenen Nächten, in denen die Sonne kaum vom Horizont verschwindet und nur eine lichte Dämmerung die kurze Spanne Zeit zwischen ihrem Auf- und Niedergang ausfüllt. In meinen Plaid gehüllt, hatte ich, wie oft! die Zeit lesend zugebracht, am Rande eines uralten Birkenhains hingestreckt, dessen frischgrüne Triebe betäubenden Wohlgeruch ausströmten, bis die über die bedruckten Blätter des Buches hinschießenden blendenden Pfeile der Morgensonne mich an die versäumte Nachtruhe mahnten. —

„O, auch wir haben ‚leuchtende Nächte', wie der Volksmund sie nennt", meinte Dmitri, da ich ihm von der stillen Schönheit dieser Sommernächte vorschwärmte. „Gedulden Sie sich nur, Sie werden bei uns in Neshdanowka noch manche solche zauberhelle Nacht erleben! Aber nicht ruhig und träumerisch, wie bei Euch im Norden, sondern aufregend, unser ganzes Wesen mit schauerndem Entzücken erfüllend, ist solch' eine leuchtende Steppennacht!"

Er ahnte damals nicht, daß sich meine letzte schmerzlich-süße Erinnerung an Neshdanowka und an ihn mit solch' einer zauberischen Sommernacht verknüpfen sollte.

Es war im Hochsommer, wochenlang war kein Tropfen Regen gefallen, die Steppe lag wie verbrannt, braun und öde, all ihres üppigen Farbenschmucks entkleidet. Wir hatten den Tag auf einem benachbarten Gute zugebracht, dessen Besitzer, ein Jugendfreund Ludmilla Michailowna's, nach langem Aufenthalt in Paris in die Heimat zurückgekehrt, zur Feier seines Namenstages den alten Freunden ein mit allem modernen Luxus ausgestattetes Gartenfest gab.

Die Herrin von Neshdanowka war, wie überall, wo sie sich zeigte, auch diesmal der gefeierte Mittelpunkt der Gesellschaft, den Neid der Damen, die Bewunderung der Herren erregend, unter denen sich ein Wetteifer, ihr zu huldigen, entspann. Dmitri, den ich lange Zeit aus den Augen verloren, fand sich nach dem Diner in meiner Nähe ein. Er war furchtbar bleich und schien sich in einer eigentümlichen nervösen Unruhe zu befinden. Hatte er, dem ich geistige Getränke gänzlich untersagt, das Verbot überschritten, oder machte es die dumpfe, gewitterschwüle Atmosphäre, die drückend über dem Festplatz brütete?

Als Ludmilla Michailowna, die es nicht liebte, die Letzte zu sein, ihn bat, den Befehl zum Anspannen zu geben, sah ich, wie ein erleichternder Atemzug seine Brust hob.

Mitternacht war längst vorüber und doch webte eine eigentümliche fahle Helligkeit auf der kirchhofsstillen, öden Steppe, über die unser Viergespann wie eine Windsbraut dahinbrauste. Der sternenlose Himmel war von einer grauen Dunstschicht überzogen ... Nichts regte sich weit und

breit ... Es war, als liege ein unheimlicher Bann auf allem Lebendigen.

Es war eine jener ‚leuchtenden Nächte', wie die Steppenbewohner sie nennen, die Luft wie mit Elektrizität durchtränkt; der ganze Horizont ringsumher schien in Flammen zu stehen, die in unausgesetzter, zuckender Bewegung wetterleuchteten. Unsre Pferde begannen unruhig zu werden, ein Zittern überlief sie, und ohne durch einen Peitschenhieb angetrieben zu werden, verfielen sie allmählich in ein Tempo, als beabsichtigten sie, mit uns durchzugehen. Der Kutscher, der sich, von abergläubischem Grausen befallen, fortwährend bekreuzte, redete begütigend auf sie ein, als habe er es mit vernünftigen Wesen zu thun ... Es war eine tolle Fahrt!

Wir hatten den ersten Teil des Weges schweigend zurückgelegt. Meine Augen blieben unwillkürlich an den Zügen des Weibes mir gegenüber haften. Zum ersten Male stieg der Gedanke in mir auf, daß es Momente gäbe, wo sie schön sei, unheimlich schön mit den von dem elektrischen Licht getroffenen, flimmernden Augen, dem unstillbare Genußsucht atmenden, halbgeöffneten Mund, der die weißen Zähne durchschimmern ließ ... Ich bemerkte, wie die Augen des neben ihr sitzenden Knaben wie gebannt an den energisch geschnittenen, pikanten Linien ihres Profils hingen — ich mußte an den unheilbringenden Zauber der Russalka denken und ein dumpfes Angstgefühl überkam mich um seinetwillen bei dieser lautlosen, die Sinne aufregenden Steppenfahrt. Ich mußte den Zauber brechen und war eben im Begriff, meinem Entzücken über die seltne Naturerscheinung Ausdruck zu verleihen, als mir Ludmilla Michailowna zuvorkam.

„Ein herrliches, gelungenes Fest!" begann sie, wie aus angenehmen Träumereien erwachend, mit halblauter Stimme. „Graf Anatole hatte recht, es fehlte heute nichts als die Frau." Sie verstummte und schloß die Augen, wie um dem Gedanken weiter nachzuhängen.

Eine Pause entstand: dann hörte ich die bebende Stimme Dmitris: „Knüpfte sich an diese triviale Phrase jene lange, eingehende Unterhaltung mit Dir, in der der Graf ganz seine Pflichten als Wirt und die hundert neugierigen Augen vergaß, die sein auffallendes Benehmen auf Dich ziehen mußte?"

Die schöne Frau öffnete erstaunt die Augen; ein Lächeln der Befriedigung glitt über das farblose Antlitz. „Ah, Mitja, meinst Du wirklich, daß die guten Leute Vermutungen daran knüpften?"

„Man flüsterte sich zu, der Graf wolle sich nächstens verheiraten und Dein Name wurde damit in Verbindung gebracht."

Ludmilla Michailowna lachte leise in sich hinein.

„Und Du sagst nicht, daß sie sich täuschten?!" fuhr Dmitri tonlos fort, „Graf Anatole hatte wirklich den Mut, um Deine Hand zu bitten? ... Und ... Deine Antwort?" Er stockte.

„Ich?!" Sie gähnte und meinte dann mit leichtem Achselzucken: „Ich sagte ihm: Lieber Graf, das ist die erste schlechte Idee, die sie heute Abend haben. Wäre es nur façon de parler — va! — aber so reden Ihre Augen dieselbe Sprache, es ist also Ihr Ernst?"

„Und weiter ..." drängte Dmitri in bebender Selbstvergessenheit.

„Nun," fuhr sie gleichmütig fort, ohne die furchtbare Aufregung in dem ihr zugekehrten Knabenantlitz wahrzunehmen, „ich bewundre Sie, lieber Graf! Denn es gehört Mut dazu, sich in ein solches Wagnis zu stürzen, wie es eine Ehe mit mir wäre!"

„Und warum sagtest Du ihm nicht einfach, daß Du nicht daran dächtest, Deine Freiheit zum zweiten Mal aufzuopfern!" fiel der Jüngling erregt ein.

„Car tel est notre bon plaisir, mein Junge," bemerkte sie leichthin, ihm mit ihrer schlanken, weißen Hand sanft die heiße Wange klopfend. „Außerdem wäre es nicht die Wahrheit gewesen," fügte sie seufzend hinzu, „ich fange an, dieses einförmigen Lebens überdrüssig zu werden, und werde über kurz oder lang wieder auf eine Veränderung sinnen müssen. Die Besitzungen des Grafen grenzen an die meinen, unsre Neigungen harmonieren, er ist ein Mann von Geist und elegantem Äußeren ..." Sie gähnte abermals und legte den herabgeglittenen Spitzenshawl fester um das bleiche Antlitz.

„Thu's nicht!" bat Dmitri. Seine Stimme klang dumpf vor leidenschaftlicher Erregung. „Oder warte wenigstens, bis ich tot bin. — Ich bin ein kranker, elender Junge ... ich werde Dir nicht lange hindernd im Wege stehen — ich kann den Gedanken nicht fassen, daß Du ..." Seine Selbstbeherrschung war zu Ende, er schlug die Hände vor's Gesicht und große Thränen rannen zwischen den Fingern hindurch über die schmalen Wangen.

„Was solch ein großer Junge für dumme

Reden führen kann!" meinte die schöne Frau ungeduldig und sich zu ihm hinneigend, zog sie ihm mit einer schmeichelnden Bewegung die Hände von den Augen. „Todesgedanken? Wie absurd, Mitja! Bitt' mich gleich um Verzeihung, sonst werde ich ernstlich böse!" Sie näherte ihre Hände, die immer noch die seinen umspannt hielten, seinem Antlitz; in dem elektrischen Leuchten das durch die Luft ging, erschienen sie fast durchsichtig weiß. Er zog sie hastig an die Lippen und küßte sie stürmisch drei-, viermal.

Um die schmalen Lippen der Tante spielte ein kaum merkliches Lächeln, „Maltschischka," sagte sie halblaut, und sich wieder auf ihren Sitz zurücklehnend schloß sie die Augen.

Ich sah Dmitri's herabsinkende Hand sich zur Faust ballen. Mit fest zusammengepreßten Lippen, die Augen, in denen noch eine halbzerdrückte Thräne funkelte, weit aufgerissen, starrte er wie geistesabwesend in das zuckende Flammenmeer.

* * *

Als wir zu Hause anlangten, war es mit der mühsam erkämpften Fassung zu Ende. Neben dem Bett in die Knie brechend, vergrub er den Kopf in die Kissen und sein ganzer Körper bebte in leidenschaftlichem, wortlosem Schmerz. Endlich drangen auch abgeriss'ne Worte an mein Ohr:

„Maltschischka! ... Ein thörichter, kindischer Junge! ... Das ist das einzige Wort, das sie für mich hat, ist alles, was ich ihr bin! Ein Spielzeug, ein seelenloses Ding, das wie ein Schoßhund geliebkost, und wenn es so vermessen ist, denken zu wollen, einfach beiseite geschoben wird, oh ..." Ein krampfhaftes Schluchzen erstickte seine Worte.

Ich hob den aufgeregten Knaben wie ein Kind vom Boden auf, entkleidete ihn und brachte ihn zur Ruhe. Nun begann ich ihm auch mit Freundesworten zuzureden. Auf dem Rande seines Bettes sitzend, sprach ich ernst und eindringlich zu ihm, bestrebt, ihm das Thörichte, Widernatürliche seiner Leidenschaft zu zeigen.

„Die Natur selbst hat sich an mir versündigt," unterbrach er mich bitter, „sie legte das Denken und Empfinden eines Mannes in die Brust eines Knaben, dessen Antlitz sie in launischer Willkür über seine Jahre hinaus alt erscheinen ließ; so schuf sie ein Unding, dem die Zahl der Jahre wie eine nie verheilende Wunde in der Seele brennt und das an diesem Zwiespalt zwischen Schein und Wirklichkeit zu Grunde gehen muß! ... Oh, Andreï Wassilitsch," — seine Finger umschlossen krampfhaft meine Hand — „Sie sind Arzt und mein Freund, zu dem ich volles Vertrauen habe! Ersinnen Sie ein Mittel, mich vor mir selbst zu retten, ein Mittel, das die Gedanken auslöscht, die mich siech und krank machen!"

Ich legte beruhigend meine Rechte auf die fieberisch pochenden Schläfe des Redenden.

„Schließen Sie jetzt die Augen und versuchen Sie zu schlafen," bat ich dringend. „Morgen werden Sie vielleicht selbst als phantastisches Hirngespinst erkennen, was Sie heute so tief unglücklich macht! Wenn nicht, so werde ich dann als Ihr Freund, der Ihnen herzlich für den Beweis von Liebe, den Ihre Worte ihm soeben gegeben, dankt, Ihnen ratend und schützend zur Seite stehen."

Ein schmerzlich resigniertes Lächeln zuckte um den herbgeschlossenen Mund. „Ich danke Ihnen," sagte er müde, „und will mir Mühe geben, Ihre Anordnung zu erfüllen."

Ich entkleidete mich und löschte das Licht aus. Doch ob ich gleich die aus schwerem Seidenstoff bestehenden Gardinen sorgfältig geschlossen, erhellte von Zeit zu Zeit ein zuckendes elektrisches Leuchten die herrschende Dunkelheit. In seinem Schein sah ich Dmitri sich schlaflos auf seinem Lager wälzen.

Erst gegen Morgen löste ein schwer herabfallender Regen die Spannung, die seit gestern in der Luft lag. Mich vorsichtig von meinem Bett erhebend, öffnete ich leise eines der Fenster in meinem Zimmer. Ein erquickender, frischer Lufthauch zog herein. Bald darauf drangen ruhigere Atemzüge aus Dmitri's Zimmer zu mir herüber und ein Blick auf ihn zeigte mir, daß endlich die wohlthuende Bewußtlosigkeit des Schlafes die gemarterte Seele umhüllte.

* * *

Bis hierher sind meine Erinnerungen klar und deutlich, als handle es sich um gestern Erlebtes; schattenhaft und undeutlich aber steht jene farblose, inhaltsleere Zeit vor mir, welche den Aufregungen dieser Nacht folgte. Jene trüben Wochen, am Krankenbett Dmitri's in alleiniger Gesellschaft des alten Jefim verbracht, der mich beim Nachtwachen ablöste und mir handreichend zur Seite stand.

Ein heftiger Typhus hatte meinen Zögling ergriffen und ich sagte mir, daß es wohl schon die Vorwehen der in ihm liegenden Krankheit

waren, die jene unnatürliche Erregung hervorgerufen und daß auch die dumpfen Verzweiflungsausbrüche nichts andres gewesen, als die Reden eines Fieberkranken. Diese sich immer mehr festigende Überzeugung trug nicht wenig dazu bei, mich über ihn zu beruhigen. Ich schalt mich einen Thoren, daß ich die ganze Sache so ernst aufgefaßt. War ich nicht selbst dem phantastischen Zauber jener Nacht unterlegen, daß sich auch in meinem, sonst so leidenschaftslos schlagenden Herzen ein pochendes Gefühl der Bewunderung für die schöne Frau geregt, deren Begleiter wir waren auf jener traumhaft wirren Fahrt?! ... Wieviel mehr mußte ihre Erscheinung die Phantasie des Knaben entflammen und ihn, in dessen Adern das Fieber tobte, die Andeutung zu Boden schmettern, daß ein Fremder ihm das Recht rauben könne, der Nächste zu sein dem Herzen dieser, durch Bande der Verwandtschaft und Zärtlichkeit ihm nahestehenden Frau, deren schmeichlerische Freundlichkeit sein Herz gewonnen, deren außergewöhnliche Reize seine Künstlerseele mit schwärmerischer Bewunderung erfüllten.

Mein Vorhaben, der schönen Frau mit klaren Worten die Gefahr zu zeigen, die ihre unüberlegten Worte für das psychische und physische Wohl ihres Neffen heraufbeschworen, unterblieb angesichts dieser neugewonnenen Anschauungen

Ludmilla Michailowna erschrak heftig, als ich ihr das Erkranken Dmitri's meldete; zugleich aber bat sie mich, sie von der Pflicht der Krankenpflege zu entbinden. „Es ist nicht Furcht vor Ansteckung, Andreï Wassilitsch, aber ... ich kann keinen kranken Menschen sehen, bin es nicht im stande, auch nur eine Minute die Luft eines Krankenzimmers zu atmen! Und was meinen armen Mitja anbelangt, so weiß ich ja, daß er in den besten Händen ist. Was Sie zu seiner Pflege oder zu Ihrer eignen Erholung bedürfen, steht zu Ihrer Verfügung, sobald es für Geld zu beschaffen ist.“

Ich verabschiedete mich mit einer stummen Verbeugung, da es ja nicht meine Sache war, ihr Verhalten zu kritisieren.

Sie konnte keinen kranken Menschen sehen! — Fürchtete sie, daß ihr Herz, ihr Gemüt zu sehr durch den Anblick des Leidens erregt werden würde? — Gewiß nicht! Ludmilla Michailowna kannte keine sentimentalen Regungen, sie, die abgesagte Feindin aller Gefühlsschwärmerei! Nur Egoismus war es ihr. Sie ahnte nicht, wie diesmal ihr Egoismus mit meinen Wünschen für Dmitri's Wohl Hand in Hand ging!

Es waren stille Wochen, die ich so, einzig und allein auf die Gesellschaft des alten Jefim angewiesen, auf meinem Posten am Krankenbett Dmitri's verbrachte. Ludmilla Michailowna war, kurz nach der Erkrankung ihres Neffen, nach der Residenz abgereist, um dort alles zum Empfang desselben „in Stand zu setzen“. Ich beabsichtigte, sobald die vorgeschrittene Rekonvalescenz Dmitri's es erlaubte, ihn nach Petersburg zurückzubringen, da der Aufenthalt bei beginnendem Herbst in diesen südlichen Provinzen nicht ratsam ist, des tückischen Steppenfiebers wegen, welches den, den es einmal ergriffen, oft nach Jahren noch durch langwierige Rückfälle plagt.

In den ersten Tagen des September verließen wir Neshdanowka. Bleich und abgespannt, mit geschlossenen Augen, lehnte Dmitri in den Polstern des Eisenbahncoupés, aber nichts Unnatürliches, Gemachtes lag, wie damals auf unsrer Fahrt, in dem müden Ausdruck dieses schmalen blassen Knabenantlitzes. Solang seine Willenskraft den Sieg über die körperliche Ermattung davontrug, folgte er mit lebhaftem Interesse den neben ihm geführten Gesprächen, an denen er auch durch ab und zu eingeworfene Bemerkungen teilnahm. Von seiner Tante sprach er kein Wort Ich hatte ihm, ohne daß er sich nach ihrem Verbleiben erkundigt, bei seiner Genesung kurz benachrichtigt, daß dieselbe uns vorausgeeilt sei und er hatte diese Mitteilung als etwas Selbstverständliches hingenommen, ohne daran eine Frage zu knüpfen. So hatte die Krankheit, wie ich mir befriedigt sagen konnte, auch die letzten Wurzeln jener knabenhaft unreifen Schwärmerei aus seinem Herzen getilgt, die mich einst für sein Geschick bangen ließ. —

Bald nach meiner Rückkunft nach St. Petersburg stattete ich meinem ehemaligen Chef meinen Besuch ab. Er empfing mich mit offnen Armen.

„Endlich ist es mir gelungen,“ sagte der liebenswürdige Mann, „eine Ihren Kenntnissen entsprechende, gesicherte Staatsanstellung für Sie zu erlangen, die Stelle eines Marinearztes auf S. M. Korvette „Wera“, die segelfertig in Kronstadt vor Anker liegt, um Ende dieses Monats ihre Fahrt um die Welt zu machen.“

Er hatte mir das Anstellungsdekret nach Neshdanowka gesandt und in dem beiliegenden Brief an die Gutsherrin die sofortige Lösung meiner ihr gegenüber eingegangnen Verbindlich-

keiten eingeleitet; doch hatte mich bei der Unregelmäßigkeit unsrer Provinzialposten das Schreiben nicht mehr ereilt.

Mein Bedenken, ob es nicht Unrecht sei, den Knaben, dessen Seele sich mir, dem Freunde, vertrauensvoll erschlossen, gerade jetzt zu verlassen, wurden durch die trockne Bemerkung des gewiegten Menschenkenners entkräftet, daß eine Anstellung im Hause Ludmilla Michailowna's, bei der unberechenbaren Launenhaftigkeit der genannten Dame, auf zu schwankender Grundlage ruhe, um, einer sentimentalen Aufwallung folgend, meine Karriere zu opfern.

* * *

Zehn Jahre sind seit jenem Septembermorgen verflossen, da ich, mit der Vergangenheit brechend, unter dem Glückauf! der begleitenden Freunde das schmale Brett betrat, welches die tiefe Kluft überbrückte, die zwischen den Granitquadern des Newaquais und dem Deck des kleinen Regierungsdampfers gähnte, der uns an Bord der „Wera" bringen sollte, die ihres Tiefgangs wegen nicht in die versandete Newamündung hereinfahren konnte.

Der Abschied von dem „heiligen Rußland", dessen unterwühlter Boden mir schon längst unter den Füßen brannte, ward mir nicht schwer. Die Brust hob sich so stolz und frei, als hätte ich mit der neuen Marineuniform einen neuen Menschen angezogen, einen stolz und hoffnungsberauscht in die Zukunft blickenden — Egoisten! Denn war es nicht Egoismus, der mit so unfaßlicher Geschwindigkeit all' die Erinnerungen an vergangene Zeiten, das Interesse, das mich mit so manchem in der Heimat Zurückgelassenen verbunden, ausgelöscht? So vollständig ausgelöscht, daß mir die an Aufregungen so reichen, in Neshdanowka verlebten Sommermonde bald nur ein halbvergessener Traum dünkten. In der ersten Zeit meines Marinelebens waren wohl meine Gedanken zuweilen zu Dmitri zurückgekehrt, hatte sich in meinem Herzen die bange Frage geregt: „Was wird aus ihm werden? Wird er, wie mich die letzte Zeit unseres Zusammenseins hoffen ließ, nach überwundner Krisis, gestählt und gefestigt in sich, endlich zu leben beginnen? Oder war es nur ein momentanes Aufflackern, aus dem er wieder zurücksinkt in den alten traurigen Zustand?!"

Diese Gedanken, die mich in den ersten Monaten meiner Meerfahrt manchmal überkamen, wenn die Blicke über die unbegrenzte, blaugrüne Wasserfläche dahinschweiften, die mir die Unendlichkeit der russischen Steppen ins Gedächtnis zurückrief, jener Steppen, deren Schönheit einst Dmitri's begeisterte Worte gegolten, sie entschwanden allmählich, wie das Bild der Heimat verblaßte vor der Farbenpracht der sich meinen Blicken erschließenden tropischen Welt.

Und nun? Die erste Stunde auf heimischem Boden unterwarf mich wieder vollständig jenem Bann der Vergangenheit, dem ich auf immer entronnen zu sein gewähnt, eine Flut von Erinnerungen heraufbeschwörend, die bis gegen Morgen den Schlaf von meinen Lidern scheuchten und als endlich die Übermüdung ihr Recht forderte, sich auch noch in meinen Träumen fortspann.

* * *

Mein erster Gang am folgenden Morgen führte mich in die Hallen der Kunstausstellung.

Es war kurz nach elf und folglich noch vollständig leer, denn um diese Stunde schläft ganz Petersburg noch, jenes Petersburg, welches Ausstellungen und Premièren im Théatre Michel besucht, welches der Zuchchi Kränze wirft und bei Cubat frühstückt. Ich hatte also Muße, die Leistungen des jungen malenden Rußlands zu studieren, ohne durch das aufdringlich näselnde Kritisieren der Kunstkenner in Lackschuhen und feuerfarbnen Handschuhen beunruhigt zu werden Meine Stimmung war indes nicht dazu angethan, diese günstige Gelegenheit auszunützen. Den Katalog durchfliegend, fand ich meine Ahnung bestätigt: „Dmitri Petrowitsch Barjätin, ‚Herbstfäden' (Phantasie über ein Eichendorff'sches Lied)" — und wenige Minuten später stand ich vor dem gesuchten Gemälde.

Es war, was wir Laien ein ‚ungemütliches Bild' nennen. Mit vollendeter Meisterschaft gemalt, vermochte es doch nicht den Beschauer für sich zu erwärmen, da es jedweder künstlerischer Idealisierung entbehrte. Der Maler bekannte sich in diesem seinem Werke als ein Anhänger des krassesten Realismus. Mit unheimlicher Lebendigkeit blickten die kalten, charaktervoll geschnittnen Züge Ludmilla Michailowna's mir von der Leinwand entgegen. Aber die Zeit war nicht spurlos an diesem Antlitz vorübergegangen und — es war keine liebevolle Hand, die hier den Pinsel geführt. —

Ich erfragte an der Kasse die Adresse Barjätins. Er wohnte in einer der fashionablen, an den taurischen Garten angrenzenden Straßen.

Trotz der für einen Besuch ungewöhnlich frühen Stunde fuhr ich doch direkt hin, einzig beseelt von dem Verlangen, etwas über die Schicksale des Mannes zu erkunden, dessen Lebensschiff in ruhigere Strömung zu leiten einst mein Bestreben gewesen.

Es war ein kleines, elegantes Privathaus, vor dem mein Iswostschik hielt. Der Schweizer gab mir auf meine Frage nach dem Künstler die Auskunft, daß der Bärin im Atelier arbeite und keinen Besuch empfange. Er blieb bei seiner Weigerung, mich zu melden, selbst nachdem ich ihm mitgeteilt, daß ich, ein intimer Freund Dmitri Petrowitsch's, aus fernen Landen zugereist, denselben in einer unaufschiebbaren, dringenden Angelegenheit sprechen müsse. Selbst der sonst an den Ufern der Newa unfehlbare „Tschajok" vermochte den Mann nicht umzustimmen. „Bei Gott, nicht einmal mit der Bärina dürfte ich eine Ausnahme machen!" schloß er die, von den lebhaftesten Beteuerungen seines guten Willens und des Bedauerns gespickte Rede.

Ich war unterdes mit mir ins Reine gekommen. „Wo liegt das Atelier?" fragte ich ihn kurz.

Er deutete auf eine in den Hausflur mündende schmale Thür.

„Erbarmen Sie sich, Ew. Gnaden werden doch nicht wagen ..." stammelte er, mich am Ärmel festhaltend, da ich Miene machte, an ihm vorbei zu gehen.

Jetzt riß mir die Geduld: „Durak!" *) schrie ich ihn an und eine Flut von Schimpfworten, an denen die russische Sprache ja so reich ist, hagelte auf den grauen Kopf des pflichtgetreuen Cerberus herab. „Glaubst Du, ich hätte Zeit mich eine Stunde lang mit einem Esel, wie Du bist, zu unterhalten?! Mach' Platz!"

Ich hatte es doch noch nicht ganz verlernt, unsere braven Mushiks zu behandeln. Sich bekreuzigend wich der Alte zur Seite und bevor sein erschüttertes Gemüt sich noch von dem Hagelschlag erholt, hatte ich bereits die Atelierthür geöffnet und wieder lautlos hinter mir zugezogen.

Ich befand mich in einem, mit der üppigen Phantasie eines Makart ausgestatteten, hohen Raum. Der obere Teil der einen, nach Norden gelegenen Wand war ausgebrochen und durch eine riesige Scheibe ersetzt, durch welche das Außenlicht hereinfiel. Ein dicker Smyrnateppich bedeckte den Fußboden und von den mit reichen orientalischen Stoffen bekleideten Wänden blickten Studien in allen Größen in malerischem Durcheinander herab. Kein Geräusch der Außenwelt drang in dies üppige Künstlerheim, kein Laut zog die Phantasie des schaffenden Meisters von dem seinen Geist erfüllenden Gegenstand ab.

*) Narr, eins der beleidigendsten russischen Schimpfworte.

In der Mitte des Ateliers stand auf einer Staffelei ein angefangenes Bild: eine trostlos öde Steppenlandschaft zur Spätsommerzeit; ein bleierner Himmel, die Steppe braun und von der Sonne verbrannt, keine Spur von Vegetation. Im Vordergrund die Leiche eines verendeten Pferdes neben den Trümmern eines kleinen tartarischen Wägelchens. Die Farben an dem Bilde waren eingetrocknet, es war offenbar lange nicht daran gearbeitet worden.

Fast vollständig von der Staffelei verdeckt gewahrte ich die Gestalt eines Mannes in halb knieender Stellung, an einer in Thon gekneteten, nackten, weiblichen Figur arbeitend. Psyche, wie die Schmetterlingsflügel an der mädchenhaft schlanken, fast kindlich unentwickelten Gestalt andeuteten. Das liebliche Köpfchen mit einem schmerzlich-sehnsüchtigen Blick nach oben gerichtet, schienen die ausgestreckten Arme den entfliehenden Gott zurückhalten zu wollen. Am Boden lag die den Händen entglittene zierliche Lampe, deren Schein ihre unheilvolle Neugierde befriedigt.

Von Zeit zu Zeit hielt der Künstler in seiner Arbeit inne, beugte sich zurück und betrachtete, die Augen mit der Hand beschattend, sein Werk. Minutenlang verharrte er so regungslos, während seine Brust heftig und beschleunigt atmete, wie bei einem Fiebernden. Dann griff er wie mechanisch nach einer neben ihm stehenden Champagnerflasche und that einen tiefen Zug. Der Sekt schien ihn zu beleben ... noch ein schweres Aufatmen und er begann aufs Neue zu arbeiten.

Ich war, ohne von ihm wahrgenommen zu werden, bis dicht an ihn herangetreten und legte jetzt leicht die Hand auf seine Schulter. Er zuckte zusammen wie von einer Kugel getroffen und einen halblauten Fluch ausstoßend, warf er hastig ein neben der Statue am Boden liegendes Tuch über dieselbe. Dann erst wandte er mir das Antlitz zu.

Ich hatte die Lippen zur Begrüßung geöffnet, aber das freudige Wort erstarb mir auf der Zunge. Die schmerzliche Überraschung schnürte mir die Kehle zu. Ich war nach dem, was sein

Bild mir erzählt, auf Vieles gefaßt gewesen, aber ihn so wiederzufinden ...

Diese bleichen, von den verschiedensten Leidenschaften verherten Züge, das flackernde, unruhige Leuchten der tief in den Höhlen liegenden Augen verriet dem Arzt beim ersten Blick mehr, als das umfassendste Bekenntnis des Unglücklichen vermocht ... Der Dämon Morphium kennzeichnet seine Opfer und der Mann, der vor mir stand, war ihm unrettbar verfallen.

An Selbstbeherrschung gewöhnt, hatte ich schnell meine Fassung wieder erlangt. „Zürnen Sie dem Schweizer nicht," sagte ich gleichmütig, „der Mann hat gethan, was in seinen Kräften stand, um Ihrem Befehl gemäß zu handeln, aber meine Sehnsucht, meinen alten Mitja wiederzusehen, war doch stärker, als die mir entgegenstehenden feindlichen Gewalten."

Er hatte mir, offenbar vom Klange meiner Stimme frappiert, beim ersten Wort, das ich sprach, den Kopf zugewendet und mich scharf fixiert.

„Andreï Wassilitsch!" rief er jetzt — es mischte sich fast etwas wie Schluchzen in den freudigen Ausruf, und mit der ganzen ungestümen Leidenschaftlichkeit von einst stürzte er sich in meine ausgebreiteten Arme und wechselte die Begrüßungsküsse. Eine hastige Handbewegung schob Farben, Pinsel und anderes Handwerkszeug von den zunächst stehenden Sesseln. Mich darauf niederziehend, überschüttete er mich, nachdem wir Cigarretten angeraucht, mit Fragen, mir kaum Zeit lassend, dieselben zu beantworten. Es schien fast, als habe er Angst vor irgend welcher Frage meinerseits.

„Und welch' gütige Gottheit führte Sie in mein Haus?" fuhr er fort zu fragen, nachdem ich ihm in gedrängter Kürze einen Abriß meines Lebens seit unsrer Trennung gegeben.

Ich erzählte ihm, welche Gedanken jene Zeitungskritik in mir wachgerufen und wie ich heute nach der Ausstellung gefahren sei, um mir Gewißheit zu verschaffen, daß meine Ahnung, in ihm den Meister jenes eingehend besprochenen Bildes zu finden, mich nicht betrogen habe.

„Nun, und was sagen Sie über mein armes Bild?!" fragte er lauernd.

„Ich bin nicht Kenner ..."

„Oho, so weichen Sie mir nicht aus! Es mißfällt Ihnen?"

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie bei Ihrer einstigen Begeisterung für die ideale Mission der Kunst so vollständig dem Realismus in die Hände fallen würden."

Er lachte leise vor sich hin: „Gab es wirklich einmal eine Zeit, wo ich noch an Ideale glaubte, Doktor?! — Warum sind Sie von mir gegangen? Mit Ihnen entwich mein guter Geist. Jenes Bild, welches die Zeitungsschreiber dieser guten Stadt so lebhaft beschäftigt, ist der Ausdruck dieser inneren Umwandlung. Die Märchenfee unserer Kinderzeit, die, auf den Wolken thronend, von der goldnen Spindel ihr langes Haar in flatternden Fäden über die herbstlich müde Erde hinschwirren läßt, bis diese — ein lieblich schlummerndes Dornröschen — ganz von dem dichten Spinngewebe umstrickt, gleichsam mit gebundnen Flügeln der eisigen Tyrannei des Winters ausgeliefert wird, ist doch nur die poetische Verkörperung jener grausam-egoistischen Naturgöttin, unter deren Flügelschlägen jedes warme Leben, jeder begeisterte Aufschwung der Seele erstarren muß."

Es klang gepreßt, der Ton seiner Stimme schnitt mir ins Herz. Hatte er noch immer nicht die unselige Leidenschaft seiner Knabenzeit überwunden? ... Ich mußte mir Gewißheit verschaffen.

„Erinnern Sie sich noch, Dmitri Petrowitsch," fiel ich mit unbefangner Miene ein, „wie Sie einst davon sprachen, die Zauberfrauen Ihres Volksglaubens in Ihren Bildern zu verewigen? Ludmilla Michailowna lachte Sie aus, und nun rächen Sie sich für die damalige Geringschätzung Ihres Talents, indem Sie der todbringenden Fee die Züge Ihrer Tante geben."

„Finden Sie einige Ähnlichkeit?" fragte er hastig. „Ich malte es ganz aus dem Gedächtnis, denn meine Frau war nie dazu zu bewegen, mir Modell zu sitzen."

„Ihre Frau?!" Ich rief es entsetzt.

Er hatte sich dem Fenster genähert und machte sich an dem Vorhang desselben zu schaffen, so daß ich sein Gesicht nicht sehen konnte.

„Sie scheinen verwundert," sagte er, während seine Hände noch immer in nervöser Hast an den Schnüren des Vorhanges zerrten. „Sie kannten ja besser als jeder Andere die wahnsinnige Leidenschaft meiner Jünglingsjahre. Nun, ich erklärte eines Abends — es war der Vorabend meiner Mündigkeitssprechung — Ludmilla Michailowna kurz und bündig, daß ich, falls sie mich nicht erhöre, zum Äußersten entschlossen sei; daß ich, ob sie auch einem Andern ihre Hand

reiche, ihr folgen werde, wie ihr Schatten u. s. w. und da es für den Ruf einer schönen Frau gefährlich ist, beständig in Gesellschaft eines verliebten Burschen, dem der Bart bereits sproßt, gesehen zu werden, so wählte sie den einzigen Ausweg, der sich ihr bot, sie gab meinem Drängen nach und wurde mein Weib."

Er wandte sich hastig um, und suchte meinen Blick, den er bis jetzt gemieden. „Und Sie fragen nicht einmal, ob ich glücklich bin," unterbrach er sich selbst mit nervösem Auflachen.

Ich hielt ruhig seinen forschenden Blick aus, indem ich das aus Grauen und Mitleid gemischte Gefühl, das mich bei seiner Erzählung überkommen, niederkämpfte.

„Sie haben Alles erzwungen, was Ihnen damals unerreichbar schien —" sagte ich ausweichend, „Alles, wonach Ihr ganzes Wesen hindrängte: den erträumten Beruf und den Besitz der angebeteten Frau. Sie sind einer unter Tausenden, dem die Vorsehung dies gewährt. Möchten Sie darin die stolze Befriedigung finden, die der Dichter in die Worte kleidet: ‚Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann!'"

„Sein Schicksal!" wiederholte er dumpf, ließ meine Hand, die er vorhin mit heftigem Druck ergriffen hatte, fallen und blickte einige Sekunden stumm in die wogenden Herbstnebel hinaus.

„Sie benehmen einem vollständig die Luft," begann er in einem völlig veränderten Ton, auf die grauen, ruhelosen Dunstschichten deutend, die sich vor dem Fenster hin und her schoben, „mich wundert, daß man noch nichts von einem Petersburger Spleen schreibt — brrr . . ."

Er fröstelte, und wie er mir jetzt wieder das Antlitz zuwandte, war das unruhige Feuer der Augen erloschen. Matt und leblos lagen sie tief in ihren Höhlen.

Ich griff nach meinem Hut. Er reichte mir die Hand zum Abschied, eine kalte, feuchte Hand.

„Sie bleiben doch noch einige Zeit hier?"

„Bis zum Frühjahr bestimmt, bis der Wandertrieb sich wieder bei solch einem Zugvogel einstellt."

„O, dann müssen wir uns häufig sehen! Vergessen Sie nicht, daß Mme Barjätin jeden Montag empfängt. — Sie spielen nicht?"

Ich verneinte stumm.

„Schade! Nun wir werden plaudern von den vergangenen Tagen. Au revoir. Doktor, erbarmen Sie sich und kommen Sie bald!"

Er geleitete mich hinaus auf den teppichbelegten Hausflur, wo der Schweizer, der mit einem unglaublich dummen Gesicht die herzliche Verabschiedung mit ansah, mir unter devoten Bücklingen die Thür öffnete, die darauf mit metallischem Klang hinter mir wieder ins Schloß fiel.

* * *

Ich stand wieder draußen in der dicken nebligen Herbstluft, die sich mir auf die Brust legte mit so bleiernem Druck, als trage sie auf ihren Schwingen all' die getäuschten Hoffnungen, die ohnmächtigen Flüche, welche das niedere Volk in der großen Newastadt erfüllen, um von Zeit zu Zeit durch einen gellenden Aufschrei, der schaurig durch ganz Europa widerhallt, sich Luft zu machen ... Ich hatte plötzlich ein Verständnis für den vielbespöttelten Spleen John Bulls; ich fühlte, daß es eine Wollust sein müsse, mit schnellem Griff die Schlinge über den Hals zu ziehen, um so diesem qualvollen Ringen nach einem freien Atemzug ein Ende zu machen. Und dieses Wiedersehen, die eben vernommene Erzählung, wie das Unglaubliche sich vollzogen, lastete auf mir noch zehnmal schwerer, als der von Miasmen erfüllte feuchtkalte Newanebel.

Armer Dmitri! . . .

‚Mme Barjätin empfängt jeden Montag.' — Es war nicht Neugierde, die einstige Verfechterin der unbeschränkten weiblichen Freiheit, die Amazone, die, ein frivoles Lächeln auf den Lippen, die Fesseln ihrer ersten Ehe abgestreift, in ihrer neuen Rolle als zärtlich liebende Gattin wieder zu sehen, auch nicht Interesse für die auserlesene Gesellschaft — Teilnahme, inniges Mitgefühl für einen moralisch zu Grunde gerichteten, unglücklichen Freund war es einzig und allein, was mich veranlaßte, mich bereits am nächsten Empfangsabend Ludmilla Michailowna's einzufinden.

Dmitri kam mir mit ungeheuchelter Freude entgegen. Er war lebhaft und witzig, sprühend von Geist und von hinreißender Liebenswürdigkeit gegen die ihn umdrängenden Gäste, die den gefeierten Künstler bewunderten und lachend die durch ihr enthusiastisches Lob provozierten Sarkasmen des Meisters hinnahmen. Mir that das lärmende, aufgeregte Wesen, hinter welchem sich seine düstere Melancholie verbarg, wehe, und ich ward um so gedrückter und einsilbiger, je forcierter seine Heiterkeit hervortrat.

„Mme. Barjätin wird entzückt sein, einen alten Verehrer und Zeugen ihrer einstigen Triumphe wiederzusehen," scherzte er, mich seiner Frau zuführend, die in einem kleinen Boudoir, von einem Kreise älterer Lebemänner umgeben — das weibliche Element fand ich überhaupt schwach vertreten in diesen Salons — Konversation machte.

Ludmilla Michailowna verstand die Kunst, Toilette zu machen, sie sah brillant aus, und sie war sich auch des Eindrucks, den ihre Persönlichkeit auf die Herzen der Männerwelt machte, vollkommen bewußt; es erhöhte ihre Stimmung, sie war in sprühender Laune.

„Weißt Du auch, Mitja," wandte sie sich, nachdem sie mich nach Petersburger Sitte flüchtig auf die Stirn geküßt und wir einige heitre Worte der Begrüßung ausgetauscht, an den neben ihr Stehenden, „daß dieser Barbar einst die ganze Macht seiner Beredtsamkeit aufbot, um uns zu trennen, Golubschik?"*) und zu mir gewandt: „Seien Sie ehrlich, Andreï Wassilitsch, es war doch ein ganz klein wenig Eifersucht dabei im Spiele, Eifersucht auf das Gefühl, welches ich von jeher für den liebestollen Jungen hegte! Gestehen Sie ein!" Sie zwinkerte mir schelmisch zu, mit dem zusammengeklappten Schildpattfächer leicht meine Schulter berührend.

Ich verbeugte mich lachend. „Wer möchte so schöne Lippen eines Irrtums zeihen, Madame?"

„Sie sind übrigens ein schlechter Diplomat, Doktor," fuhr sie ebenso fort, „sonst hätten Sie nicht Vernunftsgründe gegen diese Schwäche meines Herzens ins Treffen geführt. Merken Sie sich, bei einer Frau muß man stets an das Gefühl, nie an die Vernunft appellieren! . . . Mein Lebensberuf ist es, Glückliche zu machen, und dieser höheren Bestimmung beuge ich mich, selbst wenn ich darum eine Thorheit begehen sollte. Das wußte dieser ideale Schwärmer hier," sie reichte ihrem Gatten lächelnd die Hand — „sehr genau."

*) Täubchen.

Der Geneckte zog galant die schlanke, weiße Hand an die Lippen, doch war es mir nicht entgangen, daß ein nervöses Zucken bei den scherzenden Worten seine hohe Gestalt überlief.

„Die Spieltische sind bereit, willst Du nicht das Zeichen zum Beginn der Partie geben, Luda?" mahnte er etwas ungeduldigen Tones.

„Ah gewiß," versetzte diese lebhaft, und ergriff den ihr dargebotenen Arm eines älteren Gardeoffiziers: „Allons Messieurs, au combat!" rief sie, die Schwelle des Spielzimmers überschreitend, über ihre Schulter lächelnd den Zurückbleibenden zu, die sich beeilten, dem gegebenen Beispiele zu folgen.

Obgleich ich selbst nicht spiele, hielt mich doch das Interesse für Dmitri in dem kleinen Salon fest, wo sich der größere Teil der Gäste um die verschiedenen grünen Tische gruppierte; nur die junge Welt war zurückgeblieben, um zu plaudern und zu musizieren.

Dmitri spielte hoch und anfangs mit vielem Glück, doch schien dies keinen Eindruck auf ihn zu machen, augenscheinlich berührten ihn weder Gewinn noch Verlust. Die fieberhafte Hast, die seinen Bewegungen heute Abend eigen war, trat nur vielleicht noch etwas schärfer hervor, dazu gesellte sich eine gewisse nervöse Ungeduld, während er mit unverkennbarer Spannung auf die aus dem Musiksalon herüberklingenden Töne horchte.

(Schluß folgt.)

Lake Colden.*)

Wie Kinderaug' im Greisenangesicht
Zur Heimat seiner frühen Träume
Schaut himmelwärts der See mit frommem Licht
Aus einem Wald uralter Bäume.
Indem ich hastig durch die Zweige breche,
Die seinen Rand umfassen, ihn zu seh'n,
Scheint er zu sprechen: Hemme deinen Schritt,
Sitz' nieder, Sohn, zu mir und träume mit,
Lern träumend: Lange vor dir war die Welt
Und wird auch ohne dich, wenn du einst tot, bestellt.

Friedrich Ratzel.

*) Einer der zahlreichen, dunkeln Seen, die in vollständiger Einsamkeit im Waldgebirge der Adirondacks (nördliches New York) eingesenkt liegen.

Die Vase.

Den zarten Kelch aus farbigem Glase,
Ich halt ihn oft in meiner Hand,
Es hängt mein Herz an dieser Vase,
Die ich im Staub, ein Kleinod, fand.

Von roher Hand ein schmachvoll Zeichen,
Ein winziger Sprung mit dunkler Spur
Entstellt den Linienschmuck, den reichen,
Den einst vom Meister sie erfuhr.

So trägt auf Erden manche Seele,
Die reinsten Schmuck von Gott empfing,
Die dunkle Spur, wie tief sie's hehle,
Daß sie durch Staub und Sünde ging.

Anna Klie.

Mysterien der Seele.

Ein Gedicht
von
Adolf Friedrich Graf v. Schack.

(Fortsetzung.)

VIII.

Dumpf vor mich hin noch auf den Boden starrt' ich,
Mir raste Fieberglut durch's Hirn;
Da aufgeschreckt von einem Diener ward ich
Und rieb mir halb besinnungslos die Stirn.
Er bot vom Fürsten mir ein Schreiben,
Worin mir dieser kundgab: nicht im Land
Tirol vermög' er länger mehr zu bleiben,
Weil er durch Seiner Majestät Beschlüsse
Plötzlich zu neuem Botschaftsamt ernannt,
Auf seinen Posten schleunig abgeh'n müsse.
Er fügt' hinzu: bedürftig ferner sei
Er meiner Dienste nicht, mir stehe frei,
Mich der Musik zu weih'n mit voller Muße.
Ein Briefchen auch lag noch dabei
Von Anatol mit dessen Abschiedsgruße.

Mit Sohn und Nichte abgereist
War schon der Fürst. Doch mit verwirrtem Geist
Ließ ich das Schloß, und in der Alpen Mitte
Entfloh ich in das einsam tiefste Thal,
Wohin kaum drang der Sonne Mittagsstrahl
Und sich nur selten eines Wand'rers Tritte
Verirrten. Fern den Menschen dort
Bot eines Bauern nied're Hütte
Mir, dem Unsel'gen, einen Zufluchtsort,
Und unter ihrem niedern Schindeldache
Hielt die Verzweiflung mir zur Seite Wache,
Die einem Geier gleich mein Herz zernagte.
Nicht wußt' ich, ob es nachtete, ob tagte.
Gleichwie in alter düst'rer Zeiten Grau'n,
Auf die zurück wir mit Entsetzen schau'n,
Im finsteren Verließ die Kerkerwächter
Dem Halbverschmachteten mit Hohngelächter
Zur Durstesstillung boten salz'gen Trank,
Und wenn der Schlaf mild auf sein Auge sank
Mit spitz'gen Stacheln den Erschreckten,
Die sie in seine Glieder bohrten, weckten:
So saß der Gram, der grimme Quäler,
Zur Seite mir. Und wenn ich todesmatt
Die Augen schloß, trieb von der Lagerstatt
Er mich empor und jagte durch die Thäler
Mich hin und über Felsenschroffen,
Wo unten, bis ins Herz der Erde offen,
Abgründe gähnten, und des scharfen
Gesteines Zahn die Füße mir zerriß.
Dort schweift' ich bis zur nächt'gen Finsternis,
Wo Angst, Erschöpfung mich zu Boden warfen;
Doch von der Seelenqualen Schlangenbiß
Erschreckt, fuhr ich empor auf's Neue.

Verhaßt war mir der Lüfte Bläue,
Die meinen Schmerz verhöhnend noch
Im Spätherbst über den Gebirgen lachte.
Doch als in des Novembers Sturm die Föhre krachte,
Als Schnee hoch auf der Alpen Joch
Sich türmte, Nebel in den Thälern brauten
Und Wolken tief der Alpen Haupt umgrauten,
Die Schluchten, wo die Wasserstürze tos'ten,
Die schwermutsvollen, graubemoosten
Felshäupter wählt' ich zu Vertrauten.
Auf einem Stein, drauf vom Gezweig der Tannen
Der Nebel schwere Tropfen niederrannen —
Zu Füßen mir ein düst'rer See —
Saß oft ich tagelang in stummem Weh:
Zu tief war es für Worte. Meine Klage
Erscholl nur in des Herzens mattem Schlage.
„Getäuscht von ihr, verraten und betrogen!
Nein, Trost noch böt' es meinem Schmerz,
Wär' es gewiß! Doch hätte nun, vom Schein belogen,
Mit meinen Reden bis ins tiefste Herz
Den gift'gen Stahl ich ihr gesenkt
Und bis zum Tode sie gekränkt,
Daß nie Vergebung, nimmermehr
Versöhnung möglich oder Wiederkehr
In meine Arme" — unter dem Gedanken
Fühlt' ich mein ganzes Wesen wanken!

IX.

(**Das Tagebuch.**)

Wie lang mit seinen düstern Nächten
Und mit den Tagen, dunkler noch als sie,
Soll mich dies Leben ferner knechten?
Entring' ich seinem Joch mich nie,
Und reißt mit jeder seiner Stunden,
Nachdem sie fast verblutet schon,
Es tiefer auf noch meiner Seele Wunden?

Seitdem zuerst zum Dasein ich erwachte,
Das träge hin, nie endend schleicht,
Ward statt des Tranks, nach dem ich schmachte,
Der Kelch voll bitt'rer Galle mir gereicht.

Und schon auf meine Jugend sprengte
Gifttropfen das Geschick, daß jeglicher
Zerstörend sich an ihre Blüte hängte.

Hinaus in die Unendlichkeit des Raumes
Zu fliegen sehnte sich mein Geist,
Wo an der Mark des fernsten Weltensaumes
Der letzte Stern im Lichte kreist;
Doch, flog er auf, gebrochen sanken
Die Flügel ihm, des Vogels Schwingen gleich,
Der sich zerflattert an des Käfigs Schranken.

O wäre für das Hohe, für das Schöne
Die Liebe nie in mir emporgeflammt!
Geschaffen für der Erde nied're Söhne
Ist nicht das Feuer, das von droben flammt.
Weh, wer nach ihm begehrt! Der Allzurasche —
Die Glut verkohlt, kaum daß er sie erreicht,
Und nichts bleibt ihm, als Staub und Asche.

Ach, daß von jenem Liede, das den Hirten
Bei Bethlehem beseligend erscholl,
Sich Töne zu dem Knaben je verirrten!
Doch schlug seitdem das Herz ihm sehnsuchtsvoll,
Und immer rauschte von dem Chore,
Der in der Wundernacht erklang,
Die wonn'ge Melodie vor seinem Ohre.

In Lichtgewölken über seiner Wiege
Sah schweben er die Cherubim;
Ihm war, hernieder aus dem Himmel fliege
Der Engel der Verkündigung zu ihm.
Und an den Wimpern bei dem sel'gen Laute
Hing zitternd ihm der Freudenthränen Naß,
Das hell aus seinen Augen niedertaute.

Wie aufwärts er die kleinen Arme streckte
Und lächelnd lauschte dem Gesang,
Da tief in seiner Brust erweckte
Die schlummernde Musik der Himmelsklang.
Und als er Jüngling wurde, strebte
Er rastlos, daß zu eig'nen Harmonie'n
Er schüfe, was sein Innerstes durchbebte.

Wenn ich zuerst auch kindisch lallte:
Ich rang und rang und that mir nie genug.
Klangreich hervor aus meiner Seele wallte
Werk über Werk, ein nie erschöpfter Zug,
Voll ward um mich von ihren Melodieen
Und über mir der Himmel; rings
Hört' ich sie tönend ihre Kreise ziehen.

Die meines Geistes tiefstem Mark entsprossen,
Die ich aus meiner Seele Born getränkt,
In die mein wärmstes Herzblut ich ergossen,
In die ich all mein bestes Sein gesenkt:
Ich fühlt' und wußt' es wohl — und neue Stärke
Zum Schaffen gab mir dies Gefühl:
Es waren das nicht Alltagswerke.

Ich wähnte, auch in Andern finden
Ein Echo werde, was ich schuf;
Allein verhallend in den Winden
Starb meine Stimme. Nicht Ein Beifallsruf
Ward laut, kein Herz that höh're Schläge;
Es war, als ob auf Aller Brust
Des Todes eis'ge Rinde läge.

Da endlich schlich, mein Innerstes zernagend,
Der Zweifel sich in mein Gemüt;
Ich fragte, an mir selbst verzagend:
„Was mit Begeist'rung Dich durchglüht,
Was Dich gerührt, erhob, entzückte,
Nichts also war es, als ein Wahngebild,
Bethörter, welches Deinen Sinn berückte?“

Verzweifelnd da zerriß ich meine Saiten,
Wüst floh und leer und ohne Sinn,
Indes sich lautlos Mond' an Monde reihten,
Ein großer Fluch, mein Dasein hin.
Stumm folgte jede Nacht dem Tage,
Stumm aus dem Dunkel stieg das Morgenrot;
Auf meinem Mund starb selbst die Klage.

Ein Ton brach einmal noch das Todesschweigen;
Von einem Lichte ward die Nacht erhellt.
Es war das Wort, das, aus der Sterne Reigen
Verirrt, herniederzittert auf die Welt,
Das Licht, in dessen Himmelsstrahle
Entzückt sich Jeder sonnt, wenn ihm kredenzt
Der vollste Becher wird beim Lebensmahle.

Ich schlürfte eine schwindende Minute
Der Sel'gen Wonnen, aber sie verrann.
Und der zuvor auf meinem Haupte ruhte,
Sank neu darauf herab, der finst're Bann.
Der Strahl erlosch nach flüchtigem Geflacker,
Das Wort verklang, und allhin breitet sich
Die Welt um mich, ein weiter Totenacker.

Dich, der mich aus dem Schlaf der Ungebornen
Geweckt hat in dies dunkle Sein,
Dich klag' ich an! Zum Reiche der Verlor'nen
Durch Dich ging ich zu ew'gem Jammer ein.
Kannst Du mich je so ganz vernichten,
Daß schreckhaft sich im Grabe um mich her
Empor nicht die Erinnerungen richten?

Der Du auf diesem starren Ball das erste
Dasein entzündet — das, was Du verübt,
Von allen Sünden ist's die schwerste,
Für die es keine Buße giebt.
Hin über alle Sonnen, Monde, Erden
Durch Dich nun wälzen die Myriaden sich,
Die immer neu zu Qual geboren werden.

Willst sühnen Du die Schuld, die Du begangen?
Bis an die Quelle dräng' zurück den Strom;

Den Wesen allen, die aus ihr entsprangen,
Vernichte jegliches Atom!
Die Thränen, die die Erde überflutet,
Laß ungeweint sein, ungescheh'n das Leid
Der Herzen all, die schon auf ihr verblutet.

Kannst Du das nicht — doch diesen Fieberkranken,
Die Siechtum bis ins Mark durchwühlt,
Vertrock'ne im Gehirne die Gedanken,
In jeder Brust die Fiber, welche fühlt!
Den Kindern laß, den zarten, kleinen,
Damit ihr Puls nicht klopfen kann,
Die Adern in der Wiege schon versteinen!

Was wurde jemals vom Geschicke
In dieser Welt des Atmens mir verliehn?
Im ew'gen Dunkel kurze Augenblicke,
Wo durch das Wolkengrau ein Lichtstrahl schien,
Um tiefer noch die Finsternis zu machen!
Selbst wenn mir müd' die Wimper sank,
Mahnt' ich mich angstvoll stets: „Du wirst erwachen!"

Des Nichtseins Schlummer, düst're Mächte,
Gebt ihn zurück mir, den ihr mir geraubt!
Was dem unseligen Geschlechte
Ihr schuldet, heisch' ich nur. Doch wenn auf's Haupt
Der schwarze Schleier mir herabgesunken:
Wer giebt Gewähr, daß d'runter ihr gelöscht
Des Denkens und Empfindens letzten Funken?

X.

Getrieben hatte mich der eis'ge Nord
In meine Hütte, und in stiller Trauer
Auf meinem Lager ruht' ich dort,
Indessen wirbelnd im Dezemberschauer
Der Schnee in Flocken an mein Fenster floh
Und tiefer immer Aug' und Seele
Und immer tiefer Dunkel mir umwob.

Längst war vertrocknet mir der Thränen Quelle,
Da, wie ich starrend in das Nachtgrau sah,
Gewahrt' ich plötzlich wundersame Helle;
An meiner Lagerstatt, mir nah,
In weißem, wallenden Gewande
Stand eine Lichtgestalt; es schien, sie sei
Herabgestiegen aus der Sel'gen Lande.

„O meine Schwester," rief ich, „o Elise! —
Doch nein, ein Trug nur ist's, der mich umspinnt!
Ich weiß, daß droben keine Paradiese,
Darin Du weilen könntest, sind,
Daß keine Flamme, die gen Himmel lodert,
Im Menschen ist; daß jeder Teil von Dir
Im schwarzen Staube drunten längst vermodert."

Doch sanft quoll ihr das Wort vom Munde:
„Mein Arnold, seit ich von Dir schied,
Hat Dich umschwebt mein Geist in jeder Stunde;
Dich grüßt' ich in der Lerche Frühlingslied
Und in der Weihnachtsglocken Festgeläute.
Allein Du hast mich nicht gehört;
Zu Dir herab drum steig' ich heute.

Nichts habe Dir das Leben zugemessen,
Klagst Du, als Mißgeschick und Leid?
Nur Eins ersehnst Du: ewiges Vergessen
Der düsteren Vergangenheit,
Und daß Dich traumeloser Schlaf umfangen,
Tiefer als Tod? — — Erhebe Dich,
Und folge mir zu kurzem Gange!"

Indes noch zweifelnd, ob mein Sinn nicht trüge,
Mein Ohr an ihren Worten hing,
Schaut ich in ihr Gesicht, auf ihre Züge,
Die sel'ger Himmelsglanz umfing.
Auf meiner Rechten ihre Hand empfand ich,
Ein wonn'ges Beben schlich durch mich dahin;
Durch sie gemahnt von meinem Pfühl erstand ich.

Zu meinen Häupten war das Dach gewichen,
Gestürzt um mich der Hütte enger Bau.
Frei glitt das Auge mir zum abendlichen
Sternhimmel in das lichte Blau;
Nur einzeln durch die Luft noch stoben Flocken
Vom Sturm des Tages leicht heran,
Zu meinem Ohre wallte Schall von Glocken.

Und vor mir ward auf mondbeglänzter
Anhöhe eines Kirchleins ich gewahr.
Herab durch seine Bogenfenster
Fiel Kerzenschimmer vom Altar.
Umher des Friedhofs Gräber sah ich glimmen
In seinem Licht, und aus der Kirche Chor
Hob sich Gesang von Engelstimmen.

Das Lied, das die Geburt des heil'gen Kindes
Verkündet, war es. Während leis
Es mich umklang im Wehn des Abendwindes,
Schritt ich auf meiner Führerin Geheiß
An Häusern hin, aus denen rings im blassen
Geflimmer Schein von Lichtern floß;
Bekannt mir waren diese Gassen!

„Siehst Du, wohin ich Dich, mein Bruder, führe?"
So sprach Elise, und ich stand
An meines Vaterhauses Thüre.
Lang blieb ich vom Gefühle übermannt.
Hoch, um die Brust zu sprengen, pochte
Das Herz mir, daß die Schwelle kaum
Zu überschreiten ich vermochte.

Ich fühlte: plötzlich wieder Knabe
War ich geworden. Mir entgegen kam
Die Mutter, die zu frühem Grabe
Der Tod hinweg von uns'rer Seite nahm.

Ich sah ihr in das teure, altbekannte
Antlitz und hörte ihrer Stimme Laut,
Die mich so oft „Mein Sohn, mein Arnold" nannte.

Der Vater auch war da, der gute Alte:
Auf seinem Haupt das Sammtbarett,
Darunter weiß das Lockenhaar ihm wallte;
Die Schwester dann, an deren Totenbett
So viele Thränen ich geweint, als wär' ich
Für immer trostberaubt; hier spielte sie
Als Kind zu seinen Füßen, siebenjährig.

Die Mutter schritt voraus ins große Zimmer:
„Kommt, Kinder," sprach sie, „es ist Zeit."
Schon durch die Spalten strömt' ein Schimmer;
Aufthat die Thür sich vor uns weit.
Und sieh! mir war, als ob mir träume:
In blendend-hellem Schein vor mir
Sah ich zwei grüne Tannenbäume.

Die Kerzen, die an allen Zweigen brannten,
Ergossen wundersamen Glanz.
Wohin sich auch die Blicke wandten,
Ein immer neuer Lichterkranz
Glomm mir entgegen, in den Strahlengüssen
Erflimmerte der bunte Weihnachtsbaum
Von gold'nen Äpfeln, gold'nen Nüssen.

Bei ihrem Bäumchen, freudetrunken
Wie ich bei meinem, stand Elise da,
Indessen in den Anblick ganz versunken
Mein Blick bald hierhin und bald dorthin sah.
Doch all die gold'nen Herrlichkeiten faßte
Der Geist nicht, und verwirrt griff meine Hand
Nach diesem bald und bald nach jenem Aste.

Ich glaubte, zu dem Himmelsfeste
Von Engeln sei'n die Lichter angesteckt.
Allein gesehn noch hatt' ich nicht das Beste:
Ein Tischchen, ganz mit Gaben überdeckt,
Stand neben mir; ich dachte bei den vielen
Geschenken sei auch lang das Jahr,
Nie müde würd' ich doch, damit zu spielen.

Und dort — das war das Schönste — lagen
O wie das Herz mir hoch vor Freude schwoll!
Zwei Bücher vor mir aufgeschlagen,
Von schönen Bildern jedes voll;
Entgegen von den Blättern lachten
Sie mir, und müde ward ich nicht,
Neu, immer neu sie zu betrachten.

Die mir schon früh den Sinn bestrickten,
Arabiens Nächte — wie von jedem Blatt
Sie farbenbunt mir hier ins Antlitz blickten!
Ich ward sie zu beschaun nicht satt:
Die Treiber mit den Karawanen
In Bagdad's Gassen, die verhüllten Frau'n,
Die Allahrufer unter Halbmondfahnen!

Und hier der Bücher Buch! Im Prachtgewande
Die Magier vor dem Knaben auf den Knien!
Die Myrrhen duften — aus dem Morgenlande
Das Köstlichste hinlegen sie vor ihn —
Der Täufer dort in Antilopenfellen!
Die Schale hebend, gießt er auf das Haupt
Dem Gottessohn des Jordans klare Wellen.

Und hier, umgeben von den Kleinen,
Der Göttliche, am See Genezareth!
Dort wieder Er, der in den Palmenhainen
Des Tempels in der Jünger Mitte geht.
Und wie er mit den himmelblauen
Lichthellen Augen mir ins Antlitz sah,
Fühlt' ich mir Thränen auf die Wangen tauen.

O gold'ner Morgen! Konnt' in meiner Blindheit
Erlöschen jemals mir dein Licht?
Schon die Erinn'rung an die Kindheit,
Ist sie genug des Glücks fürs Leben nicht?
Mag auch des Leidens Dunkel uns umfließen:
So tief nicht kann es sein: sie wird
In unsre Nacht noch sel'ge Helle gießen.

XI.

Schon war die Mitternacht vorbei. Ich lag
In meiner Hütte wieder auf dem Pfühle.
Noch bebten wonnige Gefühle
Vom Fest her mir im Herzen nach.
Es spielten noch vom Weihnachtsbaum
Die Lichter hell in meinen Traum.
Nie hatte so der Schlummer mich gelabt;
Als hätt' ich Gram und Trübsal nie gehabt,
Lag er auf meinem Augenlide,
Und von den Klängen meines Nachtgebets
Umwehte mich ein süßer Friede.

Doch tiefer ward mein Schlummer, tiefer stets.
Versinkend hinter mir erblichen
Des schönen Abends Bilder mehr und mehr,
Und wieder in mein Inn'res schlichen
Die nächt'gen Geister von vorher.
Ein Druck wie eines Alps, der mich beklemmte
Und meine Atemzüge hemmte,
Sank auf die Brust mir zentnerschwer.
Vor einer Rechten bald, nach mir gestreckt,
Und bald vor einer Stimme, die mich rief,
Fuhr ich vom Lager auf erschreckt.
Dann sank zurück in Schlaf ich doppelt tief.
Auf einmal in des Mondes bleichem Strahl,
Der sich herein durchs Fenster stahl,
Gewahrt' ich eine mächtige Gestalt.
Mein Blut fühlt' ich bei ihrem Anblick stocken:
Wohl ihn erkannt' ich mit den schwarzen Locken,
Der hohen Stirne, Willibald,
Der mich in den Studentenjahren
In seine Nähe lang gebannt.

Ein Zauber war's, durch den er mich umwand,
Wenn abends wir beim Wein zusammen waren.
Ich lauschte seinen Reden gern,
Wenn er den Tagesgötzen mit dem scharfen
Zweischneid'gen Spott vom Antlitz riß die Larven
Und eindrang in der Dinge Kern.
Doch bald gewahrt' ich seines Geistes Kälte,
Und daß sein Spott nicht Dem nur gelte,
Was flücht'ge Modelaune krönte,
Nein, daß er alles Heil'ge höhnte;
Den Rücken wandt' ich drum dem Frechen.
Nachher vernahm ich bald, daß er im Zechen
Und Raufen selbst die Wildsten überbot;
Dann fand er, dessen Kugel sonst nie fehlte,
Durch einen Andern im Duell den Tod.

Als vor mein Lager hintrat der Entseelte,
Wandt' ich entsetzt mich: „Dorthin sink'
Zurück, von wo Du kamst, und bleib' im Sarge!"
Doch starr anblickte mich der Arge;
Er zwang mich, daß ich folgte seinem Wink,
Mit jener Macht, die ihm als Geist verlieh'n.
Ins Freie traten wir. Es schien,
Daß einer mächt'gen Hauptstadt Straßen
Voll prächt'ger Gebäude wir durchmaßen.
Hin sah ich sich mit heller Lichter Schein
An allen Thüren grüne Tannen reih'n,
Und aus den Sälen, den Gemächern
Rings zwischen den geschloss'nen Fenstergittern
Den Glanz der Weihnachtsbäume niederzittern.
Herab von allen Rinnen, allen Dächern
In langen Zapfen hing das Eis;
Von Schnee war, wo ich sah, der Boden weiß
Und schimmerte im Glanz der Wintersterne,
Der durch die kalten Lüfte niederglitt.
Mein Führer, neben dem ich schritt,
Hielt plötzlich still an einer Gaslaterne.
Da lag am Boden nächst dem Pfahl,
Von des Dezembers Wind durchschauert,
Ein Weib mit ihren Kleinen hingekauert.
Bleich war ihr Angesicht und fahl;
Armsel'ge Kleider nur bedeckten
Die Glieder ihnen. Nach mir streckten,
Um Brot mich anfleh'nd, sie die starren Hände.
Und was ich bei mir trug, als Spende
Erteilt ich's an die Mutter und die Kinder.
Doch mein Begleiter höhnte: „Thor, Du denkst
Der Menschen Elend würde minder,
Wenn Dem und Jenem Pfennige Du schenkst.
Ein Tropfen nicht einmal ist das,
Glaub', in des Jammers unermeßnem Meere,
Das jeder Raum der Erde füllt. Wo wäre
Ein Platz der Welt, von dem nicht Weh Dich blaß
Anblickte, Jammerruf nicht hallte,
Auf dem nicht Schrecken Dir entgegenstarrte,
Auf dem Verzweiflung nicht die Fäuste ballte?"
Er schwieg, als ob er einer Antwort harrte.

Dann, als ich seiner Rede voll Entsetzen
Noch nachsann, führt' er mich von Plätzen
Zu Plätzen fort, von Gasse hin zu Gasse.
Wohin ich blickte, sah ich Leichenblasse
Von Thür zu Thüre bettelnd schleichen.
Wie auf sie zu den hellen Fenstern sah'n.
Da drinnen feierten ihr Fest die Reichen,
Mit Sammt und Seide angethan;
Beschenkten sich mit Perlen, Edelsteinen
Und achteten nicht auf das Weinen
Der Armut, welche außen flehte.
Wenn Einer eine Münze niederwarf,
Er glaubte, daß er Großes thäte.

Im Winterwinde, welcher scharf
Die Luft durchstrich, so schritt ich schweigend weiter.
Neu nahm das Wort dann mein Begleiter:
„Nicht neid' ich Dir die Freude, als so heiter
Du gestern warst bei Deinem Marzipan
Und Deinem Weihnachtsbaum. Vergessen
Hast Du bei dem Genusse, daß indessen
Du jubeltest, dem schneid'gen Zahn
Des Hungers Tausende erlegen.
Soweit sich diese Erde dehnt,
Schleppt Angst und Not sich hin auf allen Wegen.
Auf jedem Schritte, den Du thun kannst, gähnt
Ein Abgrund von Verzweiflung Dir entgegen,
Und nur der Thor der Thoren wähnt,
Er könne stillen dieses Weh,
Das ungeheuer, grenzenlose. — Geh,
Den Jammer tilg', das Leiden tröste!
Versuch', was aller Nabobs Millionen,
Die Diamanten aller Erdenkronen
Nicht können! Du begehst der Sünden größte:
Den Hohn häufst Du zur Qual, die ungestillt
Zurückbleibt und nur hoch und höher schwillt."

Indes ich weiter schritt, ward ich gewahr,
Wie in ein finsteres Gewimmel
Von Gassen ich geraten war,
In das nur matter Schein vom Sternenhimmel
Inmitten hoher Giebel niederschlich.
Ein Seufzen hört' ich, ein Gewimmer,
Ein Stöhnen und Geächz um mich;
Es wurde lauter, lauter immer;
Umgeben war ich von des Elends Höhlen.
Mir däuchte, durch die Spalten stählen,
Durch alle Fenster, jedes Thor
Sich Weherufe, halb erstickt, hervor —
Hier klagt' es laut, dort wieder leise,
Und vor den Thüren sah ich, obdachlos
Dahingestreckt auf Lager faulen Strohs,
Unsel'ge Weiber, Kinder, Greise,
Die unbarmherz'ge Wirte in den Frost
Der Nacht hinausgestoßen, ohne Kost.
Sie hatten nichts als Lumpen, sich zu decken,
Und hier und dort sah ich ein Kohlenbecken,

Aus welchem, sie zu wärmen nicht genug,
Die Glut verglimmend durch die Asche schlug.
Mit dem Gesenfze mengte sich Gelächter
Und Wutgeschrei und Lärm Berechter,
Die mit dem Geld, das sie gestohlen,
Sich eine frohe Stunde schufen.
Die Würfe hört' ich And're rufen,
Die sie gethan, indessen von den Kohlen
Der Schein nur eben auf das Knöchelspiel,
Bei dem sie sich ergötzten, fiel.

„Ein solches Elend magst Du mildern,"
Sprach Willibald. „Was ich gesagt,
Kannst Du hier sehen in lebend'gen Bildern;
Doch folge mir, wenn's Dir behagt!"
Dann Trepp' auf Treppe klommen steil und enge
In einem Haus wir auf bis unters Dach,
Und weiter ging es durch gewund'ne Gänge
Empor zu einem ärmlichen Gemach,
Erleuchtet war's durch einer Lampe matte
Lichtstrahlen. Drinnen saß, das Haupt gesenkt,
Und auf die Arme, die verschränkt
Er über eines morschen Tisches Platte
Gebreitet, hin gebeugt, ein junger Mann.
„Er schläft," sprach Willibald. „Inzwischen
Sieh seine Zeichnungen Dir an,
Und sag', was Du von seiner künstlerischen
Begabung hältst." Und volle Mappen dann
Legt' er mir vor zur Augenweide. —
Ich wandte, von Erstaunen stumm,
Die Blätter, eines nach dem andern, um,
Auf die mit Bleistift, Tusche, Kreide
Die ganze Welt der alten Mythen,
Er hingebannt, Centaure und Lapithen
Und die Olympier beim Himmelsfest,
Wie aus der Frucht der saftgeschwellten Rebe
Die gold'nen Ströme lächelnd Hebe
In ihre Becher fluten läßt.
Mit ihren Waldesnymphen Artemis
Und Eros mit der Liebesgötter Schwarm
Schaut' ich, wenn auch im flücht'gen Riß,
Doch atmend, lebensvoll und warm.
Entgegen sah ich aus dem Blick der Psyche,
Des Dionysos und der Bacchen
Mir einen ganzen Schönheitshimmel lachen.
Kein Sohn des Nordens konnte, nur ein Grieche,
Aus seiner Seele so die lieblich-hehren
Gebilde der Hellenen neu gebären.

Als ich der Blätter letztes umgewendet,
Sprach Willibald: „Du hast geendet,
Und was Du sahst, hat Dich erstaunt.
Wohlan! Die Blätter, deren Glanz Dich blendet,
Nicht Einer kennt sie; ausposaunt
Hat man des Pöbels flücht'ge Ware
Und aufgewogen sie mit Gold.
Allein kein Käufer hat ein Werk, erfahre,
Von dieses Künstlers Hand gewollt.
Solang des Tages Strahlen währen,
Saß er, sich und die Schwester zu ernähren,
Bei seiner Arbeit. Doch selbst kargen Sold
Zu finden hat er sich umsonst gemüht.
Nun fürcht' ich, ist in seinem Geist
Der letzte Himmelsfunke selbst verglüht
Und Todesfrost hat ihn umeist.
Wofern nicht alle Zeichen trügen,
Liegt dort er in den letzten Zügen;
Ein Glück für ihn ist's, wenn ich's recht ermesse!"
Als so er zu mir sprach, erhob
Der Jüngling das Gesicht, um das sich Blässe,
Als läg' er schon im Grabe, wob.
Mit hohlen Augen sah er stier —
Kaum tragen konnt' ich es — ins Antlitz mir
Und stammelte: „Um Gotteswillen,
Geh, meiner Schwester Not zu stillen;
Mich laß, es ist mit mir vorbei."
Zur Seite wies er noch nach einer Kammer
Und sank zurück mit einem Schrei.
Ich ging, wohin er zeigte; und o Jammer! —
Von drinnen tönt' ein Seufzer, halb erstickt.
Ich sah, und bebte, tief erschreckt
Ein Weib, fast leblos hingestreckt.
Jung schien sie noch, allein geknickt
War ihre Lebensblüte früh durch Leiden.
Dem letzten Scheine gleich des Abendstrahls,
Wenn er erlöschend nach der Sonne Scheiden
Im Westen stirbt, lag noch von ehemals
Liebreiz auf ihrer Stirn, auf ihren Wangen.
Doch kaum erhob sie noch das Haupt vor Schwäche;
Mir ahnte, daß ihr Auge breche.
Schon wollt' ich gehn, um Hilfe zu erlangen
Und Brot zu schaffen. „Nicht für mich ist's not,"
Hört' ich sie noch mit matter Stimme lallen,
„Nur für den Bruder sorgt!" — Sie sprach's, und tot
Aufs Lager war sie hingefallen.
Ich selbst, obgleich durch manches Leid gestählt,
Sank auf den Boden wie entseelt.

XII.

Reglos war ich den Rest der Nacht geblieben.
Auf meiner Stirne ruhte schwere Wucht;
Bald hierhin suchten, bald dorthin getrieben,
Geängstigt die Gedanken eine Flucht
Aus dem gewalt'gen Dunkel, dessen Falten,
Jedwede Hoffnung bannend, jeden Trost
Tief, trauerdunkel meinen Geist umwallten.

Da plötzlich hört' ich um mich her ein Regen:
Lag ich im Traume, oder war ich wach?
Ein Rauschen wie von leisen Flügelschlägen
Drang zu mir nieder durch der Hütte Dach,
Ein sanftes Tönen wie Gesang von Stimmen,
Und in die Todesnacht, die mich umgab,
Fiel durch das Fenster her ein schwaches Glimmen.

Und halb von meinem Lager aufgerichtet,
Seh' ich es dämmern, bis sich heller stets
Die Finsternis und immer heller lichtet.
Mit frischem Hauch um meine Schläfe weht's.
Der Hütte Fenster hat im Frühlingswinde
Sich aufgethan, und über'm Dache rauscht
Im Morgenhauch der Wipfel einer Linde.

Doch zweifelnd, ob mich nicht ein Wahn umstrickte,
Erhob ich mich. Ich trat zur Thür hinaus.
Nein! Das war nicht ein Traum: wohin ich blickte,
Sah blinken ich's von Tropfen gold'gen Tau's.
Erwachend säuselten die jungen Blätter,
Und in den Lüften hallte durch's Gezweig
Der Vögel tausendstimmiges Geschmetter.

Ein Knabe war ich abermals geworden:
Da lag vor mir der gras'ge Wiesenplan,
Auf dem ich oft gespielt, an blum'gen Borden
Noch glitt wie eh'mals hin die klare Bahn,
Die Weiden sah ich, welche sie umzirken,
Die Hügel, von der Eichen dunklem Laub
Umkränzt, und von dem hellen Grün der Birken.

Ich schaute alle die bekannten Plätze:
Den Abhang, wo am Waldsaum spielt das Reh,
Den Steg, an dem der Fischer spannt die Netze,
Den Bienen-Tummelplatz, das Feld voll Klee,
Die Laube dort, umwebt von Geisblattranken,
Und hier den Teich mit den Vergißmeinnicht,
In dem die gelben Wasserlilien schwanken.

Ein offnes Pförtchen lud mich einzutreten,
Und meines Vaters Garten nahm mich auf.
Da rann wie früher zwischen Primelbeeten
Der Murmelbach dahin im schnellen Lauf.
Und auf und nieder flogen an den Wellen
Die muntern Freunde meiner Kinderzeit,
Die grün und golden glitzernden Libellen.

Rings wimmeln sah ich es von Schmetterlingen,
Die bald die Luft durchzogen leichten Flugs,
Bald saugend an den duft'gen Kelchen hingen,
Bis sie die Winde, leisen Atemzugs,
Von dannen führten. Reicher, farbenbunter
Von ihren Flügeln schillerte die Luft
Noch als des Gartens Blütenbeet darunter.

In alter Lust des Knaben wieder jagte
Ich ihnen nach, wie da mit erstem Strahl
Mir hier des Lebens schöne Sonne tagte.
Dort flatterte der stolze Admiral,
Der prächt'ge Falter mit der Purpurbinde,
Hier wiegt sich jener, der den Sonnenglanz
Auf seinen Schwingen trägt im Frühlingswinde.

Und da schwebt er, des Lenzes froher Bote!
Gewahrst Du seiner Flügelspitzen Glanz,
So glaubst Du, daß er aus dem Morgenrote
Sich losgerissen. Dort im leichten Tanz
Fliegt er heran, der mit der Pfauen Federn
Den Wettstreit wagt, wenn sie im Mittagsschein
Die Schweife breiten mit den prächt'gen Rädern.

Befürchtet nichts von mir! Euch zu beschauen,
Und nicht euch wehzuthun hasch' ich nach euch.
Wie könnt' ich je, ihr kleinen, himmelblauen,
Ihr gelben, die ihr das Jasmingesträuch
Umgaukelt, grausam mich an euch vergreifen?
Ein Frevel schien es mir, ein Stäubchen nur
Von eurer Farbendecke abzustreifen.

Doch weiter treibt's mich über Wiesen, Gräben
Hin durch die Felder den bekannten Pfad.
Vor meinem Fuße aufgeschreckt erheben
Die Lerchen sich aus der betauten Saat
Und steigen, steigen, bis sie hoch im klaren
Luftraum verschwinden; doch von oben tönt
Der Jubel immer noch der unsichtbaren.

Da von den Hügeln aus dem Hain der Buchen
Herüber klingt des Kuckucks muntrer Schrei
Und mahnt mich, dort das duft'ge Kraut zu suchen,
Mit welchem meine Eltern gern im Mai
Den Wein sich würzten. Von dem Stimmenschalle
Jenseits des Flusses werd' ich hingelockt
Und mich umfängt die grüne Waldeshalle.

Scheu sich vor mir verbergend in dem Laube
Entflieht der Vogel durch das Zweiggeflecht,
Und unter Bäumen, wo die wilde Taube
Im Wipfel girrt und kühn am Stamm der Specht
Aufklettert, folg' ich ihm, bis auf die Decke
Von Moos, beim Blattgeflüster um mich her,
Ich mich, des Schweifens müde, niederstrecke.

Dort lag ich, halb im Wachen und halb träumend,
Von hohen Hoffnungen die Brust geschwellt.
Und mutig, alle Ufer überschäumend,
Durchzog mein Geist die grenzenlose Welt.
Ob wieder auch seitdem in enge Schranken
Gebannt — o! eine Stunde solchen Glücks,
Muß ich sie ewig nicht dem Himmel danken?

Was weckt mich auf?! Horch! durch des Waldes Blätter
Geht höh'res Rauschen hin und das Geroll
Dröhnt mir zum Ohr von einem fernen Wetter.
Nein, Stille wieder nun! Von neuem scholl —
Es trog mich nicht — ein Donnerklang. Aufsprang ich
Und in der Irre durch das Dorngestrüpp
Des Waldes Ausgang zu erreichen rang ich.

Das Dickicht wich, und an der Hügel Hange
Fand ich mich wiederum. Die Sonne stand,
Solang hatt' ich geträumt, im Untergange
Und goß auf Thal und Fluß und Bergeswand

Der Strahlen letztes glüh'ndstes Rot. Ich wollte
Heimkehren; der Gewitterwolke ward
Ich da gewahr, die schwarz im Westen grollte.

Des Tages Glut erlosch in ungewissen
Dämm'rungen nach und nach, und aus dem Schoß
Des höhersteigenden Gewölkes rissen
Sich hierhin, dorthin züngelnd Blitze los.
Von unten blickt' ich hin; in seine Äste
Dann lockt ein blüh'nder Kirschbaum mich empor,
Damit ich Zeuge sei beim großen Feste.

Als ich in das Gezweig hinauf geklommen,
Von oben dort sah ich in mächt'gem Zug
Das Ungewitter nah und näher kommen,
Wie es der Sturm auf seinem Fittig trug.
Zu meinen Füßen vor dem wutentbrannten
Orkane beugten tief sich in den Staub
Des Waldes tausendjährige Giganten.

Und hoch von meinem luft'gen Sitz mit Lachen,
Vom Blütenwipfel auf und abgewiegt,
Ins Spiel der Blitze, in des Donners Krachen
Jauchzt' ich hinaus, bis wieder unbesiegt
Die Sonne bei des Wetters letzten Schlägen
Aus ihrem Dunkel trat, und ich vor Nacht
Heimeilte durch der Wolke goldnen Regen.

XIII.

Als abermals auf meinem Pfühl ich lag,
Und die Erinn'rung an den Frühlingstag
In mir noch duftete und glühte,
Fühlt' einen Druck auf meiner Brust ich lasten,
Den abzuwälzen ich umsonst mich mühte.
Die Nähe ahnt' ich wieder des Verhaßten
Und hörte seine Stimme, wie sie schneidend
Zum Ohr mir drang: „Tag wird es schon!
Was liegst Du noch," rief er mit Hohn,
„An der Erinnerung Dich weidend,
Der wonn'gen Stunden, welche Du verbracht?
Ja wohl: „Die linden Lüfte sind erwacht,"
„Hin durch die Wälder, durch die Auen"
Bist Du gestreift; doch während Du die lauen
Lenzlüfte einsogst, hast Du der Unzähl'gen
Gedacht, die nie das Blau des Himmels schauen?
Komm! zeigen will ich Dir die Unglücksel'gen,
Die fern dem Lichte, fern der Luft
In ew'ger Mühsal hinter finstern Mauern
Ein Leben, schlimmer, als der Tod, vertrauern!
Glücklich sind in der dumpfen Gruft
Der Kerker die Gefang'nen noch,
Die ruhig sich am Schlummer laben,
Indessen sie der Arbeit schweres Joch
Von früh bis in die Nacht zu tragen haben. —
Allein, was starrst Du so wie festgebannt?
Begleite mich auf einem Gange lieber!"
Ich fühlte, wie von seiner Hand
Ein Strom mir zitterte durch jede Fiber
Und folgt' ihm ohne Widerstand.
Hell war der Morgen; frische Winde bliesen,
Und in der Pracht des Maies lachten
Die eben aus dem Schlaf erwachten
Gefilde. Über neubegrünte Wiesen
Ging ich, und über mancher Bäche Steg
An meines Führers Seite hin den Weg.
Bei jeder Blume, die am Pfade sproß,
Den Tausendschönchen, den Maßlieben,
Dem Veilchen, das den duft'gen Kelch erschloß,
Gern wär' ich lange stehn geblieben,
Mich d'ran zu freu'n. Doch mein Begleiter litt
Es nicht, der unaufhaltsam vorwärts schritt.
Bald hatten wir den Weg durchmessen;
Und statt des frischen Morgenhauchs
Entgegen qualmten dichte Wolken Rauchs,
Aufsteigend von berußten Essen,
Aus einer Stadt mir. Schon umfing
Sie uns mit ihren langgedehnten Gassen
Und Häusern, über deren Dach in Massen
Der Dunst und Qualm wie Nebel hing.
Den Weg mir weisend schritt der Führer vor,
Und ich trat ein in eines Hauses Thor —
Dort lag vor uns ein weiter Gang,
In welchen nur in matten Dämmern
Der Tag mit blassem Scheine drang.
Ein dumpfes Leben schlich die Wand entlang,
Der Boden zitterte vom Fall von Hämmern;
Und unter mir und um mich Räder-Rollen,
In dem von Menschen übervollen
Gebäu vernahm ich, das mein Ohr betäubte.
Wir schritten vor zu mächt'gen Sälen dann,
Wo feuchter Brodem mir entgegen stäubte
Und kaltes Naß von allen Wänden rann.
— Rings um mich sah ich auf den Gängen
Mit Männern Weiber sich und Kinder mengen,
Und langsam Diese, blaß wie Leichen,
Mit todesmattem Fuße schleichen,
Die Andern sich wildhastend vorwärts drängen.
Inmitten all des wüsten Treibens,
Und bei des Eisens knirschendem Gestampf,
Fühlt' ich am Herzen einen Krampf
Und rief: „Nicht länger ist hier meines Bleibens!"
Doch vorwärts stets von den lebend'gen Wogen
Ward wider Willen ich gezogen
Und kam zu weiten Zimmern, Hallen,
Die für die Flut der Menschen doch zu enge.
Vom Räderknarren, von der Hämmer Fallen
Erschollen wirr zu meinem Ohr die Klänge.
„Nun," sagte Willibald — doch bei dem Dröhnen
Hört' ich ihn kaum — „an diesen Erdensöhnen
Erfreue Dich! Sieh dort, wie ohne Rast
Sie schleppen ihrer Warenballen Last.
Gesund ist wahrlich die Motion,
Denn sie macht Appetit. Nur ihn zu stillen

Reicht leider nicht der karge Lohn.
Doch so verhängt ward's durch des Himmels Willen:
„In Herzensangst und unter Thränen
Sollst auf der Erde essen Du Dein Brot,“
So lautet des Allmächt'gen Gebot,
Und sich dagegen aufzulehnen
Ist frevelhaft. Nach seiner Gnadenwahl
Nur hat er einige beglückte Wesen
Zu besserm Schicksal auserlesen;
Die meisten sind voraus bestimmt zur Qual.
Und nennst Du das parteiisch, arger Spötter?
Nur Wen'ge, die sich güt'ge Götter
Zu ihren Lieblingen erlasen,
Wird es seit früh gegönnt, durch Berg und Thal
Zu schweifen, in der Sonne Strahl
Zu spielen auf dem grünen Rasen.
Allein hier diese armen Kleinen,
Sieh, wie sie fröhlich bei der Arbeit sind!
Währt lang' es so, vom vielen Weinen
Noch werden ihre Augen blind.
Statt gleich den Andern sich an Morgenkühle
Zu laben, hier im dumpfen Marterhause
Vernehmen fort und fort sie das Gebrause
Wie einer ungeheuren Mühle,
Bis in Betäubung ihre Sinne schwinden.
Statt von den frischen Himmelswinden
Dringt nur von der Maschinenräder Drehen
An ihre Wangen fort und fort das Wehen.
Jetzt, wo sich wieder Wald und Flur
Mit Maiengrün und Blüten schmücken,
Ach! möchten gerne eine Stunde nur
Sie auf das kühle Gras die Stirne drücken;
Anstatt der Dünste, voll von Gift,
Der reinen Lüfte Balsam saugen,
Und an dem saft'gen Grün der Trift
Erquicken sich die übermüden Augen.
Es kann nicht sein! Bis an das Grab
Fortschleifen müssen sie des Elends Kette. —
Allein Glückauf! schon jagt des Fiebers Glut
Durch alle ihre Adern wild das Blut.
So bleibt denn Hoffnung, daß der Tod hinab
Bald in den stillen Erdenschoß sie bette;
Des Glückes erster Tag ist für sie nah!“

Indes er's sagte und ich all die matten
Unglücklichen todblaß wie Schatten
An mir vorübergleiten sah,
Die wehgebrochenen Gestalten,
Die Angesichter, drauf der Gram,
Obgleich sie jung noch, doch die schweren Falten
Des Greises legte, überkam
Entsetzen mich und tiefes Grausen,
So daß ich Bahn mir durch die Gänge brach.
Ich stürzte fort, bis der Maschinen Sausen
Fern hinter mir verklang. Mir nach
Kam Willibald, und wie mit schnellem Schritte
Den Bergen zu durch blüh'nder Felder Mitte
Wir eilten, nahm er so das Wort: „Du hast
An dem noch nicht genug, was von der Erde
Glückseligkeit bisher Du sahst.
Wohl denn! Ein Weit'res sollst Du schau'n,
Und kannst nach Dem, was ich Dir zeigen werde,
An Deinem eig'nen Glücke Dich erbau'n.“

(Fortsetzung folgt.)



Die Seele.

Sowie die Sonne uns am schönsten blinkt,
Wenn Abends sie ins Meer hinuntersinkt,
So strahlt die Seele auch im hellsten Licht,
Im Augenblick, in dem das Auge bricht.

Du glaubst, die Seele sinkt mit Dir ins Grab. —
Du meinst, die Sonne sinkt ins Meer hinab,
Dieweil sie doch so schön nur darum fällt,
Um aufzugehn in einer andern Welt.

Rudolf Kauffert.

Einsamkeit.

Noch ragen zum blauen Ätherkreis
Aus fliehenden Wolken schneeig-weiß
Der Alpen zerklüftete Gipfel;
Im Mattland tönt's von Herdengeläut',
Vorüberschwebt der Lenz und bestreut
Mit duftigen Blüten die Wipfel.

Wie still ist es hier! — Noch sind sie nicht da,
Die fremden Wandrer von fern und nah,
Die schweifenden, ruhelosen; —
Sieh! wie von Sonnenträumen berauscht
Der Hochwald atmet und schweigend lauscht
Der stäubenden Wasser Tosen.

O wonniges Wandern! beglückende Ruh!
Kaum fliegt eine flüchtige Kunde mir zu
Von des Zeitrads Brausen und Rollen;
Ein Echo nur, verhallend und sacht,
Von der fernen grimmigen Geisterschlacht,
Von der Völker Zürnen und Grollen.

Und mir ist wohl! — Wie wenn sich das Ohr
Ergiebt der Töne rauschendem Chor
Und trunken die Augen sich schließen,
Wend' ich mich ab von dem wogenden Streit
Und lasse die Seele der Einsamkeit
Erhabene Schauer genießen.

J. G. Oswald.

Dem Kämpfer.

Ob Waffen brechen oder siegen,
Entmutigt wirf' sie nie von Dir,
Und lasse nimmer unterliegen
Der Menschenliebe licht' Panier!

Sie gleicht der Sonne auf dem feuchten
Gebiet, das bleiern liegt und stumpf.
Mit ihr siehst Du Juwelen leuchten,
Doch ohne sie schaust Du den Sumpf.

A. Godin.

Vergebung.

Abends, wenn aus Purpurwolken
Rosenschein die Welt erfüllt,
Steiget wie aus Himmelstiefen
Leis herauf dein süßes Bild.

Und ich seh' die treuen Augen,
Seh' die blaßgehärmte Hand,
Weinend sink ich auf die Kniee,
Blicke zu dir unverwandt.

Ach! vergieb dem Ungetreuen,
Der dich einst so warm geküßt,
Dem der Kummer und die Reue
Nagend an der Seele frißt.

Und du hebst die zarten Hände?
Du vergiebst? ich faß' es nicht!
Weile, heißgeliebtes Mädchen,
Bleibe, süßes Rosenlicht!

Julius Goebel.

Alle Nacht.

Du hast im Arm des Andern
An mich gedacht,
Dein Herz muß zu mir wandern
Alle Nacht.

Du kommst im Traum gegangen
So lieb und sacht
Und küssest mir die Wangen
Alle Nacht.

Und will ich dich umfangen
Bin ich erwacht —
Es thränen meine Wangen
Alle Nacht.

Adolf Frey.

Spruch.

Wenn Du in Allem glücklich bist,
Hast Du Dir Achtung und Neid verbunden,
Aber wer stets unglücklich ist,
Wird mit Achselzucken abgefunden.

Otto Roquette.

Mittagsgespenst.

Die graue Stadt im Norden
An flimmernden Watten liegt.
Darüber kühl von den Fjorden
Der salzige Seewind fliegt.

Die Türme, die Schlote ragen,
Es hütet der finst're Platz
Aus meinen Jugendtagen
Mir einen verborg'nen Schatz.

Oft taucht im Kranze der Myrte
O Liebste, Dein Bild empor,
Noch klingt mir das süß verwirrte
Wort deiner Treue im Ohr.

Dann prüftest du kalten Ermessens
Und wähltest Ehren und Gold . .
Die Sturmflut des Selbstvergessens
Ist über dich hingerollt.

Nun lebst du, beneidet, umworben,
Dein Rotmund flüstert und lacht,
Und doch bist du längst gestorben
In schauriger Frühlingsnacht.

Du bist versunken, verloren,
Und über den schimmernden Hort
Wie zu Julin und Stavoren
Wandern die Wellen fort. —

Mich aber faßt jäh im bunten
Leben ein fremder Klang,
Der aus der Tiefe dort unten
Verstörend ans Herz mir drang.

Oft bleib' ich am heißen Strande
Erblassend, ein Träumer, stehn,
Und hör' im versunkenen Lande
Tiefleise die Glocken gehn.

Doch fern, wie ein Schemen verschwebend,
Ragt glitzernd, von Wellen umwiegt,
Die Stadt, d'rin lachend und lebend
Mein Lieb begraben liegt.

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Die Sonate.

Noch nichts hat mich so rein entzückt,
So ganz der Welt entrückt,
Wie du, du himmlische Sonate!
Die Liebe spricht durch einen Blick,
Wenn sie des Herzens Wunsch bejahte,
Die höchste Schönheit durch Musik.

O Tochter der Gestirne du,
Du warfst mir doch einmal,
Wenn auch nur flüchtig, einen Strahl
Und einen Blick voll deiner Liebe zu!

Hermann Lingg.



Ungedruckte Aufsätze und Briefe von Franz Grillparzer.

Mitgeteilt von **Karl Emil Franzos.**

II.

Dem selbstbiograpischen Aufsatze, welcher unsers Dichters italienische Reise behandelt, lassen wir einen während dieser Reise geschriebenen Brief folgen. Derselbe ist an seinen Verleger und Freund Wallishauser in Wien gerichtet und lautet

Neapel am 5. Juni 1819.

Lieber Freund!

Paumgartten schreibt mir, Sie hätten ihm gesagt, daß Sie von mir noch keinen Brief erhalten haben. Das wundert mich um so mehr, als ich gleich nach meiner Ankunft in Venedig an Sie schrieb. Seitdem hat sich mir aber die Sache etwas aufgeklärt. Da nämlich mein Freund Wohlgemuth in Verona einen Brief erhielt, der offenbar Ihnen bestimmt war, so muß ich glauben, daß Ihnen, durch eine Verwechslung der Aufschriften dagegen der an Wohlgemuth gerichtete zukam, aus dem Sie freilich nicht wußten, was Sie machen sollten.

Mir geht es gegenwärtig recht wohl, nachdem ich die Unpäßlichkeiten überstanden habe, mit denen Italien, vorzüglich Rom, den Fremden zu bewillkommnen pflegt. Ich habe zwar, mit Ausnahme einiger kleiner Gedichte (die sich aber für den Druck nicht eignen) nichts geschrieben, ich hoffe aber, daß all das, was ich gesehen und empfunden, nicht so leicht sich verlöschen und früher oder später doch noch in irgend einer Gestalt ans Licht kommen soll.

Ich werde so bald nicht nach Wien zurückkommen, da ich den Oberſthofmeister der Kaiserin, Graf Wurmbrand begleiten werde, der hier ein Bein gebrochen hat und sich noch einige Zeit hier aufhalten muß. Früher als gegen Ende August dürfte kaum eine Rede davon seyn.

Turturel hat keinen Erfolg gehabt. Ich bedaure den wackern Zedlitz und den wackern Wallißhaußer.

Daß ich von Ihrer Anweisung bisher noch so wenig Gebrauch gemacht habe, davon liegt die Ursache blos in meiner Bequemlichkeit, die mich vorziehen ließ, das nöthige Geld mir von dem Hofkassier einstweilen vorstrecken zu lassen, als erst zum Wechsler zu gehen. 300 Franc habe ich indeß gleich anfangs hier bei Falconi genommen. Wenn Sie übrigens geglaubt haben, ich hätte wenig Geld ausgegeben, so haben Sie leider geirrt. Von den Handschriften, die in meinem Schreibtisch zurückgeblieben sind, wünschte ich nicht, daß etwas in die Aglaja genommen würde. Vielleicht schicke ich Ihnen nächstens etwas, was dahin taugt.

Leben Sie recht wohl und grüßen Sie Ihre Familie. **Grillparzer.**

Der Brief bedarf nach dem bereits Mitgeteilten in der Hauptsache keiner Erläuterung. Paumgartten war ein Vetter und Freund Grillparzer's, gleich ihm k. k. Beamter, derselbe Mann, durch dessen Vermittlung er auch nachträglich den Paß nach Rom zugeschickt erhielt. „Turturell" war das dramatische Erstlingswerk des damals mit Grillparzer befreundeten Zedlitz, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, welches am 19. April 1819 zum ersten Male im Wiener Burgtheater aufgeführt worden war, aber geringen Erfolg gefunden hatte. Grillparzer's Bedauern gilt auch dem Verleger, weil dieser sich vor der Aufführung verpflichtet hatte, das Werk in Buch-Ausgabe zu bringen, was denn auch, wenngleich erst im Jahre 1821, geschah. „Aglaja" war bekanntlich der Titel eines im Verlage von Wallishauser erscheinenden Taschenbuchs, an welchem Grillparzer eifrig mitarbeitete. Seinem Vorsatze, jene „kleinen Gedichte", welche er in Italien geschrieben, weil sie sich „für den Druck nicht eignen" nicht zu veröffentlichen, ist Grillparzer bekanntlich nicht nachgekommen. Die Aglaja für 1820 enthielt acht Gedichte Grillparzer's, darunter den „Abschied von Gastein" und die in Italien geschriebenen: „Kennst du das Land?", „Zwischen Gaeta und Capua", und endlich zu des Dichters Unheil auch: „Die Ruinen des Campo Vaccino in Rom." Welche Folgen diese Veröffentlichung für Grillparzer hatte, hat er in seiner Selbstbiographie eingehend erzählt; hier sei nur an das Wichtigste erinnert. Obwohl das Taschenbuch das „Imprimatur" der Censur erlangt hatte und das Gedicht nur eben der Begeisterung für das alte Rom und der Klage über die Kleinlichkeit des neuen Rom Ausdruck gab, denunzierte die ultramontane Partei dennoch das Gedicht mit solchem Erfolge, daß die Polizei

die betreffenden Blätter aus dem bereits ausgegebenen Almanach herausriß und der Dichter zur Verantwortung gezogen wurde. Auch seine Verteidigung mag man im Anhange zur Selbstbiographie nachlesen. Zu irgend welchen direkten Maßregeln gegen ihn kam es nicht, doch war er nun einmal mißliebig geworden. Er hatte schwer daran zu leiden, da ihm jede Beförderung unter dem Hinweis versagt wurde, er habe „einmal eine Geschichte mit dem Papst gehabt“.

Das Schriftstück, welches sich nun der Zeitfolge nach zunächst anschließt, stammt aus dem Anfange der dreißiger Jahre und enthält einige aphoristische Bemerkungen Grillparzer's zu einem Lustspiele seines Freundes Bauernfeld „Braut und Bräutigam.“ Wohl werden diese Bemerkungen nur jenen ganz verständlich sein, welche das Lustspiel Bauernfeld's kennen; ich glaube sie gleichwohl hier mitteilen zu sollen, nicht bloß als ein Zeichen der Freundschaft des bedeutendsten Tragikers für den trefflichsten Lustspieldichter, den Deutsch-Österreich besessen, sondern auch als einen Beweis für Grillparzer's kritischen Scharfblick. Bauernfeld, dem ich das Manuskript verdanke, teilte mir mündlich mit, daß ihn diese Notizen, die er durchweg als berechtigt anerkennt, sehr gefördert.

I.

Statt Bonne immer Mad. Lesage zu sagen. Schönau, statt Anstellung: Beförderung.

Mad. Lesage sich nicht in so starken Ausdrücken gegen den Grafen über die Mädchen beschweren.

Der ganze erste Akt kommt mir vortrefflich vor.

II.

Statt Hofmeister mag der Mann, der der Erziehung des jungen Max vorsteht, blos Magister geheißen werden.

Er benehme sich gegen den jungen Menschen als älterer, achtunggebiethender Hausgenosse. Wie das Verhältniß jetzt ist, gehört es zu sehr der Posse. Szene zwischen Wilhelmine und Schönau. Lassen Sie ihn das Gedicht nicht aus der Tasche ziehn, er habe es bei seiner ersten Anwesenheit in München zurückgelassen und diese hohle es jetzt im Sprung aus ihrem Zimmer und bitte ihn vorzulesen, um eine Diversion gegen seine Stimmung zu versuchen. Wie wäre es, wenn dies Gedicht, statt eine Epopöe, etwa eine, weniger witzige als heftig bittere Satyre gegen die große Welt und ihr Leben oder so etwas dergleichen wäre?

Der Vater könnte dann vielleicht eine leicht tadelnde Bemerkung über die zu große Bitterkeit einfließen lassen, das würde dem Zuschauer die Gewinnung des Standpunktes erleichtern, von dem er Schönaus Charakter betrachten soll. Gegenwärtig wird die Bekanntschaft mit letzterem vielleicht etwas zu weit hinausgeschoben.

III.

Statt des Gelehrten ein Glied der Gesellschaft, ein vornehmer Mann, der als Kenner bezeichnet und als Solcher zur Entscheidung aufgefordert wird. Das Kunstgespräch weniger kunstgemäß. Heftiges Widersprechen auf Seite Schönaus, dann längere Szene mit Hohnstein, so daß, wenn die Ausforderung erfolgt, das Publicum halb vergessen habe, daß der erste Anlaß jener Kunststreit war, und nur die Ehrenbeleidigung sehe.

IV.

Das Duell darf durchaus nicht Statt finden, man mag sie halb wider Willen versöhnt, wenigstens dem Zweikampf nicht Platz gegeben haben. Stauffen wäre hierzu ganz die geeignete Person.

Das nachstehende kurze, aber charakteristische Billet ist an Johann Ludwig Deinhardstein in seiner Eigenschaft als Leiter des Burgtheaters gerichtet:

Ich ersuche Sie angelegentlich, doch sobald als möglich den Traum ein Leben aufführen zu lassen. Der . . . . . Kerl an der Wien hat sich die miserabelsten Auslassungen und Zusätze erlaubt und ich gönne ihm die Freude nicht, mit derlei Kunstgriffen Geld zu machen.

Ergebenst

Grillparzer.

Da Deinhardstein die „Vize-Direktion“ des Burgtheaters im Mai 1832 übernahm und „der Traum ein Leben“ am 4. Oktober 1834 zuerst aufgeführt wurde, so ist das Billet 1833 oder in den ersten Monaten von 1834 geschrieben. Wie man sieht, droht Grillparzer, wenn auch in einer sehr zaghaften Form damit, sein Stück eventuell am Theater an der Wien aufführen zu lassen. Auf dieser Bühne war seine Ahnfrau, wenn auch in verstümmelter Form, zuerst aufgeführt worden. Warum Deinhardstein mit der Aufführung von Grillparzer's neuem Stück zögerte, habe ich bereits in dem Aufsatz „Das Wiener Burg-Theater und das deutsche Drama I. Ernst Raupach“ (Deutsche Dichtung Band III S. 237 ff.) eingehend erzählt. Es geschah sowohl aus Abneigung gegen Grillparzer, als aus Connivenz für Raupach, welcher ein entfernt ähnliches Stück, das „Märchen im Traum“, eingereicht hatte. Nur das Drängen der öffentlichen Meinung erzwang im Verein mit der oben mitgeteilten Drohung Grillparzer's dem Stücke endlich den Zugang zum Burgtheater.

Gleichfalls an Deinhardstein ist das nachstehende Schreiben gerichtet:

Lieber Freund!

Gutgesinnte und mit dem Theater ziemlich bekannte Menschen sind der Meinung, daß nachdem die Stimmung des Publikums sich jenem berüchtigten Stücke zuzukehren scheint, es gerathen wäre, die Aufführung etwa nächsten Donnerstag, und wenn sich der Erfolg günstig zeigt, den darauf folgenden Sonntag zu wiederhohlen,

von wo an es in die gewöhnliche Reihe der Theater-Konvenienz zurückzutreten hätte.

Ich weiß nicht, ob diese Leute recht haben, aber ein wenig fühle ich mich geneigt, ihnen beizustimmen. Übrigens überlasse ich alles Ihrem Urtheil. Einige Ehrenrettung ist das Theater mir und die Direkzion sich selbst schuldig. Wenn es je gerathen war, ein Stück zu poussiren, so dürfte es bei gegenwärtigem der Fall seyn.

Unzufeßlich und unmaßgeblich

13. März 1838. **Grillparzer.**

Mit dem „berüchtigten Stück," dem sich die Stimmung des Publikums zuzukehren scheine, ist Grillparzer's Lustspiel: „Weh' dem, der lügt" gemeint, welches am 6. März 1838 zum ersten Mal aufgeführt worden war und bekanntlich einen völligen Mißerfolg erlitten hatte. „Das gebildetere Publikum," erzählt Laube, „mochte abwehren, so viel es wollte, um dem würdigen Dichter die gröblichen Zeichen der Unzufriedenheit zu ersparen, ein auffallender Mißerfolg war nicht abzuhalten." Derselbe traf Grillparzer, wie jeder Kenner seines Lebens weiß, ins tiefste Herz. Im vorliegenden Schreiben sehen wir ihn noch im vergeblichen Ringen, das Stück auf dem Repertoir festzuhalten. Deinhardstein willfahrte dem Wunsche nicht, das Stück wurde abgesetzt und erst zu Anfang der achtziger Jahre unter Wilbrand's Direktion wieder dem Repertoir einverleibt. Es fand guten Erfolg und wird jetzt häufig aufgeführt. Ebenso war der Versuch, welchen das „Deutsche Theater" in Berlin im verflossenen Winter mit der Aufführung machte, von dem glänzendsten und nachhaltigsten Erfolge gekrönt. Erwägt man, daß es jener Wiener Mißerfolg war, welcher Grillparzer für immer die Bühne verleidete und ihm für die zweite Hälfte seines Lebens den Mund verschloß, so wird man sich einer bitteren Empfindung gegen die Zeitgenossen des Dichters kaum erwehren können. Nicht Grillparzer war an jenem Märztage von 1839 durchgefallen, sondern das Wiener Publikum.

Das letzte Schreiben, welches ich von Grillparzer mitteile, stammt aus seinen Greisenjahren und zeigt ihn nicht als Dichter, wohl aber als edeln und hülfreichen Menschen. Es ist an Adolf Foglar gerichtet, einen langjährigen Schützling und Freund unseres Dichters, der selbst dichterisch thätig war und unmittelbar nach Grillparzer's Tode ein kleines Erinnerungsbüchlein an denselben veröffentlicht hat („Grillparzer's Ansichten über Litteratur, Bühne und Leben." Wien 1872. Hügel). Wir entnehmen diesem mit Unrecht völlig verschollenen und auch bisher von der Litteraturgeschichte in keiner Weise berücksichtigten Büchlein einige Mitteilungen über das gegenseitige Verhältnis beider Männer. Adolf Foglar, 1822 zu Wien geboren, durfte Grillparzer schon als siebzehnjähriger Student (im Jahre 1839) näher treten. Er dachte damals Dramatiker zu werden, und die Ratschläge, die ihm Grillparzer bezüglich der Stoffwahl sowie zu seiner Orientierung bei der Lektüre gab und die er dann in seinem Büchlein publizierte, sind höchst lesenswert und für den Dichter bezeichnend. 1848 trat Adolf Foglar, von reinstem Patriotismus getrieben, unter Grillparzer's Zustimmung aus dem österreichischen Justizdienst, dem er sich gewidmet, zeitweilig aus und nahm Dienste als Freiwilliger in einem steirischen Schützen-Corps, beschloß jedoch dann 1850, als dieses Corps wieder aufgelöst wurde, sich dauernd dem Soldatenstande zu widmen. Auch dieser Entschluß fand Grillparzer's Billigung. „Ihr Schreiben vom 2. d. M.," schreibt ihm unser Dichter am 6. Mai 1850, und ich gestatte mir, einige Stellen dieses charakteristischen Briefes hier wiederzugeben, weil derselbe bisher nur als Facsimile in jenem verschollenen Büchlein publiziert worden ist — „hat mich sehr erfreut, nicht nur wegen des Anteiles, den Sie darin an meinen Ehren und Auszeichnungen nehmen, sondern — erschrecken Sie nicht! — als ein Zeichen, daß Sie noch leben. Früher die Gefahren und später die Mühseligkeiten unserer Armee aber waren so groß, daß Niemandem verdacht werden kann, wenn er seine darunter befindlichen Freunde und Angehörigen als auf der schmalen Brücke zwischen Zeit und Ewigkeit schwebend betrachtet. Sie leben also noch und ich bin Ihr Freund. Noch einmal: Sie glauben nicht, wie wohlthuend mich die Kunde von Ihnen berührt hat. Sie haben sich in allen Lagen so sich selber gleich, so rechtschaffen und sich wieder zurechtfindend bewiesen, daß ich Ihnen meine Achtung nicht versagen könnte, auch wenn ich Ihnen weniger zugethan wäre. Ich bin nicht unglücklich im Prophezeien. Ihnen sage ich eine glänzende Laufbahn in Ihrem gegenwärtigen Stande voraus, man muß nur zum Anfang warten können und nicht der Gelegenheit ausweichen, wie ich es gethan habe. Eine Generalkommando-Adjutanten-Stelle wird die Brücke sein. Ich selbst bin mißmutig wie immer, die Ehrenbezeugungen stören mich, da sie mich zwingen, auf Vergangenes zurückzukommen, was ganz außer meiner Art liegt. Bei mir heißt's immer: Vorwärts! — daher ich auch jetzt mißmutig bin, weil ich vor mir nichts sehe, was ich noch zu erreichen hoffen könnte. Seien Sie klüger als ich. Leben Sie wohl. Grillparzer."

Des Dichters Prophezeiung erfüllte sich nicht. Bereits 1854 trat Foglar aus der Armee in den Justizdienst zurück und wurde in Ungarn angestellt. Er hatte da bald mit Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen, über welche sich jedoch aus jenem Büchlein nichts Näheres ergiebt. In seiner Drangsal rief er die Hilfe Grillparzer's an, der ihm am 22. März 1858 nach Trentschin, wo Foglar als Komitats-Gerichtsrat wirkte u. A. schrieb: „Daß Sie unvorsichtig und übereilt gehandelt haben, gestehen Sie selbst und leider schaden uns unsere Versehen im Leben mehr als unsere Vergehen. Die Hauptschwierigkeit auch in Ihrer neuen Lage wird darin bestehen, den Ekel, den gebildete Menschen gegenüber den Ungebildeten haben, nach Möglichkeit zu bezähmen und vor Allem im äußeren Leben nicht sichtbar werden zu lassen. Eine Ahnung sagt mir, daß ein Hauptgrund Ihrer jetzigen Verlegenheit in der Nichtbeobachtung dieser Klugheitsregel liegt."

Diese Widerwärtigkeiten scheinen rasch vorübergegangen zu sein. Schlimm gestaltete sich jedoch Foglar's Lage, als 1861 sämtliche deutschen Beamten, die armen „Bach-Husaren," insgesamt Ungarn verlassen mußten, und er da durch Brot und Stellung verlor. Auch diesmal ließ ihn Grillparzer nicht im Stiche und war ihm bei der Wiederanstellung in cisleithanischen Staatsdiensten behilflich, wie nachstehendes bisher ungedrucktes Schreiben erweist:

Wien am 29. November 861.

Lieber Freund!

Wenn ich so lange gezögert habe, Ihren Brief zu beantworten, so geschah es, weil ich in großer Verlegenheit war.

Meine frühere Hoffnung, Ihnen in Ihrer Karriere förderlich zu seyn, gründete sich darauf, daß Einer meiner nächsten Verwandten mit dem Justizminister Vadasdy auf gutem Fuße stand. Vadasdy ist inzwischen abgetreten, und somit jene Hoffnung versiegt.

Meine gänzliche Abgeschiedenheit, besonders von Leuten aus geschäftlichen Kreisen, ließ mich sehr in Zweifel was da weiter zu thun sey.

Endlich hat sich aber doch ein Weg gezeigt, u. da der gewählte Mittelsmann ein ehrlicher u. in seinem Fache geachteter, höher gestellter Mann ist, so hoffe ich alles Gute; obgleich das Wie und das Wann im voraus nicht zu bestimmen ist.

Sie befinden sich nämlich in einer schwierigern Lage als die meisten Ihrer deutsch-ungarischen Kollegen, da Sie unmittelbar in Ungarn zu dienen angefangen haben.

Die aus den Justizbehörden der deutschen Provinzen nach Ungarn übersetzten Beamten, werden nämlich ihren frühern Amtskreisen zugewiesen werden, wo sie — freilich zum Schaden ihrer Nachmänner — in die Erledigungen einzurücken haben. Ein Auskunftmittel, das bei Ihnen nicht in Anwendung kommen kann.

Es ist daher nöthig, auf einen besondern Fürsprecher zu rechnen, u. den glaube ich gefunden zu haben.

Versäumen Sie daher nicht sich in Kompetenz zu setzen, mit besonderer Rücksicht auf Nieder-Östreich, denn dahin zielen meine Hoffnungen, und dort wird Ihr Gesuch in der Menge nicht unbemerkt bleiben.

Mit freundlichem Gruß an Sie und Ihre Angehörigen.

Grillparzer.

Auch diesmal hatte Grillparzer's Verwendung Erfolg: Foglar wurde im österreichischen Justizdienste angestellt. Derzeit wirkt er als k. k. Landesgerichtsrat in Steyer.

Litterarische Notizen.

— Von Herrn Prof. Dr. Daniel Sanders in Alt-Strelitz erhalten wir zu dem im letzten Hefte in der Handschrift des Dichters mitgeteilten Gedichte „Lösche die Lampe" von Grillparzer eine kritische Randglosse, welche so interessant ist, daß wir sie unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Nach Herrn Sanders' Ansicht ist das Gedicht nämlich nicht in freien Rhythmen geschrieben, sondern „ganz unverkennbar eine Elegie im Sinne der Alten, d. h. ein Gedicht in Distichen. Daß einige Stellen noch nicht ganz ausgebildet sind, versteht sich." Was gegen diese Ansicht spricht, braucht, da unsere Leser gleichsam das Original vor Augen haben, kaum erst ausdrücklich angeführt zu werden: Erstlich, daß das Manuskript das Gedicht in freien Rhythmen und nicht in Distichen wiedergiebt, ferner aber, daß der nicht ausgeführten Stellen, wenn man diese Hypothese festhalten will, recht viele sind, während der schöne Hymnus doch sonst den Eindruck des Vollendeten macht. Viele Stellen allerdings lassen sich mühelos auch als Distichen lesen. So gleich der Eingang:

Lösche die Lampe! Der Mond durchblickt das Gewebe des Vorhangs.
Wohin winkt der Strahl? Siehst du den gütigen Blick,
Mädchen? Er lächelt uns an von des Bettes schimmernden Decke,
Zu dem lieblichsten Traum ladet uns das lieblichste Licht.

In diesem letzten Verse müssen wir freilich, wie man sieht, statt des vom Dichter hingeschriebenen „ladet": lädt setzen, um im Versmaß zu bleiben.

Ähnlich steht es um den zweiten Absatz des Gedichtes; wir stoßen hier gleichfalls im vierten Verse auf eine Schwierigkeit. In dem Folgenden läßt sich die von Herrn Prof. Sanders vorgeschlagene Einteilung wieder sechs Verse hindurch zwanglos durchführen; die nächsten drei Verse „Schon löste" bis „klopfende Herz" fallen gänzlich aus dem elegischen Maß. Hingegen läßt sich dasselbe bis zum Schlusse wieder durchführen. Wie man sieht, spricht auch für die Ansicht des Herrn Prof. Sanders sehr vieles, und es wäre uns interessant, über die Frage auch andere Stimmen aus unserem Leserkreise zu vernehmen.

— Ernst Moritz Arndt fand bekanntlich, als er 1812, von der französischen Regierung verfolgt, nach Schweden flüchten mußte, dort ein freundliches Asyl. Insbesondere war es die Familie eines Baron Munk, mit welcher er freundschaftlich verkehrte. Für die beiden Kinder dieser Familie schrieb er eine Reihe religiös gefärbter Kinderlieder, und hinterließ bei seinem Scheiden eine Reinschrift dieser Lieder unter dem Titel: „Gebetbuch für zwei fromme Kinder", gleichsam als Dank für die gute Aufnahme. Die Familie Munk übersiedelte später nach Karlsruhe, trat in freundschaftliche Beziehungen zu der Familie Scheffel und schenkte das Manuskript dem jungen Dichter des „Ekkehard". Dieser wieder widmete es 1864 der Tochter eines befreundeten Hauses als Weihnachtsgeschenk und diese Dame, Frau Alberta von Freydorf, hat nun jene Kinderlieder unter dem Titel: „Spät erblüht! Aufgefundene Gedichte von Ernst Moritz Arndt, herausgegeben von A. v. Freydorf" im Verlage von Th. Knaur in Leipzig unter Beifügung eines Widmungssonetts aus ihrer Feder erscheinen lassen. Wie man sieht, ist der Haupttitel so geschmacklos und unzutreffend als irgend möglich, der Nebentitel ebenso unrichtig als prätentiös, denn sich ein druckfertiges Manuskript schenken lassen, heißt nicht es auffinden, und was das Sonett betrifft, so wird es genügen, die letzte Terzine zu zitieren:

Den Enkeln bringt der Väter Glauben wieder,
Und laßt auch sie mit frommen Psalmenworte
Zu klopfen an des Paradieses Pforte!

Die Hauptsache aber ist, daß uns durch die kritiklose Wiedergabe der sämtlichen Gedichte der Nachruhm Arndts nicht gerade gefördert erscheint. Einzelnes ist liebenswürdig, schlicht-innig und von dem Hauch edler, reiner Frömmigkeit durchweht, welcher die Herzen rühren muß. Anderes geht nicht über Wortgeklingel hinaus und erweist einen bedenklichen Hang zum leeren Spiel mit Formen. Derlei mag in einer Biographie Arndts als Probe seines Entwickelungsganges seine richtige Stelle finden, es selbständig zu publizieren, beweist wenig Pietät und Geschmack. Nur die Ausstattung ist ganz zu loben, sie ist von hervorragender Schönheit und Eleganz.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Pässler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

VI. Band. 5. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Juni 1889.



Drei Ringe.

Von **Richard Leander.**

So fahrt mit Euren Sünden
Denn hin vor Gottes Thron:
Ich muß sie Euch verweigern,
Die Absolution.
Das nenn' ich keine Beichte,
Wenn trotzig man verhehlt,
Wie man am allerschwersten
Hat gegen Gottes Wort gefehlt!

Seit Ihr's nicht, der als Ritter
Durch die Provence fuhrt?
Habt Ihr in Schloß und Burgen
Nicht höfisch troubadourt,
Der Abgott aller Frauen,
Der Männer Schreck und Tort? —
Von Euren Minnesünden
Spracht Ihr auch nicht ein einzig Wort. —

Da warf auf seinem Lager
Der Mönch sich hin und her;
Er drückte mit den Händen
Das Herz und stöhnte schwer:
„Wohl pflog ich wie kein Andrer
Des Sanges holde Kunst,
Bei Königen und Grafen
Stand ich in Gnaden und in Gunst.

Viel edle Frauen hab' ich
Mit süßem Lied entzückt,
Mir hat manch weicher Finger
Auf's Haupt den Kranz gedrückt.
Und doch — mit teurem Schwure
Sei, Herr, es Euch gesagt —
Ich hab' in fremdem Walde
Niemals verbotenes Wild gejagt."

Schweigt, fuhr ihn an der Prior,
Ich ließ Euch wohl bespäh'n,
Man sah Euch in den Fingern
Gar oft drei Ringe drehn,
Drei Ringe, rot von Golde —
Bekennet Eure Schuld —
Solch edlen Tand erwirbt man
Nicht anders als durch Frauenhuld!

Da reckte sich vom Lager
Der Mönch, gebroch'nen Blicks,
Und zitternd wies sein Finger
Hin auf ein Kruzifix,
Das hing grad gegenüber
Dem Bett. „So nehmt das Lamm,
Herr Prior," sprach er seufzend,
„Herab von seinem Kreuzesstamm."

Da hob vom Holz der Prior
Den Heiland, der war schwer;
Aus gelbem Buchs geschnitten,
Zwei Männer groß war er.
Und da, wo in der Seite
Des Heiden Speer ihn schlug,
War hinten ausgehöhlet
Die Lende weit und tief genug.

Dort lagen in der Hohle,
In seidnen Baldekin*)
Vorsichtig eingeschlagen
Die goldnen Ringe d'rin.
Die trug er an das Fenster
Und hielt sie vor das Licht,
Geziert mit bunten Steinen
Sah Schönres auf der Welt man nicht.

Und als im Strahl der Sonne
Sie blitzten wunderhell,
Da rief der Prior scheltend:
Nun, Bruder Daniel**),
Wie steht es mit der Beichte?
Und der erwidert leis:
„Ich hab' von Audierna
Genommen alle Drei zum Preis.

Den ersten Ring gewann ich,
Blutjung, ein toller Fant,
Da warf ich beim Tournieren
Den Gegner in den Sand.
Ich kniet ihm auf dem Hüftgurt,
Und riß ihm ab den Helm,
Da war's den tief sie haßte,
Der wüste Trunkenbold Gaucelm.***)

Zum zweiten Male sang ich
Vor ihr im hohen Saal:
Auflauschten ihre Frauen,
Auflauschte ihr Gemahl.
Ich sang der Wonnereichen
Ein süßes Minnelied,
Und daß ihr Gott, wie Keiner,
So minniglichen Leib beschied:

„Du bist wie junge Rosen
Im frischen Märzenschnee,
Wie im gründunklen Walde
Ein buntgeflecktes Reh;

*) Baldekin: kostbarer Stoff, wie deren aus jener Zeit eine größere Zahl bekannt sind, so: Piawin, pfauenartig schillernd, Palmat, Rosat, Ciilat, Blialt rc.

**) Genauer: Arnaut Daniel von Ribeyrac, Edelmann aus Perigord. Höchst wahrscheinlich war er es, der die berühmten Romane Lanzelot und Rinald schrieb. Von Dante, und auch von Petrarca, wird er als der größte Provençale gefeiert.

***) Gaucelm Faidit, ein arger Schlemmer, aber trotz alledem einer der feinfühligsten Sänger und an vielen Höfen hochgeschätzt.

Du bist als wie die Venus,
Die rot am Himmel steht —
Nein! — wie die Sommersonne,
Die leuchtend durch die Wolken geht.

Jüngst stieg, um Dich zu schauen,
Gott Vater selbst vom Thron,
Da rief er Frau Marien,
Da rief er seinen Sohn:
„Seht her! Den Schmelz der Wangen,
Der Glieder helle Pracht,
Ich hab' in meinem Leben
Niemals ein schönres Weib gemacht!“

— Das sang ich und viel Andres,
Und wie mein Lied verklang,
Der Burgherr, heiß von Minne,
Vom Purpursessel sprang:
Vieledle Frau, so sprach er,
Daß männiglich es hört,
Es hat mein Haus noch niemals
So hoch ein Troubadour geehrt!

Steigt nieder von den Stufen,
Den Neidern zum Verdruß,
Und drückt ihm auf die Lippen
Als Minnesold den Kuß;
Und gebt nach altem Brauch
Ein Kleinod ihm zu Dank:
Da zog Frau Audierna
Vom Finger sich das Ringlein blank. —

Und dann, zum dritten Male,
Die Welt war blumenbunt
Vom Strahl der Maiensonne,
Da schickt in früher Stund'
Zu mir sie ihre Frauen,
Ich sollt' an ihrem Bett
Zu ihrem Preise singen
Ein wohlgefügtes Chansonett.*)

Die Vögel jubilierten,
Ganz still noch lag die Burg,
Ich saß auf ihrem Bettrand —
Da ging das Herz mir durch
Recht wie ein wildes Fohlen,
Das seinen Halfter brach.
Ich konnt' es nicht verhalten,
Doch schuf mir's schweres Leid hernach.

Ich warf mich auf sie nieder,
Ich raubt' ihr Kuß um Kuß,
Ich klagte, wie so bitter
Ein Sänger leiden muß,
Wenn die sich ihm verweigert,
Die selig ihn gemacht,
Und wie halbwach, halbträumend ihm
Der Mond grüßt und die Sternennacht.

Da rang aus meinen Armen
Sich heißen Kampfes sie;
Die Decke fiel zur Erde;
Es wallte bis aufs Knie
Das Haar, reich wie ein Mantel,
Und deckte ihr den Leib;
Hoch hob, geballt, die Hände
In keuschem Zorn das edle Weib:

Von Ribeqoar, Herr Ritter,
Wie sehr ihr mich bethört,
Ich hab' in Zucht und Sitten
Doch allezeit gehört
Nur meinem Ehgemahle!
Das nehmt zu Merk und Lehr,
Ich darf in diesem Leben
Euch wiedersehn nimmermehr.

Und doch, noch schlägt so warm Euch
Mein Herz, wie einst es schlug,
So nehmt den Ring als Letztes,
Den ich am Finger trug,
Und wenn im Strahl der Sonne
Der Demant gleißt und blitzt,
So denkt an Audierna,
Wie weinend sie am Fenster sitzt!

Da stellt' ich in die Ecke
Die Haube, Schild und Speer,
Zu unsres Heilands Dienste
Ins Kloster kam ich her;
Ein Mönch bin ich geworden
In Kutte und Tonsur,
Wie dermaleinst den Frauen
Sang ich dem Christ als Troubadour.

Drum, wenn ich nun gestorben,
Und lieg' auf schwarzer Bahr',
So laßt die Ringe tragen
Zur Dame von Montclar,
Und sagt: sie ließe senden
Der, dem einst selbst sie gab
Vor langen Jahren. Träumend
Von ihr läg' er im tiefen Grab.“

Als so der Mönch gesprochen,
Da wandte sich an ihn
Der Prior mit der Ölung:
Gott hat Dir längst verziehn,
Was Du hienieden fehltest
In Deinem Pilgerlauf —
Da schloß der Mönch die Augen —
Er schloß sie niemals wieder auf.

*) Es war durchaus nichts Ungewöhnliches, daß edle Frauen sich von ihren Troubadours vorsingen ließen, während sie noch im Bett lagen. Ja, es verstieß nicht gegen die Sitte, daß sie einem die besondere Gunst gewährten, dableiben zu dürfen, wenn sie sich ankleideten! (Lever!)

Und noch am gleichen Tage
Ward durch des Boten Mund
Zu Montclar Audiernen
Die Trauerbotschaft kund.
Da perlten ihr von Thränen
Die Wimpern, weinend los
Ließ sie die Ringe fallen;
Sie lagen still ihr auf dem Schoß.

So saß sie da in Schweigen,
Dann schickt zur Kirche hin
Die tief von Gram Gebeugte:
Ach! Himmelskönigin,
Maria, Gottesmutter,
Im heil'gen Altarschrein
Nimm Du sie hin, die Ringe,
Sie sind, wie Du, von Sünde rein.



Dmitri.

Novelle von Benvenuto Sartorius.

(Schluß.)

in etwas ausgeblichner Tenor sang drüben das unvermeidliche triviale „Sagt es ihr!" mit großem Aufwand von Sentimentalität und wenig Stimme, darauf erklangen die Rhythmen eines Chopin'schen Walzers. Eine kleine Pause trat ein, man hörte eifriges Reden bittender Herrenstimmen, dann ein paar präludierende Akkorde und eine tiefe, etwas verschleierte Altstimme sang eines jener einfachen, russischen Volkslieder, deren schwermütig-eintönige Weisen wie ein Schmerzenslaut, welcher sich der Natur selbst entringt, in langgezogenen Tönen über die Steppe hinziehen und leise klagend verhallen . . . Es war eine gänzlich ungeschulte Stimme und der Vortrag von beinahe herber Einfachheit, als sei die Sängerin ängstlich bemüht, nichts Eigenes hinzuzuthun zu diesen uralten Weisen ihres Volkes — und doch, ich weiß nicht, was es war, ich fühlte mich seltsam bewegt — etwas rührend Kindliches, allmächtig zum Gemüt Sprechendes lag in diesem spröden ungekünstelten Gesang.

Auch Dmitri schien dem geheimnisvollen Zauber zu unterliegen. Er wurde sichtlich zerstreut, vergaß auszuspielen, sodaß sein Partner ihn mehrmals erinnern mußte. Ludmilla Michailowna, welche an einem entfernteren Tische, wo Hazard gespielt wurde, Bank hielt, saß so, daß sie von ihrem Platze aus sämtliche Spieltische übersehen konnte. Ihrem aufmerksam beobachtenden Auge war die Zerstreutheit ihres Gatten nicht entgangen, und sie rief ihm in französischer Sprache ein Neckwort zu, das ihn völlig der Träumerei entriß. Es war derselbe Ton überlegnen Spottes, den einst vor Jahren die schöne Frau dem unerwachsenen Knaben gegenüber anzuschlagen pflegte, doch schien mir jetzt noch ein ganz klein wenig Ungeduld hindurchzuklingen.

„Ein schönes Talent", bemerkte jetzt einer der an ihrer Seite sitzenden Herren aufhorchend. „Anastasia Lwowna sollte ihre Stimme ausbilden lassen. Ein tüchtiger Lehrer könnte etwas daraus machen; es ist ein Verbrechen, solch' einen Schatz zu besitzen, ohne ihn zu heben. Sie hat einen gewissen timbre in ihrer Stimme, der die Hörer packt — ihre Seele singt gleichsam, möchte man sagen."

„Sie sind ein Poet, Feodor Feoditsch!" Die Lippen der schönen Frau zuckten leise wie im Spott.

„Die Gegenwart der Schönheitsgöttin macht selbst den prosaischsten Menschen zum Dichter", versetzte er galant, während er ihre Fingerspitzen an die Lippen zog.

Ludmilla Michailowna lehnte sich in ihren Sessel zurück und lachte übermütig . . . Mitten im Lachen aber brach sie ab und rief mit ihrer harten, zu befehlen gewöhnten Stimme: „Nastia!"

Spiel und Gesang brachen ab und gleich darauf erschien zwischen der Portière, welche beide Zimmer trennte, eine schlanke Mädchengestalt.

Ein Laut der Überraschung entfuhr meinen Lippen . . . Das war sie, die Psyche, an deren Statue der Künstler so geheimnisvoll arbeitete! Unwillkürlich suchten meine Blicke Dmitri. Er schaute wie gebannt auf das Mädchenbild, ein stilles Aufleuchten ging durch sein Antlitz.

„Du riefst mich, Mama?" fragte die tiefe Stimme.

„Erbarme Dich, Nastia! Könnt Ihr nicht

etwas heitrere Musik treiben? Oder, wenn Ihr nun durchaus für das Tragische eingenommen seid, so nehmt doch etwas Rücksicht auf unsere zivilisierten Nerven! Diese kleinrussischen Melodien erinnern mich immer an die Gesindestube in Neshdanowka; zur Begleitung dazu gehört eine Harmonika oder Bandura, aber nicht ein Becker'scher Flügel."

Ein kindliches „Wie Du befiehlst, Mama" und das feine, dunkle Köpfchen war wieder verschwunden. Bald darauf erklang nebenan die schwermütige Davydow'sche Legende in meisterhaftem Vortrag.

Über Dmitri schien eine große körperliche und seelische Abspannung gekommen zu sein. Ich hatte ihn die ganze Zeit nicht aus den Augen gelassen und trat jetzt dicht an ihn heran, meine Hand leicht auf die Lehne seines Sessels legend. Er zuckte unter der kaum merklichen Erschütterung nervös zusammen und wandte sich um. Ich blickte in erloschene Augen, die Farbe des Gesichts war aschgrau.

„Würden Sie wohl die Gefälligkeit haben, einige Minuten für mich einzutreten, Doktor?" fragte er leise, hastig. Ich habe heute viel gearbeitet und jetzt die Menschen ... die Musik ... Ich fühle mich nicht ganz wohl . . . und will nur ... zur Erfrischung ... ein Glas Wein ..." Einen flehenden Blick auf mich werfend, drückte er mir mit fieberhafter Hast die Karten in die Hand.

Ein erbärmlicher Vorwand! Es bedurfte nur eines Winkes von ihm, eines halben Wortes und der Diener brachte ihm das Gewünschte — aber ich ließ ihn nicht merken, daß der Arzt sein Manöver durchschaue und nahm ruhig den durch sein Aufstehen leer gewordenen Posten ein.

Wenige Augenblicke nur, dann kehrte er zurück, ein neuer Mensch, mit blitzendem Auge und sprühendem Humor. Das oft erprobte Mittel hatte auch diesmal seine Wirkung nicht versagt.

— — — — — — — — — — — — —

Nastia, das scheue, in allen Ecken herumgestoßene Kind, dessen große dunkle Augen nur manchmal, wie eine schmerzliche Frage in irgend einem versteckten Winkel unter den niederhängenden Syringenzweigen des verwilderten Gartens aufleuchteten, sodaß man Wochen in Neshdanowka zubringen konnte, ohne von der Existenz des kleinen Wesens etwas zu ahnen! Wie die üppig rankenden wilden Rosen der Steppe, schutzlos in Sturm und Sonnenglut, war sie aufgewachsen, und wie jene umschwebte ein geheimnisvoller Duft dieses junge, heißblütige Wesen, das so eigenartig, so charaktervoll von ihrer Umgebung abstach.

War es ein Wunder, wenn die Künstlerseele Dmitri's diesem Zauber unterlag, wenn der so grausam von dem Ideal seiner Jugend enttäuschte Mann, dessen heißes, leidenschaftlich schlagendes Herz an der Seite des egoistischen Weibes gebieterisch nach Liebe schrie, sich wie von einer Naturgewalt zu diesem jungen Geschöpf hingezogen fühlte, das gleich ihm fremd inmitten einer Welt stand, die er verachtete?! Wenn er in dem rätselhaften Dunkel ihrer Augen dem Glimmen jenes Funkens nachspürte, dessen wildes Feuer sein Inneres verzehrte!

Wenn er mit dieser Todsünde im Herzen, einem unseligen Schicksal gegenüber, das er selbst heraufbeschworen, mit der Verzweiflung rang, dann griff seine fiebernde Hand zu dem süßen Gift, um im Morphiumrausch für kurze Zeit Vergessen seiner Qualen zu finden!

Wie ein Blitzstrahl überkam mich diese Erkenntnis in dem Augenblick, da Nastia auf der Schwelle der Saalthür erschien, nachdem durch ihren Gesang jene schwermütig süße Erregung sich unsrer Sinne bemächtigt. Ich fühlte zu gleicher Zeit, daß ich hier vor einer Katastrophe stünde, die früher oder später über dies Haus, diese Familie hereinbrechen müsse, wenn die ahnungslose Psyche schaudernd erkannte, wessen Züge der Eros trug, dessen Flügelschlag sie in traumwirren Nächten umrauschte . . .

Unter den Herren, welche zu den regelmäßigen Besuchern der Barjätin'schen Empfangsabende gehörten, hatte ich auch einen alten Bekannten wiedergetroffen: Graf Brodsky, der nächste Gutsnachbar und ehemalige glühendste Verehrer Ludmilla Michailowna's, dessen ritterliche Persönlichkeit dereinst Dmitri's wahnsinnige Eifersucht entfacht hatte. Er war noch immer eine imponierend schöne Erscheinung, obgleich er sich bereits stark den Fünfzigen näherte. Ein liebenswürdiger, feingebildeter Kavalier, erfreute er sich allgemeiner Beliebtheit und war das belebende, anregende Element in einem Kreise, dessen einziges Interesse die Karten bildeten. Er nahm in diesen Salons die Stelle des Hausfreunds für sich in Anspruch und teilte seine Aufmerksamkeiten und Galanterien gewissenhaft zwischen der Frau und der Tochter des Hauses. Es war auch nicht Einer in der ganzen Gesellschaft, der ihm diese

bevorzugte Stellung streitig gemacht hätte. Diese jeunesse dorée mit ihrer so aufdringlich zur Schau getragenen blasierten Weltschmerzelei mußte ihm naturgemäß zur Folie dienen und seine stramme männliche Erscheinung doppelt vorteilhaft hervortreten lassen.

Mit mir verkehrte er wie mit einem alten Bekannten in herzlich entgegenkommender Weise, mit Geschick die alten Fäden wieder anknüpfend, gemeinschaftliche Berührungspunkte hervorsuchend; ja er ließ es geflissentlich merken, daß ihm an meiner Unterhaltung mehr gelegen sei, als an der seiner hier verkehrenden Standesgenossen. So bahnte sich allmählich infolge unseres häufigen Zusammentreffens — denn auch ich versäumte keinen dieser Montagabende — ein warmes, beinahe freundschaftliches Verhältnis zwischen uns an.

Da sein Weg ihn an meiner Wohnung vorüberführte, hatte er mich ein für allemal gebeten, seine Equipage zur Heimfahrt zu benutzen. Bei solch' einer gemeinschaftlichen Fahrt war es — eine stille, klare Winternacht, prächtige Schlittenbahn — wir hatten über dies und jenes geplaudert, dann war eine Pause eingetreten, in welcher jeder seinen eignen Gedanken nachhing. Seltsamer Weise hatte uns beide dasselbe Problem beschäftigt.

„Wie finden Sie Dmitri Petrowitsch?“ brach mein Gefährte das Schweigen. „Ich bitte Sie, mir die Frage ohne Umschweife zu beantworten, da ich Gewicht darauf lege, gerade Ihre Ansicht über unsern jungen Freund zu vernehmen. Denn erstens sind Sie Arzt und zweitens hat Ihre lange Abwesenheit Ihren Blick für eingetretene Änderungen geschärft, sodaß Sie da klar sehen, wo uns andere die Gewöhnung blind macht!“

„Ich halte Barjätin für einen verlornen Menschen“, versetzte ich ernst, „eine problematische Natur. Er ist ein Unglücklicher, dessen ganze Lebenskunst darin gipfelt, sich über einen großen Irrtum seines Lebens hinweg zu täuschen, den sein jugendlich erregbares Blut ihn begehen ließ, und da er den moralischen Mut zu diesem ihm vom Schicksal aufgedrängten Kampf nicht in sich findet, zu entwürdigenden Mitteln greift, die ihn physisch und moralisch zu Grunde richten.“

Der Graf nickte gedankenvoll: „Ich verkehrte als junger Mensch viel im Hause seiner Eltern, deren tragisches Geschick Ihnen ja wohl bekannt ist und verfolgte daher aus der Entfernung mit lebhaftem Interesse den Entwickelungsgang des einzigen, aus dieser verhängnisvollen Ehe hervorgegangenen Kindes. Meine Teilnahme wuchs, als ich später den ungewöhnlichen Jungen selbst kennen lernte, dessen Persönlichkeit eine zwingende Gewalt ausübt über die Seelen aller Menschen, die ihm näher traten. Worin dieser Zauber liegt, habe ich bis heute nicht ergründen können, aber daß er existierte, werden Sie, der Sie Gelegenheit hatten, monatelang in engerm Zusammenleben mit ihm zu verbringen, Sie, den er mir oft mit Wehmut seinen einzigen wahren Freund nannte, bestätigen können.“

Ich stimmte ihm schweigend bei.

„Nun“, fuhr er fort, „ich hatte, als ich die Gefahr erkannte, die seiner Phantasie in der Person Ludmilla Michailowna's erwuchs — denn nur die Phantasie, nicht das Herz war an jener jugendlichen Verirrung beteiligt — eine zeitlang die Idee, ein wenig Vorsehung zu spielen und die gefährliche Frau an mich zu fesseln, deren glänzender Esprit und fein durchdachte Koketterie allein noch mich zu fesseln vermochte nach einer in Paris verbrausten Jugend, deren sophistische Plaudereien eine verwandte Saite in meiner ernüchterten Seele anschlugen. Leider hat meine Absicht wohl nur dazu beigetragen, den unüberlegten Schritt zu beschleunigen, zu dem sich eine sonst so klar denkende Natur, wie Ludmilla Michailowna durch die sinnlose Leidenschaft eines Knaben hinreißen ließ.“

Er schwieg seufzend und ich berichtete ihm, an seine letzten Worte anknüpfend, über die aufregende Szene, welche Dmitri's Erkranken damals vorhergegangen, bewirkt durch jene unbedachte Äußerung des vergötterten Weibes über seine, des Grafen Bewerbung. Auch jene Worte Dmitri's erwähnte ich: „Die Natur selbst hat sich an mir versündigt!“

„Kurzsichtiger Thor!“ fiel mir der Graf bitter ins Wort. „Nicht die Natur an ihm, er hat sich an der Natur versündigt und sie rächt sich jetzt für diese Vergewaltigung“... Er brach jäh ab und nach einer Pause wie zu sich selbst sprechend, fügte hinzu: „Vielleicht wäre es doch noch nicht zu spät, einen Versuch zur Rettung dieses verfehlten Daseins zu wagen oder wenigstens zu verhindern, daß es ein andres in seinen Untergang verwickele, eine junge Menschenblüte, die, gezwungen, sich im Schatten zu entfalten, vom Schicksal wahrlich den vollen Sonnenschein innerer Seelenruhe verdient“. —

* * *

Ich hatte das Atelier Barjätin's seit meinem ersten Überfall an jenem Morgen nicht wieder betreten und mich auch gehütet, die vielleicht nur ungern gewährte Erlaubnis zur Wiederholung meines Besuchs zu erbitten. Sehr angenehm überrascht fühlte ich mich daher, durch die eines Abends an mich gerichtete Frage Dmitri's, ob ich denn jegliches Interesse für das künstlerische Schaffen des einstigen Zöglings verloren, da meine Besuche in seinem Hause immer nur den Damen gegolten.

Ich brauche nicht zu versichern, daß ich mich beeilte, der willkommenen Aufforderung Folge zu leisten und mich schon am nächsten Morgen — denn unsere kurzen Wintertage gewährten dem Künstler nur wenig Arbeitsstunden — im Atelier einfand.

Dmitri hatte mich augenscheinlich erwartet. Die Statue, an welcher er damals arbeitete, entdeckte ich unter einer dicken Decke verborgen im dunkelsten Winkel des Ateliers. Der Maler saß vor einer frisch aufgespannten Leinwand und warf in flüchtigen Strichen eine ‚neue Idee' hin.

„Bitte, fragen Sie mich nicht, was das da wird", rief er mir entgegen, ohne sich durch meinen Eintritt in der Arbeit unterbrechen zu lassen, „nur wenige Minuten Geduld und Sie selbst sollen meine neueste Schöpfung taufen."

Ich warf mich auf einen niedrigen persischen Divan, der unweit der Staffelei stand und verfolgte mit gespanntem Interesse die immer schärfer hervortretenden Kontouren, bis aus dem Chaos blauschwarzer Farbentöne durch grell aufgesetzte Lichter die einzelnen Formen scharf hervortraten: das in wilder Jagd durch die Nacht dahinbrausende Viergespann mit den wie in Todesangst weit geöffneten Nüstern, die zitternden Flanken von weißen Schaumflocken bedeckt . . . Das dämonische Weib mit dem messalinenhaften, luftatmenden Ausdruck der durch das elektrische Flammenspiel wie von innen erleuchteten Züge, und an ihre Schulter gelehnt der krankhaft bleiche Knabe mit den düstern Augen, aus denen die von wilder Glut verzehrte Seele lodert . . .

„Sie sind ein Zauberer, Dmitri Petrowitsch", sagte ich bewundernd, „wie ist es Ihnen gelungen, in wenigen Strichen den dämonischen Reiz jener unheimlichen Steppenfahrt wiederzugeben!"

„Dämonisch! — wahrhaftig das ist das richtige Wort für den phantastischen, nervenkitzelnden Spuk jener Nacht!" unterbrach er mich. „So hat mich meine Ahnung doch nicht getäuscht, daß Sie mir zu einem Namen für mein neuestes Bild verhelfen würden: ‚Dämonenzauber' — klingt zwar etwas gesucht, aber um so besser! Da werden die Herren Zeitungsschreiber sich wieder den Kopf zerbrechen und mir in spaltenlangen Phrasen haarklein beweisen, was ich mir beim Malen des verteufelten Spuks gedacht!" — Er lachte ironisch vor sich hin, unterbrach sich aber plötzlich und die Palette von sich werfend, rief er lustig: „Da hätte ich ja beinahe die Hauptsache vergessen! Eine Taufe ohne Sekt! Unerhört!"

Er schlug einen von der Fensterbrüstung herabhängenden Teppich zurück, hinter welchem eine in der Außenwand angebrachte Nische zum Vorschein kam, darin eine Anzahl übereinandergeschichteter Champagnerflaschen.

„Mein Harem", sagte er lächelnd. „Ohne die edle Veuve Cliquot existierte ich nicht mehr, ich kann sie nicht eine Stunde entbehren, ihr Feuer beschwingt meine Phantasie und belebt meine Thatkraft. Sie ist die einzige Frau, die uns vom ersten Tage unserer Bekanntschaft bis zur letzten Stunde des Lebens keine Enttäuschung bereitet".

Er war im Begriff, eine Flasche zu entkorken, schien sich dann aber auf etwas zu besinnen und ließ seine Blicke wie in plötzlich aufsteigender Verlegenheit ratlos suchend durch das Atelier schweifen. „Pardon, ich vergesse, daß Sie, Andreï Wassilitsch, nicht gewöhnt sind, das edle Naß, wie ich, sans façon direkt aus der Flasche zu schlürfen . . . Haben Sie die Güte, jene chinesischen Porzellanschalen herzureichen, die auf dem kleinen japanischen Tisch in Ihrer nächsten Nähe stehen. — — Ah!" er hatte die fremdartigen Trinkgefäße gefüllt und schlürfte in einem Zuge den perlenden Sekt. „Ein Hoch den idealen Träumen der vergangenen Tage und dem Nirvana der Zukunft . . ."

Ich that ihm nur widerwillig, zögernd Bescheid. „Verzeihen Sie, ein offenes Wort, Dmitri Petrowitsch", begann ich ernst, meine Hand auf seinen Arm legend, da er eben die Flasche neigte, die geleerte Schale wieder zu füllen, „aber die Erinnerung spielt mir manchmal einen Streich! So kann ich mich der Vorstellung nicht erwehren, daß ich noch immer wie in vergangenen Zeiten das Recht, ja die Pflicht habe, Ihnen rückhaltslos meine Meinung zu sagen. — Als ich ohne Ihr Wissen an jenem

Herbstmorgen hier eindrang und Sie so vor mir erblickte, die Hand krampfhaft um den silbernen Flaschenhals geschlossen, dessen Oeffnung Sie von Zeit zu Zeit an die Lippen setzten, da durchfröstelte mich der Gedanke: was wird aus einem Menschen, dem diese Anregung, wie Sie es nennen, zur Gewohnheit, zum Bedürfnis geworden? — Diese schmerzliche Frage, die zu beantworten ich nicht den Mut in mir fühle, beschäftigt mich seitdem unausgesetzt. Und Sie selbst, Dmitri, können sich über die entsetzlichen Konsequenzen einer solchen Lebensweise unmöglich täuschen!"

Er blickte starr auf die in der offenen Flasche auf- und abtanzenden Schaumperlen, und ohne das Auge davon abzuwenden, sagte er dumpf: „Ich könnte Ihnen kurz zur Antwort geben, es sei der auch auf mich vererbte Fluch unseres Volkes, im Alkohol das drohende Gespenst kommenden Elends zu ersäufen ... Sie haben leicht Moral predigen, Doktor, Sie, mit Ihrem kühlen germanischen Blut. Mit Eurem, Euch eingeimpften starken Pflichtbewußtsein, seid Ihr gefeit gegen Momente sinnloser Verzweiflung, wie sie einen Menschen überkommen, der, um nicht auf der breiten Straße der Alltäglichkeit zu verkommen, vom Wege abirrt, in die lockende, blühende Wildnis hinausstürmt und plötzlich gewahr wird, wie der Boden unter seinen Füßen weicht und er in dem Sumpf, in den er geraten, elend zu Grunde gehen muß ... Und sehen Sie, Doktor, in solch' verzweifelter Situation ist ein tiefer Schluck aus der Flasche da das einzige Mittel, um sich über den Ernst der Stunde und den drohenden ekeln Tod hinwegzutäuschen ... Ich sehe, welche Frage Ihnen eben auf den Lippen schwebt; Sie meinen, was aus mir werden soll, wenn ich mich an das Zeug da so gewöhnt habe, daß der Lethetrunk den abgestumpften Nerven seine Wirkung versagt? — Sehen Sie, Andreï Wassilitsch, da lebt hier in Petersburg der Besitzer einer fashionablen Kneipe; der Mann hat zeitlebens auf einen guten Weinkeller gehalten und seine Stoffe selbst durchprobiert und ist nun allmählich so weit gekommen, daß ihm nur noch ein Getränk mundet: Champagner mit Cognac, und von dem Letzteren setzt er immer mehr und mehr zu, bis er mit der Zeit auf reinen Spiritus angelangt sein wird und dann — nun dann wird er eines Tages am ‚weißen Fieberchen'*) sterben, wie der liebenswürdige Euphemismus unseres Volkes jenes nationale Gebreste tauft. — — Nun, Doktor, ein gleiches Geschick wird voraussichtlich auch meiner harren". —

*) Delirium tremens.

Der Cynismus, der mich so nackt aus diesem Räsonnement Dmitri's angrinste, entsetzte mich und ich verhehlte ihm dies nicht.

„Sie haben von jeher Ihrer Phantasie zu viel Spielraum gelassen", fügte ich hinzu, „und die Folge davon ist dieser ungesunde Pessimismus, von dem ich Sie zu befreien hoffte, als ich das Amt Ihres Mentors übernahm. Damals spiegelte Ihre Phantasie Ihnen ein Paradies vor, vor dessen Pforten als feuriger Cherub Ihre Jugend stand ... Nun, Sie haben sich den Eingang erzwungen, und das Resultat ist, daß auch an Ihnen die Wahrheit des Göthe'schen Wortes sich bewährt:

‚Und niemand hält Erwünschtes fest in Armen,
‚Der sich nicht nach Erwünschterm thöricht sehnte,
‚Vom höchsten Glück, an das er sich gewöhnte'.

‚Vom höchsten Glück!' wiederholten seine Lippen mechanisch und seine Blicke irrten, wie magnetisch hingezogen über die hell aus dem dunkeln Atelierschatten auftauchende weißverhüllte Gestalt ... „O, wem es vergönnt wäre, nur einen Tag, eine Stunde reinsten, vollsten Glückes zu genießen, mit einem ganzen Leben voll Jammer und Elend hätte er es nicht zu teuer bezahlt!"

* * *

Ich sollte bald darüber aufgeklärt werden, was der Graf mit jenen Andeutungen gemeint, deren Sinn mir damals vollständig dunkel geblieben.

Es war wenige Wochen später, in der haute saison geselliger Vergnügungen, als sich in den adeligen Kreisen der Hauptstadt die Nachricht verbreitete, Graf Brodsky habe sich mit Anastasia Lwowna, der Stieftochter des Künstlers Barjätin verlobt. Man erinnerte sich bei dieser Gelegenheit eines Korbes, welchen, wie das Gerücht wissen wollte, vor Jahren die Mutter der Braut dem Grafen gegeben und fand es unsagbar romantisch, daß er seine Neigung pietätvoll auf die Tochter der Geliebten übertragen.

Ich war durch diese wie vom Himmel gefallene Verlobung bestürzt, fassungslos. Mußte ich mir auch sagen, daß eine Heirat Nastia's vielleicht die sicherste Rettung vor dem drohenden Verhängnis sei, sowie daß keiner der anderen Kavaliere würdiger sei, dies ernste, tief empfindende Naturkind zu besitzen, so wollte mich doch das

dumpfe Angstgefühl nicht verlassen, das mich bei dieser unerwarteten Kunde überkommen, vermochte ich nicht die Frage zum Schweigen zu bringen: „Wie wird Dmitri den Schlag ertragen?"

Als ich am folgenden Montag die Schwelle des Barjätin'schen Salons überschritt, trat mir das Brautpaar freudig entgegen. Das edelschöne Antlitz des Grafen strahlte und auch auf den kindlich weichen Zügen der jugendlichen Braut lag ein Ausdruck ruhigen, tiefinnerlichen Glückes.

„Ich bin Anatole so dankbar", sagte sie, sich innig an die hohe, ritterliche Gestalt ihres Verlobten schmiegend, „daß er mich fortnehmen will aus dieser fremden, mir so wenig zusagenden Welt, und sich aus Liebe zu seiner kleinen Frau auf immer in die Steppe verbannt. Gleich nach Ostern ist unsre Hochzeit und dann" — — ihre Augen leuchteten auf, „ziehen wir in die Heimat!" Und errötend das Auge vor seinem heißen Blick senkend, hauchte sie leise: „O, wie sehne ich mich nach dem Frühling!" —

Ich drängte mich durch den Schwarm der Gratulanten bis in die Nähe Ludmilla Michailowna's, welcher die Befriedigung, sobald schon der unbequemen Nähe einer erwachsenen Tochter enthoben zu sein, unverkennbar auf der Stirn zu lesen stand. Sie nahm gnädig meine aufrichtig gemeinten Glückwünsche entgegen.

„Ah, ich ahnte es längst, daß es so kommen würde," meinte sie, zu einigen Freunden gewendet „Die Kleine verzehrte sich vor Heimweh und Anatole ist in ihren Augen, wenn man so sagen darf, die Verkörperung der Heimat. Nun schwärmen sie beide vereint von der erhabenen Großartigkeit ihrer vielgeliebten Steppen, deren ödes Einerlei mich noch in der Erinnerung furchtbar langweilt."

Ich fragte nach Dmitri, den ich vermißte. Madame teilte mir achselzuckend mit, daß er sich in letzter Zeit sehr wenig sehen lasse, da ihn eine große Arbeit beschäftige. Sie sei es übrigens schon gewohnt, daß er über seiner Malerei Zeit und Ort und die Rücksicht die er seiner Umgebung schulde, vergesse; er dulde es auch nicht, daß man ihn an irgend welche Versäumnisse erinnere und so seine Gedanken von dem Gegenstand, der ihn gerade beschäftige, abziehe. Es bleibe also nichts übrig, als geduldig zu warten, bis er selbst seiner Zerstreutheit gewahr werde.

Im spätern Verlauf des Abends tauchte der Künstler unter seinen Gästen auf. Er war angeregt und witzig wie immer und von einem krampfhaften Bestreben beseelt, überall und gegen jedermann von dem großen Ereignis des Tages zu reden und sich in seiner neuen Würde als Schwiegervater bewundern zu lassen, wobei er mit zitternder Hand ein Glas Sekt nach dem andern hinunterstürzte

* * *

Die Zeit der großen Fasten war angebrochen, jene der Bälle und ähnlicher glänzender Festlichkeiten vorüber, an deren Stelle jetzt Theater und Konzerte traten. Wir standen dicht vor der stillen Woche und auch die offizielle Konzertsaison fand in einem Rubinstein-Abend im großen Saal der Adelsversammlung ihren Abschluß. Der Meister selbst dirigierte seine vom Orchester ausgeführten Werke und trug mehrere Klavier-Kompositionen vor. Auch einige Rubinstein'sche Lieder, gesungen von einer unserer ersten Opernsängerinnen, standen auf dem Programm.

Ich hatte mir einen Platz unmittelbar neben der von Barjätin's eingenommenen Loge erkämpft. Dmitri, der sich neben dem Stuhl seiner schönen Frau nicht behaglich zu fühlen schien, gesellte sich bald zu mir und zwang dadurch den Grafen, ihn in der Unterhaltung zu ersetzen, welcher auch musterhaft seiner Pflicht als aufmerksamer Kavalier zweier Damen nachkam.

Wie immer in Petersburg, folgte jeder Nummer ein im zivilisierten Westen ganz unmögliches Beifallsgejohle und wütendes ‚bis' Rufen, wodurch ein gefeierter Künstler fast jedesmal, Dank der Ausdauer des applaudierenden Publikums, gezwungen wird, sein Programm zu verdoppeln. Auch die Sängerin wußte sich vor diesem elementaren Ausbruch des Entzückens nicht anders zu retten, als durch Zugabe eines Liedes. Sie wählte die ergreifende Rubinstein'sche Komposition des Heine'schen Gedichts:

„Es war ein alter König,
Sein Aug' war trüb, sein Haar war grau —
Der arme alte König,
Er nahm eine junge Frau!

Es war ein junger Knabe,
Blond war sein Haar, leicht war sein Sinn,
Der trug die gold'ne Schleppe
Der jungen Königin ..."

Ich fühlte während des Gesanges, wie Dmitri's Hand, als suche er nach einer Stütze, krampfhaft meinen Arm ergriff; durch diese plötzliche Bewegung auf ihn aufmerksam gemacht, sah ich, wie seine Blicke sich in völliger Selbstvergessenheit mit dämonischer Glut auf jenes dunkle Mädchenantlitz hefteten, welches unweit von uns neben der

üppigen Erscheinung seines Weibes über der Logenbrüstung auftauchte.

Lag in seinen Blicken eine magnetische Kraft, die sie zwang, die Lider zu heben? — Die Blicke der Beiden trafen sich und ruhten die Ewigkeit einer Minute in einander — —

„Kennt Ihr das alte Märchen?
Es klingt so süß, es klingt so trüb,
Sie mußten beide sterben,
Sie hatten sich viel zu lieb!“

Es klang erschütternd durch den weiten totenstillen Raum:

„Viel zu lieb . . .!“

Ich sah, wie Rastia in sich zusammenschauerte — ein tödliches Erbleichen überlief ihre Züge und wie von einem Schwindel überkommen, schloß sie die Augen.

Wie geistesabwesend, mit totenstarrem, leeren Blick saß sie neben dem lebhaft auf sie einsprechenden Verlobten und diese eisige Erstarrung löste sich auch nicht bis zum Schluß des Konzerts.

* * *

„Wenn Ihnen an dem Rufe unseres Hauses etwas gelegen ist, kommen Sie sofort!“

So lautete in lakonischer Kürze der Inhalt des kleinen Zettels, welchen mir am Morgen nach dem Konzert ein Diener des Barjätin'schen Hauses überbrachte. Ich kleidete mich hastig an und stand kaum eine halbe Stunde später im Vorhaus der Barjätin'schen Wohnung.

Der Schweizer, der mir den Pelz abnahm, teilte mir ungefragt mit, das gnädige Fräulein sei ganz plötzlich schwer erkrankt und die Barina habe sofort nach mir geschickt, da sie zu keinem andern Arzt Vertrauen habe.

In Dmitri's Kabinett fand ich den Grafen. Er sah fahl aus und über den schönen, klaren Augen lag es wie ein Schleier. Zum ersten Male fiel es mir auf, daß er alt werde. Auf seinen Lippen zitterte ein Wort, aber er sprach es nicht aus. Meine Hand, die ich ihm begrüßend reichte, so heftig drückend, daß es mich schmerzte, rang er nach Atem.

Eine furchtbare Ahnung stieg in mir auf.

„Um Gotteswillen!“ drängte ich, „sprechen Sie, Graf! Anastasia Lwowna . . .“

„Ist tot“, vollendete er dumpf und das Gesicht in beiden Händen bergend, ließ er sich schwer in einen neben der Thür stehenden Fauteuil fallen. Nach einer langen Stille, während ich umsonst nach Worten suchte, begann er halblaut, in abgerissenen Sätzen, mit einer wie von ungeweinten Thränen durchzitterten Stimme:

„Eine Selbsttäuschung war es, die sie in meine Arme geführt — das arme Kind hat das Gefühl, das sich in ihrem Herzen für mich regte, für Liebe gehalten und es war doch nichts anderes, als die Sehnsucht nach der Heimat . . . Und als sie ihren Irrtum erkannte, da büßte sie ihn mit dem Tode um nicht mit einer Lüge im Herzen weiter leben zu müssen . . . Lesen Sie!“

Er zog ein zusammengefaltetes Papier aus seiner Brusttasche und reichte es mir. Die energischen festen Schriftzüge verrieten keine Spur von Erregung . . . Sie, die diese Abschiedsworte mit ruhiger Hand geschrieben, hatte auch den letzten schweren Kampf in ihrem Innern überwunden.

Tief erschüttert las ich:

„Sie haben so oft, mein teurer Freund, die Wahrheit meines Empfindens gerühmt. Ach, Ihre kleine Rastia stand im Begriff, sich selbst untreu zu werden, und als ihr ein grell niederzuckender Blitz die Lüge zeigte, die sie unwissentlich in ihrem ahnungslosen Herzen mit sich herumgetragen, da fühlte sie sich zu schwach, dagegen zu kämpfen; sie vermochte nur schaudernd vor dieser Erkenntnis die Augen zu schließen — für immer. Der Tod wird mich von der schweren Schuld entsühnen, die ich Ihrer Hochherzigkeit gegenüber auf mich geladen und auch denen Frieden bringen, denen mein Dasein eine Quelle fortgesetzter qualvoller Leiden war. Leben Sie wohl, mein Freund, und zürnen Sie Ihrer armen kleinen Rastia nicht, daß sie ein Leben zerstört, welches ihr nicht mehr zu eigen war, seit Ihre Liebe sich ein heiliges Anrecht darauf erworben.

Rastia.“

Ich gab den Grafen schweigend den Brief zurück. Er hatte seine Fassung wieder erkämpft, erhob sich langsam von seinem Sitz und veranlaßte mich durch eine Geberde ihm zu folgen.

Im Weiterschreiten teilte er mir mit, daß Mme Barjätin verzweifelt sei bei dem Gedanken an die Gerüchte, zu welchen dieser . . . Todesfall der skandalsüchtigen Presse und der Medisance ihrer guten Freunde Veranlassung geben könne, sobald nur etwas von den näheren Umständen ins Publikum dringe; daher habe man im Hause die Losung von der gefährlichen Erkrankung des Fräuleins ausgegeben und bitte nun auch um meinen Beistand.

Ich blickte ihn erstaunt an.

„Die unglückliche Frau“, fuhr jener ebenso fort, „klammert sich an diese Hoffnung und auch ich bitte Sie, um Dmitri's willen, thun Sie,

was Ihr Gewissen Ihnen erlaubt, um zu verhüten, daß die Welt die Wahrheit erfahre! Mme Barjätin bittet Sie, den Tod ihrer Tochter zu bescheinigen unter irgend einer Form, die das Entsetzliche umschreibt – z. B. ‚Herzlähmung'. — Sie würden damit ja nur die Wahrheit aussagen, denn die Unglückliche hat durch Morphium den Tod gefunden" ... Er stockte, und dann, die Stimme sinken lassend: „Sie wußte nur zu gut, wo sie hier im Hause zu dem Gift gelangen könne ..."

Wir waren bei den letzten, in bitterem Tone gesprochenen Worten in das Boudoir seiner Braut eingetreten, und verstummend schlug er die seidenen Vorhänge, die den Alkoven verhüllten, zurück. Ein durch die mattgeschliffenen Fensterscheiben gedämpft einfallender Strahl der Frühlingssonne streifte die auf seidenen Kissen ausgestreckte Gestalt in der duftigen Spitzentoilette, in der sie vor wenig Stunden noch unser Auge entzückt, aber diese gestern noch so wunderbar beredten Züge erschienen in der Leichenstarre so seltsam fremd, wie aus gelblichen Marmor gemeißelt.

„Sie soll nicht in fremder Erde ruhen", sagte der Graf weich, der Toten liebkosend das dunkle glänzende Haar aus der bleichen Stirn streichend. „Ich habe von Ludmilla Michailowna die Gnade erbeten, die tote Geliebte mit mir zu nehmen in die Heimat, nach der sie sich, solange dies Herz schlug, gesehnt ... Der Einwilligung Dmitri's bin ich gewiß; er selbst hat sich seit heute Nacht im Atelier eingeschlossen und läßt keinen Menschen zu sich." —

* * *

Am Tage der Einsargung sah ich meinen unglücklichen jungen Freund wieder. Äußerlich fand ich ihn wenig verändert, nur vielleicht noch um einen Schatten bleicher als gewöhnlich. Während der langen Zeremonien, welche die griechische Kirche bei solcher Trauerfeier vorschreibt, hielt er sich bewunderungswürdig, selbst in dem letzten erschütternden Moment, da er gleich allen Leidtragenden nach orthodoxer Vorschrift den Abschiedskuß als ‚letzten Gruß des irdischen Lebens' auf die Wange der Verstorbenen drückte, zuckte kein Muskel in seinem Gesicht; aber als er, sich aufrichtend vom Sarg, zurücktrat, brannte in den dunklen, thränenlosen Augen eine dumpfe Trostlosigkeit und die Hände, die mit krampfhaftem Druck meine Rechte umschlossen, glühten wie die eines Fieberkranken.

Nachdem alles vorüber war und die der Familie nahestehenden Herren, welche die Leiche zum Bahnhof begleitet, sich zerstreut hatten, sah ich, wie er wankte und sich gegen die Wand des Perrons lehnte. Ich trat zu ihm und legte, ohne ein Wort zu sprechen, seinen Arm in den meinen, setzte mich zu ihm in den Wagen und brachte ihn bis zu seiner Wohnung. Der angstvoll flehende Blick, der mich aus seinen Augen traf, als ich mich hier, an der Schwelle seines Hauses, von ihm verabschieden wollte, veranlaßte mich, ihm in das Atelier zu folgen.

Hier, vor der Psyche, die jetzt vollendet, ohne jede Verhüllung, in göttlicher Schönheit dastand, brach er zusammen und ihre Füße umschlingend, preßte er die Stirn gegen den kalten Stein in bebendem lautlosen Schmerz.

Endlich ermannte er sich, richtete sich langsam auf und wandte das Gesicht mir zu, doch, wie es schien, ohne mich zu sehen. In den fieberhaft flackernden Augensternen lag ein Ausdruck stillen Irrsinns. „Eine Selbstmörderin", murmelte er mit gebrochener Stimme; die Worte kamen abgerissen, zusammenhangslos von seinen Lippen. „Du die Reine, Unschuldige! Wer hat die Lüge ersonnen! ... weiß denn Keiner außer mir wie es gekommen, ... daß ich Dich gemordet. Der Vater die Tochter!" —

Ich ergriff sanft seine Hand und zog ihn auf einen Divan nieder. Ich suchte nach Trostworten, doch er kam mir zuvor.

„Was für ein erbärmlicher grausamer Egoist war ich! — Das Glück winkte ihr in den Armen eines Andern — nicht jenes himmelhochjauchzende sinnberauschende Glück, wie ich es erträumt, aber eine stille wunschlose Zufriedenheit — da mußten meine Augen ihr in der zwölften Stunde die wahnsinnige, verbrecherische Leidenschaft verraten, und den Schleier von ihrer Seele ziehen, deren innerstes Leben ihr selbst bis dahin ein Rätsel gewesen ... Ja, sie liebte mich! Mitten im Menschengewühl des Konzertsaals lasen meine Blicke in ihrer Seele das süße Geständnis und dieser eine Augenblick namenloser Seligkeit schwebt wie ein überirdischer Strahl über der lichtlosen Nacht, die seit ihrem Opfertode für mich angebrochen —... Ist es nicht erbärmlich, Doktor, daß ich nicht den Mut in mir habe, dem heldenhaften Beispiel dieses Kindes zu folgen? — Ach, der Trunk, der dieses heiße junge Herz zur Ruhe gebracht, wirkt auf mein vergiftetes Blut nicht mehr und die Waffe zittert in der entnervten Hand! Alkohol und Morphium haben das Mark in meinen Knochen verzehrt und mich zum Feigling gemacht..."

Ich mußte mich gewaltsam zusammen nehmen, um bei dieser verzweifelten Selbstanklage meine Festigkeit zu bewahren. „Mein Freund“, begann ich endlich, „raffen Sie sich auf aus diesem stumpfen, thatenlosen Schmerz! Lassen Sie Ihre Blicke über die Wände dieses Raumes schweifen — all' diese angefangenen und halbvollendeten Bilder mahnen Sie daran, daß Ihr Leben noch einen Inhalt hat, und daß der Künstler seine Pflicht erfüllen muß gegen die Mitwelt. Statt in fruchtlosem selbstquälerischen Grübeln suchen Sie in der Ausübung Ihrer Kunst Vergessen! Klagen Sie sich nicht der Feigheit an, weil Ihnen der Mut des Todes fehlt, glauben Sie mir, es gehört oft mehr Mut zum Leben als zum Sterben!“ —

Er nickte trübe. „Ein Landsmann von Ihnen, Andrei Wassilitsch, sagt dasselbe auch, nur in etwas andern, wenig Trost einflößenden Worten:

„Ach sterben müssen
Ist nicht das Schlimmste!
Weil schlimmer ist es
Nicht leben können
Und leben müssen ...“

O, wie ich ihn verstehen gelernt habe, diesen deutschen Poeten!“

* * *

Ich sah Dmitri noch einige Male vor seiner Abreise von Petersburg, welche seine Gattin mit fieberhafter Eile betrieb. Sie wollte den indiskreten Fragen teilnehmender Freunde entgehen, die ihr drohten, sobald die ersten Wochen nach dem traurigen Ereignis, die man dem ungestörten Schmerz der Hinterbliebenen gönnt, vorüber waren. So ward die Übersiedlung nach Arco, die man schon im Winter geplant, beschleunigt, und kurz nach Ostern trennten wir uns.

Auch ich schaukelte bald darauf wieder auf dem Ozean, aufs Neue für unbestimmte Zeit von allen Verbindungen mit der Heimat und den in Europa zurückgelassenen Freunden abgeschnitten.

In der ersten russischen Zeitung, welche ich nach beinahe Jahresfrist in einer nordamerikanischen Hafenstadt in die Hände bekam, fand ich unter den Lokalnachrichten die kurze Mitteilung, daß der große Künstler Barjätin in dem reizenden Arco, wo er Heilung für seine zerrütteten Nerven gesucht, in einen Zustand von Tiefsinn verfallen, und auf Anordnung des Arztes mit Einwilligung seiner Frau in eine Heilanstalt bei Wien gebracht worden sei. Da in seiner Familie mehrere Fälle von Irrsinn vorgekommen, sei eine vollkommene Heilung nicht zu erhoffen. — —

„Soll nimmer mir ein Lied gelingen“.

Soll nimmer mir ein Lied gelingen,
Ein Lied, wie ich's vor Zeiten sang,
Als ich auf der Begeistrung Schwingen
Hinan mich mit der Lerche schwang,
Als, wie der Himmel blau und offen
Die Zukunft meinem Blicke lag,
Sich noch erschloß ein frisches Hoffen
Mit jeder Knospe, jeden Tag? —

Nun sind in meinem Lebensgarten
Die Blumen alle längst erblüht,
Und ach! kein Sehnen und Erwarten
Bewegt mir ahnend das Gemüt!
Das ist vorbei. Mag singen, schwärmen
Vom jungen Lenz, wer selber jung;
Ich kann mein kaltes Herz nur wärmen
Am Feuer der Erinnerung.

Ernst Rauscher.

Thränen.

Ein flüchtiger Gewitterregen scheint
Wie Knabentrotz, der stampft im Zorn und weint.

Und Sehnsuchtsthränen gleicht es einer Braut
Um ihren fernen Bräut'gam, wenn es taut.

Doch jene stillen, grauen Regen sind
Der Mutter Thränen um's verlorne Kind ...

Rudolf Kauffert.

Die Welt geht ihren alten Gang.

Er war der Herr, sie nur ein armes Ding,
Das kam und ging.
Daß er der Unerfahrnen log,
Um Glück und Ehre sie betrog,
Wer frug darnach? Sein Reichtum wog —
Er blieb der Herr.

Was half es ihr, daß sie die Schande barg
Im kleinen Sarg? —
Im Turm erblich ihr schwarzes Haar,
Verhärmt, vergrämt schwand Jahr um Jahr —
Sie blieb die Dirne, wo sie war —
Er blieb der Herr.

Sie trägt's nicht mehr. Erbarmend deckt der See
Der Irren Weh. —
Nun liegt sie ohne Sang und Klang
Verscharrt am grünen Bergeshang —
Die Welt geht ihren alten Gang:
Er bleibt der Herr.

Georg Vogel.

Mysterien der Seele.

Ein Gedicht
von
Adolf Friedrich Graf v. Schack.
(Fortsetzung.)

XIV.

Als er gesprochen solche Worte,
Schon waren dem Gebirge wir genaht.
„Folg' auf dem Fuß mir," rief er, und ich trat
Mit ihm durch eine Felsenpforte.

Da vor uns klafft ein finsterer Schlund,
Es witterte feucht empor vom Grund.
Erst stand ich und starrte regungslos
Hinab in den gähnenden Erdenschoß.
Nach oben um das Thor von Granit
Und um die Felsenmauern glitt
Ein fahler, dämmernder Schimmer.
Doch wie an der Wände tiefem Schwarz
Hinunter ich blickte, dunkler ward's
Nach abwärts und dunkler immer.
Dumpf hallte wie ferner Weller Droh'n
Aus der Tiefe ein hohler Ton.
In den Abgrund, der schwindelsteil
Sich unten verlor, behend am Seil
Mit der Kerze, die Jeder trug,
Schwangen wir uns hinunter im Flug.
Kaum hatten den Weg wir durchmessen halb,
Da legt' es sich mir auf die Brust wie ein Alp
Und hemmte das Atemholen.
Gleich schwergeballten Wolken umwob
Mich Qualm, der aus dem Schacht sich erhob,
Und wirbelnder Staub von Kohlen.
Als drauf den Boden erreichte mein Fuß,
Fand ganz ich mich überdeckt von Ruß.
Lang hing, mit Nacht mich umhüllend, dicht
Vor meinem Auge des Staubes Schicht.
Dann, als wieder die Finsternis
Der Schein der Grubenkerze zerriß,
Vielverschlungene Gänge rings
Gewahrt' ich: weiter nach unten ging's;
In dunkle, dunklere Tiefen —
Ich ahnt' es — stürzte hinab der Schacht,
Wo, gehüllt in ewige Nacht,
Die Mächte des Abgrunds schliefen.
Endlos zu allen Seiten verschlang
Der Weg sich, die Kohlenschichten entlang.
Ein Klopfen hört' ich, ein Pochen;
Bald ferne hin verzog sich der Schall,
Bald ward er lauter im Wiederhall
An den zitternden Wänden gebrochen.
Ist's vom Gehämmer von Gnomen der Ton? —
Ja! näher kommt er und näher schon,
Nacht' ich mit zagendem Herzen.
Und ein Geflimmer von Lichtern begann,
Ein Flackern und Hüpfen von Kerzen,
Ein Schein, der herab an den Kohlen rann
Und hier aus verborgenen Klüften glomm,
Dort aus den Schlünden nach oben klomm.
Zur Seite gewahrt' ich in Riß und Spalt
Dünste, in wirren Massen geballt,
Und Qualm und rollende Schwaden.
Nein! Nebel nicht ist das: es erhebt
Und ringt sich empor; es wimmelt und lebt,
Und regt sich auf allen Pfaden.
Unheimlich aus dem Dunkel empor
Seh' ich's wie Glieder sich recken,
Kobolde nach mir zu den Seiten hervor
Und Gnomen die Hände strecken.
Um mich und unter mir, überall
Wird laut es von gleitender Tritte Fall,
Daß weitum der Boden davon dröhnt
Und es hin durch der Gänge Windungen tönt.
Von fern wie hüpfender Irrwische Tanz
Heran sah ich kommen flackernden Glanz.
Und während dahin durch Mark und Bein
Kalte Schauer mir wallten,
Nahten her durch den Gang in Reih'n
Gespenstische dunkle Gestalten.
Ich wich zur Seite. — Da, als von dem Spiel
Der irrwischähnlichen Lichter
Ein Schimmer auf die Gestalten fiel,
Erkannt' ich Menschengesichter —
Hager waren sie alle und bleich
Wie Larven aus dem Schattenreich.
Nie drang ja in diese finstere Kluft
Zu ihnen des Himmels erquickende Luft,
Und nie des Morgens labender Hauch.
Matt dämmernd bescheint durch Dunst und Rauch
Statt der Sonne belebendem Strahl
Die Grubenkerze sie bleich und fahl.
Dann kamen Kinder, elend, erblaßt:
Unter der Kohlenkörbe Last,
Die jedes auf dem Rücken trug,
Schwankten die Armen — ein trauriger Zug!
Hin auf sie weisend sprach Willibald:
„Sieh diese: den Andern den Aufenthall

In ihren Arbeitssälen
Beneiden sie noch, in denen, verirrt,
Bisweilen, wenn es Mittag wird,
Sich Strahlen der Sonne stehlen.
Die Hölle ist nur ein Hirngespinst;
Doch wenn das Schlimmste Du ersinnst,
Was nur der Geist zu erdenken vermag,
Bevor sein Auge verhüllt der Tag:
In dieser Welt der Verdammten
Kannst Du es schau'n; nach des Schicksals Spruch
Ruht also von Anbeginn ein Fluch
Auf den vom Menschen Entstammten. —
Doch nun, sieh weiter!"
Während er's sprach,
Scholl mir ein Murmeln zum Ohre,
Das hervor aus der Tiefe brach,
Wie aus des Tartarus Thore.
Er hatte geführt mich an den Rand,
Wo in das Bodenlose
Der Schacht zu meinen Füßen schwand.
Von unten scholl dumpfes Getose
Aus der Höhlung hervor, als wär's
Das Brausen eines verborgenen Meer's.
Wie ich stand an des Abgrunds Saum,
Hinab in die grauenhafte
Untiefe wagt' ich zu blicken kaum,
Die gähnend vor mir klaffte.
Da kam ein Jüngling welk und siech,
Und auf dem schwindligen Wege stieg
Er abwärts. Siehe, der Eine betrat
Nach dem Andern den schrecklichen Pfad
Über das schwarze Gerölle.
Es zwang mich, dem Zuge nachzuschau'n;
Und wie er geschwunden, dacht' ich voll Grau'n,
Verschlungen hab' ihn die Hölle.
Bald mir zu Füßen dröhnte Gekrach
Aus dem finstern Schlunde,
Allhin bebte der Boden nach,
Als sei bis zum untersten Grunde
Die Erde geborsten, und tausendfach
Aus ihren Höhlen und Windungen scholl
Das Brausen und Donnern entsetzensvoll.
Bewußtlos, aller Sinne beraubt,
Hin sank ich zu Boden gewettert.
Ob lang' ich so gelegen, erstarrt,
Nicht weiß ich's. Als wieder es lichter ward
Vor meinem Geiste, fühlt' ich mein Haupt
Und jedes Glied wie zerschmettert.
Am Ausgang des Schachtes, wo ich lag,
Schien blendend mir ins Antlitz der Tag;
Nie glaubt' ich, hätt' ich ihn noch erblickt.
Schwach aber ging mir der Odem;
Betäubt war ich, und halb noch erstickt
Von der Tiefe qualmigem Brodem.
Da um mich vernahm ich Wehgeschrei
Und Schluchzen und lautes Klagen,
Paarweise aus dem Schachte herbei
Wurden Tote getragen.
Jünglinge, Knaben, beträuft mit Blut,
Die des unterirdischen Wetters Wut,
Wie Blüten dem Sturm, erlagen.
Mit Erblichenen, leblos hingestreckt,
Und Sterbenden war die Erde bedeckt;
Die Luft erbebte vom Jammerlaut,
Es rauften sich totenbleiche
Mütter um die Söhne das Haar;
Um den Mann, der entrissen ihr war,
Rang die Gattin die Hände, die Braut
An des Geliebten Leiche.

XV.

Als wieder ich in meiner Hütte war,
Fühlt' ich bleischwere Wucht auf meinem Geiste;
Mit dunklen Fittichen das Haupt umkreiste,
Wie eines mächt'gen Vogels Flügelpaar,
Verzweiflung mir. Durch alle Fibern bebte
Grau'nvoll Erinn'rung mir an das Erlebte. —
Lang blieb ich so. Doch nach und nach begann
Zu lichten sich's vor meinen Sinnen.
Ich weiß nicht, wie: ein sanfter Friede
Floß mild herab zu meinem Augenlide
Wie Frühlingsmorgentau und rann
In meine Seele bis tief innen.
In Lüften über mir erscholl ein Klingen,
Ein Rauschen unsichtbarer Schwingen.
Und ob auch meine Augen sie nicht sah'n:
Im Glanze, der von oben niederwallte,
Im milden Atem, d'rin die kalte
Schneeluft zerging, fühlt' ich Elisens Nah'n,
Wie sie aus Lichtgewölk herab sich neigte:
„O Bruder," hauchte sie mit leisen Tönen,
„Als ich der Kindheit Glück Dir zeigte,
Wollt' ich dem Menschenschicksal Dich versöhnen.
Und nun reißt das, was Dir Dämonen
Gezeigt in düsteren Visionen
Von Neuem im Verzagen Dich zurück?
Nicht schließen vor dem Mißgeschick
Der Sterblichen sollst Du den Blick!
Auch mir hat bange oft das Herz geklopft,
Wenn ich es sah, auch mir getropft
Sind von der Wimper oft des Mitleids Zähren. —
Doch die Verzweiflung mußt Du bannen,
Und an dem Schönen, Großen, Hehren,
Das Dir die Erde bietet, Dich ermannen.
Den Schranken dieses nied'ren Balls
Noch hat sich völlig nicht mein Geist entrungen,
Noch die Geheimnisse des Alls,
Ob ich auch höher mich emporgeschwungen
Als Du, hab' ich nicht ganz durchdrungen;
Allein das Eine ward mir offenbar:
Zu großer Wonne wird selbst Denen
Der Jammer einst sich lösen wunderbar,
Für die ein dunkles Thal der Thränen,
Ein Abgrund nur von Weh das Leben war.

Komm denn! Der Gang ist nicht vergebens
Selbst fühlen sollst Du, welches Glück
Dem winkt, der des Entzückens vollsten Becher trinkt,
So daß der ganze Jammer seines Lebens
In Seligkeit auf immer untersinkt.“
Ich fand, als aus der Hütte ich getreten,
Inmitten weiter Straßenzüge mich
In einer Stadt, die von den Erdenstädten,
So viel ich deren kannte, keiner glich.
Elise gab als Führerin
Mir, die Verklärte, das Geleite.
Bewundernd schritt des Weg's ich hin,
Wo majestätisch mir zur Seite
Ein mächt'ger Bau sich an den andern reihte.
Fremd war mir Alles; staunen mußt' ich:
Nie solche Herrlichkeit hatt' ich gesehn;
Wohin entrückt' ich sei, nicht wußt' ich:
War ich in Hellas denn? War das Athen
Mit seinen Säulenhallen, Peristylen,
Gymnasien, Theatern und Odeen?
Führt diese Straße zu Olympia's Spielen,
Wo Siegesmal an Siegesmal
Sich drängt in des Alpheus Thal?
Ist's nach Eleusis der geweihte Pfad,
Auf dem der Wand'rer einst mit Ehrfurchtschauern
Dem heil'gen Haus der Demeter genaht? –
Nein! Herrlicher ist dies! Hier welche Mauern,
Stark, um die Ewigkeit zu überdauern,
Doch kunstvollendet, wie das Griechenland
Des Perikles sie nicht gekannt!
Die Tempel, die bis zu den Wolken ragen,
Als müßten sie die Himmelswölbung tragen;
Die gold'nen Adler auf den Dachgeländen,
Auf die herab und auf die Zinnen
Der Sonne Strahlenfluten rinnen!
Die heiligen Symbole an den Wänden
Und in den Nischen die Propheten,
Auf deren von der Zukunft Sturm durchwehten
Steinernen Locken, hohen Brauen,
Wie sie begeistert in die Halle schauen,
Schon eines neuen Welttags Morgen ruht!

Ich schreite weiter. Da — welch' ein Getön
Schallt mir zum Ohre! Aus des Äthers Höh'n
Herab zu stürzen scheint die Flut,
Die unaufhaltsam in Gewitterfällen
Hernieder von der Berge Firne schießt
Und mit den hochbeschäumten Wellen
In weite Marmorbecken sich ergießt.
Dann weiter, donnernd hier in mächt'gem Schwall,
Und dort dahin mit leichten Murmeln gleitend,
Wälzt, feuchte Kühlung allumher verbreitend,
Sich durch die Stadt der flutende Kristall,
Und auf den Straßen tönt der Wiederhall.
Auf jedem Platz erklingt bald leis, bald laut
Das Plätschern und Gebraus der Wogen;
Und nieder auf das Grün der Gärten taut
Das frische Naß. — Auf einer Brücke Bogen,
Der d'rüber hochgewölbt sich baut,
Wohin bin weiter ich gelangt?
Mit blumigen Gewinden prangt
Die Stadt, geschmückt zum Freudenfeste.
Ich sehe riesige Paläste,
Getürmt von Händen der Titanen;
Auf ihren Giebeln wehen Fahnen.
Umwunden sind die Säulen und Portale
Und Söller mit des Frühlings jungen Sprossen.
D'rauf leuchten in des Tag's glorreichem Strahle,
In Stein gehau'n, in Erz gegossen,
Entgegen mir erhabene Gestalten,
Die langen Zugs sich meinem Blick entfalten.
Sie zieh'n sich hin in hehrer Reihe,
Der großen Männer Ehrenmale
Herab von ihren Piedestale
Schaun sie auf mich in priesterlicher Weihe.
Mit einem Kranz ist jede Stirn geschmückt.
Den Blick zu ihnen aufzuschlagen
Vermag ich nicht vor scheuem Zagen.

Lang blieb ich sinnend, wie mir selbst entrückt.
Zuletzt, indes ich bald auf diese
Und bald auf jene der Gestalten sah,
Sprach himmlisch milden Tones so Elise:
„Voll Staunens, Bruder, stehst Du da,
Und kannst noch, wo Du sei'st, nicht fassen.
Vernimm: seit ich die Endlichkeit verlassen,
Ist ein Jahrtausend hingeflossen.
Fremd scheint Dir Alles d'rum und wunderbar;
Die Erde, die noch in der Knospe war,
Hat reicher blühend sich seitdem erschlossen.
Auf kurze Augenblicke trage
Ich Dich in jener Zukunft Tage,
Von der so weite Zeitenkluft Dich trennt.
Noch als auf Erden ich gelebt,
War nicht gelegt das Fundament
Der Stadt, mein Bruder, welche heut' Dein Fuß
Betritt. Damals ergoß ein Riesenfluß
Sich hin durch ungeheurer Wälder Mitte,
Die niemals eines Menschen Tritte
Noch widerhallt und nur dem monotonen
Gemurmel seiner Wogenflut gelauscht.
Die Einsamkeit, in der die Wipfelkronen
Der Urwaldcedern einst gerauscht,
Hat nun ein Volk, noch ungeboren,
Als ich mit Dir das Erdensein geteilt,
Zu seines Reiches Sitze sich erkoren.
Wohl Vieles ward vom Untergang ereilt,
Was in der Zeiten langem Lauf
Die fliehenden Geschlechter schufen;
Das eine nach dem andern blühte auf,
Und hat mit dem, was es ins Sein gerufen,
Im dunklen Staube sich gebettet,
Allein nicht Alles traf Vergessenheit;
Hier schau' sie, die sich durch den Sturm der Zeit

In die Unsterblichkeit gerettet.
Da stehen sie, ein stolzes Heer,
Die Männer des Gedankens und der That,
Und blicken nieder auf die Saat,
Die sie gestreut, wie segenschwer
Sie nun in allen Ländern aufgegangen.
Allein der Monumente nicht von Erz
Bedarfs für sie; denn in der Menschen Herz,
Der spät'sten Enkel Seelen, haben
Sie für die Ewigkeit sich eingegraben.
Nur ihrer Wenigen ward seit der Wiege
Ein glückliches Geschick zu teil:
Durch schwere Kämpfe haben sie zum Siege
Sich durchgerungen; statt daß Heil!
Die Mitwelt ihnen zugerufen hätte,
Mißachtet wurden sie, verkannt.
An eis'ge Küsten wurde d e r verbannt,
D e r trug des Kerkerjoches Kette:
Allein gewichen ist der Bann.
In Glorie des Sieg's nun schwingen
Das Banner sie den Kommenden voran.
Nie fruchtlos bleibt das hohe Ringen;
Ob auch ein ganz Jahrhundert stumpf
An dem vorübergeht, was wahr und echt;
Ob es das Nicht'ge im Triumph
Auch feiern mag: die Nachwelt ist gerecht.
Sie stürzt von ihrem Sockel die Idole,
Die nicht'gen, welche Unverstand gekrönt,
Und häuft Verachtung auf das Hohle.
Und wenn verkannt sonst und verhöhnt,
Von ihr bekränzt nun strahlt der Genius
Unsterblich fort bis an der Zeiten Schluß.
Sieh, wie das Volk in Scharen sich vorbei
Uns wälzt! Es kündet, angebrochen sei
Der erste Tag der großen Feier,
Durch welche diese Stadt sich selber ehrt.
Die Helden, die für's Recht gezückt das Schwert,
Die vor den Völkern als Befreier
Hinausgezogen in die Schlacht,
Die Männer, die vom Weltgeheimnisse den Schleier
Gehoben, die durch das, was sie gedacht,
Der Menschheit neue Bahnen weisen,
Die, ausspäh'nd durch die Sternennacht,
Die Welten, welche droben kreisen,
Im Sehrohr näher uns gebracht,
Die uns durch Wort und Bild entflammt für's Schöne,
Und Jene, die der Sphären Harmonie,
Die ew'ge, bannten in die Kunst der Töne:
Sie all', des Genius hehre Söhne,
Hier ihre Tempel haben sie.
Einmal an des Jahrhunderts Ende
Begangen wird die große Feier stets:
Dann schmücken schöner Frauen Hände
Der Helden Bilder; prächtig wallt's und weht's
Von bunter Fahnen festlichem Gepränge
Auf aller Häuser Dächern. Siehst Du dort
Der Menschen wogendes Gedränge,
Das hin zum Tempel sich ergießt,
Wo sie der Tonkunst Meistern Huld'gung zollen?
Komm mit mir, Bruder: folgen wollen
Wir ihnen, da das Thor sich bald erschließt!"

Zur Höhe stieg ich auf, von wo hinaus
Der Tempel weit nach Osten glänzte.
Ich trat in das erhab'ne Säulenhaus,
Und über mir ins Unbegrenzte
Erschlossen sich die weißen Marmorhallen.
Ein Strahlenglanz — mein Auge trug ihn kaum —
Schien von den Wölbungen herabzuwallen —
Mit Tausenden schon füllte sich der Raum.
Und, so wie sie, im feierlichen
Stillschweigen harrt' ich auf den Festbeginn,
Indessen durch die Seele hin
Mir Schauer freudiger Erwartung schlichen.
Da oben von der Decke hoch,
Wo sich's gleich eines Doms Empore
Hin längs der Pfeilerwände zog,
Erklang ein erster, leiser Ton. Im Chore
Begann er dann zu steigen und zu schwellen,
Und höher wogten des Gesanges Wellen.
Im Bad der sel'gen Melodien
Kühlt' ich erfrischt die heiße Brust;
Zurückgekehrt von neuem schien
Ich in die Kindheit, als in Knabenlust
Zuerst ich, vielgeliebter Haydn,
An deiner Schöpfung mich gelabt:
Versunken war mir alles Leiden,
Als hätt' ich Kummer nie gehabt.
In deinen Klängen stiegst du wiederum
Zu mir herab, wie einst so friedensheiter,
Und doch so ernst und tief, ein Eingeweihter
In jedes göttliche Mysterium.

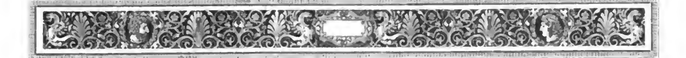
(Schluß folgt.)

Sommernacht.

Still ist die Nacht; vom Himmel schaut
Die Ewigkeit mit Sternenblicken,
Und von den Beeten, kühl betaut,
Die Blumen süß verschlafen nicken,
Der Nachtwind kommt hernieder sacht,
Und seufzt um ihre Schlummerstätte
Und sucht im Rohr sein einsam Bette. —
Still ist die Nacht.

O du, den Worte fassen nicht,
O laß den Weg mich finden wieder
Von deiner Sterne hehrem Licht
Zu meines Lebens Blumen nieder.
So laß mich sein: im Haupt entfacht
Das hohe Meer der Lichtgedanken,
Am Herzen holder Liebe Ranken
In stiller Nacht.

Fr. Herold.



Paul Meyerheim.

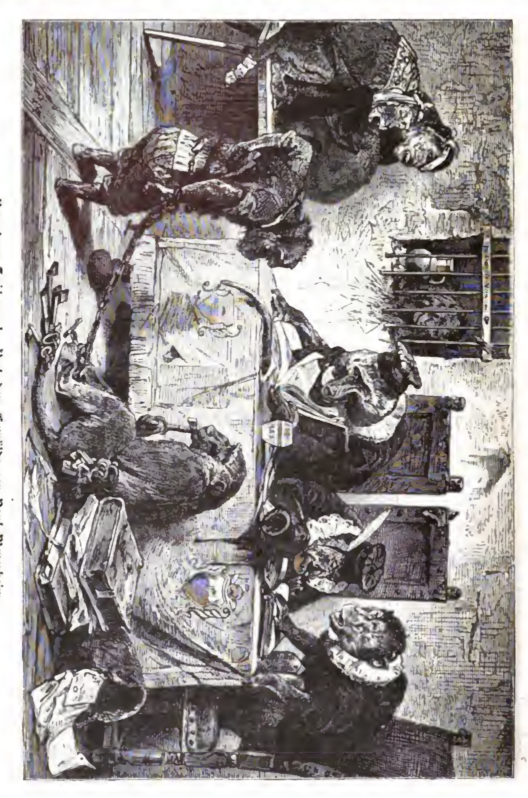
Von Otto Hartung.

Die Gepflogenheit dieser Zeitschrift, die Reihe hervorragender Dichter und Schriftsteller, welche sie durch Vorführung ihres körperlichen und geistigen Porträts ehren will, ab und zu durch einen bedeutenden Tondichter und Illustrator zu unterbrechen, hat bereits wiederholt an dieser Stelle ihre Begründung gefunden. Es geschieht nicht bloß, um zuweilen an die höhere Einheit aller Künste zu erinnern, sondern soll auch ein wohlverdienter Tribut der Würdigung für jene beiden Künste sein, welche sich in einzelnen Fällen der Dichtkunst verschwistern und Aufgaben, welche diese gelöst hat, nun ihrerseits mit ihren eigenen Mitteln gleichfalls zu erfüllen suchen. Nicht ohne Absicht sprechen wir hier von einer Verschwisterung und nicht von einer Ehe; als rechter Kompositeur und Illustrator wird uns — und wir folgen auch hierin lediglich jenen künstlerischen Grundsätzen, in deren Dienst sich diese Zeitschrift überhaupt gestellt hat — nur derjenige gelten, welcher sich nicht etwa dem Dichter sklavisch unterordnet, auch nicht derjenige, welcher, der Grenzen seiner Kunst und der gegebenen Mittel derselben vergessend, genau dieselben Wirkungen, wie sie das Wort erreicht, anzustreben sucht, sondern nur derjenige, der neben dem Dichtwerk, das ihn anregt, ein verwandtes, aber selbständiges, völlig auf der eigenen Kraft und den eigenen Mitteln seiner Kunst beruhendes Werk vor uns hinzustellen vermag. Eben um dieser Selbständigkeit willen haben wir unter den Illustratoren der Gegenwart Niemand für würdiger erachtet, die Reihe der Künstler dieser Art zu eröffnen, als Adolf Menzel, und aus dem gleichen Grunde wissen wir ihm keinen würdigeren folgen zu lassen, als Paul Meyerheim.

Wie bei Menzel wäre es bei Meyerheim unmöglich, bloß des Illustrators zu gedenken und des Malers völlig zu vergessen. Aber wie dort, so dürfen wir auch hier uns auf Weniges beschränken, weil es hier kein verkanntes Verdienst zu betonen, sondern nur an einen von aller Welt freudig anerkannten und gewährten Ruhm zu erinnern gilt. Auch Meyerheim's Lebensgang soll hier, wie jener Menzel's, nur andeutungsweise gestreift sein. Sind doch diese äußeren Umrisse einem Leserkreise, wie dem dieser Zeitschrift, von vornherein nicht unbekannt. Man weiß, wie überaus verschieden die Lebensbedingungen waren, unter welchen sich der ältere und der jüngere Meister entwickelt; Menzel mußte auf's Härteste um die Notdurft des Lebens ringen, ehe er seinen künstlerischen Drang frei bethätigen konnte, Meyerheim ist als eines bedeutenden Malers Sohn von Kindheit auf für seinen künftigen Beruf auf's Trefflichste ausgebildet und gefördert worden. Das aber kann den Respekt vor seinen späteren Leistungen nur bei jenen schmälern, an welche des Altmeisters Wort von der Verkettung von Verdienst und Glück gerichtet ist. Wer diese Verkettung richtig erkennt, wird darin keinen Widerspruch finden, daß Paul Meyerheim seinem Vater und dessen Freunden Manches und doch sich selbst Alles verdankt. Heute 47 Jahre alt, ist er seit 29 Jahren ein berühmter Mann. Seit dem Herbst 1860, wo der Achtzehnjährige auf der Berliner Kunst-Ausstellung mit seinem ersten Bilde erschien, gilt er als ein hervorragender Vertreter der modernen Berliner Malerschule. Den ersten Schritt in die Öffentlichkeit zu einem vollen Erfolg und jeden folgenden zu einer Stärkung und Belebung dieses Erfolges zu gestalten, bringt kein Künstler durch seines Vaters oder Vetters Hilfe zustande; wer dies vermag, steht auf eigenen Füßen.

Jenes Bild war ein Tierbild: neben einem gedeckten Tisch sitzt am Boden ein Neufoundländer-Hund, während oben ein Affe zwischen den Tellern und Gläsern am Dessert nascht. Man weiß, wie lange Paul Meyerheim dieser Spezialität treu geblieben ist und daß er es in ihr nicht bloß zum Professor der Tierklasse an der Berliner Akademie, sondern auch zu dem bedeutendsten Vertreter der Tiermalerei in Deutschland brachte. Aber man weiß auch, daß er sich nicht auf diese Spezialität beschränkte und allmählich zu einer Universalität des Schaffens und Könnens gelangte, wie sehr Wenige. Trotz dieser Vielseitigkeit oder vielleicht gerade wegen derselben läßt sich die Einheit seiner künstlerischen Persönlichkeit sehr leicht nachweisen, so leicht, daß es fast überflüssig erscheint, ihr an dieser Stelle viele Worte zu widmen. Die Natur auf das Gewissenhafteste zu studieren, „die Wahrheit an Stelle des konventionellen Ideals zu setzen," aber dabei doch nie ein bloßer Kopist der Wirklichkeit zu werden, sondern seine Phantasie und seinen Kunstsinn in den Grenzen des Angeschauten frei walten zu lassen, in diesen Sätzen etwa ließe sich, wie Menzel's, so auch Meyerheim's Glaubensbekenntnis formulieren, und weil in dem älteren, wie in dem jüngeren Meister ebenso die Gewissenhaftigkeit der Beobachtung wie die künstlerische Phantasie waltete, darum sind sie, der Eine das anerkannte Haupt und der Andere eine der wichtigsten Stützen der modernen realistischen Berliner Malerschule geworden. Menzel und

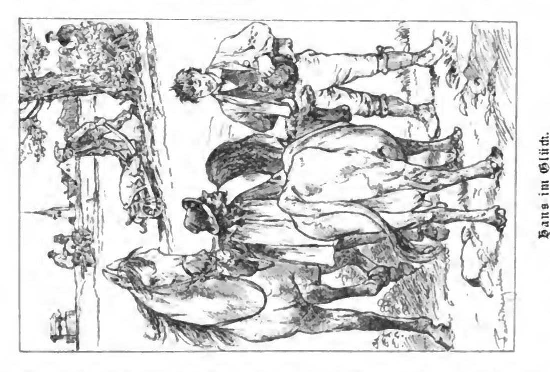
Meyerheim haben erlangt, wozu wir in der Dichtung nur Anläufe, aber vorläufig kein völliges Gelingen sehen, die Verkörperung des Realismus, die harmonische Vereinigung von Kunst und Wahrheit.



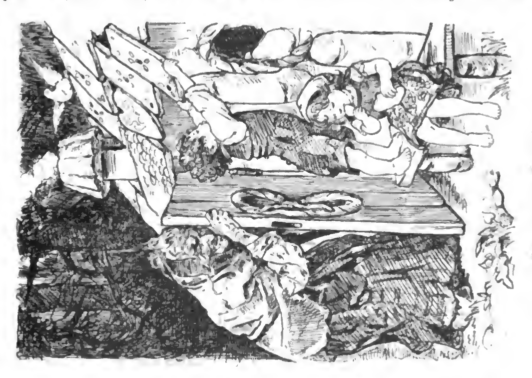
Vor dem Tribunal. Nach dem Gemälde von Paul Meyerheim.

Nicht trotz, sondern gerade wegen dieser Vielseitigkeit, sagten wir, läßt sich dies künstlerische Programm so leicht erkennen. Meyerheim malt vielerlei und fast alles mit gleicher Trefflichkeit, weil er vielerlei gleich gewissenhaft beobachtet und dem Menschen, dem Tier und der Natur die gleiche Sorgfalt des Studiums zugewendet, weil er Alles mit demselben scharfen Auge sieht, und Allem mit derselben künstlerischen Kraft abzusehen weiß, was für die Zwecke seiner Kunst taugt. Diese Eigenschaften hätten ihn unter allen Umständen zu einem bedeutenden Maler gemacht. Daß er daneben auch ein wahrhaft geistreicher Mann ist — und zwar in der besten Bedeutung dieses viel mißbrauchten Wortes — ein Mann von selten warmem Gemüt und vollends von einem Humor von seltenster Stärke und Tiefe, hat seiner Individualität noch die ganz besonderen Züge gegeben. In der Technik mag er Rivalen haben, wenn auch derzeit nicht in der Wiedergabe des Tierkörpers; gleich gewissenhaft wie er

beobachten nun auch viele, aber was ihm und ihm allein gehört, ist sein Charakter als Künstler, der sich auch mit dem menschlichen deckt, der Geist, die Liebenswürdigkeit und der Sinn für echten, alle Dissonanz zwischen Wirklichkeit und Ideal lösenden Humor. Fast mehr noch als in den grotesken oder barocken Bildern bewährt sich dieser Humor in jenen, wo derselbe nur eben das Bild gleichsam durchleuchtet, ohne es aufdringlich zu kolorieren, gleichfalls ein Zug, den er mit allen echten Humoristen gemein hat. Ein Beispiel mag dies klar machen. Wir sahen einmal in seinem Atelier gleichzeitig ein in Tempera gemaltes, für das Spielzimmer eines Berliner Klubs bestimmtes Bild und ein Staffelei-Gemälde, die Begegnung einer Gutsherrschaft mit einem Trupp im Walde lagernder Zigeuner darstellend. Nur aus dem ersten Bilde sprach ein lauter, auch für das stumpfste Auge ersichtlicher Humor; in drolligster Anordnung waren hier alle Glückssymbole vereinigt, von der Fortuna angefangen bis zu dem ausgewachsenen, ja abenteuerlich ausgemästeten Glücksschwein. Jenes Gemälde hingegen war anscheinend nur eben die treue Wiedergabe einer wirklich geschauten Szene. Aber wie geistreich war hier der Gegensatz zwischen den Aristokraten und dem armseligen Nomadenvolk aufgefaßt und welche Fülle von liebenswürdigen, fein komischen Details kam dabei, wenn man schärfer zusah, zur Geltung. Es war ein Gegensatz wie etwa zwischen den derben Schwänken Fritz Reuter's und seinem „Kein Hüsung“.



Hans im Glück.
Aus den Zeichnungen Paul Meyerheim's zu den Grimm'schen Märchen.



Hänsel und Gretel.
Aus den Zeichnungen Paul Meyerheim's zu den Grimm'schen Märchen.

Das rastlose Streben nach Universalität, nach voller Bethätigung aller Gaben und Gnaden, die dem Künstler etwa mit auf den Weg gegeben sind, das heiße Bemühen, die Grenzen seines Könnens zu erweitern, mit einem Worte der Drang, mit seinem künstlerischen Pfunde zu wuchern, war, wie bereits erwähnt, auch in Meyerheim seit seiner frühesten Jugend thätig. Es ist daher nahezu selbstverständlich, daß er sich auch schon früh als Zeichner, insbesondere als Illustrator versuchte, und nach dem Gesagten ist es fast ebenso selbstverständlich, daß ihm dies vollauf gelingen mußte. Man kann ein genialer Maler sein und doch als Illustrator nur Mangelhaftes leisten; bedürfte es eines Beweises für diese Wahrheit, so brauchte nur an Makart erinnert zu werden, dessen Illustrations-Versuche höchst dürftige künstlerische Resultate brachten, weil es ihm sowohl an geistiger Kraft zur vollen Erfassung des dichterischen Grundgedankens, als auch an Sicherheit und Korrektheit der Zeichnung gebrach. Unter allen Projekten, welche mit dem farbenfrohen Mann ins frühe Grab sanken, braucht man sicherlich seiner Absicht, Hamerlings „Ahasver in Rom“ zu illustrieren, am wenigsten nachzutrauern: es wäre kein Werk geworden, das seiner würdig gewesen wäre. Paul Meyerheim aber ist ein Maler, der auch vortrefflich, ja unübertrefflich zeichnet und seine geistige Kraft, wie seine Bildung machen es ihm möglich, das dichterische Werk, welches er illustrieren will, wie in seiner Gesamt-Wirkung, so in seinen feinsten Details in sich aufzunehmen und zu durchdringen. Ohne ihn im übrigen mit Menzel vergleichen zu wollen, dürfen wir ihm doch nach dieser Richtung nicht allzuweit von diesem Altmeister moderner Illustrationskunst seinen Platz anweisen, er verdient denselben auch insofern, als sein Verhältnis zu der Dichtung dasselbe ist, welches wir an Menzel hervorgehoben, also das einzig richtige Verhältnis, und darum gilt auch von ihm, was wir (Band V, November-Heft) von Menzel gesagt: „Er ist deshalb ein ausgezeichneter Illustrator, weil er durchaus innerhalb der Grenzen seiner eigenen Kunst bleibt, weil es ihm nie beifällt, den Dichter zu verdeutlichen oder gar mit ihm zu wetteifern, weil die Illustrationen die Erzeugnisse



Die Gänsemagd.
Aus den Zeichnungen Paul Meyerheim's zu den Grimm'schen Märchen.

Alte Bilder unterscheiden sich von modernen dadurch, dass man an ersteren mit grösster Mühe nur das Gute heraus-sucht, bei den neuen aber nur das Schlechte herausfindet

Paul Meyerheim.

Berlin. 1889.



„L." Aus Paul Meyerheim's „A B C."

einer ganz selbständig thätigen Phantasie sind, welche sich wohl anregen, aber nicht bestimmen läßt und darum auch den Beschauer in seinem Verhältnis zu dem Dichtwerk anregen, aber nicht bestimmen will." Um auch der Unterschiede zu gedenken, erwähnen wir, daß es Meyerheim zwar an jener ungemeinen symbolisierenden Kraft fehlt, die sich oft in einer einzigen Vignette Menzel's konzentriert findet, auch ist er nicht gleich vielseitig wie dieser, aber unbestritten ist er in seinen Wirkungen wärmer und liebenswürdiger.

Während Menzel zuerst Zeichner war und dann Maler wurde, hat Meyerheim zunächst sein koloristisches Talent bewährt und erweiterte lediglich die Grenzen seiner Kunst, als er sich auch als Illustrator versuchte. Es geschah dies zuerst in einem Cyklus von Federzeichnungen zu Goethe's „Reineke Fuchs", welche dann, in Holzschnitt ausgeführt, im Verlage der G. Grote'schen Buchhandlung in Berlin erschienen. Es war ein erster Versuch und nach der zeichnerischen Richtung hin trefflich gelungen. Das sind Tiere, wie sie bisher kein Illustrator zu zeichnen verstand. Aber führen sie uns auch in den Geist des Gedichts ein und sind sie wirklich Illustrationen zu demselben? Zahlreiche Beurteiler haben auch diese letztere Frage bejaht, verneint hat sie Niemand energischer als der Künstler selbst. „Wenn Reineke Fuchs", führt er einmal einem Freunde seiner Kunst gegenüber aus, und es sei uns gestattet, die charakteristische Äußerung wiederzugeben, „doch schon einmal, was ziemlich überflüssig ist, illustriert werden soll, so kann dies eigentlich der Dichtung wahrhaft entsprechend nur von einem Zeichner ausgeführt werden, welcher die Tiere nur ziemlich oberflächlich kennt und vor der Natur und Wahrheit einen sehr geringen Respekt hat. Wilhelm von Kaulbach befand sich in dieser Lage, und es war ihm daher ein Leichtes, mit all' den Tiergestalten nach Belieben umzuspringen und sie so zu vermenschlichen, daß sie denen, deren Namen sie führten, genau so wenig glichen, wie es die redenden und handelnden in Tiermasken gesteckten Charaktere und Gesellschafts-Typen jenes Gedichts auch ihrerseits thun. Nur der Affe ist dem Menschen ähnlich genug, um, ohne daß der Maler seiner Erscheinung einen widernatürlichen Zwang anthäte, für unser Auge, also im Bilde, zur Parodierung menschlichen Thuns und menschlicher Charaktere verwendet werden zu können". Mit anderen Worten, Meyerheim kennt die Tiere zu genau und zeichnet sie zu wahr, als daß dieselben als Illustration zu Reineke Fuchs gelten könnten. Einzelne Blätter freilich sind deshalb doch auch als Illustrationen ganz vortrefflich, doch leiden auch sie unter dem allzu winzigen Maßstabe, den die Verlagshandlung in völlig zweckwidriger und unkünstlerischer Weise für die Reproduktion gewählt hat.

Ehe wir uns den nächsten Illustrations-Arbeiten Meyerheim's zuwenden, sei hier noch eines Bildes von ihm Erwähnung gethan, welches zu seiner oben mitgeteilten Behauptung den besten Beleg liefert, wie trefflich der Affe zur Parodierung menschlichen Thuns tauge, freilich, fügen wir hinzu, der von Meyerheim gezeichnete Affe. Es ist das Bild: „Vor dem Tribunal", welches wir eben deshalb, weil es für unseren Künstler so charakteristisch ist,



„B.“ Aus Paul Meyerheim's A B C.

diesem Hefte eingefügt. Jedes Wort der näheren Erklärung wäre aufdringlich. Wer immer das Blatt ansieht, wird erkennen: es ist eine der besten gemalten Parodien, die wir besitzen.

Vor, während und nach der Arbeit an den Illustrationen zum Reineke Fuchs hat Meyerheim auch eine Reihe kleinerer Illustrations-Aufgaben gelöst. Die trefflichsten Leistungen dieser Art dürften jene Bilder sein, mit welchen er den letzten Jahrgang, welchen Berthold Auerbach's Volkskalender noch erlebte (1868), schmückte. Es sind siebzehn auf Holz gezeichnete Illustrationen, fünf zu den „Neuen Stücklein vom alten Gevattersmann“ und zwölf zu der Erzählung „Benigna“. Zu Auerbach's besten Arbeiten gehört diese Volksgeschichte nicht. Die Tendenz tritt allzu lehrhaft hervor und die Moral: „Ehre das Alter, damit dein Alter geehrt sei“, erscheint deutlicher ausgeprägt, als sich mit der künstlerischen Wirkung verträgt. Immerhin weckt die Erzählung, wenn man sie heute liest, das Bedauern, daß es jetzt unter Deutschlands wirklichen und echten Prosadichtern keinen mehr giebt, der es so versteht, zum Volke zu sprechen, wie der Meister von Nordstetten, und was Meyerheim's Illustrationen betrifft, so sind sie vollends Meisterstücke in ihrer Art, schlichte aber mit feinster Kunst der Charakteristik gezeichnete Bilder aus dem Volksleben. In der Auswahl jener Stellen der Erzählung, welche illustriert werden, erweist der damals kaum 26jährige Künstler bereits jene volle künstlerische Freiheit gegenüber dem Original, in welcher er sich später gleich Menzel nur immer gefestigt hat. Er läßt Manches unillustriert, was der Dichter liebevoll ausgemalt und greift wieder Anderes heraus, was der Dichter nur angedeutet, kurz er stellt sich schon auch hier nicht vor, nicht hinter den Dichter, sondern neben ihn, als wollte er sagen: Seht, jenes kann seine Kunst und dieses die meine! Aber auch hier ist schon das Verhältnis zum Dichter insofern ein höchst pietätvolles, als jeder Strich dieser Zeichnungen beweist, daß Auerbach's Erzählung kaum einen liebe- und verständnisvolleren Leser gefunden hat, als ihren Illustrator. Davon mögen die vorliegenden beiden Proben Anschauung geben. Die Zeichnung „Benigna wird versteigert“, veranschaulicht jene Szene, wo die von ihrem Gatten Jörg um ihres Hochmuts und ihrer Härte willen verlassene, von Armut und Blindheit heimgesuchte Heldin in der Gemeindestube demjenigen Bauer zur Versorgung übergeben wird, welcher sich mit der geringsten Entlohnung für ihren Lebensunterhalt begnügt. Da sie trotz ihrer Blindheit eine vortreffliche Spinnerin ist, so ist das Geschäft bald gemacht. Die Zeichnung ist, wie man sieht, einem sehr mittelmäßigen Holzschneider in die Hände gefallen; gleichwohl blickt die Kraft und Kunst des Künstlers durch und seine Darstellung bringt den eigentümlichen Moment ebenso lebendig zum Ausdruck, wie das Wort des Dichters. Die zweite Zeichnung „Jörgs Heimkehr“ stellt dar, wie der reuige Gatte als Sensenhändler zu der Verlassenen heimkehrt, und durch ihr Pflegekind erfährt, daß sie noch lebe und wie es ihr ergehe. Auch hier ist das Gemütsleben der handelnden Persönlichkeit von dem Künstler mit wenigen Strichen außerordentlich lebenswahr wiedergegeben. Die siebzehn Illustrationen sind auch in die Sammlung: „Deutsche Illustrierte Volksbücher, Gesammelte Erzählungen von Berthold Auerbach“ (J. Bielefeld's Verlag, Karlsruhe) aufgenommen worden. Der Leser hat also auch sonst Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß wir hier nicht zu viel gesagt.

Von den sonstigen kleineren Arbeiten Meyerheim's wollen wir nicht ausdrücklich Erwähnung thun, so sehr sie durch Reichtum und Liebenswürdigkeit der Empfindung dazu verlocken. Wir begnügen uns eine derselben wiederzugeben. Die Initiale dieses Aufsatzes ist eine echt Meyerheim'sche Huldigung des Künstlers für die Tagespresse:



Benigna wird versteigert.

Aus Paul Meyerheim's Illustrationen zu Auerbach's „Deutschen Illustrierten Volksbüchern".

wie aus einer Mücke ein Elefant wird . . . Im übrigen wollen wir nur noch jener beiden großen Aufgaben ge denken, denen er sich gleichsam zur Erholung von der Staffelei Arbeit und doch mit voller gesammelter Kraft und unter Einsetzung des Besten, was er hat, gewidmet. Am Ausgang der siebziger Jahre erschien im Verlage von Georg Stilke (jetzt Raimund Mitscher in Berlin) sein „A B C" in siebenundzwanzig aquarellierten Originalzeich nungen. Welche Fülle von naivem Humor, von künst lerischer Kraft, von echtestem Gemüt enthalten diese Blätter! Jedes der Aquarelle verbildlicht neben dem Buchstaben eine Reihe von Dingen, die mit dem gleichen Buchstaben be ginnen. So z. B. enthält das Q. welches wir im ver kleinerten Schwarzdruck reproduzieren, die folgenden schönen Sachen, die wir nach der beigefügten Erläuterung von J. Trojan folgen lassen:

Die Quappen schwammen in dem Quell,
Der aus dem Quarze sprang so hell.
Quartaner saß fleißig auf dem Q,
Das Quagga kam und sah ihm zu.
Nun sage mir — sprach er — ob Du weißt,
Was quamquam, quidquid und quoque heißt.
Da thut es gar sehr dem Quagga bangen,
Schnell ist es zurück in den Qualm gegangen.

Bezeichnend für den Reichtum an liebenswürdigen Einfällen unseres Künstlers ist es, daß sein Kommentator nicht alles, was er hineingelegt, in die acht Verse zu bringen wußte. So sitzt z. B. der Quintaner im Quadrat und an dem Querstrich des Q ragt ein Quirl hervor. Ähnlich verhält es sich bei dem Buchstaben N, wie der geneigte Leser aus der Vergleichung des Bildes und des Kommentars selbst schließen mag:

Die Nachtigall, die sang so laut,
Hat auf dem N ihr Nest gebaut,
Wie das die Nonne vernommen hat,
Da sang sie mit vom Notenblatt.
Indessen sah ärgerlich und stumm
Am Nile sich das Nilpferd um,
Wo an den Nägeln Netze hingen. —
Du, Nanny, kannst uns doch etwas singen?

Einen liebenswürdigeren Scherz des Künstlers können unsere Proben nicht zur Anschauung bringen. Jeder der Buchstaben erscheint in jener Farbe, deren Namen mit ihm beginnt, nur das X hat Schwierigkeiten gemacht, doch „kurz entschlossen malt er fix, mit x Farben das böse X". Das schöne Buch, eines der liebenswürdigsten und geschmackvollsten, die es für kleine und große Kinder giebt, hat bisher nur zwei Auflagen erlebt und ist nicht recht populär geworden, was aber sicherlich einzig und allein an dem relativ hohen Preise liegt, der wieder durch die Pracht der Ausstattung bedingt ist. Eine be scheidene Ausgabe in Schwarzdruck hätte das Zeug dazu,



Jörg's Heimkehr.

Aus Paul Meyerheim's Illustrationen zu Auerbach's „Deutschen Illustrierten Volksbüchern".

gleich populär zu werden, wie Hoffmann's Struwelpeter. Sie würde es zum Mindesten in gleicher Weise verdienen.

Meyerheim's neueste Arbeit sind eine Reihe von gleichfalls aquarellierten Federzeichnungen zu den Grimm'schen Volksmärchen; das Büchlein wird demnächst im Verlage von C. Bertelsmann in Gütersloh erscheinen. Daß es heute unter den Illustratoren Deutschlands kaum Jemand giebt, der dieser Aufgabe mehr gewachsen wäre, als Meyerheim, geht schon aus dem oben Gesagten hervor, und wie er sie gelöst hat, beweisen die Proben, die wir gleichzeitig vorlegen können. Da ist der dumme „Hans im Glück", der eben seinen zweiten Tausch macht; das Stück Gold hat er bereits um ein Pferd hingegeben, nun tauscht er das Pferd gegen die Kuh ein. Da sind „Hänsel und Gretel" an dem Häuslein, „das ganz aus Brot gebaut war und mit Kuchen gedeckt, aber die Fenster waren von hellem Zucker. Hänsel, dem das Dach sehr gut schmeckte, riß sich ein großes Stück davon herunter und Gretel stieß eine ganze runde Fensterscheibe hinaus, setzte sich und that sich wohl damit. Da ging auf einmal die Thür auf, und eine steinalte Frau, die sich auf eine Krücke stützte, kam herausgeschlichen." Wie es den beiden Kindern nun weiter ging, brauchen wir ja nicht erst zu erzählen, so wenig, wie über das Geschick der „Gänse-Magd", welche wir auf dem dritten Bildchen mitten unter ihrer Herde sehen, während oben das finstere Stadtthor mit dem „falada" erscheint. Auch über den künstlerischen Wert der Zeichnungen, über das feine Gefühl, mit dem sich der Künstler in der Auswahl seiner Mittel dem Geist des Originals anbequemt, wollen wir nicht erst viele Worte machen. Gerechtes Lob zu spenden ist eine Freude; wir haben den Leser in den Stand gesetzt, sich diese Freude selbst zu schaffen.

Es giebt wenige Glückliche auf Erden. Der Meister mit dem geistvollen und doch so treuherzigen Antlitz, der rastlos in seinem schönen Atelier in der Berliner Matthäikirch Straße schafft, bald an einem Tierstück, bald an einem Genrebild, dann an einer humoristischen Allegorie oder an einer schlicht herzlichen Zeichnung zu einem Märchen, und an allem mit gleicher Freude, gleicher Hingebung und gleicher Gewißheit, jedem Beschauer eine Freude zu machen und gerade den Kennern unter ihnen die beste Freude — dieser Mann gehört zu den wenigen wahrhaft Glücklichen dieser Erde.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.



VI. Band. 6. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Juni 1889.

Im Frühlingswald.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

in Vorfrühlingsabend war's noch, der über stillen Feldweiten lag, aber eine Ahnung des kommenden Mai's rührte aus ihm an, durchschimmerte und durchhauchte ihn überall. Der Himmel war vor dem Auge so weich, wie die Luft für das Gefühl; wo der Pflug Schollen aufgeworfen, quoll der Erdgeruch, aus Winterstarre gelöst, in die Höh', und erster leiser Duft mischte sich ein. Da und dort hob ein Windhauch ihn auf und trug ihn aus dem Mittagswinkel einer noch kahlen Feldhecke her, an Waldrändern lagen goldhelle Fleckchen, wie sonderbar verirrter Sonnenglanz. Zusammengedrängte Himmelsschlüssel lösten dem näher Kommenden das Rätsel; dahinter zog es sich weiß zwischen die grauen Buchenstämme hinein, fast wie ein ausgebreitetes Linnentuch, Stern an Stern, leicht nickende Frühlingsanemonen.

Irgendwoher mochte ein schmaler Fußsteig führen, zum Abweichen von der Straße, die drüben zum Dorf umbog, verleitet haben und sich im Feld verlaufen. Ein junger Mann mit eben erst gleich einem Schattenhinwurf sprießendem Bartflaum der Oberlippe, ein Student oder was er war, kam mit leichtem Wandergepäck auf dem Rücken weglos über einen Zaunwall herabgesprungen. Seine hellen, lebendigen Augen sahen umher, doch hier jetzt vergeblich. Niedrige, grüne Saat vor ihm und rundum Hecken ohne Ausgang.

Aber dort hinüber, an einer der letzteren hin, etwas hell wie eine große Schlüsselblume und zugleich wie eine Anemone über den Halmen Aufragendes, ein Menschenkopf. Rasch ging er darauf zu, rief die abgewendete Gestalt aus einiger Weite an: „Wo komme ich auf die Straße zurück?“

Ein Mädchen drehte den blondhaarigen Kopf und blickte ihm überrascht entgegen. Ein junges Ding, vielleicht kaum siebzehn Jahre, nach dem Gesicht ein Kind, nur das vorgewölbte Mieder sprach, sie sei's nicht mehr. Sie trug einfachste ländliche Tracht, doch von sorglich gehaltener Frische; in andrer Umgebung, einem städtischen Gesellschaftssaal, auf einer Bühne hätte man sie für nett als Bauermädchen verkleidet angesehen. Nur würde sie dann minder echte, zierlichere Schuhe angelegt haben; die Füße in ihnen mochten nicht groß sein, aber ihre derben Lederhüllen waren tiefgrundigen Feldwegen praktisch angepaßt. Der kurze dunkelblaue Rock aus eigengewirktem Zeug ließ sie voll hervortreten, wie die an der Schulter umgebauschten Leinwandärmel die bloßen, noch ein wenig kinderhaft dünn zurückgebliebenen Arme.

Der junge Mann war bis zu ihr hingelangt und wiederholte seine Frage: „Kannst Du mir zeigen, wo ich auf die Straße zurückkomme?“

Ihre großaufgeschlagenen Augen sahen ihn stumm an, nicht verlegen, vielmehr mit der Unbefangenheit, die sich eine überraschende Erscheinung aufmerksam betrachtet. Dann antwortete sie: „Wollen Sie nach der Stadt hinüber?“

„Ja, ich bin vom Weg abgeraten, und es wird dunkel werden, ehe ich hinkomme. Kannst Du —?“

Er hielt kurz an, das Mädchen war doch eigentlich wohl zu alt für diese Anrede. Aber in ihrem Gesichtsausdruck lag so Kindliches, daß er sie vorhin ohne Weiteres ‚Du‘ genannt, und da er dies einmal gethan, wäre er sich lächerlich vorgekommen, es nachträglich zu ändern. So beendete er seine Frage: „Kannst Du mir sagen, wie ich gehen muß?“

Sichtlich fühlte sie sich auch durch die An-

sprache nicht in einer Würde ihres Alters beeinträchtigt, noch in Verwunderung gesetzt. Mit der Hand deutend, entgegnete sie: „Die Straße führt da drüben durch's Dorf; Sie könnten viel näher gehen, aber —" sie schüttelte den blonden Kopf — „es ist zu schwer zu finden."

„Um wie viel näher denn?" fragte er.

„Gut eine halbe Stunde."

„Dann thu' ich's jedenfalls. Wohin muß ich?"

Die Hand des Mädchens wies abermals in eine Richtung: „Dort!" Aber sie setzte hinzu: „Nein, es geht nicht, Sie finden's nicht und verirren sich noch mehr."

Bis zum nächsten, über die Zaunwälle hersehenden Strohdach des Dorfes mochten es zehn Minuten sein; der junge Mann erwiderte: „Ist niemand da, vielleicht ein Kind, das ein Stück mit mir geht?"

„Wenn Sie erst bis ins Dorf kommen, nützt es nichts mehr; Sie sollen grad' nach der andern Seite."

Er zog mechanisch seine Börse aus der Tasche. „Ich möchte rasch zur Stadt hin und würde gern etwas dafür —"

Diesmal sprach er jedoch nicht aus. Es befand sich niemand als das hübsch und wohlhabend gekleidete Mädchen vor ihm, dem Geld für eine Dienstleistung anzubieten, fraglos etwas Unbedachtes und Verletzendes enthielt. Seine Hand steckte die Börse rasch zurück und er fuhr fort: „So will ich mein Glück allein versuchen. Also dorthin?"

Die Befragte sah einen Augenblick seiner ausgestreckten Hand nach und nickte. Danach sagte sie: „Ich will Sie aus den Koppeln bringen, so weit, bis ich's Ihnen beschreiben kann. Aber Sie müssen nicht glauben, daß ich etwas dafür verlange. Ich thu's, weil Sie — weil ich nicht Schuld sein will, daß Sie sich verirren."

Ihr Mund hatte es nicht zu Ende gesagt, sie thue es, weil der Fremde ihr wohlgefalle, doch ihre Augen sprachen es mit kindlicher Offenherzigkeit. Eine zum Helfen geneigte, natürliche Jugendfreundlichkeit des Sinnes lag in ihren Zügen, mit ein klein wenig schalkhaftem Ton bei ihrer Abwehr einer Belohnung untermischt. Das junge Ding täuschte auf den ersten Blick, war doch kein gewöhnliches, nettes Bauernmädchen. Schon nicht so rotbäckig, sondern von blasserer Gesichtsfarbe und keine lebendige Dutzendware der ländlichen Bevölkerung. Sie hatte Feineres in der Art und der Stimme, wie die Natur auch ihre Feldblumen verschiedenartig schuf.

„Dann bin ich Dir sehr dankbar", antwortete der junge Fußwanderer, und er stockte leicht, wie er nachfügte: „Es kam mir auch nicht in den Sinn, Dir den Dank für Deine Freundlichkeit anders ausdrücken zu wollen."

Nun führte sie ihn an Wällen entlang, durch ein Heckthor und weiter über andere Koppeln in gleicher Weise. Es war ein Zickzackgehen, für den Unkundigen nicht auffindbar. Die Abendsonne fiel mit letzten, wagrechten Strahlen in die einsamen Felder; manchmal, wenn sie durch kahle Strauchspitzen kam, flocht sie ein schmales Schattengitterwerk über den Rücken und den zierlichen Nacken des voranschreitenden Mädchens. Dann trug einmal leiser Windhauch dem Nachfolgenden einen Duft entgegen, daß er anhielt und sagte: „Hier müssen Veilchen blühen."

Seine Führerin drehte sich um. „Nein, hier herum giebt es keine."

„Doch, ich rieche sie."

Sie meinte: „Dann müssen es meine sein, die ich vorhin gesucht, als Sie mich trafen." Nun gewahrte er, daß sie einen Strauß von Veilchen an ihr Mieder gesteckt trug, und zugleich, daß ihre Augen, in welche die Sonne bei der Gesichtsumwendung grade hineinfiel, genau die Farbe der kleinen Blumen besaßen. Sie lachte blinzelnd: „Man wird ganz blind davon", und drehte den Kopf wieder zurück. So gingen sie weiter, doch der Veilchenduft blieb jetzt um ihn, er atmete ihn bei jedem Schritt ein.

Seine Augen waren in der That wie blind gewesen, oder vielmehr, er hatte seine Führerin gar nicht angesehen gehabt. Hätte er vorher wahrgenommen, wie ihre Brust beim Atemholen die Veilchen mit dem Mieder auf und nieder hob, so würde er sie nicht als ein Kind angeredet haben.

Und doch war sie auch wieder ein solches, wie sie hurtig dort hinübersprang, vorgebückt anhielt und gelbe Schlüsselblumen pflückte. Die ländliche Tracht stand ihr hübsch, paßte aber dennoch eigentlich nicht für sie, war zu derb und unnatürlich, wie wenn man ein Reh in eine dicke Wollenhülle einwickle.

Sie waren auf eine größere, von breitem Wald begrenzte Koppel gelangt. Die Sonne schien nicht mehr, tauchte nur nach ihrem Niedergang einige leichte Gewölkstreifen an einem fast grünen Horizonthimmel in rosenhaftes Licht. Das

Mädchen blickte mit freudigen Augen hinüber und sagte: „So schön ist der Himmel selten und nur im Frühling. Man muß es ansehen, denn es kommt nicht leicht wieder."

Sie hatte bis dahin nur Weniges gesprochen; war's der summende Abendwind im laublosen Wald, es überlief den jungen Hörer zugleich beim Klang ihrer Stimme mit einem wunderlichen Schauer. Er sah, leicht zusammenfahrend, um sich; etwas wie ein betretener schmaler Steig durchlief die Koppel, und er äußerte in einer plötzlichen Hast: „Ich danke Dir; jetzt, denke ich, kann ich nicht mehr fehlen."

Doch sie verneinte: „Grad' im Wald erst am leichtesten."

„Muß ich — geht der Weg durch den Wald?"

Der Ton, in dem er es fragte, besaß etwas Unsicheres, fast wie Schreckhaftes, daß sie verwundert mit einem fröhlichen Lachen einfiel: „Fürchten Sie sich drinnen? Das hätt' man Ihnen nicht angesehen. Aber ich bringe Sie so weit, daß Sie auf einen sicheren Weg und dann bald wieder aus dem Wald kommen."

„Nein — ich finde den Weg schon selbst — kehr' hier um! Und kehre auch um, was sonst in der Welt üblich ist — da Du keinen Führerlohn von mir willst, so gieb mir einen dafür."

Ihre Miene schien zu zweifeln, ob es ganz richtig in seinem Kopf stehe. „Ich? Was könnt' ich denn geben?"

Sein Gesicht bog sich vor und zu den Veilchen an ihrem Mieder herunter. Dazu sagte er: „Sie duften so schön; Du findest morgen wohl andre, doch in der Stadt blühen sie nicht."

Nun verstand sie, was er gemeint, antwortete: „Riechen Sie die Veilchen auch so gern?" und nestelte geschwind den kleinen Strauß aus ihrem Brusttuch; ein paar waren halb in dies hineingeschlüpft, so daß es ihren Fingern etwas Mühe kostete, sie hervorzubringen. „Gewiß, ich finde morgen schon andre," setzte sie hinzu, „ich weiß die Plätze, wo sie stehen."

Der junge Empfänger des Sträußchens zog den Geruch desselben ein, die kleinen Blüten fühlten sich warm an, als ob sie eben in der Mittagssonne gestanden, und dufteten noch süßer als frisch vom Boden gepflückte. „So hab' Dank," sagte er nochmals rasch, „und nun geh' zurück!" Wie das Mädchen dennoch weiter vorschritt, faßte er ihren Arm und hielt sie: „Nein — Du sollst nicht allein nachher wieder durch den Wald — fürchtest Du Dich denn nicht?"

„Warum? Es sind keine wilden Tiere darin."

„Doch es könnten —"

„Ich gehe oft allein im Wald; aber wenn ich Ihnen lästig bin und nicht mehr sprechen soll, will ich stumm bis an den Kreuzweg vorausgehen."

Sie war ein wenig gekränkt, daß er ihre Begleitung nicht länger annehmen wollte, danach zu trachten schien, sie loszuwerden. Doch wie ein eigenwilliges Kind bestand sie auf ihrer Absicht, so weit mitzugehen, als sie es notwendig hielt, und wie ein Kind auch sprang sie jetzt über eine kleine wasserlose Grabentiefe gegen eine Grasböschung am Waldrande hinan. Aber der Hang war glatt, ihre Füße fanden nicht Halt; um nicht zu fallen, klammerte sie sich mit den Händen an ein dünnes Gezweig auf der Wallhöhe. Auch dies gab indes nach, so glitt sie doch langsam herunter, ihr kurzer Rock streifte sich dabei an der rechten Seite, zurückgehalten, in die Höh', und das weiße Strumpfgewirk tauchte hellschimmernd unter dem blauen Zeug hervor. Einen Augenblick ebenfalls ein zierliches, wieder an den Gliederbau eines Rehes erinnerndes Knie und Handbreite eines weichen, zartfarbigen Beines drüber, dann lag die vergeblich Anhalt Suchende bis auf die Sohle des Grabens herabgerutscht. Der junge Mann hatte dem Vorgang zugesehen, wie Einer, der nicht gleich die rasche Geistesgegenwart besitzt, in der richtigen Weise helfend beizuspringen, sondern seine Augen erst einige Sekunden weit offen auf dem Geschehenden verweilen läßt. Nun zuckten seine Wimpern, er trat eilig vor, faßte eine Hand des Mädchens und richtete dies daran auf. Das Ganze war nur komisch und völlig gefahrlos gewesen, doch durch seine Stimme lief ein hörbares Zittern, wie er hastig fragte: „Hast Du Dich verletzt, Dir wehgethan?" Sie stand lachend: „Das war ungeschickt, Sie müssen meinen, daß ich so plumpe Beine zum Springen wie eine Kuh habe. Aber zum zweiten Mal geht's nicht wieder so."

Sie bewies es, denn sie schwang sich jetzt behend zur Böschung hinauf; noch ihre Hand haltend, machte er gleichzeitig den Sprung mit, und sie standen zusammen droben. Vor ihnen im Wald lag schon ein zwitterndes Licht, das die Dinge in der Ferne nicht mehr genau unterscheiden ließ, zwischen die grauen Buchenstämme hinein zogen sich, dicht Kelch an Kelch gesellt, wie ein weißes Leilach, tausend und aber Tausende von Anemonen. Die weiche Luft war laut-

los frühlingsabendstill, nur aus der Tiefe des Waldes her kam von einem der hohen braunknospenden Wipfel der Schlag einer Drossel. „Das ist meine Freundin," sagte das Mädchen, „ich höre sie so gern."

Der junge Mann hatte vergessen, daß er ihre Begleitung nicht weiter annehmen gewollt, und antwortete, wie es schien, noch von dem Sprung mit etwas atemverhaltener Brust: „Wohin kommen wir? Hier ist kein Weg — Du hast recht, ich wüßte ohne Dich nicht, wohin."

„Das ist meine Sache, gehen Sie nur ruhig weiter. Ich kenne hier Schritt und Tritt, wir sind auf dem richtigen Wege. Aber wenn Sie sich in acht nehmen können, daß Sie keine von den Blumen zertreten, die sind auch meine Freunde."

So führe mich, und halte mich ab, wenn mein Fuß unvorsichtig sein will", gab er zurück, wieder nach ihrer Hand fassend; sie schritten weiter durch das Blütenbett hin den hoch flötenden Tönen des Vogels entgegen, und das Dämmerlicht des Waldes legte seinen Vorhang über sie Nur ein dürrer Vorjahrszweig knackte noch unter ihren Füßen, ein Stimmenton klang noch einmal undeutlich auf, dann ward es still.

* * *

„Eh' ich's vergesse, Richard, meine Schwester läßt Dich um Beihilfe ersuchen. Es geht ihr sehr wohl, besser als seit manchen Jahren, aber um ihre Gesundheit völlig gegen einen Rückschlag zu sichern, hat der Arzt ihr empfohlen, die Frühlingsmonate nicht in unserm Ostwind, sondern an einem geschützten Platz Süddeutschlands zuzubringen; er meint, etwa in einem Schwarzwaldthal, das gegen Norden und Osten gedeckt sei. Du hast Dich ja öfter in der Gegend aufgehalten, und Madlene bittet deshalb in ihrem Brief an mich um Deinen sachkundigen Rat."

Der Sprecher war der Berliner Rechtsanwalt Gustav Romwald und der Angeredete der Dr. jur. Richard Zumsteg, auf dessen Zimmer sich der erstere an einem Märznachmittag zum Besuch eingefunden. Beide waren vor sechs Jahren in einer norddeutschen Universität Studiengenossen der gleichen Wissenschaft gewesen, hatten sich nah befreundet und nach längerer Trennung seit dem letzten Herbst in Berlin wieder angetroffen. Zumsteg befand sich in erfreulichen, ihm die Berufswahl frei anheimstellenden Verhältnissen; er besaß mancherlei künstlerische und litterarische Interessen, und eine gewöhnliche juristische Laufbahn, sei es als Richter oder Anwalt, entsprach durchaus nicht seiner Neigung. Ebensowenig das täglich Herkömmliche und Gleichmäßige des deutschen Lebens; er trug einen Zug zur Ferne, zum Unbekannten von Kindheit auf in sich, doch damit zugleich auch ein wachsendes Unbefriedigtsein von seiner Umgebung und im Grunde mit sich selbst. Seine lebhafte Phantasie verleitete ihn, leicht und rasch nach etwas vor ihm Aufblinkenden zu haschen, eine Erfüllung seines Begehrens darin zu sehen. Doch schnell auch erkannte er wieder, daß er sich getäuscht; das Erreichte befriedigte ihn nicht, mehrte nur seinen innerlichen Mißmut, den er Anderen unter heiterer Laune verbarg. Der deutsche „Wegwart" war ihm verleidet, sowohl der wirklich mit Blatt und Blüten an den Wegen stehende, als der seines Lebens. Er sehnte sich nach dem Anblick andrer Pflanzen und dem Verkehr mit andren Menschen, vielleicht am meisten nach einem Entkommen aus seinen eigenen Gedankenkreisen. So hatte er sich nach längerem Schwanken für eine diplomatische Karriere entschieden, nachträglich Staatswissenschaften betrieben, vor einem Jahre das Konsulatsexamen bestanden und war gegenwärtig, in der Erwartung eine überseeische Stellung zu erhalten, im auswärtigen Amt beschäftigt. Die beiden Freunde standen im nämlichen siebenundzwanzigsten Lebensjahr, und Romwald hatte sich für sein Alter bereits eine angesehene und einträgliche Position befestigt. Er war ein tüchtiger und eifriger Rechtsanwalt, wohl ebenfalls nicht ohne abschweifende, besonders auf die Naturwelt gerichtete stille Neigungen, denen er indes, um seiner Praxis willen, nur selten, höchstens für ein paar kurze Sommerwochen nachzugeben vermochte. Obwohl ein junger Mann von gefälligem äußeren Ansehen stand er darin doch gegen Zumsteg zurück. Dieser bildete, mit schlank-elastischer Gestalt, das lebendige Gesicht von kurzgehaltenem dunkelbraunem Vollbart umfaßt, eine ungewöhnlich einnehmende, etwas aristokratisch vornehm anmutende Erscheinung.

Der Rechtsanwalt hatte schon eine halbe Stunde bei ihm zugebracht und seine letzte Äußerung im Aufstehen gethan. Es lag noch etwas Andres unter den Worten, als sie aussprachen, doch von dem Hörer Verstandenes. Dieser wußte, es sei ein Lebenswunsch Romwald's zwischen seiner Schwester und dem Freunde eine Annäherung und möglicherweise eine Verbindung herbeizuführen. Sie war um vier Jahre jünger als

ihr Bruder, besaß außer ihm keinen Verwandtschaftsanhalt mehr und wohnte allein in dem ihr verbliebenem kleinen elterlichen Hause in Hamburg. Zumsteg hatte Madlene Romwald nie gesehen, kannte sie indes nach Beschreibungen von seiten seines Freundes ziemlich genau. Ihre Gesundheit erheischte Sorgfalt, sie hatte seit schon manchen Jahren nach ärztlicher Vorschrift den Sommer stets auf dem Lande zubringen gemußt und sollte sich offenbar deshalb auch jetzt dem schneidenden Frühjahrsostwind in Hamburg nicht aussetzen. Doch sie mußte unfraglich schön, liebenswürdig und von geistigem und gemütlichem Gehalt sein, hegte gleich ihrem Bruder ein besonderes, von ihrem Sommerleben auf dem Lande noch verstärktes Interesse für die Pflanzenwelt, mit der sie sich sowohl als Sammlerin, wie als geübte und begabte Nachbildnerin von Blumen in Aquarellfarben beschäftigte. Was Zumsteg von ihr wußte, sprach für ein eigenartiges, sinniges, nicht nach außen, sondern in sich selbst lebendes und Genüge suchendes Wesen und zog ihn sympathisch an. Über ihr Äußeres gab ihm nur ein im Besitz ihres Bruders befindliches Kinderbild eine Andeutung oder eigentlich keine. Darauf sah sie mit dunkelblauen Augen und hellblondem Haar unter einem großen ländlichen Strohhut sehr niedlich aus, doch sollte sie danach nicht mehr erkennbar geblieben sein, vielmehr seitdem ein völlig, indes keineswegs zum Nachteil verändertes Gesicht bekommen haben. Sie trug, ihrer ganzen auf sich selbst beschränkten Art gemäß, eine Abneigung dagegen, sich photographieren zu lassen, darum konnte Romwald kein Bild aus späterer Zeit von ihr aufweisen. Aber er hegte die Überzeugung, daß sie vortrefflich als Lebensgefährtin für seinen Freund passen würde, den er andrerseits genugsam kannte, um sich versichert zu halten, derselbe biete ihm auch die beste Bürgschaft für das von ihm in inniger brüderlicher Liebe erstrebte Lebensglück seiner Schwester. Von edlem innerstem Kern des Wesens hatte Zumsteg häufig genug Zeugnis abgelegt, und das Unstäte, Unbefriedigte in ihm hätte eine Frau von der Art Madlenes am sichersten zur Ruhe gebracht. So war ihr Bruder bemüht gewesen, die Beiden einmal zu persönlichem Kennenlernen zusammen zu bringen, doch vergeblich; die zarte Gesundheit seiner Schwester erlaubte die Winterreise zu ihm nicht, und er konnte Zumsteg doch nicht geradezu auffordern, nach Hamburg zu fahren, aus keinem andern Grund, als um Madlene zu besuchen. Aber in scherzendem Ton hatte er schon manchmal gesprochen, daß sie gegenseitig großes Gefallen aneinander finden würden, und nach seiner Art und Weise stand als ziemlich gewiß anzunehmen, er werde es nicht unterlassen haben, brieflich auch seiner Schwester ähnliche Andeutungen zu machen. Zumsteg wußte nicht, ob ihm diese Vorstellung angenehm oder peinlich sei. Es war vielleicht beides, bald das eine, bald das andere. Er fühlte manchmal ebenfalls, es würde das Beste für ihn sein, sich verlieben zu können und sein Leben mit dem einer Frau zusammen zu knüpfen. Allein dann überkam's ihn fast wie mit einer Gewißheit, daß er eben nicht im stande sei, sich zu verlieben und nur eine wechselseitige Enttäuschung bewerkstelligen werde. Seine Abneigung gegen die Menschheit um ihn her erstreckte sich hauptsächlich auf die weibliche Hälfte derselben, die ihm fast überall wertlos an Geist und Gemüt, im besten Fall nur wie ein äußerlich artiges, die Augen anziehendes, doch nicht das Herz fesselndes Spielzeug erschien.

Er versetzte nun, daß er über einen geeigneten Aufenthaltsort für Madlene nachdenken und ihr Mitteilung davon zugehen lassen wolle. Romwald erwiderte: „Meine Schwester hat's gut; wer auch so frei wäre, den Frühlingsaufang irgendwo im Freien verleben zu können. Das ist seit der Studentenzeit vorbei. Da waren die Osterferien dafür eingerichtet; ein köstlicher Gedanke: Himmelsschlüssel, Anemonen, Veilchen — wie man sie in der Sonne am Waldrand nicken sieht! Und zwischen ihnen hin mit der leichten Tasche auf dem Rücken übers Land zu wandern, sich verlaufen, ein artiges Dorfkind, das sich in Feld und Wald Blumen pflückt und einem den Weg zeigt — Drosselschlag dazu — welch' schöne Erinnerungen! Wie schnell geht die gute Zeit doch vorbei und sitzt man in Tinte und Aktengeraschel, oder liegt vielmehr wie der Hund an der Kette fest. Daß es Dich nicht hinaustreibt, Richard, der nicht an den Holzpfahl angeschmiedet ist oder wenigstens sich jeden Augenblick durch Urlaubswunsch davon losmachen kann! Ich rieche die Veilchen, als bückte ich mich drüber, und sehe die weißen und rötlichen Anemonenkelche sich leise im warmen Wind schaukeln, wie ein zwischen den Waldstämmen ausgebreitetes, flimmerndes Linnen. Letzte rote Lichtstreifen vom Abendhimmel fallen darauf, Schatten, Dämmerung, lautloses Schweigen, nur die Drossel flötet noch. Ach ja, Müller contra Schulze erwartet mich.

weigert sich, Rindshäute anzunehmen, weil sie nicht nach der Abmachung mit Gerstenbeize, sondern mit Lohbrühe gegerbt sind."

Zumsteg lachte kurz: „Dann gerbe ihnen nur beiden ordentlich ihre Geldbeutel, Freund! Du weißt, ich habe für diesen deutschen Wegwart keine Vorliebe — was wollt' ich sagen —?"

Er sah Rommwald einen Augenblick wie aus abgeschweiften Gedanken suchend ins Gesicht und fügte hinterdrein: „Richtig — ich meinte — es wird darauf ankommen, welche Ansprüche auf häusliche Unterkunft und Beköstigung Deine Schwester macht, und ob sie —"

Der Sprecher fand offenbar im Moment wieder nicht, was er eigentlich zu äußern beabsichtigt hatte, wiederholte: „und ob Deine Schwester —" und ergänzte dann: „ob sie allein dorthin gehen will."

„Darüber hat sie nichts geschrieben", antwortete der Rechtsanwalt, „vermutlich nimmt sie sich irgend eine alte Ehrendame ihrer Bekanntschaft als Begleitung mit."

Er hielt inne, es kam ihm jetzt erst, daß die stockende Frage Zumsteg's ein wenig Sonderbares gehabt habe — überhaupt die Erkundigung, ob Madlene sich allein befinden werde — und von einem unbestimmten, doch erfreulichen Gefühl daraus berührt, setzte er hurtig hinzu: „Aber es wird sicherlich keine lästige Mitgift für den Aufenthalt ausmachen, meine Schwester hält sehr darauf, sowohl im Hause als besonders draußen ungestört mit sich zu sein, und trifft gewiß von vornherein mit ihrer Gesellschafterin eine feste Bestimmung, daß jede den größten Teil des Tages die andre sich selbst überläßt. Jetzt muß ich mich technisch informieren, welche Nichtswürdigkeit in der Lohbrühe gegenüber der Gerstenbeize liegt. Also Du hast die Freundlichkeit, Madlene Auskunft zu geben, ihre Adresse weißt Du ja Es ist doch merkwürdig, daß zwei Menschen, die so viel von einander gehört haben und eigentlich doch in einer Art innerer Verknüpfung stehen, sich zu Gesicht geraten könnten, ohne sich zu kennen. Nun, eine glückliche Fügung wird darin hoffentlich einmal Remedur schaffen. Auf Wiedersehen, Richard! Müller contra Schulze — ein hübsches Frühlingvergnügen! Wenn ich Du wäre! Oder noch Student mit der Osterferientasche auf dem Rücken! So muß man an der Erinnerung knabbern, mit gegerbten Rindshäuten als Zukost."

Der Rechtsanwalt Gustav Rommwald bekundete durch einen leichten aus seiner Brust aufdrängenden Seufzer, daß sich in ihrer Empfindung Scherz und Ernst durcheinander mischten, reichte dem zum Schwager gewünschten Freunde die Hand und verließ das Zimmer.

* * *

Der allein zurückgebliebene Dr. jur. und Konsulatsaspirant Richard Zumsteg trat ans Fenster und sah hinaus. Von einer Frühlingseinkehr ließ sich draußen nicht eben viel wahrnehmen, denn erstens lag das Haus in einer festen, hochhäuserigen, nicht besonders breiten Straße, und dann war es Märzanfang, der in Berlin auch den Himmel nur noch mit wenig Lenzstimmung auszurüsten pflegt. Indes ein bißchen davon machte sich doch bemerklich. Auf dem Dach gegenüber lag eine Schneedecke, und an dem Rande hingen lange Eiszapfen herunter; aber die nachmittägige Westsonne schien warm darauf, ab und zu regte es sich leise am Ende der hellen Zapfen, rieselnd und blinkernd, und dann löste sich ein Tropfen von ihnen ab. Flüchtig machte es den Eindruck, als ob in der Luft ein fallender Diamant oder ein glänzender Augenstern auftauche; nun verschwand es, doch kam wieder, jedesmal mit dem gleichen, edelsteinartigen Lichtwurf. Kein Frühling war's noch, aber es erinnerte doch an einen solchen, an sein Bevorstehen, und in südlicheren Gegenden mochte er wohl in der That schon seinen Einzug halten. Zumsteg hatte eben so viel von dem Verlangen Rommwald's in Feld und Wald hinaus vernommen, daß seine Phantasie dadurch in lebhafte Thätigkeit versetzt worden, und er sah einen Bodengrund vor sich mit gelben Himmelsschlüsseln und weißen Anemonen bedeckt. Zuerst wußte er nicht recht, wo, doch dann gestaltete sich ihm ein kleines heimliches Schwarzwaldthal drumher, das er einigemal um diese Jahreszeit besucht hatte. In den Mittagssonnenwinkeln desselben konnten in der That jetzt die ersten Knospen wohl schon aufbrechen. Auch Veilchen daneben — die Vorstellung übte eine einbildnerische Wirkung auf die Sinne; er sah nicht nur die kleinen blauen Blüten vor sich, sondern er glaubte auch, von ihrem Geruch angeweht zu werden. Das veranlaßte ihn zu einer unwillkürlichen ruckhaften Kopfbewegung; er mochte keinen Veilchenduft, besaß geradezu einen merkwürdigen idiosynkratischen Widerwillen dagegen. Auch das Blinken und Fallen der Tropfen drüben vom Dachrand verursachte ihm eine unangenehme Empfindung in den Augen;

sich abdrehend, ging er zwecklos in der Stube hin und wieder.

Doch das Schwarzwaldthal blieb ihm vor dem Gesicht. Es zog sich von der Rheinebene her anfänglich breit in die Berge hinein, verengerte sich dann und machte bei einer kleinen Ortschaft mit einem einfachen, doch reinlichen und guten Gasthof eine Knickung, durch die es vollständig vor Nord- und Ostwinden geschützt ward. Das war ja eigentlich genau dasjenige, was die Schwester seines Freundes suchte.

Er hatte versprochen, ihr zu antworten, und es entsprach seinem eigenen Wunsch, dies zu thun. Nicht in dem Sinne und aus Beweggründen, wie sie Rommwald erfreut hätten — bei der Vorstellung mußte er leicht lächeln — sondern weil es ihn nach einer Beschäftigung seiner Gedanken verlangte. Ihm fehlte gegenwärtig Sammlung und Antrieb sich in eine Arbeit zu vertiefen, und unthätig zu sitzen, fiel ihm noch mehr zuwider. So nahm er die Feder, seine Zusage gleich zu erfüllen, schrieb rasch auf ein Blatt:

„Hochgeehrtes Fräulein."

Doch wie seine Augen auf der Überschrift hafteten, schüttelte er den Kopf. Das war ja geschmacklos, die Schwester seines nächsten Freundes derartig anzureden. Wenn er sie auch nicht persönlich kannte, so hatte Rommwald doch recht, daß sie in Beziehungen zu einander standen, die solche förmliche Steifigkeit als absichtlich gekünstelt oder lächerlich erscheinen lassen mußten. Er nahm einen anderen Papierbogen und schrieb nach kurzem Besinnen:

„Liebes Fräulein Madlene.

Obwohl wir nicht von Gesicht zu Gesicht mit einander bekannt sind, fällt es mir doch nicht möglich, Sie als eine Fremde zu betrachten und anzusprechen, und ich glaube, daß Gustav, wenn er noch, wie eben, bei mir säße, mir die obige Anrede als die natürlichste in die Feder diktiert haben würde —"

Er hielt, den Satz überlesend, inne und nickte: „Die Wendung ist ganz gut, sich in einer richtigen Mitte haltend. Es liegt ja auch in der Natur, daß sich unwillkürlich von der Freundschaft mit dem Bruder etwas, eine Anteilnahme auf seine Schwester überträgt. Die Voraussetzung spricht dafür, daß sie in ihrer Wesensart mannigfach mit ihm übereinstimmen wird — nun, und diese in anmutende Weiblichkeit umgestaltet — es läßt sich etwas von der alltäglichen Gewöhnlichkeit vorteilhaft Abweichendes darunter denken."

Zumsteg sah eine Weile vor sich hin, als ob er sich eine leibliche Vorstellung von Madlene Rommwald zu bilden versuche. Aber das fiel natürlich doch auch der lebhaftesten Phantasie nicht möglich; ohne Anhalt konnte sie das völlig Unbekannte nicht gestalten, sondern entlehnte notgedrungen unbewußt für das Bild Züge und Einzelheiten, die den Augen schon im Leben vorgekommen waren. So schuf sie sich allerdings ein sich allmählich zusammenfügendes, vor den Blick hintretendes Gesicht — wie es in der Sache lag, nicht ganz deutlich faßbar, etwas unbestimmt wie in einem Dämmerlicht zergehend — doch immerhin besaß es Farben und individuelle Eigenart eines Mädchenantlitzes, aus dem die Augen zugleich dunkel und hell hervorsahen. Richard Zumsteg hatte die Lider geschlossen, so gewann es noch mehr an Deutlichkeit, und er hielt ihm seinen Blick entgegengerichtet. Allein nur kurz, dann schüttelte er, rasch die Augen öffnend, mit einem Kopfruck das Phantasiegebilde von ihnen ab. Das war ja Unsinn einer regen Einbildung und trug außerdem in den Zügen keinerlei Ähnlichkeit mit Gustav Rommwald. Was sollte denn solche Thorheit und wie war er dazu gekommen? Dies Gaukelspiel seines innerlichen Sehvermögens verdroß ihn, noch immer blieb etwas davon vor seinem Gesicht, er konnte es auch vor den geöffneten Augen nicht wieder los werden. Erst wie er fest auf das Papier niedersah und das Geschriebene überlas, rann das Phantom mählich zum Nichts auseinander, und er setzte jetzt mit hastiger Beflissenheit seinen Brief fort. Halb ohne es zu wissen, erging er sich mit der Feder in allerlei Gedanken und Anschauungen, die in keiner Verbindung mit dem eigentlichen Zweck seines Schreibens standen; dies bot ihm einen willkommenen Anlaß zur Ausfüllung einer müßigen oder besser bei seiner Stimmung sonst nicht nutzbaren Stunde. Er gelangte auf die vierte Seite des Bogens, ohne bis dahin Auskunft über das von ihm empfohlene Schwarzwaldthal gegeben zu haben, und fand nur noch Platz, das Verabsäumte in gedrängter Kürze nachzuholen. Es war mehr als ein hübscher Brief; er enthielt nichts Gesuchtes oder Geistreiches, sondern gab in einfacher Natürlichkeit ungewollt ein gewisses Bild von seinem Schreiber, das diesen als einen Menschen mit eigner, ernster und gemütvoller Denkungsart hinstellte. Der Märztag neigte sich noch früh zum Abend, ein Zwitterlicht fiel schon auf das Couvert, als er

die Adresse darauf setzte. Dann nahm er Mantel und Hut, den Brief selbst auf die Post zu bringen. Auch der Anlaß zu diesem Ausgang fiel ihm willkommen; sein Zimmer war so einsam und besonders das allmähliche Einfallen der Dämmerung darin ihm widerwärtig. Er mochte die letztere überhaupt nicht, doch heut' noch weniger als sonst.

(Fortsetzung folgt.)

Freiheit!

Freiheit! Freiheit! tönt's durch die Lüfte,
Hallt es hinab in Klüfte und Grüfte.
Da regt sich's, bewegt sich's aller Orten,
Weit springen auf verschlossene Pforten,
Die Riegel klirren, aus Kerkern und Banden
Sind die Gefangnen jubelnd erstanden.
Sie recken sich, strecken sich, hüpfen und springen,
Lüpfen die eingeschlagenen Schwingen;
Das summt und schwirrt, das zwitschert und singt,
Daß weithin durch die Welt es klingt.
Freiheit! Freiheit! tönt's überall,
Und Freiheit antwortet der Widerhall.
Wer aber hat es zuerst gesprochen
Das Wort, das Kerker und Kette zerbrochen?
Wer ist der Held? — Magst die Bäche fragen,
Die rauschend von den Bergen jagen,
Die Falter, die sich dem Sarg entrungen,
Die Lerchen, die jubelnd sich aufgeschwungen;
Selbst auf den Blumen kannst du es lesen,
Wer der gewaltige Held gewesen,
Der als der Erste das Wort gesprochen,
Das Kerker erschlossen und Ketten zerbrochen.

Julius Sturm.

„Holdseliger Abend . . .“

Holdseliger Abend, holdselige Nacht,
Voll stummer, voll schlummernder Frühlingspracht,
Durchhauchet vom Frieden, durchhauchet vom Duft
Der dämmernden, glänzenden, köstlichen Luft,
Still neigest du wieder
Zur Erde dich nieder,
Rings über die Thäler, rings über das Land,
Ein leuchtendes Märchen im dunklen Gewand,
Holdseliger Abend, holdselige Nacht,
Die schweigend den Schlummer des Frühlings bewacht.

Holdseliger Abend, holdselige Nacht,
Noch immer bezaubert mich deine Macht,
Noch rufst du mir bebend und flehend zurück
Versunkene Träume, versunkenes Glück.
Wie lauschend ich säume,
Wie lauschend ich träume,
Da wird mir, als schwebt' ich im Sternenraum
In Wonne, in Frieden und wähnt' es doch kaum.
Holdseliger Abend, holdselige Nacht,
Die schweigend den Schlummer des Frühlings bewacht.

Martin Beck.

Am Wege.

Der Tag ist schwül. Verschleiernd legt
Ein heißer Dunst sich um die Gipfel
Des Waldgebirgs; kein Blättchen regt
Sich in der Bäume hohem Wipfel.

Sogar das Bächlein ist verstummt,
Und seine Welle rieselt schwächer,
Sogar die muntre Biene summt
Schlaftrunken um die Blumenbecher.

Wo tiefer Buchenforst mich lockt,
Wandl' ich empor. Am Waldesraine
Beim schattenlosen Wege hockt
Ein alter Mann und klopft die Steine.

Er starrt mich an gedankenleer,
Mich, der Erquickung sucht im Kühlen;
Er klopft und klopft und weiß nicht mehr,
Wie freie Menschenkinder fühlen.

Ludwig Fulda.

Frühlingslied.

Wenn die laue Maienluft
Alles Grün hervorgeschmeichelt,
Reich getränkt vom ersten Duft
Alt und jung die Wangen streichelt,
Rege Falter flügelweich
Über Gras und Blüten schweben,
Heitre Lerchen tönereich
Auf zum Frühlingshimmel streben —
Wenn durch alle das Gewühl
Sonnenfroher Lenzgestalten
Ein allmächtig Lustgefühl
Brandet in geheimem Walten:
Wem dann löste vom Gemüt
Nicht sich ab die Grameshülle,
Daß er tauche, rauscherglüht,
Unter in die Freudenfülle.

Eugen Reichel.

An die Poesie.

Die du vom Himmel bist,
Schlichtende, tröstende,
Nimmer ermüdende, heilige Poesie!
Auf den Knieen im Staube ruft zu dir
In tiefster Not der Mensch, den das Leben verwundet.
Leise trittst du, immer Bereite,
Aus verhüllenden Wolken,
Steigest milde hernieder
Zu dem einsam Trauernden,
Neigest dich ihm und berührst mit rosigem Finger
Die glühende Stirne, ziehst ihn empor zu Dir,
Drückst an dein Herz, das güterreiche, den Armen,
Und siehe: sachte, sachte zieht der Friede,
Der süße, liebliche Friede ihm in das Herz,
Und der Verzweifelnde fühlt,
Wie hold die Genesung naht
Und küßt in scheuer Ehrfurcht
Den Saum deines göttlichen Kleides.

Fritz Lemmermayer.

Mysterien der Seele.

Ein Gedicht
von
Adolf Friedrich Graf v. Schack.
(Schluß.)

XVI.

Verhallt war die Musik. Allein dem Klange,
Der mir im Geist nachzitterte, noch lange
Lauscht' ich voll Wonne andachtstumm.
Herab da, gleich dem Alpenkatarakte,
Der sich mit wildem Wogenrollen
Durch Felsen wälzt, von oben schollen
Der ew'gen Ouvertüre Donnertakte,
Der keine sich vergleicht. Mir graute,
Als wehten Klänge aus dem Geisterreich
Entgegen mir. Beim ersten Laute
Erkannt' ich ihn, der, vielgestaltig,
Ein Gott ist und ein Kind zugleich,
Den hohen Mozart. Allgewaltig
In seinen Wirbeln riß der Strom
Mich fort. Dann, majestätisch sich verbreitend
Floß er dahin, mit Silberwellen gleitend,
Indes der hehre Sternendom,
Die Uferhügel und die blüh'nden Wiesen
Und seines heim'schen Salzburg Bergesriesen
Mit ihrer Gletscher ew'gem Eise
Gespiegelt in der klaren Fläche ruhten.
Belebt, gestärkt erst eben tauchte
Ich aus der mächt'gen Harmonien Fluten
Von neuem auf. Da hochher hauchte
Um meine Schläfe weicher Flötenton,
Bei dem ich vor Entzücken bebte:
Dein Geist, vielteurer Weber, schwebte
Zu mir herab in deinem Oberon.
Ich fühlte seine ganze Liebesfülle;
Beseligend aus deinem Schwanenliede
Durchströmte mich ein sanfter Friede,
Indessen schon die trübe Hülle,
Die uns das Jenseits birgt, vor mir versank,
Wie einst vor dir, als sterbenskrank,
Doch halb schon den Unsterblichen gesellt,
Den Deinen von der Themse Nebelstrand,
Wie Botschaft einer schönern Welt,
Die letzten Grüße du gesandt. —
Und mehr noch, mehr! Es war mir, als erschlösse
Des Wohllauts ganzer Himmel sich,
Als ob den vollen Reichtum seiner Gaben,
Was irgend lieblich und erhaben,
Er unerschöpflich über mich ergösse.
Du neigtest mit dem Hallelujah dich
Zu mir herab, erhab'ner Händel;
Entrückt war ich dem Raum, der Zeit,
Und still stand der Sekunden-Pendel.
Ich atmete nur in der Ewigkeit,
So lang das Oratorium tönte. —
Als der Gesang, der ruhmgekrönte,
Den selbst an Gottes Thron der Engel Zungen
Genug nicht preisen, dann verklungen,
Und ehrfurchtsvoll die Lüfte schwiegen:
Hört' ich ihn sich zu meinen Häupten wiegen,
Der höher sich emporgeschwungen,
Als einer sonst: Den Meister der Passion.
Bei seines Genius Flügelschlage wallten,
In Nacht die Erde kleidend, schwarze Falten
Herab: im Sterben war der Gottessohn,
Die Mutter weinte an des Kreuzes Fuße.
Und während Seraphim beim Klang der Fugen
Die Luft mit dunklem Fittig schlugen,
Umhüllte mit dem Aschenkleid der Buße
Die Erde sich; der Tempelvorhang riß,
Geborsten that sich auf der Gräber Reich,
Und starrend in die Finsternis
Erhoben aus den Leichentüchern bleich
Die Toten ihre Angesichter. —
Erst noch, als die Musik verstummte, lag
Nacht wie auf einem großen Sarkophag
Rings auf dem Saal, bis einzeln matte Lichter,
Dann helle, hellere ins Dunkel fielen.
Drauf schwebten Himmelsstimmen sanft herab,
Den Engeln ähnlich, die des Heilands Grab,
Des auferstandenen, umspielen,
Indessen Licht von ihrem Glanzgefieder
Wie aus der Sel'gen Land herniederträuft.
Mild, gleich dem Weh'n von Friedenspalmen,
Umfächelten mich des Marcello Psalmen,
Und Schubert's göttlich schöne Lieder. —
Mit ihren Schätzen überhäuft
Schon hatten mich die hohen Meister;
Ich faßte kaum die Herrlichkeiten all.
Und nun noch, wie Triumphgesang der Geister,
Schlug's an mein Ohr mit Jubelschall.
„Beethoven," rief ich, „Du bist's! — Ja,
Das ist die einzige „Heroica!""
Und weite, immer weit're Kreise zogen
Die Klänge, bis sie alle Himmelsbogen
Erfüllten, und davon gleich vollen
Pokalen rings die Räume überschwollen.
Erschütternd durch die Höh'n und durch die Tiefen
Ging ein melodisches Gewittergrollen:
„Triumph, Triumph!" von oben riefen
Mit Schmettertönen die Drommeten.
Von Fahnen, die im Sturm der Töne wehten,
Floß ein harmonisch Brausen durch die Luft.

Und dem Choral der Sternenheere
Antworteten mit Donnerklang die Meere:
Doch unten in der tiefsten Kluft
Des Abgrunds mußten ihn die Toten hören.
Sein Banner pflanzend niederstieg
Ein Cherub, und um ihn von Himmelschören:
„Sieg“, jauchzt' es tausendfältig, „Sieg!“ —
Der Töne letzter war verhallt,
Und, übermannt von ihrer Allgewalt,
Blieb ich, das Ohr, der Geist von ihnen trunken;
Die Welt war um mich her versunken.
„O“, dacht' ich, „ihr Unsterblichen, ihr Hohen,
Der Tonkunst göttliche Heroen:
Konnt' ich, der Biedere, der ich kaum wert
Mich zu erfreu'n an den Geschenken,
Die überschwänglich ihr der Welt beschert,
Konnt' ich verwegen daran denken,
Auch nur als Letzter auf der Bahn,
Auf der in hehrem Wandel durch die Zeiten
Dahin ihr zieht, euch nachzuschreiten? —
Vergebt mir den vermess'nen Wahn!
Schon lange ja es abzubüßen,
Erhabene, zu euren Füßen
Zerbrochen legt' ich meine Leyer hin;
Erstorben auf der Lippe, matten Klanges,
Ist mir das letzte Echo des Gesanges,
Zürnt denn nicht länger dem Bethörten!“ —
Als halb von Schmerz bewältigt so ich stand,
Halb vom Entzücken des Gehörten —
Mir war wie Einem, der verbannt
Umsonst sich rücksehnt in sein Heimatland —
Vernahm ich einen Ton; von andern Sternen
Kam er, so schien's, aus unermess'nen Fernen.
Gleich dem Gesäusel sanfter Weste,
Das abends wallt durch Blütenäste,
Glitt er zu mir hernieder leise, leise:
Dann wieder schien's, daß er versiegte,
Und d'rauf von neuem schlug er weit're Kreise.
Ich horchte atemlos — die Weise,
Die auf dem Saitenspiel sich wiegte,
Schon ehedem vernahm ich sie.
Sie war's, in die in stillen Weihestunden
Das Tiefste ich geströmt, was ich empfunden:
Sie, meine eig'ne Symphonie. —
Dem Ohr mißtraut' ich noch voll Zagen,
Kaum, daß sie's sei, mocht' ich zu denken wagen.
Und doch: ich hörte, wie die einst verhöhnte
Jetzt an des kommenden Jahrtausends Ende
Unsterblich mir entgegen tönte.
Mit Inbrunst faltet' ich die Hände,
Indem ich im Gebete niedersank
Und rief: „Ihr Himmlischen, habt Dank!
Gewißheit gebt ihr vor des Lebens Schlusse
Mir nun, daß ich mit Eurem Weihekusse
Begnadet worden. Nicht umsonst gerungen
Hab' ich und nicht umsonst gestrebt,
Da, was begeistert ich gesungen,
Fort in der späten Nachwelt lebt.“ —
Noch lange lag im Drange des Gefühls
Ich auf den Knie'n, indes die Menge
Der Hörer, drängenden Gewühls,
Von dannen eilte durch die Tempelgänge.

XVII.

Die Seligkeit solch' eines Augenblicks,
Jahrhunderte des Mißgeschicks
Vermöchte in des Glückes Wage
Sie hoch emporzuschnellen, und die Klage
In Jubel zu verwandeln, wenn sie je
Sich wieder auf die Lippe drängen wollte.
Erhöht ward nun durch das vergang'ne Weh
Die Freude, wie das Wetter, das verrollte,
Durch sein hinsinkendes Gewölk die Wonnen
Des schönen Junitages noch vermehrt,
Daß Erd' und Himmel sich verklärt
In seinem Strahlenglanze sonnen.
So milde wie nach dem zuletzt Erlebten
War auf mein Auge nie der Schlaf getaut.
Lang ruht' ich, während Friedensbilder traut
Das tiefbesänftigte Gemüt umschwebten. —
Da plötzlich, eh' der Morgen noch gegraut,
Fuhr ich vom Lager auf; ich fand den Pfühl
Von meinen Freudenthränen feucht;
Doch drückte auf der Brust die Luft mich schwül.
War noch der Arge nicht gescheucht? —
Nein, ich empfand: er war mir nah,
Und meine Atemzüge stockten,
Als ich den finstern Schwarzgelockten
An meinem Bette stehen sah.
„Thor,“ sprach er, „weil nach tausend Jahren
Man Deine Symphonie noch leiert,
Bist so entzückt Du? Doch Du magst erfahren,
Und Dich daran erbau'n: gefeiert
Den hunderttausendsten Geburtstag längst
Hat diese Erde, und — bedenk' es wohl,
Eh' an ein Hirngespinst Dein Herz Du hängst! —
Verdunstet ist wie Schatten, leer und hohl,
Doch Alles, was aus ihr hervorgegangen:
Du sollst es sehen nach Verlangen!
Seit der Geburt des ersten Menschenpaars
Ein Wimmeln, Keuchen von Myriaden war's;
Sie schufen Größ'res, als Dir träumt,
Und wähnten, ewig würd' es dauern;
Allein mit ihren Werken ruhn
Die unzählbaren Völker alle nun
Im Abgrund tief; die Meereswoge schäumt
Hin über ihrer Städte Mauern.
Den Schleier will ich von dem wüsten Schwanke
Vor Dir zurückziehn, den man Dasein heißt.
Solange Dir die enge Schranke
Von Raum und Zeit umfängt den Geist,
Träum' nur von hohen Dingen, Eintagsfliege!
Doch länger nicht, wenn sie gestürzt ist, wiege

In Hoffnung auf Unsterblichkeit Dich ein!" —
Durchs Dunkel, welches mich umwoben,
Glitt, da er's sagte, matter Dämmerschein.
Langsam fühlt' ich mich durch die Luft erhoben,
Gewölke breiteten sich ringshin schwer
Durch alle Räume; düster ballten
Und türmten sie sich um mich her,
Zerteilten dann sich wieder. Durch die Spalten
Blickt' ich hinunter in des Abgrunds Schoß,
Der unabsehbar unten gähnte.
Verworren und gestaltenlos
War Alles; in die weitgedehnte
Unendlichkeit schaut' ich umsonst hinab;
Nicht Höh'n noch Tiefen konnt' ich unterscheiden.
Da sprach die Stimme neben mir: „Nun, weiden
Magst Du Dich an dem ungeheuren Grab!
Schau' näher hin, daß Alles klar Dir werde:
Erquicklich ist — nicht hab' ich dessen Hehl —
Der Anblick kaum! Dort siehst Du das Juwel
Der Schöpfung, Deine vielgeliebte Erde.
Ich zeige sie Dir nur im Flug
Und Wen'ges dessen, was sie schon verschlungen.
Doch sahst Du ein'ge ihrer Wandelungen,
So, denk' ich, hast Du d'ran genug,
Und wirst auf Weit'res gern verzichten!"
Der Raum schien mir allmählich sich zu lichten,
Wie meine Augen in die Tiefe spähten.
Die Luft ward klar wie ein Kristall,
Und unten einen riesenhaften Ball
Ward ich gewahr mit inselübersäten
Gewässern, Vorgebirgen, gleich Gerippen
Zerstörter Welten, Meeresengen, Klippen.
„Fahr' fort," so rief da Willibald,
„Nach unten Deinen Blick zu werfen;
Ich werde Deine Sehkraft schärfen."
Und deutlich trat an Umriß und Gestalt
Nun Alles vor mich hin, wie er es sagte:
„Das Eiland laß' ich aus dem Ocean,
Das dort in langverscholl'ner Urzeit ragte,
Vor Dir von Neuem steigen. Angethan
Ist es mit allen Reizen, aller Zier
Des gold'nen Erdenalters; d'rauf zu wohnen
Erweckt sein Anblick schon Begier. —
Horch! selbst bis hier nach oben hallt
Das wogende Getümmel der Nationen,
Das hin durch seine Reihen wallt.
Auf seinen Bergen flammt's von Eisenschmelzen,
Und mit dem Silber, mit dem Gold, dem Erz,
Hin über Höhen und durch Thäler wälzen
Sich Karawanen küstenwärts.
Reichtümer tragen aus der halben Welt
Die Schiffe hin an seine Hafendämme;
Die Luft erdröhnt vom Sturz der Stämme,
Die Tag für Tag der Schlag der Äxte fällt,
Und von den Werften führen bald als Masten
Die Hingesunk'nen fort die Warenlasten.
An jeder Bucht hebt als Fanal
Sich ein Koloß, vergleichbar dem der Rhoder,
Und wirft bei Nacht mit mächtigem Geloder
Weithin aufs Meer den Flammenstrahl.
Gewaltig war und von Titanenstärke
Das frühere Geschlecht wie seine Werke.
Vor ihm, ihr Nachgebor'nen, bergt
Euch tief im Staub! Pygmäenhaft
Sowie Ihr selber und verzwergt
Ist Alles, was Ihr thut und schafft. —
Allein vernimm das donnergleiche Krachen!
Armseliger Jahrtausende ein Paar
Gedauert hat die Insel, und daß je sie war,
Nicht Einem werd' ich's glaublich machen,
Wenn ihm ich's nicht wie Dir gezeigt. —
Vorbei ist das Getöse. Alles schweigt;
Beginnen kann die zweite meiner Szenen. —
Versunken sind die Inseln, Länder, Meere;
Nichts scheint zu sein als eine große Leere.
Jedoch sieh schärfer! Allhin dehnen
Sich drunten Flächen Eises ohne Ende,
Den Schnee fegt drüber hin der scharfe Ost,
Erstarren müssen Dir die Hände,
Denn bis nach oben dringt der Frost.
Welch Schimmern, Blinken, Glitzern, daß geblendet
Sich davon ab Dein Auge wendet!
Gefroren, leblos ist die leichenblasse
Erdkugel, bis ins Innerste erstarrt;
Der Ocean als große Eisesmasse
Bis auf den tiefsten Abgrund felsenhart.
Und da kein Moos, kein Pilz mehr, keine Flechte
Auf ihr zur Nahrung sich entdecken läßt,
Suchst von der Atmenden Geschlechte
Umsonst auf ihr Du einen Rest.
Ein glückliches Millennium
Hindurch, die köstlichste der Weltepochen,
Die jemals für sie angebrochen,
Liegt so sie regungslos und stumm.
Da wieder bei dem Wehen lauer Winde
Beginnt zu tau'n des Frostes Rinde,
Bedeckt sie sich mit Pflanzenschimmel,
Und neu erwacht der Lebenden Gewimmel,
Das kriechende und fliegende Gewürme. —
Ein wenig nur Geduld! Laß tausend
Vorüberzieh'n die neuen Schöpfungsstürme,
Und in das dreißigste Jahrtausend
Einführen werd' ich Dich nach der Periode,
Die ich Dich eben erst erleben ließ. —
Grausamer Gott, der aus dem sel'gen Tode
Die arme Erde neu erstehen hieß!" —
Und als, nachdem ich kurz den Blick gewandt,
Ich wieder hinsah, war das Eis zerflossen.
Von neuem flutete, weithin ergossen,
Ein Riesenmeer von Strand zu Strand.
Es wogten auf den Feldern grüne Saaten,
Inmitten von gewalt'gen Bergen thaten
Sich blüh'nde Thäler lachend auf.
Und wie mir an der Flüsse Lauf

Die Blicke längs der Höhenzüge glitten,
Auf ein Gewimmel ungeheurer Bauten,
Von einem mächt'gen Strom durchschnitten,
Fiel mir das Auge. Hell aus Gärten schauten
Paläste vor mit flatternden Standarten,
Terrassen, Festungszinnen, stolzen
Bleikuppeln, Silberdächern, Warten,
Die dem Azur des Himmels sich verschmolzen,
Und Tempeltürme — ihre Spitzen
Gekrönt mit gold'nen Kugeln, die umher
Mit ihren sonnengleichen Blitzen
Die Lüfte in ein Strahlenmeer
Verwandelten. Aus Porphyrschalen
Stieg wirbelnd Rauch von Myrrhen in die Luft,
Und Säulenstraßen, voll von Siegesmalen
Gewahrt ich neben anderen, wo, Gruft
An Gruft, sich zu den beiden Seiten
Die Gräber aller Kön'ge reihten.
Die Straßen, dacht' ich, würden enden nie.
Indessen ich's bewundernd schaute: „Sieh,"
Sprach Willibald zu mir, „und staune,
Wenn Du's gesehn, Du kannst nicht satt
Dich schaun an dieser prächt'gen Stadt. —
Und wahr ist's: von des Ruhms Posaune
Verherrlicht wurde sie in allen Landen,
Wenn ihren Staub auch längst der Wind verwehte.
Doch wisse! eine vieler andern Städte
Nur war sie, welche hier vordem gestanden,
Und die schon lang vor ihr verschwanden.
Zerstört ist sie bis auf die letzte Spur,
Weil sie von jenen die geringste nur
Gewesen, spät'rer Tage schwaches Kind;
Die andern hat nicht ganz die Zeit zerrieben,
Und was von ihnen übrig noch geblieben,
Ich will Dir's zeigen. — Nun beginnt,
Ihr Urwaldstädte, Euren Reigen!" —
Und nach einander aus dem Grabe steigen
Sah ich zerbroch'ne Marmorbogen,
Darunter hin in Siegsgepränge
Verscholl'ne Könige gezogen;
Goldschmuck, Halsketten, Ohrgehänge,
Vermengt mit Knochen- und mit Aschenresten,
Und Trümmer dann von Tempeln und Palästen.
Der ersten folgte eine zweite Schicht.
D'rauf stieg die dritte, vierte an das Licht.
„Dort sanken," sagte Willibald, „hinab
Nach ein'ger tausend Jahre Dauer
Sie eine auf die and're in das Grab.
Man fühlt die kalten, feuchten Schauer
Des Moders bis hier oben wehn,
Wie sie aus den gebroch'nen Mausole'n
Sich heben, den zerfall'nen Sarkophagen.
Schau hin: aus dem Gebröckel ragen
Noch Götterbilder, in Granit gehau'n,
Mit Tigertatzen und mit Adlerklau'n,
Mit Geierflügeln und mit Löwenmähnen,
Daneben Königshallen, tiefgeborsten;
Zu Lagern haben lange den Hyänen,
Dem Raubgevögel sie gedient zu Horsten.
Bis in den Abgrund sanken die Ruinen,
Und neue Städte über ihnen
Erstanden; immer blieb das Spiel das gleiche.
Wie mancher Thron auf Erden schon zerbrach,
Wieviel zertrümmert wurden schon der Reiche:
Des Oceans Tropfen magst Du eh'r,
Die Sterne zählen in des Himmels Heer!
Verglichen jenen Völkern, die im Staub
Dort unten ruhen, der Verwesung Raub,
Ist jung das grau'ste Altertum.
Sie Alle wähnten, wie sie nach einander
Hinunter stiegen, ewig währ' ihr Ruhm.
Ein Jedes hatte seinen Alexander
Und seinen Mozart, Raphael, Homer.
Jetzt hat das große Dunkel sie verschlungen;
Selbst ihres Namens Echo ist verklungen,
Die Sprachen all, d'rin sie gesungen,
Kein Widerhall, ob noch so hohl und leer,
Kein Laut davon blieb auf der Erde mehr.
Wenn mit den Reichen, den Nationen,
Die es geboren, dann ein Weltenjahr, —
Ausdenken kann Dein Geist nicht die Äonen,
Die es umschloß, — verronnen war,
Von Neuem regten sich die Ungeheuer
Der alten Nacht, der Erde Feuer
Schlug aus den Tiefen auf mit mächt'gem Lohen,
Und ihre Veste barst, die himmelhohen
Gebirge stürzten in den Ocean,
Der heulend sich bis zu den Wolken bäumte,
Festland und Inseln überschäumte,
Und aufgepeitscht vom Weltorkan,
Der Lebenden Geschlecht verschlang.
Nach aller Wesen Untergang
Versunken waren ganze Kontinente.
Nur hier und da noch sah man Turmesspitzen
Begrab'ner Städte aus den Wellen blitzen.
Von Strand zu Strande, die das Meer nun trennte,
Fand kaum der Wandervogel hin den Flug,
Dazwischen wie gesprengter Brücken Bogen
Noch ragten einzeln Klippen aus den Wogen. —
Nachdem die Wasser sich verlaufen, schlug
Das Leben auf dem köstlichen Planeten
Die Bühne wieder auf, und neu betreten
Ward sie von Spielern in den alten Rollen.
Wem der Spektakel zum Genuß
Bestimmt war, weiß ich nicht; allein man muß,
Will man nicht gottlos sein, ihm Beifall zollen. —
Jedoch genug nun! Von der letzten Phase
Der Erde nur ein Wort zum Schluß,
Wie sie, zerstört durch ihre innern Gase,
Am Ende platzt als Seifenblase!
Nachdem in hundertfältigen Metamorphosen
Sie ein platonisch Jahr hindurch verwirrt
Und taumelnd durch den Raum, den grenzenlosen
Wie eine Trunkene geirrt,

Wird sie, erloschen und verkohlt,
Zur ausgebrannten Sternenschnuppe,
Auf der nichts Lebendes mehr Atem holt.
Glaub' nicht, daß sie als Schmetterling der Puppe
Sich neu entschwingt! Mit allen Deinen,
Die sie durch Possen oder Trauerszenen,
Um irgend einen Narren zu ergötzen,
Belebt, ist sie in Ewigkeit vernichtet.
Und von den Wesen, welche aufgeschichtet
Begraben ruhn in ihrer Berge Flözen,
Bleibt übrig nichts im weiten All.
Verschwinden wird wie die Geschöpfe,
Ob Helden, Weise oder Tröpfe,
Die drauf gewohnt, der ganze Ball.
In Todesstummheit schweigt das Lärmen,
Das einst auf ihm das Ohr betäubt,
Und all die Werke, Thor, die Du vermessen
Für ewig hielt'st, verschollen und vergessen
Sind sie gleich ihm, der zu Atomenschwärmen
Zerbröckelt durch den Himmelsabgrund stäubt."

XVIII.

Von dem, was dann gefolgt, blieb nur ein dumpf
Gefühl in mir zurück. Für Alles stumpf
Lag ich auf meinem Pfühl, indes die Wut
Des Fiebers das empörte Blut
Durch meine Adern siedend jagte;
Nicht wußt' ich, ob es nachtete, ob tagte.
Wenn lang bewußtlos ich gelegen,
Bisweilen dämmernd vor den Sinnen
Ward's klarer mir, und bis nach innen
Glitt matt ein Strahl. Doch bald in wildern Schlägen
Hob sich der Puls, es zuckte mir durch's Hirn,
Als müßt' es meine Schläfe sprengen.
Berührt' ich mit der Hand die Stirn,
So wollte sie die Glut versengen.
Bethört von Bildern wüsten Wahns
Glaubt' ich beim Brand, der meine Brust durchwühlte,
In eines flammenden Vulkans
Abgrund zu sein. Daß ich die Stirne kühlte,
Stürzt' ich mich in des Meeres tiefste Tiefen.
Doch statt daß labend mich die Flut umspülte,
Fühlt' ich mir Feuer aus den Lochen triefen.
Dann wieder aus der Wogen Finsternissen
Ward ich ans Licht emporgerissen.
Ich hörte über mir ein Flügelschlagen
Und ward im Wirbelhauch der Stürme
Von Drachen, Schlangen, schuppigem Gewürme
Zu Himmelshöh'n emporgetragen.
Doch hoben stets noch aus dem Meeresbecken
Die Flammen sich hochauf, nach mir zu lecken.
Ward meines Fiebers Wüten milder,
Schen dann umschwebten mich die heitern Bilder,
Die jüngst noch meinen Geist gefangen hielten,
Und lichter ward's in meinem Herzen.
Da schimmerten der Weihnachtsbäume Kerzen,
Bei denen wir als Kinder spielten.
Im Maiengrün, mit Perlen Tau's behangen,
Sah ich des Vaters Garten prangen,
Indes die Lerche, leichtbeschwingt,
Hoch in den Äther trug ihr Morgenlied,
Und höher, höher noch aus dem Zenith,
Wohin kein sterblich Auge dringt,
Erscholl der Göttlichen, Erhabenen
Gesang, der Erben der Unsterblichkeit,
Die mich, den Niederen, in Staub Begrab'nen
Zu ihrem Schüler eingeweiht. —
Kaum aber war der Ton herabgedrungen,
So ward von Flüchen, Rufen, wildem Drohn,
Gelächter, Wutgeschrei und Hohn
Der Himmelsklang auf's neu verschlungen.
Mir hallte aus der Menschheit Marterkammer
Ans Ohr der ungeheure Jammer,
Wie aus dem Abgrund der Verlornen.
Ich sah, wie ich's geschaut voll Schrecken,
Verhungernde die Arme nach mir strecken,
Die Sterbenden, schon halb Erfrornen,
Hinsinken in den Winterschnee.
Krampfhaft schlich mir ein Todesweh
Zum Herzen und vom Mund mir rang ein Fluch
Sich auf des Lebens düsteres Geschick. —
Am Morgen einst nach langem Schlummer schlug
Ich halberwachend auf den Blick,
Als mir das Blut in lichtrer Wallung kreiste.
Es hob die Brust sich, die beklemmte, freier,
Allein vor meinem Auge, meinem Geiste
Hing noch ein dichter Nebelschleier:
Nicht wußt' ich, wo ich sei. Ein sanftes Licht
War über meinem Haupt ergossen.
Von oben blickt' ein Angesicht
Auf mich herab, von Himmelsglanz umflossen.
Ich glaubte, daß ein Cherub mir erschiene;
Doch nein, kein Engel ist so schön, so hold:
Sie mußt' es sein, sie war es, Seraphine!
O dieser Glorie Strahlengold!
Zur Erde aus der Sel'gen Land,
Herabgeschwebt war die Verklärte. —
Doch einen Augenblick nur währte
Die Lichterscheinung. Wieder schwand
Im Fieber, das durch meine Adern gärte,
Mir die Besinnung hin. Wie manchen Tag,
Wie manche Nacht ich so gleich Toten lag,
Ich weiß es nicht. Als ich die Augenlider
Von neuem aufschlug und es klar
Vor meinen Blicken wurde, schaute wieder
Auf mich herab dasselbe Augenpaar.
Nimm aus der Sterne lichtem Kranze
Die herrlichsten, den leuchtenden Arctur,
Den Stern der Liebe: matt doch sind sie nur,
Verglichen ihrem Strahlenglanze.
Hernieder sahen sie so ernst, so groß,
Und doch so mild und voll von heil'gem Frieden.
Lang starrt' ich aufwärts regungslos:
Sie war's, doch aus der Welt geschieden.

Und von der Sel'gen Licht umwoben,
Auf den, der sie bis in den Tod gekränkt.
Nun lächelte vergebend sie von oben
Herab. Den Blick, den ich zuerst erhoben
In banger Ehrfurcht, halt' ich dann gesenkt.
Die Hände faltet' ich und flehte:
„O Seraphine, Heilige, verzeih'!“ —
Da sanft um meine Stirne wehte
Ihr Atemhauch: „Der Ew'ge sei
Gepriesen,“ sprach sie, „daß er Dich gerettet;
Bald, weil der rauhe Winter nun vorbei,
Wirst völlig Du genesen; doch gebettet
Noch mußt Du bleiben hier in tiefer Stille:
Kein Wörtchen sprich, so ist's des Arztes Wille.“ —
Als sie's gesprochen, abermals besiegte
Der Schlummer mich, der labende, und wiegte
In seinen Armen mich so mild,
Bis er die letzten Schmerzen mir gestillt
Und über mich ein wonniges Genesen
Herniederrann. Das Himmelswesen,
Ich fühlt' es wohl, war selbst im Traume nah.
Wenn ich erwachend aufwärts sah,
Goß nachts ihr Antlitz sanften Schimmer
Auf mich herab, dem Monde gleich.
Und wenn die erste Frühe bleich
In das Gemach schien, heller immer
Erglomm's und ros'ger mit dem Morgenrot.
In meiner Seele stieg allmählich
Die Ahnung auf: Sie ist nicht tot!
Nein, Seraphine lebt! – Und selig,
Als hätt' ich von des ew'gen Lebens Tranke
Geschlürft, durchschauerte mich der Gedanke.
Sah ich sie sich zu mir herniederneigen,
Die Arme breitet' ich entgegen ihr;
Allein mit ernstem Winke Ruhe, Schweigen,
Weil ich zu schwach noch sei, gebot sie mir.
Dann reichte sie mir eine Schale,
Gefüllt mit süßem Heilungssaft. —
Als bei des nächsten Morgens Strahle
Ich halb vom Lager mich emporgerafft,
Fühlt' ich den Wind der Frühe kühl
Herein durch's offne Fenster ziehn.
An meiner Seite nächst dem Pfühl
Saß Einer, der im Anfang fremd mir schien.
Wie dann ich näher hinsah, wohl
Erkannt' ich meinen Schüler Anatol.
„Mein Arnold,“ sprach er lächelnd, „hoch erfreut
Biet' ich Dir meinen Glückwunsch; viele Sorgen
Trug ich um Dich: doch nun sind sie zerstreut.
Im Hafen der Gesundheit wohl geborgen
Begrüß' ich Dich. Zum ersten Male heut
Vergönnt der Arzt Dir, an der freien Luft,
Der lang entbehrten, Dich zu laben;
Wie Einem muß Dir sein, der aus der Gruft
Erstanden ist, nachdem er lang begraben.“ —
Antwort gab ich: „Vor allem thu' mir kund,
Was Du erfahren über Jene,
Um die ich manche heiße Thräne
Vergossen, die mein rauher Mund
Nicht nennen darf. Bethört wohl glaubte
Ich manchmal sie zu sehn, wie mit dem Haupte
Die Göttliche sich zu mir niederbeugte.
Allein ich weiß, es war Vision,
Die nur von meinem Fieber zeugte.
Und nun der schöne Traum entfloh'n,
Wozu bin wieder ich gesundet,
Da sie, die ich gekränkt, zum Tod verwundet,
Auf ewig sich von mir hinweggewandt?“ —
„Erfahre,“ sagte Jener, „nicht ein Wahn
Gewesen ist's, was Deine Augen sah'n:
Sie selbst war's, die an Deinem Lager stand.
Nachdem vom Frührot, bis das Licht erblichen,
Vom Abendrot, bis es getagt,
Sie nicht von Deinem Bett gewichen,
Ging sie hinweg, hier neben im Gemache,
Auf kurz zu ruh'n, da ihr der Arzt gesagt,
Daß selber sie erkranken werde,
Wenn fort und fort sie ruhlos bei Dir wache,
Doch daß Dein Leben ferner nichts gefährde.
O Freund, seit jener unglücksel'gen Nacht,
Als uns mein Vater zwang, das Schloß zu lassen,
Hat Seraphine nur an Dich gedacht.
So oft ich Dein erwähnte, bald erblassen,
Und bald erröten sah ich sie.
Welch einen Kummer sie im Stillen nährte,
War klar mir, ob sie das Gefühl auch nie
Verriet, das ihr am Herzen zehrte.
Doch ihre Seele, kühn und stark,
Hat kurz den Fittig nur gesenkt.
Das Eine wisse: bis ins tiefste Mark
Von Dir sich fühlte sie gekränkt,
Allein Vergebung hat sie Dir geschenkt.
Und Du, mein Arnold, glauben darfst
Du mir: wenn je Verdacht Du auf sie warfst,
Wird schwinden Dir davon der kleinste Schatten.
Ihr Vormund wollte nicht die Wahl
Des Mannes, den sie liebte, ihr gestatten;
Bestimmt hatt' er ihr selber den Gemahl.
Ein Fürst, der Ersten einer seines Landes,
War ihr zum Gatten auserkoren;
Denn wählte sie sich Einen andern Standes,
So ging ihr sämtlicher Besitz verloren.
Doch wie sie auch bestürmt ward und gedrängt,
Kühn der Vermählung, welche ihr verhängt,
Bot Trotz sie, wie ihr Vormund auch ergrimmte;
Da kam der Tag, an dem sie mündig ward:
Das war's, worauf sie nur geharrt.
Nun, daß sie selber frei ihr Los bestimmte,
War sie die Herrin, und mit dem Vollzug
Des Festbeschloss'nen zögerte sie nicht:
Auf alle ihre Güter, die am Bug,
Am Njemen lagen, leistete Verzicht
In Form des Rechtes sie. Und ob auch schwer
Mein Vater ihr drum zürnen mochte,

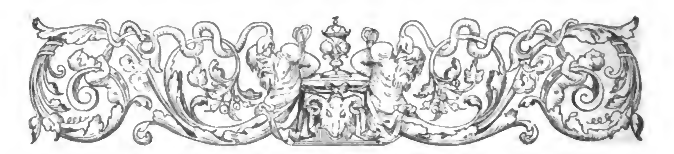
Dem heißen Drang, der ihr im Herzen pochte,
Nicht widerstand sie länger mehr.
Geheim, als noch bedeckt mit Schnee und Eise
Die Newa war, gab sie sich auf die Reise,
Und ich — denn konnt' allein ich so
Die weite Fahrt sie machen lassen? — floh
Mit ihr zugleich. Als wir Tirol erreicht,
Ward durch den Schloßverwalter es uns leicht,
Dich aufzufinden hier im Thal.
Dem Himmel Dank: nun endet alle Qual;
Laß, Freund, Geretteter, ans Herz Dich drücken!" —
Wie ich es hörte, durch die Seele ging
Und durch den Geist mir stürmisches Entzücken.
Gleich einer lichten Wolke hing
Es über mir: hinweggeglitten
Mit ihrem Weh und aller der vergang'nen
Trübsal, die ich auf ihr erlitten,
War unter mir die Erde. Doch zu groß
Bedrückte mich solch Glück. Gleich dem Gefang'nen,
Wenn sich auf einmal grenzenlos
Um den aus Kerkernacht Befreiten
Die unermeß'nen Himmel breiten,
Versinken wollt' ich in dem Meere
Der Seligkeit, das mich umgab. —
Dann aber zog mit Eisenschwere
Mich wieder Ein Gefühl herab:
Im Schuldbewußtsein, welches auf mir lag
Des Frevels halb, den ich begangen,
Durft' ich dies Opfer noch empfangen?
Für Das, was ich an ihr verbrach,
Wie konnte jemals mir auf Erden,
Wie selbst im Jenseits je Vergebung werden?
Mit meines Argwohns Odem angehaucht
S i e hatt' ich, welche, mit dem Heil'genscheine
Gekrönt, dastand, die Hohe, Engelreine,
Und Worte, tief in Gift getaucht,
Auf sie geschleudert: noch ging mir ein Zittern
Durchs Herz, wenn ich der gallenbittern
Gedachte — und auf mich, durch welchen voll
Das Maß des Frevels wurde, statt in Groll
Und Haß von mir sich abzuwenden,
Gedenkt sie ihrer Liebe reichste Spenden
Herabzuschütten! — Während so ich dachte,
Sah ich herein sie zum Gemache schweben . .
Ihr Gang, der leicht den Boden streifte, machte
Bei jedem Tritte mir das Herz erbeben.
Sie trat an meines Pfühles Seite,
Und drückte auf die Stirn mir einen Kuß.
Zu mir, der ich so schnöde sie entweihte,
Gleich einem Himmelsgenius
Sprach Worte sie voll milder Huld,
Die Trost in meine Seele träufte.
Und doch im Glücke, das sie auf mich häufte,
Zum Boden vom Bewußtsein meiner Schuld
Blieb ich gedrückt. Und stammeln konnt' ich nur:
„Wie, Göttliche, kann ich mich je erkühnen
Noch zu Dir aufzuschau'n, wie jemals sühnen,
Was ich verübt? Doch glaube meinem Schwur,
Mit bösen Geistern war im Bunde
Die finstre mitternächt'ge Stunde,
Als von der Lippe mir des Argwohns Pfeil,
Der tückische, nach Dir geflogen.
Von der Dämonen List war ich betrogen,
Doch hatte nicht mein Herz dran Teil
Und gerne hätte aus der Wunde
Voll Reue mit dem eig'nen Munde
Ich Dir das Todesgift gesogen." —
„Genug," sprach Seraphine, „denk
Nicht jener Stunde, denk an diese,
Die als der Himmlischen Geschenk
Zu uns herniederstieg! Denk an Elise,
An Deine Schwester. Immer war,
Seit wir getrennt, sie um uns unsichtbar.
Der finsteren Dämonen Werk vernichtet,
Den Streit, der uns entzweit, geschlichtet
Hat sie, der früh verklärte Geist.
Wenn Du in sternenlosen Nächten
Im Kampfe warest mit den dunklen Mächten,
Hat Dich ihr Fittig sanft umkreist.
Sie ward nicht müde, Dich zu trösten,
Bis sich Dir alle bangen Zweifel lösten.
Und auch zu mir auf leichter Wolken Saum
Kam sie von Dir im wachen Traum
Herüber oft mit ihren Engelsschwingen,
Zu scheuchen mir das nächt'ge Graun,
Und Grüße mir von Dir zu bringen,
Und meines Herzens Frost zu tau'n.
Gelungen endlich nun ist die Versöhnung:
Bald werden jetzt zu höhrer Seligkeit,
Als Kön'ge je gefühlt bei ihrer Krönung,
Wir durch des Priesters Spruch geweiht." —
Indes sie redete, wohl hört' ich sie;
Allein noch fassen konnt' ich nicht die Worte.
So wenn auf einmal sich des Himmels Pforte
Erschlösse und die große Harmonie
Herniederwallte von der Sel'gen Chore,
Verhallen würde sie dem Geist, dem Ohre
Der Sterblichen. Erst nach und nach
Ward ich der Herrlichkeit, der vollen, inne;
Bei jedem Laute, wie sie sprach,
Stieg, Strahl auf Strahl, vor meinem Sinne
Ihr Lichtbild auf, bis ich das Ganze
Dastehen sah in hehrem Glanze.
Anbetungsvoll blickt' ich zu ihr empor.
Und sich zu sonnen in der wonn'gen Helle,
Brach jede tiefverborg'ne Quelle
Aus meines Seins geheimstem Schacht hervor. —
Wenn ich zuvor mit Ehrfurchtbeben
Nur zu ihr auf das Auge schlug,
So fühlt ich jetzt ihr süßes Leben
Vertrauter mich mit jedem Atemzug,
Und stets vertraulicher umweh'n.
Ich fühlte, während auch die letzten Schranken,
Die unser beiden Wesen trennten, sanken,

In ihrem mich, in meinem sie erstehn.
Und jeder Zweifel war, jedwedes Bangen
In ihrem Anblick mir vergangen.
Ihr in die himmeltiefen Augen schauen,
Es war genug, daß ich davon genas.
Und als ich nun der Frau der Frauen,
Der Einzigen, zur Seite saß,
Als ich zum ersten Mal aufs Neue
An ihrem teuren Busen lag,
Und Herz dem Herzen ew'ge Treue
Zuschwor mit hohem, ernstem Schlag,
Gesühnt, ich fühlte, war was ich verschuldet,
Und höher stiegen meine Wonnen
Noch durch das Weh, das ich zuvor erduldet.
So überflutend schwillt ein Wasserbronnen,
Wenn durch den Donnersturm ein Felsenstück
In ihn geschleudert ward vom Bergeshang. —
Doch ach, was ist so kurz das höchste Glück?
Erfreut hatt' ich mich an dem zarten Rote
Auf meiner Seraphine Wange;
Allein es war des nahen Unheils Bote.
Wie hoch auf vor dem Untergange
Noch einmal glüht der Sonne Strahl,
So hatte noch zum letzten Mal
Ein Rosenschein ihr Antlitz überschlichen;
Nach flücht'gem Glanze war er dann erblichen,
Und plötzlich sah ich, bis zum Tod erschreckt,
Von Leichenblässe ihr Gesicht bedeckt.
„Es war zu viel für ihre Kraft,“
Sprach Anatol, „sie ist nur zart.
Schon durch die lange Winterfahrt
Ward sie erschöpft: nun hat sie's hingerafft,
Daß sie, indes im Fieber Du gelegen,
Ruhlos von früh bis spät, um Dich zu pflegen,
Bei Dir gewacht. Vergebens war der Rat
Des Arztes, der sie, sich zu schonen, mahnte,
Fruchtlos auch blieb's, daß ich sie bat,
Doch nicht das Schlimmste, was mir ahnte,
Wird, hoff' ich, kommen.“ — Doch es kam!
Man mußte sie aufs Lager betten.
Umsonst versuchte sie der Arzt zu retten,
Und ich in tiefem Seelengram
Sah mehr und mehr ihr Leben fliehn.
Vor ihrem Lager auf den Knien
Lauscht' ich auf ihrer Pulse Schläge;
Und wenn ich zählte die Sekunden.
Auf kurz wohl wurde Hoffnung in mir rege;
Doch immer wieder bald war sie verschwunden.
Ich glaubte, sanfte Röte gösse
Aufs neu sich um ihr Angesicht,
Dann jubelt' ich; allein in Totenblässe
Von Neuem sank das ros'ge Licht.
Durchs Fenster schleichend hatte kurz die Glut
Des Morgens nur auf ihr geruht. —
Und sie, die hin für mich ihr Alles gab,
Nachdem ich frevelnd mich an ihr vergangen,
Dort unten soll das düstre Grab
In Staub und Moder sie umfangen?
Erschüttert tief vor dem Gedanken
Fühlt' ich mein ganzes Wesen wanken.
Und doch die Zeichen sah ich, die nicht trogen:
Stets lichter ward der Adern Blau,
Die hin durch ihre Schläfe zogen,
Durchsicht'ger stets wie Morgentau
Der Stirne Schnee. Schon legte leise sich
Auf sie herab des Todesfittigs Schatte,
Und dennoch, holdes Lächeln hatte
Sie, Trostesworte immer noch für mich.
Nie quollen ihr vom Munde Klagen.
Mir war, schon hört' ich sie die Flügel schlagen,
Um aus der niedern Welt zu fliehn.
Auf ihren milden Zügen lag
Ein leichter Schimmer wie ein neuer Tag,
Der jenseits von der Erde niederschien
Und Flammen gleich ihr ruhte auf dem Haupte.
Scheu wich ich dann vor ihr, als wehe
Der Hauch mich an von einer heil'gen Nähe.
Und, wenn sie unbelauscht sich glaubte,
Hört' ich wie leise im Gebete
Sie für mein Wohl zum Himmel flehte.
Bald dann, wie sich des Altars Opferrauch
Hoch droben einigt mit des Lichtes gold'ner Fülle,
Verfloß in die Unendlichkeit ihr Hauch,
Und halbentseelt auf der entseelten Hülle
Blieb ich zurück, bis man mich mahnte, Zeit
Nun sei's, daß man ihr Grab bestelle. —
In meinem und in Anatol's Geleit
Ward sie bestattet in der Schloßkapelle.

XIX.

Ich kehrte bei des nächsten Morgens Rot
Zurück zu meinem stillen Thale.
Die Hütte, wo ich sie zum letzten Male
Umarmt, wo sie für mich den Opfertod
Gestorben, für den Rest der Tage nun
Hatt' ich zum Aufenthalte mir erkoren,
Bis ihr, der ew'ge Treue ich geschworen,
Ich einst zur Seite würde ruhn. —
Durch einen niedern Bergeshang
Nur war getrennt von ihr die Grabkapelle,
Und täglich war dorthin mein Gang.
Erst wenn ich überschritten ihre Schwelle,
Begann mein Leben. Lange, lange Stunden
Sann ich an Seraphinens Sarkophag,
Bis in ihr Sein das meine hingeschwunden
Und mit dem ihren meines Herzens Schlag
Still stand in tiefem Todestraum.
Schon aus der wüsten Welt hinweg gerettet
Glaubt' ich mich dort und neben sie gebettet
In ihres Grabes engem Raum.
Die Schläfe drückt ich an die kalten Steine,
Bis daß ich fühlte, wie in meine
Noch fieberglüh'nde Stirn im kühlen Strome
Der Hauch der Gruft herniederwallte.

Ich lauschte an des Sarkophages Spalte,
Wo leis der Ton zu meinem Ohre hallte,
Wie ihres Wesens bröckelnde Atome
Zerfielen, und ich fühlte mit den ihren
Die meinen sich in Einen Staub verlieren.
Geweilt, das Auge thränenleer,
So hatt' ich täglich dort seit Mondesdauer.
Nichts regte sich, als an der Mauer
Mein eigner Schatten, den vom Altar her
Die ew'ge Lampe warf, wie auf und nieder
Sie flackerte. Auf einmal da vernahm
Ich einen Klang, der vom Gewölb' her kam.
Ich lauschte hin; doch er verhallte wieder.
Von neuem dann, wie wenn der Windhauch leicht
Hin über Blütenwipfel streicht,
Hört' ich in höheren und höh'ren Wellen
Die Töne aus der Orgel quellen.
Da löste sich in mir die Seelentrauer:
Durch's Herz, das halb in Gram versteint,
Hinbebte mir ein weicher Schauer,
Und Zähren, wie ich lange nicht geweint,
Erquickten mich. Ich konnte sie nicht sehen;
Allein an ihres Atems Wehen
Erkannt' ich, daß Elise mich umschwebte.
Sie sprach, indessen ich entzückt
Bei der Geliebten Stimme Klang erbebte:
„Aus diesem Gram, der Dich erdrückt,
Auf, Bruder, Dich empor zu raffen!
Noch leuchtet Dir zum Wirken und zum Schaffen
Der Lebenstag. Nicht wähne Seraphinen
Durch diesen thatenlosen Gram zu dienen,
In den sich Deine Seele senkt!
Indem die Herrliche ihr Leben
Für Dich dem Tode hingegeben,
Hat sie Dir Höheres geschenkt,
Als wär' im Glücke Jahr auf Jahr
An ihrer Seite Dir verflossen.
Nur das, was sterblich an ihr war,
Hält dieses Grabes enger Raum umschlossen.
In die Unendlichkeit zum hohen Herd,
An welchem alles Göttliche erglommen,
Was diese nied're Welt verklärt,
Ist ihr befreiter Geist zurückgekehrt,
Und, von dem Schoße wieder aufgenommen
Der hohen ewigen Natur,
Strahlt nun sie in dem Glanz der Meereswogen
Und in der Sternennächte Lichtazur
Und auf der Wolken siebenfarb'gem Bogen.
Sie haucht Dich an im Sommerduft der Rosen
Und in dem Frühlingslied der Nachtigall;
Selbst aus dem starren Wesenlosen
Weckt ihre Stimme süßer Widerhall.
Mein Arnold, hörst Du sie, wie sie Dich ruft?
In ihren Tempel tritt, um sie zu finden!"
Wie sie es sagte, die Kapellengruft,
Die dunkle, sah ich um mich schwinden.
Vom Himmelshauch, wenn mich noch eben dumpfe
Grabluft umgeben, war mein Haupt umspielt.
Vor mir und mir zur Seite thaten
Sich Felder auf mit jungen Saaten
Und Hügelreihen, drüber im Triumphe
Der Frühling seinen Siegszug hielt.
Ich stand im grünen alten Thal,
Und um mich ragten rings im Kreis die hehren
Bergriesen; flammend in des Abends Strahl
Stieg Opferglut von ihren Schneealtären,
Und in die Bäche, hoch geschwollen,
Herniederdonnerten die Eisesschollen.
Elise sprach: „Nun unvernichtbar
Ist Deine Seraphine Dein!
Wenn Deinem Blick auch nicht mehr sichtbar,
So lebt sie doch für Dich in höherem Sein,
Als da Dein Auge sich in ihr gespiegelt.
Was sie mit ihrem Tod besiegelt
Und Dir als ihr Vermächtnis hinterließ,
Fühl's nun allmächtig in der eignen Seele,
Hör' es im Klange der Naturchoräle,
Geschrieben an der Alpen Firnen sieh's:
Unsterblich, ewig ist die Liebe,
Die aus des Staubes Macht den Geist,
Aus der Vernichtung aufwärts reißt!
Ob nichts Dir sonst auf Erden bliebe,
Bist Du doch überreich, wenn das Du weißt,
Und fühlst unsterblich ewig Dich, wie sie!"
Der Schwester Laut verhallte in der Ferne,
Und während überm Haupte mir die Sterne
Aufglänzten, warf ich nieder mich auf's Knie.
Da mir zu Häupten aus dem Unermessnen,
Nicht aus dem Himmel — nein, hoch über ihm —
Herschollen, wie Gesang von Cherubim,
Der Meister Melodien, die unvergessnen,
Göttlichen, denen einst berauscht,
Das Ohr des Knaben schon gelauscht.
Durch alle Räume ging ein Klingen,
Ein Rauschen unsichtbarer Flügelpaare,
Als wollten Sel'ge auf den lichten Schwingen
Mir aus der Welt der Geister Grüße bringen.
Und mich durchströmte unnennbare
Sehnsucht, den hehren Meistern nachzuringen,
Damit in ihrem Wunderreich
Sie mich, den Schüler, einst empfingen. —
Wie mich der Klang bald mächtig und bald weich
Umwogte, zu den Höhen sternenwärts
Sandt' ein Gelübd' mein trunk'nes Herz.
Ich wollte wert mich machen ihrer Weihe
Und wanken nicht auf meiner steilen Bahn,
Daß einst, wenn auch als Letzter in der Reihe,
Der Schüler ihnen dürfe nahn;
Und, während den Erhab'nen meinen Eid
Ich zuschwur, voll von Hoffnung und Vertrauen,
Sah ich aus der Unendlichkeit
Auf mich hernieder Seraphine schauen.



Zur Charakteristik Ernst Schulze's.

Nach ungedruckten Quellen.

III.

Zweierlei haben unsere bisherigen Aufsätze über den Entwicklungsgang Ernst Schulze's als Mensch und Dichter zu erweisen versucht: daß die in den bisherigen Biographien vorliegenden Andeutungen über diesen Entwicklungsgang kein richtiges Bild desselben boten, ferner aber, daß der, ganz abgesehen von der späteren Bedeutung des Dichters, auch um seiner selbst willen beachtet zu werden verdient. Hier lernen wir, dank der Mitteilsamkeit des jugendlichen Poeten und des pietätvollen Sammeleifers seiner Familie, den Werdegang des Menschen wie des Dichters so klar, so bis ins Einzelnste hinein kennen, wie dies nur bei sehr wenigen Gestalten unserer Litteratur möglich ist. Daß Ernst Schulze sich später einen bleibenden Platz in der Geschichte deutschen Geisteslebens errungen, erhöht nur das psychologische und ästhetische Interesse, aber es begründet dasselbe nicht; es wäre auch dann vorhanden, wenn wir nicht viel anderes von ihm besäßen, als die merkwürdigen, in ihrer schrankenlosen Offenherzigkeit fast einzigen Tagebücher und Briefe, aus welchen wir bisher Proben gegeben und die wir nun auch im Folgenden hauptsächlich sprechen lassen. Wir selbst wollen uns auch ferner nur insoweit das Wort zuerteilen, als es für das volle Verständnis dieses Materials nötig ist.

Die Briefe, die wir zuletzt mitgeteilt, betrafen seine romantische Ritterepopöe „Lanzelot vom See", jenes Gedicht, welches den „Wendepunkt" bildet, „mit dem", wie wir bemerkt, „seine Entwickelung vom Nachahmer Matthisson's zum Jünger Wieland's, vom trübsinnigen Schwärmer zum heiteren Musensohn ihren Abschluß findet". Wie gleichfalls bereits mitgeteilt, findet sich leider in dem Nachlaß keine Zeile des Gedichts erhalten, doch geben neben den bereits wiedergegebenen auch noch einige andere Stellen aus gleichzeitigen Briefen Aufschluß darüber, was das Werk hätte werden sollen, und welche Hoffnungen der jugendliche Dichter daran knüpfte.

„Ich verwende jetzt", schreibt er am 7. Mai 1806 an George Olbers, „meine meiste Zeit auf einen Versuch eines romantischen Heldengedichts im Geschmacke des „Oberon". Die beiden ersten Gesänge sind schon vollendet, und wenn sie gehörig ausgefeilt und verbessert sind, werde ich sie dem unsterblichen Wieland überschicken, um mir sein Urteil darüber auszubitten, ob ich einige Fähigkeit habe, diese Bahn zu betreten. Ich fühle ein Bedürfniß, meine glühende, zum Wunderbaren geneigte Phantasie auszuschütten und wo könnte ich dieses besser thun, als in einem Feeen-Gedichte? Ich werde meiner ausschweifenden Einbildungskraft den Zügel schießen lassen und meinen Helden durch unzählige Wunder zum endlichen Ziele führen. O meine ganze Seele hängt an diesem Projekte. Mißlingt der Versuch auch, so wird er für mich doch eine Übung in der erzählenden Prosa sein. Wenn es Dir gefällt, so werde ich in einem künftigen Briefe Dir den Plan des Gedichts und eine Probe davon schicken. Es ist keine vorüberfliegende Neigung, denn ich arbeite schon seit Januar daran und arbeite noch immer mit dem größten Feuer und mit dem Vergnügen, mit welchem ich es zuerst unternahm". Am 15. Mai bittet Olbers ihn, da er „sehr neugierig" sei, ihm doch etwas von dem romantischen Heldengedicht zu senden, erhält jedoch am 30. Mai von Schulze nur die Vertröstung: „Ich habe das Gedicht an einen Freund zur Durchsicht verliehen, und dieser ist plötzlich ausgereiset. Künftiges Mal werde ich Dir gewiß etwas davon schicken". Am 28. September mahnt Olbers wieder an das Versprechen, erhält jedoch weder das Gedicht noch eine aufklärende Zeile. Auch in den Briefen an Fritz von Bülow geschieht dieses Gedichts keine Erwähnung mehr. Bei der Sorgfalt, mit welcher Schulze sonst jede Zeile aufbewahrte — und Alles was er uns hinterließ, ist uns erhalten — läßt sich nur annehmen, daß jener Freund ihm das Manuskript nicht mehr zurückgestellt; allzuweit war übrigens die Aufführung keineswegs gediehen.

Hingegen sind wir in der Lage, hier zum ersten Male einige andere Versuche Ernst Schulze's mitzuteilen, die ihn gleichfalls ganz und gar als Nachahmer Wieland's zeigen, aber daneben auch schon Beweise eines wirklichen, sachte erwachenden Talents sind. Er schrieb — um seine eigenen Worte (Brief an Olbers vom 5. Mai 1806) zu zitieren — eine Reihe „größerer Aufsätze in poetischer Prosa, welche mit Versen vermischt" waren. Der erste Aufsatz dieser Art, den er in demselben Schreiben „eine wahre innige Ergießung meiner Seele" nennt, „welche nach Ruhe, nach weisem, sokratischen, ich möchte sagen Wieland'schem Genusse des Lebens dürstet", ist nicht erhalten. Jenem Schreiben liegt bloß ein Gedicht „An die Ruhe" bei, welches diesem Aufsatze entlehnt war. Aber sein zweiter Versuch dieser Art liegt uns vor und sei hier mitgeteilt:

Amor und Erato.

Als einst Amor in einem Haine am Helikon schlief, fand ihn Erato, die jüngste der Musen. Noch nie hatte

sie den Amor gesehn, auch nicht einmahl von ihm gehört, wie staunte sie also, als sie dieses unbekannte holde Wesen erblickte, bey dessen Anblick sie von einem Gefühl ergriffen wurde, welches sie sich nicht enträthseln konnte.

Sie fühlte schnell das bebende Entzücken,
Das wonnevoll durch unsern Busen wallt,
Wenn wir die liebliche Gestalt
Im irdischen Gewand' erblicken,
Die sonst sich unserm Geist in Träumen nur gemahlt.
Das schönste Glück, das mild uns die Natur gegeben,
Der Liebe erstes sanftes Leben
Durchströmte sie mit lieblicher Gewalt.

Wie schön ist er, lispelte sie erröthend und beugte sich zu ihm hernieder,

Wie reitzend spielt sein lockigt Haar
Um seine holde Stirn; wie seine Wange glühet,
Wie glänzt sein buntes Flügelpaar.
Gleich frischen Purpurrosen blühet
Der Lippen Sammt! – Mir ist so wunderbar!
Mein Herz durchströmt ein wonniges Entzücken,
Ich bin so warm, mein Busen wird so voll,
Mich drängts so zu ihm hin, ich mögte wohl
Den Mund auf seine Lippen drücken.

Schüchtern sah sie um sich her, ob sie von Niemand belauscht würde und gab ihm dann einen leisen ätherischen Kuß. Ein loderndes Feuer durchglühte ihren Busen und trieb ein schüchternes Roth auf ihre Wangen. Jetzt erwachte Amor und war nicht wenig erstaunt, ein so holdes Geschöpf vor sich zu sehen. Auch ihn durchwallte eine sonderbare Regung, welche er nie gefühlt hatte.

Wer bist du, Holde, Schöne,
Sprach er zur schüchternen Kamöne,
Kamst du von des Olympus Höhn,
Wo durch die rosenfarbnen Lüfte
Ambrosia und Nektardüfte,
Die Götter zu erfrischen, wehn?
Bist du die Tochter der Chariten,
Entsproßen aus der schönsten Sommernacht,
Sind deines Lebens zarte Blüthen
In Pafos blühenden Gebieten,
Von Cypris selbst gepflegt, erwacht?
O sprich, befriedige mein Sehnen,
Ein Erdenkind kann ich dich nimmer wähnen.

Ich heiße Erato, antwortete sie und meine Schwestern erzogen mich in diesen Hainen, aber wer bist du, du holdes Wesen?

Ich heiße Amor.

Amor? Ein artiger Name Und wer bist du?

Ich bin der Gott der in die jugendlichen Herzen
Der Liebe sanfte Wohllust gießt,
Ich bin der Geber süßer Schmerzen,
Das öde Leben wird durch meine Macht versüßt.
Um meinen Wagen tanzt ein Heer von muntern Scherzen
Und alles blüht auf meiner Spur.
Mein Wohnsitz ist Cytherens Flur,
Wo stets der holde Frühling blühet,
Wo Cypris herrscht, wo man verliebte Spiele nur
Und frohe Reihentänze siehet,
Wo holde Kinder der Natur,
Von Kummer nie betrübet, leben,
Wo Liber Cypris küßt und wo durch Wald und Flur
Die Grazien im leichten Tanze schweben.

In deinem Lande mag es wohl recht schön seyn, sprach die sanfte Muse, aber, Amor, wolltest du nicht lieber bey mir bleiben?

Sieh hier in diesem Myrtenhain
Will ich dir eine Laube flechten,
Dort soll in stillen Mitternächten
Uns oft noch Lunas sanfter Schein
In süßer Tändeley erblicken.
Bald gehen wir, um Blumen uns zu pflücken
Und winden manchen bunten Kranz
Bald kürzen wir den Tag uns durch Gesang und Tanz,
Bald soll, bei goldner Saiten Beben,
Manch liefempfundenes Lied zum Göttersitze schweben.

Sprich, willst du bey mir bleiben Amor? O wie gern, antwortete er.

Mit starken Fesseln hast du mich gebunden
Und keine Macht kann mich daraus befreyn,
Du hast den Gott der Götter überwunden
Frey will ich dein Gefangener seyn.

Und sie baute ihm eine Laube und nie wich Amor wieder von ihr. Er war gar der kleine Bösewicht nicht mehr, „der Mädchenherzen frißt", nein —

Sein Bogen hing an einer jungen Myrte,
Sein Köcher, welcher sonst voll wilder Waffen klirrte,
War jetzt mit Blumen angefüllt.
Er ist nicht mehr so falsch und wild
Er mag nicht mehr an fremden Schmerzen
Voll schlauer Tücke sich erfreun,
Durch süße Lieder nur rührt er die sanften Herzen
Durch Lieder schleicht er sich in junge Busen ein.

In ähnlicher Tonart ist ein anderer Versuch gehalten, der dem Manuskript zufolge eine Übersetzung aus dem „Provenzalischen" ist, was jedoch billig bezweifelt werden darf, da der Dichter damals dieser Sprache noch nicht mächtig war. Er lautet:

Amors Wunde.
Frey nach dem Provenzalischen.

Wißt ihr, ihr holden Schäferinnen,
Warum der Traube Nektarsaft
Die Schönen, die sonst nie ein Jüngling zu gewinnen
Vermogte, bald zu sanften Tauben schafft?
Merkt auf, ihr sollt es von mir hören,
Doch wißt, ich singe nicht um Ehr und Ruhm allein
Wenn euch mein Lied gefällt, müßt ihr in jenem Hain
Ein Glas vom schönsten, goldnen Wein,
Von meinem Arm umschlungen leeren.

Cythere verlor einst ihre Lieblingstaube und ihr holder Sohn eilte hinweg, um die kleine Ungetreue zu suchen. Wie er einst durch ein Myrtengebüsch flog, sah er sie, wie sie sich zwischen den Ranken eines Weinstockes verbarg, der sich um einen Rosenbusch wand.

Sanft schlich er hin, um sie zu fangen,
Und wie sie in den Zweigen sanft sich wand,
Erhascht er sie; doch spitze Dornen drangen
In seine kleine zarte Hand.
Da hättet ihr den Amor sehen sollen,
Wie er so weinerlich den kleinen Mund verzog
Und wie sein Herz so ängstlich flog,
Als Purpurtropfen aus des Armen Wunde quollen.

Die Tropfen rannen hernieder und fielen auf die Trauben des Weinstockes, welche plötzlich bis in ihr Innerstes von dem Blute des Gottes durchdrungen wurden.

Daher entsteht beym Wein die kühne Liebesgluth
Die ungestüm durch eure Adern fließet,
Denn wenn ihr Traubensaft genießet,
Trinkt ihr des Liebesgottes Blut.

Seitdem ist der Wein für die Schönen so gefährlich und für die Jünglinge von so vielem Nutzen gewesen.

Dem Jüngling giebt er kühnen Muth
Und reitzet ihn zum süßen Liebesspiele,
Der Schönen Kälte schmilzt und sanftere Gefühle
Durchwallen sie mit wonniglicher Gluth.
Des Jünglings Blick erhebt sich kühn und fodert,
Was er nur sonst gewohnt war zu erflehn.
O wer kann wohl der Flamme widerstehn
Wenn sie mit gleicher Macht in Beyder Busen lodert.

Darum, ihr Schönen, höret auf meine Warnung:
Ihr, die der Unschuld Kranz erfreuet,
O flieht den dunklen Schattenhain,
Wenn durch der Blätter Grün des Mondes milder Schein
Sein blasses Silber niederstreuet,
Denn in der Dämmerung Flor stellt Amor gern euch nach,
Besucht ihn einsam nicht, wenn früh der junge Tag
Sein blühend Haupt erhebt, denn mit der Blumen Leben
Wird auch der lose Amor wach.
Doch mehr als alles dies, o flieht den Saft der Reben!

Am 1. Oktober 1806, wenige Wochen vor seinem Abgange nach Göttingen, schreibt er seinem geliebten

Fritz: „Ich wohne jetzt in unserem Garten und trinke den Bitterbrunnen, obgleich ich völlig gesund bin. Meine gute Mutter, welche für mein Wohl so besorgt ist, glaubt, ich müsse mich völlig auf meinen Aufenthalt in Göttingen präpariren, damit ich dort nicht etwa krank werde. Ich amüsire mich hier herrlich. Ich wohne in einem kleinen Hause, welches vorn heraus liegt und habe dort eine schöne Stube, welche eine herrliche Aussicht besitzt und die ganze Stadt übersieht. Ich kann hier ganz in der Stille und ungestört mir selbst und meinem Wieland, welcher hier mein einziger Gefährte ist, leben, und wie wahr redet Socrates, wenn er die Muße eine Tochter der Götter nennt. Ich benütze sie auch sehr gut, ich arbeite an einem kleinen Stück, der Dämon des Socrates betitelt, im Geschmacke der Grazien Wieland's, halb in Prosa, halb in Versen. Es scheint mir, ich sage es ohne Scheu, das gelungenste unter allen meinen Stücken." Wir lassen auch diesen Versuch hier folgen.

Der Genius des Sokrates.
An Glycerion.

Sie verlangen zu wissen, schöne Glycerion, was der Genius des Sokrates gewesen sey und welch einen Ursprung er genommen habe? Eine schwierige Frage, worüber sich schon tausend gelehrte Leute vergebens den Kopf zerbrochen haben. Wollte ich Ihnen eben so gelehrt scheinen, so könnte ich Ihnen hundert Citate anführen und Sie würden doch um nichts klüger geworden seyn. Und gewiß, dieses Geheimniß würde immer unter seinem mystischen Schleyer verborgen geblieben seyn, wenn es mir nicht die kastalischen Jungfrauen in einer Schäferstunde entdeckt hätten. Hören Sie also.

Ein heißer Tag herrschte über die Gefilde von Pafos Die kleinen Amoretten verbargen sich in die kühlen Schatten der Myrtenhaine und ruheten auf weichem Moose, oder scherzten um die schläfrigen Nymfen her und neckten sie durch manche leichtfertige Tändeleyen. Selbst Amor hatte Köcher und Bogen abgelegt und schlummerte unter einem blühenden Rosenbusche, während ihm zwei Zefyren mit ihren duftenden Schwingen sanfte Kühlung zufächelten.

Da irrte Aglaia, welche sich von ihren Schwestern verlohren hatte, in den schattigen Hainen umher.

Schon dämmerte der Abend,
Ein glühend Purpurroth umzog den Horizont,
Der Hügel Spitze war mit glühendem Golde besonnt.
Schon träufte mild und labend
Der perlenhelle Thau
Auf die beblümte Au.
Es schwieg der Vögel Chor im dunklen Myrtenhaine
Nur manche Nachtigall
Erweckte klagend noch den leisen Wiederhall.
Mit blaßem Silberscheine
Bespiegelte der Mond sich schon im Wasserfall
Und durch die rosenfarbenen Lüfte
Verhauchte Zefyr Nektardüfte
Und wehte sie den kühlen Grotten zu,
Wo mancher Faun in sanfter Ruh
An einer Nymfe Brust geschmieget
Auf sanften Rosenbetten lieget.

Wie gesagt, es war ein schöner Abend, und Sie wissen es aus eigener Erfahrung, schöne Glycerion, daß die Grazien solche schöne Abende lieben. Doch Aglaia war schon vom langen Umherirren ermattet und suchte ein schönes Plätzchen, wo sie ein wenig ruhen könne. Da kam sie an ein Gebüsch, das der Liebesgott selbst zum Tempel seiner Siege auserkohren zu haben schien Doch solch ein Ort läßt sich besser in Versen beschreiben:

Ein Kreis von wilden Rosenhecken,
Verwebt mit duftendem Jasmin,
Umkränzt das schönste weichste Grün
Und in der Mitte glänzt ein glattes Marmorbecken
Mit rieselndem Silberwasser, so hell
Wie Acidaliens und Aganippens Quell.
Und noch dabey lädt eine Grotte,
Geweiht dem kleinen Liebesgotte,
Zum sanften erquickenden Schlummer ein.
Nun denkt euch noch den Mondenschein,
Des Waldes Dämmerung, das Lied der Nachtigallen,
Der Silberwellen leises Wallen
Und sprecht, was kann wohl schöner seyn!

Nun, was sagen Sie dazu, schöne Glycerion, wäre das nicht ganz der Ort zu Unterhaltungen mit irgend einem jungen Freunde, über die entkörperte Liebe des göttlichen Platon? Doch folgen Sie meiner Warnung; wenn Sie Sich je in einem so intereßanten Gespräche befinden, hüten Sie Sich in die Geistesabwesenheit der reitzenden Aspasia zu fallen, welche unserem Wieland Stoff zu einer so allerliebsten Erzählung gegeben hat. Vorzüglich soll für artige und gefühlvolle Damen bey solchen Gelegenheiten viele Gefahr seyn, denn wie unser Freund spricht:

Sie ist schön und empfindlich
Und er ist empfindlich und schön,
Es kann ja nicht anders ergehn,
Baumgarten beweißt es uns gründlich
Es kann ja nicht anders ergehn.

Doch laßen Sie uns unserer Aglaia folgen, welche sich indeß ihres geistigen, durchsichtigen Gewandes, worin unsere Damen, zu ihrer Ehre sey es gesagt, den Huldgöttinen nachzuahmen suchen, entledigt, und von der Kühle des Abends und der Einsamkeit des Orts gelockt, ihre schönen Glieder in die Silberwellen getaucht hatte.

Jetzt werden Sie eine Beschreibung verlangen, aber nie wäre es mir möglich Ihnen zu mahlen, wie

Die kleinen hellen
Hüpfenden Wellen
Mit froher Lust
Um ihre Brust
Sich scherzend schmiegen
Und wie der West
Die vollen Rosen
Und Veilchen verläßt,
Mit sanftem Tosen
Sie kühlend umschließt
Und sie mit Düften
Und Blüthen begießt.
Wie aus den Lüften
Der Vögel Lied
Sie froh begrüßet
Und alles blüht
Und alles sprießet
Wohin sie sieht.
Wie Flur und Hain
Von Götterschein
Umflossen strahlet
Und rosenroth
Sich alles mahlet
Wohin sie blickt.
Wie Filomele
Mit ihrer Kehle
Den Wald entzündet
Und Amoretten
Mit Rosenketten
Das blumige Grün
Des Ufers umziehn.

Jetzt hatte Aglaia ausgebadet und begab sich in die dunkle Grotte, um auf einem Lager von Rosen und Myrten, das die kleinen Geister zusammengetragen hatten, auszuruhen. Ihre geflügelten Begleiter sahen sie scherzhaft lächelnd an, flüsterten einander Geheimnisse ins Ohr, von denen die arme Aglaia nichts ahndete und verließen sie dann, um an den Busen der gefälligen Nymfen einzuschlummern.

Allmählich schlich der Schlaf mit matten schweren Blicken
Sich in die Dämmerung der grünumrankten Kluft.
Ambrosia und Nektarduft
Floß um ihn her, von seinem Rücken
Wallt fesselfrey sein blondes Haar.
An einer langen Rosenkette
Folgt ihm der Träume bunte Schaar.
Er naht dem sanften Blumenbette

Und gießt des Schlummers süßen Mohn
Auf sie herab. Wie wenn im stillen Veilchenthale
Der Dämmrung Nebelduft sich schon
Verbreitet und zum letzten Mahle
Die Sonne jetzt mit einem matten Strahle
Zur Welt herniedersieht
Und dann den dunklen Erdkreis flieht,
So schlägt auch sie die matten Blicke
Noch einmahl auf und sinkt aufs Lager dann zurücke.

O könnt ich sie Ihnen mahlen, schöne Glycerion, die holde Schläferin, wie sie daliegt im reinsten Glanze der unbefleckten Jugend. Mit azurenen Flügeln umschwebt sie der lieblichste Traum. Ihr holder Busen, der Sitz der paphischen Götter, hebt sich unruhig von süßen Gefühlen durchglüht und strebt das neidische Gewand, das ihn wie ein silberner Duft umhüllt, zu durchbrechen. Leise Seufzer, wie das Wehen des Westes in einem Rosengebüsche, wo sich zwey Verliebte ihren zärtlichen Schwärmereyen überlassen, drängen sich aus ihrer Brust. Ihre Wangen glühen, wie das Antlitz Aurorens, wenn sie die harrende Welt vergißt und bey Cefalus in süßer Umarmung schlummert. Ihr purpurner Mund schwellt sich zum Kusse, wie eine Rose sich aus ihrer Hülle hervordrängt, wenn Cythere sie zum Schmucke für ihre Locken pflückt. Verrätherische Zefyre spielen mit ihrem losen Gewande und enthüllen die schönsten Formen, die noch kein Sterblicher, noch kein Gott erblickte. Sie träumt, Endymion selbst träumte nie schöner,

Sie läg' an einem Myrtenstrauche
Der über ihr zur Laube sich verflicht
Im letzten Sonnenlicht.
Schon wehete mit kühlerm Hauche
Des Westes Säuseln, schon erklang
Im stillen Hain der Nachtigall Gesang.
Schon ruhete vom süßen Liebesspiele
In Psychens Arm Cytherens kleiner Sohn
Und Lunas Schein begoß die Flur mit Silber schon;
Da bebten zärtliche Gefühle,
Die sie noch nie gekannt, durch ihre reine Brust,
Es quollen Thränen süßer Lust
Aus ihrem Aug und netzten ihre Wangen.
Ein süßes heimliches Verlangen
Durchglühte sie. Da dringt ein Rosenschein
Durch das Gebüsch; es strahlt der Hain
Von reinerm Licht, die Vogel grüßen
Den neubelebten Tag, rings sprießen
Die schönsten Blumen auf und eine Harmonie
Gleichwie der Zauberklang der Sphären
Läßt dem entzückten Ohr sich hören.
Und sieh, da tritt durch das Gesträuch
Ein Jüngling wunderhold, dem schönsten Gotte gleich.
Er naht sich ihr; ein süßes Bangen
Durchschauert sie, die holden Wangen
Erröthen sanft vor Schaam und Lust
Und höher hebt sich ihre Brust.
Er knieet schmachtend vor ihr nieder
Und singt im Tone süßer Lieder
Von seiner zarten Lieb' ihr vor.
Bezaubernd dringt der Klang in ihr entzücktes Ohr,
Sie blickt ihn zärtlich an. Wer könnte seinem Flehen
Mit spröder Härte widerstehen,
Wer seinen holden Blick mit kaltem Herzen sehen?!
Ihr überläufts so kalt, so warm
Sie widerstrebt nicht mehr und sinkt in seinen Arm.

Sie können leicht denken, schöne Glycerion, daß Aglaia bey dieser Katastrofe erwachen mußte. Schon wollte sie die Augen wieder schließen, um weiter fort zu träumen, als sie, wer malt ihr Erstaunen, ihren Traum verwirklicht sah und neben sich ein Wesen erblickte, das mit den sanften Reitzen der Traumgestalt noch eine edlere Miene und alle Attribute einer Gottheit vereinte. Die langen blonden Haare, welche seine Schultern umflossen und in schönen Locken seinen Rücken herabwallte, ein Köcher mit goldenen Pfeilen, ein silberner Bogen und eine strahlende Glorie um die Stirn bezeugten die Gegenwart des ewigblühenden Sonnengottes. Er knieete neben Aglaias Lager und schien ganz im zärtlichen Anschauen verlohren. Ein sanftes Gemisch von jungfräulicher Schaam und hervorbrechender Liebe verschönten noch das reitzende Antlitz der Huldgöttin. Gern hätte sie dem liebenden wegen der Überraschung gezürnt aber jedes unfreundliche Wort wurde durch den sanften Ton ihrer Stimme und durch die Blicke, welche den innern Zustand ihrer Seele verriethen, gemildert, ja, war noch eine Aufforderung zu größeren Ausbrüchen der Zärtlichkeit. Genug, die Natur, die Liebe siegte; die dunkle Grotte entzog die schönste Vereinigung den unheiligen Blicken neugieriger Späher, das Geplätscher der Wellen und die Klagen der Nachtigallen sangen den Liebenden ein Brautlied.

Rings feyerte mit heil'gem Schweigen
Den schönsten Bund die ruhige Natur,
Kein Zefyr rauschte in den Zweigen,
Kein Grashalm bebte auf der Flur.
Von sanftem Schlummer schien die ganze Welt umfangen,
Es hallte leiser selbst der Sphären Silberton
Und Luna sah herab mit zärtlichem Verlangen
Und seufzte: ach Endymion.

Aus dieser Nacht entstand ein holder Genius, der die ernste Weißheit seines Vaters mit den sanften gefälligen Reitzen seiner Mutter verband. „Die reinste, tugendhafteste Liebe war dein Ursprung," sprach der Musengott zu ihm, „gehe hin und beglücke den reinsten, tugendhaftesten Menschen."

Warn' ihn vor nahenden Gefahren
Durch ahndungsvolles Geisterwehn,
Laß ihn mit frohem Muth die rauhsten Pfade gehn,
Laß ihn der Tugend Ernst mit heitrer Laune paaren,
Begeistere sein reines Herz
Mit warmem, innigen Gefühle,
Gieb ihm der Grazien muntern Scherz,
Die Weisheit werde selbst bey ihm zum frohen Spiele
Eröffne ihm der Menschheit Heiligthum,
Er sey der Zeitgenossen Lehrer,
Der späte Enkel noch sey sein Verehrer
Und dauernd wie die Welt sein Ruhm.

So sprach Apollo zu seinem Sohne. Der Genius schwebte hinweg und fand den Sokrates, wie er noch als Jüngling die lächelnden Grazien bildete. Sein Geist war verlohren in dem Gedanken an die höchste sittliche Schönheit. Anbetend sank er auf die Kniee und flehte zu den Göttinnen der Anmuth, seine steeten Begleiterinnen durch das Leben zu seyn. Da schwebte der Genius herab und ward sein Schutzgeist.

Daran seien zwei Gedichte aus derselben Zeit gereiht:

An Wieland.

Wieland, holder Sänger der Charitinnen,
Cytheräens und Amors würd'ger Liebling,
Sieh, mit Myrten und Rosen und mit Liljen
Kränzen wir deines Hauptes Silberlocken.
Reine, zarte, schüchterne Erstlingsliebe,
Die so oft dein blühendes Lied uns mahlte,
Sey der Myrte Bedeutung. Heiße Flammen,
Der verhaltenen Empfindung wilden Ausbruch,
Deute der Rose dunkle Purpurfarbe.
Doch der Lilie silberweiße Klarheit
Sey der Grazien feingewebter Schleyer,
Der mit sittlichem Schmucke um alle deine
Bilder der Fantasie sich zauberisch webet.

An eine Tänzerin.

Wie das Wehn der sanften Frühlingslüfte
Bald sich lind an junge Blumen schmiegt,
Bald gelockt vom süßen Hauch der Düfte
Tändelnd rings den Blüthenbusch umfliegt,
So du, Grazie, im leichten Schweben
Zeigst du deiner Glieder Harmonie
Und ein jeder ruft mit sanftem Beben:
Schön ist ihre Kunst, doch schöner sie.

Bald in deiner Schwestern holdem Kranze
Drehst du rasch im Fluge dich dahin,
Bald vereint mit ihrem bunten Tanze
Sieht man dich, des Reihens Führerin.

Jene haschen tändelnd, diese fliehen,
Süße Liebe mahlt das holde Spiel,
Süße Liebe weckt es und es glühen
Alle Herzen dir vom Hochgefühl.

Lieblich athmend in der Jugend Fülle
Gleitest du dahin im Zefyrflug.
Alles schweiget rings, die heil'ge Stille
Stöhrt auch nicht der kleinste Athemzug.
Plötzlich ruht dein Fuß und horch, das Schwellen
Leiser Seuizer kündet seinen Sieg,
Flüsternd wie das Meer, als aus den Wellen
Venus Anadyomene stieg.

Warum wurdest du nicht da gebohren,
Als die Charitinnen Griechenland
Noch zu ihrem Tempel auserkohren,
Als man noch den Künsten Lorbeern wand?!
Ha gewiß, von deines Namens Ehre
Wäre manches süße Lied erfüllt
Und noch manche lächelnde Cythere
Kündete der Enkelwelt dein Bild.

O wer hat dir diesen Reitz gegeben,
Der so schnell ein jedes Herz besiegt?
Lehrten dich die Grazien dies Schweben,
Hat im Schooß Cythere dich gewiegt?
Ha, nur einen Kuß von deinem Munde
Einen Trunk von deinen Händen nur,
Und mein Geist entschwebt dem Erdenrunde,
Wandelt auf Elysiums holder Flur.

Erwägt man, daß diese Versuche wenige Monate nach jenen entstanden, welche wir in unserem letzten Aufsatz mitgeteilt, so wird man sicherlich unserer Ansicht beipflichten, daß sich nur selten die Entwickelung eines Talents so rasch und so glücklich vollzogen, wie jene Ernst Schulze's. Auch daß der Autor damals 17jährig war, wird man bei der Beurteilung nicht vergessen dürfen.

Aus den Briefen an Fritz von Bülow und George Olbers sei an dieser Stelle noch einiges über seine Lektüre, sowie sein äußeres Leben aus jener Zeit eingeschaltet.

„Ich lese jetzt" — schreibt er an Olbers am 5. Mai 1806 — „an einem Roman Hermann von Loebeneck oder Geständnisse eines Mannes betitelt, welcher mich außerordentlich angezogen hat. Ich kann beynahe sagen, daß ich nie etwas Schöneres gelesen habe. Es athmet ein fast überirdischer Geist in diesem Buche. Die Charaktere sind mit solcher Feinheit und Menschenkenntniß angelegt, sie interessiren so sehr, die Sprache ist so weich, so harmonisch und die Gedanken sind so göttlich schön, daß ich mich kaum davon losreißen kann, und den ersten Theil, leider habe ich den zweiten noch nicht, schon beynahe dreimal durchgelesen habe. Es ist die Geschichte eines jungen Menschen, welcher in einem ewigen Kampfe seines warmen Herzens und seiner feurigen Phantasie mit einer idealen Tugend begriffen ist. Noch weiß ich den Ausgang nicht, aber das Motto des verewigten Schiller: „Das eben ist der Fluch der bösen That" u. s. w., welches diesem Buche vorgesetzt ist, läßt mich das Schlimmste fürchten". Auch an Fritz von Bülow empfiehlt er (15. Juli 1806) „diesen schönsten Roman, den ich je gelesen habe". Warum dieses damals eben erschienene Werk Ludwig August Kaehler's so besonders tief auf ihn wirkte, ist gleichfalls aus dieser Briefstelle leicht zu erraten. Neben Romanen und den Werken seines geliebten Wieland beschäftigten ihn insbesondere die Werke von Sterne und Shakespeare. In den Ferien 1806 widmete er sich fast ganz ihnen. „Ich lebe hier jetzt wie in einer Klause", schreibt er am 20. Juli 1806 an Bülow, „außer der Schule besuche ich Niemanden und Niemand stört mich auch in meiner Einsamkeit. Mein Vater, meine Mutter und alle meine Geschwister sind ausgereiset und ich bin ganz allein zu Hause. Alle meine müßigen Stunden, das ist der größte Theil des Tages, sind unter Wieland, Yorik und Shakespeare getheilt. Diese beiden letzten Dichter haben mir gleichsam eine neue Welt des Schönen eröffnet. Die Weichheit der sanften, rührenden Empfindsamkeit des Einen, und die Stärke, Fülle und Erhabenheit des Anderen, sie stehen beyde einander so himmelweit entgegen, und doch gewinnen beyde mir ein gleiches Interesse ab, und nur in dem Augenblick, da ich den einen von ihnen lese, scheint er mir vorzüglicher als der Andere. Daß wir hier Schauspiel gehabt haben, wirst Du wissen. Ich habe es zweymahl besucht, wie die Jungfrau von Orleans und wie Wilhelm Tell gegeben wurde. Doch hat mir keiner von den Schauspielern, als die Madame Haeser in der Rolle der Jungfrau und der Gattin Tells und Herr Spangler in der des Dunois und des Tells besonders gefallen. Heute wird die letzte Vorstellung gegeben. Doebbelin und seine Frau reiseten gleich Anfangs wieder von hier fort .... Ich bin jetzt ein wahrer Wüstling geworden. Meine Lectüre fesselt mich so, daß ich keinen Abend vor 1 Uhr zu Bette gehe. Jeder widerräht mir zwar diese Lebensart, aber steht es in meiner Gewalt sie zu unterlassen?" Am 15. Juli 1806 schreibt er gleichfalls an Fritz von Bülow: „Wie gern überlasse ich mich dem süßen Wahn von einer Sympathie der Seelen, von einer Freundschaft, die in anderen Regionen schon geschlossen ist und von einer unsterblichen Annäherung der Seelen, welche für einander geschaffen sind. „Die Sympathien", eine von Wielands Jugendschriften, haben mich in diesen süßen Traum versenkt. O wie schön ist dieser Glaube! Ach wer sich im Leben nur an die traurige öde Wirklichkeit halten, wer nicht zuweilen in die elysischen Gefilde der Phantasie hinabsteigen wollte, um dort die Leiden und Unannehmlichkeiten des Lebens zu verträumen, welch ein trauriges, freudenloses, einförmiges Dasein würde er genießen. Die Phantasie ist gewiß einer der schönsten Vorzüge der Menschen, sie ist die Würze des Lebens. Ohne sie wäre keine Empfindung, und was ist das Leben ohne Empfindung? — Ich danke Dir herzlich, mein Geliebter, für die Übersendung der „petites emigrés". Die Lectüre dieses Buches interessirte mich so, daß ich es nicht eher weglegen konnte, bis ich es ganz durchgelesen hatte. Es ist durchaus vortrefflich und ich bin wirklich darüber erstaunt, daß dieser Roman, wie die Verfasserin in der Vorrede sagt, so viele Feinde gefunden hat. Was kann nützlicher für die Tugend sein als eine solche Lectüre?" Am 17. Juli 1806 schreibt er demselben Freunde: „Ich überschicke Dir hierbei ein kleines Gedicht, welches diesen Abend bei der Lectüre eines der schönsten Stücke Wielands „Liebe um Liebe" entstanden ist. Es kommt gerade aus meinem Herzen und ist niedergeschrieben, da ich gerade die ganze Größe des Gegenstandes meiner Begeisterung übersah. Anstatt, daß es auf diese Art eine rauschende volltönende Ode hätte werden sollen, ward es eine kleine poetische Spielerei, die aber gewiß aus meinem Herzen kommt." Es ist das oben mitgeteilte Gedicht „An Wieland". „Ich bin heute Abend" schließt der Brief „in einer recht fröhlichen Laune! Fort, düstre, traurige Ge-

danken, fort empfindsame, herzbrechende Romane. Ich öffne alle Fenster meiner Seele, daß die Grazien und Amouretten Besitz davon nehmen mögen." Dasselbe Schreiben enthält die erste Andeutung, daß sich der junge Dichter auch bereits nach der Druckerschwärze sehnt: „Ich glaube, Du sagtest mir in Hannover, daß man, um etwas in die Elegante Zeitung einrücken zu lassen, man sich nicht an Mahlmann, sondern anders wohin wenden müsse. Ich habe es schon wieder vergessen, willst Du nicht die Güte haben, in Deinem künftigen Briefe mir hierüber etwas zu schreiben?" In seinem nächsten Schreiben giebt Bülow die gewünschte Adresse und hofft „in dieser Zeitung bald ein liebliches Blümchen aus dem Garten von Schulzes Muse zu finden", was sich aber nicht erfüllen sollte, und zwar schon deshalb, weil der jugendliche Poet nicht den Mut zur Einsendung fand. In seinem nächsten Schreiben 1. September 1806 schwärmt er von dem künftigen Zusammenleben in Göttingen. „Nun will ich dir den schönen Plan eröffnen, den ich mir gemacht habe. Ich denke, wenn Du und Olbers und ich in Göttingen zusammenkommen, könnten wir mit Zuziehung von einigen Anderen dort eine kleine ästhetische Gesellschaft errichten. Wir könnten dann an bestimmten Tagen zusammenkommen, uns unsere Erzeugnisse mittheilen, wo dann von der ganzen Gesellschaft darüber geurtheilt würde. Wir könnten uns unter einander vorzügliche Stellen von Schriftstellern vorlesen oder literarische Notizen mittheilen. Ein solcher Abend müßte dann ganz den Musen und Grazien geheiligt sein. Ein kleines einfaches Mahl und fröhliche Laune, die ein jeder selbst mitbringen müßte, würde dann den Genuß vollständig machen. Ist dieses nicht ein herrlicher Plan und sollte er sich nicht leicht ausführen lassen?" Das letzte uns vorliegende Schreiben, welches er vor seinem Abgange zur Universität an einen Freund gerichtet, ist jenes an Olbers vom 6. September 1806. Es heißt darin: „In fünf Wochen werde ich wohl schon von hier abgehen. Außer der Trennung von meinem Hause wird es mir nicht sehr schwer werden, mich bindet jetzt kein besonderes Interesse mehr an diesen Ort, für welchen die Natur nichts gethan hat und mein Herz sehnt sich feurig nach jenen freundlichen Gegenden, die schon vor einem Jahre, als ich sie durchwandelte, einen so tiefen Eindruck auf mich machten."

Diese Briefe geben ein so erschöpfendes Bild des jungen Dichters, daß es überflüssig, ja aufdringlich wäre, dem Leser unser eigenes Urteil hierüber mitzuteilen. Nur nach zwei Richtungen bedarf diese Schilderung des Seelenlebens eines edlen, reinen und schwärmerischen Jünglings, der nur darin ein Wüstling ist, weil er bis 1 Uhr nachts liest und studiert, der Vervollständigung. Von allen seinen Beschäftigungen haben wir Schulze reden hören, nur nicht von der Schule und ihren Arbeiten. Es ist dies zum geringsten Teil die Schuld der Auswahl, die wir getroffen. Hier und da findet sich wohl auch die Wendung: er schreibe kurz, weil ihn die Arbeiten für die Schule in Anspruch nehmen und dergl.; Eingehendes hierüber findet sich jedoch nirgendwo gesagt und ebenso fehlt jedes Wort über seine künftige Berufswahl, sofern man es nicht als eine solche gelten lassen will, daß er eben ein Dichter werden wollte. Aus anderen Quellen jedoch erfahren wir, daß er dennoch recht fleißig war, so aus den Mitteilungen, welche sein Vater an Bouterweck machte. „Nun beschäftigte er sich auch," erzählt der letztere in seinem Vorworte zu den „Sämmtlichen poetischen Werken" (Leipzig 1822 S. IV) „ernstlich mit den gelehrten Studien, durch die er sich auf die Universität vorbereitete. Aber rechnen zu lernen wollte er sich nie bequemen. Als die Zeit heranrückte, da er sich zu einem bestimmten Fache entschließen mußte, wählte er die Theologie, wahrscheinlich nur um etwas zu wählen, das zu einem Amte führte, denn gegen die Jurisprudenz hatte er ebenso sehr entschiedene Abneigung, wie gegen die Medizin." Es stimmt damit überein, wenn August Schulze in einem uns handschriftlich vorliegenden Briefe vom 15. Juli 1817 an Bergmann über seinen damals kürzlich verstorbenen Bruder schreibt: „Der Beifall welchen Ernst's dichterische Versuche fanden, munterte ihn auf, sich mehr mit der Poesie zu beschäftigen und wahrscheinlich entstand schon damals der Entschluß in ihm, der Theologie zu entsagen und sich gänzlich den Musen zu weihen, welchen er, sobald er Michaelis 1806 seine akademischen Studien zu Göttingen anfing, sogleich ausführte." Daß Ernst schon als Kind seiner Schüchternheit und seines Ungeschicks in praktischen Dingen wegen zur Theologie bestimmt war, haben wir bereits von ihm selbst vernommen. Nun blieb er dabei und zwar sicherlich aus keinen anderen Gründen, als den von Bouterweck vermuteten.

Die kritiklose Wiedergabe des für Adelheid Tychsen bestimmten Tagebuchs hat es bekanntlich bewirkt, daß Schulze von Vielen schon in seiner Schülerzeit als ein „Wüstling" in ganz anderem Sinne als in dem oben von ihm definierten angesehen wurde. Wie unbegründet dies für die Zeit bis Ende 1805 war, hat unsere vollständige Wiedergabe des Tagebuchs und die kritische Beleuchtung dieser Stellen erwiesen. Wie aber steht es darum in jener Zeit, mit der wir uns zuletzt beschäftigt, dem Jahr 1806? Ganz ebenso. Auch hier klagt sich Schulze an, während wir ihn verteidigen müssen. „Schon früher, vor meinem Abgange nach Göttingen", schreibt er am 20. Juni 1813 in sein Tagebuch*), „war ich wieder leichtsinnig geworden, und blos meine Eitelkeit bewog mich, zu glauben, ich sei in ein in jeder Hinsicht vorzügliches Mädchen, Johanne Taube verliebt, weil ich wußte, daß diese mir sehr gewogen war. Sie schien eigentlich von meinen und ihren Eltern für mich bestimmt zu sein. Ich hörte täglich ihre Vorzüge rühmen und man verhehlte mir nicht, daß sie mir gut sei. Ich hatte sie vorher nicht sehr beachtet, weil sie, obgleich sehr hübsch, doch sehr bescheiden und zurückhaltend war. Jetzt aber hielt ich es der Mühe werth, mich genauer um sie zu bekümmern, und fand bei ihr einen so gebildeten Geist, ein so tiefes Gefühl, und überhaupt eine solche ausgezeichnete Vortrefflichkeit, daß ich es noch nicht begreifen kann, wie es mir nicht möglich war, mich wirklich in sie zu verlieben. Die wahrscheinlichste Ursache ist wohl, daß sie nicht genug Phantasie hatte, um die meinige hinreichend zu beschäftigen. Ich glaubte freilich eine Zeit lang, ich liebe sie und zog sie deshalb anderen sehr vor, aber ich merkte zeitig den Selbstbetrug und entfernte mich von ihr, um mir rücksichtlich ihrer nichts vorwerfen zu müssen. Sie

*) Diese Tagebuchstelle ist ungedruckt, ebenso wie alle anderen Briefstellen und Dichtungen, welche dieser Artikel enthält.

reisete bald darauf mit ihrer Mutter auf 4 Jahre nach Leipzig und ich habe sie nur einmal vor zwei Jahren auf einen kurzen Augenblick wiedergesehen. Ich wünsche herzlich, daß sie so glücklich sein möge, als sie es verdient". In einem Briefe aus der Zeit jenes Wiedersehens (27. Oktober 1811) schreibt er an eine Freundin: „Ich bildete mir einst aus bloßer Eitelkeit ein, ich wäre in Mademoiselle Taube verliebt, weil ich hörte, daß sie mich nicht haßte, aber ich erwachte endlich aus meinen Träumen. Das Mädchen war so liebenswürdig, daß ich nicht begreifen kann, wie es mir nicht möglich war, mich wirklich in sie zu verlieben. Vielleicht kam der Grund hinzu, daß ich merkte, ich sei sowohl von meinen Eltern als von den ihrigen für mich bestimmt, und da ich fest überzeugt bin, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, so habe ich von jeher einen großen Widerwillen gegen solche irdische Beschlüsse gehabt." Dieses Letztere wollen wir dem Dichter gerne glauben. Daß aber seine Eltern in seinem 17. Lebensjahr jemals daran gedacht, daß er ein gleichaltriges Mädchen heiraten solle, beruht sicherlich auf einer Selbsttäuschung. Eitelkeit und zwar in seiner Schülerzeit, wie fünf Jahre später, da er jenen Brief schrieb und weitere zwei Jahre später, da er jene Anklage ins Tagebuch eintrug — Eitelkeit in all' diesen Stadien hat sicherlich mitgespielt. Aber eben diese Eitelkeit nur ließ ihn sich auch hier wie früher als leichtsinnig aufspielen, und zwar mit ebenso wenig Grund als früher.

Wir wiederholen: es war ein reiner, schwärmerisch angelegter, poetisch reich begabter Jüngling, der zu Michaelis 1806 aus Celle nach Göttingen kam. Sein einziger schlimmer Fehler war die Eitelkeit, aufgewogen durch eine Reihe der glänzendsten Eigenschaften. Wie er sich in Göttingen weiter entwickelte, werden wir ein nächstes Mal zu verfolgen haben.

Litterarische Notizen.

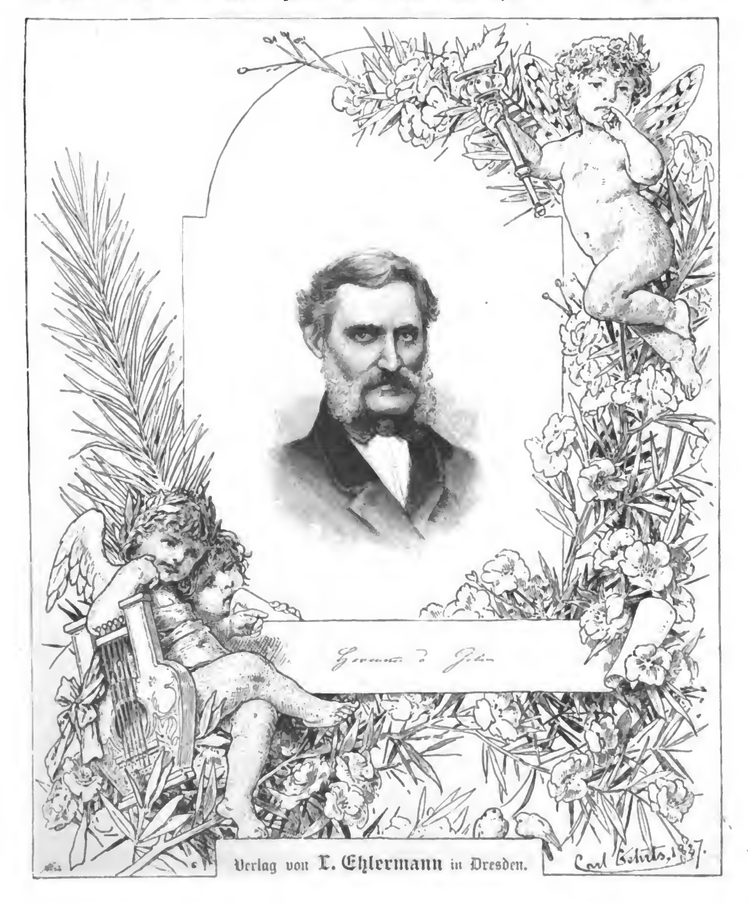
— Robert Hamerlings „König von Sion" geht uns eben in neunter neuverbesserter Auflage (Hamburg, J. F. Richter 1889) zu. Das allbekannte Epos anläßlich der neuen Auflage kritisch zu besprechen, muß uns natürlich ferne liegen, aber wir weisen auf dieselbe hin, weil die andauernde Wirkung der Dichtung, welche jetzt unter Hamerlings Werken an äußerem Erfolge nur noch vom „Ahasver" überboten wird, zu jenen Zeichen der Gegenwart gehört, von denen man gerne Kenntnis nimmt. Die Verbesserungen beziehen sich, wie wohl kaum erst gesagt zu werden braucht, nur auf die sprachliche und metrische Form: daß sich der Dichter seit zwei Jahrzehnten rastlos müht, den Hexameter in dieser Dichtung immer vollendeter zu gestalten und „durch neue Verbesserungen dem Ideal des guten deutschen Hexameters noch näher zu kommen, einem Hexameter nämlich, der ebensowohl die Ansprüche des natürlichen Wortaccents und einer fließenden Rede befriedigt, als er denjenigen eines feinfühlenden metrisch gebildeten Ohres gemäß ist" — hat seinem Werke die schönsten Früchte getragen; schönere und korrektere Hexameter kennen wir nicht und das Muster wird sicherlich auch allmählich der deutschen Verskunst zu Gute kommen. Weit weniger nachahmenswert erscheint uns Hamerlings Streben, dem Leser durch sehr häufige Anwendung gesperrten Drucks das richtige Verständnis der Dichtung zu erleichtern. Hamerling steht nach dieser Richtung unter den Dichtern der Gegenwart fast allein und die Frage, ob sein Gebrauch oder jener der anderen löblicher ist, scheint uns, nach unserer Empfindung bei der Lektüre zu schließen, nicht zweifelhaft. Uns bereiten die gesperrten Stellen ein leises Unbehagen: es verstimmt uns, daß wir gleichsam mit der Nase auf etwas gestoßen werden, was wir auch ohnedies gewiß nicht übersehen würden, nun aber allzudeutlich sehen. So wird der denkende und verständige Leser im Genuß beeinträchtigt, und wer nicht denkt und unverständig ist, wird den „König von Sion" nicht verstehen, auch wenn neben dem gesperrten Druck auch noch zwei- oder fünferlei Typen zu Hilfe genommen würden.

— Der Verfasser des Buches, dessen wir hier gedenken wollen, um es zunächst den Heimatgenossen des Autors, aber auch darüber hinaus Allen, welche derber, jedoch gesunder Kost Geschmack abgewinnen können, kräftig zu empfehlen, ist lange gestorben und verdorben und er ist kein Dichter zu nennen, selbst wenn man dem Begriffe die Grenzen noch so weit steckt. Aber ein Schilderer des Volkslebens ist er, wie wir ihrer nicht viele haben, und seine Kulturbilder, wie man seine Volksschriften heute mit einem modernen Worte charakterisieren würde, sind nicht bloß treu und lebensvoll, sondern auch durch eine so markige Charakteristik der Gestalten, einen so kräftigen Humor, einen so sichern Stil ausgezeichnet, daß ihre Lektüre dem Kundigen einen Genuß gewährt, der jenem künstlerischer Leistungen gleichkommt. Ein „schwäbischer Fritz Reuter" ist Johannes Nefflen, — dies der Name unseres Autors, — freilich nicht, und daß ihn der Herausgeber der uns nun vorliegenden Auswahl seiner Schriften, — „J. Nefflens Werke" Stuttgart, Lutz 1888 — nicht bloß so tauft, sondern auch sonst alles erdenkliche überschwengliche Lob auf ihn häuft, kann den Leser leicht ungeduldig machen, da er dann in dem Buche nach dem bedeutenden Dichter, der ihm angekündigt worden, vergeblich Umschau hält. Aber welche Schilderungen er findet, ist bereits gesagt, und es ist wohl der beste Beweis für die Fülle von Leben, von Humor und gesundem Menschenverstand, welcher darin steckt, daß das Buch auch noch heute zu fesseln vermag, obwohl die Verhältnisse, welche Nefflen im Auge hatte, sich gänzlich geändert haben und die Vorbedingung entfallen ist, auf welcher sich seine Welt aufbaut: der patriarchialische Staat des Vormärz, so daß auch die polemischen Spitzen verrostet, ja kaum erkennbar sind. Nefflen, 1789 geboren, Dorf-Schultheiß und Landwirt, war von 1831 ab einer der Wortführer der liberalen Opposition in der württembergischen Kammer, mußte deshalb 1837 sein Amt niederlegen und wurde nun Gastwirt und Volksschriftsteller. Die Verfolgungssucht eines reaktionären Ministeriums machte den ursprünglich gemäßigten Mann zum politischen Märtyrer und extremen Demokraten. Nachdem er eine mehrjährige Haft auf dem Hohenasperg ausgestanden und während derselben all sein Hab und Gut eingebüßt, half er, endlich in Freiheit gesetzt, die Bewegung von 1848 herbeiführen, mußte dann zunächst nach Straßburg, hierauf nach Amerika flüchten und ist dort 1858 im Exil gestorben. Seine Schriften, so weit sie uns nun neu gedruckt vorliegen, stammen sämtlich noch aus seiner gemäßigten Zeit, sie zeigen einen wackern, aber besonnenen Kämpfer gegen jegliches Vorurteil. Er selbst hat sein Hauptwerk „Der Vetter aus Schwaben" mit Recht einen „Spiegel" für seine Landsleute genannt: „In dem Spiegel siehst du, wie du leibst und lebst, wie du allein oder bei Weib und Kindern, zu Haus, bei einer Taufe, Hochzeit, Metzel-Suppe oder sonst bei einer Feierlichkeit, auch wie du bist auswärts — auf dem Markt, auf dem Rathaus oder in der Amtsstube, kurz wie du denkst und sprichst." Manche der Stücke hätten durch eine Kürzung gewonnen, so namentlich die „Frauenvisite", einzelne kürzere Stücke, so „Der Bauer im König von England" und „Bare Zahlung" könnten dreist einen Platz in Hebels Schatzkästlein beanspruchen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

VI. Band. 7. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Juli 1889.



Verlag von L. Ehlermann in Dresden.



Im Frühlingswald.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

ie Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hatte Berlin und Hamburg gleichsam zu Nachbarstädten gemacht, statt der früheren Woche bedurfte es für einen Hin- und Hertausch zwischen ihnen kaum mehr als eines Tages, und schon am zweitnächsten Morgen brachte der Postbote Zumsteg eine Beantwortung seines Briefes. Der Empfänger nahm dieselbe und las:

„Lieber Herr Doctor!

Zwar bin ich heut' eigentlich am Schreiben verhindert, aber ich will mich trotzdem nicht abhalten lassen, Ihnen sogleich für Ihre freundliche Erfüllung meines Wunsches den besten Dank zu sagen. Ich finde es auch eigentümlich, daß unser Ohr schon oft von uns vernommen, dennoch aber unsere Stimme nicht kennt und daß wir in Wirklichkeit zum erstenmal durch die Feder miteinander sprechen. Es war liebenswürdig von Ihnen, meine Anfrage nicht durch meinen Bruder beantworten zu lassen, und noch dankenswerter, daß Sie sich in Ihrer Erwiderung nicht auf eine trockene Auskunftserteilung beschränkt haben. Vielleicht wird es Ihnen nicht ganz verständlich klingen, doch Ihr Brief hat mir nicht nur bewahrheitet, was Gustav mir öfter von Ihnen erzählt, sondern — ich suche nach einem Gleichnis und komme nicht auf das richtige — ja, das ist das zutreffende — mir ist, als wären wir uns wohl einmal begegnet und hätten uns angesehen, doch ohne zu wissen, wer wir seien, und nun rufen Ihre Worte mir die flüchtig gewahrten Gesichtszüge zurück, geben ihnen lebendige Farbe und Ausdruck. Der Vergleich hinkt natürlich wie alle, denn ich kann mir ja trotzdem von Ihrer äußerlichen Erscheinung keine Vorstellung machen, aber die wenigen Briefseiten gestalten ein so deutliches geistiges Bild von Ihnen, daß es mir nicht Zweifel läßt, ich würde auch Ihr körperliches damit zusammenstimmend finden. Freilich mußte ich ja längst schon von Ihrem Werte überzeugt sein, da Sie in dem Freundeskreise Gustavs die erste Stelle einnehmen, und wenn er in seiner sanguinischen Natur auch manchmal komische Ideen hat, so kann ich mich doch sicher darauf verlassen, daß seine Zuneigung eine Bürgschaft für edle und höhere Sinnesart eines Menschen bildet. Man schließt ja immer im letzten Grunde doch nach sich selbst, und ich weiß, daß sonst keine wahrhafte Freundschaft entsteht.

Verzeihen Sie, wenn ich nichtsdestoweniger an Ihrem Briefe eine kleine Ausstellung zu machen habe, für die ich noch um eine kurze Verbesserung bitte. Sie betrifft einen praktischen Punkt, der einen nur zu vorübergehendem Aufenthalt in einem Gasthof einkehrenden Herrn wenig berührt, für uns Frauen aber bei länger andauernder Einquartierung von Gewichtigkeit ist. Wir brauchen notwendig drei Zimmer, und ein viertes, wenn auch kleines, wäre sehr erwünscht, um uns wechselseitig vollständige Freiheit zu ermöglichen. Falls Sie glauben, daß wir uns darauf Rechnung machen dürfen, werde ich an den Wirt schreiben, da nach Ihrer Darstellung der Ort selbst ja auf's Vollkommenste allen Erfordernissen entspricht. Es ist allerdings etwas unbescheiden, Ihnen nochmals eine Bemühung zuzumuten, aber ich hoffe, oder vielmehr, ich habe erfahren, Sie übertragen einen kleinen Teil Ihrer Freundschaft für Gustav — die ja nach ihrer Natur opferwillig ist — auch auf seine dankbar grüßende Schwester

Magdalene Ronwald."

Richard Zumsteg ließ den Blick noch einmal über die erste Seite des Briefes hingleiten und äußerte halblaut: „Eine Handschrift von Eigenart; für Solche, die daraus Wesen und Charakter des Schreibers herauslesen zu können glauben, jedenfalls von vornherein günstig einnehmend.“ In der That war die Schrift in ihrer Deutlichkeit sehr ansprechend, ohne dabei an eine kalligraphische Musterleistung zu erinnern; Natürliches, Ungezwungenes, Freies sah aus ihr auf. Sie besaß nicht das Dünne und Charakterlose der meisten von weiblicher Hand herstammenden Buchstaben, sondern sichere Ausprägung mit einer Zierlichkeit verbunden, welche sie doch auf den ersten Blick keinem Manne zuschreiben ließ. Die Bemessung der Eigenschaften eines Menschen nach seiner Handschrift bildete einen Unsinn oder eine schwindelhafte Spekulation auf Eitelkeit und Neugier, aber ein gewisses Allgemeines konnte man doch wohl, besonders aus derartigen klaren und individuellen Schriftzügen entnehmen.

Auch der Inhalt und der Stil gefielen dem nochmals Lesenden. Es stellte eine ungekünstelteinfache, freundliche Erwiderung auf seinen Brief dar; ein junges Mädchen, das die Schwester seines nächsten Freundes war, antwortete darin und vermochte es nicht angemessener zu thun. So wenig Raum die Entgegnung einnahm, gaben sich unzweifelhaft Bildung und feiner Sinn darin kund. Ja, mehr als das, ein aus sich selbst herausschöpfendes poetisches Empfinden; das von ihr angewandte Gleichnis war recht bezeichnend gewählt. Es kam so im Leben vor; man hatte ein Gesicht gesehen, doch zu flüchtig, vielleicht in zu mangelhafter Beleuchtung, und es zerging mit ungewissen Umrissen bei dem Versuch, es sich zur Vorstellung zu bringen. Doch durch eine Gedächtnisregung konnte das Unsichere plötzlich feste Gestaltung, das Schattenhafte volles, wirkliches Leben gewinnen. Irgend etwas, vielleicht unbedeutend nebensächlicher Art, das aber in einem Zusammenhange mit der betreffenden Persönlichkeit gewesen, war im stande, solche „Auslösung im Gehirn“, wie die Physiologen es nannten, zu bewerkstelligen, so daß sich das verblaßt aus der Erinnerung beinahe Weggeschwundene greifbar vor den Augen verlebendigte. Ein Geräusch, eine Lichtwirkung, ein Windhauch, ein besonderer Geruch, ein völlig Unbewußtes konnte dies veranlassen, und dann ließ das Aufgeweckte sich nicht mehr abweisen, war aus seiner Verdämmerung hervorgetreten und bethätigte gewissermaßen eine erlangte Willenskraft, sich überall, auch ins hellste Sonnenlicht einzudrängen, mit redenden Zügen und anblickenden Augen dazustehen. So freilich verhielt es sich mit dem von Madlene Romwald gebrauchten Gleichnis ja nicht, da kein wirkliches Wahrnehmen mit dem Gesicht vorher je stattgefunden hatte; Zumsteg besann sich, es war nur ein Weiterspinnen des von ihr angeregten Gedankens, ein Belegen desselben durch eine ähnliche Erfahrung gewesen. Er fuhr in dem nochmaligen Lesen ihres Briefes fort. Sie verlangte für ihren Aufenthalt in dem Schwarzwaldgasthof drei Zimmer, wünschte indes womöglich vier. Selbstverständlich konnte sie sich nicht allein dorthin begeben, doch natürlich auch wollte sie mit ihrem Elefanten nicht nur ihr Schlafgemach, sondern ebenso ihre Wohnstube nicht teilen, sich bis auf die gemeinsamen Mahlzeiten ganz von der alten Schachtel absondern können. Das war ein aus ihrer Natur hervorgehendes Bedürfnis, ließ sich von vornherein bei ihr voraussetzen.

Aber eine Stelle des Briefes besaß Merkwürdiges: „Und wenn er in seiner sanguinischen Natur auch manchmal komische Ideen hat —“

Das stand nicht absichtslos da, besagte offenbar, daß Madlene Romwald ebenfalls von den Wünschen und dem stillen Trachten ihres Bruders wußte. Sie wollte nicht unangedeutet lassen, ihr Denken befinde sich in keinerlei Zusammenhange damit, und sprach deshalb leicht vorübergehend von zeitweiligen „komischen Ideen“ Gustav's. In diesem Unbestimmten und doch Verständlichem lag zugleich weibliche Zartheit und Klugheit.

Oder verfolgten die kurzen Worte einen tiefergreifenden Zweck, beabsichtigten etwa, eine mögliche Annahme, sie könne überhaupt je eine Neigung für die Pläne ihres Bruders gewinnen a limine abzuweisen, und drückten aus, ein solcher Gedanke übe auf sie eine „nur komische“ Wirkung? Eigentümlich folgte jedenfalls der Satz über „wahrhafte Freundschaft“ gleich hinterdrein.

Nun, ein junges Mädchen war gewiß dazu berechtigt, sich gegen eine Verfügung über ihren Willen und Vergebung ihrer Hand an einen ihr völlig Unbekannten zu verwahren; auch das erweckte im Grunde Sympathie für sie. Doch so schroff hätte sie es ja nicht gerade abzulehnen gebraucht; dem Lesenden gestaltete sich immer deutlicher, daß diese Absicht darin lag. Sie mußte also annehmen — wahrscheinlich durch seinen

vierseitigen Brief bestärkt — bei ihm könne die „komische Idee“ Eingang gefunden haben, und erteilte ihm eine Zurechtweisung, sich nicht von Eitelkeit verleiten zu lassen, als sei etwa seine Bereitwilligkeit, sie zur Frau zu nehmen, Ausschlag gebend.

So konnte die weibliche Klugheit doch sehr auf Irrwege geraten und durch Betonung von etwas durchaus Überflüssigem eigentlich das Zartgefühl verletzen. Das verdiente eine kleine verständliche Rückäußerung; der Brief erheischte durch seine letzte praktische Anfrage eine Antwort, und Zumsteg setzte sich sofort zur Erteilung derselben nieder. Einen Augenblick besann er sich über die passendste Anrede, dann schrieb er:

„Liebe Freundin.

So darf ich Sie wohl nach Ihrer Zuschrift an mich in Verbindung mit dem zwischen Gustav und mir bestehenden Verhältnis benennen. Es ist ja danach selbstverständlich, daß ich die Anteilnahme einer auch von Ihnen erwähnten aufrichtigen Freundschaft für Sie und den Wunsch hege, zu einer Förderung Ihrer Gesundheit, was in meinen schwachen Kräften steht, beizutragen. Das veranlaßte mich zu meinem direkten Brief an Sie, in welchem ich etwas überflüssig viel von nicht zur Sache gehörigen Dingen, vielleicht auch von mir selbst gesprochen haben mag, und um Ihnen keinen schlechten Begriff von meinen geschäftlichen Fähigkeiten beizubringen, will ich mich heute knapp auf die betreffende „praktische“ Angelegenheit beschränken. Nach meinem Dafürhalten werden Sie sich um die gegenwärtige Jahreszeit als einzige Gäste in dem Gasthof befinden und völlig frei über die Zimmer verfügen können, die er in der von Ihnen erwünschten Anzahl besitzt. Ungestörter Ruhe können Sie sich nirgendwo besser versichert halten. Falls nicht Ihr Bruder sich doch noch entschließen sollte, seiner von mir nicht geteilten Liebhaberei für Anemonen und Himmelsschlüssel durch eine kurze Unterbrechung seiner Geschäfte Genüge zu thun, so werden Sie unbedingt durch keinen lästigen Besuch in Ihrer Schwarzwaldstille beinträchtigt werden.

Erlauben Sie mir noch beizufügen, liebe Freundin, daß ich Ihnen sehr dankbar für die günstige Beurteilung bin, die Sie mir nach meinem neulichen Geschreibsel zu teil werden lassen. Daß es nicht in meiner Absicht lag, eine solche von Ihnen herauszufordern, bedarf hoffentlich nicht der Erwähnung; Sie werden den Freund Ihres Bruders nicht im Verdacht solcher Eitelkeit halten. Im Gegenteil bitte ich Sie, Ihre etwas schnell gefaßte gute Meinung von mir nicht zu stark zu befestigen und als überall zutreffend zu betrachten. Ich verdiene dieselbe in mancher Richtung keineswegs — Offenheit ist ja unter Freunden geboten — und ich könnte Ihnen dies Selbstbekenntnis durch einen Beleg bewahrheiten, der grade vor dem Richtspruch einer jungen Dame erheblich zu einer Umänderung Ihres Urteils über mich beitragen würde.“

Der Schreiber hielt inne und murmelte: „Das, denke ich, reicht hin, ihr auch meine Auffassung der ‚komischen Idee‘ klarzumachen.“

Der letzte Satz war ihm etwas rasch und unvorbedacht aus der Feder geflossen, hatte allerdings seinem Zweck gedient, aber stand ein wenig wunderlich da. Seinem Urheber tauchte die Vorstellung auf, Madlene Romwald könne einmal durch irgend einen Zufall doch persönlich mit ihm zusammentreffen und nach der Bedeutung jener unverständlichen Selbstbeschuldigung fragen. Dieser Gedanke ließ ihm unwillkürlich eine leichte Röte in die Schläfe heraufsteigen; er konnte den Satz doch nicht so unvermittelt als Abschluß des Briefes stehen lassen, nahm rasch die Feder wieder und fügte nach:

„Allerdings betrifft der hierin gegen mich erhobene Vorwurf eine Handlung aus schon weit abgelegener Zeit, d. h. aus noch sehr jugendlicher Periode meines Lebens und einem Augenblick des durch besondere Umstände wider eine Erlahmung der eignen ehrlichen Willenskraft von einer Übermacht Fortgerissenseins. Ich hätte diese Verschuldung, das Geschehene später zu sühnen gesucht, würde noch heut' ebenso danach trachten, wenn es mir möglich gefallen wäre. Aber alle meine Bemühungen, die Persönlichkeit, der ich das Unrecht zugefügt, wieder ausfindig zu machen, waren vergeblich; nur die Stelle, wo ich es begangen, fand ich wieder auf, und jedenfalls hätte keine Sühne so schwer ausfallen können, als die Reue, welche mich über meine That bis zum heutigen Tag — nicht abnehmend, ich möchte fast sagen, sich von Jahr zu Jahr steigernd — verfolgt.“

Zumsteg machte abermals eine Pause und überflog das zuletzt Angefügte. Eine so ausführliche Mitteilung, Rechtfertigung oder wie man es nennen wollte, war allerdings abermals etwas überflüssig gewesen und hatte wiederum ein

wenig Absonderliches. Aber es stand einmal hingeschrieben, widerlegte den Verdacht, den er durch das Voraufgegangene bei der Schwester seines Freundes hätte erwecken müssen, daß er sich als einen ganz nichtsnutzigen Menschen bezeichne, und es blieb ja gleichgiltig, was für Vermutungen und Gedanken sie sich über das undeutlich Angedeutete gestalten mochte; wahrscheinlich dachte sie überhaupt garnicht darüber nach. Außerdem diente ihm das Ganze zu eigner Befriedigung, da es genau der Wahrheit entsprach. Etwas Beschwichtigendes kam daraus, daß er es sich selbst einmal klar ausgesprochen, nicht scheu von seinem daran Gedenken abgewiesen, sondern sich unverhohlen bekräftigt hatte. Eine Schuld ward dadurch freilich nicht gebüßt, doch ihr offenes Selbstbekenntnis trug wenigstens etwas zu einer Erleichterung von ihrem Gewissensdruck bei. Zumal da es auch voll auf Thatsächlichkeit beruhte, daß er nicht im stande gewesen war, die Verirrung einer unglücklichen, oder das bot nicht das richtige Wort, einer ihn anklagenden beherrschungslosen Stunde wieder gut zu machen. Er dachte nach; Alles was er zu solchem Zweck, nachdem er zur klaren Erkenntnis seines Unrechts gekommen, aufzubieten Macht besessen, hatte er nicht einmal, sondern wiederholt angewandt. Aber er hätte zuletzt fast auf den Gedanken geraten können, von seiner Verschuldung nur einbildnerisch geträumt zu haben, wenn er nicht genau Ort und Stelle ihres ehmaligen Geschehens wieder erkannt. Die schwiegen jedoch, wie Alles umher, auf seine Frage; er konnte ihnen keine Antwort abzwingen, wessen Verzeihung zu erbitten, oder wem einen Schädigungsersatz darzubieten die innere Stimme ihn reumütig antreibe. Auch ‚reumütig' war nicht das treffende Wort; Reue entsprang dem Gewissen, und an seinem Suchen und Trachten war — wenn er es sich auch lange nicht eingestehen gewollt — heimlich noch etwas Anderes mitbeteiligt. Und er fühlte manchmal, das eigentlich sei's, was ihm der Wegwart in deutschen Landen unleidlich machte, ihn zum Loswerden der nutzlos quälenden Erinnerung in die Fremde, unter die Umgebung anderer Natur und anderer Menschensprache davon treibe.

Ja so, er mußte seiner Erwiderung ja noch den Schluß anfügen, und tauchte die Feder neu ein. Doch wie er sie ansetzte, berührte ihn ein eigentümlicher Geruch, dessen Herstammung er sich nicht erklären konnte. Es war, als ob ein Anhauch ihm einen leisen Veilchenduft übergetragen. Das fiel nicht möglich, denn seine Fenster standen festgeschlossen und außerdem wuchsen auf der Großstadtstraße draußen sicherlich keine Frühlingsblumen. Aber vorhanden war der Duft, kam wieder aus der nämlichen Richtung her, und zwar von dem Briefe Madlene Romwald's herauf. Mechanisch nahm er das Blatt auf; da blieb kein Zweifel, daß der feine Geruch von diesem herrühre. Zumsteg war gegen ihn außerordentlich empfindlich; ein Veilchenstrauß mußte auf dem Briefbogen gelegen haben oder irgendwie mit ihm zusammen gekommen sein und hauchte die Erinnerung daran hier noch von dem Papier aus.

„Haben Sie schon Treibhausveilchen in Hamburg?"

Er glaubte, diese Frage nur gedacht oder halb vor sich hingesprochen zu haben, allein statt dessen stand sie, unwillkürlich auch von seiner Hand niedergeschrieben, vor ihm auf dem Blatt. Allerdings recht kurios unvermittelt gleich hinter seiner verwunderlichen Selbstbeschuldigung und Rechtfertigung; gänzlich bedachtlos. Der Brief ließ sich so gar nicht abschicken; er machte eine Bewegung, denselben zu zerreißen. Aber dann mußte er einen neuen schreiben, wozu es ihm durchaus an Lust gebrach. Jedenfalls bedurfte die zusammenhangslos angefügte Veilchenfrage einer Erklärung; ärgerlich stand er auf und ging im Zimmer hin und wieder. Ans Fenster tretend, blickte er hinaus; draußen rollte blitzschnell eine vornehme Equipage vorüber, unter den Hufeisen der beiden schwarzen Pferde stoben rote Funken aus den Pflastersteinen. Sich an den Schreibtisch zurückbegebend, nahm er mechanisch den Brief Madlene Romwald's und roch nochmals daran. Unverkennbar, es war Veilchenduft.

Er hatte von früher Jugend auf manchmal den Antrieb in sich gefühlt, ihm kommende Gedanken oder Empfindungen in Verse zu kleiden und festzuhalten; seine Schublade enthielt eine beträchtliche Anzahl solcher Gedächtnisblätter. Ohne daß er recht wußte, warum, war die Stimmung dazu augenblicklich über ihn geraten; er beharrte noch eine Weile bei seinem Auf- und Abwandern, dann setzte er sich wieder an den Tisch und schrieb unter den letzten Satz seines Briefes:

„Wie sich aus nächtiger Wolkenstufe
Zuweilen löst ein jäher Schein,
Wie unter eines Rappen Hufe
Die Funken sprühen aus dem Stein,

So plötzlich aus dem tiefen Dunkel,
Das über die Erinn'rung fiel,
Zuckt auf ein leuchtendes Gefunkel
Mit fernem Zauberflammenspiel.

Ein Rauschen war's im Laub des Baumes,
Das Flimmern eines Sonnenlicht's,
Ein Blütenduft des Gartensaumes,
Ein Schattenwurf, ein Hauch, ein Nichts —
Und dennoch Alles läßt's vergehen,
Was um dich ist, mit jähem Schlag,
Und eine Welt dir auferstehen,
Die still in dir begraben lag —

Das mag Ihnen, liebes Fräulein Madlene, zu einer Erläuterung dienen, wie die plötzliche Frage nach Ihren Hamburger Treibhäusern auf dies Blatt gekommen ist. Aus Ihrem Brief wehte mich auf einmal ein Veilchenduft an und vollbrachte bei mir die in den Reimzeilen ausgesprochene Wirkung. Ich will Sie jetzt nicht länger belästigen, sondern mit dem Wunsch schließen, daß der Ihnen von mir anempfohlene Schwarzwaldort Ihrer Erwartung völlig Genüge leisten möge. Gustav würde mir jedenfalls seinen Gruß an Sie auftragen, doch er steckt in einer wichtigen Geschäftssache und ich habe ihn seit vorgestern nicht gesehen. So muß ich Sie bitten, statt des brüderlichen Grußes mit dem freundschaftlichen vorlieb zu nehmen.

Richard Zumsteg."

Der Schreiber schloß den Brief, versah ihn mit der Adresse und streckte die Hand nach demjenigen Madlene Romwald's, um ihn in sein Schubfach zu legen. Zuvor indes bewegte er ihn noch einmal gegen sein Gesicht. Er hatte sich doch getäuscht, der Veilchengeruch besaß im Grunde nichts Unangenehmes, oder es mußte mit seiner Sinnesempfänglichkeit dafür eine Veränderung vorgegangen sein. Der Duft versetzte ihn in die Natur hinaus, in Sonnenschein an stillen Waldrändern und Feldrainen. Die Schwester seines Freundes hatte wohl recht, daß es dort anmutender sei, als inmitten der Steingrube einer großen Stadt. Er trat nochmals ans Fenster; an dem Dach gegenüber begann wieder leise der in der Nacht auf's Neue gefrorene Schnee zu tauen und in einzelnen glänzenden Tropfen herunterzufallen. Eine Vorbotschaft war es, ein Gruß aus der Ferne; aber bis der Frühling vom Süden her wirklich nach Berlin heraufkommen werde, vergingen fraglos noch manche Wochen.

* * *

„Ein kurioser Mensch", sagte Fräulein Madlene Romwald in ihrem hübsch eingerichteten Wohnzimmer in Hamburg vor sich hin. Die Worte bezogen sich auf den Doctor Richard Zumsteg, dessen eben gelesenen zweiten Brief sie in der Hand hielt, in der linken, denn sie hatte sich durch eine Unvorsichtigkeit die rechte etwas verstaucht und mußte diese in einer Binde tragen. Unverkennbar war eine Ähnlichkeit mit ihrem Bruder bei ihr vorhanden; ein mit den Zügen des letzteren genauer Vertrauter mußte sie sogleich in den ihrigen wiederfinden und auf die Vermutung geraten, seine Schwester vor sich zu haben. Doch sie bildete eine weiblich verfeinerte Wiedergabe von ihm und besaß ohne Frage sehr Einnehmendes im Gesicht und Wesen; man sah ihrer noch etwas zarten Farbe an, daß nicht ohne Grund Besorgnis für ihre Gesundheit gehegt worden sein mochte, aber zugleich flößte ihr Anblick doch auch ein beruhigendes Gefühl fortschreitender Kräftigung ein, ließ eine Gefahr, wenn solche längere Zeit bestanden, jetzt als glücklich überwunden erkennen.

Sie hatte den ersten Eindruck, den der Brief ihr verursacht, in ein paar lautgesprochene Worte gefaßt; die Vorstellungen, welche er ihr weiter erregte, fügte sie nur in Gedanken daran:

Wirklich ein merkwürdig konfuses Schriftstück, halb wie bei wachem Denken und halb wie im Traum geschrieben. Was soll es denn eigentlich bedeuten und was will es? Ich glaube, er meint, ich sei mit dem Wunsch meines Bruders im Einverständnis, meine Anfrage wegen des Schwarzwaldaufenthalts und meine Erwiderung auf seinen Brief hätten den Zweck gehabt, eine persönliche Anknüpfung mit ihm herzustellen. Du lieber Himmel, es geht doch wenig über männliche Eitelkeit! Dagegen sind wir Frauen wahrhaftig armselige Stümperinnen. Aber offenbar hält der Herr Doctor für angemessen, mir zu verstehen zu geben, daß ich mir keine Hoffnung machen solle. Das heißt, im Anfang des Briefes; die andere Hälfte begreife, wer mag und kann, denn mir scheint, daß sie hinterdrein grad' das Gegenteil thut und sagt, als hätte meine Wenigkeit absichtslos brieflich dennoch einen Eindruck geübt, auf den ich eigentlich stolz sein müßte. Undankbarer Weise leider bin ich's nicht, sondern lache darüber. Ein drolliges Verfahren, erst sich selbst schlecht zu machen und dann eine Begründung nachzuschicken, weshalb er doch nicht so übel sei. Ob er sich einmal an einem silbernen Löffel vergriffen haben mag, auf den ein Anderer mehr Eigentumsrecht besaß? Der ko-

mische Brief bringt wirklich auf solche Einfälle, und wenn er nicht Gustav's bester Freund wäre, könnte man Gott weiß was glauben, wofür er von Rechtswegen ins Zuchthaus gehörte. Und dann auf einmal die Verse, die mich übrigens sonst nicht überraschen, denn ich weiß ja von Gustav, daß ein Stückchen von einem Poeten in ihm steckt. Aber sie gemahnen wieder ganz an den Schreiber des ersten Briefes und sprechen etwas aus, das ich auch kenne und schon manchmal empfunden habe. Danach würde Richard Zumsteg mir unbekannter Weise schon gefallen — wenn derartiges bei mir noch Platz finden könnte. Nur welche Schrulle ist das wieder, „daß er die Liebhaberei meines Bruders für Anemonen und Himmelsschlüssel nicht teilt?" Man sollte denken, daß sei mit einem poetischen Empfinden ganz unvereinbar; mir knüpft sich an nichts in der Welt lieblichere Erinnerung, als an den dämmernden, goldig und weiß durchstickten Frühlingswald —

Madlene Romwald legte kurz die Hand über die Augen, als suche sie sich etwas recht lebendig ins Gedächtnis und in die Vorstellung zu rufen; dann sah sie freudig auf, ließ danach den Blick nochmals über die Verse des Blattes niedergleiten und fragte kopfschüttelnd vor sich hin: „Doch was für eine Dichter- oder Nasenphantasie hat ihm den Duft vorgegaukelt? Wie sollten denn Veilchen zu meinem Brief gekommen sein? Ich habe in diesem Jahr noch kein einziges gesehen."

Sollte sie auf diese Rückantwort noch einmal wieder entgegnen? Eigentlich war das überflüssig und konnte vielleicht eine irrige Meinung bei dem Empfänger noch mehr bestärken. Doch ließ sich dies durch lakonische Kürze der Erwiderung vermeiden, die sich auf den doch immerhin gebührenden Dank und die Beifügung beschränkte, daß sie auf die letzte freundliche Auskunftserteilung hin die Zimmer bei dem Gasthofswirt mieten werde. Madlene drehte den Kopf und rief laut gegen die Thür eines anstoßenden Gemaches hinüber: „Hada!" Da keine Antwort erfolgte, stand sie auf und zog an der Glockenschnur. Nun trat ein sehr niedliches und sauber gekleidetes Dienstmädchen herein, und ihre junge Herrin frug: „Ist Fräulein Hedwig nicht zu Hause?" — „Nein, Fräulein Hedwig ist vor einer halben Stunde ausgegangen", versetzte die Befragte. Madlene nickte: „So sagen Sie mir, wenn sie zurückkommt." Ihre Augen hafteten gedankenlos auf der vor ihr Stehenden und sie setzte überrascht hinzu: „Haben Sie da schon Veilchen, Lene?" Die Genannte trug ein kleines, halbwelkes blaues Sträußchen an dem Rand ihrer weißen, bis über die Brustmitte herauf gefältelten Schürze gesteckt und erwiderte: „Ja, ich sah's vorhin am Boden vor der Hausthür liegen und fand Schade, daß es umkommen sollte." Sie ging; Madlene Romwald trat ans Fenster und sagte, in die Sonne draußen hinausblickend: „Veilchen — wie lange wird es hier noch dauern, bis man sie im Freien suchen kann, und im Schwarzwald fangen sie gewiß schon an, zu blühen. Wir wollen wirklich noch heut' an den Wirt schreiben. Ja, welche Erinnerungen solche kleine Blüten aufwecken können und ein großes Menschenkind übermächtig hinausdrängen, sie wieder in einsamer Waldstille zu durchleben. Wie sagt der kuriose Herr Poet? ‚Ein leuchtendes Gefunkel mit fernem Zauberflammenspiel — und eine Welt dir auferstehen, die still in dir begraben lag!' Das ist eigentlich mir aus dem Herzen herausgesprochen; ich möcht' ihn doch einmal sehen. Wie schön und glücklich ist's, sich gesund zu fühlen und in den Frühling zu gehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche

von Ludwig Fulda.

„Sei ganz du selbst." Wer also spricht
Zu mäßigen Talenten,
Der sagt zum Bettler: Borge nicht
Und leb' von deinen Renten.

*

Die Menschen von echtem Adel
Behalten im buntesten Spiel
Die inn're magnetische Nadel:
Die deutet immer aufs Ziel.

Die Großen gehn zum Ziel auf graden Gleisen,
Die Größten kommen ihm durch Irrtum nah:
Die wollen ganz verkehrt nach Indien reisen
Und finden unterwegs Amerika.

*

Verbrauchten Stoffen entfliehst du scheu,
Willst neu das alte Leben fassen;
Doch ist's im Leben nicht ewig neu,
Daß Zwei sich lieben, daß Zwei sich hassen?

Lanzelot.

Schauspiel in fünf Akten von **Otto Roquette.**

Personen:

Manfrin, Admiral der Republik Venedig.
Tiepolo, Mitglied des Rats der Zehn.
Giralda, seine Tochter.
Marietta, deren Dienerin.
Nicolo, Tiepolo's Vetter.
Veit Imhof, Kaufmann aus Nürnberg.
Lanzelot, sein Bruder.
Isaschar, ein Jude aus Frankfurt.
Zaccaria, Goldschmied.
Pippo, Barkenführer.
Cecca, Blumenmädchen.
Simone, ein alter Gondelier.
Piero, **Sisto**, } junge Gondeliere.
Marullo, Bettler.
Deutsche Kaufleute. Seesoldaten. Venetianisches Volk.

Der Schauplatz ist in Venedig. Der dritte Akt auf der Insel Murano.

Zeit: Anfang des 16. Jahrhundert.

Erster Akt.

(Vorhalle im Palast Tiepolo. Pfeilerstellung, dahinter der große Kanal. Drüber hinaus Gebäude. Links ein Portal, als Ausgang zur Straße zu denken, rechts ein anderes zum Innern des Hauses führend. Vorn rechts ein Stückchen von einer Terrasse mit heraus ragenden Baumzweigen. Darunter (auf der Bühne) eine Bank. Aus der Entfernung näher kommend, wird **Pippo**'s Gesang vernehmlich:

Abends wenn aus der Ferne
Glockengeläute klingt,
Droben schimmernde Sterne
Lieblich die Stunde bringt:
Mit San Marco's Segen,
O, wie rudert's sich gut
Auf der ruhenden Flut!

Von der Barke getragen,
Durch die Lagune geht
Heimlich Flüstern und Sagen,
Was sich so gern versteht.
Mit San Marco's Segen
Herz an Herzen wacht
In der Sternennacht.

(Während der zweiten Strophe tritt **Marietta** von rechts auf und lauscht hinaus.)

Marietta. Das Zeichen ist's! Was will er wieder? Täglich
Giebt's neue Heimlichkeit und Botschaft. Wenn
Giralda merkt, daß ich —

(**Pippo** rudert draußen in der Barke heran.)

Pippo. Pst! Pst! Marietta!
Bist Du allein?

Marietta. So lang' es dauert — ja!
Doch jeden Augenblick kann Jemand kommen.
Was giebt's?

Pippo (ist ausgestiegen und tritt näher).
Wo ist Giralda heut? Vergeblich
Ward sie gesucht den ganzen Tag. Vor Sehnsucht
Vergeht Herr Lanzelot. In allen Kirchen
Sah er sich um —

Marietta. Nur in der einen nicht,
Dahin zu dieser Stunde sie gegangen!

Pippo. Zu welcher?

Marietta. Mag Herr Lanzelot in Sehnsucht
Nur schmachten! Morgen gehn wir nach Murano.

Pippo. So? Nach Murano? Und auf lange Zeit?

Marietta. Weiß nicht.

Pippo. So müßt' es heut noch sein. Und wäre
Giralda wohl einmal allein zu sprechen?

Marietta. Für wen? Du bist nicht klug!

Pippo. Hör' an, Marietta!
Herr Lanzelot hat eine milde Hand
Und weiß zu lohnen, wo er Dienst begehrt.
Sei klug, und — sei auch gut!

Marietta. Er will doch nicht
Hinein sich wagen — heimlich?

Pippo. Kann schon sein!
Sag' nur, geht Signor Tiepolo noch aus
Vor Abend?

Marietta. Heute noch? Um diese Zeit
Pflegt zum Palast des Dogen er zu geh'n.

Pippo. Und bleibt — wie lange?

Marietta. Eine Stunde wohl
Doch, daß es Euch nicht einfällt — !

Pippo. Dieses Band,
Da draußen knüpf' es an den Pfeilerring,
Sobald er fort ist, daß im Windeszug
Es lustig flattre!

Marietta. Wenn Giralda's Zorn
Mich trifft —

Pippo. Sie braucht von diesem Zeichen nichts
Zu wissen. Mein Herr Lanzelot wird selbst
Sich schon verteidigen.

Marietta. Nun denn! Doch fort!
Seid auf der Hut! Ich will schon wachsam sein.

Pippo. Marietta, dafür bin ich Dir so gut,
Daß ich auf Deine Lippen — (Er will sie umschlingen.)

Marietta (abwehrend). Seh' mir Einer
Den Pippo! Geh, und laß Dir einen Schnurrbart
Erst wachsen! Bis dahin kann ich den Kuß
Entbehren! (In das Haus rechts ab.)

Pippo. Und ich krieg' ihn vorher doch noch!
(Eilt in die Barke und rudert nach rechts ab.)

(**Tiepolo** und **Veit Imhof** treten auf, aus dem Portal rechts.)

Tiepolo. Ihr dürft mir ganz vertraun! Sobald das Schiff
Von der Levante kommt, geb' ich Euch Nachricht,
Und bringt es Ladung, wie Ihr sie begehrt,
Wird Euch der erste Anteil. Ich versprech' es.

Veit. Ich dank' Euch, Signor Tiepolo! Ihr nehmt
Nicht übel, daß ich mich Euch vorgestellt?
Die Angelegenheit des deutschen Handels
Ist von der Republik Euch anvertraut,
Und weil so viel' der deutschen Handelsherrn
Von Nürnberg, Augsburg, Ulm und Regensburg
Sich Eurer Gunst und Sorg' erfreuen, so faßt' ich
Die Kühnheit —

Tiepolo. Sehr erfreut! Ganz recht! Doch sagt,
Herr Imhof — Euer Vater, der in Nürnberg
Ein großes Haus vertreten, war er selbst
Denn niemals in Venedig? Viel der Herrn
Aus Eurer Stadt doch sah ich sonst bei mir,
Des Namens Imhof keinen.

Veit. In der Jugend,
Vor zwanzig Jahren, war mein Vater mehrmals
Dahier, und wußte viel auch zu erzählen.
Dann traf ein Leiden ihn, das vom Geschäft
Ihn zwar nicht abhielt, doch die weite Reise
Nicht mehr ihm ratsam machte. Nur bis Frankfurt
Ging häufig noch sein Weg. Doch schien er rüstig,
Und Niemand dachte, daß sein Lebensziel
Ihm schon gesteckt. Er starb vor einem Jahr.
Ich habe das Geschäft nun übernommen,
Als einz'ger Sohn. Vier Schwestern hab' ich noch.
Zwei sind an Jahren mir voraus, und zwei
Sind jünger. Doch schon alle vier recht gut
Verehlicht.

Tiepolo. Und Ihr selbst, doch auch schon Gatte?

Veit. Ach nein! Zwar bin ich fünfunddreißig schon,
Doch hatt' ich keine Zeit noch, um an Heirat
Zu denken. Das Geschäft ist gar zu groß!
Und jetzt, da Alles nur auf mir beruht —
Da fällt mir ein — erlaubt noch! Wenn die Ladung
Des Schiffs aus der Levante Pfeffer wäre,
So legt' ich auf die ganze Ladung gern
Beschlag! Der Pfeffer ist so aufgeschlagen!
An Ingwer, Nelken, Indigo, Salpeter
Ist gar kein Mangel; auch nicht an den Früchten,
Die Welschland bringt, als Mandeln, Feigen, Wein.
Allein der Pfeffer blieb uns gänzlich aus!
Ein Pfund bezahlt man wie sonst einen Zentner!
Ach Gott! Noch manches hat den Preis verändert.
Die Portugiesen senden ihre Schiffe
Nach Indien jetzt, und bringen gleiche Ware
Zu Markt. Bald giebt es darin Überfülle,
Bald Mangel, so wie jetzo mit dem Pfeffer.

Tiepolo. Gewiß, es war nicht günstig für Venedig,
Und manches Jahr empfanden wir den Mißstand.
Doch wußten wir uns auch zu helfen.

Veit. Freilich!
Und denkt kein Deutscher dran, nach Lissabon
Darum zu reisen. In Venedig bleibt
Der große Markt bestehn. Verzeiht, Signor,
Ich rede wohl zu viel, und will mich nun
Empfehlen.

Tiepolo. Bitte! Bitte!

Veit. Daß ich Eins nicht
Vergesse, nämlich — Safran! Der ist auch
So selten in Venedig dieses Jahr,
Daß man ihn billiger sich hole, wo
Er wächst, will sagen: in Neapel. Könnte
Die Republik Venedig mit Neapel
Sich nicht verständ'gen, daß der Safran künftig —

Tiepolo (lächelnd). Wir wollen's überlegen. Ihr betreibt,
Ich hör' es, das Geschäft im großen Stil!

Veit. Man sieht sich vor, in Anbetracht der Zeit,
Da Kriegeslärm von fern her wieder droht.
Und käm's auch nicht dazu, man wünscht den Vorrat
Für alle Fälle. Wär' man sonst nur immer
Schon über'n Berg — ich meine das Gebirg,
Das Deutschland von Italien trennt, mit Straßen,
Die himmelhoch sich winden! Seine fünfzig
Saumtier', und mehr, beladen auf und ab
Zu wissen — gar nicht sicher auch die Wege
Vor Hinterhalt und Raub — das giebt zu sorgen!
Und manches geht verloren. Zwar im Ganzen,
Wie seit Jahrhunderten der Weg gemacht wird,
Geht's doch vom Fleck. Und vor Verlust im Kleinen
Darf sich nicht fürchten, wer ins Große schafft.
Doch endlich, Signor Tiepolo, muß ich
Mich wohl empfehlen, da Besuch —

(Giralda und Nicolo treten von links auf, Marietta von rechts.)

Tiepolo. Es ist Giralda, meine Tochter, nebst
Dem Vetter Nicolo. (Vorstellend.) Ein Gast aus Nürnberg,
Herr Imhof.

Veit. Oh, ich schätze mir's zur Ehre,
Das gnäd'ge Fräulein auch zu sehn! Venedig
Hat so viel Frauenschönheit, und ich höre,
Der Meister Tizian weiß sie wohl zu treffen —
Ob's ihm gelänge der Signora Züge
Auch festzuhalten — scheint mir zweifelhaft.

Giralda (lachend). Ihr seid sehr artig!

Nicolo. Das — das — das — das Nürnberg
Ist wohl recht weit von hier?

Veit. Ich wünscht' es näher,
Und sprach so eben mit Herrn Tiepolo
Von diesem Umstand. Doch wenn man gestattet,
Nehm' ich ein andermal der Stunde wahr.
Heut ist's nun wohl die höchste Zeit zu geh'n,
Zumal mein Bruder Lanzelot mich schon
Im deutschen Hauf' erwartet.

Giralda (aufmerksam). Lanzelot —?

Veit. Ja so! Signor, ich muß es widerrufen,
Daß ich mich meines Vaters einz'gen Sohn
Genannt. Wir haben einen Jüngsten noch
Im Hause, Lanzelot genannt. Mein Vater
Nahm sich des fremden Knaben an, erzog ihn
Wie seinen eignen Sohn. Er erbt auch mit,
So wie die Schwestern. Der ist freilich anders
Als wir! Zum Kaufmann hat er kein Talent.
Studieren wollt' er — nun, er liebt die Waffen
Und heitres Leben! — ob die Wissenschaft
Ihm sehr gedeiht, ich weiß es nicht. Doch ist er
Mir sehr ans Herz gewachsen, will er gleich
Nichts hören vom Geschäft. Ein feiner Bursch'!
Wär unsres Hauses Personalbestand
Als Ware zu verpacken, müßt man ihn

Als Schaustück oben auf's Paketchen binden,
Um anzulocken . . .

Giralda (lachend). Herrlich!

Veit. Von Bologna,
Der Universität, ist er gekommen,
Mir in Venedig zu begegnen. Da
Ich selbst erst gestern angelangt, so konnt' ich
Nur flüchtig ihn begrüßen. Drum erlaubt —

Tiepolo. Ist Eure Barke da? Auch meine Führer
Stehn Euch zu Dienst —

Veit. Ich danke — danke sehr!
Das Wasserfahren bin ich nicht gewöhnt,
Mir wird — ich weiß nicht wie! Ich gehe
Zu Fuß, der Weg ist mir bekannt. Und so
Empfehl' ich mich der schönen Dame, wie
Dem edlen Signor, meinem werten Gönner! (Ab nach links.)

Giralda (heiter). Nun, teurer Vater, wahre Musterstücke
Von Männern sendet Deutschland Deiner Gunst!

Tiepolo. Er scheint ein tücht'ger Kaufmann doch zu sein.
— Doch, daß ich's nicht vergesse — Nicolo,
Du sollst voraus mir nach Murano, sollst
Noch Einiges besorgen. Unsre Gäste
Sind Kenner alles Besten —

Marietta. Gnäd'ger Herr
Schickt einen andern Boten nach Murano!
Denn Vetter Nicolo ist so zerstreut,
Und stets im Duseltraum! Es giebt Verwirrung
Wo er sich einmischt

Nicolo. Hört die lose Zunge!
Ich wär' im Duseltraum? Ich wär' zerstreut?
Wo hätt' ich das gezeigt? Sie Spatz! Ich weiß
So gut wie Sie, daß heute Montag ist.

Marietta. Nun ist es aber Dienstag!

Nicolo. Ist es Dienstag,
So seh' ich keinen Schaden bei der Sache!

Marietta. Und wann, Herr Niclo, wann ist zu Murano
Das Gastmahl angesetzt?

Nicolo. Nun, übermorgen!

Marietta. Nein, morgen soll es sein, versteht Ihr?
Morgen!

Nicolo. Nun denn, so speist man morgen zu Murano,
Und läßt sich's früher schmecken, als den Tag
Darauf.

Tiepolo. Das ew'ge Streiten unter Euch!
Ich geb' Dir brieflich meinen Auftrag mit,
Und der Verwalter weiß Bescheid. Noch heut
Laß Dich hinüber rudern!

Nicolo. Duseltraum!
Das dumme Ding! (Ab nach rechts.)

Tiepolo. Laßt mir den armen Tropf
In Ruh! Er ist verwandt mir, ich verlange,
Daß man ihn schone. (Marietta ab, rechts.)

Giralda. Hast von Deinen Deutschen
Du Jemand eingeladen?

Tiepolo. Diesmal nicht,
Schon um des Freundes willen nicht, Manfrin's,
Der nun von seinem Vorurteil nicht läßt.
Du aber wirst Dich schmücken, um den Vorsitz
Zu nehmen, als des Hauses Herrin. Doch
Da kommt Manfrin!

Manfrin (tritt auf von links her). Ihr seid gerüstet schon
Zum Ausgehn — gut, so nehm' ich Euch zum Dogen-
Palast gleich mit Ich grüß Euch, schönes Kind!
Und hört, Ihr haltet's mir zu gut, wenn ich
Zu Eurem Fest nicht komme nach Murano.

Giralda. Der Gast, den wir besonders ehren, ja
Die Hauptperson, will uns im Stiche lassen?

Manfrin. Ihr werdet Deutsche da zu Gaste haben —

Tiepolo. Nicht einen! Nur den Kreis bewährter Freunde.

Giralda. Ihr kommt! Ja, wenn ich recht Euch bitte,
kommt Ihr!
Was wird aus mir, allein im Kreis der Männer,
Wenn mir mein alter Freund, der Admiral,
Den Ritterdienst versagt? So lange Jahre
Verbrachtet fern Ihr von Venedig, fuhrt
Auf weitem Meer, uns schützend vor der Macht
Des Halbmonds, der im Osten stets uns droht,
Und nun, da Ihr uns einmal wiederkehrt,
Wollt Ihr Euch uns entziehn?

Manfrin. Ach, liebes Kind,
Ich ward in Jahren starr und ungesellig,
Ich passe nicht mehr in den heit'ren Glanz
Der Vaterstadt! Mein Haus ist öd' und leer —
Mich schaudert, nur es zu betreten. Euren
Gesprächen über Kunst bin ich entfremdet,
Und so, ich bitt', erlaßt mir die Gesellschaft!

Giralda. Versucht's nur einmal wieder! Als mein
Nachbar
Sollt Ihr das Tischgespräch nicht übel finden!
Ich mach' Euch reden, und Ihr sollt erzählen,
So hoff', ich sehr, ich stimm' Euch wieder froh!

Manfrin. Vermöcht' es Jemand noch, Ihr wär't's
gewiß!
Nun wohl, so will ich kommen, kurze Zeit,
Weil es Giralda wünscht.

Giralda. Dank, werter Freund!
Mein Vater will, daß ich mich morgen schmücke,
Nun thu' ich's gern auch, da ich weiß, für wen!
(Ab nach rechts.)

Manfrin. Ein schalkhaft, liebes Kind! (Dumpf, für sich).
O Gott! O Gott!

Tiepolo. Ihr seid in düst'rer Stimmung, alter Freund,
Was habt Ihr heut?

Manfrin. Ich will hinaus in See,
Mich hält's nicht länger in der Stadt. Der Doge
Soll mich zum Streifzug wider die Korsaren,
Wie ich den Plan ihm vorgelegt, entsenden.

Tiepolo Ihr solltet einmal ausruhn!

Manfrin. In Venedig?
Wo Alles jetzt vereint ist, mich hinaus
Zu treiben? Unter meinem eig'nen Dache,
Seit Weib und Kind dahin sind, bin ich selbst
Ein Fremder, und die einsam leeren Räume
Laß ich getrost verfallen. Selbst das Haus
Des alten Freundes, Eures, Tiepolo,
Regt mir den Unmut auf, seit diese Deutschen
Auf Eurer Schwelle Tag für Tag zu finden,
Euch ihren Gönner nennen, ja sogar
Erhoben sind zu gastlichem Verkehr!

Tiepolo. Die Republik gab mir das Amt, im Rat
Der Zehn, den deutschen Handelsstand
Bei uns zu schützen, seinen Gang zu ordnen,
Zugleich ein Anwalt ihm zu sein. Ihr wißt
Von welchem Vorteil für Venedigs Schatz

Der Austausch mit den reichen Städten Deutschlands
Von jeher war.

Manfrin. Ja, für Venedigs Schatz!
Was kümmert der mich! Hassen muß ich, hassen
Mit allem Grimm, dies Volk, das tiefer nur
Sich einfrißt wie Gewürm in unsre Stadt!
Als ich zuletzt in See ging, lag in Trümmern,
Vom Brand verzehrt, ihr altes Warenhaus.
Nun kehr' ich heim, da find' ich aufgebaut
Den neuen Fondaco! Ein Prachtpalast
So steht das Haus der Deutschen am Kanal,
In gleicher Reih' mit den Palästen unsrer
Ersten Geschlechter ruhmgekrönten Namens,
Ja, größer ist ihr Bau, als selbst die unsern!
Und größer nicht nur, prunkender sogar
Hat man's geschmückt, und seinen Wänden lieh'n
Giorgion' und Tizian ihre Kunst! Ich mag
Auf dem Kanal nicht mehr vorüberfahren
Und nehm' zu Fuß den Umweg durch die Stadt,
Um meinen Groll nicht täglich neu zu fühlen.
Kam Alles doch, was trostlos mir das Leben
Zerstört, von diesen Deutschen her! Wenn sich
Die Republik durch sie bereichert, mich,
Mich haben sie verarmt gemacht und unstet,
Und mich aus meiner Vaterstadt vertrieben!

Tiepolo. Wann werdet Ihr den alten Irrtum endlich
Verbannen? Deutsche Truppen waren's nicht,
Die einst, es sind nun achtzehn Jahre her,
Zur Zeit der ersten Liga wider uns,
Das Land umher verwüsteten. Es waren
Nicht Deutsche —

Manfrin. Deutsches Kriegsgesindel war's!
Ihr redet's mir nicht aus. Mit Raub und Mord
Und Flammenspur bezeichnet war ihr Weg.
Und ich verlor —

Tiepolo. Manfrin! Ihr selber war't
Im Türkenkrieg, in Asiens Inselmeer,
In Cypern d'rauf, da Alles auf dem Spiel
Zu stehn schien für Venedig — war't entfernt,
Und wußtet nicht, und wollt auch heut nicht wissen,
Was auf dem Festland, was in unsrer Nähe
Geschah, und wer uns schadete! Ihr haßt
Die Deutschen, weil es Euch Genüge bietet
Zu hassen, und Ihr haßt, die keinen Grund
Zum Haß Euch gaben! Oft schon sagt' ich's Euch,
Und stets vergebens.

Manfrin. Und auch heut vergebens!
Zu fest hat sich der Ingrimm und der Haß
Mir in das Herz gelebt! Zu sehr gewandelt
Mein eignes Selbst! Zu tief erschüttert, was mir
Die Welt einst war! Den deutschen Namen nur
Zu hören, bringt mich auf. Und, heimgekehrt,
Seh' ich dies Krämervolk gehegt, geschützt,
Umworben in Venedig! Fort von hier!
Ich halt's nicht länger aus. In Meeressturm
Und Sarazenenkämpfen bin ich mehr
Daheim jetzt, als in Eurer Stadt! Und bald,
So hoff' ich, schwellt der Wind mir neu die Segel!

(Manfrin und Tiepolo ab links.)

Marietta (tritt auf von rechts, eilt in den Hintergrund, wo sie am Pfeiler ein Band befestigt).
Das rote Band — da flattert's! Ist die Barke
Wohl gar schon in der Nähe? Daß man mich
Nur nicht ertappt! O weh — Giralda selbst!

Giralda (von rechts auftretend, in Gedanken. Für sich).
Versteh' ich mich noch selbst? Es treibt mich rastlos
Und ungeduldig hin und her. Zwei Tage
Sah ich ihn nicht — und kann den Wunsch mir nicht
Verbergen, seinen Augen zu begegnen!
Nein, nein! Hinweg! Es darf nicht sein!
Sei stolzer, liebes Herz! — Wer ist er denn?
Ein Deutscher! Seinen Namen, Lanzelot,
Den nannt' er mir. Und heut — das war sein Bruder!
Wie eng der Kreis, in den ich blickte! Fremd
Und widerwärtig! Nun — es ist vorbei!
Ins Herz ein flücht'ger Strahl nur!

Marietta (näher). Gnäd'ges Fräulein —

Giralda (aufgeschreckt). Du hier? Was treibst Du?

Marietta. Fragen wollt' ich nur,
Ob wir — hineingehn wollen?

Giralda. Geh nur, geh!
Es ist hier kühler. Ich verweile noch.

Marietta (für sich).
Sie bleibt? Am Ende war das Zeichen schon
Nicht nötig mehr! (Ab rechts.)

Giralda (nimmt Platz auf der Bank). Vorbei! Und den noch war es
So schön, hinaus zu denken: Wo wird heut er
Den Zufall hold sich und gefügig machen?
Und dann — der Überraschung sich zu freun,
Und brächte nichts sie als ein lächelnd Grüßen.
— War das nicht Ruderschlag?

(Sie wendet sich und erhebt sich.)

(Lanzelot und Pippo landen in der Barke. Ersterer steigt aus, Pippo rudert zurück.)

Giralda. Wer kommt? Ist's möglich?

Lanzelot (noch im Hintergrund). Sie selbst! Mein gutes Glück, ich danke Dir!

Giralda (für sich). Und doch — das fordert Sühne!

Lanzelot (zögernd näher). Gnäd'ges Fräulein —
Die Kühnheit —

Giralda (kalt). Wünscht Ihr Signor Tiepolo
Zu sprechen, Herr? Wählt eine andre Zeit!
Ihr findet ihn zur Stunde nicht daheim.

Lanzelot. Nicht Signor Tiepolo zu sprechen kam ich,
Ich kam, um Euch zu sehen, deren Anblick
Ich seit zwei Tagen schon entbehren mußte,
Und schon nicht mehr entbehren kann. O, Fräulein,
Nicht Euch erzürnen möcht' ich durch das Wagnis!
Seid gütig!

Giralda. Was vermocht' Euch, diese Schwelle,
Ein Fremder, noch dem Hause nicht bekannt,
Keck zu betreten?

Lanzelot. Was unwiderstehlich
Mich anzog? Eure Augen sind's, Giralda!
Und auch nicht ganz ein Fremder tret' ich vor Euch.
Als mich, kaum vierzehn Tage sind es her,
Zum erstenmal die Barke trug, und ich
Auf dem Kanal die Herrlichkeit Venedigs
Bestaunte, kam ein reichgeschmücktes Schiff
Mit schönen Frau'n, in festlicher Begleitung
Entgegen mir. Das war zuerst, daß ich
Euch sah und Alles um mich her vergaß!
Zur Seite Eures Schiffes hielt ich mich,

In mäßiger Entfernung. O Giralda —
Verleugnet's nicht! — ich blieb nicht unentdeckt
Von Euren Augen! Aber plötzlich fiel
Ein Blumenstrauß — nur leise niedergleitend
Aus Eurem Schiff. Ich sah es, Eure Hand
Verlor ihn — ließ ihn fallen. Hastig rudert' ich
Dem Schiffe nach, und fischte mir den Strauß,
Und trug ihn vor der Brust und fuhr noch einmal
An Euch vorüber, und ich sah ein Lächeln
In Eurem Antlitz!

Giralda. Möglich! Um mich her
Ward mancher Scherz gesprochen und belacht.

Lanzelot. Desselben Tags erforscht' ich Euren Namen
Und Euer Haus. Und täglich zum Balkon
Aus meiner Barke blickt' ich auf — beglückt,
Euch droben zu entdecken. Und ich lauschte
Die Zeit Euch ab, da nach San Marco's Dom
Ihr lenktet Euren Schritt, und sah in Andacht
Euch hold versunken. Am Portale stand
Ich wieder. Da entfiel das Büchlein Euch,
D'raus Ihr gebetet. Hastig sprang ich zu
Und reicht' es Euch und nannt' Euch meinen Namen.
Das Heiligenbildchen aber, das den Blättern
Zugleich entfiel, verbarg ich und behielt es.
Es ist ein Sankt Georg, ein Zeichen mir,
Daß Mut jedwedes Wagnis krönt. Ich trag's
Auf meiner Brust, denn Eure Hand hat es
Berührt!

Giralda. Und tragt es heut auch auf der Brust?

Lanzelot. Auch heut.

Giralda. So gebt es mir zurück!

Lanzelot. O laßt mir's!

Giralda. Ich will's!

Lanzelot. Und zum Ersatz, was gebt Ihr mir?

Giralda (die Hand ausstreckend). Ihr zögert?

Lanzelot (ergreift ihre Hand, drückt einen Kuß darauf). Eure Hand? Ihr habt verziehen!

Giralda (sich schnell umsehend). Lanzelot —! Verlaßt das Haus!
Ich bitt' Euch! Niemand kennt Euch noch. Ihr seid
Ein Deutscher —

Lanzelot. Meint Ihr, Fräulein, daß ein Deutscher
Nichts wage, wo er liebt?

Giralda (heiter, spottend). O ja, gewiß!
Ein Sträußchen aus dem Wasser fischen, oder
Ein Büchlein, das zu Boden fiel, der Dame
Recht höflich überreichen, oder gar
Von seinem Herzen reden, in der Stunde,
Da er zum ersten Male mit ihr spricht!
Das sind so Wagekünste, die als Thaten
Herr Lanzelot sich anzurechnen wünscht!

Lanzelot. Befehlt mir jede That, und ich bestehe,
Was Ihr mir aufgebt!

Giralda. Euch befehlen — wie?
Ersinnet selbst, was ratsam ist und gut,
Und was — gefällig macht! Doch nun entfernt Euch,
Denn was Ihr heut gethan —

Lanzelot. Seh' ich Euch morgen?

Giralda. Wir sind nicht in der Stadt.

Lanzelot. Doch zu Murano?

Giralda. Ihr wißt —?

Lanzelot. Und wenn ich drüben Euch begegne?

Giralda. Ihr werdet nicht!

Lanzelot. Als Gast nicht darf ich kommen,
Doch wenn ich — anders käme?

Giralda. Nimmermehr!
Das dürft Ihr nicht! Das wäre zu gewagt!

Lanzelot. Gewagt? Nun denn, so thu' ich's!

Giralda (stutzend, heiter). Wahrlich! Recht
Begierig wär' ich! Weiß in Eurem Nürnberg
Man Rat für Mummenschanz, er möchte nicht
Schon für Venedig passen. Wie zu Nürnberg
Man lebt, und wie man sehr erfindungsreich
Das Schönste oben auf's Paketchen bindet,
Um anzulocken, davon hört' ich schon!

Lanzelot. Was meint Ihr?

Giralda. Euer Herz vielleicht! Wer weiß,
Ob Alles echt darin? Wir sind gewarnt,
Und werden prüfen! (Schnell ab nach rechts.)

Lanzelot. Nur ein Wort! Giralda!
— Sie spottet mein! Sie kennt mich nicht! Nein, nein
Sie spottet nicht im Ernst! Ihr Auge blickte
Mich glänzend an. Das erste Wort mit ihr —
Aus einem Zauberquell ein Trunk, der mich
Durchquillt, durchglüht, wie neues Lebensfeuer!
O nimm die Schale nicht mir von den Lippen,
Mein gutes Glück! Gieb sie mir Zug um Zug,
Daß, ganz von ihr durchglüht, ich einzig lebe!

(Wendet sich nach dem Hintergrunde, wo Pippo mit der Barke wieder sichtbar wird.)

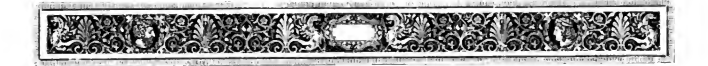
(Der Vorhang fällt.)

(Die vier weiteren Akte folgen.)

Meine Füße.

Ich bedacht' es oft in diesen Tagen,
Meinem flücht'gen Wandel zu entsagen,
Doch was fang' ich an mit meinen Füßen,
Die begehren ihre Lust zu büßen?
Von den ruhelosen Jugendtrieben
Sind nur meine Füße noch geblieben,
Schreitend mit dem Lenz und seinen Flöten,
Durch die langen Sommerabendröten,
Bald vorüber an der reifen Traube,
Rauschend schon in dem gefall'nen Laube,
Über die verschneite Jahreswende
Rastlos wandernd ohne Ziel und Ende —
Graue Locken trag' ich, scharfe Falten,
Nur die Füße wollen nicht veralten,
Ihren Stapfen tritt auf Schattenwegen
Meiner Jugend Waldgespenst entgegen,
Durch das leichte Paar, das stets entflammte,
Bin ich der zum Erdegang Verdammte —
Füße! Finden eine letzte Stätte
Möcht' ich euch, doch ohne Sterbebette,
Nicht bevor ich euch zur Ruhe bringe,
Öffnet Psyche die gebund'ne Schwinge.

Konrad Ferdinand Meyer.



Oswald von Wolkenstein.

Erzählendes Gedicht
von
Angelica von Hörmann.

I. Der Gast.

Ein Sommerabend lau und mild
Liegt auf des Lechgaus Hügelketten,
Welch helles, reizumfloss'nes Bild!
Die weich geschwung'nen Kuppen betten
Sich auf der Triften frischem Grün,
Indeß dahinter hehr und kühn,
Gleich Fürsten dieser niedern Zwerge
Aufragen die Tirolerberge.
Dort in dem wald'gen Grunde ruht
Der Seen grünlich-blaue Flut;
Wo sich die Bucht zur Fläche weitet,
Der Schwansee lieblich ausgebreitet
Und drüben, in die Felsenzelle
Gezwängt, des Alpsees dunkle Welle.
Noch streift der Sonne letzter Strahl
Die Felsenhäupter und das Thal
Und taucht es ein in gold'nen Duft;
Beglänzt die Türme und die Zinken
Der Feste über Wald und Kluft,
Daß ihre Fenster flimmernd blinken.
Schloß Hohenschwangau heißt der Bau,
Berühmt in jedem deutschen Gau
Durch Reimkunst und durch Minnesang,
Der einst von Hiltpolts Harfe klang.
Wer sollt' auch nicht zum Sänger werden
In diesem Paradies auf Erden?
Fürwahr, der ist ein reicher Mann,
Der dich sein Eigen nennen kann,
Du stolze Burg, du Luginsland!
Es schaut von ihres Söllers Rand
Gar herrlich sich hinaus ins Weite.
Frei giebt der Blick dem Lech Geleite,
Der, halb im Ährengold begraben,
Sich nordwärts zieht, wo hell besonnt,
Verschwimmend fern im Horizont,
Sich dehnt die Ebene von Schwaben.

Des Schatzes ist in stiller Lust
Wohl auch der Ritter sich bewußt,
Der alte Mann mit weißem Barte,
Der auf des Söllers luft'ger Warte
Behaglich ausruht in der Kühle
Von dieses Sommertages Schwüle.
Er denkt: „Von all' den Huldgeschenken,
Die mir nach blut'ger Kriegesfahrt
Das güt'ge Schicksal aufgespart,
Ist's nicht das schlechteste, zu lenken
In einen solchen Ruheport,
Um hier vom Thatensturm zu rasten;
Zumal, wenn leid'ge Altерslasten
Wegschерzt mit heiterm Thun und Wort
Ein Kind von Margaretens Güte,
Sie, meines Lebens Spätherbstblüte!"
Dabei umspielt's wie Sonnenlicht
Sein narbenvolles Angesicht
Und zärtlich seine Blicke hangen
Voll Vaterstolz an ihren Wangen.

Das Mädchen, frischer Jugend Bild,
Hält ein Gestrick auf ihrem Schoß,
Das für den alten Vater gilt.
Die Hand ließ plötzlich Maschen los;
Vielleicht war durch des Köpfchens Kreis
Gezogen ihr ein holdes Träumen,
Das achtlos ließ die Finger säumen.
Jetzt bückt sie sich mit emſ'gem Fleiß
Den kleinen Schaden gut zu machen.
Ums Antlitz fällt wie eine Hülle
Der blonden Ringellocken Fülle;
Sie schüttelt sie zurück mit Lachen —
Das Schweigen währt ihr allzulange —
Und spricht mit süßem Schmeichelklange:
„Ei, Vater, immer noch so stumm?
Zweimal versucht' ich schon zu reden,
Ihr aber saht Euch gar nicht um,
Ihr denkt wohl alter Ritterfehden.
Ich les' es klar in Euern Zügen,
Ihr lebt in längstvergang'nen Zeiten
Im Morgenland bei Schlacht und Streiten,
Wie kann ich Kind Euch da genügen?
Und hätt' ich nicht geseh'n, wie gut
Jetzt Euer Blick auf mir geruht,
Ich wagt' es nimmer Euch zu plagen
Mit meinen ungeschickten Fragen."

Der Ritter lächelt: „Liebes Kind
Sprich, wie's dein munt'rer Sinn versteht!
Was thut's, daß schlicht die Worte sind,
Wenn nur die Red' von Herzen geht!
Der Vogelsang in Waldesfreie
Gilt mehr als Kunst der Papageie.
Doch hast Du Recht: an alte Sage,
An unsern Ahnherrn Hiltepolt
Hab' ich gedacht und still gegrollt,
Daß Minnesang bald wird zur Sage.
Wie schön mag es gewesen sein,
Als noch der Sänger mit der Laute
Das Land durchzog burgaus, burgein,
Ein Gast, den Jeder freudig schaute!
Das gab ein Singen und Erzählen
In unserm heitern Schwabenland,
In Thüringen, am Donaustrand,
Gleich einer Schar von Lerchenkehlen.
Sie brachten damals gold'ne Zeiten
Für uns're Burg voll Festlichkeiten,
Spiel und Gelag und Becherklang;
So Mancher kam vom deutschen Reich
Und brachte Lied und Wanderdrang.
Tirol that's jenen wacker gleich;
Wohin es sich zum Kampfspiel setzte,
Da blieb es wahrlich nicht das Letzte.
Ich selber hab' noch viel erfahren
In meinen frohen Jünglingsjahren.
Wie schwoll beim Sang auch mir die Brust
Von Jugendmut und Thatenlust.
Du weißt, ich hab' Dir oft erzählt,
Wie Deine Mutter ich gewählt:
Es war beim heitern Sangesspiel,
Daß meinem Auge sie gefiel. —
Was Wunder, daß mich Grimm beschleicht,
Weil Sang und Klang so ganz verbleicht;
Denn was man jetzt noch nennt mit Ruhme,
Ist dürres Laub statt frischer Blume.
Einst sang der Ritter seine Weise
Im Wald und zu der Frauen Preise,
Jetzt klebt der Schreiner mit dem Leim
In dumpfer Stube Reim auf Reim,
Der Schuster mißt ihn mit dem Faden,
Was weiß der Wicht von Minneschaden
Und Minnetrost und Abenteuer?
Ein Trunk ist's ohne Kraft und Feuer,
Ein Reimgetänzel sonder Schwung,
Als schlüg' kein Herz mehr warm und jung
Für frisches Leben, Lieb' und Wein. —
Nun aber, Gretli, geh hinein;
Weil ich den Ärger hab' heraus,
Laß mich nicht dürsten allzulang
Und sorg' für guten Abendschmaus." —

Da horch! — trara — mit hellem Klang
Ertönt vom Turm des Wächters Horn.
Was soll's? Wer kommt? Was mag es geben?
Das rüttelt wie mit scharfem Sporn
Die Burg aus ihrem Alltagsleben,
Denn selten sieht man fremde Gäste.
Die sonst so stille alte Feste
Scheint plötzlich aus dem Schlaf erwacht
Gleichwie Dornröschens Zauberschloß.
In Hof und Zwinger, wo der Troß
Der Diener Abendruhe macht,
Und an dem Brunnen bei der Linde,
Wo noch das weibliche Gesinde
Geräte reinigt, wäscht und fegt
Und Eimer trägt mit starkem Arm,
Da summt es wie ein Bienenschwarm.
Vorwitzig Eins das Andre frägt
Und ruft es weiter zu dem Dritten:
„Ein Ritter kommt herauf geritten!"
Nun tummeln Alle sich zur Stelle:
Die Küchenmagd zum Gaden schnelle,
Dem Gast mit Speis' und Trank zu dienen,
Den Pferdestall erschließt der Knecht,
Daß, wenn der Rittersmann erschienen,
Dem Rößlein auch geschäh' sein Recht.
Zwei starke Männer eilen flink
Zur Brücke auf des Pförtners Wink,
Die schweren Winden anzufassen
Und so die Ketten abzulassen,
Voraus die schlanken Rüden jung
Mit lustigem Gebell und Sprung,
Der Pförtner hinterdrein, der alte,
Damit er seines Amtes walte. —

Im Erker, kühn hinausgebaut,
Wo man die Straße überschaut,
Neugierig Ritter Ulrich steht,
An seiner Seite Margaret.
Man sieht den Weg herauf sich winden
Am steilen Hang, jetzt sonnenhelle,
Dann wieder in dem Wald verschwinden
An eingesenkter dunkler Stelle.
Die Beiden schaun gespannt hinab,
Gar langsam geht des Reiters Trab;
Dem Rößlein wird der Anstieg sauer,
Jetzt naht es der Umfassungsmauer.
Herr Ulrich schattet mit der Hand
Sein Aug', noch scharf und ungeschwächt,
Und ruft: „Fürwahr, seh' ich es recht,
So dünkt mich dieser Mann bekannt.
Die seltsam fremde, bunte Tracht,
Dies Erbstück aus der Türkenschlacht,
Solch Graugelock, bewegt vom Winde,
Ums eine Aug' die schwarze Binde,
Die Laute auch als Sängerzeichen
An seiner Schulter — seines Gleichen
Ist unter allen Rittern Keiner:
Bei Gott! Das ist der Wolkensteiner!
Fast trifft das Sprüchlein allbekannt:
Nennt man den Fuchs, kommt er gerannt.

„Nun Gretli", wendet er sich um,
„Was schaust Du so verdutzt darein
Und stehst vor Überraschung stumm?
Geh, spute Dich und sorg' für Wein,
Den besten laß vom Keller bringen.
Ein Trunk thut not vor allen Dingen.
Befiehl den Mägden, ihm bei Zeiten
Die Kemenate zu bereiten,
Für Bad und Kleider sorg' aufs Beste
Und was sich sonst noch schickt für Gäste.
Ich aber laufe zu der Pforte
So schnell es geht auf alten Füßen
Mit wohlgemeintem Freundesworte
Den seltnen, werten Gast zu grüßen." –

Er geht; Margrete bleibt allein.
Noch immer steht sie wie gebannt;
Was heimlich sie als Wunsch gekannt,
Das soll ihr nun beschieden sein:
Hier einen Sänger zu erschauen,
Wie einstmals die beglückten Frauen.
Vor Neugier halb und scheuer Lust
Erzittert ihre junge Brust,
Doch will sie das nicht merken lassen
Und sucht sich ernst und streng zu fassen.
Vor Allem gilt es sich mit Ehren
Als gute Hausfrau zu bewähren.
Sie nimmt den Schlüsselbund geschwind
Und eilt hinunter zum Gesind',
Zur Küche und zum Vorratshaus,
Teilt Allen kluge Weisung aus,
Holt aus der Truhe Linnen blank
Und Kleider aus dem Eichenschrank.

Durchs Burgthor in des Hofes Mitten
Kommt Oswald Wolkenstein geritten,
Die Brücke dröhnt von Rosseshufen,
Er reitet zu des Palas Stufen.
Ein Diener übernimmt den Zügel,
Ein Zweiter mit vorsicht'ger Hand
Löst sorgsam ab der Laute Band,
Ein Dritter hält ihm fest den Bügel
Und hilft mit höflicher Geberde
Dem edeln Gast herab vom Pferde.

Der Burgherr kommt ihm rasch entgegen
Und schüttelt kräftig seine Hand:
„Ei Gottwillkommen, alter Degen!
Sei mir gegrüßt im Schwabenland!
Woher, wohin geht Deine Reise?
Doch wie das Ziel der Fahrt auch heiße,
Du brauchst, so hoff' ich, nicht zu eilen
Und kannst recht lange hier verweilen.
Mach' Dir's bequem in uns'rer Klause,
Als wärest Du im eignen Hause."
„Hab' Dank, Du treuer Freund", entgegnet
Ihm Oswald drauf: „Fürwahr, Du bist
Mit einem schönen Heim gesegnet.
Doch kurz ist meines Bleibens Frist.
Ein Lager nur ist mein Begehr,
Frühmorgens will ich wieder fort;
Du weißt, mich treibt's von Ort zu Ort
Gleichwie den Juden Ahasver." –

Herr Ulrich hebt den Blick und schaut
Dem Gaste forschend ins Gesicht,
So eigen tonlos klang der Laut.
Das ist der frische Jüngling nicht
Voll Feuer und Begeisterung,
Voll Liederlust und Seelenschwung,
Den einstmals er gekannt vor Jahren.
Ein Etwas bebt in dieser Stimme
Von Kummer und verhalt'nem Grimme;
So spricht ein Mann, der viel erfahren,
Ein Herz, das schweres Leid getroffen,
Dem, von des Schicksals Hand beraubt,
Sein Lebensglück versank und Hoffen.

Der Alte schüttelt still das Haupt.
„Erst gönn' Dir ein paar Tage Rast.
Freund, glaube mir, es thut Dir gut,
Das stärkt den Körper und den Mut,
Uns aber freut der liebe Gast.
He Kurt", ruft Ulrich überlaut
Den Diener, der ein alter Knabe,
Schwerhörig, doch im Dienst ergraut,
Und treu wie Gold, ein echter Schwabe –
„Führ' Du den Herrn zur Kemenate
Und bleib' ihm zu Befehl und Rate.
Freund Oswald, wolle Du entschuldigen,
Daß Dir auf meinem Schlosse nicht
Wie anderswo die Knappen huldigen;
Wir leben einfach, still und schlicht,
Doch bist Du sicher wohl geborgen,
Mein Gretli wird für Alles sorgen."
Herr Oswald dankt ihm, grüßt und schreitet
Der Treppe zu, von Kurt geleitet. –

Im Hauptbau, der sonst stets geschlossen,
Sind heut' geöffnet alle Räume;
Ins Fenster flüsternd schaun die Bäume.
Wohl viele Monde sind verflossen,
Daß hier geschäft'ger Diener Gang
Im jetzt so öden Palas klang.
Seitdem die Junker fortgezogen,
Zu suchen fern ein Lebensziel,
Verebbten gleich dem Schwall der Wogen
Auch Gästelärm und Waffenspiel. –
Nicht heimisch dünkt es sonst dem Alten
Mit seinem einz'gen Töchterlein
Die Mahlzeit in dem Saal zu halten;
Doch heute, weil man nicht allein,
Wird hier der Abendtrunk genommen
Dem Gast zu Ehren, der gekommen.

Die laue Sommerabendluft
Mischt sich mit frischer Rosen Duft,
Die Margaretens flinke Hände
Im kleinen Garten abgepflückt.
Man hat den Tisch mit seinem Ende
Zum Erkerfenster hingerückt.
Gar traulich ist es da zu sitzen,
Das Land im Abendlicht zu schauen,
Bis es verblaßt im Dämmergrauen
Und droben hell die Sterne blitzen.
Auf weiß gedeckter Tafel stehen
Die Becher blinkend schon bereit,
Daß, wenn der Sänger sich versehen
Mit kühlem Bad und neuem Kleid,
Er sich erhole von der Reise
Bei kräft'gem Wein und guter Speise.

Herr Ulrich mahnt sein Töchterlein,
Dem Gast recht aufmerksam zu sein:
„Der ist ein weitgereister Mann,
Der wohl ein Dutzend Sprachen kann,
Der fremde Länder sah und Sitten,
Bei Fürst und Kaiser wohlgelitten,
Ein Held im Krieg, bei Frauen zart,
Ein Sänger noch von alter Art“ —
Die Thür geht auf und rasch herein
Tritt Ritter Oswald Wolkenstein.

Er grüßt mit zierlichem Verneigen;
Ganz überrascht muß er entdecken,
Daß diesem ungefügen Recken
Solch wunderholdes Kind zu eigen.
„Das ist mein liebes Gretli“, stellt
Sie Ulrich vor, „von allen Lieben
Ist sie allein mir übrig blieben
Als Trost, der mir den Tag erhellt.“
„Da bist Du glücklich wohl zu preisen,
Wen solche Hände zärtlich pflegen,
Mag gern der Welt den Rücken weisen.“
Das Mädchen senkt den Blick verlegen
Beim Lob, das ihr der Ritter bot,
Und in die Wangen steigt das Rot.
In steter Einsamkeit bewahrt,
Ist niemals an ihr Ohr gekommen
Der Ton galanter Redensart.
Indessen hat man Platz genommen.
Der Diener bringt den Humpen schwer
Mit perlendem Tirolerwein
Und füllt die blanken Becher ein;
Dem, der nach Speise trägt Begehr,
Dampft aus der Schüssel von Metall
Entgegen frischgebrat'nes Wild.
Herr Ulrich bracht' es selbst zu Fall,
Als jüngst er jagte im Gefild:
Ein saftig Stück von einem Reh;
Die Fische giebt der nahe See.
Margrete legt mit weißer Hand
Das beste Fleisch, so will's die Sitte,
Dem Gaste auf des Tellers Mitte
Und teilt es zierlich und gewandt.

Nun Geist und Körper neugestärkt,
Zeigt sich, was erst man kaum bemerkt,
Des Gastes edle Männlichkeit,
Die selt'nen Zauber ihm verleiht.
Die stattlich kräftige Gestalt
Trägt einen Kopf, nicht schön zu nennen
Nach dem gewöhnlichen Erkennen,
Doch spricht des Geistes Allgewalt
Aus diesen Zügen kühn und stolz.
Das eine Auge, stets geschlossen,
Hat einstmals ihm ein spitzer Bolz
Beim kecken Knabenspiel durchschossen,
Nun strahlt mit desto schärf'rer Kraft
Des andern dunkle Feuerglut,
Aufblitzend bald voll Leidenschaft,
Bald träumend gleich der stillen Flut,
So wie's der Rede Wechsel bringt.
Das Antlitz, bartgeschmückt, umringt
Ein dicht Gelock, doch früh ergraut
Im Widerspruch zur Kraft der Glieder.
Der König aller Liebeslieder,
Petrarca, rühmt sich dessen laut
Kaum sechzehnjährig, und es soll
Ein Herz besonders liebevoll
Sich bergen unter solchem Zeichen,
Wenn vor der Zeit die Haare bleichen.

Der Sänger bleibt, obgleich erfreut
Von also herzlichem Empfang
In sonderbarer Laune heut'.
Sein Scherz und Lachen ist nur Zwang;
Man fühlt es durch, ob er's verhehle,
Daß eine Last bedrückt die Seele.
Und erst allmählich, als der Alte,
Bemüht, daß er ihn unterhalte,
Harmlos erzählt so manch Geschick
Und Margaretens heller Blick,
Ihr kindlich herzgewinnend Wesen
Mit mildem Zauber ihn umspinnt,
Scheint er zum Frohsinn zu genesen.

Sie spricht nicht viel, doch klug gesinnt
Und schickt zum Geh'n sich an bescheiden,
Sobald das kleine Mahl verzehrt
Und man der Hausfrau leicht entbehrt.
Der Vater aber will's nicht leiden;
Er schlingt den Arm um ihre Glieder
Und zieht zur Polsterbank sie nieder.
„Bleib, liebes Kind, Du kannst nicht stören!
Es thut Dir wohl in Deiner Zelle
Auch etwas von der Welt zu hören.
Einförmig rinnt des Lebens Welle
Auf unserm stillen Schwanenstein,
Seitdem die Söhne in der Ferne.

Um Gretli's willen hätt' ich gerne,
Es möchte manchmal anders sein;
Gar oft bedaur' ich im Gemüte,
Daß ihre frische Jugendblüte
In steter Einsamkeit gezwungen
Mich alten knorr'gen Stamm umschlungen.
Nein, widersprich mir nicht, mein Kind,
Ich weiß, was Deine Worte sind;
Du bist der Mutter Ebenbild,
Dein Herz gleich ihrem gut und mild.
Doch — lang schon liegt's mir auf der Zunge" —
Spricht er zum Gast, der stillbewegt
Das Bild in Aug' und Seele prägt,
„Erzähl' uns jetzt, Du alter Junge,
Wo hast Du Dich herumgetrieben
In dieser langen Reih' von Jahren,
Seit bei Nikopolis den Hieben
Der ungeschlachten Türkenscharen
Wir einst entfloh'n mit Müh' und Not?
Das war ein Schlachten und ein Morden!
Wohl zwanzigtausend lagen tot
Und mehr noch wurden von den Horden
Des Sultans Bajazeth gefangen.
Ich floh nach Ungarn mit Gefahr,
Wo Siegmund damals König war,
Dann trieb mich heimwärts das Verlangen.
Den Kriegsdienst hatt' ich satt, ich eilte
Hieher, wo Weib und Kind mir weilte.
Von Deinem Schicksal doch erfuhr
Ich seither auch nicht eine Spur."

„Ein Wunder war's, daß unversehrt
Entronnen ich dem Türkenschwert,"
Erwidert Oswald. „In der Nacht —
Sie hatten lässig mich bewacht —
Gelang's mir heimlich zu entweichen
Und flüchtend voller Angst und Hast,
Den Sumpf durchwatend und Morast,
Das Donauufer zu erreichen.
Dort wußt' ich uns're Schiffe liegen,
Nach des verhaßten Feindes Siegen
Den letzten Anker in Bedrängnis.
Und wirklich hatt' in eil'ger Flucht
Hier Siegmund Rettung schon gesucht. —
Nun wollt' ein tückisches Verhängnis,
Daß eben sie vom Lande stießen
Und mich zurück am Ufer ließen.
Die Wahl war kurz. Entschlossen sprang
Ich in die hochgeschwoll'nen Wogen
Mit lautem Ruf. Ein Halt erklang
Vom Schiff, ein Seil kam hergeflogen
Und jubelnd zog man mich an Bord.
Durch's schwarze Meer und Griechenland
Ging's an Dalmatiens Küstenrand;
Dann aber stob nach Süd und Nord
Das kleine Häuflein der Getreuen.
Ich setzte über's Meer gen Westen
Zur prächt'gen Stadt des Markusleuen
Mit ihren marmornen Palästen.
Stets liegt der Anblick mir im Sinn,
Als aus den blauen Fluten tauchte
Die abendgolden überhauchte
Gewalt'ge Wellenkönigin.
Und dennoch zog trotz all' der Pracht
Mich längst gehegter Sehnsucht Macht
Nach heimischen Tirolerlauten.
Ich jauchzte wie berauscht vom Wein,
Als meine Augen wieder schauten
Mein felsbeschirmtes Wolkenstein,
Dem ich als Büblein, flügge kaum,
Entlaufen war vor fünfzehn Jahren,
Um in die weite Welt zu fahren.
Nun schien die Wanderschaft mir Traum
Und nichts gleich meiner Heimat schön.
Die Almen und die schroffen Höh'n
Erklomm ich, hielt in Burgen Rast
Als überall willkomm'ner Gast;
Dort mußt' erzählen ich dem Kreise
Die Abenteuer meiner Reise,
Wie lauschten sie den Wunderdingen!
Zu Innsbruck auch im Fürstenschloß
Verweilt' ich oft beim Becherklingen
Als Herzog Friedrichs Spielgenoß
O das war eine schöne Zeit!
Stets denk' ich ihrer mit Entzücken!
Noch herrschte nicht der böse Streit
Mit seiner Arglist, seinen Tücken,
Noch gab's Spione nicht und Schergen,
Nur Poesie und Liederlust
Erklang im Thal und auf den Bergen
Und freudig sang auch meine Brust.
Kaum weiß ich wie die Zeit verschwand,
Bis ich, erfüllt von sel'gem Hoffen —
Schon wähnt' ich meinen Himmel offen
Als Pilger zog ins heil'ge Land" —

„Nach Palästina gingst Du?" fällt
Ihm Ulrich hocherstaunt ins Wort,
„Mit welchem Heere zogst Du fort?
Hast Du zu Albrecht Dich gesellt,
Dem Herzoge von Östreich?" „Nein,
Ich ging als Pilger ganz allein" —
„Als Pilger? Du? Der lust'ge Zecher,
Deß liebstes Leben galt dem Becher?
Der Sänger süßer Minneglut
In Kutte, Stab und Muschelhut?
Dahinter muß was Andr'es stecken,"
Meint Ulrich mit gutmüt'gem Necken.
Doch Oswald blickt verfinstert drein,
Man sieht, es macht der Scherz ihm Pein.
„Laß schweigen mich von dieser Fahrt,
Sie hat ein schlimmes End' genommen,
Viel Kummer war mir aufgespart,
Als ich nach Haus zurückgekommen.

„So hat's ein Unglück denn gegeben?"
„Jawohl. Christabend war es eben —
Man feierte die heil'ge Messe
Im tiefverschneiten Grödnerthal —
Ich aber stand voll heißer Qual
An meines Vaters Totenbette:
Mit ihm ist all mein Glück gestorben."

„Ein schwer Geschick! Doch er war alt.
Wer thut dem Lauf der Zeit Gewalt?
Noch Jeden hat der Tod geworben,
Auch uns kann nichts davon befrei'n.
Nun fiel Dir wohl ein Erbteil zu?"
„Ja, Kastelrutt und Hauenstein."
„Und dennoch bliebst Du nicht in Ruh?
Was hieß das Wandern Dich erwählen?
Und dachtest niemals Du daran
Als angesehner Edelmann
Dir eine Hausfrau zu vermählen?"
„Niemals!" stößt Oswald rauh hervor,
Als träf ein schriller Ton sein Ohr.
„Verdruß und Kränkung mancherlei",
So sucht er schnell sich auszureden,
„Trieb mich aufs Neu zu Kampf und Fehden.
Drum zog ich in die Lombardei,
Mit Kaiser Ruperts Waffenknechten.
Doch war kein Lorbeer dort zu flechten.
Als drauf der Friede kam zu Stand
Verweilt' ich in Visconti's Land.
Was hätt' die Heimat mir gegeben
Als Zwietracht, stets entbrannt aufs Neu,
Drum blieb dem Wandern ich getreu,
Dem lustigen Zigeunerleben."
„Und was geschah mit Deinen Gütern?"
„Die sind besorgt von treuen Hütern. —
Nun ging nach Portugal die Reise.
Dort strebte man nach hohem Preise:
Den Druck der Christenheit zu rächen,
Des Islams trotz'ge Macht zu brechen,
In Afrika ihn zu besiegen.
Zum Krieg gerüstet fand ich liegen
Die Flotte schon bei Lissabon,
Sie führte Heinrich der Infant,
Des großen Königs Johann Sohn.
Sein Bruder Pedro, uns bekannt
Vom Kampfe bei Nikopolis,
War's, der mich hochwillkommen hieß.
Bald fuhr ich mit der kühnen Schar
Dem Süden zu nach Gibraltar,
Die Festung Ceuta zu bezwingen.
Du weißt, daß stets die Mauren fest
Sich hielten in dem Felsennest.
Nun legten sich gleich Schlangenringen
Die Schiffe um den Küstenrand
Und setzten Truppen an das Land,
Eh' noch des schwachen Sultans Säumen
Sich etwas von Gefahr ließ träumen.
Der Sturm gelang, die Fahnen flogen —
O Freund, das war ein Jubelschall
Als auf erstieg'nem Mauerwall
Ich überm Blau der Meereswogen
Das weiße Siegesbanner schwang!
Ein Augenblick, mir unvergeßlich."
„Bei meinem Bart! Der Waffengang
Erweckt mir Neid! Denn unermeßlich
Sind ja die Folgen dieser Stunde,
Europa jauchzte bei der Kunde."
Und Ulrich voll Begeisterung
Erglüht, als sei er nochmals jung. —

Margretens Auge hängt gespannt
An dem Erzähler unverwandt.
Wie er so dasitzt, das Gesicht
Verklärt vom roten Abendlicht,
Scheint er gleich einem jener Helden,
Von denen alte Sagen melden,
Und wie ein Märchen klingt sein Wort.
„Und nach dem Krieg?" fährt Ulrich fort,
„Von Lissabon, wo gingst Du hin?"
„Wohin? Kaum weiß ich's selber mehr.
Es trug mich mein unstäter Sinn
Durch alle Länder kreuz und quer.
Granada, dessen Pracht man preist,
Und Arragon hab' ich bereist."
„Und was gedenkst Du jetzt zu thun?"
Der Sänger seufzt: „Ich kann nicht ruh'n.
Von Kampf und Sturm laß ich mich tragen,
Denn nur der Sturm schafft mir Behagen."

„Nun, wenn Dir nur im Kampfe wohl,
Was brauchst Du außer Land's zu fahren?
Es liegen stets ja in den Haaren
Sich Fürst und Adel von Tirol
Und wer nicht streitet, schmiedet Ränke.
Was soll dies thörichte Gezänke?"
„Wie! thöricht?" braust nun Oswald auf
„Und was wir wollen? Unser nennen,
Was längst Euch gab der Zeiten Lauf.
Die Freiheit! keinen Vormund kennen!
Wir wollen selber unsre Sachen
Verfechten vor dem Kaiserthron —
Sind Kinder wir, daß Habsburg's Sohn
Den Zwischenhändler braucht zu machen?
Wir leisten Dienstpflicht nur dem Reiche."
„Mein Freund, nicht Allen frommt das Gleiche",
Erwidert Ulrich. „Sieh, wir Schwaben
Sind von gemächlich heiterm Sinn,
Zufrieden, wenn wir Ruhe haben.
Ihr aber in den Bergen drin
Ihr seid von sprödem, zähern Stoff,
Rauflustig, gleich den Felsen schroff
Und starr, wo Ihr im Recht Euch nennt.
Ihr zankt Euch stets aus tausend Gründen:
Bald mit dem Bischof von Trident,
Dem niemals fett genug die Pfründen;

Bald ruft der kecke Übermut
Des Rottenburgers zu den Waffen,
Erst habt ihr mit der Schweiz zu schaffen,
Dann fließt an Bayerns Grenze Blut —
Nachgeben habt ihr nie gelernt —
Jetzt eint euch nur das gleiche Hassen.
Wie soll der Kaiser, weit entfernt,
Mit euern Händeln sich befassen?
Mir dünkt es gut, daß euer Land
Geführt von Friedrichs kluger Hand."
„Klug sagst Du, klug? So nennst Du weise,
Daß er sich hält zum Volkeskreise
Und Freundschaft macht mit niedern Bauern?
Wie lang kann deren Gunst wohl dauern?
So lange nur wie Spreu im Wind.
Das Volk bleibt immer nur ein Kind,
Gar leicht beschwaht und leicht gelenkt,
Ein Thor, wer ihm Vertrauen schenkt!"

„Dies, Freund, kann ich nicht unterschreiben.
Du kennst wohl nur das Söldnerheer,
Das käufliche, vom Wandertreiben,
Doch solch ein Bergvolk, das gilt mehr;
Das ist voll Treue, Kraft und Mark,
Ein Fürst, von ihm beschützt, ist stark."
„Mag sein, doch muß sich's erst erproben.
Mich dünkt, der Herzog sucht den Schutz
Des Volks dem Adel nur zum Trutz
Und wirft es weg, sobald er oben.
Drum haben wir den Bund geschworen,
Den tief Geheimnis noch umhüllt,
Und wenn sich unser Plan erfüllt
Ist Herzog Friedrich's Macht verloren."
„So sicher fühlt ihr euch! Gebt Acht,
Daß nicht zuletzt der Friedel lacht!
Er ist ein Fuchs!" „Sein schlaues Spiel
Ist längst durchschaut und beim Konzil — —
Doch", ruft der Gast, sich rasch bedenkend,
Den lauten Ton der Stimme senkend,
„Was streiten wir! Welch eine Art
In einer Dame Gegenwart!
Wie komm' ich mich so ganz vergessen!"

Er blickt zu Margareten hin,
Die schweigend dasaß unterdessen,
Er glaubt, daß er unhöflich schien
Und macht mit Worten wohlgewählt
Nun eifrig gut, was er gefehlt.
Der Alte aber lächelt schlau:
„Ei Lieber, nimmst Du's so genau
Und ist's Dir Ernst mit dem Bereuen,
So such' mein Gretli zu erfreuen,
Sing' ihr ein Lied zum Lautenklange,
Du bist ja Meister im Gesange.
Ich kann's in ihren Augen lesen,
Daß dies schon längst ihr Wunsch gewesen."
„Wie gern bin ich dazu bereit,"
Spricht Wolkenstein voll Höflichkeit,
„Doch hab' ich lang nicht mehr gesungen
Ein frohes Lied im heitern Kreise,
Drum fürcht' ich, traurig klingt die Weise
Von altem Schmerz, noch nie bezwungen."

Schnell wird der alte Kurt gerufen,
Der eilt hinauf die Treppenstufen
Zur Kemenate, wie befohlen,
Um Oswald's Laute dort zu holen.
Die Lampe wird herbeigebracht,
Denn draußen dunkelt schon die Nacht
Und durch die Fenster fließt herein
Des vollen Mondes lichter Schein. —
Der Sänger nun die Laute nimmt
Und sorglich ihre Saiten stimmt;
Ein Instrument von selt'ner Schöne,
Der schlanke Bau, das Holz gar fein,
Weiß ausgelegt mit Elfenbein,
Und welcher Wunderklang der Töne!
„Fürwahr um keinen Fürstenthron"
Spricht Oswald, „möcht' ich sie verschenken.
Mir gab sie einst als Angedenken
Die Königin von Arragon.
Seitdem ist sie mit mir gezogen
Als einz'ge Freundin, Heim und Braut,
Ihr hab' ich jedes Leid vertraut
Und immer Trost aus ihr gesogen."
Accorde, weich wie Orgelklang
Durchziehen die gewölbte Halle,
Schwermütig, doch mit kräft'gem Schalle
Ertönt der Männerstimme Sang:

„Mein Herz, das ist versehrt,
Von bösem Gifte wund,
Mit einem scharfen Schwert
Gespalten bis zum Grund;
Es lebt kein Arzt auf Erden, der mich verheilen kann
Als eine Hand, die grausam den Schaden mir gethan.
Gedenke meiner Not
O Frau und laß mich frei,
Gieb lieber mir den Tod,
Damit erlöst ich sei;
Denn besser wär's zu sterben von kurzem Streich fürwahr,
Als so in Leid und Schanden zu leben hundert Jahr."

Die Töne schwellen und verklingen
Im weiten nächtlich stillen Raum,
Ergreifend sie zum Herzen dringen;
Es lauscht das Paar und atmet kaum.
Margreten's Auge schimmert feucht
Und selbst dem alten Ritter däucht,
Als säh' er Bilder niedergleiten
Aus längst entschwund'nen Jugendzeiten.

Die Laute ruht, es schweigt der Sang
Und Stille herrscht minutenlang,
Die mehr als lauter Beifall lohnt.

Dann aber wird's dem Alten schwül,
Er ist der Rührung ungewohnt.
„Schön singst Du, Freund, und voll Gefühl,
Doch gar so traurig klingt die Weise.
Ein frohes Lied ist's, das ich preise,
Will Gretli mir zur Harfe singen,
So muß es hell und heiter klingen."
„Wie, Fräulein", ruft der Gast erfreut,
„Auch Ihr übt diese edle Kunst?
So bitt' ich um die hohe Gunst,
Daß Euer roter Mund noch heut
Mit einem Liede mich entzücke."
Das Mädchen meint: „Fern sei mir dies,
Daß ich nach solchem Meisterstücke
Mein schwach' Gezirpe hören ließ'."
Und wie auch fleht Herr Wolkenstein,
Sie schüttelt stets bescheiden nein.
Der Sänger spricht sich ganz in Feuer
Er ruft: „Bei Allem, was mir teuer,
Ich gehe nicht vom Schlosse fort
Bis Ihr erhört mein bittend Wort."

Da leuchtet Gretli's Schelmenblick,
Sie lacht mit Grübchen in den Wangen:
„Jetzt, Ritter, seid Ihr wohl gefangen!
Ihr schuft Euch selber das Geschick.
Nun werd' ich sicher mich nicht eilen;
Ihr gabt mir Euer Wort zum Pfande,
Bis mein Gesang Euch löst vom Bande,
Müßt Ihr auf unsrer Burg verweilen."
Der alte Vater herzlich lacht:
„Mein Kind, das hast Du gut gemacht!
Nun sitzt Freund Oswald in der Falle,
Ja schlau, das sind die Weiber alle!
Nun aber, lege Dich zur Ruh,
Doch vor Du gehst, sieh noch dazu,
Daß ein paar frische Humpen Wein
Der Kurt uns aus dem Keller bringe.
Dann trinken wir noch eins zu Zwei'n,
Wir wollen über manche Dinge
Als alte Waffenbrüder sprechen,
Ein Stündlein noch gemütlich sprechen." —

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte

von

Hermann von Gilm.

(Ungedruckter Nachlaß.)

Des Kaisers Best.

Siehst du, mein Lieb so hold,
Das helle Kaisergold
Am seid'nen Fahnenbande?
Das helle Gold ist dein,
Die Fahne nur ist mein,
Wer ist so reich im Lande?

Das Gold ist dein, da nimm's!
Ich steig' nun aufs Gesims
Nicht mehr, wie nachts die Diebe;
In heller Mittagsstund'
Küss' ich dich auf den Mund
Und freu' mich deiner Liebe.

Du kaufst des Nachbars Haus,
Schenkst alten Branntwein aus,
Und stehn soll auf dem Schilde:
„Zum Kaiser Ferdinand" —
Das lockt im ganzen Land
Herbei die Schützengilde.

Wenn Gott will, übers Jahr
Sind mehr wir, als ein Paar;
Dann, Stutzen, halt' dich wacker:
Ich brauch' noch eine Kuh,
Ein Wiesenfeld dazu
Und zehn Joch guten Acker!

Siehst du, mein Lieb so hold,
Das helle Kaisergold
Am seid'nen Fahnenbande?
Das helle Gold ist dein,
Die Fahne nur sei mein —
Wer ist so reich im Lande?

„Wenn du Lieder dichten mußt . ."

Wenn du Lieder dichten mußt,
Dichte sie, die Lieder,
Doch behalt' sie in der Brust,
Schreibe sie nicht nieder.

Lieder in die Welt gestreut —
Rätseldunkle Saaten —
Was sie bringen mit der Zeit,
Kannst du nicht erraten.

Bau'st dir oft im Gartenland
Dorniges Gehege,
Wo du dann mit blut'ger Hand
Öffnen mußt die Wege.

Rosen-Sonett.

An K. K. 1843.

Du hast mir stolz die Rose abgeschlagen,
Um die ich dich bescheidnen Sinns gebeten,
Du hast sie einen Sommertag getragen,
Um sie, wenn sie verwelkte, zu zertreten.

Und dennoch war Vernunft in dem Versagen:
Den Blumen ist Gesellschaft auch von Bösen,
Sind sie allein, so gelten ihre Klagen
Den zarten Schwestern in den Gartenbeeten.

Jedoch bei dir muß es den Blumen taugen,
Sie haben ihre Freundinnen zur Nähe
Auf Stirn und Hals und Mund und in den Augen!

Am Heimweh wär' die Ros' bei mir verdorben,
Doch, wie ich mich auf Blumenart verstehe,
Ist sie bei dir an Eifersucht gestorben.

„Auf einem dürren Baume . . .“

Auf einem dürren Baume friert der Zeisig
Und in der harten Erde schläft die Grille;
Ein Knabe sitzt auf einem Bündel Reisig,
Und seine heißen Thränen fließen stille.

Der Morgen kommt und spricht mit sanftem Tone:
„Ich will mit blankem Silber dir bedecken
Die schwarze Scholle und des Baumes Krone
Und all die nackten, blätterlosen Hecken.“

Drauf kam das Abendrot mit aufgelösten
Purpurnen Bändern, und es sprach zum holden,
Doch kummervollen Kind: „Ich will dich trösten
Und all das blanke Silber dir vergolden.“

Es kam der Mond herauf von nahen Höhen,
Der sprach zum Knaben: „Höre auf zu weinen,
Ich will das Gold und Silber Dir besäen
Mit bunten Perlen und mit Edelsteinen.“

Dann kam der Frühling mit der süßen Gabe
Der Anemone, jener azurblassen
Nachtwandlerin — da lächelt erst der Knabe,
Die Wangen trocknend, seine thränennassen.

Hexenplatz.

Wann reitet ihr, Hexen, auf diesem Platz?
Sagt mir's, damit ich euch finde!
Ich suche keinen goldenen Schatz
Und keine heimliche Sünde.

Mein Herz ist wund, mein Herz ist krank,
Ich liebe die schönste der Frauen,
Ihr sollt mir nur den heilenden Trank
Im kochenden Kessel brauen.

Und könnt ihr das Herz mir heilen nicht,
So sterb' ich auf diesem Steine;
Dann tanzt ihr wohl im Mondeslicht
Allnächtlich um meine Gebeine.

Waldfeuer.

Voran mit der Laterne!
Es brennen keine Sterne
Am weiten Himmelsplan,
Drum macht euch selber Feuer,
Der schöne Baum ist euer,
Den zündet nunmehr an!

Tragt her von dürren Ästen
Und was im Wald am Besten
Zum hellen Brand sich zeigt;

Nun zündet mit dem Lichte
Das Reisig an, das dichte —
Hurrah, die Flamme steigt!

Und tausend Nadeln glühen
Und tausend Funken sprühen
Hinauf, hinan, hinauf —
Du kühne, wilde Flamme,
Hinan am langen Kamme
Bis an des Baumes Knauf!

Und hell wird's in den Bäumen,
Ringsum die Vögel träumen
Vom ersten Sonnenschein;
Es schlagen ihre Augen
Die Blumen auf und saugen
Die Tageshelle ein.

Es sieht der schwarze Himmel
Das wogende Gewimmel
Der Funken an mit Neid
Und reißt mit seiner Blitze
Kornblumenblauer Spitze
Entzwei sein dunkles Kleid.

Die Flamme legt sich nieder,
Es ruht der Himmel wieder,
Der Baum ist abgebrannt —
Es leuchten nur zwei Sterne,
So nah und doch so ferne,
So fremd und so bekannt!

Die Schützenfahne.

Weiß und grüne Schützenfahne
Mit dem Adler purpurrot,
Der dem stärksten seiner Brüder
Trotzig seine Stirne bot,
Flatt're mit der weichen Seide
Schützen lockend durch das Thal,
Und mit deiner gold'nen Lanze
Fang' den ersten Sonnenstrahl!

Wie das glänzt und blinkt und leuchtet,
Wie das lockt so wunderbar!
Von dem Felde läuft der Bauer
Und der Priester vom Altar —
Schützen alle! Auf der Scheibe
Steht der Ratstisch bei dem Pflug,
Jeder Schütz' ist ein Tiroler,
Und ich glaub', das ist genug.

Schwing' die Fahne, Fahnenträger,
Mit der sehnenstarken Hand!
Wer nicht folgt dem heil'gen Banner,
Hat kein Herz für dieses Land.
Schwing' die Fahne, Fahnenträger,
Zieh' die Thäler aus und ein,
Und von all den fremden Schatten
Feg' die Berge wieder rein!

Pflanz' sie auf in unsern Wäldern
Mit der Lanze hellem Blitz;
Während sie darüber streiten,
Ist die Fahne im Besitz.
Sind nicht ihres Ruhmes Kränze
All die Wälder um und um?
Ist das Schlachtfeld und das Lager
Nicht des Siegers Eigentum?

Zieh' voran bei unsern Festen,
Froh ist der Tiroler Sinn,
Knüpf' die Herzen fest zusammen,
Jeden Streits Vermittlerin!
Ruft der Kaiser, zeig' dem Feinde
Deine Farben hell und rein —
Denn du kannst zerrissen werden,
Doch beschmutzt kannst du nicht sein!

Es mußte sein!

Es mußte sein! wir hatten nichts gemeinsam,
Du warst kein Ephen, ich kein morscher Turm.
Mich trieb es fort, du aber weintest einsam,
Du warst die Rose und ich war der Sturm!

Es mußte sein, ob auch mein Mund erblaßte —
Du warst kein Adler, ich kein Alpensitz,
Du lagst auf deinen Knien, wo ich haßte,
Du warst die Palme und ich war der Blitz.

Es mußte sein! was nützt die späte Klage?
Begehrlich suchtest du, was ich vermied,
Du liebtest die Geschichte, ich die Sage,
Du warst das Leben und ich war das Lied.

Wir fühlten, wenn auch schweigsam, was uns fehle,
Trug war dein Frohsinn, Lüge war mein Scherz;
Du frugst nach Gold, ich frug nach einer Seele,
Du warst der Jude und ich war das Herz.

So träum' ich nachts! doch ach! — beim Licht der Sonne
Scheint dieser Traum mir frevelhafter Spott,
Wie blinde Heiden lästern die Madonne —
Du warst ein Himmel, und ich war kein Gott!

Hermann von Gilm.

Von Anton E. Schönbach.

Nicht erst seit jüngster Zeit, während unseres Jahrhunderts, üben die Landschaften Tirols ihren zauberischen Reiz auf Aug' und Empfindung des Beschauers aus; schon in uralten und historisch kaum deutlich erkennbaren Tagen muß es ebenso gewesen sein, denn wir finden mit Staunen, daß die abgelegensten Thäler bis

zu fernen Höhen hinauf mit Wohnstätten und Höfen besiedelt gewesen waren, lange bevor der Pflug seine Furchen über die Thalsohlen zog. Freilich zu dem geographischen Begriff, an den wir heute gewöhnt sind, hat erst die eherne Hand der Meinharde des 13. Jahrhunderts die so verschieden gearteten und rätselvollen Völkerreste zusammengezwängt, welche auf den Wanderfahrten durch Europa hängen geblieben waren. Doch ist es gewiß auch eine Nachblüte jener alten Kultur, wenn im Mittelalter hier eine reiche Dichtung aufsproßte. Es erklangen die Lieder der Heldensage, es entwickelte sich ein üppig verzweigtes Volksschauspiel geistlichen Inhaltes, und auch wenn man vorsichtigerweise auf die tirolische Abstammung Walther's von der Vogelweide verzichtet, erübrigt eine wohlentfaltete Lyrik mit eigentümlichen Zügen. Nun kann ich es nimmermehr glauben, daß solche Menschen, deren Empfinden sich in Liedern ergoß, die Schönheit des Alpenlandes nur als Verkehrshindernis angesehen hätten, daß ihnen die Brust nicht geschwellt worden wäre vom Atem der Berge, mag es auch im 13. Säculum gewesen sein oder im 15. Zudem war Tirol damals ein reiches Land, reich durch seine Bodenfrüchte, durch den Bergbau und durch die glückliche Lage als Handelsweg zwischen Süd und Nord. Und als sich über Tirol, wie über das andere Deutschösterreich, Jahrhunderte des Schweigens breiteten, während deren nur das Räderwerk schwächlicher politischer Kämpfe im Innern fortsurrte, da ist deshalb die Empfänglichkeit für die Natur nicht erstorben. Wir können das aus manchen Volkssitten abnehmen, welche einer langen ununterbrochenen Pflege bedurften, um so fest zu wurzeln, wie z. B. der Auszug auf die „Sommerfrisch“ in die hochgelegenen Bergdörfer, für den im mittleren und südlichen Tirol die ärmsten Dienstleute ein paar Wochen des Hochsommers frei haben.

Daher stammt wohl auch dieses besonders stark entwickelte Heimatsgefühl der Tiroler, das sie in den Volkskampf des Jahres 1809 trieb. Nun hat dieser zwar die Stille und Betäubung nicht aufgerüttelt, in der alles geistige Leben des Landes schlummerte, die Thaten der kriegerischen Bauern haben der deutschen Poesie außerhalb Tirols viel mehr Stoff dargeboten als der heimischen, von der uns höchstens ein dünnes Heft schwungloser Lieder Zeugnis giebt. Allein die isolierenden Schranken, welche Tirol von der deutschen Bildung abschlossen, konnten doch auf die Dauer nicht mehr aufrecht erhalten werden. Auf allerlei Pfaden zogen die deutschen Klassiker in das Bergland ein, und wenn sie auf die naive Frische einer ursprünglichen, kraftvollen Natur trafen, mußten sie dichterischen Bestrebungen die Zunge lösen, den Anstoß zu eigenartigen poetischen Schöpfungen geben. Wohl mochte damals ein deutsches Mädchen einen Jüngling in Tirol fragen: „Und in dieser Natur giebt es keine Dichter?“ Von dem jedoch, der diese Frage auffing und nicht unmittelbar beantwortete, durfte man etliche Zeit später getrost sagen, daß er selbst den Dichterlorbeer würdig trage. Dieser Jüngling war Hermann von Gilm.

Er wurde am 1. November 1812 zu Innsbruck als Sohn eines höheren Justizbeamten geboren, die Familie gehörte nach Vorarlberg. So verlebte er denn auch die Kinderjahre größtenteils in dem anmutigen Feldkirch, wo er die Gymnasialstudien begann. In Innsbruck vollendete er sie und bezog 1830 die Universität, um die Rechte zu studieren. 1836 trat er als unbesoldeter Praktikant in den Staatsdienst, wurde bei den Ämtern von Schwaz, Bruneck, Roveredo verwendet, versah dann durch einige Jahre eine Stelle beim Gubernium in Wien und gelangte erst 1854 zu einem erträglichen Einkommen als Statthaltereisekretär in Linz. 1861 vermählte er sich, am 31. Mai 1864 ist er nach längerem Leiden gestorben.

Es sind sehr einfache Linien, in welchen sich dieses Dichterleben bewegte, und doch umschreiben sie eine farbige reiche Entwicklung. Denn Gilm hat zwar nicht Vieles, aber Vielerlei erlebt. Seine Bildung freilich war dürftig und ungleichmäßig. Was konnte auch das Gymnasium jener Zeit bieten als mechanische einseitige Dressur? Und auf der Universität setzte sich diese geistlose Zucht nur fort, indem ein ärmliches Wissen ohne wissenschaftlichen Sinn gelehrt wurde. Die eifrigste Vielleserei, wie Gilm sie betrieb, konnte über diese Mängel nicht hinweghelfen, die Masse des Aufgenommenen wirkte erdrückend, überwältigend, sie übte den mächtigsten Einfluß, regte an und begeisterte, aber sie verschmolz nicht mit den Anlagen und Gaben des Dichters zu einheitlichem, harmonischen Wesen. Man darf Gilm für die Schäden seines Bildungsganges nicht verantwortlich machen, sondern nur die widrigen Umstände beklagen; sicher aber ist, daß die Haltung seines Lebens sowie seiner Schöpfungen die deutlichsten Spuren davon aufweisen.

Im Beginne ließ sich Alles recht günstig an. Eine stattliche Erscheinung, die volle Blüte jugendlicher Gesundheit, ein frohes Vertrauen auf die eigene Kraft, Lust am Genuß des Lebens und die Fähigkeit zu genießen, sie schufen zusammen eine hoffnungsreiche Stimmung, aus welcher die ersten Poesien Gilm's dicht und vielversprechend emporsproßten. Der belebende Hauch kam aus dem ‚sanguinischen Temperament‘ des Dichters. Es mag entschuldigt sein, wenn ich hier diesen Ausdruck der mittelalterlichen Physiologie gebrauche: Für die rätselhafte Fülle sich durchkreuzender, bestimmender und verstärkender, körperlicher und geistiger Momente, welche die persönliche Farbe einer Individualität ausmachen, besitzt auch die moderne Wissenschaft keinen bezeichnenderen Namen. Dieses Temperament also verlieh dem Dichter Schwung und Gehobenheit, hieß ihn ein Vergängliches der Gegenwart mit leidenschaftlicher Gewalt ergreifen und fesselte die Menschen. Kein Zweifel, daß Gilm — im Großen genommen — Glück bei den Frauen hatte, seine Eigenschaften machen es uns verständlich.

Alles dies hat Gilm auf die Lyrik als das eigenste Gebiet seines Schaffens gewiesen. Er selbst kannte die Beschränkung seiner Anlagen, wenigstens sind uns nur wenige erzählende Gedichte von ihm überliefert, und im Drama hat er sich, wie es scheint, eben nur versucht. Zunächst beherrscht die Liebe seine Poesien. Alle Töne der Leidenschaft, süße Melodien, feines Spiel der Empfindung, aufsteigend zu rauschenden Akkordengängen, schlägt er leicht und voll an. Seine Lieder bilden kleinere und größere Gruppen, die sich um eine geliebte Gestalt schlingen und die man fast zu abgerundeten Cyklen zusammenschließen kann. So giebt sich hier von selbst, was die philologische Kritik bei den Minnesängern alter Zeit mühsam und oft fruchtlos unternimmt. Wie sich denken läßt, entwickelt sich auch der Dichter in seiner Kunst, er

schreitet von den leichten, spielerischen Liedchen der jungen Jahre zu den reifen und gedrungenen, glutvollen Sonetten aus Roveredo vor. Aber auch jene Frühlieder haben in ihrer Munterkeit und Siegeszuversicht viel Anziehendes. So besonders die Stücke aus der „Sommerfrische zu Ratters“. In ihnen spricht sich ein männliches Empfinden aus, daneben, was selten ist, das feinste Gefühl für den Herzschlag des Mädchens. Kommt doch in der modernen Liebesdichtung die Frau so wenig zum Wort! Nach dem Grundsatz, welcher dem Manne das Werben, dem Weibe die Wahl zuweist, wird jenem das Sprechen geboten, ist diese auf „Ja“ oder „Nein“ beschränkt. Und doch drängt es auch die Frau, der die Gabe der Dichtung gegönnt ist, Freude und Schmerz ihres Liebeslebens in Versen auszuströmen. Unter den Poeten unserer Zeit weiß nur Adalbert von Chamisso dem Pathos des liebenden Weibes Worte zu leihen, er, der mannhafteste unserer Lyriker. Ihm reiht sich Gilm an, der in diesen Liedern das Mädchen sprechen läßt, und in dessen reichen Versen, die man fast mit gedämpfter Stimme lesen möchte, bange Scheu, zagendes Bekennen, der Jubel des Glückes und die kühn gewordene Leidenschaft erklingen. Welch' reizendes Bild malt sich in den Strophen:

Vier Uhr! alte Kirchturmglocke,
Deine Schläge sind Musik;
Mit der nächsten jener Weizen-
Ährenwogen kommt mein Glück.
Finken, bleibt in meiner Nähe
Hier im hellen Sonnenschein!
Nur ein kleines Viertelstündchen
Laßt die junge Brut allein!
Und du, alte lange Tanne,
Traumverlorne, komm zu dir
Und vertritt in dieser Stunde
Sorgsam' Mutterstell' an mir!
Und du, Quelle, leise murmelnd,
Hör' ein angstbeglücktes Kind:
Murmle laut um Gotteswillen,
Wenn wir Beide stille sind.

Am heftigsten erfaßte den Dichter selbst die Neigung zu einer blonden „Theodolinde“, aber nach mancherlei Wendungen löste das Mädchen das Verhältnis. In einer Sprache, die immer erregter wird, je weiter sie vorstürmt, wirbt Gilm, um dann in schneidenden und ergreifenden Worten der Geliebten ihre Schwäche vorzuwerfen. Man merkt, wie die hier angeschlagenen Töne nachzitterten, als der Dichter längst einem neuen Glück zustrebte. Und wieder fügt sich eine Liederschar zu einem Reigen „Sophie“ zusammen, dem einige von Gilm's schönsten Gedichten (Geduld, Allerseelen, die Georgine) eingeordnet werden. Im Süden dann erblüten die heißen, duftigen, farbenbunten Sonette an „Valerie“. Die Pracht der Bilder schäumt hier über das enge, kunstvolle Gefäß hinaus; wo sie sich aber im Gesetz und Regel schmiegen, entstehen herrliche Stücke, wie: „Gepreßt im Buche liegt schon viele Wochen, ach Monde sind's, dein reicher Frühlingsstrauß“ oder „Du sollst nur bei den Sternen nichts versprechen, die haben jede Lüge noch verschwiegen“. Auch später sind die Liebeslieder nicht verstummt, doch neigen die, welche in Linz entstanden, mehr zur Reflexion, etwas Scharfes, Bitteres schmeckt in ihnen vor, bis die Leidenschaft des Dichters in dem stillen, schnell zerschlagnen Glück seiner letzten Jahre ausklingt. So ist durch das Leben Gilm's ein Kranz berückender Frauengestalten gezogen, wie sie in der Poesie Goethe's und Heine's emportauchen und versinken, immer wieder bricht die stärkste der Leidenschaften über ihn herein. Denn nur wenigen Menschen vergeht ihr Dasein in einem einzigen Aufschwunge der Liebe; sie sind wie ein alter Kristallbecher, der, einmal angeschlagen, immer, immer leise forttönt und summt, oder beim ersten vollen Klang zerspringt. Gilm gehörte nicht zu ihnen, aber seine Empfindung ist stets echt, ungekünstelt, ungezwungen.

Und aus tiefer Brust kommen auch seine Zeitgedichte. An Stoff konnte es ihm dafür nicht gebrechen, da er doch zu der kleinen Schar gehörte, welche es wagte, früh im Vormärz die Burg alter Mißstände und Vorurteile zu stürmen, deren Wälle in Tirol am höchsten und steilsten aufgebaut, am grimmigsten bewehrt und verteidigt waren. Wie es kaum anders sein konnte, sind die meisten Invektiven von Gilm ziemlich allgemeinen Inhaltes, ihr Ideal ist nicht immer klar. Galt es doch zunächst, die Gebundenheit aller und jeder geistigen Bestrebungen zu lockern, die Fesseln abzustreifen, mit denen die Fürsorge der Regierung die frischen Regungen erstickte. Wer damals das Wort „Freiheit“ aussprach, machte sich dadurch schon des Hochverrates verdächtig, und so bedeutete manche Strophe Gilm's, die uns heute harmlos dünkt, in jener Zeit eine That. Wie verhängnisvoll sich das Schicksal für einen Kühnen wenden konnte, das mochte Gilm aus dem Untergange seines älteren Freundes Senn abnehmen, dessen kraftvolle Rhythmen ihm das Herz stärkten. Gilm's Zorn kehrte sich auch wider bestimmte Ereignisse. Da war es die Austreibung der protestantischen Zillerthaler (1837), welche als Opfer auf dem Altar der Glaubenseinheit von Tirol geschlachtet wurden, die dem Dichter bittere Anklagen erzwang. Und wiederum, als Gegen- und Seitenstück dazu, die Einführung der Jesuiten (1843). Wider diese entsendet Gilm unermüdet seine schärfsten Pfeile, er verfolgt sie mit furchtbarem Haß, denn er sorgt, daß durch ihre Ankunft der Geistesfrühling, welcher anderen Ländern emporstieg, Tirol für alle Zeit verkümmert bleibe. In den verschiedensten Formen und Bildern, in den verwegensten Anknüpfungen spricht sich sein Groll aus: der Ton des Volkslieds, die gehobene Stanze, die spitzen Sonette, alle schmiedet er zu wirksamen Waffen. Hohn, Fluch und schneidender Sarkasmus erfüllen im Wechsel seine Lieder, deren manche zu seinen vollendetsten zählen. — So rücksichtslos Gilm hier kämpft, so volltönend und warm anerkennt er das Verdienst derer, welche ihre Arbeit der materiellen und geistigen Hebung seiner Heimat zugute kommen ließen. Dahin gehören die trefflichen Sonette, in denen die Orte des Pusterthales von ihrem obersten Beamten, dem Gubernialrat von Kern, dankbar Abschied nehmen, und auch das schöne Gedicht an den Fürstbischof Galura von Brixen.

Recht nach dem Sinne des Dichters war es, als in den Jahren 1839 und 1845 dem Schützenlande Tirol das langversagte Waffenrecht und damit das ganze Schützenwesen wiedergegeben wurde. Er begrüßte dies durch eine Reihe von Liedern, in denen sich das Rhetorische seiner Begabung wirksam geltend machte, Beispiele bilderreicher Gelegenheitspoesie. Dem Kreise dieser Vorstellungen gehören ein paar von Gilm's besten balladenartigen Dichtungen an: der Verschollene, der alte Schütz am

Pragser See. Und verwandt diesen scheinen mir einige patriotische Gedichte Gilm's aus den Kriegsjahren 1859 und 1864. Sonderbar! Was muß die österreichische Schuljugend an geschmacklosen und ledernen Vaterlandspoesien in ihren Lesebüchern verdauen; ein Gedicht aber wie „Im Feldspitale zu Verona", das Werk eines echten Österreichers, schwungvoll und loyal empfunden, vermag seinen Weg dahin nicht zu finden. —

Aus Hermann von Gilm's eigener Art erklärt sich auch die Eigenart seiner Dichtung. Sie geht fast immer von einem Bild aus, an das sich der Gedanke knüpft, in welches die Stimmung eingehüllt wird. Gilm's Stärke ist sein Anschauungsvermögen und seine Einbildungskraft, beide gleichermaßen genährt durch die reiche Natur seiner Heimat, deren verschiedenste Bezirke er kennen lernte. Ist es richtig, daß wir es unseren alten Minnesängern und Epikern an ihren Naturbildern abmerken, ob sie dem Süden oder Norden Deutschlands entstammen, so mag man es leicht verstehen, wie das schönheitsgesegnete Tirol auf die Bildkraft unseres Dichters einwirkte. Da ist nichts Alltägliches, Abgebrauchtes, Alles so neu und frisch wie die Natur selbst täglich ihre Schätze vor uns ausbreitet. In den Bildern Gilm's liegt ein gutes Teil seiner Originalität, welche den Leser immer wieder überrascht. Und nicht mit karger Hand greift der Dichter in seinen Schrein, er spendet reichlich aus dem unerschöpften. Bisweilen zu reichlich, denn die Bilder verwirren sich manches Mal, verdunkeln den Gedanken oder erwürgen ihn ganz. Doch ist glücklicherweise in der Überzahl der Fälle der Geburtspunkt des Gedichtes, wo sich Anschauung und Empfindung treffen, deutlich zu erkennen. Und diese Empfindung quillt mit Leichtigkeit aus dem Gemüt empor, aus einer Sinnlichkeit, welche nie frivol oder lüstern wird, sondern stets einfach und gesund bleibt. Nichts ist bei dem Dichter müde, stubenblaß, nervös, nichts verdirbt ihm seine Ursprünglichkeit. Auch die trübste Reflexion wird nie krankhaft, sie giebt sich, wie sie dem Dichter eben eingekommen ist.

Das sprach sich alles in einem klangvollen, leichtfließenden Vers aus. Gilm besaß natürlichen Sinn für Wohllaut und Rhythmus, ja fast musikalisch möchte man seine Strophen nennen, die sich ohne Anstrengung richtig rezitieren lassen. Über die Sprache verfügte er frei, nicht immer glücklich, jedenfalls ungehemmt durch sie. Sein dichterisches Können war überhaupt sehr bedeutend, und in diesem wichtigen Punkte, der für die Wertschätzung der Poeten entscheidet, bleibt Gilm vielen weit berühmteren Genossen überlegen. Hinwiederum wurde gerade dieses starke und echte Vermögen, diese reiche natürliche Gabe dem Dichter oftmals zum Schaden. Zu leicht gelangen ihm häufig seine Lieder und er wandte zu wenig sorgende Arbeit und Achtsamkeit auf sie. Ein leerer oder trivialer Vers, eine grammatische Flüchtigkeit bewog ihn nicht immer zur Selbstkritik und Niemand lehrte ihn Strenge und Zucht. Öffentliche Beurteilung, die ihn sorgsamer gemacht hätte, wurde ihm kaum je zu teil. Seine Bildung war und blieb unausgeglichenes Stückwerk, und so kommt es, daß in vielen wirklich schönen seiner Gedichte einzelne Flecken und Makel haften, welche den reinen Guß entstellen und ihm den Stempel der Vollendung entziehen. In seinen späteren Jahren ist sich Gilm selbst darüber klar geworden und hat manche der rasch hingeworfenen Lieder von neuem durchgearbeitet. Wo er dies that, da sind ihm Stücke gelungen, welche wir dem Besten und Schönsten beizählen, was unsere deutsche Lyrik seit Goethe hervorgebracht hat. So hat Gilm ein an sich unbedeutendes Lied*) zu den wundervollen Strophen umgebildet, welche „Allerseelen" überschrieben sind:

Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten roten Astern trag' herbei,
Und laß uns wieder von der Liebe reden
Wie einst im Mai.

Gieb mir die Hand, daß ich sie heimlich drücke —
Und wenn man's sieht, mir ist es einerlei —
Gieb mir nur einen deiner süßen Blicke
Wie einst im Mai.

Es blüht und funkelt heut' auf jedem Grabe,
Ein Tag im Jahre ist den Toten frei;
Komm' an mein Herz, daß ich dich wieder habe
Wie einst im Mai.

Ich kann diese Zeilen nicht lesen oder sie mir ins Gedächtnis rufen, ohne von ihnen tief ergriffen zu werden. Wie einfach menschlich, wie tief und rein trägt sich hier die Empfindung vor. Wahrhaft, wem solches glückte, dessen Name sollte unter unsern besten nicht länger verschwiegen werden!

Daran sei eine andere Perle Gilm'scher Lyrik gereiht:

Die Georgine.

Warum so spät erst, Georgine?
Das Rosenmärchen ist erzählt
Und honigsatt hat sich die Biene
Ihr Bett zum Schlummer schon erwählt.

Sind nicht zu kalt dir diese Nächte?
Wie lebst du diese Tage hin?
Wenn ich dir jetzt den Frühling brächte,
Du feuergelbe Träumerin?

Wenn ich mit Maitau dich benetzte,
Begösse dich mit Junilicht,
Doch ach, dann wärst du nicht die Letzte,
Die stolze Einzige auch nicht.

O Träumerin! in deinem Bilde
Hab' ich mein eig'nes Selbst genannt,
Denn so wie du des Frühlings Milde
Hab' ich den Maitag nicht gekannt.

Und spät wie dir, du feuergelbe,
Stahl sich die Liebe mir ins Herz;
Ob spät, ob früh, es ist dasselbe
Entzücken und derselbe Schmerz.

Aus den Genrebildern aus Tirol sei folgende Probe gegeben:

Der alte Schütz am Pragser See.

Eilf schlägt die Pragser Uhr; am Brunnentroge waschen
Die Mägde; die zum Trank geführten Kühe naschen
Im hühnerreichen Hof frisch eingeführten Klee.
Es deckt die Kellnerin den Eßtisch in der Stube;
„Auch ein Gedeck für mich!" Indes führt mich der Bube
Des Badwirts an den Pragser See.

*) Diese erste Fassung sei hier mitgeteilt, um dem Leser die Vergleichung zu ermöglichen. Das Lied führt den Titel: „Der erste Oktober" und lautet:

„Stell' auf den Tisch die blühenden Reseden,
Die Nelken und die Astern trag herbei,
Und laß uns still von uns'rer Liebe reden,
Dann denk' ich mir, es ist der erste Mai.

Gieb mir die Hand, daß ich sie heimlich drücke,
Und sieht man es, so ist mir's einerlei,
Gieb mir nur einen jener feuchten Blicke,
Dann denk' ich mir, es ist der erste Mai.

Nicht daß ich mich zu Kühnerem erdreiste,
Doch die Gedanken waren immer frei;
Mund, Aug' und Stirne küss' ich dir im Geiste
Und denke mir, es ist der erste Mai."

Durch Felsenstücke, reich behängt mit dem Damaste
Des Epheus, führt der Weg. Von einem Birkenaste
Zum andern hüpft und fliegt die gelbe Zeisigbrut;
Hoch steht der Himmelbrand im Putz der Heidelbeere
Indes am Rand des Wegs mit eingelegtem Speere
Die Distel ihren Wachtdienst thut.

Dicht steht nun Baum an Baum; die Raben-Karawane
Ruht aus auf eines Ast's weitblickender Altane,
Und drunten liegt der See, so selig blau und still,
Ein Stück vom Himmel, das entsündigt und begnadet,
Ein keusches Frauenaug', das in der Thräne badet
Und sich nicht sehen lassen will.

Kein Hauch bewegt den See, nicht eine Wellenspitze
Berührt das Traubenpaar am Strauch der Berberitze,
Das über's Wasser hängt, kein Atemzug, kein Ton —
Da fällt ein Schuß und ringsum an die Felsenwände
Das Echo klopft; es knallt, es dröhnt, es rollt, als stände
Im Feuer ein Bataillon.

Die Raben schreien auf und flüchten auf die Zinnen
Der Dolomite. — Dort der Schütz', was mag er sinnen,
Die Hände auf dem Rohr, im Auge Lust und Zorn?
Im grauen Schnurrbart liegt versteckt ein heimlich Lachen:
„Schlafsücht'ge Donner! wie? wollt nimmer ihr erwachen?"
Höhnt er und greift ans Pulverhorn.

„He, Landsmann!" rief ich ihm, „hat hier zu Lande Jeder
An Pulver Überfluß für eine Rabenfeder?"
Der Alte schließt die Pfann', spannt rasch den Hahn und spricht:
„Ein alter Fuhrmann, Herr, sagt's Sprichwort, hört gern schnalzen;
Im Stand erseh' ich's nicht und wo die Hähne pfalzen,
Zum Joch hinauf, ersteig ich's nicht.

Gebt acht nun, wie das knallt — so war es an der Rienz,
Am Eisack, an der Sill beim Klausenthor von Lienz.
Schön ist's am Scheibenstand, wenn Büchs' an Büchse kracht,
Schön ist die Gemsenjagd, schön ist's, wenn aus dem Haber
Das Rebhuhn steigt; — ich hab's versucht — das Schönste aber
Im Schützenleben ist die Schlacht."

Gewiß hat Gilm von Vorbildern und Mustern manches gelernt. Wir gewahren die Einwirkung verschiedener Dichter nach einander auf sein Wesen. Goethe und Schiller, Heine und Byron, Rückert und Freiligrath, sie und wohl noch andere haben ihn beeinflußt, das läßt sich an einzelnen Phrasen, an stilistischen Besonderheiten unschwer erkennen. Heine vielleicht zuvörderst, so wenig auch die Art der beiden Dichter sich gleichen möchte. Aber dadurch ist Gilm's Individualität in ihrem Kerne nicht angefochten worden und das wäre ihm wohl am höchsten anzurechnen. Seine Lebenskraft, die Tiefe und Macht seines Fühlens, sein freier und offener Natursinn, alles, was seine Besonderheit ausmacht, blieb unangetastet. Unsere moderne deutsche Lyrik ist nicht so reich, daß sie Gilm entraten dürfte, er gehört in die vorderste Reihe.

Und nun fragen wir: wie viele Leser dieser Zeilen wissen über Hermann von Gilm mehr, als besten Falls seinen Namen? Wie viele kennen und würdigen ihn? Hand auf's Herz und die Wahrheit gesagt, — es werden ihrer wenige sein. Solches ist das Schicksal eines deutschen Dichters, der vor 25 Jahren starb. Soviel auch die Ungunst von Zeit und Umständen beigetragen haben, Gilm den Ruhm zu verkümmern, der ihm gebührt, das liebe deutsche Publikum trägt mit Schuld daran. Da klagt man über die Dürftigkeit unserer modernen Dichtung, aber ein schöpferischer Poet wie Gilm bleibt unbeachtet im Winkel stehen. Nun ja, seine Landsleute kennen ihn wohl und freuen sich seiner, aber das ist kein Tiroler für Tiroler, sondern ein deutscher Sänger für deutsche Leser und Hörer. Gilm klagte einst:

Sagt uns, unter welchem Steine
Schlummert eures Liedes Seele,
Daß im deutschen Dichterhaine
Keine Liederstimme fehle.

Und das Volk nach allen Winden
Zieht hinaus mit den Standarten —
Doch das Grab ist nicht zu finden,
Wo sie ihm das Lied verscharrten.

Die Deutschen sind kein dankbares Volk, aber die Stunde für die gerechte Ehrung Gilm's wird noch schlagen. Seinem Heimatlande bleibt sein Schaffen unverloren. Die heute dort der deutschen Dichtung pflegen — Allen zuvor Hans von Vintler und Angelika von Hörmann — bekennen sich als treue und dankbare Erben Hermanns von Gilm.

Die Kenntnis der Dichtungen Gilm's schöpfen wir zunächst aus einer Ausgabe derselben in zwei Bänden, welche, durch Verwandte unternommen, 1864 (Wien, Gerold) erschienen ist. Sie bietet, zum Teil nach den Verfügungen des Geschiedenen, eine Auswahl des reichen handschriftlichen Nachlasses und ist bei manchen Mängeln noch jetzt die Hauptquelle für das Studium des Dichters. Denn das kleine Buch, welches soeben (1889) unter dem Titel: „Ausgewählte Dichtungen von H. v. G." (Leipzig, Liebeskind) erschienen ist, verdient zwar Lob in Bezug auf die zierliche Ausstattung durch den Verleger, ferner wegen der Aufnahme vieler Stücke, welche der ersten Edition fehlen, im Übrigen aber wird man nur den guten Willen des Herausgebers anerkennen dürfen. Seiner Aufgabe ist er in Wirklichkeit gar nicht gewachsen: er hat die Interpunktion gelegentlich verbessert, hie und da verschlechtert, ist ungeschickt in der Behandlung der Lesarten verfahren, hat sich nirgend von verständigen Gesichtspunkten bei der Ordnung des Ganzen leiten lassen, ja er hat sogar vergessen, ein Inhaltsverzeichnis beizufügen und damit seine ganze Arbeit unbrauchbar gemacht. Forscher sowohl als Genießende müssen also auf eine gute Ausgabe noch warten. Wie eine solche beschaffen sein soll, dafür gewährt die sorgsame Pflege, welche Holland den Gedichten Uhland's angedeihen läßt, ein mustergiltiges Beispiel. Einer solcher künftigen Ausgabe wäre auch zu empfehlen, daß sie in der Auswahl von Gedichten und Lesarten nicht zu sparsam vorgehe; Gilm's Lieder entschädigen für einzelne Schwächen immer wieder durch packende Schönheiten. Erst wenn dieses ganze Material chronologisch bestimmt vorliegt, wenn Gilm's prächtige Briefe in weiterem Umfang als bisher bekannt gemacht sind, dann wird es auch an der Zeit sein, in einer Biographie Leben und Wirken des Dichters zusammenhängend darzulegen. Darum ist die kleine Schrift des neuesten Herausgebers (H. v. G. Sein Leben und seine Dichtungen. Von Arnold von der Passer) vielfach mangelhaft und verfrüht, so wohlgemeint sie sonst sein möchte.

Hermann von Gilm durch eine verläßliche Ausgabe seiner Werke und eine sachgemäße Schilderung seines Schaffens eine bleibende Heimstätte im Gedächtnis der Nachlebenden zu bereiten, ist eine Ehrenschuld nicht bloß seiner nächsten Volksgenossen, sondern Aller, die sich unter uns Teilnahme für deutsche Poesie bewahren. Denn seine Lieder gehören zu den besten Kleinodien im Schatze unserer lyrischen Dichtung.

Gilm über die Wiener Märzereignisse von 1848.

Wir geben das folgende Schreiben Gilm's, von welchen bisher nur einige wenige Stellen durch Arnold von der Passer in seiner Biographie des Dichters mitgeteilt war, an dieser Stelle vollinhaltlich wieder, weil es einen denkwürdigen, historischen Moment mit seltener Treue und Lebhaftigkeit schildert, vornehmlich aber deshalb, weil es für das Wesen und die Anschauungen seines Verfassers so überaus charakteristisch ist. Eines dritten Beweggrundes zu dieser Veröffentlichung soll am Schlusse gedacht sein.

Gilm kam am 1. Juli 1847 als Gubernialbeamter nach Wien. „Ich bin in meinem Leben nie so glücklich, nie so seelenvergnügt gewesen als hier", schreibt er am 16. August desselben Jahres an seine Schwester; er begründet dies durch die Schönheit der Stadt, die Liebenswürdigkeit ihrer Bewohner. Aus derselben Tonart gehen auch seine Briefe aus nächster Zeit: „Wer das Leben liebt", schreibt er am 20. Februar 1848, also drei Wochen vor Ausbruch der Revolution, „wer ein freudiges und dankbares Kind des Gebers aller Freuden ist, der kann hier nicht verdrießlich sein. Es giebt keine Langeweile hier!" Aber dasselbe Schreiben enthält auch bereits die begeisterten Worte: „Eh es Tag wird, sind die Gipfel der Berge beleuchtet! Siehst Du es nicht brennen und leuchten auf allen Höhen der Menschheit? Nur wer die Augen gewaltsam verschließt, kann den heranbrechenden Tag nicht sehen. Und dieser Tag ist die politische und religiöse Freiheit, für die die edelsten Völker schon ihr Blut verspritzten, für die ganz Italien gegenwärtig kämpft und die auch wir Deutsche früher oder später erlangen werden." Damit ist bereits jene Tonart angeschlagen, der wir im nachstehenden Schreiben begegnen.

Wien, 16. März 1848.

Meine Lieben.

Seit 3 Tagen trag ich die Muskete. Meine Hand ist schwer, mein Herz zittert, meine Augen sind feucht. Wien hat eine glorreichere Revolution gehabt als Paris. Wir sind frei. Frei!!! Mit Blut wurde die Freiheit erkauft. Alle die Szenen zu schildern, die um mich vorgingen, vermag ich nicht. Wer Wien am 13., 14. und 15. März nicht gesehen hat, hat nie gelebt, hat nie etwas Großes gesehen, hat nie gefühlt, wie ein Volk Geschichte macht. Am 13. überall Kampf und Tod und dann der unermeßliche Jubel, das Europa durchschütternde Siegesgeschrei. In Wien wurde die Freiheit der Völker entschieden. Die Zensur ist abgeschafft, alle Religionen sind frei. Kaiser Ferdinand ist ein konstitutioneller Kaiser. Alle Finsterlinge sind verschwunden, Metternich vertrieben und mit ihm das ganze gleißnerische Gezücht. Doch ich will versuchen, in diese Ereignisse, die ich Ihnen im prophetischen Geiste ankündigte, Ordnung zu bringen. Am 13. März (Montag) war um 9 Uhr Vormittag die Eröffnung der (niederösterreichischen) Stände. Die Studenten hatten schon Tags vorher eine Adresse an den Kaiser gerichtet um Preßfreiheit, Konstitution und Ausweisung der Ligorianer und Jesuiten. Ich frühstückte in einem Kaffeehause in der Nähe des Landhauses und sah eine große Menge Menschen, Herren und Damen der gebildeten Klasse durch die Straße ziehen. Dann ging ich ins Bureau. Unterdessen hielt ein Innsbrucker Student eine feurige Rede auf der Universität; Prutz*) heißt der Student. Wir werden ihn später wieder finden. Plötzlich hieß es unter den vor dem Ständehaus versammelten Menschen, es seien die Studenten verhaftet worden. Man wollte in das Ständehaus dringen, ein Zug Linieninfanterie und Pioniere hielten den Eingang besetzt. Da kommandierte E. H. Albrecht, Wiens Kommandierender, Feuer. Mehrere Personen fielen, darunter auch ein Frauenzimmer. Nach dem ersten Peloton war aber auch das Militär über den Haufen geworfen, der Generaladjutant vom Pferd gerissen und getötet. Die Menge drang in das Haus, zerschlug alles in der Wut, die Fensterstöcke wurden aus den Mauern gerissen und Waffen daraus gemacht. Alle Meubel wurden aus den Fenstern geworfen. Dies geschah um 11 Uhr. Um ½12 Uhr hörte ich den Grenadiermarsch und das Schmettern der Kürassiertrompeten. Was ist das, schrie ich zu meinem Concipisten. Wir eilten nach den Hüten und flogen auf die Straße. „Am Hof", — der größte Platz Wiens — waren Grenadiere, Kürassiere und Linie in einem Quarré aufgestellt, 3 Generale mit einem glänzendem Generalstab, 6 Kanonen mit brennenden Lunten, und mitten in diesem Quarré, das nur von einer Straße aus frei war, eine unermeßliche Menschenmenge mit fürchterlichem Geschrei. Wir waren kaum auf dem Platze angekommen, so stürmte eine Menschenmenge heran mit Balken und Stangen das bürgerliche Zeughaus zu stürmen, wo 200,000 Gewehre lagen. Da sprengten 2 Eskadronen Kürassiere mit schrecklichem Gerassel dieser Truppe entgegen. Ich stand eingepreßt unter einem fliehenden Haufen, man sah nichts als einen schwarzen Menschenknäuel und die weißen Mäntel der Kürassiere darüber und die blitzenden Säbel. Einen dicken Rittmeister, der wütend herumhieb, sah ich noch vom Pferde fallen. Ein Wiener Pflasterstein hatte ihm Helm und Hirn zerschmettert. Es geschahen noch mehr Angriffe, wo auch die Grenadiere ins Feuer kamen. Bei einem solchen Anlaß riß ein Schusterbub von 8 Jahren einem Grenadier, unterdessen er zum Feuern anschlug, den Säbel aus der Scheide und reichte ihn dem nächsten aus dem Volke. Von diesem Augenblicke des Kampfes „am Hof" war ganz Wien in Aufstand. „Bürger heraus" tobten die Studenten durch die Straßen, atemlos, ohne Hüte, mit fliegenden Haaren. Prutz (Purtscher) hatte einen Säbelhieb über das Gesicht erhalten und wurde mit fürchterlichem Wutgeschrei auf einem erbeuteten Majorpferde durch den Stephansplatz geführt. „Hüte ab" scholl's durch die Massen und mit entblößtem Haupte führten sie den jungen schönen Mann, der bleich und blutend auf dem Pferde saß, ein sterbender Massaniello, in das Spital. Ein Bube von 10 Jahren führte das Pferd. Alle Fenster flogen auf, und mit weißen Tüchern wehten die Damen herab, während der junge Tiroler Held Küsse herumwarf. Unterdessen wurde auf dem Judenplatz, vor der Polizei, auf dem hohen Markt gefeuert. Neben mir fiel auf dem hohen Markt ein alter Mann, das Militär wurde ausgepfiffen, verhöhnt, ein Schrei der Wut erfüllte die unermeßliche Stadt. Keine Equipage, alle Läden geschlossen, überall Volksredner auf den Laternen Pilastern. Endlich sammelten sich einige uniformierte Bürger. Sie wurden geküßt, umarmt, in der Luft getragen. Das bürgerliche Zeughaus öffnet sich. Alles stürzt nach den Waffen. Türkensäbel, Musketen aus dem 7jährigen Krieg, alte vermoderte Fahnen kamen an die Frühlingssonne des glorreichen 13. März. Freiheit! Nieder mit Metternich! Wir sind verraten! Nach der Burg! Sieg oder Tod! So lautet das unermeßliche Geschrei eines aus langem Schlaf erwachten Volkes. Vor dem neuen Burgthor stürmen die Vorstädtler heran, man hört das Kleingewehrfeuer von der Bastei. Es war ein fürchterlicher Moment. Sechs Bürger-Offiziere dringen endlich mit Gewalt in die kaiserlichen Gemächer. Da war der Kaiser, E. H. Franz Karl, Johann und Ludwig und Metternich. „Durchlaucht, Sie müssen augenblicklich abdanken, sonst stehen wir für Nichts mehr", schrieen die Bürger-Offiziere den Metternich an. Bei Hof hatte Alles den Kopf verloren, der Kaiser beinahe ohnmächtig. Metternich dankt ab, flüchtet sich in einem Fiaker aus der Stadt. Man weiß heute noch nicht wo er ist. Für Diesen giebt es keinen Zufluchtsort in Europa. Alles wird bewilligt. Aber nur mündlich versprochen. Man traut nicht. Wer Waffen tragen kann, ist bewaffnet. Die Damen wehen mit Tüchern und Schürzen den Freiheitshelden Mut zu. Es ist 7 Uhr abends. „Lichter heraus!" stürmt's durch die Stadt. In einem Augenblick ist ganz Wien glänzend

*) Wohl Purtscher (Adolf).

beleuchtet. Jedes Fenster wird zertrümmert, wo kein Licht brennt. Dies traf alle öffentlichen Gebäude. Der Erzbischof beleuchtete erst, als ein Wiener Pflasterstein in seinem Zimmer lag. Alle Wachthäuser werden nieder gerissen. Freiheit, Freiheit, tobt es durch die beleuchtete Stadt. Und dazu diese bewaffneten Scharen; das Militär hat sich auf das Glacis und in den Burghof zurückgezogen. Ich sah das Kürassier-Regiment durch das Schottenthor sprengen, mit einem solchen Gepfeife verfolgt, von dem man sich keinen Begriff machen kann. In der Nacht vom 13. auf den 14. schlief vielleicht kein Mensch in Wien. Ich trank Chokolade mehrere Tassen auf der Wacht, die uns hübsche Mädchen brachten. Überhaupt haben die Damen in Wien eine große Rolle gespielt. Sie haben durch ihre allgemeine Teilnahme die Begeisterung bis zum Wahnsinn gesteigert. Man achtet das Leben keinen Strohhalm mehr. Der Tod für die Freiheit, für den Sturz der Finsternis wurde zur Wollust.

Am 14. kam die a. h. Entschließung über Preßfreiheit. Da wurde die Revolution schon ein Fest. Die rote Farbe wich von den Kokarden und Alles schmückte sich mit weißen Zeichen. Von den Fenstern der ganzen Stadt flogen Kokarden, Bänder, Schürzen, Schleier, ich sah Damen ganze Körbe voll Kokarden herabwerfen. Auf der Straße gaben sie weiße Bänder und Schleier von ihren Hüten. Eine Grisette warf ihr Häubchen einer Bande zu, es wurde auf die Fahne gebunden. So ging der ganze Tag vorüber, zwischen Freude und Furcht. Draußen auf dem Glacis das Militär, in der Stadt die Freiheitshelden und in den Vorstädten Plünderung und Kampf. Alle Akzishäuser, mehrere Fabriken verbrannt. Die Finanzwache vertrieben, ein Finanzsoldat lebendig im Feuer gebraten. Es sollen Scheußlichkeiten unter diesem Volke vorgekommen sein, die man nicht nachschreiben kann. Jahrelanger Druck, Aussaugung und Verdummung hat Hyänen aus diesen Menschen gemacht. Am 15. wurde die Konstitution und volle Preßfreiheit und die Errichtung einer Nationalgarde ausgerufen. Da leg ich die Feder nieder. Was von dieser Zeit in Wien vorging ist nicht zu beschreiben, man weint, man umarmt sich, die Studenten werden im Triumphe herumgeführt, tausend und tausend Fahnen mit Inschriften erscheinen. Alle Gebetbücher in den Buchhandlungen verschwinden und machen allen verbotenen Büchern der Welt Platz. Kaiser Josephs Reiterstatue wird mit Blumen bekränzt, eine weiße Fahne mit goldener Inschrift „Preßfreiheit" flattert in seiner segnenden Hand. Hunderttausende wallfahrten zu diesem „Heiligen", der am 13. März wieder auf den Altar kam. Jede Nacht ist die ganze Stadt und alle Vorstädte glänzend beleuchtet, Fackelzüge, Lieder, Siegesgeschrei. Von allen Fenstern wehen Fahnen und wo sich ein Freiheitskämpfer zeigt, wird er von den Mädchen und Frauen Wiens mit Tücher-Schwenken begrüßt. O es ist eine erhebende Zeit. Man glaubt zu träumen und springt immer wieder auf die Gasse, um sich von der vollen Wahrheit zu überzeugen. In der Stadt sind 29 Tote geblieben. Morgen um 2 Uhr ist das feierliche Begräbnis derselben.

17. März. Ich brachte den Brief gestern nicht zu Ende. Ich mußte die Muskete nehmen; die hat wahrscheinlich schon den Türkenkrieg mitgemacht, denn sie wiegt 20 Pfund. Bis in der Nacht um 1 Uhr stand ich in Fünfhausen, 1½ Stunde von Wien. Ein Piket Husaren feuerte auf uns. Glücklicher Weise wurde von unserer aus sieben Mann bestehenden Patrouille keiner getroffen. Ich hatte Mühe die Leute vom Feuern abzuhalten. Wir hatten jeder 3 Kugeln in der Muskete und eine Handvoll Hasenposten, wir hätten wahre Kartätschenschüsse gemacht. Es war ein Mißverständnis, sie hielten uns Nationalgardisten für Mordbrenner. Unsere Equipierung ist merkwürdig. Ein schwarzer Oconell Paletot, blaue Hosen, schwarzer Hut, gelbe Handschuhe. Auf der Brust eine ungeheure Kokarde, um den Leib einen Riemen, daran ein Schwert mit rostiger Stahlscheide. Ein weißes Atlas-Bandelier und auf dem Hute ebenfalls eine Kokarde mit einem breiten Papiere, das wie ein Schild den vorderen Teil des Hutes bedeckt, mit goldener Inschrift „National Garde." — Wir werden aber in kurzer Zeit sehr schöne Uniformen bekommen und neue Gewehre. Wir sind schon 100,000, und nehmen es mit den „Schwarzen" der ganzen Welt auf. Jede Stunde erscheinen neue Proklamationen, freie Lieder, Schmähschriften auf Metternich und seinen Anhang. Sie werden überall zu tausend um 1 Kr. verkauft. Heute ist das feierliche Leichenbegängnis der Gefallenen. 7 Studenten sind darunter. Ich sah alle 29 Särge mit einer Pracht, mit einem Blumenfrühling geschmückt, wie es nur der Geschmack der Wiener erfinden kann. Alle Stellen müssen mit dem Leichenzug, die ganze Nationalgarde macht Spalier. So wurde noch kein Fürst begraben wie diese Helden der Freiheit begraben werden. Schon viele höhere Beamten haben abgedankt oder werden dazu gezwungen. Einige sind versteckt. So wird es in allen Städten werden. Die Jesuiten können nicht bleiben, die geheime Justiz wird aufgehoben, Mündlichkeit und Öffentlichkeit im Gerichtsverfahren. Das neue Ministerium dem Volke verantwortlich. O! die Masken werden fallen. Tirols ärgste Betbrüder werden jetzt Freiheitsmänner werden! Es wird ein Spaß zum Todlachen, wie diese nackten Menschen an des Lichtes Sonne ihr Hemd wechseln werden. O, armer! unglücklicher! Vater, du hast diese Zeit nicht erlebt, aber in den gefährlichsten Momenten dachte ich mir oft, Vater, vielleicht trägt mich eine Kugel in deine Arme und mein erstes Wort, das ich dir sage, ist: Österreich ist frei!! Was ich geliebt von dem Tage an als ich zum Bewußtsein kam, für was ich 20 Jahre gestrebt, geduldet, gelitten, geweint habe, das steht strahlend, wirklich, in heller Märzsonne vor meinen Augen. „Herr, nun nimm Deinen Knecht zu Dir", sag ich mit Simon. Ich war stets ein Liberaler. Das wußtet ihr, wußte ganz Tirol. Nun darf ich es sein, mit Stolz, mit Freude. Jeder Österreicher ist es jetzt. Der Kaiser sprach vom Balkon herab: „Meine freien Wiener sollen leben!" Er möge bald sprechen können: „Meine freien Tiroler sollen leben!" Ich beneide nur die jungen Studenten. Vollkommene Lehrfreiheit ist gewährt. Das ganze alte Erziehungssystem als Knechtschaft, Geißel und Fessel des Geistes in das Grab gelegt. Glück auf! Lebt Alle wohl.

Ein Seliger.

Wir haben eingangs erwähnt, daß uns nicht bloß der interessante Inhalt und das Charakteristische der Tonart dazu bewogen, aus den uns zur Verfügung gestellten Briefen Gilms gerade diesen herauszugreifen. Es geschah auch deshalb, weil diese Veröffentlichung die wirksamste Verteidigung gegen einen Vorwurf ist, welcher in letzter Zeit gegen den edlen Dichter erhoben wurde. In einer höchst sonderbaren Charakteristik Gilm's, welche 1884 in einer Leipziger Revue erschien, wurde ihm vorgeworfen, es habe ihm an Mut gefehlt, für die Sache der Freiheit einzutreten, wie es dem Sänger des Jesuitenliedes geziemt hätte, daß er sich aber gleichwohl in Briefen nach Innsbruck geberdet, „als ob er überall dabei gewesen wäre." Der vorliegende Brief giebt darauf die rechte Antwort und wenn dort ferner berichtet wird, daß Gilm am 15. März 1848 auf die Frage eines anderen tirolischen Dichters, ob er nun auch nicht werkthätig in die Ereignisse eingreifen werde, ausweichend zur Antwort gegeben habe: „Meine Waffe ist das Wort und nicht das Schwert", so wird dieses angebliche Gespräch schon dadurch in die richtige Beleuchtung gesetzt, daß jene Frage nach einem werkthätigen Eingreifen am 15. März gar keinen Sinn hatte, da an diesem Tage die Revolution bereits vorbei war und Wien ob der Gewährung der Volkswünsche im Festjubel schwamm. Überdies trug Gilm bereits seit dem 13. März, jedenfalls aber seit dem 14. die Waffen, und was hätte er am 15. mehr thun sollen?! Wer jenen Verleumdungen auch nun noch Glauben schenken will, mag dies thun! Aber er wird sich nicht mehr darauf ausreden können, daß er sie bona fide nachgesprochen hätte.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

VI. Band. 8. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Juli 1889.

Im Frühlingswald.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung.)

Nun hielt Richard Zumsteg abermals einen Brief aus Hamburg in Händen, dessen Handschrift er sogleich in der Adresse erkannte. Diese zeigte die nämlichen charaktervollen und doch zierlichen Buchstaben, die ihn schon beim ersten Erblicken höchst sympathisch berührt hatten. Eigentlich war durch die Schrift wesentlich das Interesse erweckt worden, das er damals an dem Briefe genommen.

Schlug das Herz ihm ein bißchen schneller? Was entgegnete Madlene Romwald wohl auf sein -- wie er nachträglich empfunden — sehr merkwürdiges und unverständlich kunterbuntes Schreiben? Wahrscheinlich nur wenige, höflich dankende Worte mit Beifügung einer kleinen — und nicht unverdienten — sarkastischen Bemerkung. Es war ihm unangenehm, daß er in so einfältiger Weise geschrieben hatte, aber das ließ sich jetzt nicht mehr ändern, er öffnete das Kouvert und las:

„Lieber Herr Doctor!

Haben Sie besten Dank für Ihre nochmalige Antwortsbemühung. Ich werde daraufhin die Angelegenheit sofort mit dem Wirt in Ordnung bringen und freue mich sehr darauf, schon in den nächsten Tagen selbst bei ihm einzukehren."

Richtig, das waren genau die paar höflichen Dankesworte, wie er sie erwartet hatte. Danach folgte jetzt noch die kleine sarkastische Schlußwendung, zu seiner Überraschung allerdings etwas länger, als er gedacht, denn sie erstreckte sich noch bis auf die andere Briefseite. Offenbar eine Medizin, um sicher zu wirken, in stärkerer Dosis verschrieben. Die Neigung trieb ihn, sich den höchstens leicht mit Zucker versetzten unangenehmen Geschmack zu ersparen. Aber er hatte verdient, die Pille schlucken zu müssen, und las weiter:

„Ihr Brief hat mich so wundersam berührt, daß ich es nicht unterlassen kann, Ihnen dies noch beizufügen. Ich bin nicht im stande, zu sagen, was eigentlich die besondere Wirkung in mir hervorgerufen — wie es in Ihrem Gedicht steht: Ein Rauschen im Laub, ein Sonnenlichtgeflimmer, ein Blütenduft, ein Hauch, ein Nichts. Aber es ist daraus auch über mich mit dem vollen Aufleben einer Erinnerung gekommen, unsagbar lieblich, und bitter das Herz zerreißend — ich weiß nicht, ob ich Ihnen dafür danken oder Sie darum hassen soll. Das ist ein thörichtes Wort, Sie kennen mich ja nicht und haben mir nichts damit anthun wollen, weder Gutes noch Böses, sondern nur Ihrem eignen Fühlen Ausdruck gegeben. So ist's zugleich unverständlich und unverständig, was ich hier geschrieben, doch ich konnte nicht anders; wenn ein Ton einer Saite angeschlagen wird, da klingt eine gleichgestimmte in willenloser Schwingung mit. So ist's auch mit der völlig gleichen Empfindung der Seele oder des Herzens — nein, ich will Ihnen Dank dafür sagen, die Schönheit überwiegt doch den Schmerz. Ich könnte hinzusetzen, daß mich noch Anderes in Ihrem Briefe seltsam, unnennbar berührt hat, allein wozu? Sie würden mich doch nicht verstehen können; was bei Ihnen vielleicht, wahrscheinlich nur der Ausfluß einer vorübergehenden Stimmung gewesen, ist der tiefste, traurigste Ernst meines Lebens. Unsere Naturen müssen doch sehr Gegensätzliches enthalten, wenn es sich scheinbar auch nur in etwas höchst Geringfügigem äußert. Aber ich freue mich auf nichts so sehr, als Anemonen und Himmelsschlüssel wieder zu sehen.

Verzeihen Sie diese Nachschrift, die einen Fremden in nichts interessieren kann; sie drängte sich mir gegen Absicht und Willen auf. Ich

erinnere mich, daß ich bei dem ersten Brief an Sie abgerufen wurde und einen Veilchenstrauß wohl ziemlich lange darauf liegen gelassen; der wird dem Blatte seinen Duft mitgeteilt haben.

Also mit nochmaligem besten Dank für die von Ihnen ausgewählte, sicherlich gute Unterkunft und mit freundlichem Gruß

Madlene Romwald."

Richard Zumsteg hatte mit steigender Verwunderung gelesen, vollständig Anderes erwartet gehabt. War das die spöttische Anzüglichkeit, die er durch sein unkluges Schreiben herausgefordert und — er fühlte es jetzt deutlich — etwas gefürchtet hatte?

Er las den Brief zum andernmal. Derselbe war eigentümlich, besaß eigentlich zwei getrennte, völlig verschiedenartige Teile. Im kurzen ersten enthielt er ganz so die knappe Dankäußerung, wie der Empfänger es sich vorher gedacht. Dann aber sprach sich in der Fortsetzung ein tiefempfindendes, im Innersten bewegtes Frauengemüt aus, unverkennbar, wie die Worte es besagten, wider Willen und halb wider Wissen zum Niederschreiben einer wehvollen Klage fortgedrängt. Eine Schleierhülle lag über dem Urquell der letzteren gebreitet, ein undurchsichtiges Gewölk, wie auch sein Brief nur in unverständlicher Andeutung geredet. Aber zweifellos hatten seine Verse den zweiten Teil des Antwortbriefes veranlaßt. Sie waren ein Stab gewesen, der an ein Gestein geschlagen und seltsam die geheime Kraft besessen, daraus unwillkürlich einen Quell hervorspringen zu lassen — einen Quell von verhaltenen Thränen.

So hatte er sich Madlene Romwald nicht gedacht, sich nach der Natur ihres Bruders auch nicht vorstellen können. Dieser mußte selbst nichts von einem tiefen Lebensschmerz seiner Schwester wissen, hatte wenigstens nie mit einem leisesten Wort darauf hingedeutet. Freilich lebten sie ja schon seit einer Reihe von Jahren an verschiedenen Orten, kamen nur selten einmal flüchtig zusammen. Da konnte sich wohl etwas zugetragen haben, das sie verschwiegen in sich barg, von dem ihn keine Ahnung berührte.

Wie die Schrift ihn eigen ansah, noch mehr, noch anders, als von dem ersten Brief! Es zog ihn, seine Hand so auf das Blatt zu legen, wie die der Schreiberin es gethan. Ihm war's, als komme daraus noch Wärme von der letzteren herauf, und ebenso, als hauche ihn wieder Veilchenduft an. Beides beruhte auf Täuschung; das Papier war kühl und mit keinem Veilchen in Berührung gekommen. Aber Sinnesempfindungen warden nicht allein von außen durch Wirklichkeiten geweckt, vielleicht noch lebhafter, noch „wahrer" von innen, durch die Macht der Einbildung.

Er trat ans Fenster, vor dem immer noch von den Dächern der Schnee herabthaute. Doch die Märzsonne machte offenbar Ernst, mit ihm aufzuräumen, es wollte Frühling werden.

Gab es einen Zufall, der, nach der Anschauung der Alten, ein überschleierter Schicksalswille war?

Und anderseits — was half es denn, in der Selbstquälerei fortzubeharren, sie nach sechs Jahren noch immer in gleicher Weise in sich weiter zu tragen? Er hatte Alles gethan, was das Gewissen, Reue, Ehre, was das Herz ihm geboten, doch es war umsonst gewesen, blieb so bis zum Ende seines Lebens. Sollte er dies um einer verhängnisvollen Stunde willen für alle Zeit, ganz und gar verkümmern lassen?

Und seltsam, kam ihm hier nicht — welches Gleichnis wandte sie an? — dieselbe Schwingung einer Saite entgegen, die in seinem Innern bebte? Eine absichtslose Wechselwirkung war's gewesen, nicht zu sagen, wer sie begonnen, wo der Klang entstanden und von wo der Widerhall gekommen. Es lag darin wie etwas Magisches, mit den gewöhnlichen Sinnen nicht Erfaßbares — wie eine Bestimmung.

Sollte er nochmals wieder auf den Brief Madlene Romwald's antworten? Was vermochte die Feder denn zu sagen? Fragen, welcher Art der bittere Lebenskummer in jener sei, ob er unheilbar fortbestehen müsse? Das wäre ebenso unzart als thöricht von Jemandem gehandelt, den sie nie mit Augen gesehen.

Die glänzenden Diamanttropfen fielen immer rascher und dichter vom Dach herunter, und Richard Zumsteg stand, leise mit den Fingern auf der Scheibe spielend, und blickte auf das von der Sonne mit dem Winterschnee betriebene Frühlingsspiel hinaus.

* * *

Der Rechtsanwalt Gustav Romwald hatte sich fast acht Tage lang redlich abgemüht, in das Mysterium des Wertunterschiedes zwischen Gerstenbeize und Lohbrühe einzudringen, so daß er zuletzt überall auch einen besonderen Geruch um sich zu verspüren glaubte, doch nicht von Veilchen, sondern von gegerbten Rindshäuten. Nun

aber hatte er seine Akten mit glanzvollster Beweisführung für das von jeder wissenschaftlichen Koryphäe Europas als unzweifelhaft anerkannte Recht seines Klienten geschlossen, überließ das Weitere vertrauensvoll der höchsten Weisheit des von der Vorsehung und vom Staate für solche tiefgreifende Entscheidungen mit dem Amt und dem Verstande ausgestatteten Zivilsachenrichters und fühlte vor der Hand ein außerordentliches Verlangen, sich in anderen Vorstellungen als Gerbereien und zwischen anders als Müller und Schulze benannten Leuten zu ergehen. Im Begriff, mit sich darüber zu ratschlagen, auf welche Weise er diesen Trieb am ausgiebigsten befriedige, erhielt er einen Brief von seiner Schwester, der ihm ihre Abreise nach dem Schwarzwald anzeigte und bereits aus der Stadt Hannover datiert war. Daneben aber befand sich kurz noch eine andere Mitteilung, die ihn in sprachlosem Erstaunen auf das Blatt sehen und in Ungewißheit ließ, ob er Freude oder Verdruß darüber empfinde. Wenigstens mischte sich ihm beides ineinander; nach einigem Besinnen nahm er Mantel und Hut und begab sich mechanisch zur Wohnung seines Freundes Zumsteg. Was er bei diesem wollte oder vielmehr ihm zu sagen beabsichtigte, hatte er sich nicht klar gemacht, doch fand er sich bei seiner Ankunft unerwartet auch der Nötigung dazu überhoben. Die Stubenthür des jungen Dr. juris stand weit offen, denn ein häuslicher Scheuergeist benutzte die Abwesenheit des Bewohners, eine Überschwemmung auf dem Fußboden anzurichten, reckte den nicht gerade elfenhaften Kopf zwischen Wasserkübel und Schrubbbürste auf und beantwortete eine Frage des Eintretenden dahin, Herr Zumsteg habe gestern zum Glück plötzlich eine längere Reise unternommen, und nun könne hier doch Gottlob endlich einmal geschehen, was Rechtens sei. Solche Junggesellenwirtschaft sei ja ein leibhaftiges Sodom und Gomorrha, über das sonst eine Sündflut hereinbrechen müsse. Damit platschte die mit der alttestamentlichen Chronologie, wie es schien, ein wenig unbekümmert Umspringende den Inhalt ihres Kübels gegen Romwald um, daß eine seifenschaumige Sturzwelle seine Füße zu verschlingen drohte und er sich seinerseits auch nur durch einen Sprung aus der Sündflut zu retten vermochte. Der letztere brachte ihn an den Schreibtisch Zumstegs, und sein über denselben hinfallender Blick ließ ihn die Hand nach einem darauf liegenden, den Poststempel Hamburg tragenden Brief ausstrecken. Vielleicht befand sich darin noch irgend ein Kommentar zu der überraschenden Nachricht, die er eben von seiner Schwester erhalten. Doch es war nur ein leeres Kouvert, das er außerdem schon wieder hingelegt, da der zweite Blick ihn belehrt hatte, daß es eine fremde Handschrift, nicht die Madlenes trage. So erkundigte er sich noch bei dem Wasserungeheuer, wohin Zumsteg gereist sein möge und wie lange er wohl fortbleibe; aber darüber wußte die auf den Knieen am Boden Rudernde oder Schwimmende keine weitere Auskunft zu geben, als: „Wenn's trocken ist, kann er wieder kommen," und mit einem abermaligen Turnersprung über die chaotischen Schaumwellen an die Thür zurückflüchtend, verließ der junge Anwalt das Haus des Schreckens.

* * *

„O Schwarzwald! Ihr Halden, ihr sonnigen Höh'n,
Ihr heimlichen Tiefen, wie seid ihr so schön!
Wie steigen so trotzig die Tannen hinauf!
Wie wandern die Wasser in rauschendem Lauf!

Die Matten so grün und die Felsen so grau,
Und drüber die Wolken so leuchtend im Blau!
Es schweift in die Weiten der freudige Sinn,
Es schwebt wie auf Schwingen die Seele dahin.

Und drunten im Thale am schimmernden Bach
Ein flimmerndes Türmchen, ein trauliches Dach —
Es lacht ob der Wirtsthür als goldnes Symbol
Die schaukelnde Sonne: Hier rastet sich's wohl!"

Richard Zumsteg war's der die Verse in den blauen Märztag vor sich hinsummte. Das Abwarten der Frühlingseinkehr in Berlin hatte ihm zu lang gedauert und er befand sich im Schwarzwald. Hier traf er Alles so an, wie er sich's gedacht; wohl steckten die Bergkuppen und selbst tief herab die Waldlehnen noch dicht in ihren weißen Winterkleidern, doch darunter beschäftigten sich die Tiefthäler, wo sie gegen Nord und Ost Deckung besaßen, mit der Anlegung ihres Lenzgewandes, bestickten dies schon da und dort emsig mit blauem, goldgelbem, weißrötlichem Blütenputz. Es konnte nicht Wunder nehmen, die Luft umgab so lind, in der Sonne fast schon heiß, und das erste junge Leben am Bodengrund wollte sich nicht mehr zurückhalten lassen. Auch in den Lüften gaukelte es bereits blumengleich, Zitronenfalter und rotblitzende „kleine Füchse". Nur das Laubgezweig stand noch völlig kahl und gemahnte, es sei erst März, nicht Mai.

Aber der Gegensatz war groß, in den Zumsteg sich innerhalb eines Tages und einer Nacht aus der norddeutschen Ebene an den Oberrhein ver-

jetzt hatte. Es war ihm plötzlich gekommen, so daß er um ein paar Stunden später im Eisenbahnwagen gesessen; nun sah man, er befand sich nicht in fremder Welt hier, kannte Weg und Weise des Thal's, in das er zu Fuß hineingewandert. Er verfolgte es aufwärts, schlendernd, die Zeit verbringend. Darin bestand der Zweck seines Hierseins, umherschweifend die warme, köstliche Luft zu atmen; ab und zu pflückte er am stillsonnigen Rain sich Veilchen und roch im Weitergehen daran. Den Abend und die Nacht verbrachte er in einem Dorfgasthaus, fragte am nächsten Morgen den Wirt, ob man wohl über den Bergkamm nach Süden in das parallel laufende Nachbarthal hinüberkommen könne. Der Befragte riet ab, droben werde noch ziemlich tiefer Schnee liegen, und Zumsteg erwiderte, das vermute er auch, so sei es wohl besser, davon abzustehen. Er trat den Rückweg thalwärts an; was er suchte, fand er ja auch so, hier ebensowohl, wie drüben. Doch eine Viertelstunde unterhalb des Dorfes hielt er kurz an und stieg darauf dennoch rasch, ohne Besinnen, gegen die Bergwand empor. Auf dem abzweigenden Fußweg war er schon einmal früher gegangen; was lag denn daran, wenn er etwas in Schnee geriet? Ein Wanderer zog doch vor, in anderem Thal wieder zur Rheinebene hinunter zu kehren, als in dem gestern schon durchschrittenen. So ließ er sich durch Geröll und Gerinnsel auf dem Pfad nicht anfechten, dann ebensowenig durch den in der That stellenweise noch recht tüchtig aufgestaffelten Schnee. Selbst dieser war hier doch ganz anders, als in den Straßen von Berlin, man brach ohne Mißmut in ihn hinein und arbeitete sich wieder heraus. Zu lang dauerte es außerdem nicht damit, der Höhenkamm besaß einen nur schmalen Grat, und drüben an der Südseite hatte die Sonne schon tüchtig mit der weißen Decke aufgeräumt. Wo eine Quelle, von frischem Grün umfaßt, aus der Erde brach, flammte bereits eine große goldene Bachranunkel auf. „Auch eine Sonne," sagte Richard Zumsteg.

Er blieb einen Augenblick stehen und sah vor sich in das jetzt unter ihm hingewundene jenseitige Thal hinab. Eine Hauskapelle mit einem kleinen Türmchen flimmerte herauf, daneben ein breit hingelagertes behagliches Schindeldach, zu dem der Weg sich hinunterschlängelte; der Absteigende mußte daran vorüber. Ein ländlicher, doch groß-geräumiger, Vertrauen einflößender Gasthof war's, über dessen Thür als Wirtsschild eine strahlenwerfende goldene oder vielmehr messingene Sonne in der wirklichen funkelte. Drunter stand der Sonnenwirt, hielt die Augen musternd auf den Ankömmling verwandt, riß plötzlich erfreut seine Mütze vom Kopf und rief: „San's willkomme, Herr Doktor! Des isch aber brav, daß wir Sie a wieder hier hawn. I bin Ihne schön ze Dank für die erschte Gäst', die Sie uns zug'schickt."

Es flog ein bißchen rot über Zumsteg's Gesicht, er schüttelte die ihm entgegengestreckte Hand des Wirtes und antwortete: „Ja so — dies ist ja die „Sonne" — ich hatte vergessen — führt der Weg grad' d'rauf hinunter?"

Er hatte gar nicht daran gedacht — es war ein merkwürdiger Zufall, daß er grade an den Platz gekommen, den er Madlene Romwald zum Aufenthalt anempfohlen, und aus der Ansprache des Wirtes vernahm er, sie befinde sich in der That schon hier. So mußte er wohl seine Absicht, vorüber zu wandern, aufgeben und für einige Augenblicke einkehren; sie erfuhr natürlich, daß er hier gewesen sei, und hätte es doch als Unart aufgenommen, wenn er sich davongemacht, ohne die Schwester seines besten Freundes, mit der er obendrein in der letzten Woche mehrere Briefe gewechselt, zu begrüßen. Rasch trat er in die Gaststube ein und stellte eine zeitlang vor einem Spiegel die Ordnung seiner vom Übersteigen des Bergkammes etwas mitgenommenen äußern Erscheinung wieder her; dann empfand er vor dem Besuch noch ein dringliches Bedürfnis nach einer Erfrischung auch seines Innern, ließ sich einen Schoppen „Glotterthaler" bringen, der ihm in guter Erinnerung stand, und leerte sein Glas hurtig ein paarmal aus. Der stark feurige Wein verfehlte nicht, seine geistige Wirkung zu üben; er regte die Sinne lebendig an, machte frei von aller Befangenheit und Unschlüssigkeit, so daß Zumsteg selbst nicht mehr begriff, warum er sich eigentlich verhehlt habe, daß die „Sonne" hier das Ziel seiner Fahrt von Berlin an den Oberrhein und seines Umherwanderns im Schwarzwald gewesen sei. Nun war sein Fläschchen leer, und er stieg die bekannte Treppe hinan und klopfte an eine Thür.

Von drinnen antwortete es mit heller, fröhlicher Stimme: „Herein!" Auf dem Tisch des Zimmers stand in einem Glase ein Strauß von Anemonen und Himmelsschlüsseln hübsch zusammengeordnet, davor saß eine junge Dame und bemühte sich, die Frühlingsblumen mit

Aquarellfarben auf dem Blatt eines Skizzenbuches wiederzugeben. Sie drehte hastig den Kopf, als ob sie Jemanden erwartet habe, doch sah sie dann den auf der Schwelle Anhaltenden mit einem Ausdruck von Enttäuschung überrascht-verwundert an.

Das Gleiche that auch er. War das Madlene Romwald?

Nun stand sie auf und sagte höflich: „Sie irren sich vermutlich, mein Herr."

Nein, so hatte er sie sich durchaus nicht gedacht. Ohne Frage war sie ja ein hübsches und anmutiges Mädchen, gleich an der Ähnlichkeit mit ihrem Bruder erkennbar. Aber —

Wie konnte dies heitere, von innerlichem Glück durchleuchtete Gesicht einen tiefen, dem seinigen ähnlichen Erinnerungsschmerz in sich tragen und diesem so Ausdruck geliehen haben?

Es wandelte ihn unwillkürlich an, zu erwidern: „Ich bitte um Entschuldigung — allerdings, ich habe mich geirrt —"

Doch das wäre unsinnig gewesen; wie die Sache lag, galt es, in möglichst gewandter Art den Irrtum so zu verbessern, daß ein Vorhandengewesensein desselben völlig im Verborgenen blieb, und Richard Zumsteg entgegnete mit artiger Verbeugung:

„Nein, verehrte Freundin, meine Augen belehren mich, daß ich an die richtige Thür geklopft habe. Die Ihrigen sind freilich nicht in der Lage, dies zu beurteilen, da sie wohl große Ähnlichkeit mit denen Gustav's besitzen, aber ihm doch nicht angehören. Ich komme auf einem kleinen Ausflug in den Schwarzwald hier vorüber und fand, daß es doch meine Pflicht sei, bei Ihnen vorzufragen, ob Sie mit dem Aufenthaltsort, an den mein Rat Sie gebracht, zufrieden sind?"

Einen Augenblick stand Madlene Romwald wortlos-erstaunt, bis sie hervorbrachte: „Sie sind — sind Doktor Zumsteg?"

Sie errötete ein wenig; allerdings hatte sie Grund, nicht minder überrascht zu sein, als er. Sein Hierherkommen besaß zwar etwas Eigentümliches, verknüpfte sich unvermeidlich in der Vorstellung mit den wunderlichen Auslassungen seines letzten Briefes. Aber der Ton, in dem er gesprochen, war so leicht gesellschaftlich, bei aller Artigkeit so innerlich kühl, daß er keinen Gedanken daran beließ, Richard Zumsteg trage eine Übereinstimmung mit dem geheimen Wunsch ihres Bruders in sich. Er mußte in der That nicht von einer Absicht in den Schwarzwald hergeführt sein, sondern nur durch Wanderlust, und einen Zufall, der ihn dabei in dies Thal gebracht, benutzt haben, um im Vorübergehen einen Besuch abzustatten. Das empfand Madlene aus seiner Anrede mit weiblichem Instinkt; er war eigentlich nicht um ihretwillen hier, fühlte sich nur durch die Freundschaft mit Gustav dazu verpflichtet. Seinerseits aber mußte er beinah nach der knappgefaßten Erwiderung ihres letzten Briefes den Glauben hegen, sie habe ein wärmeres Gefühl, eine Absicht aus seinen Worten herausgelesen und bezweckt, durch jene Kürze beiden ein kurzes Ende zu bereiten. Ihr war's, als sei eine Hindeutung darauf leicht spöttisch aus seiner Begrüßung hervorgeklungen. Das ließ ihr die Röte ein wenig ins Gesicht steigen, doch sich schnell fassend, reichte sie ihm die Hand entgegen und fügte ihrer erstaunten Frage nach:

„So seien Sie mir herzlich willkommen, haben Sie Dank, daß Sie mich an diesen köstlichen Platz gebracht, und nicht weniger dafür, daß Sie mich hier aufsuchen, und verübeln Sie mir meine letzte lakonische Antwort nicht. Ich war so in Anspruch genommen, daß ich nicht mehr Zeit, als für die paar fast unfreundlich kurz aussehenden Worte finden konnte."

Das klang unverständlich, und Zumsteg wiederholte: „Kurze Worte? Sie sprachen sich allerdings nicht deutlich aus, aber sie —"

Jetzt fiel Madlene ein: „Lassen wir sie, lieber Freund! Ich hoffe, wir werden ja auch gute Freundschaft fortan halten, und ich habe keinen Grund, zu verschweigen, was mir an dem Tag Zeit und andere Gedanken nahm, sondern kann dem Freunde Gustav's mitteilen, wie ich es meinem Bruder geschrieben, daß ich mich verlobt habe."

„Verlobt?" Der Hörer sah sie verwundert an. „Also das war das Liebliche und zugleich Traurige, von dem Ihr Brief sprach — weshalb Sie sich darauf freuten, Himmelsschlüssel und Anemonen wieder zu sehen?"

(Schluß folgt.)



Lanzelot.

Schauspiel in fünf Akten von **Otto Roquette**.

(Fortsetzung.)

Zweiter Akt.

(Trinkstube im Hause der Deutschen (Fondaco). Durch Pfeiler und Bogen im Hintergrunde Durchblick in einen geräumigen Hof mit Warenballen, Kisten, Fässern u. s. w. Rechts und links vorn Tische und Stühle. **Veit Imhof** tritt auf mit zwei deutschen Kaufleuten. Gleich darauf **Lanzelot**.)

Veit. Er hat die beste Hoffnung mir gegeben,
Und ist ein würd'ger Herr. Auch meinen Vorschlag
Sich mit Neapel zu verständ'gen, wegen
Des Saffrans, wies er nicht so von der Hand.
Allein dergleichen will doch überlegt sein!
Nun aber hab' ich etwas, liebe Herrn,
Mir ausgedacht — es lockt mich sehr! Wenn wir's
Gemeinsam unternähmen! Grade jetzt
Steht's gut. Rohseide, Camelot und Samt
Hab' ich in großen Lagern ausgespäht
Zu leichtem Preis, und venetianisch Glas
Der allerschönsten Art, so annehmbar,
Daß man es nicht versäumen sollt! Ich habe
Plan und Geschäft im Kopfe schon berechnet,
Und sag' Euch gleich —

Lanzelot. Gott grüß Dich, Bruder Veit!

Veit. Ei, Brüderchen! Willkommen! Nun, wir wollen
Heut noch von Herzen plaudern. Laß mir nur
Noch kurze Zeit für ein Geschäft! Ihr Herrn,
Wenn's Euch beliebt, zu prüfen meinen Plan,
In meinem Zimmer dann! Auf Wiedersehn!

(Ab mit den beiden Kaufleuten.)

Lanzelot. Geschäft und immer nur Geschäft! Wie sollt' ich
Daheim in Nürnberg wieder leben, nichts
Vernehmend als von Handel und Erwerb?
Sie sind mir wert daheim, bei denen ich
Erwachsen, Alles wollt' ich für sie wagen,
Und dennoch schnürt mein Herz sich bang zusammen,
Denk' ich der Rückkehr. Kann ich diesem Himmel
Entsagen? Dieser Hoffnung, die den Glanz,
Die Glut, das Glück des Daseins mir erhöht
Und fest mich hält? Hier — hier nur ist die Stätte,
Wo mir das Leben winkt!

(Isaschar ist inzwischen aufgetreten und hat sich langsam genähert.)

Isaschar. Gott Abrahams!
Wird Freude meinen Augen? Ist das nicht
Herr Lanzelot?

Lanzelot (ihm freudig entgegen). Mein alter Isaschar!
Seid mir gegrüßt!

Isaschar. Ja, wenn auch Ihr Euch freut,
Mein lieber junger Herr, so muß ich segnen
Das Wiedersehn! Und ist's auch Jahre her,
Daß wir uns nicht gesehn, doch hätt' ich Euch
Aus Vielen gleich erkannt. Wie wohl, Ihr seid
Auch noch gewachsen in die Höh' und schaut
Gar stattlich aus! Das letzte Mal, daß ich
In Nürnberg war, vier Jahre sind es bald,
Da lebt' Herr Imhof noch —

Lanzelot. Mein guter Vater!
An seinem Totesbett' nicht konnt' ich sein,
Doch hab' ich ihn betrauert, gleich als wär' ich
Sein eig'ner Sohn!

Isaschar. Er hat's um Euch verdient,
Daß Ihr gedenket sein, wie eines Vaters!

Lanzelot. Ja, Isaschar! Doch Euch auch dank' ich viel!
Ihr war't es, der den Findling aufgelesen,
In seinem Haus' ihn hegte, ja, auch Ihr
War't wie ein Vater mir! Wenn ich als Knabe,
Im reichen Haus zu Nürnberg, meinen Dank
Für Euch nicht so empfand, noch sagen konnte,
Jetzt fühl' ich ganz, was Ihr für mich gethan!
Seht, Isaschar — aus meiner frühen Kindheit
Ist jegliches Erinnern mir entschwunden,
Und nur wie Traumgestalten gehen Bilder
Zuweilen mir vorüber. Doch seit Ihr
In Euer Haus mich nahmt, ist Ort und Wechsel
Des Lebens, sind der Menschen Züge deutlich
Mir im Gedenken. Sagt, wie geht
Es Eurem guten Weib, das mütterlich
Mich einst gepflegt? Die kleine Esther seh' ich
Noch heut, wie ich sie sah vor achtzehn Jahren,
Als meinen Spielkameraden! Eure Söhne,
Der Jakob, Isai, der lange Samuel —
Nun ja, er war der ältste, darum nannten
Wir ihn den langen — geht es Allen wohl?

Isaschar. Ihr kennt sie Alle noch? Ihr macht, daß mir
Das Wasser salzig in die Augen kommt!
Nun, die Rebekka, was mein Weib ist, (lange
Noch soll sie leben!) ist wohlauf. Wir haben
Der Esther kürzlich einen Mann gegeben.
Der Jakob, Isai und Samuel,
Sie wissen sich zu regen, und — es geht.
Doch nun von Euch, Herr Lanzelot, und Euren
Geschäften hier!

Lanzelot. Geschäften? Isaschar,
Ich habe keine, möcht' auch keine haben!
Zum wenigsten nicht solche, wie man hier
Im deutschen Hause macht!

Isaschar. So will ich sagen:
Was Euch betrifft — und davon muß ich reden.
Ich hab' noch was von Euch, und steck' es zu mir,
So oft ich geh' nach Welschland. Als Herr Imhof
Euch von mir nahm, da ließ er mir das Kleinod,
Das ich bei Euch gefunden. Weil ich doch
Alljährlich reiste nach Venedig, sollt' ich
Erkunden, ob sich fänd' ein Eigentümer
Dazu. Gelungen ist mir's nicht. Herr Imhof
Ist nun gestorben, und ich kann es nicht
Behalten. Euch gehört's. Ihr kennt's doch noch?

(Reicht ihm ein Medaillon.)

Lanzelot. Ihr habt mir's oft genug im Lauf der Jahre
Gezeigt. Das Bildnis eines fremden Mannes,
Gefaßt in Gold und Steine. Daß ich einst,
Als Kind, mit einem solchen Ding gespielt,
Es kann wohl sein — doch jetzt, was soll es mir?
Ich mag's nicht. Nehmt's zurück! Behaltet es!

Isaschar. Kann ich behalten solche Kostbarkeit,
Die Euch gehört, und Euch noch nützen soll?
Nicht um die Edelstein' ist's und das Gold;
Das Bild des Mannes, das gemalt Ihr seht,
Das ist's, darum sich's handelt! Könnt' es nicht
Das Bildnis Eures Vaters sein? Wenn Ihr
Ihn doch noch fändet, wär's von größ'rem Wert
Für Euch, als Gold und Steine, die's umrahmen.

Lanzelot (heiter).
Nein, Isaschar! Zwei Väter hatt' ich schon,
Erst Euch und dann Herrn Imhof. Soll ich gar
Nach einem Dritten forschen? Muß das Bild
Für mich denn von Bedeutung sein? Das fremde
Gesicht — ein Zufall gab's vielleicht in meine Hand!
Nein, nein, ich geh' nicht auf die Jagd nach Vätern,
Wer weiß, was ich dabei erfahren könnte!

Isaschar. Ihr nehmt's zu leicht, Herr Lanzelot! Ich muß
Euch mahnen! Gott der Herr hat seinen Menschen
Ein heil'ges Band gefügt, das an die Seinen,
An Haus und Herd ihn knüpft. Ihr habt's gesehn
In meinem engen Haus, gesehn im reichen
Patrizierhaus zu Nürnberg bei Herrn Imhof,
Wie Eltern ihre Kinder lieben. Zwar
Ihr seid noch jung, und könnt das nicht so wissen,
Und anders seid Ihr auch heraufgekommen,
Als sonst die Kinder in der Eltern Haus.
Doch Euch auch wird es aufgehn im Gemüt,
Drum sollt Ihr nicht verscherzen, was das Schicksal
Euch gab bei der Geburt, wär's anders auch
Als Neigung und Gewohnheit lieblich macht.
Nun setzt einmal: Sie lebten noch — die Mutter,
Die Euch gebar, der Vater auch, und wären
In langer Traurigkeit um Euch, den sie
Verloren einst, und hofften immer noch
Ein Wiederfinden. Nun, Herr Lanzelot,
Verlohnt sich's nicht, daß man versuch' und forsche —?

Lanzelot (ernsthaft)
Mein guter Isaschar, Ihr habt, so sagt Ihr,
Seit achtzehn Jahren nun versucht, geforscht,
Und keine Spur entdeckt. Soll ich nun gehn
Mit diesem Bild in Händen, nach dem Manne
Zu spüren, dem es vor so langer Zeit
Einst ähnlich war? Zudem, nicht in Venedig,
So sagt ihr, fandet Ihr mich, auf dem Lande,
Und bei Treviso war's. Gesetzt, ich fände
Den Mann, wie soll ich ihm beweisen, daß
Sein Sohn ich sei? Durch dieses Bild allein?
Wird er es glauben? Dürft' er nicht Betrüger
Mich schelten? Nein —! Hinweg mit diesem Bilde!
Ich mag es nicht. Das Schicksal hat gewollt,
Daß sich mein Leben andrer Art gefügt.
Was mir beschieden ist, ich nehm's mit Dank,
Sonst will ich frei sein, ohne fremden Willen
In Freiheit mir die Zukunft selbst gestalten!

Isaschar. Es thut mir leid. So will ich's noch bewahren
Für kurze Zeit. Doch wenn wir in Venedig
Uns trennen, nehmt Ihr Euer Eigentum
Zurück. Ihr nehmt's, Herr Lanzelot! Lebt wohl!

Lanzelot. Verzeiht mir, Isaschar! Ich seh's, Ihr seid
Mit mir sehr unzufrieden. Doch, ich kann's nicht!

Isaschar. Wie werd' ich unzufrieden sein mit Euch?
Ihr sagt: Ihr könnt nicht. Was der Mensch nicht kann,
Das soll man nicht von ihm verlangen. Geht's
Euch wider Ehr' und Stolz und trotz'gen Willen,
Was soll ich thun? Ich thu' in meiner Art
Was ich bisher damit gethan. Gut' Nacht!

Lanzelot. Bleibt, alter Freund! Laßt uns von andern Dingen
Noch reden!

Isaschar. Mein Geschäft und Tagewerk
Im deutschen Haus ist abgethan für heut.
Es wird zu Nacht hier bald lebend'ger werden.
Ich lieb's nicht. Und da ich nicht kann hier sitzen
Beim Wein mit Euch, Ihr wißt's, geh ich zum Ghetto.

Lanzelot. Ihr zürnt mir?

Isaschar (lächelnd). Ich Euch zürnen? Lieber Gott!
Ich weiß doch, daß es — wohl so kommen mußte!
Und dann, Herr Lanzelot, ich kenn' Euch — kenn' Euch!

(Er wendet sich zum Abgehen. **Veit** tritt auf.)

Veit. Ei, Isaschar! Ihr kommt mir sehr gelegen,
Denn Euren Rat begehr' ich! Eben ward mir
Ein Angebot auf Lieferung von Leder
Aus Deutschland. Ihr versteht das. Kommt und hört!

(Geht mit Isaschar in den Hof, worauf dieser bald darauf abgeht.)

Pippo (schnell herein, nähert sich geheimnisvoll.) Herr Lanzelot —!

Lanzelot (aus seinem Brüten erwachend). Was giebt's?
Ah, Pippo — nun?

Pippo. Die Kleider, die Ihr wolltet, hab' ich schon
Gekauft. Das Bündel liegt in Eurem Zimmer.

Lanzelot. So recht! Das weckt mir neu die Lebensgeister
Und giebt mich froher Gegenwart zurück!

Pippo. Verzeiht — Wollt Ihr das Abenteuer wirklich
Bestehn?

Lanzelot. Du fragst, nachdem Du selbst dazu
Mich ausgerüstet?

Pippo. Freilich! Unterwegs
Doch überlegt ich's noch einmal. Es ist
Zwar lustig, doch man kann nicht wissen,
Wie's kommt. Die Barkenführer in Venedig —
Ich kenne sie! Wenn man in ihrer Tracht
Euch ausspäht zu Murano —

Lanzelot. Scheint es Dir
Für Dich gefährlich, nun, so bleib' zurück,
Und ich besteh's allein!

Pippo. Ich Euch verlassen?
Was denkt Ihr auch? Wenn Ihr es wollt, so will
Ich's auch und bleib' bei Euch. Ach, Herr, ich wollt',
Ich könnte nur für immer bei Euch bleiben!

Lanzelot. Nun, Kamerad aus meiner Knabenzeit
In Nürnberg, wo uns mancher Streich gelang,
Weiß ich erst, was aus mir noch werden soll,
Und wo ich selber bleibe, ja, dann macht
Es sich auch wohl, daß wir beisammen bleiben!

Veit (kommt zurück). Nun, Brüderchen — da ist ja auch der Schlingel
Aus unf'rem Haus, der hier zum Wasservogel
Geworden! Sind es nicht zehn Jahre her,

Seit Dich Dein Vater mitnahm nach Venedig?
Da, thu' Dir was zu Gute! (Giebt Pippo etwas.) Wir auch wollen,
Da die Geschäfte ruhn, für uns nun sein!
(Pippo ab in den Hintergrund.)
Sieh, das ist schön von Dir, daß von Bologna
Du herkamst, mich zu sehn! Wir haben ja
So mancherlei zu sprechen. Und vielleicht
Auch brauchst Du Geld? Doch das versteht sich ja,
Wenn man drei Jahr studiert hat zu Bologna
Und nun im Abzug ist.

Lanzelot. Du weißt mit Glück
Die Lage zu durchschauen!

Veit. Nun, Gewohnheit
Hat's mich gelehrt, mein Brüderchen! Nur mach'
Dein Erbteil nicht zu klein! Wir sprechen noch
Darüber. Doch zuvörderst, was beginnen
Wir jetzt mit Dir? Die Studienzeit ist um —

Lanzelot. Ja, was nun werden soll? Ich wäre selbst
Begierig, solch' ein Rätsel aufzulösen!

Veit. Zum Kaufmann taugst Du nicht, das wissen wir.
Doch giebt's in Nürnberg manche gute Stellung,
Zu der der Weg sich fände. So zuerst
Als Schreiber, dann im Rat —

Lanzelot (lachend). In Nürnberg — Schreiber?

Veit. Du kannst doch nicht gleich Bürgermeister sein!
Doch mit der Zeit, wer weiß —!

Lanzelot. Ein Bürgermeister
In Nürnberg — ich? Die arme Bürgerschaft
Beklagt' ich!

Veit. Sei verständig! Sieh, Du willst
Zu hoch hinaus, mein Kind! Ich weiß, Du tiefest
Am liebsten zu den Waffen, um ein Kriegsheld
Zu werden. Doch uns Andern käme das
Sehr unerwünscht, und überdies, dann wäre
Das viele Geld für Deine Studienzeit
Umsonst verthan. Ich rechne Dir nicht nach,
Nein, nein — das heißt, ich rechne wohl, doch leg' ich
Dir nichts zur Last.

Lanzelot. Ich weiß, mein Bruder Veit,
Du meinst es gut mit mir, und auch die Schwestern!
Doch denk' ich so hinaus in meine Zukunft,
So sind es nicht die Mauertürme Nürnbergs,
Die mich umgeben, noch auch ist's das Treiben
Geschäftigen Verkehrs in Eurer Stadt,
Durch das ich wandle. Wo die Stätte liegt
Zu der ich hin mich denke? — Nah' vielleicht!
Und doch erst zu erkämpfen ist der Weg
Dahin, wo mir das Glück, das Leben winkt,
Allmächtig! Keine Ferne sei zu weit,
Ich folg' ihm nach! Kein Wagnis sei zu kühn,
Ich will's bestehn! Kein Abgrund sei zu tief,
Und keine Wolkenhöh' zu hoch — ich fühle
Den freud'gen Mut, durch alle Fährlichkeit
Mich durchzukämpfen, um es zu erringen!
Dann taucht vor meinem Blick ein Eiland auf,
Mit goldnen Türmen glänzt's im Sonnenschein —
Von dorther klingt der Ruf: Komm her! Komm her!
Hier wohnt das Glück! Der Schwimmer, der den Strand
Erreicht, er ist am Ziel! — Am Ziel! Noch liegt es
Wie Nebel des Gebirgs um alle Wege
Dorthin, und welchen Weg ich wählen muß,
Ich weiß es nicht. Doch zuckt ein Sonnenstrahl
Zuweilen schon hervor — den halt' ich fest
Als Wink, als der Erfüllung Unterpfand!

Veit (hat eine Weile nicht mehr zugehört, sein Notizbuch hervorgezogen und darin geblättert. Zerstreut, für sich).
Muskatnuß hundert Pfund; Rhabarber fünfzig;
Wurmsamen achtzig; Zucker fünfzehnhundert.
Wär' nur der Pfeffer nicht so aufgeschlagen!

Lanzelot. Der Pfeffer? Was —?

Veit. Ja so! Du wolltest mir
Von Deiner Zukunft reden! Welche Stellung
In Nürnberg wär's denn nun —?

Lanzelot (lachend). Als Totengräber!
Um mir im ersten Jahr mein eignes Grab
Zu graben! Bruder Veit, wir lassen das
Für heut! Und sieh, da findet sich noch andre
Gesellschaft schon!

Veit. Nun gut, ein andermal!

(Im Hofe werden zuerst **Arbeiter** sichtbar, welche hier und da Platz nehmen. Dann einige **Kaufleute**, darunter **Griechen** in bunter Tracht. **Pippo. Marulto. Cecca.**)

Cecca (hat sich genähert, zu Veit). Ein Sträußchen, Herr?

Veit. Ah, schönes Kind! Nun ja,
Gieb her! Was ist der Preis?

Cecca. Den mögt Ihr selbst
Abschätzen!

Veit. Ei! So nehm' ich an, Dein Sträußchen
Sei etwas wert. (Giebt.)

Cecca (zu Lanzelot). Die Rose ist für Euch!

Lanzelot. Schön Dank!

Cecca (die Gabe ablehnend). Nein, nein! Ihr gabt für eine Nelke
Mir gestern Abend auf San Marco's Platz
Den Preis des ganzen Körbchens. Nehmt dafür
Die Gegengabe.

Veit. Hat er schon Bekanntschaft
Mit muntren Blumenmädchen in Venedig?

Cecca. Nur flüchtig, Herr! Er pflegt im Traum zu sitzen.
Er ist — verliebt, in etwas Schöneres!
(Sie wendet sich rasch, geht in den Hintergrund.)

Veit (lacht). Oho! Verliebt?

Lanzelot (stutzend). Was will die Thörin da?

Veit. Verliebt?

Lanzelot. Geschwätz!

Veit. Ich spüre Dir nicht nach!
Und — laß Dir was erzählen! Beinah hätt' ich
Mich heute auch verliebt!

Lanzelot (lacht). Du, Bruder Veit?

Veit. Der Signor Tiepolo, bei dem ich war —

Lanzelot. Im Hause Tiepolo — Du?

Veit. In Geschäften.
Nun ja. Zum Schlusse stellt' er seiner Tochter
Mich vor.

Lanzelot. Giralda —?

Veit. Recht! Den Namen hatt' ich
Vergessen. Aber — kennst Du sie?

Lanzelot. Nein, nein!
Den Namen hört' ich nur. Du also sprachst
Mit ihr?

Veit. Ich sagt' ihr etwas Schmeichelhaftes —

Lanzelot. Du? Du? Doch wohl in Gegenwart des Vaters?

Veit. Versteht sich! Und sie lachte, sag' ich Dir.
Sie lachte —!

Lanzelot. Über Deine Schmeichelei!
Veit. Und Augen hat sie mir dabei gemacht,
Und Blicke zugeworfen —!
Lanzelot. Ist es möglich?
Veit. Daß Schönheit in Venedig ist, entdeckt' ich
Erst heut!
Lanzelot. Und Du verliebtest Dich in sie?
Veit. Ja, hätt' ich Zeit nur, könnte mir's begegnen!
Doch von Geschäften hab' ich voll den Kopf.
Und, wenn ich denke —
Lanzelot. Was der Pfeffer kostet!
Veit. Ja, spotte nur! Doch komm und spiele jetzt
Ein wenig den gesetzten Jüngling! Dort
Erblick' ich schon die Handelsherrn von Nürnberg,
Ich stell' Dich ihnen vor.

(Der Hintergrund der Bühne hat sich noch mehr belebt. **Orientalen**, welche Waren anbieten. Eine **Orangenverkäuferin**. Im Hofe läßt sich ein **Mandolinenspieler** hören. — Ein Tisch rechts ist bereits besetzt. An einem anderen links gruppieren sich vier Herren, zwei Plätze bleiben für Veit und Lanzelot offen. Marullo ist am Tische links bettelnd entlang gegangen, jetzt nähert er sich Lanzelot).

Marullo. Um der Madonna —!
Lanzelot. Bist Du's schon wieder! Fort! Dir geb' ich nichts.
Marullo. Warum nicht, Herr! Ein armer Krüppel! Einst
Im Krieg verwundet —
Lanzelot. Geh' mir aus den Augen!
Nicht einen Deut!
Veit. Verdirb es mit den Leuten
Von dieser Art nicht! In Venedig muß
Man sich vor Vielem hüten. Mancher Bettler
Hat's hinter'n Ohren, und man weiß nicht, was
Er sonst für Handwerk treibt. (Will geben).
Lanzelot (hindert ihn.) Um keinen Preis!
Verschwende nicht Dein Gut an solch Gelichter!
Ich weiß nicht, was in diesem Angesicht
Mich widert, wie ein Graun mich überkommt!
Als hätt' ich es vor Zeiten schon gesehn,
— Wo? Wann? Ich weiß nicht — tritt wie ein Gespenst
Es aus verblichenen Erinnerungen
In meinen Weg!
Veit. Sei doch nicht thöricht! Komm!
Ich hab' uns Cyperwein bestellt, wir wollen
Auf Nürnbergs Wohl anstoßen in der Fremde!
(Geht an den Tisch links.)
Marullo. Ihr gebt mir nichts, Herr?
Lanzelot. Nein! Heb' Dich von hinnen!
Marullo. Ein junger Herr, in Waffen wohlerfahren,
Läßt einen alten Kriegsmann nicht verkommen,
Und hindert nicht auch Andre noch, die willig
Zur Gab' ihm sind. Ihr gebt mir doppelt jetzt,
Denn was der Andre bot, seid Ihr mir schuldig!
San Marco wird's Euch segnen!
Lanzelot. Unverschämter!
Du forderst gar? Und Du — ein Kriegsmann einst?
Wer weiß, in welchem Räubertrupp die Waffe
Dich fand, die Dich gelähmt! Aus Deinen Zügen
Spricht Bosheit und Verbrechen!
Veit (am Tische, rufend). Lanzelot!
Lanzelot. Was ficht mich an? Gesindel giebt's genug.
Ich bin ein Thor wohl!
Veit. Lanzelot!
Lanzelot. Ich komme!
(Geht zu den übrigen.)
Marullo (für sich).
Daß sich der Cyperwein zu Gift verwandle
In Deinem Hals! Dich merk' ich mir, und streiche
Dich doppelt an. Was liest der feine Vogel
Mir im Gesicht? Ich will ihm das Gefieder
Noch rupfen! Was für Wege der Gesell
Hier in Venedig geht, man wird's erspüren,
Und manchen Kreuzweg giebt's. Dich faß ich noch!
Und hab' ich Dich — (wendet sich bettelnd nach der anderen Seite)
Um Gotteslohn, Ihr Herrn!

(Mandolinenspiel im Hofe. **Pippo** und **Cecca** tanzen daselbst die Tarantella. Händeklatschen in der Umgebung. Lachen am Tische rechts. Am Tische links allgemeiner Ruf: Hoch! Nürnberg hoch!)
(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

(Garten auf der Insel Murano. Bühne nicht zu tief. Im Hintergrund eine Veranda über die ganze Bühne, in der Mitte Stufen herab. Das Meer ist nicht zu sehen. Hohe alte Bäume. Rechts ein Boskett. Steinbank und Tisch. Links eine künstliche Felsenanlage, davor eine Herme oder Büste zwischen blühenden Gewächsen. **Lanzelot**, in Gondolierstracht, und **Pippo** kommen lauschend um die Bäume, von links).

Pippo. Ihr wagt zu weit Euch vor, Herr Lanzelot!
Ich weiß hier selber nicht Bescheid. Dort ist
Die Villa, seh' ich, und mir ist, als hört' ich
Im Saal Gespräch und Lachen. Wenn man Euch
Entdeckte —
Lanzelot (umherspähend). Fürchte nichts!
Pippo. Laßt mich zuvor
Allein auf Kundschaft gehn! Vielleicht, daß ich
Marietta finde. Unterdeß verbergt Euch!
Und merkt Euch auch den Rückweg — da hinaus
Zur Gartenpforte, die Marietta's Hand
Uns offen ließ, daß Ihr für alle Fälle
Die Barke wiederfindet!
Lanzelot. Gut! Schon gut!
Pippo. Und, bitt' Euch, kommt auch nicht zu früh hervor!
Man kann nicht wissen — Ah! Da kommt sie her!
Lanzelot. Sie selbst?
Pippo. Marietta ist es, die ich sehe.
Verbergt Euch noch, Herr Lanzelot, ich bitte!
Dort ist ein gut Versteck. Laßt erst mich fragen —
Lanzelot. Du bist ein Thor in Deiner Furcht! Doch — wohl!
(Tritt hinter ein Gebüsch und kommt im Vordergrunde wieder hervor, links.)
Marietta (tritt auf von rechts, unterhalb der Veranda).
Vom Fenster aus hab' ich Euch kommen sehn.
So tollen Anschlag hätt' ich nicht geglaubt,
Wenn ich mit eignen Augen nicht — allein
Wo ist er denn?
Pippo (nach links deutend). Nur still!
Marietta (kichernd). Da steckt er drin?
Pippo. Weiß wohl Giralda —? Hast Du ihr gesagt —?
Marietta. Ich, ihr gesagt? Da käm' ich schön an! Möcht'
Auch weiter nichts damit zu schaffen haben!
Pippo. Ihr auch nicht melden, daß —
Marietta. Was sollt' ich melden?
Daß ihrer hier ein Barkenführer harrt?

Pippo. Verwünscht! Ich wollt', wir wären nur erst heil
Davon und wieder in der Stadt! Ist man
Bei Tische noch?

Marietta. Nicht mehr. Sie blättern jetzt
In großen Mappen, voll von Bildern. Wart' —!
Mir ist, als hört' ich oben —

(Sie eilt nach der Veranda, blickt nach links.)

Pippo. Was? Sie kommen
Doch nicht zu diesem Platz?

Marietta (zurückkehrend). Das heiß' ich Glück!
Giralda selbst verläßt den Saal, und lenkt
Hierher den Schritt. Geschwind, und folge mir!

Pippo. Nein, ich muß dorthin, um zu warten, bis
Herr Lanzelot mich braucht.

Marietta. O dummer Pippo!
Das kann noch lange dauern. Doch wenn ich
Ein Krüglein Wein und ein Stück Kuchen, das ich
Für Dich zurückgelegt, in Ruh Dir biete?

Pippo (zögernd). Ja, wenn's Marietta ist, die so mich lockt —!
Ich sollte zwar bei meiner Barke bleiben,
Allein —

Marietta. Allein Du wetzest schon den Schnabel
Nach meinem Kuchen! Fort! Da kommt sie schon!

(Beide ab nach rechts.)

(Giralda kommt langsam von rechts auf der Veranda, nach dem Meer hinausblickend; bleibt stehen.)

Lanzelot (vorn sichtbar). Sie kommt! Oh — Dort!

Giralda. So ruhig hingedehnt
Wie Spiegelflut ist die Lagune, kaum
Von eines Ruders Schlag bewegt. Vielleicht
Ist schon die letzte Barke von der Stadt
Herüber nach Murano.

(Sie kommt herab, geht nach der Bank rechts.)

Lanzelot (für sich). Halt' ich mich noch länger,
Da ich in meiner Nähe sie erblicke?

(Er geht in das Gebüsch zurück.)

Giralda. Sonst liebt' ich diesen Ort, wo Bäum' und Blumen,
Mir altbekannt sind — heut, ja heute schweifen
Mir die Gedanken ab von hier. Ich muß
Mich thöricht schelten, daß es — wie Erwartung
Mich rastlos treibt! Wär' nur der lange Tag
Vorbei! Halb ist es Wunsch, halb ist es Furcht
Er könnte thun, was er gedroht —!

Lanzelot (etwas mehr zurück zwischen den Bäumen auftretend). Giralda!

Giralda (erschrickt, erkennt ihn nicht gleich).
Die Stimme —! Lanzelot! Nein, nein! Es ist
Nicht möglich! Welch' verweg'nes Maskenspiel!

Lanzelot. Als Gast nicht durft' ich kommen, doch in andrer
Gestalt, versprach ich, hier Euch zu begegnen.
Die Barke steht zu Dienst! Darf ich hinaus
Auf's Meer Euch führen? Oh in alle Weite
Der Welt möcht' ich mit Euch entfliehn, Giralda!

Giralda. Ihr bietet Dienst, und warnt zugleich davor!
Nicht möcht' ich Eurer Leitung mich vertraun,
Des Ungeprüften, der nicht weiß, wie sehr
Er selbst gefährdet ist! Und wäre es nur
Durch diese Maske, die auch mich gefährdet.

Lanzelot. Das wird sie nicht. Sie wird es weniger
Als jede andere. Eures Hauses Diener
Erschein' ich, der Befehl von Euch erwartet.

Giralda. Ihr seid erfinderisch, und, wie es scheint,
Erfahren, in des Herzens Übermut
Das Leben wie ein leichtes Spiel zu treiben!

Lanzelot. O glaubt das nicht! Noch lehrte mich Erfahrung
Nur wenig, und im Dienst der Frauen — nichts.
Doch was ich las in den Geschichten, so
Die Dichter uns erzählen, sagte mir
Wie hundertfach auf vielverschlungnen Wegen
Die Liebe sich bemüht, um, was sie hofft
Doch endlich zu erringen. Was sie wählt
An Mitteln und geheimer List, dem Ziel
Anbetend sich zu nähern, giebt allein
Des Augenblickes Vielgestalt. Ich sann
Nicht aus, erfand nicht, nahm nur, was die Lage
Mir bot. Und wenn mir drum Giralda zürnt,
Daß ich des Knechtes Kleid gewählt — sie weiß
Daß es das einz'ge war, das mir die Gunst bot,
Zu atmen nur in meiner Herrin Nähe!

Giralda. Ihr seid ein Thor, Herr Lanzelot! Man muß
Euch Vieles nachsehn —

Lanzelot. Thut's! Und mehr noch: Liebet
Den Thoren! Laß ich doch, daß Gunst der Frauen
Den Thoren auch beglückte, wenn er ihnen
Sein ganzes, volles Herz entgegen brachte!

Giralda (zurückweichend).
Gemach! Der Thor, der sich des Dieners Kleid
Gewählt, ertrage seiner Herrin Spruch!
Nicht in dem Sturm und Rausch des Augenblicks
Umwirbt man uns, die mit gerechtem Stolz
Sich Töchter nennen der Lagunenstadt!
Venedigs Töchter wurden Königinnen,
Und Jede weiß sich auf den Höh'n des Lebens,
Für die Venedigs Macht sie auferzog.
Des Mannes festen Sinn verlangen wir,
Und die geprüfte Kraft. Wir wollen Helden,
Die wir bewundern müssen, um zu lieben!
(Für sich.) Ich wünscht' es wäre so! Was wird er sagen?

Lanzelot. Nach einem Königsthron nicht geht mein Sinnen
Noch Streben. Doch vielleicht von solchem Gipfel
Herab auch neigte sich Venedigs Tochter.
Ihr gilt, ich hört' es oft, Venedig höher
Als jedes Königreich. Und steht ihr hoch
Der Sinn, so lebt auch mir im Herzen stolz
Das Hoffen und es strebt mein Sinn hinauf
Zu ruhmgekrönter Höhe! Männer braucht
Und Waffen Eure Stadt, um ihre Macht
Zu stützen, zu verteidigen. Meinen Willen
Biet' ich Venedig. Will es meinen Arm,
Was gilt's — (heiter) ich kehr' aus Kampf und Siegen
Zurück — als General der Republik!

Giralda. Bis dahin — dahin strebt Ihr? Ihr, ein Deutscher!

Lanzelot. Nicht jenseits der getürmten Alpen liegt
Das Land, das mich gebar. Doch war es Deutschland,
Das gastlich mir die Heimat bot. Es soll
Mir teuer bleiben! Doch mein Vaterland
Ist Eures, ist Italien. Hier begann
Mein Leben. Stamm und Haus, dem ich entsproß,

Sind unbekannt mir. Unter fremder Sorge
Ging dem Verlornen. in der frühsten Zeit
Des Daseins, innerlich das Leben auf.
Viel dank' ich deutscher Lieb' — oh, Alles, Alles!
Doch wie Antäus die gewalt'ge Kraft
Von seiner Mutter Erd' empfing, so lang
Er sie berührt, und ihr enthoben nur
In Heldenarmen überwindbar ward,
So fühl' ich, seit mein Fuß Italiens Boden
Zuerst berührt, mich bis zum Innersten
Durchströmt von dem Bewußtsein: Hier, nur hier
Ist Deine Welt, Dein Vaterland, dem Du
Mit allen Kräften angehörst! Und so,
So halt' ich's fest mit jedem kühnsten Hoffen!

Giralda (freudig).
Ihr seid Italiens Sohn? Oh Lanzelot —!

Lanzelot. Und schein' ich Eurer Liebe würdiger,
Weil dieses Landes wärm're Sonne meiner
Wie Eurer Kindheit leuchtete? Wenn Ihr
Es glaubt, so will auch ich es glauben. Sagt mir
Was mich beseligt, und Ihr weckt in mir
Jedwede Kraft, mich Eurer wert zu machen! (Kniet vor ihr.)

Giralda (erschreckt).
Nein, nein! Nicht so! Erhebt Euch, Lanzelot!
Es darf nicht sein. Wenn man Euch so entdeckte,
Ihr wär't verloren! Daß in solcher Tracht
Man hier Euch fände, vor mir auf den Knieen,
Das Unerhörte wär' auch mir zur Schmach!
Steht auf — und geht!

Lanzelot (erhebt sich). Und gehen soll ich, gehen,
Und nicht ein Wort der Güte schenkt ihr mir?

Giralda. Nicht hier! Entfernt Euch!

Lanzelot. Wenn ich dennoch bleibe?
Dem Sturme trotzend, und —

Giralda. Ihr seid von Sinnen!
Ich habe nicht den Willen, einzustehn
Für Euch und Euren Trotz! Denn keine Bürgschaft
Noch gabt Ihr mir, daß Euer Wort und Thun
Mehr sei, als keckes Spiel des Übermuts!

Lanzelot. Oh, daß Ihr mir mißtraut!

Giralda. Um Gotteswillen!
Entzieht Euch jedem Blick! Ich höre kommen!
Der Admiral ist's! Weh — nun gilt es Fassung!
Verlaßt mich! Nehmt den Weg, daher Ihr kamt!
Doch wenn Ihr seinem Aug' entflohn, dann fort
Zur Stadt in Eile!

(Manfrin kommt die Veranda entlang, bleibt einen Augenblick stehen, die Augen auf das Meer gerichtet.)

Giralda (leise). Jetzt gemess'nen Schrittes
Hinweg, wie von der Herrin geht der Diener!
(Sie macht eine entlassende Handbewegung.)

Lanzelot (verneigt sich. Für sich).
Doch nicht zu weit! Sie sorgt um mich! Ich will
Erwarten, ob auch ich zu wachen habe
In ihrem Dienst — was auch geschehen mag!
(Geht beiseite nach links.)

(Manfrin kommt die Terrasse herab, ohne Lanzelot's Gegenwart und Abgang zu beachten. Giralda ihm entgegen.)

Manfrin. Ihr habt Euch weggestohlen aus dem Saal,
Ihr thatet recht. Auch ich will fort. Zuviel
Schon hört' ich des Gespräches über Kunst.
Gern laß ich unsre Meister gelten, alle,
In Farben, Licht und — was noch sonst, nur hab' ich
Verlernt, davon zu reden. Und nun legen
Sie drinnen Blätter aus von einem Deutschen —
Alberto Duro, oder so

Giralda. Von Dürer?

Manfrin. Kann sein! Vertracktes Zeug! Mit krummen Beinen
Und lendenlahm gezeichnet sind die Männer,
Die Weiber Eulen, Affenangesichter,
Und mager, daß man jede Rippe zählt!
Und drinnen sitzt man nun beisammen, staunt
Die holzgeschnittene Verzerrung an,
Und spricht von deutscher Kunst! Das ist genug
Mich wegzutreiben!

Giralda. Früher war't Ihr doch
Ein Freund der Kunst, und schmücktet Eure Räume
Mit manchem Werk der besten unsrer Meister.

Manfrin. Ach, Kind, an welche Zeit gemahnt Ihr mich!
Ja, damals! Fröhlich blühte noch mein Haus,
Und Euren Vater durft' ich nicht beneiden,
Wie jetzt — da ihm zwei Kinder sind: Der Sohn,
Den ich auf Cypern ließ, im Waffendienst,
Und Ihr, des Hauses Glanz. Doch seit ich Weib
Und Kind so früh verloren, schwand mir auch
Die Kunst dahin — mit jeder andern Freude.
Das lassen wir! Entschuldigt mich! Mein Fortgehn
Soll Niemand stören. In der Stille drum
Mach' ich mich auf den Weg. Da war ja wohl
Ein Barkenführer, als herab ich kam,
Mit dem Ihr spracht?

Giralda (erschreckend). Ein — Diener unsres Hauses —
Ich gab ihm Auftrag nach der Stadt. (Für sich.) Daß ich
Der Weisung folgen muß!

Manfrin. So mag er mich auch
Hinüber rudern. Ja, wo ist er denn?
He, Bursch! Herbei mit Dir!

Giralda (für sich). Er ist noch da?

Lanzelot (hervortretend). Rieft Ihr nach mir, Herr?

Manfrin. Ja, nach Dir. Voran
Zu Deiner Barke! Fahr' mich nach der Stadt!

Giralda. Müßt Ihr denn scheiden, laßt von den Matrosen
Euch in der eignen Barke führen, Freund!

Manfrin. Das dauert mir zu lang'!

Giralda. Er wird sich eilen —
Er soll zum Landungsplatz, die Abfahrt Euch
Zu rüsten durch die Euren —

Manfrin. Macht nur Aufsehn,
Das ich vermeiden will. Drum fort, nur fort!
Den nächsten besten Eurer Leute nehm' ich.

Giralda. Es ziemt sich für den Admiral doch nicht —

Manfrin. Es ziemt dem Admiral, was er befiehlt!
Der — grade der da, soll mich fahren! Nun?
Bist Du noch da? Was soll's?

Lanzelot. Verzeiht, o Herr,
Ich bin für jetzt zu andrem Dienst bestellt —

Manfrin. Zu andrem Dienst? Ich mach' Dich frei davon,
Ich will doch sehen, ob man mir gehorcht,
Wenn ich befehle! Fort! Erwarte mich!

Lanzelot (für sich). Ist das nur lustig, oder bittrer Ernst —?
Das Abenteuer will bestanden sein.
(Geht in den Hintergrund.)

Manfrin. Lebt wohl, Giralda! Nehmt's dem alten Griesgram
Nicht übel, daß er früher Euch verläßt!
Die Andern werden schwerlich ihn vermissen.
(Ab nach links, Lanzelot ihm voran.)

Giralda. Es ängstigt mich! Weh ihm, wenn ihn Manfrin
Erkennt als Deutschen! Und er wird — es ist
Kein Zweifel! Wehe mir, wenn ihn die Tracht
Des Gondoliers nicht täuscht, und er entdeckt —!
Was thu' ich? Wie begegn' ich der Gefahr?
(**Pippo** kommt hastig gelaufen, **Marietta** folgt.)

Pippo. Ich sah's vom Landungsplatz! Herr Lanzelot
In meiner Barke fort! Mit einem Andern!

Marietta. Er wird doch nicht so toll sein?

Pippo (springt nach der Veranda, hinaus blickend). Heil'ger Gott!
Da fährt er hin! Wie konnt' er so sich wagen?

Giralda. Wer seid Ihr?

Pippo (kommt herunter). Aus dem Haus der Deutschen bin ich,
Und bracht' Herrn Lanzelot her nach Murano
Wen fährt er nur?

Giralda. Der Admiral befahl's ihm.

Pippo. Der Admiral? Das kann ein Unglück geben.

Giralda. Versteht Dein Herr das Ruder nicht zu führen?

Pippo. Ja, rudern kann er trefflich schon, in offner
Lagune, das hat er von mir gelernt,
Doch weiß er nicht Bescheid in all den hundert
Kanälen —

Giralda. Eil' ihm nach und bring' ihm Hilfe!

Pippo. Wo krieg' ich eine Barke her so schnell!
Er hat ja meine, die uns hergeführt!
Man giebt mir keine, nimmt mich selber kaum
Zu Abend mit. Hinüber schwimmen muß ich
Soll ich zurück gelangen nach Venedig!
(**Nicolo** tritt auf, ein wenig berauscht.)

Nicolo. Da seid Ihr ja! Nun, heute ging's doch hoch her
An unsrem Tisch, und war auch Alles munter!
Hab ich's nicht ausgerichtet, wie ich sollte?
Ja, kommt mir künftig! Unser Syrakuser
War gut. Ich hab' mich sehr mit ihm befreundet.
Trala, la la!

Pippo (für sich). Daß ich mich thöricht auch verlocken ließ
Die Barke zu verlassen! Ich allein,
Ich hab's verschuldet, was Herrn Lanzelot
Bedroht, und niemals kann ich's mir verzeihn!

Marietta (die inzwischen mit Giralda geflüstert, leise).
Am besten ist's, Ihr schickt Herrn Nicolo!
Ich führ' ihn schon! Der Pippo hat nicht Ansehn
Genug dort bei den Leuten, und ich selbst —
Allein kann ich's nicht wagen. Nicolo
Gehört zum Hause —

Giralda (schnell). Vetter Nicolo,
Ich bitt' Euch, geht zum Landungsplatz, und meldet:
Der Admiral sei abgefahren, nur
Mit einem Ruderer —

Nicolo. Da seid unbesorgt!
Der Admiral ist wasserfest, der rudert
Sich auch allein hinüber.

Giralda. Nicolo!
Merkt auf! Der Admiral giebt Euch den Auftrag
Durch mich: Es sollen die Matrosen schnell
Ihm mit der Barke folgen!

Nicolo. Die Matrosen?
Ja, die sind fröhlich, sitzen noch beisammen!
Ich ließ sie gut bewirten. Lust'ge Jungen!
Sie wissen, alle Tage geht's nicht so
Wie heut, und nehmen's wahr!

Marietta. So paßt doch einmal auf,
Herr Nicolo, und hört, was man Euch sagt!

Nicolo. Du kleine Katze! Ja, was sagst Du denn?
Du hast's im Nacken! Aber eigentlich
Bist Du mir gut! Ja, vor den Leuten machst Du
Dich lustig über mich, doch heimlich, heimlich
Bist Du mir gut. Ich hab' Dich auch recht gern,
Und heut besonders —

Marietta (schlägt auf seine Hand).
Fort mit Euch! Ihr seid
Ein alter Geck! Das Fräulein — hört! — befiehlt Euch —

Nicolo. Befiehlt mir? Schön! Ja, was befiehlt denn meine
Gestrenge Nichte?

Giralda. Nehmt zusammen, was Euch
An Sinnen übrig blieb!

Marietta (eindringlich). Das Fräulein will,
Daß Ihr den Ruderern des Admirals
Den Auftrag gebt, ihm nach der Stadt zu folgen,
Da sich Signor Manfrin schon in der Barke
Hinwegbegeben dieses Gondoliers.
Habt Ihr's behalten, Herr?

Nicolo. Das ist der Pippo!
Den kenn' ich ja! Der Pippo ist bekannt.

Marietta. Ob Ihr's behalten, frag' ich!

Nicolo. Ei wie sollt'
Ich's nicht behalten? Die Matrosen sollen
Beim letzten Schluck sein, da der Admiral
Befiehlt, sie sollen keinen Durst mehr haben,
Weil er auf eigne Hand entwischt ist. Gut!
Wenn sie's nur glauben!

Pippo (auf der Terrasse). Wenn sie Augen haben
Zu sehn, dann glauben sie's! Dort sieht man noch
Die Barke, die ihn trägt!

Giralda. Hinweg, bevor
Man aus den Augen sie verliert!

Marietta. Sie sollen
Den Pippo mit sich nehmen, das vergeßt nicht!

Nicolo. Den Pippo mit, auch das! Wenn ich nur wüßte
Warum die Eil'? Es ist heut in Murano
So lustig doch!

Marietta (faßt seine Hand und zieht ihn fort).
Kommt! Kommt!

Nicolo. Ein Tänzchen? Tralala!
(Marietta, Nicolo und Pippo ab nach rechts.)

Giralda. Zu spät — zu spät, ich fürcht' es, kommt die Hülfe!
Nur deutlicher vor meinen Augen tritt es,
Welch einem Feind er sich anheim gegeben,
Und angstvoll bebt das Herz mir! Ob die Barke
Noch sichtbar auf der Flut?
(Sie eilt auf die Terrasse, nach links blickend.)
Schon schwindet sie,
Den Augen kaum erreichbar noch! (Nach rechts gewendet.)
Und dort —
Wo bleiben sie, die Zögernden? Daß ich
Mit Sturmesschwingen sie beflügeln könnte!
Beschützt ihn, gute Geister! Wendet ab,

Was ihn bedroht! Oh, wenn in heitren Tagen
Mir der Gedank' an ihn nur Freudenstimmung
Und hold Genügen bot, ein neckend Spiel,
Wie Sonnenglanz, sich wiegend auf der Flut —
Jetzt aus dem Innersten der Brust erwacht
Es wie Gebot des Lebens! Ja, ich fühl's
Beseligend — erschreckend doch zugleich
Vor zweifelvoller Ahnung! Einzig ruft es
Mir durch die Seel': Ich lieb' ihn! Ja, ich lieb' ihn!
(Der Vorhang fällt.)
(Die zwei letzten Akte folgen.)

Oswald von Wolkenstein.

Erzählendes Gedicht
von
Angelica von Hörmann.
(Fortsetzung.)

II. Die Beichte.

So Mancher hat es schon erfahren,
Daß ihn vom schweren Herzeleid,
Das seine Brust bedrückt seit Jahren,
Ein mildes Freundeswort befreit.
Wenn Zwei beim vollen Becher sitzen
Und traulich lauschen Wort um Wort,
Dann schmilzt auch in den tiefsten Ritzen
Das harte Eis des Kummers fort
Und überm ausgesproch'nen Harm
Da wird es grün und frühlingswarm.

Die Männer weilen nun allein
Einsilbig in dem Saal beim Wein.
Oswald versinkt in stummes Sinnen;
Die Stirn in seine Hand gelegt
So starrt sein Auge unbewegt
Tief in des Bechers Flut, darinnen
Vom roten Grund die Perlen steigen.
Auch Ritter Ulrich ehrt das Schweigen
Mitfühlend mit dem edlen Sänger,
Doch endlich trägt er's nimmer länger,
Er füllt die Becher rasch auf's neue:
„Stoß an, es leb' die alte Treue!"
Und beim Zusammenklingen faßt
Ins Auge herzlich er den Gast:
„Du grübelst über altes Leid,
Mein lieber Freund, zu lange Zeit!
Denk' an den Vater nicht beständig,
Du machst ihn doch nicht mehr lebendig."
„Es ist der Vater nicht!" versetzt
Drauf Oswald dumpf. „Ich wär' ein Thor,
Beklagt' so lang ich, was zuletzt
Als Los uns Allen steht bevor."
„Dacht' ich es doch, als Du's erzählt!
Nun aber sage, was Dich quält,
Wir kennen uns ja lang genug
Und fochten einst manch' blut'gen Strauß
Im Türkenkrieg zusammen aus."

Der Sänger trinkt mit kräft'gem Zug
Und stellt den Becher klirrend nieder.
„So höre denn, was ich erduldet,
Hat alles Eine nur verschuldet.
Du weißt, ich kam zur Heimat wieder,
Zwar sonngebräunt, unkenntlich fast,
Doch frisch, mit ungebroch'nem Herzen,
Die schuf ein Weib mir Liebesschmerzen.
Da sah ich sie — ich war zu Gast
Auf Enliklar bei Spiel und Tanz.
O sie war schön! im vollen Glanz
Der achtzehnjähr'gen Jugendblüte!
Ihr schlanker Wuchs, ihr dunkles Haar,
Ihr blitzend helles Augenpaar,
Bald voller Schalkheit, bald voll Güte,
Das Ebenmaß des edlen Leibes —
Bald lag ich ganz in ihrem Bann.
Die Ruhe floh und was ich sann
Ging nach der Gunst nur dieses Weibes."
„Und hast Du Gegenlieb' gefunden?"
„Mir schien es so in sel'gen Stunden.
An ihrer Seite weilt' ich oft
Und sang ihr, was ich still gehofft,
In sehnsuchtsvollen Liedern vor;
Sabina lieh mir gern ihr Ohr.
Wie wußt' die Worte klug zu deuten
Ihr kleiner lieblich roter Mund!
Oft, wenn wir sprachen vor den Leuten,
Verstummten Alle in der Rund',
Nur zwischen uns in heit'rer Fehde
Flog hin und her die Wechselrede.
Kein Reiz konnt' neben ihr gefallen,
Sie war die Königin von Allen.
Im Herzen sprach's mir früh und spät:
Dies Weib nur ist's, das Dich versteht.
Ich pries mich glücklich ohne Gleichen,
Als eines Tags ich von ihr ging
Und sie ein golden Kettlein hing
Um meinen Hals als Liebeszeichen.
Nun harrt' ich nur der günst'gen Stunde,
Mir zu erflehen ihre Hand
Vor dem Altar zum ew'gen Bunde.

Doch mancher Tag im Warten schwand.
Gar eigen war der Liebsten Wesen,

Wie konnt' ich klar im Herzen lesen:
Einschmeichelnd bald und voll Gefühl,
Empfing sie drauf mich fremd und kühl.
Oft wenn ich Abends lustberauscht
Sie glühend an die Brust geschlossen,
Schien andern Tags ihr Sinn vertauscht,
Als ob die Kühnheit sie verdrossen.
Doch quälten mich des Zweifels Schmerzen,
So hub sie schalkhaft an zu scherzen;
Ihr Witz, ihr Trotz, ihr schneller Zorn
Wob neuen Zauber um die Mienen,
Daß selbst die Launen hold mir schienen
Und mir der Wechsel ward zum Sporn.
Da hascht' ich einen Augenblick,
Der sollt' entscheiden mein Geschick,
Sei's Hölle oder Seligkeit.
Im Garten war's — die Lauscher weit —
Da brach hervor mit voller Kraft
Die lang gedämmte Leidenschaft.
Ich bot ihr all' mein Sein auf Erden
Und bat sie mit beredter Glut,
Mein heißgeliebtes Weib zu werden. —
Sie zürnte nicht dem kecken Mut.
Stillächelnd sah sie vor sich nieder
Und sprach: „Versprecht nicht allzuviel,
Vielleicht bereut Ihr's morgen wieder.
Ihr seid ein Dichter und nur Spiel
Der Phantasie ist Euch die Liebe;
Wer bürgt mir, daß getreu sie bliebe?"
Da hob ich meine Hand zum Eid,
Bei meiner Seele Seligkeit
Verschwur ich jeglichen Verrat.
Sie aber schüttelte das Haupt:
„Das sind nur Worte, keine That!"
„Was soll ich thun, daß Ihr mir glaubt?
Befehlt Ihr, daß gleich Parzifal
Ich holen soll den heil'gen Gral?"
„Ach nicht so Schweres, edler Ritter,
Bringt Ihr nur einen kleinen Splitter
Mir von des heil'gen Grabes Stein,
Will Euer treues Weib ich sein!"
„Wie", rief ich, „dies mögt Ihr begehren?
Nach Wanderfahrten, jahrelang,
Durch Steppensand, auf stürm'schen Meeren
Trieb heimwärts mich der Sehnsucht Drang.
Froh grüßt' ich meiner Heimat Sterne,
Nun soll ich wieder in die Ferne?
Jedoch — es sei!" Mit diesem Wort
Verneigt' ich mich und ging. Beim Grauen
Des nächsten Morgens zog ich fort
Als Pilger, erst nach Wälschlands Gauen.
Aus Genua's weitem Hafen trug
Ein Schiff mich an Ägyptens Küste.
Dort traf ich einen Pilgerzug
Und wanderte zu Fuß die Wüste
Hindurch zum Berge Sinai.
Die Lieb' war's, die mir Mut verlieh
Bei diesem Gang voll von Beschwerde
Tags Sonnenbrand und Glutorkan,
Nachts halber Schlaf auf bloßer Erde
Und rings der wilden Tiere Bahn!
Doch wie dem Kreuzheer die Madonne
So schwebte leuchtend gleich der Sonne
Sabinens Bild vor meinem Blick.

Nach manchem harten Mißgeschick
Gelangt' ich in das heil'ge Land.
O welche Inbrunst ich empfand,
Als ich am heil'gen Grab gekniet!
Kurz war mein Aufenthalt. Ich schied;
Auf bloßer Brust an gold'ner Kette
Das Kleinod von geweihter Stätte.
Zum Inselreiche Cypern trug
Ein Fahrzeug mich, von dort im Bug
Nach Malta und Neapel, weiter
Kam ich zur Stadt der sieben Hügel.
Voll heißer Sehnsucht wünscht' ich Flügel,
Zu langsam ging mir diese Leiter
Zum Himmel, der mich einst beglückte.
Mit jedem Tag, der näher rückte
Des Wiedersehens süße Lust,
Wuchs Furcht und Hoffen in der Brust.
Schon grüßt' ich mein Tirol; von fern
Erglüht' die Felsenwand des Schlern
Im Abendrot, der Rosengarten,
Wie schlug das Herz mir voll Erwarten!

Da sucht' ich noch des Abends spät
Mein Nachtquartier in einer Schenke,
Die einsam drin im Etschthal steht.
Im Flur fand ich besetzt die Bänke
Von Bauern, eifernd laut im Streit
Von Wein und Zins und schwerer Zeit.
Ich saß im Winkel. Niemand kannte
Den Pilger, der von fernher kam.
Auf einmal wurd' ich aufmerksam
Auf einen Namen, den man nannte.
Sabina — Jäger — ja so hieß
Die Liebste, auch besaß sie wohl
Weingüter hier in Wälschtirol.
Doch noch ein dritter Name stieß
Befremdlich an mein lauschend Ohr,
So daß ich die Geduld verlor,
Den Wirt um ihr Ergeh'n befragte.
Der sah mich lauernd an und sagte:
„So seid Ihr wohl weit fort gewesen?
Als man den letzten Wein gelesen,
Ist sie auf seinem Schloß zu Hall
Des reichen Hausmann Weib geworden." —
Da traf's mich wie ein Donnerschall.
Lang stand ich wie betäubt. Ins Morden
Und Metzeln wünscht' ich mich der Schlacht
Gleich Espen zitterten die Knie —
Dann aber packt' mit Eisenmacht

Ich faßt des Wirtes Arm und schrie:
„Du lügst!“ — Ich Thor! Der Mann
sprach wahr!“ — —
Und aufgestützt der Arme Paar
Deckt er die Augen mit den Händen,
Als ob damit die Bilder schwänden,
Die neu aus der Erinn'rung Schoß
Wach riefen seines Glücks Verlust,
Und aus der schmerzgequälten Brust
Ringt sich ein krampfhaft' Schluchzen los. —

Erschüttert Ulrich sieht dies Weh:
„Mein armer Freund, Du littest viel,
So bitt're Täuschung nah dem Ziel!
Darum Dein Wandern! Jetzt versteh'
Ich erst das Lied, das Du gesungen!
Nur schwer wird solch ein Leid bezwungen!“
Dann spricht er Worte warm und mild
Und weiß ihm manchen Trost zu geben,
Weil an Erfahrung reich sein Leben:
„Gar oft, was man im Unglück schilt,
Gereicht zum Besten uns am Ende.
Wer weiß, wozu Dein Schicksal gut!
In wilder Leidenschaften Glut
Berennen stürmend wir die Wände
Und ist erreicht das Ideal,
Dann zeigt sich's wertlos oft und schal.
Bethört vom Liebesrausche sind
Wir für ein giftig' Pflänzlein blind,
Das sich verbirgt im Rosenflor,
Doch später wuchernd schießt empor.
Denn — lieber Freund, sei mir nicht gram,
Ich weiß nur, was ich erst vernahm —
Schön mag sie sein, geistvoll und klug,
Jedoch ihr Herz ist kalt, voll Trug.
Sag', wärst Du selber je im stande
Zu brechen so des Wortes Bande?
Nie konnte die zum Weib Dir passen,
Die Dich so treulos hat verlassen.“
Doch Oswald ruft: „O schilt sie nicht!
Vielleicht ward sie dazu gezwungen,
Vielleicht auch, daß Verleumderzungen
Ihr zischten tückischen Bericht;
Unglücklich ist vielleicht sie heut'
Und hat den Treubruch längst bereut.“

„Mag sein, ich will darob nicht streiten.“
Der Alte schweigt. Er weiß zu gut:
Geliebtes schmähn macht böses Blut.
Er läßt den Strom der Rede gleiten
Und spricht dazwischen mit Bedacht
Manch weises Wort zur rechten Stunde.
Das kühlt wie lindernd Öl die Wunde.

Oswald erfährt die sanfte Macht,
Allmählich heiter wird sein Blick.
Er spricht: „Ich segne mein Geschick,
Ein guter Geist trug mich hieher
Und ließ so treuen Freund mich finden.
So wohlig war mir lang nicht mehr,
Fast fühl' ich meine Trauer schwinden.“
Da schüttelt Ulrich ihm die Hand:
„So, lieber Freund, gefällst Du mir,
Jetzt bist Du, wie ich Dich gekannt
Dereinst im türkischen Revier.
Und Du wirst sehn, wenn ein paar Tage
Du bleibst auf unserm Schwanenstein,
Bei Freundeswort und gutem Wein
Vergißt Du ganz auf Deine Klage.“

Noch lange sitzen sie im Saal
Und plaudern von gar vielen Dingen,
Sie lassen noch so manches Mal
Die Becher hell zusammenklingen,
Bis von der Zinne, wohlbewacht,
Der Türmer ruft die Mitternacht.

III. Die Brautwerbung.

Willkommen, kühler Waldesschatten,
Wenn draußen auf den freien Matten
Die Glut der Sommersonne brennt!
Schon steht sie hoch am Firmament
Im Süden, wo des Zeiling Spitze
Aus ihrem Tannenunterbau
Aufragt ins wolkenlose Blau.
Von Stund' zu Stunde wächst die Hitze.
Nur in dem Forst, der sich vom Hange
Des Schloßbergs niederzieht zum Thal,
Blinkt noch der helle Tau, und lange
Mag sich bemühn der Sonnenstrahl,
Bis er die Perlen all' entdeckt,
Die sich in Gras und Busch versteckt.
Still ist es rings, kein Wipfelrauschen,
Kein Vogelsang läßt sich erlauschen;
Der muntre Schwarm hält nun Sieste
Tief in der schatt'gen Hut der Äste.
Doch was sich freut an warmen Stellen:
Libellen, Käfer, Schmetterlinge,
Das summt und regt die bunte Schwinge.
Von ferne bimmeln Rinderschellen,
Und aus dem Dorfe, weit entlegen,
Zieht durch die Luft der Mittagssegen.

O Waldesruhe, ernst und kühl!
Gleich eines Doms geweihten Räumen
Wölbt sich der Himmel ob den Bäumen
Und füllt mit reinem Hochgefühl
Andächtig jede Menschenbrust,
Daß schal sie dünkt der Erdenwust.
So tief ist dieser Gottesfrieden,
Daß von den Höhen pfadgemieden
Sich niederwagt das scheue Reh,

Zu suchen frisches Bad im See.
Doch horch, welch' fremder Laut im Tann!
Es stutzt und schwenkt die flinken Glieder
Und eilt davon, so schnell es kann.
Du furchtsam Tier, kehr' sorglos wieder!
Die hier auf heitrem Plaudergang
Du kommen siehst den Weg entlang,
Die denken nicht an Blut und Morden.
Ein Ritter ist's, zu seiner Rechten
Ein Mädchen, schlank, mit blonden Flechten.
Schnell sind sie gute Freunde worden,
Der Sängerheld, umstrahlt vom Ruhme
Und Schwangau's holderblühte Blume.
Herr Ulrich blieb zu Haus allein,
Ihn schmerzt die alte Wund' am Bein,
Die ihm als Angedenken blieb
Von einem scharfen Türkenhieb.
So ward es Margaretens Pflicht
Den Ritter führend zu geleiten,
Zu zeigen ihm manch schöne Sicht
In freier Landschaft sonn'ge Weiten;
Mit muntrem Wort und klugem Walten
Den werten Gast zu unterhalten.
Und Oswald folgt ihr, erst galant,
Wie er's bei Damen stets gekannt,
Bald aber fühlt er sein Gemüt,
Das rasch für neues Schöne glüht,
Vom milden Zauber leis umsponnen,
Der allversöhnend ruht und linde
Auf diesem unschuldvollen Kinde.
Schnell ist der erste Tag verronnen,
Ihm folgt ein zweiter und ein dritter,
Schon neigt die Woche sich zur Wende
Und immer noch verweilt der Ritter.
Fürsorglich schaffen Gretli's Hände
In Haus und Garten, Küch' und Saal,
Und Oswald, hier zum ersten Mal,
Nach langem, unstät irrem Leben
Von stiller Häuslichkeit umgeben,
Giebt seinen wandermüden Sinn
Dem sanften Reize zwanglos hin.
Sie lacht und plaudert unbefangen,
Gar bald verschwand die erste Scheu:
Das Leben dünkt sie wunderneu,
Als sei die Sonne aufgegangen,
Bestrahlend eine fremde Welt,
Darinnen Oswald ist der Held.
Was er erzählt von weiter Fahrt,
Sein Kriegesruhm, sein Sängerleben,
Hält zauberlicht sein Bild umgeben.
Und doch ist er so gut und zart!
So hat noch Niemand ihr gesprochen;
Des jungen Herzens ahnend Pochen,
All' ihre Lust, ihr kindlich Leiden
Weiß treffend er ins Wort zu kleiden,
Und keine ihrer kleinen Sorgen
Hält sie dem neuen Freund verborgen.

So wandelt nun auch heute wieder
Das Paar zu später Morgenstund'
Den Waldespfad vom Schloß hernieder.
Verstummt ist plötzlich Oswald's Mund,
Sein Aug', gefesselt mit Gewalt,
Folgt Gretli's lieblicher Gestalt.
Sie hüpft mit fröhlichem Gemüte
Bald da, bald dort nach einer Blüte,
Die jetzt am Weg, dann tiefer drin
Ihr winkt aus des Gebüsches Klause,
Und ordnet sie geschickt zum Strauße,
Ein Liedchen summend vor sich hin.
Der Wuchs, geschmeidig, jugendlich,
Die Augen groß und glänzend braun,
So ist sie wie das Reh zu schau'n,
Das eben aufgescheucht entwich.

Die Beiden kommen auf dem Pfade
Hinunter bis zum Seegestade.
Stets weht da kühle Wasserluft,
Gewürzt durch frischen Nadelduft.
Dann führt der Weg am Ufer weiter,
Bald tiefer zu der Flut sich neigend,
Bald durch Gestein zur Höhe steigend,
Verwachsen bald, drauf wieder breiter,
Ein reizend wechselvoller Gang.
Hier stürzt aus moos'gem Fels die Quelle
Hinab zu rauschendem Empfang;
Dort dehnt sich eine lichte Stelle,
Ein Vorsprung, bietend holde Schau
Auf See und Wald und Himmelsblau.

Das Mädchen weilt hier oft allein,
Es ist ihr Lieblingsgang am Morgen,
Flink springt sie über Stock und Stein.
Sie weiß im Walde sich geborgen,
Da wohlbekannt ihr Weg und Steg,
Sucht Haselnüsse im Gehege,
Fügt aus den Blättern eine Kette,
Singt mit den Vögeln um die Wette,
Späht wie die Ameis' schafft und gräbt
Und wie am Netz die Spinne webt.
Doch jetzt, wie herrlich ist's zu Zweien
Zu wandern durch den grünen Tann,
Geleit zu sein dem Rittersmann!
Wie scheint er allem Glanz zu leihen!

Dort seh'! in grüner Blätter Hut
Erdbeeren, dunkelrot wie Glut;
Die muß sie für den Freund erhaschen
Und eifrig bringt nach Kinderweise
Im hohlen Händchen sie die Speise
Und beide lächeln, beide naschen.
Nun zeigt sich eine stille Bucht.
Margrete hebt zu leisem Tippen
Den Finger an die roten Lippen.
Aus ihrer Gürteltasche sucht

Sie Krumen, wirft sie ins Gewässer
Zum Futter für die kleinen Esser.
Das giebt ein Plätschern, Zappeln, Schnellen
Der Fischlein in den klaren Wellen!
Das Mädchen kehrt sich fragend um:
„Ei, Ritter, freut dies Spiel Euch nicht?
Was seid Ihr heute doch so stumm?
So finster Euer Angesicht?
Doch ja, ich glaub' es Euch wohl gerne,
Ob ich auch Beeren, Blumen bringe,
Euch schaffen Langweil' solche Dinge,
Ihr sehnt Euch wieder in die Ferne,
Ihr spracht mit mancher Königin,
Indes ich schlicht, unwissend bin." —

„Margrete, Kind, was fällt Euch ein?
O redet, plaudert immerfort!
O wüßtet Ihr, wie Euer Wort
Mir dringt als Tau ins Herz hinein,
Daß drin der Glaube sproßt aufs neue
An Menschenlieb' und Menschentreue!"
Sie hat die Augen aufgeschlagen:
Was will des Ritters Rede sagen?
In seinem Blicke liegt ein Glanz,
Ein innig zärtlich-stummes Flehen,
Daß sie verwirrt, befangen ganz
Schnell wieder muß zu Boden sehen;
Daß ihr kein leichter Scherz mehr glückt
Und tändelnd sie den Strauß zerpflückt.

Da schwirrt und pfeift es in den Zweigen,
Sie ruft, im Antlitz Freudenschein:
„Nun, Ritter, will ich Euch was zeigen,
Doch mäuschenstille müßt Ihr sein."
Sie zieht ihn weiter ein paar Schritte
Tief in des laub'gen Buschwerks Mitte
Und teilt vorsichtig das Geäst, —
Da liegt im schützenden Verstecke
Voll junger Brut ein Zeisignest.
„Gebt Acht, daß sie kein Laut erschrecke!"
Spricht Gretli flüsternd. „Schaut, o schaut,
Wie wunderzart, wie lieb und traut!
Vier Junge noch im ersten Flaum,
Doch schon die schwarzen Äuglein offen.
Habt Ihr so Schönes je getroffen?
Und seht, von jenem Fichtenbaum
Kommt hergeflogen jetzt die Mutter
Und bringt den Kleinen frisches Futter.
Horcht, wie das piept und voll Verlangen
Die Schnäbel nach der Atzung streckt,
Bis jedes seinen Teil empfangen
Und Alle warm der Flügel deckt.
Hoch oben in den Wipfeln dicht
Hör' jubelnd ich das Männchen singen.
Wo steckt es nur? Seht Ihr es nicht? —
Ach, heute will's mir nicht gelingen
Mit heit'rer Red' Euch zu zerstreuen,
Nichts, was ich zeige, kann Euch freuen.
Ihr gabt nicht Acht."
„Doch, nur zu sehr!"
Erwidert Oswald. Unbewußt
Entschlüpft ein Seufzer seiner Brust:
„Ach, wer doch auch so glücklich wär'
Wie dieses kleine Vogelpaar!
Dies Bild hier der beschwingten Gatten
Zeigt mir des eignen Lebens Schatten.
Wie süß, wie selig wär's fürwahr
Ein heimisch trautes Nest zu wissen,
In stillem Frieden dort geborgen
Dafür zu schaffen und zu sorgen!
Wenn strenge Pflicht uns draus entrissen,
Zu denken, daß nach Sturmesweh'n,
Nach Kriegsfahrt und nach Kampfestagen,
Die manche Wunden uns geschlagen,
Zwei treue Arme offen stehn!
Wie leicht mit solchem Glück am Herzen
Wollt' ich den Trug der Welt verschmerzen,
Der mich bethört mit eitlem Schein!
Wie sollt' mein Lied voll Jubel klingen,
Könnt' meine Sehnsucht dies erringen,
Und wär' dies höchste Kleinod mein!"

Er schweigt erregt, sein Antlitz glüht,
Doch schnell, wie flücht'ger Sonnenglanz
Verschwindet hinter Wolken ganz,
Füllt bitt're Klage sein Gemüt:
„Umsonst verlang' ich solch' ein Gut,
Mir wird es nie beschieden sein.
Komm' ich nach meinem Hauenstein
Und hätte gern dort ausgeruht,
Statt daß ein gastlich Heim ich fände,
Verhöhnen mich die öden Wände.
Der Wind streicht durchs zerbrochne Dach
Und spottet pfeifend des Besuchs:
Hinaus in Sturm und Ungemach,
Du Mann der Unrast, Mann des Fluchs!"
Da legt sich eine weiche Hand
Auf Oswald's Arm mit sanftem Drücken,
Und als er rasch sich umgewandt,
Schaut er mit heimlichem Entzücken
In Margaretens braune Sterne,
Von langen Wimpern dicht umkränzt,
An denen eine Thräne glänzt:
„Was sucht Ihr Euer Heim so ferne?"
Fragt sie bewegt. „Muß ich erst sagen,
Daß hier Euch Freundesherzen schlagen?
Was wollt Ihr in dem Schlosse dort?
Bleibt doch bei uns, bleibt immerfort!
Ich weiß, der Vater liebt Euch sehr;
Seit meine Brüder fortgegangen
In Dienst zu König Siegmund Heer,
Trägt er nach einem Freund Verlangen;
Und ich will rasten nicht und ruhn,
Was Euch behagt, nichts soll Euch fehlen,

Ich will Euch singen und erzählen
Und Alles Euch zu Liebe thun."

„Wie? Margarete, hör' ich recht,
Ist's Ernst, was Ihr da Süßes sprecht?
Ihr seid ein Engel! O habt Dank
Für Eurer Worte Himmelstrank.
Auf immer bleiben? Nein, o nein!
Das wär' zu schön, um wahr zu sein.
Und doch" — er schaut ihr forschend lange
In das gesenkte Angesicht,
Auf ihre hocherglühte Wange,
Und löst das Rätsel dennoch nicht. —
„Wär's möglich denn! Kann sie mich lieben,
Dies holde, maienfrische Kind?"
So grübelt er und denkt und sinnt.
Wo ist die Zuversicht geblieben,
Die vor den witzgewandten Damen,
Wenn stolz geziert zu Hof sie kamen,
Dem Dichtermund sonst eigen war?
Der Rede künstliches Geschick
Verstummt vor diesem Unschuldsblick.
„Sie ist ein Kind, ich seh' es klar,
Und wenn sie ein Gefühl beschlich,
Nur wie den Vater liebt sie mich.
Wie glänzend Gold sind ihre Locken,
Mein Haar durchweben graue Flocken.
Ja, stünd' ich noch in Jugendtagen,
Wie sollt' mein Herz an ihrem schlagen!
Ihr lacht des Daseins Morgenschein,
Die erste gold'ne Frühlingszeit.
Gleich Herbstesschnee blickt mir herein
Die quälende Vergangenheit.
Doch von dem Kummer all, dem Hasten,
Wie selig wär' es auszurasten,
Zu neuem Leben zu erwarmen
In ihren weichen, lieben Armen!"
Er wird nicht klüger als zuvor;
Verzweifelnd ganz an Glück und Minnen
Beschließt er rasch zu flieh'n von hinnen
Und schilt sich Thor und wieder Thor;
Da naht ihm schmeichelnd stilles Hoffen:
Wenn doch ihr Herz von Lieb' getroffen?
Und bindet ihn mit holder Kette
Auf's neue fester an die Stätte.

In Schweigen legt das Paar ein Stück
Vom schattig kühlen Pfad zurück,
Dann kündet sonnig Lichtgefunkel
Den Austritt aus des Waldes Dunkel.
Margrete ruft: „Wir sind zur Stelle!"
Erreicht ist nun das Ziel des Ganges,
Ein Vorsprung, der sich steilen Hanges
Hinabsenkt zu des Schwansee's Welle.
So lauschig ist der Ort und traut,
Als sei er eigens so gebaut
Von einer sinn'gen Menschenhand.

Uralte Tannen steh'n im Kreise,
Die hohen Wipfel flüstern leise
Und dicht verschränkt zu grüner Wand
Verkleidet Unterholz die Stämme.
Nur vorn den Abhang läßt es frei,
Als ob's ein künstlich Fenster sei,
Damit kein Zweig die Aussicht hemme,
Die von dem schattigem Balkone
Dem, der hier rastet, wird zum Lohne.
Und daß an dieser Landschaft Prangen
Schon oft ein trunk'nes Aug' gehangen,
Bezeugt die Bank aus Fichtenholz.

„Nun, lieber Freund", sagt Gretli stolz:
„Ist das nicht eine wahre Pracht?
Die Bank hat Kurt für mich gemacht;
Da sitz' ich manchmal lange Stunden
Und schau hinaus ins weite Land;
Stets hab' ich Kurzweil hier gefunden.
Seht, unten zieht am Uferrand
Die Straße fort in fremde Gauen,
Da giebt es immer was zu schauen.
Doch Niemand ist, der uns entdeckt,
Wir sind vor aller Welt versteckt.
Ihr lächelt? O ich thöricht Kind,
Wie red' ich nur so ungeschickt!
Doch seht nur selbst! Welch Auge blickt
Durch Büsche, dicht wie diese sind?
Die Zeit wird uns dahier nicht lang;
Bald schleppt sich dort im Straßenstaube
Landfuhrwerk hin mit schwerem Gang,
Bald kommt in Stahl und Eisenhaube
Ein Reitertrupp vorbeigeritten,
Bald fahrend Volk mit fremden Sitten:
Seefischer, Jäger, welche Beute
Mit schnellem Schritte heimwärts tragen;
Ein Viehtrieb naht, ein Erntewagen,
Daneben schlichte Bauersleute
Und hundert andre Dinge mehr,
Doch niemals bleibt die Ausschau leer;
Denn vielbesucht von Knecht und Herrn
Ist diese Straße über'n Fern.
Gerade jetzt zeigt wie gerufen
Sich dort, wo sie aus wald'gem Bug
Ins Helle tritt, ein Reiterzug.
Horch, wie es dröhnt von Rosseshufen!
Nun kommen Ritter Paar um Paar,
Geharnischt, eine ganze Schar,
Dahinter Knappen dienstbeflissen.
Seht, wie die bunten Banner weh'n!
Wohin mag wohl die Reise geh'n?
Ist Krieg entbrannt? Ihr müßt es wissen."

Gleichgiltig mit zerstreutem Sinn
Blickt Oswald nach der Straße hin,
Wo langsam die Beritt'nen nah'n;
Doch plötzlich beugt er vor das Haupt

Und starrt das Bild betroffen an;
Zu prüfen, was er noch nicht glaubt,
Springt er mit jugendlicher Hast
Empor, dem Abhang zu und späht.
Erschrocken Margarete steht.
Er aber außer sich erfaßt
Des Mädchens Arm voll rascher Glut
Und ruft mit neu erwachtem Mut:
„Bei Gott! Ich kenne, die da reisen!
Schärft Euern Blick, bald muß sich's weisen,
Ihr habt ein jüngres Augenpaar.
Seht! Ist's nicht der Tiroleraar,
Der rot auf weißem Banner grüßt?
Fürwahr, und der so stolz dort reitet,
Als ob er nie sich beugen müßt',
Ist Herzog Friedrich; er geleitet
Den Papst Johannes zum Konzil,
Das man nach Kostnitz hat berufen.
Drei Päpsten, die viel Wirrnis schufen,
Legt man das ärgerliche Spiel.
Ja, Pfaff! Dir geht's an deine Mühe,
Ob der Tirolerfürst dich stütze!
Auf weißem Zelter naht er dort
Der wälsche Träger der Tiare,
Um ihn sein Hofstaat im Talare! —
Wo aber blieb des Landes Hort,
Die alten adligen Geschlechter?
Sind sie daheim als Freiheitswächter?
Nur Diener, Spielleut', Edelknaben
Seh' ich am Schluß des Zuges traben.
Klein ist der Anhang, Herzog Friedel,
Der folgsam tanzt nach deiner Fiedel!
Im Sinken ist dein heller Stern
Und ledig sind in kurzer Zeit
Wir der verhaßten Dienstbarkeit
Mit einem Mal — doch ich bin fern.
Indes ich hier unthätig säume,
Gleich einem Knaben schmachtend träume,
Entscheidet draußen sich das Wohl
Und Weh des Vaterlands Tirol.
Wer denkt da seiner Herzenswunde?
Schnell muß ich fort! Doch diese Stunde!“

„Fort?“ stammelt Gretli, „fort und schnell?“
Ihr Auge schwimmt in Thränen hell
Und starrt empor zu ihm bekümmert;
Denn wie durch Blitz aus heitrem Blau
Sieht ihrer Träume Märchenbau
Mit einem Schlage sie zertrümmert.
In ihrem stillen Lebenslauf
Thut plötzlich sich ein Abgrund auf,
Ein heißer Schmerz will jäh sie fassen.
Wie leer, wie traurig wird es sein
Im weiten Schlosse nun allein,
Wenn sie der teure Freund verlassen!
Der Ritter sieht sie an: „Ihr weint?
Ihr zittert ja. Was fehlt Euch, Kind?
Wär's wahr, was mir ein Himmel scheint?
Mein blödes Aug', wie warst Du blind!“
Er zieht an seine Brust sie fest
Und hebt empor mit sanftem Kosen
Ihr Antlitz, jetzt erglüht wie Rosen,
Die eine Flut von Thränen näßt.
Sein Auge taucht in ihres. „Sprich!“
Frägt er voll trunk'ner Seligkeit:
„Schafft Dir mein Scheiden solches Leid?
Du süßes Kind, sag': Liebst Du mich?“

Sie macht aus seinem Arm sich los
Und schaut ihn sinnend an und groß.
„Was fragt Ihr so? Seht Ihr denn nicht,
Daß ich auch keinen einz'gen Tag
Entfernt von Euch mehr leben mag?“
Auf's neu und inniger umflicht
Der Ritter seine junge Braut
Und spricht mit tiefbewegtem Laut:
„So bist Du mein! Nichts soll uns trennen!
Bald kehr' von Kostnitz ich zurück,
Zu holen mein ersehntes Glück,
Dich mein geliebtes Weib zu nennen.
Du sollst vertrauen nicht vergebens
In Deinem reinen Kindersinn,
Du mein Juwel, mein Hochgewinn,
Du Morgenstern des neuen Lebens!“ —

Was noch die Zwei in stiller Stunde
Sich liebeselig anvertraut,
Der Tannenwald giebt dessen Kunde,
Der schützend ihr Asyl umbaut;
Er flüstert mit geschwätz'gem Rauschen
Von Kosen und von Küsseтauschen.
Vergessen für den Augenblick
Ist Fürst und Vaterlandsgeschick.
Und tönten laut des Kriegs Fanfaren,
Die Beiden würden nichts gewahren. — —

O Liebe, wunderbare Macht,
Wie oft dein starkes Band umwebt,
Was scheinbar tief sich widerstrebt!
Doch Segen hast Du stets gebracht,
Ob Du mit erster Jugendlust
Einkehrst in knospenfrische Brust,
Ob du als leuchtend Abendrot
Verklärst ein Leben voll Beschwerden,
Du bleibst das Schönste stets auf Erden. — —

(Fortsetzung folgt.)

Der Tag des Löwen.

Ihr Junges koste eine Löwin — draußen
Vor ihrer Höhle lag der Sonnenbrand,
Vorüber floh im Flieh'n ein Schwarm von Straußen
Und von Gazellen durch den heißen Sand.
Und wie sie nun das kleine Tier beleckte,
Und zärtlich mit ihm spielte, plötzlich streckte
Ein mähnig Haupt sich durch den Eingang, schnob
Ihr Junges an und knurrte, doch sie hob
Das Kleine mit den Zähnen ihm entgegen,
Als spräche sie: — Nun, das verdient doch Lob?
Darauf begann ein stumm sich Niederlegen,
Und tief befriedigt schlang sogleich das Paar
Den Rest der mitgebrachten Beute gar.

So waren Jahr und Tag dahingeflogen,
Der junge Wüstenkönig, groß und stark,
Erwuchs, von seinen Alten aufgezogen,
Genährt mit Eselfleisch und Lämmermark.
Doch als um ihn die Mähne floß in Wogen,
Verließ er seiner Väter Schlucht und fand
Ein neues Reich, und — eine junge Schöne,
Indem er alle Nebenbuhler — Söhne
Der Nachbarwüste — glänzend überwand.

O wie sie zärtlich ihm zu schmeicheln wußte,
Die schöne Katze, wie sie mit ihm lief,
Und wie er ihr sogar gehorchen mußte
Und stolz war, wenn sie ihm zur Seite schlief!
Beim Auferwachen rauften sie mit Gähnen
Einander beißend und liebkosend ab,
Und freuten sich an ihren schönen Zähnen,
Dann ging's hinaus zum Raub in scharfem Trab.

Ein Menschenalter ist so schnell verflossen,
Und auch des jungen Löwen Erdengang
War, eh' er sich's versah, schon abgeschlossen;
Er hatte vieler Tiere Blut vergossen,
Er war der Wüste Schrecken lang und lang
Bei Tag und Nacht gewesen; Woch' um Wochen
Ward in die Herden rings von ihm — und ihr,
Die ihm so glich an Kraft und Mordbegier,
Und stets mit ihm zur Jagd ging — eingebrochen.
Sie saßen oft auf kahler Bergesspitze
Und hielten Spähe, schnüffelnd in die Luft,
Wenn Karawanen, halbbetäubt von Hitze,
Sich mühsam wanden durch die Felsenkluft,
Sie stürzten dann herab, zerrissen Rinder,
Kamele, Schafe, nackte Negerkinder.

Doch eines Tags, da traf sie alle beide
Des Löwenjägers Kugel bei dem Raub,
Sie wand verröchelnd sich im blut'gen Staub,
Doch er entkam, den Tod im Eingeweide,
In seinen Zufluchtsort, und dieser war —
Ein uralt Herrschergrab — als dann die Schauer
Des Endes ihn durchbebten, drang zugleich
Ein Beben und Erschüttern durch die Mauer;
Es war die Stunde, da ein Inselreich
Zerstört ward, da die Erde kam ins Wanken,
Da Städte, volkreich und erbaut in Pracht,
Verschüttet wurden oder ganz versanken,
Und Tausende verschlang die Todesnacht.

Jetzt mißt er die Gefährtin, schmerzerfüllt
Erhebt er grimmig sich und stöhnt und brüllt,
Und brüllt hinaus ein letztes, letztes Mal,
Als sollte seine tierisch dumpfe Qual
Sich einen mit den fernen Jammerrufen
Der Menschen aller, die an Tempelstufen
Zum Himmel aufschrie'n und in ganzen Scharen
Im nächsten Augenblick begraben waren.

Dem Löwen, während unter ihm die Tiefen
Erdröhnten, sank sein königliches Haupt
Im Tod an eine von den Hieroglyphen,
Die da von Lotusblütenschmuck umlaubt,
Geschrieben standen auf der Felsenplatte,
Die kein Gelehrter noch enträtselt hatte,
Und die der Urschrift vom Zusammenhang
Der Dinge glich, der alten Rätselfrage,
Die eingeschrieben ist in unsre Tage,
Und die zu lösen Niemand noch gelang.

Hermann Lingg.

Leer.

Ein Kindersessel steht
In dunkler Zimmerecke,
Der lauschet stumm beredt
Seit Jahren im Verstecke.

Hier wärmt kein Sonnenstrahl
Sein kühles, leeres Kissen,
Nur selten streift einmal
Ein Blick ihn, ein Vermissen.

Nur wenn die junge Frau
Im Hause morgens schaltet,
Geschäftig und genau
Der heitern Ordnung waltet,

Stützt sie zuweilen dort
Sich auf die hohe Lehne,
Und wischt ein Stäubchen fort,
Und eine frische Thräne.

A. Godin.

An die Gesundheit.

Wie mocht ich singend Andere preisen
Und habe deiner nie gedacht,
Die mit des Atems Hauch, dem leisen,
Still alles Lebens Glut entfacht.

Verschmachtend wähnt' ich mich am Rande
Des Seins, gelöst aus deiner Hut,
So steht der Halm im Sonnenbrande,
Wenn lang versiegt des Himmels Flut.

O schenke meinem Herzen wieder
Den sorglos kaum verspürten Schlag,
Vergebens lacht auf mich hernieder
Der veilchenduftige Frühlingstag.

Neig meinen Lippen deine Schale,
Flöß der Genesung Trank mir ein,
Laß an des Lebens reichem Mahle
Ein froher Gast mich wieder sein.

Nimm mir vom Blick den düstern Schleier,
Erschließ' mein Ohr der Freude Klang,
Die Hoffnung stimmt die goldene Leier,
Noch tönt ihr Lied, — wer weiß wie lang?

Anna Klie.

Sommerfee.

Langsam, langsam
Segeln die Wolken im dunstigen Blau,
Wie sinnende Schwäne.
Schläfrig in Berges Klüften
Schweigen die Winde, des Meers
Erfrischende Söhne:
Und bleiern auf allen Blättern
Liegt die Last der flimmernden Sonnenstrahlen.

Dort unter den Schattenbäumen
Seh' ich sie,
Die Sommerfee!
Im weichhinschwellenden Grase
Ruht, von Silbergeweb' umwallt
Ihr Götterleib:
Über den heiß aufatmenden Busen
Ringelt in langen, glänzenden Locken
Ihr lichtbraun Haar;
Sie schlummert: ihr Haupt umflattern
Flüsternde Glutenträume,
Wie seltsam fremder Schmetterlinge
Buntschillernde Farbenpracht!

Langsam, langsam
Segeln die Wolken.

Hanns von Gumppenberg.

Ergebung.

Wie dir dein Los bestimmt — o sei ihm gut!
Denn gleich dem Weib, dir teuer wie dein Blut,
Ist auch dein Schicksal unauflöslich dein —
Und schiltst du es, wird es dir feindlich sein.
Zum Herzensbund reich' ihm die treue Hand —
Vergiß es nie, daß es von Gott gesandt —
Und ist's nicht schön — und kann es bitter sein
Vergieb es ihm — es ist ja dennoch dein.

M. Herbert.

Begegnung.

Wirf nicht so stolz den Kopf zur Seit',
Wenn mir dein Herz entgegenschlägt!
Ich weiß ja noch so gut die Zeit,
Wo du in Liebesseligkeit
Ihn stumm an meine Brust gelegt.

So gut, als müßt' es gestern sein,
Daß ich mein erstes Lied dir sang,
In deinem Flüstern: „Ich bin dein"
Mein ganzes Leben, Lust und Pein
Harmonisch ineinander klang.

Was ist die Wahrheit? Finstre Nacht,
Wenn dieses sonnenhelle Jahr,
Das wir vertändelt und durchlacht,
Wenn uns'rer Liebe ganze Macht
Nur eine eitle Lüge war.

Auch du gäbst wieder Alles hin
Um dieser Tage holden Wahn,
Wo dich des Dichters stolzer Sinn
Und Liebe, diese Schwärmerin,
Mit Glanz und Schönheit angethan.

D'rum wirf nicht stolz den Kopf zur Seit'
Wenn mir dein Herz entgegenschlägt!
Ich weiß ja noch so gut die Zeit,
Wo du in Liebesseligkeit
Ihn stumm an meine Brust gelegt.

Ferdinand von Hornstein.

Robert Hamerling's Selbstbiographie.

Unter dem Titel „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“ hat Robert Hamerling soeben im Verlage von J. F. Richter in Hamburg eine Art Selbst-Biographie erscheinen lassen, welche sich in dem, was man darin findet, wie in dem, wonach man vergeblich in dem Buche suchen würde, sehr wesentlich von anderen Werken dieser Art unterscheidet. Indem wir uns, wenn es Zeit und Raum gestatten sollten, eine kritische Besprechung vorbehalten, glauben wir unsere Pflicht, das interessante Buch der Kenntnisnahme unseres Leserkreises zu empfehlen, zunächst dadurch erfüllen zu sollen, indem wir einiges aus dem Inhalt mitteilen. Hamerling ist am 24. März 1830 in einem kleinen Marktflecken Nieder-Österreichs, Kirchberg am Walde, als der Sohn eines Webers geboren und verbrachte seine Kindheit zunächst an der Seite seiner Mutter in dem Dorfe Groß-Schönau bei Kirchberg, eine in Armut, aber ohne Not verbrachte Kindheit. Für seine Knabenjahre schreibt sich der Dichter „eine große Erregbarkeit des Gemüts und der Phantasie“ zu. „Wie tief wirkten die kirchlichen Festzeiten auf mich ein! Mir brauchte das Christkind nichts zu bescheren. Es erschien mir ja leibhaftig — das war mehr als genug. Des Nachts im Bette aufsitzend erzählte ich mit glühenden Wangen der Mutter, wie es zu mir gekommen, das Christkind, wie es mit mir gesprochen, und wie wunderschön es gewesen. Es ist Thatsache, daß ich einmal zu weinen anfing vor Freuden, als ich an einem Frühlings-Morgen eine Wiese ganz mit goldgelben Butterblumen bedeckt fand. Mein fast einziges Kinderspiel war fleißiges Messelesen. Den Altar bildete die Ofenbank . . . Ich erinnere mich sehr lebhaft an einen gewissen Abend, an welchem mir — ich mochte sieben Jahre zählen — als ich einen Bergabhang herunter ging, der Sonnen-Untergang im Westen wie eine Wunder- und Geister-Erscheinung entgegenleuchtete und mein Gemüt mit einer unvergeßlich merkwürdigen Stimmung, mit einer Ahnung erfüllte, die mir heute wie eine Berufung erscheint und in welcher mein ganzes künftiges Leben sich spiegelte. Ich eilte mit gehobener Brust einem unbekannten Ziele entgegen und zugleich lag eine Schwermut über meiner Seele, daß ich hätte weinen mögen. Wäre jener Moment ein aus seiner nächsten Bedingung erklärlicher, nicht in seiner Art einziger gewesen, er hätte sich gewiß nicht so unauslöschlich in mein Gedächtnis eingegraben.“ In diesem Alter machte er auch seine ersten Verse. „Seltsamer Weise verhielt ich mich damals, obgleich vom Schicksal zum deutschen Schriftsteller bestimmt, gegen die deutsche Schulsprachlehre so ablehnend, wie später gegen die theoretischen Lehrbücher deutscher Poetik und Metrik. Mir schien das Rechte so selbstverständlich, und ich wußte nicht, warum ich dafür bestimmte Regeln und Namen und Kunstausdrücke einlernen sollte.“ Auf dem Tanzboden seines Dorfes war der Knabe gleichfalls häufig zu finden. „Da stand ich als stillseliger Betrachter und schaute und lauschte und berauschte mich an dem mich umwogenden Gebrause der Tanzlust, an den lächelnden Gesichtern blitzäugiger purpurwangiger Dorfschönheiten. Und wenn die Fluten des Weins aus dem Faß in der Ecke in die Gläser sprudelten oder wenn ich die straffen heißen Würstchen unter den Fingern der Schwelger krachen hörte und den leckeren Fettsaft daraus hervorspritzen sah, da schöpfte ich gleichsam den idealen Schaum von diesen Genüssen ab und ließ mir manchesmal, wenn meine Mittel soweit reichten, wohl gar selbst eine Semmel oder ein Stück weißes Brot schmecken. Frühzeitig bekam ich so einen Begriff von überschäumender Weltlust und Sinnenfreude, der mir später bei poetischer Schilderung von Bacchanalien und drgl. zu statten kam. Wer das für einen Scherz hält, der versteht mich nicht.“ Als der Vater Hamerlings in dem bei Groß-Schönau gelegenen Schlosse Engelstein der Barone von Geusau als Diener eintrat, wurde der begabte Knabe der Familie des Barons bekannt und verbrachte manche fröhliche Stunde mit den liebenswürdigen und freundlichen Baronessen. Sein eigentliches Kindheits-Paradies aber scheint die Glasfabrik Georgenthal bei Gratzen in Böhmen gewesen zu sein, wo er zuweilen als Gast seines Vetters Katzenberger verweilen durfte. „Zunächst erschloß sich mir als ein Neues, Fremdes die ernste Schönheit des Böhmerlandes. Ich sah die ungeheuren Wälder, die meist auf ebenem Grunde sich hinstrecken und durch welche man stundenlang fährt, ohne eine Lichtung zu erblicken: ich sah die riesigen fischreichen Teiche, deren weithin blitzende Spiegel im Gegensatz zu den düstren Wäldern der böhmischen Landschaft ein so eigentümliches Gepräge verleihen . . . Vor den Fenstern lag ein wohlgepflegter Garten; er bestand fast ganz aus Rosenhecken. Der persische Sänger hat die Rosen ohne Zweifel schöner besungen als ich. Aber mit größerem Vergnügen kann er als Knabe nicht in den Rosengärten von Schiras umhergewandelt sein, als ich in dem Rosengarten des Vetters Katzenberger. Es ist ein Beweis für die Zähigkeit, mit welcher Eindrücke der Kindheit in der Erinnerung haften, daß ich noch heute diese Rosenhecken vor mir sehe und die kindische Lust nachempfinde, mit welcher ich allmorgentlich die funkelnden Tropfen aus den Rosenkelchen schüttelte, um mein eigenes Gesicht damit zu besprengen. Hier saß ich auch am liebsten und las. Dann wurde der ganze Garten für mich zur verzauberten Welt, an welche meine Phantasie ihre Märchenträume knüpfte.“ In der Schenke von Georgenthal hat Hamerling einmal als Knabe gepredigt. „Ich war anwesend mit meiner Mutter und der Familie des Vetters. Da kam die Rede auf das, was man „Talente“ nannte. Es hieß, daß ich schon recht gut zu predigen verstünde. Davon wollten schließlich sich die Leute an Ort und Stelle überzeugen. Ich wurde aufgefordert, eine Predigt zu halten und ich entschloß mich, wiewohl nicht ohne Zögern, dem Verlangen zu willfahren, indem ich zu diesem Behufe einen Stuhl bestieg. Die Predigt fiel etwas kurz aus, aber die Meinung der Zuhörerschaft äußerte sich doch übereinstimmend dahin, daß ich gewiß einmal Bischof werden würde. Vorläufig bekam ich von einem der Anwesenden einen Zwanziger geschenkt.“ Vom 10. bis zum 14. Lebensjahre, 1840—1844, verweilte Hamerling als Sängerknabe im Zisterzienserstifte Zwettl. ‚Glänzende Stimmmittel und virtuose Kehlenfertigkeit war es nicht, was mir die Aufnahme als Sängerknabe ins Stift verschaffte. Mein Grundsatz blieb, niemals so laut zu singen, daß Jemand neben mir behaupten konnte, ich hätte falsch gesungen . . . Unser Amt war der Kirchengesang auf dem Chore; dafür genossen wir nicht bloß ganze Verpflegung, sondern auch den Unterricht der vier ersten Gymnasialklassen . . . . Einige Todesfälle im Stifte regten meine Phantasie lebhaft an und ich verfiel einer der peinlichsten Torturen, welchen das Menschengemüt ausgesetzt ist, der Gespensterfurcht. Ich verlebte schreckliche Nächte. Zuletzt ging ich zum Präfekten und bat ihn, mir zu sagen, ob es Geister und Gespenster gäbe. Er erwiderte mit ehrlichem Achselzucken, er wisse es nicht. Aber wo mich alles im Stiche ließ, fand mein Übel in dem eigenen Übermaß seine Schranke und seine Heilung. Wieder einmal lag ich nämlich im Angstschweiß des Gespenstergrausens gebadet mit geschlossenen Augen schlaflos im Bette. Plötzlich hatte ich das Gefühl, als ob ein Finger sich sacht auf meine Stirn legte. Das wäre nun wohl, sollte man denken, der Moment für mich gewesen, vor Schreck zu vergehen. Seltsamerweise geschah das Gegenteil. Die Angst war wie weggeblasen. Ich öffne die Augen und blicke furchtlos im leeren mondeserhellten Gemach umher. Ich erzähle die Sache, wie sie mir nach der Erinnerung vorschwebt, unfähig zu sagen, wie sie etwa psychologisch zu erklären sein möchte.“ Von besonderem Einfluß auf den Knaben war ein Pater Hugo. „Er hatte das Poetlein in mir bald herausgefunden.“ Im Ganzen und Großen gedenkt der Dichter seiner Klosterzeit mit warmer Dankbarkeit, und scheint auch, soweit dies ein Anderer beurteilen kann, allen Grund dazu zu haben. Die nächsten Jahre 1844

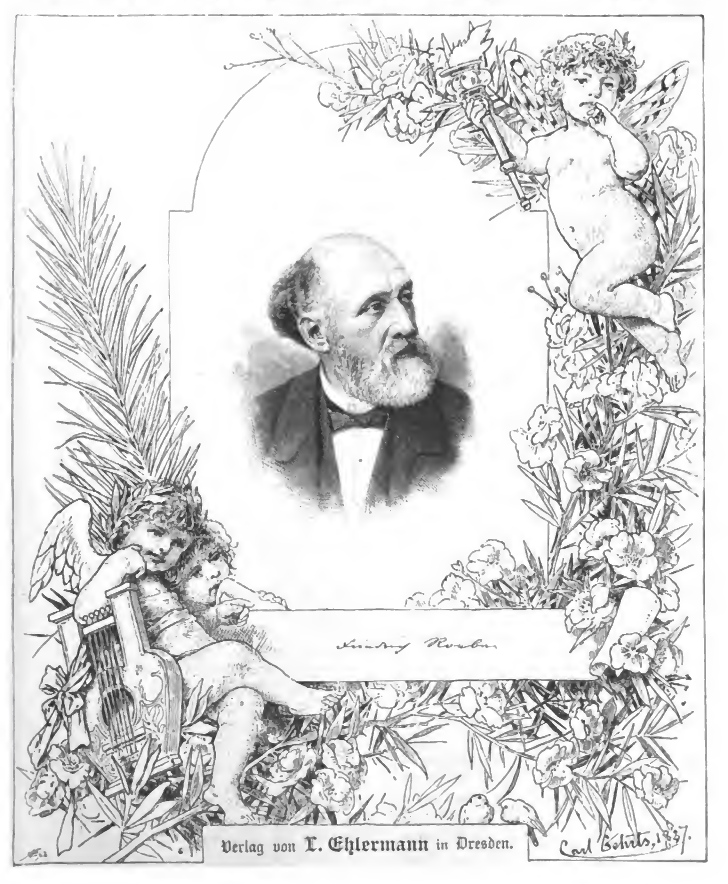
bis 1848 verbrachte er in Wien. „Ein Wohngemach vereinigte mich wieder mit meiner Mutter. Von der Schlösselgasse ging ich täglich morgens in die Stadt ins Gymnasium zu den Schotten, wo ich als Schüler der 5. Klasse die im Stifte Zwettl privatim begonnenen Studien fortsetzte, dann zum Vater in der Beckerstraße, wo er bedienstet war, mittags in die Leopoldstadt, wo ich einen der Freitische hatte, welche die barmherzigen Brüder an Studenten vergaben, hernach wieder zu den Schotten und kehrte abends in die mütterliche Behausung zurück, nachdem ich noch eine Privatlektion bei einem kleinen Mädchen auf dem Kohlmarkte gegeben. An Bewegung fehlte es mir also nicht. Trotzdem versäumte ich nicht viel in meiner Berufsthätigkeit als Student und Poet dazu. Als letzterer entwickelte ich sogar einen ungewöhnlichen Eifer. Im Stifte war ich ein bescheidener Lyriker gewesen, jetzt wagte ich mich auf das dramatische Gebiet." Er schrieb 1844 ein zweiaktiges Drama „Columbus", im nächsten Jahre ein fünfaktiges Drama „Die Märtyrer", sowie eine Canzone in drei Gesängen „Eutychia oder die Wege zur Glückseligkeit". „Diese umfangreichen Versuche liegen mir noch vor. Sie zeigen einen Grad poetischer Fertigkeit, welcher die durchschnittliche Fertigkeit 14 bis 16jähriger Knaben im Versemachen doch wohl überragt". Daneben schwärmte er in höchst harmloser Weise für eine Cousine, die er in dem Buche Regiswinda nennt; sein bester Freund war sein Mitschüler Anton Bruckner. Mit diesem vereinigt gab er ein handschriftliches belletristisches Wochenblatt „Aurora" heraus. „Zweck der Unternehmung war für mich und Bruckner ein doppelter: Stillung des litterarischen Thatendurstes und nebenbei eine kleine Vermehrung unserer Einkünfte. Der Pränumerationspreis betrug 20 Kreuzer Konventionsmünze monatlich". Das Blatt ging an einem Umstande zu Grunde, der wohl noch nie das Eingehen einer Zeitschrift bewirkt: „Gerade die Vermehrung der Abonnenten brachte es mit sich, daß wir (Hamerling und Bruckner) müde wurden, die einzelnen Nummern so oft abzuschreiben und so ging das Blatt schließlich an der zu großen Zahl von Abonnenten zu Grunde . . . Von poetischen Plänen, die mich eben in jener Zeit beschäftigten, erwähne ich eine epische Dichtung „Die Bethuliade" betitelt und den eines Prosawerkes „Die beste Welt". Mit Bruckner im Verein wollte ich eine Erörterung in Briefen „Über die Glückseligkeit" schreiben, ein Unternehmen, welches daran scheiterte, daß Bruckner gleich auf meinen ersten Brief mir die Antwort schuldig blieb. Es war dies am Ende auch ein Thema, über welches wir beide aus Erfahrung wenig zu sagen wußten". Über seinen künftigen Beruf war sich Hamerling sehr früh klar: „Ich hielt an den religiösen Übungen fest, weil sie mich in Stimmungen versetzten, wie ich ihrer bedurfte. Aber die nächste Frage war nun doch: Soll es bei meiner Bestimmung, Priester zu werden, sein Bewenden haben? — Unmöglich! Ich fühlte zu stark den Zug des Weltlichen in mir, aber was sonst? Dichter natürlich! Nun ja, Dichter: aber die Poesie galt damals mehr denn jetzt als eine brotlose Kunst, wenn sich nicht etwa einer das Theater für sich eroberte und mit Stücken Erfolg hatte, also „Theaterdichter!" Hoftheaterdichter à la Deinhardstein! Nach diesem Ziele sollte demnach mein Bestreben gerichtet sein". Der Anteil, den seine Professoren an seiner geistigen Entwickelung hatten, wird von Hamerling nicht allzu hoch angeschlagen, und wie es scheint, mit Recht. Über sein inneres Leben als Jüngling berichtet er: „Meine Natur war von Hause aus auf das Harmonische angelegt. Man hat oft vorausgesetzt, weil ich als Lyriker einmal dem Lebensdrange, einmal der Todessehnsucht überschwenglichen Ausdruck gab — bald „himmelhoch jauchzend", bald „zum Tode betrübt", je nach der Stimmung des Augenblicks, wie jeder andere Lyriker und Mensch — und weil ich ideellen Zwiespalt in meinen Dichtungen oft schilderte, so müßte ich Pessimist, persönlich innerlich zerrissen sein. Man brachte damit die Verschiedenheit meiner Richtungen um so lieber in Zusammenhang, je geringer die Zahl jener Bestrebungen war, die ich in meinem bisherigen Leben wirklich irgendwie habe bethätigen können. Hätte ich mehr, hätte ich alle bethätigen können, so würden sie sich zum abgerundeten verständlichen Bilde eines Menschenwesens zusammengeschlossen haben. Aber warum sollten verschiedene Richtungen, wenn sie auch äußerlich als scheinbare Gegensätze hervortraten, nicht wenigstens innerlich im Individuum selbst ihre gemeinsame Einheit haben? In mir selbst empfand ich immer die Gegensätze als Versöhnung nicht infolge langen Kämpfens und Ringens, sondern infolge höherer Einheit, welches alles rein Menschliche, wenn es nur wirklich ursprünglich und natürlich ist, erfüllt". Während dieser Zeit trat Hamerling einem kleinen litterarischen Verein „Dichtergilde Teutonia" bei. Kurz darauf erschien auch ein Gedicht von ihm in der Brünner „Moravia" zum ersten Male im Druck. Es war das Gedicht „die Sterne", welches auch in „Sinnen und Minnen" Aufnahme gefunden. Seine Hauptthätigkeit galt jedoch noch immer dem Drama, insbesondere beschäftigte ihn jahrelang ein „Hermann", dann ein anderes: „Aurora". Unter den Dichtern, welche besondere Wirkung auf ihn übten, nennt Hamerling neben Goethe, Schiller und Jean Paul insbesondere auch Grabbe, E. Th. A. Hoffmann, Novalis und Hölderlin, unter den Philosophen Spinoza, Fichte, endlich Kant. Der Plan des damals Siebzehnjährigen, bezüglich seiner künftigen Laufbahn stand fest: „Bis December", schreibt er am 21. Juli 1847 „gedenke ich den „Hermann" jove favente zur Aufführung zu bringen. Bis zu Ende des Jahres 1848, des letzten meiner Studienjahre, kann ich durch die Tantième ein Sümmchen zusammenbringen. Im September 1848 mache ich mich auf den Weg nach Deutschland. Ich möchte gerne mein Vaterland sehen! Im Winter will ich in Stuttgart, welche Stadt ich mir zum Asyl erlesen, eintreffen, eine Wohnung beziehen, eine kleine Bibliothek anschaffen, das Theater fleißig besuchen und mich im Stillen so vorbereiten auf meine Zukunft. Vor ein paar Tagen sah ich das Bild der Hofschauspielerin Louise Rabenalt in Stuttgart, eine wundersame, holde, süße Erscheinung" u. s. w. „Man sieht", fügt der Dichter bei, „ich war mit der Idee vertraut gemacht, daß das Paradies nur in der Gegend von Stuttgart gelegen sein könne. Das hattest du gethan mit deinem Himmelsangesicht, Loreley des Neckars, in der Kunsthandlung auf dem Kohlmarkt ausgestellt gewesene Louise Rabenalt!" . . . „Diesen Dichterträumen entrissen mich die Ereignisse der Wiener März-Revolution von 1848 und versetzten mich plötzlich auf ein ganz anderes Gebiet." Über seine Beteiligung an den Oktoberkämpfen schreibt Hamerling: „Es fehlte mir, dem 18jährigen Jungen, dem grünen Dichterjüngling, nicht an Mut und idealer Begeisterung. Aber meiner praktischen Thätigkeit als Freiheitskämpfer geschah einiger Abbruch dadurch, daß betreffs der Waffen, die ich als Mitglied der akademischen Legion zur Verteidigung der Freiheit trug, im Laufe der Zeit mir allerlei seltsames Mißgeschick widerfahren war. Zunächst war mir im Laufe des Sommers meine Legionärsflinte auf der Universitätswache gestohlen worden. Ich hatte das Gewehr, nachdem ich nachts eine Stunde am Eingange der Universität Wache gestanden, in eine Ecke gelegt, hatte mich auf die Pritsche hingestreckt und war eingeschlummert. Als ich erwachte, war das Gewehr verschwunden und fand sich niemals wieder. Was meinen Säbel anlangt, so war auch dieser, aber etwas später, in den ersten Oktobertagen, auf rätselhafte Art abhanden gekommen. Es thut mir leid, aber ich muß es sagen. Auf meiner politisch sonst unbescholtenen Mutter ruht der schwere Verdacht, nach der Ermordung des Grafen Latour durch den Wiener Pöbel meinen Legionssäbel heimlich über's Knie abgebrochen und die Stücke desselben über den Zaun in den dicht bebüschten Garten des Nachbarhauses geworfen zu haben. So stand ich für meine Person der Belagerungsarmee des Fürsten Windischgrätz wehrlos gegenüber". In jenes Jahr fallen auch seine ersten publizistischen Versuche. Ein Aufsatz „Die Aufgaben des Reichstags", den er in Bäuerle's „Österreichischem Courier" veröffentlichte und in dem Buche wieder abdruckt, ist als frühestes politisches Glaubensbekenntnis des Dichters recht interessant. In demselben Jahre wollte er eine politische Komödie „Des Teufels Glück und Ende" schreiben. Die Eroberung Wiens machte diesem Projekt, sowie den sonstigen Frei-

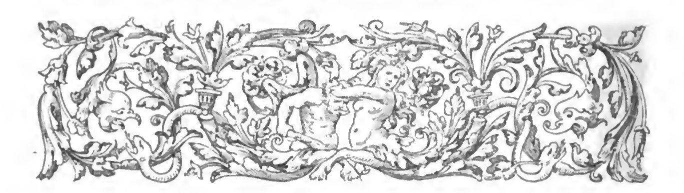
heitsträumen des Dichters ein rasches Ende; übrigens ließ die Reaktion Hamerling seine Beteiligung an der akademischen Legion in keiner Weise büßen. Er nahm seine Studien an der Universität wieder auf und betrieb mit fast gleichem Eifer die allerverschiedensten Disziplinen, die klassischen Sprachen und das Sanskrit, Mathematik, Philosophie, Geschichte, ja sogar Medizin. „Ich will", schreibt er als Einundzwanzigjähriger, „das Wissenswürdigste kennen lernen. Was kann ich dafür, daß man die Wissenschaft in Fächer geschieden und daß ich das Wissenswürdigste in verschiedenen abgegrenzten Gebieten aufsuchen muß? Sich in ein solches Fach auf Lebenszeit zu vertiefen, ist Sache der Professoren und eigentlichen Fachgelehrten. Ich bin aber kein Professor und kein Fachgelehrter, sondern ein Mensch, ein freier Mann. Legen Sie mir das nicht als Oberflächlichkeit aus, es ist eben Liebe zur Gründlichkeit. Ich will den einzelnen Wissenschaften auf den Grund kommen und bin überzeugt, daß ich das nur mit Hilfe aller anderen Wissenschaften kann." Nur durch äußere Umstände gezwungen, wandte er sich endlich, ohne jedoch seine dichterischen Pläne aufzugeben, hauptsächlich den klassischen Sprachen zu Im Herbste 1851 erlebte Hamerling die erste öffentliche Kritik seiner Gedichte, welche in Gruppe's „Musen-Almanach für 1852" erschienen waren, „eine Kritik, mit welcher meine eigentliche litterarische Laufbahn nicht viel besser anfing, als die Woche des am Montag Gehängten. Die K. K. Wiener Zeitung machte sich über den Almanach her und rupfte unbarmherzig uns arme Wiener Nestlinge, die wir uns erdreistet hatten, im Chorus der deutschen Sänger vorzeitig mitzuzwitschern. Sie that uns in alphabetischer Ordnung ab. Ich suchte in fliegender Hast meinen Namen. Da stand zu lesen: „Hamerling — siehe Eisenmeyer". Mein spähender Blick stürzte sich mit Ungeduld auf Eisenmeyer. Da hieß es: „Verse, wie man sie auf Bonbonschachteln zu setzen pflegt". Im Augenblick wußte ich nicht recht, ob das ein Lob oder ein Tadel sein solle, und gab mir ein paar Tage lang viele Mühe, Bonbonschachteln zu Gesichte zu bekommen, um zu erfahren, von welcher Art denn die Verse seien, die man auf solche Schachteln zu setzen pflegt, und mit welchen gerade meine und Eisenmeyer's Lyrik eine so auffallende Ähnlichkeit haben sollte". Auch über seine Liebesgeschichten aus jener Zeit berichtet Hamerling eingehend. Obwohl fest entschlossen, Dichter und nur Dichter zu werden, nahm er gleichwohl, um vorläufig sein Leben fristen zu können, eine Supplentenstelle am Gymnasium in Graz an. Hier schrieb er neben einer Reihe lyrischer Gedichte auch eine Abhandlung: „Über die Grundideen der griechischen Tragödie". Kurz darauf machte er seine Lehramtsprüfung. Im Griechischen und Latein erhielt er die Lehrbefähigung für das ganze Gymnasium zugesprochen. In Betreff des Deutschen aber lautete das Urteil wörtlich wie folgt: „Der Candidat hatte, wie er sagte, für das Deutsche die Lehrbücher von Bauer und ähnlichen studirt. Man hat aber aus seinen Antworten nicht entnehmen können, daß dies mit der erwünschten Gründlichkeit geschehen sei". Von 1855—1865 verweilte Hamerling als Gymnasiallehrer in Triest. Er hatte anfangs viel unter Krankheit zu leiden; allmählich jedoch gewöhnte er sich an Klima und Leben der Adriastadt, benützte seine Ferien zu Ausflügen nach Italien und vollendete bald sein erstes größeres Werk: „Venus im Exil", aus welchem Proben zuerst im Verein mit einer Reihe von lyrischen Gedichten unter dem Titel: „Ein Sangesgruß vom Strande der Adria" im Verlage von Schimpff in Triest im Jahre 1857 erschienen. Das erste Urteil, welches der Dichter über sein erstes Buch vernahm, lautete geradezu vernichtend. „Auf der Grazer Universität", erzählt er, „wurden die Lehrkanzel der deutschen Sprachwissenschaft und Litteratur damals von einem jungen Manne versehen, der sich großer Achtung und Sympathie erfreute. Ich kam auf den Gedanken, mein eben erschienenes Büchlein ihm zur Beurteilung vorzulegen. Er hieß mich nach acht Tagen wiederkommen. Als die Woche um war und ich klopfenden Herzens bei ihm eintrat, sagte er wörtlich: „Ich habe Ihr Heftchen durchgesehen und habe, aufrichtig gesagt, in den lyrischen Gedichten keine poetische Begabung entdecken können, und was die Bruchstücke aus der epischen Dichtung „Venus im Exil" betrifft, so legen Sie wohl selbst keinen besonderen Wert darauf". So lautete das erste Urteil, das ich über den „Sangesgruß" vernahm; ich war wie niedergedonnert". Andere Kritiken jedoch waren freundlich und anerkennend und diese Wärme steigerte sich, als endlich „Venus im Exil" als Ganzes erschien. Ebenso fand die 1858 erschienene Gedichtsammlung „Sinnen und Minnen" sofort im Publikum vielen Beifall, auch wenn die große Popularität, die sie seither errungen, anfangs nicht zu erhoffen war. Interessant ist bezüglich der nächsten größeren Dichtung Hamerling's, des „Schwanenlied der Romantik" die Mitteilung, wie schwer er hiefür die Form gefunden. Er begann das Werk in Canzonenform, versuchte es dann mit dem Hexameter und wählte schließlich endgültig die Nibelungen Strophe. Die Ferien-Monate pflegte Hamerling stets in Graz zu verbringen. Im Jahre 1862 trat zuerst jenes qualvolle Leiden, welches den Dichter seither nicht verlassen hat, auf; er suchte es vergeblich durch Arzneien und Badereisen zu bekämpfen. In jenes Jahr fällt auch die Ausarbeitung seiner Canzone „Germanenzug", zugleich aber jener Herzensroman, den der Dichter später in seiner Dichtung „Marie" (zuerst in K. E. Franzos' „Deutschem Dichterbuch aus Österreich" erschienen) geschildert hat. Das nächste Jahr brachte den „Ahasver in Rom". Hamerling schrieb ihn in der Zeit vom 6. Januar bis zum 14. April 1865. „Schon seit etlichen Jahren hatte diese Dichtung in mir lebendig zu werden begonnen. Der Leser wird gern glauben, daß ich eine geraume Zeit dem Studium des Neronischen Zeitalters gewidmet habe. In einem Kämmerlein des für mich denkwürdigen Hauses Nr. 2 der Via S. Katterina wurden die Verse morgens aufs Papier geworfen, abends ins Reine geschrieben. Der Tag war den Berufsgeschäften gewidmet". Im Sommer 1865 schied Hamerling aus Triest, um nicht wieder dahin zurückzukehren. Es geschah dies nicht mit Rücksicht auf den Erfolg des „Ahasver", der sich in der Kritik wie im Publikum zögernd einstellte, sondern weil körperliche Leiden dem Dichter die Erfüllung seiner Berufspflicht als Lehrer des Triester Gymnasiums unmöglich machten. „Im März desselben Jahres erleichterte eine mir persönlich fremde, vermögende Dame in Wien, Frau Genovefa Müller von Milborn edelmütiger Weise mir den Übergang zu unabhängiger Lebenslage, indem sie einen Betrag von 6000 Gulden, den sie in ihrem Testament für einen wohlthätigen Zweck ausgesetzt hatte, sofort mir zuzuwenden sich entschloß. Ich habe diese Dame weder vor noch nach besagter Schenkung je gesehen, verblieb aber bis zu ihrem Tode in einem brieflichen Verkehr mit ihr, der dadurch eingeleitet worden war, daß sie nach Lesung des „Ahasver" ein warm begeistertes Schreiben an mich richtete, in welchem sie sich angelegentlich nach meinen äußeren und Familienverhältnissen erkundigte". Der Dichter nahm nun seinen ständigen Aufenthalt in Graz. Dort vollendete er seine Übersetzung der Gedichte Leopardis, eine neue sehr vermehrte Auflage seiner Gedichtsammlung „Sinnen und Minnen", endlich den „König von Sion". Hier entstanden ferner unter fortgesetzten körperlichen Leiden das Drama „Danton und Robespierre", die Dichtung „Die sieben Todsünden", die Komödie „Teut" und der Roman „Aspasia", denen im Frühjahr 1880 die Komödie „Lord Lucifer", 1883 die Dichtung „Amor und Psyche" folgten. Im nächsten Jahre erschien eine Sammlung zerstreuter Skizzen, Gedenkblätter und Studien unter dem Titel „Prosa", ihr folgten eine Sammlung von Übersetzungen aus dem Italienischen „Hesperische Früchte", die Gedichtsammlung „Blätter im Winde" und endlich das Epos „Homunculus". Das Buch schließt mit einer Erörterung über des Dichters langjährige Krankheit. Wir fügen dieser Inhalts-Übersicht den warmen Wunsch bei, daß dieselbe dem sehr interessanten und lesenswerten Buche jene Beachtung unseres Leserkreises sichern möge, welche es verdient.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

VI. Band. 9. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. August 1889.





Im Frühlingswald.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Schluß.)

„Woher wissen Sie das?" Madlene blickte ihm noch weit erstaunter ins Gesicht, nickte dann jedoch ernstfreudig und fuhr fort: „Ja, Sie nannten es, wie es war, lieblich und traurig. Wir liebten uns schon seit Jahren, und im vorigen Frühling sagte er es mir, im Wald, wo die Anemonen und Himmelsschlüssel um uns am Boden blühten. Aber ich fühlte mich in der Brust der Zukunft, meines Selbst nicht sicher und wollte ein starkes, gesundes Leben nicht unlöslich an ein ungewisses, schwaches festbinden. Es war schwer, ihm zu antworten, erst wenn ich die Empfindung gewönne, ihm nicht nur im Schlag des Herzens, auch in der Lebensbürgschaft desselben gleich zu sein, könne ich ihm das kleine Wort erwidern, das er verlangte. Doch meine Liebe besaß die Kraft, so zu sprechen und zu halten, was der Mund gesagt; nun aber seit dem Winter trag' ich's freudig und sicher in mir, daß ich darf, daß ich leben werde — auch der Arzt bestätigt es — und ich habe ihm geschrieben, nur das eine Wort, das ich damals mit ihm verabredet. Er hat darauf seit einem Jahr geharrt, wie ich, und ich weiß, auf das kleine „Ja" wird er hierherkommen — morgen — vielleicht heute schon — — und bei seinem Eintritt sollen die Blumen ihn grüßen, zwischen denen wir uns zuletzt gesehn."

Es sprach so viel Glück aus den Zügen Madlene Romwald's, daß ihre Lippen nicht im stande gewesen waren, es zurückzuhalten, sondern dem Freunde ihres Bruders eingehend Kunde davon geben gemußt. Er beglückwünschte sie herzlich, begriff jetzt ihren letzten Brief und verstand trotzdem denselben immer noch nicht, oder vielmehr nicht, wie er sich danach eine so ganz andere Vorstellung von ihr gemacht. Mechanisch äußerte er: „Aber Sie mußten doch schon von Ihrer Gesundheit überzeugt sein — wußten, was Sie hier erwarten werde — als Sie mir schrieben —"

„Natürlich — ich schrieb oder telegraphierte vielmehr zugleich das Ja an meinen Verlobten."

„Sie telegraphierten —" wiederholte Richard Zumsteg gedankenlos, um irgend etwas zu sagen.

„Ja, ich war ungeschickt gewesen, hatte mir die rechte Hand verstaucht und konnte in den Tagen nicht selbst schreiben."

Verdutzt sah er sie an, streckte unwillkürlich die Hand nach seiner Brusttasche und erwiderte, einen Brief hervorziehend, leicht stotternd: „Also ist — ist das nicht Ihre Handschrift?"

„Nein, meine Reisebegleiterin, die schon länger bei mir zum Besuch war, schrieb für mich. Den ersten Brief diktierte ich ihr; bei dem zweiten sagte ich ihr nur, was sie antworten möge."

Das rätselhaft Widerspruchsvolle, das er sich nicht zu erklären vermocht, lag plötzlich aufgehellt vor ihm; wie Schuppen fiel's ihm von den Augen. Aber sehr absonderlich, lächerlich aufgehellt. Was ihn so angesprochen, so wunderbar berührt, war die empfindsame Herzensergießung einer alten Schachtel, des „Elefanten" Madlene's gewesen, von deren Nachschrift die letztere keine Ahnung besessen. Eine Ärgerregung übermannte ihn, daß er, sie nicht verhehlend, ausstieß:

„Es wäre mir angenehmer gewesen, liebe Freundin, wenn Ihre Briefe das nicht verschwiegen hätten."

„Warum? Die Handschrift ändert doch nichts an ihnen."

„Oder — ich meine — wenn Sie den zweiten wenigstens auch selbst diktiert hätten, daß er so

kurz geblieben wäre, als er von Ihnen beabsichtigt war."

„Ja, ist er denn — ich habe ihn garnicht gesehen — hat denn Hada noch etwas Weiteres hinzugefügt?"

„Von wem sprechen Sie?"

„Von meiner Freundin, Fräulein Elmenhorst — Hedwig Elmenhorst — ich nenne sie, wie sie in ihrem ostholsteinischen Elternhause noch aus altwendischer Überlieferung her gerufen wurde, Hada."

Noch hörbar verdrossenen Ton's erwiederte Zumsteg: „Das Letztere wird allerdings lange her sein. Ist Ihre Ehrendame mit Ihnen verwandt, etwa eine Großtante oder —?"

Lachend fiel Madlene ein: „Solche Gesellschafterin wäre nicht besonders nach meinem Geschmack; sie ist genau in meinem Alter, das paßt besser zusammen. Doch ich thue unrecht, über Ihre irrtümliche Meinung zu lachen; die Arme wird allerdings schon lange nicht mehr in ihrem Elternhause Hada gerufen, sondern hat bereits vor bald sechs Jahren ihre Eltern verloren, steht ganz allein in der Welt und ist infolge davon von ernst-schwermütiger, in sich verschlossener Sinnesart, so daß mein Bemühen, sie heiterer zu stimmen, höchstens einmal für kurze Augenblicke gelingt. Für diese Absicht habe ich sie auch gebeten, mich hierher zu begleiten — aber ich verstehe nicht — ich kann mir nicht denken, daß Hada meiner letzten Erwiderung an Sie etwas Kränkendes hinzugesetzt haben sollte. Bitte, lassen Sie mich —"

Sie streckte die Hand nach dem Brief aus, doch einfallend: „O nein — das nicht — durchaus nichts Kränkendes", zog Richard Zumsteg denselben jetzt rasch zurück und verbarg ihn wieder in seiner Brusttasche. Er stand, ungewiß um sich blickend, fügte nach: „So — das also ist die Lösung dessen, was mir nicht erklärlich war — befindet sich das Fräulein — ich meine, haben Sie die gewünschten Zimmer so erhalten, wie sie Ihrem Verlangen nach wechselseitiger Abtrennungsmöglichkeit entsprechen?"

„Ja, ganz so," entgegnete Madlene leicht verwundert. „Ich habe die meinigen hier, und die beiden Stuben meiner Freundin liegen drüben jenseits des Flurs. Ich würde sie rufen und bitten, zu Ihrer Begrüßung herüberzukommen, denn Sie sind ihr ja auch kein völlig Fremder, da sie ebenfalls durch Gustav schon öfter von Ihnen gehört und Ihre Briefe neuerdings gelesen hat. Aber sie ist fort, mir noch mehr von den Frühlingsblumen zu holen; ein wenig aufwärts im Thal, rechts über den Bach hin, steht ein prächtiger Laubwald — Sie werden ihn ja wahrscheinlich von Ihrem früheren Aufenthalt hier kennen — wo der Boden gegenwärtig schon ganz mit Anemonen und Himmelsschlüsseln überdeckt ist."

„Ja, den kenne ich," antwortete Zumsteg — „so, blühen sie dort bereits? Der Platz ist sehr geschützt — dann will ich, da Sie Ihren Bräutigam erwarten, nicht länger — ich meine, ich will Ihnen die dringliche Zeit nicht länger verkürzen, daß Sie bis zu seiner Ankunft Ihr Blumenbild vollendet haben. Zum Mittagessen darf ich wohl bei Ihnen am Tisch teilnehmen und Sie dann nochmals begrüßen."

Er verließ mit höflicher Verneigung schnell das Zimmer; Madlene Romwald blickte ihm noch verwunderter nach und murmelte kopfschüttelnd, als er die Thür geschlossen, was sie schon einmal nach dem Lesen seines zweiten Briefes vor sich hin gesagt: „Ein kurioser Mensch"

* * *

Darum also hatte die schneeschmelzende Sonne in Berlin ihn wie an einem goldenen Strahlenband nach der ‚Sonne' im Schwarzwald hinüber gezogen? Das war eine merkwürdige Täuschung gewesen, ein Beleg, wie wenig sich auf Ahnung oder dunkles Empfinden oder wie man derlei mystische Verschwommenheit sonst zu heißen beliebte, geben ließ. Gewiß gönnte er der Schwester seines Freundes ihr Glück, aber ebenso gönnte er auch Madlene Romwald ihrem Verlobten von Herzen.

Daß er gesagt, er werde bis zum Mittagessen bleiben, sie dabei noch einmal begrüßen, hatte etwas recht Überflüssiges gehabt. Cui bono? fragte der Jurist; wem zu Nutz? Vielleicht ward ihm das Vergnügen dabei zu Teil, den Bräutigam zu sehen. Darauf hätte er am Ende auch noch Verzicht leisten können.

Aber es war einmal unbedacht gesagt, und so mußte er bis dahin die Zeit verbringen und schlenderte langsam auf bekanntem Wege thalaufwärts. Über ihm stand die Sonne und um ihn lag süße Frühlingsluft; da und dort kam ein Veilchenduft vom Boden. Doch die Laubbüsche zeigten noch kaum leisen Knospentrieb, sprachen, es sei erst Vorfrühling.

Dieser aber war eigentlich überall von gleicher Art. Die Szenerie der Landschaft mochte ver-

schieden sein, hier aus Berg und Thal, dort aus weiter Ebene mit nur leichten Hügelwellen bestehen, die Sinne und die innere Empfindung wurden völlig von den nämlichen Eindrücken erfaßt. Mit geschlossenen Augen gehend, befand man sich an jeder Stelle, wo man einmal so gegangen; doch auch, wenn der Blick aus den geöffneten Lidern nur auf das Nächste, den Wegwart fiel, konnte man glauben, das erste Frühlingserwachen in einer norddeutschen Landschaft, etwa einer des östlichen Holsteins, um sich zu sehen.

Unsagbar erinnerungsvoll war's, rief von den Lippen des halb traumhaft Hinschreitenden Worte wach, in die er vor Kurzem diese geheimnisvolle Gedächtnisaufweckung lang entschwundener Augenblicke und Entgegenbringungen des Lebens eingekleidet hatte. Leise wiederholte er vor sich hin:

„Ein Rauschen war's im Laub des Baumes,
Das Flimmern eines Sonnenlichts,
Ein Blütenduft des Gartensaumes,
Ein Schattenwurf, ein Hauch, ein Nichts —
Und dennoch Alles läßt's vergehen,
Was um Dich ist, mit jähem Schlag,
Und eine Welt Dir auferstehen,
Die still in Dir begraben lag — “

So hatte er's damals auf das Blatt hingeschrieben, aber das bildete keinen Abschluß der Empfindung, offenbar fehlte das Eigentlichste derselben, das gewaltig in ihr Wachgerufene noch daran. Aus Sonne und Duft kam's ihm gegenwärtig wie von selbst, und die Augen geschlossen haltend, ergänzte er leisen Klanges vor sich hin:

„Und halb verblichene Züge nicken,
Und holde Stimme klingt darein,
Und holdvertraute Augen blicken
Durch ersten Frühlingssonnenschein —“

Ein Weilchen ging er noch so weiter, dann hatte er das Gesuchte gefunden, sah auf und stutzte fast zurück. Was hier dicht vor ihm lag, war in der That vollständig wie eine ostholsteinische Gegend. In erweiterter Thalausbuchtung hob sich von beinah ebenem Boden ein noch kahler Buchenwald, nur erst leis braunknospend, auf; zwischen die grauen Stämme fielen Sonnenstreifen hinein und zeigten den Grund, wie von einem weißen Linnen, ganz mit Anemonen überdeckt. Da und dort zog sich ein goldheller Strich von Himmelsschlüsseln hindurch; lautlos still dehnte es sich in die Waldtiefe, nur plötzlich hob aus ihr eine Amsel ihren flötenden Gesang von einem Wipfel herab.

Fast unbewußt war Richard Zumsteg vom Weg ab in das Bereich der grauen Stämme eingetreten und schritt zwischen ihnen weiter. Doch nun fuhr er einmal schreckhaft zusammen, ein dürrer Vorjahrszweig hatte laut unter seinem Fuß geknackt, und zugleich erschrak er darüber daß er im Begriff gestanden, ein Häuflein der weißen Blüten zu zertreten. Ihm war's, als habe eine Stimme neben ihm gesagt: „Die sind meine Freunde“; sein Herz klopfte hastig, er mußte sich sorglich in Acht nehmen, vorsichtig den Fuß weiter zu setzen. Aber die Schweigsamkeit um ihn her, nur von der Amselstimme durchbrochen, nahm ihm etwas Atemraubendes, Geisterhaftes an, erfüllte ihn fast mit bangendem Begehren nach einem Ton, einer Regung menschlichen Lebens.

Da tauchte eine solche auf, in einiger Entfernung die Bewegung einer weißen Hand. Eine abgewandte weibliche Gestalt stand gebückt, Blumen vom Boden pflückend, und mit ihrem Anblick verschwand das gespenstische Waldtreiben um den Einsamen her. Er befand sich nicht allein mit seiner Erinnerung, zweifellos war die Fremde die Freundin Madlene Romwald's, die Schreiberin der beiden Briefe, und ihm kam jetzt das Bewußtsein, er hatte ja die Richtung hierher eingeschlagen, um sie aufzusuchen, ihr beim Pflücken der Blumen behilflich zu sein. Sie sah und hörte ihn nicht; so gelangte er dicht hinter ihren Rücken und sprach sie, den Hut lüftend, an: „Ich habe wohl das Vergnügen, Fräulein Hedwig Elmenhorst zu begrüßen — meine Name ist Richard Zumsteg —“

Sie war beim Klang seiner Stimme zusammengefahren, wie eine plötzliche, unerwartete Anrede im Walde es begreiflich mit sich brachte. Aufgerichtet, doch noch abgekehrt, hörte sie die Nennung seines Namens; dann wandte sie, zugleich scheu und zitternd, aber willenlos von einem Ruck herumgerissen, ihm das Gesicht zu.

Da flog ein Doppelschrei durch die Buchenstämme, verzitterte in Schwingungen zur Waldtiefe hinein. Danach ward es totenstill; wie gelähmt an Leib und Seele standen Beide und blickten sich mit starr-ungläubigen Augen an.

Kein Atemzug einer Brust, kein Vermögen der Lippen zu einem Laut. Wie eine Geistererscheinung hier und dort. Nur die Amsel zog hell und hoch die Töne, das Jauchzen ihres Liebesliedes.

Und dann endlich ein Begrüßen, Wort und Bewegung zugleich: „Du — Du bist Hada Elmen-

horst — die mir schrieb — die ich umsonst gesucht — gesucht —"

Wie die Stimme Richard Zumsteg's bebte, so schwankten seine Füße. Er brach vor der schlanken, dunkel, fast wie in Trauer gekleideten Mädchengestalt auf die Kniee nieder, und ihre regslos herabhängende Hand umklammernd, stammelte er noch: „Kannst Du — willst Du mir vergeben?"

Sie konnte noch nicht reden; um nicht ebenfalls umzusinken, mußte sie sich mit einer Hand auf seine Schultern stützen, doch die andere legte sie fest auf seinen Scheitel. Ein Duft umfloß ihn daraus von oben herab, ihre Finger hielten einen Strauß von Veilchen, die sie gesammelt.

„Hada — Hada heißt Du — die Namenlose —"

Er mußte sich noch tiefer vor ihr niederwerfen, glitt mit dem Kopf gegen die Erde hinab und preßte demütig die Lippen auf ihren Fuß. Nun ging ein Schauer durch ihren Körper, sie bückte sich, ihn aufzurichten, und wie im Traum kam's von ihrem Munde:

„Und Du heißt Richard — bist Richard Zumsteg —"

Danach ward es wieder lautlos. Es gelang ihr nicht, ihn emporzuheben, und kraftverlassen ließ sie sich zu ihm auf den Boden nieder. Sie saßen, stumm ihre Hände haltend; nur ein tiefes Aufwogen des Atems hob und senkte jetzt beiden die Brust. Und einmal sprachen willenlos die Lippen Hada's: „O mein Gott — — wie soll ich für diese Stunde danken!"

Da wagte Richard Zumsteg zum ersten Mal, den Arm zu heben, ihn um ihren Nacken zu legen, und seine Augen in die ihrigen tauchend, sagte er:

„Du willst danken, Hada? Für diese Stunde —"

Durch seinen Blick flog ein Leuchten. „Weißt Du, welchen Schluß ich eben den Versen hinzugefügt hatte, die Du ahnungslos von mir gelesen?

Und halbverblichene Züge nicken,
Und helle Stimme klingt darein,
Und holdvertraute Augen blicken
Durch ersten Frühlingssonnenschein;
Und was errungen Du vom Leben,
Zerschlägt Dein Herz in armes Nichts,
Um Alles, Alles hinzugeben
Für eine Stunde jenes Lichts —

Nein, für ein Leben jener Stunde — ich brauche nicht mehr zu fragen: Willst Du es, Hada? — es mußte ja sein —"

Und Anemonen und Himmelsschlüssel unter dem kahlen Vorfrühlingsgezweig sahen wieder, was sie schon einmal so gewahrt, fest aufeinander geheftete Lippen und traumhaft dazu geschlossene Augen. Nur stürmisch klopfende Herzen, sonst Lautlosigkeit umher, bis auf den jubelnden Frühlingsgesang der Amsel.

* * *

Wohl um zwei Stunden später war's, als Richard Zumsteg und Hedwig Elmenhorst, sich umschlungen haltend, langsam, zögernden Schrittes, den Weg zur ‚Sonne' hinabschritten. Manchmal streifte sein Blick verstohlen von der Seite über seine Begleiterin: ganz das lichtblonde Haar und die Veilchenaugen waren's, wie an jenem Abend, nur städtische Tracht umschloß jetzt die noch etwas höher gewordene Gestalt, die lieblichen Züge hatte ein ernster, von dieser Stunde noch nicht wieder hinweggescheuchter Ausdruck überlagert, doch unfraglich ihre Schönheit noch erhöht. Flüsternd redete Zumsteg:

„Deine ländliche Tracht that's, Hada; zuerst hielt ich Dich wirklich für ein Landmädchen — dann wohl nicht mehr — aber da war's schon zu spät und der Zauber des Frühlings mit Dir besinnungslos über mich gekommen. Ich hatte die Kraft noch, Dich zurückschicken zu wollen — zweimal, erinnerst Du Dich? — doch Du warst so thöricht — und kannst Du mich zu hart verdammen? — Der Zauber muß ja auch über Dich gekommen sein, Dich willenlos gemacht haben —"

Hocherrötend drückte sie das Gesicht gegen seine Schulter, und er fuhr leise fort: „Das Gewissen trieb mich hastig von Dir fort, und dann, nach wenig Wochen trieb es mich heißanklagend zurück — nicht das Gewissen allein, das Herz noch mehr — nach Dir zu suchen. Du weißt, umsonst — Niemand im Dorf kannte Dich, wußte von Dir — wie vermochte das zu sein?"

Darauf konnte Hada, den Kopf wieder aufrichtend, antworten. „Im Dorf kannte mich Niemand, ich war kurz auf einem Gut nach der anderen Seite hinüber, ziemlich weit entfernt, zum Besuch, aber der Wald zog mich besonders an und ich hielt mich am liebsten in ihm auf. Das war wohl Vorbestimmung, Richard — die Tracht hatte ich mir von einem Mädchen auf dem Gut geliehen, ein kindisches Vergnügen war's, darin im Feld umherzustreifen. Laß uns nicht mehr davon sprechen, Richard — heut' nicht — sondern — ja, Deine Handschrift berührte auch mich so seltsam und Dein Gedicht — ich mußte darauf antworten; es galt ja nicht mir, sondern Madlene —"

Bei dem letzten Wort hielt die Sprecherin erschreckt den Fuß an und zog hastig den Arm

von ihrem Begleiter fort, denn sie umbogen eine scharfe Wegkrümmung, und unvermutet tauchte Madlene dicht vor ihnen auf. Doch nicht sie allein, sondern auch sie besaß einen Gefährten an ihrem Bruder, dem Rechtsanwalt Gustav Romwald, der beim Erblicken Zumsteg's ausrief: „Da ist er ja! Ich bin ganz auf denselben Gedanken verfallen, wie Du, Richard; wir hätten vernünftiger Weise zusammenreisen können —"

Hier brach er indes ab, um das Gleiche zu thun, womit seine Schwester schon einige Sekunden vor ihm begonnen, welche großstaunenden Blicks auf die beiden ihnen Entgegengeratenen schaute, da Richard Zumsteg seinen Arm nicht von dem Nacken Hedwig Elmenhorst's fortgenommen hatte. Einen Moment schwieg er, nach rechtem Wort suchend, dann erwiderte er unbefangen heiteren Tones:

„Mich zog es ein bißchen früher zu den Anemonen und Himmelsschlüsseln, Gustav, die Du mir so verlockend geschildert hattest, und Du siehst das inhaltsreiche Ergebnis davon an meinem Arm, denn ich stelle Euch hier meine Braut vor. Ich bin Dir sehr dankbar dafür, noch mehr aber Ihnen, liebe Freundin, für die Vermittlerrolle welche Sie, freilich unwissentlich und unwillentlich, zwischen uns gespielt. Ihre verletzte Hand hat uns zusammengeführt, und durch unsere Schriftzüge, unsere Briefe haben die Herzen sich wechselseitig gefangen genommen."

Leicht und ohne stockenden Klang kam's ihm von den Lippen. Madlene's Überraschung fand kaum Worte, hervorzubringen:

„Wie ist denn das möglich — Sie hatten sich beide ja nie gesehen? Nicht einmal den Namen Hada's kannten Sie noch vor ein paar Stunden — und durch die Briefe haben Sie sich —?"

„Ja, es klingt seltsam," lächelte Zumsteg, „aber es kann wohl nicht anders sein, denn es ist so. Nicht wahr, Hada? Sie hören, liebe Madlene, meine Zunge versteht sich jetzt schon gut auf den Namen."

Das Gesicht Hedwig's bedeckte sich wieder etwas mit Röte, doch das fiel unter solchen Umständen wohl begreiflich, und nickend sagte sie leise: „Ja, Du hörst's, es ist so, Madlene — wir beide sind jetzt glücklich, Du und ich."

„Ich werd' es erst ganz sein, wenn ich am Tisch sitze", lachte Gustav Romwald, „denn ich habe einen aufgespeicherten Hunger von vierundzwanzig Stunden". Er warf die scherzende Äußerung nicht absichtslos ein; sein Blick las in den Zügen Hedwig's, daß es ihr — wiederum wohlbegreiflich — peinlich sei, gegenwärtig über ihre schnelle Verlobung weiter befragt zu werden, und in seine Tasche greifend, setzte er hinzu: „Ich muß Indemnität bei Dir nachsuchen, Richard; dies Telegramm kam eben, ich glaubte es sei eine dringende Geschäftssache für mich und öffnete es, ohne die Aufschrift anzusehen. Aber es ist für Dich — Dir wird eine Konsulatsstelle im Ausland darin angeboten."

Richard Zumsteg warf einen Blick über das ihm dargereichte Blatt, dann sagte er: „Das geht auch mich nicht an, Freund; das hat meine Braut zu beantworten. Willst Du über's Meer, Hada?"

„Wohin Du gehst — ich will nur bei Dir sein."

Nun lächelte er: „Ich glaube, wir würden uns doch nach den deutschen Frühlingsblumen zu sehr sehnen."

Doch er konnte sich nicht enthalten, trotz der Gegenwart der beiden Andern ihren Nacken dabei zu umschlingen und sie zu küssen. Der junge Rechtsanwalt nahm mit liebenswürdigem Zartgefühl den Arm seiner Schwester und schritt mit ihr voraus, als könne er seinen Trieb zum Mittagstisch in der ‚Sonne' nicht mehr bändigen.

Madlene Romwald aber sagte, aus der Hörweite gelangt: „Das sind zwei kuriose Menschen, die passen wahrhaftig zusammen." Dann jedoch hatte sie Anderes zu denken, denn auch ihr konnte in jedem Augenblick ein wundersames Wiedersehen bevorstehn.

„Mit Jauchzen kommt der Lenz gezogen ..."

Mit Jauchzen kommt der Lenz gezogen,
Der grimme Winter räumt das Feld;
Krystallhell schimmern nun die Wogen,
Blau ist des Himmels sonnig Zelt.
Licht steigt empor die Morgensonne,
Gold glänzt das Meer im Abendschein:
Die Welt erjauchzt in Frühlingswonne,
Und jauchzend denk' ich, Liebste, dein.

Rasch folgt des Sommers Glut dem Lenze,
Schon ist der Herbst, der falbe, nah;
Und an des düstern Winters Grenze
Steht wieder froh der Frühling da.
So wandelt in dem Tanz der Zeiten
Sich stets das Antlitz der Natur;
Unwandelbar in Ewigkeiten
Ist, Liebste, meine Liebe nur.

Aus dem Englischen des **Robert Burns** von **E. Ruete.**

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Lanzelot.

Schauspiel in fünf Akten von Otto Roquette.

(Fortsetzung.)

Vierter Akt.

(Platz in Venedig. Rechts das Portal einer Kirche. Der Hintergrund wird durch eine von links hereinragende hohe Brücke eingenommen, welche sich in Absätzen und Stufen nach rechts absenkt. Durch den Brückenbogen, sowie rechts, werden die Gebäude jenseits des Kanals sichtbar. Links der Landungsplatz für die Barken, von einer Balustrade umschlossen).

(Isaschar und Zaccaria kommen im Gespräch von rechts unten.)

Zaccaria. Zeigt mir's doch noch einmal! Es geht mir sehr
Im Kopf herum, und ist ein schönes Stück.
Auch dient' ich gern Euch. (Isaschar giebt ihm ein Medaillon.)
Hm! Ein solch Gesicht,
Wie's hier im Bildnis, kenn' ich nicht, obgleich
Die reichen Herrn Venedigs mir bekannt.
Reich mußt' er sein, der einst es machen ließ,
Die Fassung zeigt's. Gediegen Gold! Die Steine
Sind gut. Man könnt' sie besser fassen, und
Den Wert erhöh'n.

Isaschar. Wenn sich der Eigentümer
Gefunden, mag er's thun. Ist dies Gesicht
Euch unbekannt, so gebt nur wieder her!

Zaccaria. Erlaubt nur noch —! Der Hyacinth ist prächtig.
Man trennt sich schwer davon. Ihr habt das Stück
Gefunden, sagt Ihr? Ist's schon lange her?

Isaschar. Schon achtzehn Jahr — ich sagt' es Euch — und drüber.

Zaccaria. Schon achtzehn Jahr? Ein Andrer hätt' es längst
Als sein betrachtet. Leicht herausgebrochen
Hätt' er die Stein', und anderswo verkauft,
Die Fassung eingeschmolzen, und das Bildnis
So abends im Kanal versenkt. Verloren
Ist mal verloren! Nun, ich meine nur,
Das hätt' ein Andrer wohl gethan — nicht daß
Ich's Euch so riete! Ihr, versteht mich wohl —!

Isaschar (nimmt das Medaillon zurück).
Ich glaube schon, es wär' ein gut Geschäft!

Zaccaria. Das mein' ich! Wo habt Ihr das Stück gefunden?

Isaschar. Aus Deutschland bracht' ich's.

Zaccaria. Deutschland! Das ist weit!
Und achtzehn Jahr vergangen? Seht, ich dient'
Euch gern — wenn Ihr mir's überlassen wolltet —
Zwar würd' es mir zu teuer sein, allein
Gemeinsam könnte man doch überlegen —

Isaschar. Ist's denn mein Eigentum? Ich hab's doch nicht
Gekauft! Hier steht's in dem Gesicht geschrieben,
Wem's angehört. Ich kenn' ihn nicht, drum such' ich
Nach ihm, und kann ich ihn nicht finden, nun
So bring' ich's hin, wo ich's gefunden hab'.

Zaccaria. Ihr scherzt! Wo Ihr's gefunden habt? Wo findet
Man solch' ein Stück? Wie das in fremde Hände
So manchmal kommt — man weiß! Ich sage nichts —!
Wer's hat, der hat's, und wirft's nicht wieder weg.
Doch könnt's gefährlich werden, wenn man das,
Was Ihr — nun ja, gefunden — wenn man das
In Eurer Hand entdeckte. Mit Gericht
Und Untersuchung ist es in Venedig
Nicht spaßhaft. Eh bevor man Euch zuvorkommt,
Könnt Ihr verwerten das Geschmeid'. Ich wollt' es
Vermitteln gern. Ihr werdet doch versteh'n —

Isaschar. Versteh! Versteh! Ich will's auch wirklich los sein,
Da's scheint, als wenn's bei mir nicht sicher. Kennt Ihr
Den Signor Tiepolo?

Zaccaria. Vom Rat der Zehn
Den Signor Tiepolo? Was sollt' ich nicht?
Die Sicherheitsbehörde zu Venedig
Wird einem Venetianer doch bekannt sein!
Was soll's mit dem?

Isaschar. Er ist ein großer Herr
Und reich und vornehm, hat die deutschen Sachen
In seiner Hand. Man wendet sich an ihn,
Wo's Not thut. Freilich kenn' ich ihn noch nicht,
Da kein Geschäft mich noch zu ihm geführt,
Doch jetzt — wenn ich von wegen dieses Kleinods
An ihn mich wendete?

Zaccaria. Das könnt Ihr wagen?

Isaschar. Ich will ihm doch nichts nehmen! Zeig' ihm was!
Dazu nichts Schlechtes

Zaccaria. Und Ihr fürchtet nicht —?

Isaschar. Was soll ich fürchten? Vor dem großen Herrn
In seinem Prachtpalast — ein wenig scheu
Wohl bin ich, doch ich will's schon überwinden.

Zaccaria. So — so! Das ist was Andres. Ja, dann fragt Ihr
Am besten an bei Signor Tiepolo.
Ich hätt' es gleich Euch angeraten, wenn
(Für sich.) Verwünscht! Wer hätt's dem Juden angeseh'n?
Ich mach' mich fort! (Laut.) Ich wünsch' Euch gut Geschäft! (Ab.)

Isaschar. Ich danke! Was für Leut'! — Ich weiß doch nicht
Ob ich es thu? Das Kleinod ist nicht sicher
Bei mir, ich merk' es mehr und mehr, und gern
Gäb' ich's in fest're Hand. Doch wenn ich denke,
Daß Signor Tiepolo mir auch nicht traut,
Wie ich dazu gekommen — mißlich kann's
Für mich, auch wohl gefährlich werden. Hab' ich
Doch keinen Rückhalt hier! Und seit Herr Imhof
Gestorben —

(Es sind inzwischen aus der Kirchenthür mehrere Leute gekommen, vorwiegend Frauen und Kinder, und vorüber gegangen. Unter ihnen Marusso.)

Marullo (bettelnd). Herr! Um Gotteslohn, ein Scherflein!
Isaschar. Was ist? Ja so, da ist 'ne Kirchenthür,
Wo's gut sich ruht und lungert auf der Schwelle.
Der Jud' gehört nicht her, doch christlich betteln
Kann man von ihm auch, wenn er geht vorbei.
Zwar, arm ist das Gesindel! Da! (Giebt.)
Marullo. Gott segn' es!
Isaschar (sieht ihn an). Gott Abrahams! Was bin ich so erschrocken!
Solch ein Gesicht, ich hab's schon wo geseh'n!
Doch nicht in Lumpen damals — nein, in Waffen!
Marullo (befangen). Was starrt Ihr so mich an?
Isaschar. Ich muß noch näher
Euch anschau'n, und ersuch' Euch, Mann, betrachtet
Auch mich genau! Seid Ihr mir schon begegnet?
Marullo. Ich kenn' Euch nicht. Ich weiß nicht. Laßt mich gehn!
Isaschar. Nein, nein! Ihr müßt mir Rede stehn. Es war
Vor achtzehn Jahren, oder d'rüber — ja,
Da sah'n wir uns!
Marullo (für sich). Was weiß der Jud' von mir?
Isaschar. Ihr trugt den Kriegsrock damals, vor Treviso.
Marullo. Treviso? Geht! Was soll es mit dem Ort?
Isaschar. Krieg war's und Plünd'rung, und in Flammen standen
Die Häuser um die Stadt. Der Wand'rer auch,
Der seine Straße ging, ward ausgeraubt —
Marullo (für sich). Daß Dich die Pest —! (Laut.) Was geht's mich an?
Ich bin ein armer Bettler.
Isaschar. Damals war't
Ihr's nicht! In Waffen hab' ich Euch geseh'n —
Marullo (für sich). Verdammter Hund! (Laut.) Ich habe nichts zu schaffen
Mit Euch!
Isaschar. Doch ich vielleicht mit Euch!
Marullo (für sich). Wen schickt mir da der Teufel über'n Hals?
Ein Narr, wenn ich ihm stände! Dort die Kirche
Giebt Sicherheit! (Schnell ab in die Kirche.)
Isaschar. Wie schnell der Krüppel auf den Beinen ist.
Ich kann nicht folgen da hinein, doch merk'
Ich mir den Platz. Wenn ich durch ihn die Spur
Entdeckte — doch was giebt es hier für Auflauf?
(**Männer, Frauen, Kinder** sind nach und nach aufgetreten, die Mehrzahl über die Brücke kommend, unter ihnen **Simone**, ein alter Gondolier, **Piero** und **Sisto**, junge **Gondoliere**. Alle blicken und deuten neugierig über die Brüstung, nach dem Kanal links.)
Manfrin's Stimme (außerhalb, scheltend).
Dir legt man bald das Handwerk, frecher Bube!
Muß ich den Weg Dir weisen? Aufgepaßt!
(Manfrin und **Lanzelot**, dieser noch in seiner Tracht als Gondolier, werden in der Barke sichtbar.)
Manfrin. Leg' an. Hier steig' ich aus und geh zu Fuße! (Tritt auf.)
Ist das ein Barkenführer, der die Richtung
Nicht kennt durch die Kanäle! Kreuz und quer
Mich rudert! Her zu mir! Du bist ein Deutscher,
Und hast Dich eingeschlichen, um dem Volk
Ins Handwerk hier zu pfuschen! Warte, Bursch'
Du sollst im Eisen mir die Frechheit büßen!
Isaschar (für sich). Kann's möglich sein? Ist das Herr Lanzelot?
Hilf Gott! Wie kommt er in so wenig Kleider
Und nackte Füß'?
Lanzelot. Verzeiht, o Herr! Ich hab's
Euch nicht verhehlt, ich bin zu kurze Zeit
Erst in Venedig —
Manfrin. Kennt von Euch ihn Einer?
Ist er von Eurer Gild', und eingeschrieben,
Als kundig Eurer Arbeit und der Stadt?
Simone. Der? Nein. Das ist ein fremd' Gesicht. Der ist
Gelernt nicht, noch geprüft. Ich weiß sie alle
Und kenne sie, die hier seit dreißig Jahren
Das Ruder führen, Alte so wie Junge.
Der ist kein Barkenführer, sieht nicht aus
Wie Unsereins.
Piero. Ein Fremder, der den Lohn
Uns will verkürzen!
Lanzelot. Hört doch nur! Ich bin —
Sisto. Ein Lump, der sich in uns're Rechte drängt!
Marullo (der bei dem Lärm aus der Kirche getreten ist, **Lanzelot** betrachtend.) Ich kenn' ihn, ich! Er ist vom deutschen Hause,
Treibt sich umher in allerlei Verkleidung!
Ein Gauner ist er, der den großen Herrn,
Ein andermal den Barkenführer spielt,
Und was noch sonst! Den Buben sollt man fangen,
Und unter's Bleidach schicken!
Sisto. Werft ihn nieder!
Piero. In den Kanal mit ihm!
Manfrin. Halt! Was er ist,
Wird im Verhör sich zeigen. Du da, lauf
Zum Arsenal, und von der Wache ruf mir
Bewaffnete. (Einer aus dem Volke ab.)
Isaschar (für sich). Wie soll ich's fangen an,
Daß ich ihn rette vor der Häscher Banden?
Lanzelot. Signor Manfrin, gestattet mir ein Wort,
Das mich entschuld'ge! Kann ein bloßer Scherz —
Denn mehr nicht war die Absicht dieser Tracht,
Kann er Euch so erzürnen? Rede stehn
Will ich an jedem Ort Euch, nur nicht hier.
Ich bin nicht, was Ihr glaubt —
Manfrin. Es wird sich zeigen.
Bist Du zum Galgen reif, da, wo die Galgen
In Brauch sind, wird man in Venedig Dir
Das Hängen durch was Anderes ersetzen!
Lanzelot. Herr! Ich bin ohne Waffen, doch gewohnt,
Den Schimpf, den man mir anthut, mit den Waffen
Zu sühnen! Und ich bin gewohnt, den Mann,
Der mich zu schmähen wagt, heraus zu fordern,
Und wär's der Admiral der Republik!
Manfrin. Man höre! Was erkühnt sich dieser Bursch?
Isaschar. Verzeiht mir, gnäd'ger Herr. Ich kenn' Euch nicht,
Doch jenen jungen Mann da kenn' ich gut.
Ihr irrt' Euch sehr, er ist nicht was er scheint —
Lanzelot (leise).
Was wollt Ihr, Isaschar? Wie kommt Ihr her?
Ich bitt' Euch, schweigt!
Manfrin. Was will der Jude da?
Isaschar. Herr, reden will ich — muß ich! Denn Ihr thut
Ein Unrecht an dem jungen Mann! Es wird
Euch reuen —
Lanzelot. Isaschar —!

Isaschar. Es wird Euch reuen,
So sag' ich! Denn Ihr müßt es wissen doch —

Manfrin. Mich reuen? Unterstehst Du Dich, Hebräer,
Mein Thun zu meistern? Noch ein Wort, so laß
Ich Dich, den Kopf voran, ins Wasser stecken,
Und tauſe Dich im Schlamme des Kanals! (Gelächter.)

Isaschar. Verhüt' es Gott!

Marullo. Ja, thut es, Herr! Es wär'
Ein gutes Werk. Der Jud' ist auch vom Hause
Der Deutschen, steckt mit dem Halunken
Von falschem Barkenführer stets zusammen.
Zwei abgefeimte Schurken sind's, gemeine,
Verfluchte Brotabschneider, die das Geld
Venedig's heimlich in die Fremde führen!

Isaschar. Dürft' ich nur reden, Herr! Von dem da könnt' ich
Euch was erzählen —

Marullo. Was? Du Hund! Erzählen
Von mir? Dich will ich —! Herr, den Juden solltet
Ins Loch Ihr stecken, wo kein Tag ihm scheint,
Daß er verhungre!

Manfrin. Wollt Ihr Ruhe halten?
Der Jude packe sich hinweg, er geht mich
Nichts an! Nur mit dem Buben da hab' ich's
Zu schaffen, der betrüglichen Gewerbes
Verklagt ist.

Lanzelot. Wer verklagt mich hier? Ihr gebt
Nicht mir Gehör, Ihr hört auf Lumpenpack
Von Bettlern, das Euch darum glaubhaft scheint,
Weil's Eurem Zorne dient!

Marullo. Was? Lumpenpack?
Dir reiß ich die paar Lumpen noch vom Leibe,
Und trete Dich, daß Du ersticken sollst!
(Er macht Miene Lanzelot anzugreifen.)

Lanzelot. Bewahr Dich! Hab ich zur Verteidigung
Nicht Waffen, ist die Faust mir gut genug,
Zu Boden Dich zu strecken!

Marullo. Trotzst Du noch?
So habe, was Du willst!
(Er springt an ihn und wird nach kurzem Ringen von Lanzelot zu Boden geworfen.)

Manfrin. Wo bleibt die Wache?
Ihr haltet fest ihn!

Lanzelot. Laßt die Hände von mir!
Ich trotz' Euch Allen! So — und so — und so!
(Er wirft Einige, die ihn halten wollen, beiseite, ringt sich durch, springt in die Barke und rudert davon.)

Weiber und Kinder (lachend und jubelnd).
Frei ist er! Er ist frei!

Manfrin. Verwünschte Weiber,
Die's mit dem Gauner halten, weil er jung
Und trotzig! — Sonderbar! Der Bursche könnt'
Auch mir beinah gefallen. Doch er ist
Ein Deutscher! Ihr da! Hurtig in die Barke!
Setzt nach! (Piero und Sisto rudern ihm nach.)

Isaschar. Wie soll das enden? Mir verzagt das Herz!
(Marullo hat sich aufgerafft, eilt in den Hintergrund, steigt auf die Balustrade, Kinder klettern um ihn her. In der Mitte steht Simone. Frauen und Männer, alle nach links spähend, nehmen die ganze Brücke ein.)

Simone. Schon haben sie ihn eingeholt! Die Barke
Stößt an die seine —

Marullo. Ha! Er wankt — er stürzt
Ins Wasser rücklings! Da versauf, Du Lump!

Simone. Sie fischen ihn heraus! Er trieft —

Marullo. Da kommen
Den Unsern Andre noch zu Hilfe! Nun,
Nun ist er überwältigt! Lustig! Lustig!
Der fremde Fisch, er ist im Netz! Sie bringen
Ihn schon!

Männer (Chorstimmen). Zurück in den Kanal mit ihm!

Frauen. Nein, laßt ihn frei! Der arme Bursch soll frei sein!
(Lanzelot wird von Piero und Sisto in der Barke zurückgebracht. Sie steigen aus. Die **Arsenalwache**, eine Abteilung Seesoldaten, tritt auf, von der Brücke herab.)

Männer. Ersaufen laßt den Schurken!
In den Kanal mit ihm!

Frauen. Hinweg mit Euch! Frei soll er sein!
(Getümmel.)

Manfrin. Halt! Ruh' gebiet' ich! (Zur Wache.)
Den Gefangnen führt Ihr
Ins Arsenal, und schließt ihn ein, bis weitrer
Befehl Euch kommt. (Er wendet sich zum Abgehen.)

Isaschar. Giebt's keinen andern Weg —
Bei Signor Tiepolo such' ich ihm Hilfe! (Ab.)
(Bewegung des Volkes.)
(Der Vorhang fällt.)
(Der fünfte Akt folgt.)

Aphorismen.

Von Jos. Jac. Mohr.

Wenn ein Geliebtes von uns geschieden ist, so pflegt man uns wohl tröstend zu sagen, wir hätten jetzt einen Engel im Himmel. Es ist dies mehr als bloße Redensart, und der natürlich Fühlende spürt etwas davon in seinen Gesinnungen, seinem Denken und Handeln.

*

Es ist nicht der Sonnenschein des Glücks, der die besten und reinsten Gedanken und Empfindungen der Menschen zeitigt.

*

Die sinnvollste, dem menschlichen Dasein gemäßeste Uhr ist die Sonnenuhr: Zeit und Stunde bezeichnet ein Schatten.

Poëtae ac pictori omnia licet — sollte man übersetzen: dem Maler und Dichter ist alles erlaubt — gut zu machen.

*

Manche Autoren machen dorthin einen Gedankenstrich, wo ihnen der Gedanke ausbleibt.

*

Von einem großen Geiste pflegt man wohl zu sagen, daß ihm die Zukunft angehöre; ich weiß nicht, wie es sich damit verhält, dem kleinen gehört sie gewiß.

Oswald von Wolkenstein.

Erzählendes Gedicht
von
Angelica von Hörmann.
(Fortsetzung.)

IV. Regen und Sonnenschein.

Im Zwinger, wo die Ställe sind,
Die Linden und dabei die Bänke,
Führt Kurt des Ritters Roß zur Tränke;
Er klopft es an die Mähne lind
Und läßt es auf dem frischen Rasen
Gemächlich eine Weile grasen.
Der Pförtner, der im Schatten sitzt,
Den krummen Rücken angelehnt,
Und seine langen Beine dehnt,
Der schaut ihm zu und lacht verschmitzt:
„He Kurt, wann zahlst Du mir den Wein?
Es ist gar heiß heut in der Sonnen,
Die Wette hab' ich längst gewonnen,
Da hilft kein Leugnen hinterdrein.
Als neulich nach der ersten Nacht,
Die hier der Ritter zugebracht,
Du in der Frühe stand'st am Thor,
Indes das Roß, blank aufgezäumt,
Schon ungeduldig scharrt' und schäumt',
Da sagt' ich: „Kurt, leg' Dich auf's Ohr,
Der Wolkenstein läßt Dich im Stich,
Der bleibt noch lange, denk' an mich!
Du aber hast auf ihn geschworen
Und richtig auch das Spiel verloren."
„Je nun", brummt Kurt in seinen Bart,
„Er hatt' es abends streng befohlen
Und that so eilig mit der Fahrt,
Als brenn' es unter seinen Sohlen.
Ich traute meinen Augen kaum;
Derweil ich stundenlang mußt' warten,
Da saß er unter'm Apfelbaum
Bei unserm Fräulein in dem Garten
Und hatte Roß und Ritt vergessen,
Ich aber fluchte wie ein Heide
Im ersten Ärger, daß wir beide,
Der Gaul und ich, so aufgesessen.
Vom Weiterreisen hör' seither
Ich nicht ein Sterbenswörtlein mehr.
Ich kann es nur nicht recht begreifen,
Was er auf unserm Schlosse will?
Es ist so einsam hier und still,
Er ist gewohnt umherzuschweifen;
Du hast mir ja erzählt, er käm'
Soeben aus Jerusalem."
Der Pförtner lacht: „Warum nicht gar?
Man hat mit Dir ergötzlich Spiel,
Hörst bald zu wenig, bald zu viel.
Die Fahrt geschah vor manchem Jahr.
Was er da will? Du altes Kind
Bist nicht nur taub, Du bist auch blind!
Ei, weil das Fräulein ihm gefällt,
Das ist's, was auf dem Schloß ihn hält.
Hast Du die Beiden nie geseh'n,
Wenn sie zum Wald spazieren geh'n?
Er macht gar höfliche Geberden,
Gieb Acht, das wird was Schönes werden!"
Hierauf schaut Kurt verblüfft darein.
Er, der in Schwangau's Diensten stand,
Seit Gretli als ein Kindlein klein
Den Schritt gelernt am Gängelband,
Hat niemals noch daran gedacht,
Daß sie zur Jungfrau schon erwacht.
„Das", meint er, „ist der Alten Lohn,
Das flügge Vöglein fliegt davon.
Doch da ist sie gut aufgehoben,
Herr Oswald ist kein junger Fant,
Er kennt die Welt und manches Land,
Giebt's eine Hochzeit, muß ich's loben,
Für beide wär's ein guter Kauf."
Der And're zuckt die Achseln drauf.
„Heiraten, der? Du kennst ihn schlecht.
Du weißt, daß ich von Innsbruck kam,
Als ich in Schwangau Dienste nahm.
Dort kannt' ich einen Waffenknecht —
Ich traf ihn abends oft beim Wein —
Er war mit Oswald Wolkenstein
Gekommen erst von Arragon.
Der wußt' von seinem Herrn Geschichten
Und Abenteuer zu berichten!
Ich denk' nicht vieles mehr davon,
Nur daß er dort hofiert, umtänzelt
Die schöne Kön'gin Leonor
Und Tage lang mit ihr scharwenzelt.
Er sang den Frauen Lieder vor
Und diese, ihm zur Augenweide,
Stolzierten her in Sammt und Seide.
Wenn sie um seine Gunst sich rissen,
Was Wunder, daß er angebissen

Und sich ergötzt am Minnespiel
Für ein paar Wochen oder länger?
So treiben's alle diese Sänger,
Sie denken an kein Eheziel,
Wird's Ernst, so wendet sich das Blatt,
Bald hat er auch das Fräulein satt."
Kurt macht ein grimmiges Gesicht:
„Das arme Kind, es thut mir leid . .
Es ist zu gut für solchen Wicht.
Als ich in letzter Winterzeit
So viele Wochen krank gelegen,
Wie liebreich kam sie, mich zu pflegen!
Sie brachte selbst Arznei und Speise.
Wenn sie die Thür geöffnet leise
Und mich begrüßte, war mir's immer,
Als trät' ein Engel in das Zimmer.
Die soll er listig nicht umgarnen,
Er bleibe bei den eitlen Docken,
Wie sie bei Hofe müßig hocken —"
Da stößt der Pförtner, um zu warnen,
Ihn mit dem spitzen Ellenbogen
Und zwinkert: „Nun, hab' ich gelogen?"
Der taube Kurt erschrickt und schaut.
Durch's kleine Thor beim Gärtchen schreitet
Herr Oswald mit der holden Braut,
Die zärtlich er am Arm geleitet. —

Indessen saß im Speisesaal
Herr Ulrich wartend ganz allein.
Wo mögen heut die Beiden sein?
So frug er sich schon hundertmal.
Es währt die Zeit ihm allzulange.
Schon oft im Hin- und Widergange
Hat er den weiten Raum durchmessen
Und durch das Fenster ausgespäht,
Ob ihre Heimkunft nichts verrät.
Verderben muß das Mittagessen,
Das für den Gast schon längst bereit
Und Ulrich liebt die Pünktlichkeit.
Im Geiste schon erwägt er still,
Wie er im Scherz sie schelten will.
Doch bleiben stecken ihm die Worte,
Als plötzlich aufthut sich die Pforte
Und auf der Schwelle steht das Paar.
Wie traulich Arm in Arm sich flicht!
Welch tiefer Ernst im Angesicht!
Der Grund davon wird bald ihm klar.
Die Beiden treten ihm entgegen
Und Oswald mit beredtem Mund
Spricht vom geschloss'nen Liebesbund
Und bittet um den Vatersegen.

Der Alte hat erst manch Bedenken,
So bald sein Gretli zu verschenken.
Halb ist's ihm lieb, halb ist's ihm leid.
Er weiß, sein Tod ist nimmer weit
Und ihre Zukunft macht ihm Sorgen.
Wird's ihm auch schwer, sein Kind zu missen,
So mag er sie doch gern geborgen
An eines Mannes Seite wissen.
Er wiegt darum sein graues Haupt
Und meint: „Ich hätt' es nicht geglaubt,
Es ist mir allzurasch gekommen.
Mein Segen sei Euch gern gebracht.
Doch habt ihr's reiflich auch bedacht,
Ob Beiden wohl der Bund zum Frommen?"
Da preiset Oswald voller Glut
Das neue Glück, das ihm beschieden,
Verspricht die treu'ste Liebeshut,
Bis sich der Vater giebt zufrieden.

Doch als vorbei das frohe Mahl
Und Margarete fortgegangen,
Hält Ulrich ihn zurück im Saal,
Mit ernstem Wort ihn zu belangen.
„Wie kommt es", frägt er seinen Gast,
„Daß Du, der noch vor kurzer Zeit
Bedrückt von unheilbarem Leid
Dich nun so schnell getröstet hast?
Mich dünkt zu früh der Wunde Heilung.
Dein leidenschaftlich rascher Sinn
Reißt Dich zu solchem Schritte hin;
Er scheint Dir später Übereilung."
„O Freund", ruft Oswald tiefbewegt,
„Du warst es, der an jenem Abend
Den ersten Tropfen Balsam labend
Mir auf das wunde Herz gelegt.
Vollende nun, was Du begonnen,
Dann ist mein Leben neu gewonnen.
Ich sehne mich nach eignem Herd —
Du rietest selbst mich zu vermählen —
Und soll ich Eine mir erwählen,
Dein Kind ist's, das mein Herz begehrt.
Ja, Margaretens reiner Blick
Und des Gemütes reiche Gaben
Entschieden über mein Geschick.
Die alte Neigung ist begraben."
„Nun wohl", spricht Ulrich, „aufzuräumen
Mit unerfüllten Jugendträumen
Ist des gereiften Mannes Pflicht.
Doch, Freund, genügt Dir Gretli's Weise,
Dir, der gewohnt an höf'sche Kreise?
So einfach ist sie nur und schlicht,
Ein Kind der Berge, auferzogen
Fern von der Welt und ihren Wogen.
Ihr kindlich Herz ist unberührt,
Die Knospe ist noch im Entfalten
Und wer zum Weibe sie erkürt,
Muß erst zur Blume sie gestalten,
An fester Hand sie liebend leiten —"
„Das will ich! All' mein höchstes Streben
Sei, ganz allein für sie zu leben,
Ein glücklich Los ihr zu bereiten;
Vertraue meinem Manneswort!

Nun aber, Ulrich, muß ich fort.
Du weißt, nach Kostnitz zum Konzil,
Denn Wichtiges steht auf dem Spiel.
Sobald vorüber meine Sendung,
Erschein' ich, meine Braut zu holen.
Doch nicht landfahrend, halb verstohlen;
Zu feiern des Geschickes Wendung
Komm' ich mit Glanz und Prachtentfalten,
Um frohe Hochzeit hier zu halten."
Der Alte lächelt in den Bart:
„Fast seh' ich gerne Dich verreisen.
Bei dieser mondenlangen Fahrt
Mag Eure Treue sich beweisen."

Den Handschlag tauschen noch die Beiden,
Dann rüstet Oswald sich zum Scheiden.
Wohl viele Thränen weint die Braut,
Doch Oswald hält sie heiß umfangen
Und küßt sie auf die ros'gen Wangen,
Sein Auge zuversichtlich schaut.
Er flüstert: „Trockne Deine Lider,
Harr' aus, mein Lieb, bald kehr' ich wieder!"
Noch einmal Margaretens Hand
Dem Liebsten von des Söllers Rand
Nachgrüßend mit dem Tuche winkt
Und fern das Schwert des Ritters blinkt
Als Gegengruß im Sonnenschein.
Dann hüllt der dunkle Wald ihn ein.

Nun wird es wieder still im Schloß,
Einförmig dehnen sich die Stunden,
Seit draus der werte Gast verschwunden.
Dem Alten mangelt der Genoß
Und Margarete, deren Sang
Sonst fröhlich durch die Hallen klang,
Zeigt nun ein ganz verändert Wesen.
Sie wandelt sinnend als im Traum,
Was sie erlebte, faßt sie kaum:
Von solchem Mann zur Braut erlesen!
Der Stolz schwellt ihre junge Brust,
Sie denkt der letzten schönen Wochen,
An jedes Wort, das er gesprochen,
Und halb in Scheu und halb in Lust
An ihre Zukunft, ihm vereint,
Die wie ein Märchen ihr erscheint.

Indessen so die Tage schwinden,
Ist draußen früher Herbst geworden
Und Stürme wehen rauh von Norden.
Kein grünes Blatt ist mehr zu finden,
Bald liegen Weg und Steg verschneit;
Burg Schwanenstein ruht abgeschieden
In winterlicher Einsamkeit.
Nur selten dringt in ihren Frieden
Ein Wandrer, der da weiß zu sagen,
Was in der Welt sich zugetragen.
Seit Monden keine Nachricht kam
Von Margaretens Bräutigam.
Hat er das arglos junge Kind
Bei dem ereignisreichen Leben,
Das sich in Kostnitz nun entspinnt,
Vergessen schon und aufgegeben?
Der Vater scheint es fast zu glauben,
Doch will er Grelli's Trost nicht rauben.

Noch einem Andern liegt in Schmerzen
Schwer seiner Herrin Glück am Herzen,
Kurt ist's, der alte treue Knecht.
Daß Oswald handle falsch und schändlich,
Dünkt jetzt dem Griesgram selbstverständlich;
Er glaubt ihn für die Hölle recht
Und kann sich endlich nimmer halten.
Im Antlitz kummervolle Falten
Pflanzt er sich vor das Mädchen hin,
Seufzt laut, als trüg' er Gram im Sinn
Und schüttelt seine weißen Locken.
Da frägt ihn Grelli ganz erschrocken:
„Was hast Du, Kurt?" Nun bricht er los.
Was ihm von Oswald nur bewußt,
Es muß herunter von der Brust:
Daß Dieser einst die Gunst genoß
Der Königin von Arragon,
Daß er ein Schelm sei, grundverdorben,
Der überall herumgeworben
Um Minnedienst und Minnelohn.
„Ach, Fräulein", schließt er seine Rede,
„Glaubt mir, wie Euch, so täuscht er Jede,
Die Minne treibt er bloß zum Scherzen
Und spielt mit schwachen Weiberherzen." —

Das Mädchen wird erst schreckensbleich,
Doch faßt sie wieder sich sogleich;
In ihre Wangen steigt die Glut.
„Schweig', Kurt! Doch ja, Du meinst es gut
Und wurdest selber nur belogen.
Wie kannst Du Dich nur unterstehen,
Den edlen Mann, der mir gewogen,
So zu verleumden und zu schmähen?"
Und stolz, das Köpfchen hochgehalten,
Verläßt sie den verstummten Alten. — —

Als sie betritt ihr Kämmerlein
Löst sich in Thränen ihre Pein.
Erschüttert ward ihr stilles Glück,
Ein scharfer Stachel blieb zurück
Und haftet tief ihr im Gemüte:
Was bin ich denn, daß ich vor Allem
Allein ihm sollte wohlgefallen?
Die frische zarte Herzensblüte
Hält ersten Zweifels Frost umsponnen.
So steigt am Morgen, hell begonnen,
Ein kleines Wölklein drohend auf;
Wer weiß, wird es im Tageslauf

Verschwinden wieder ohne Schaden?
Wird Blitz um Blitz sich draus entladen? —

Der treue Kurt hat keine Ruh'.
Tagtäglich auf dem eis'gen Pfad
Eilt er mit Müh' dem Thale zu,
Bis er der Straße sich genaht.
Dort steht, wohl eine halbe Stunde
Entfernt vom Schlosse Schwanenstein
Ein Häuschen, niedrig nur und klein,
Das einzige in weiter Runde.
Es ist aus alter Zeit geblieben,
Als auf dem unbezwung'nen Schloß
Raubritter noch ihr Wesen trieben.
In ihre Säcke klingend floß
Der Zoll, der Jedem, der gekommen,
Hier mitleidslos ward abgenommen.
Seit jenes wilde Treiben schwand
Und Ruh' und Frieden herrscht im Land,
Ist auch das Haus zur Schenke worden.
Wer wandernd hier aus Süd und Norden
Vorüberzieht, bleibt gern zu Gast
Und hält beim roten Weine Rast.
Dorthin nun wendet Kurt die Schritte;
Als wär' ein Jüngling er an Jahren
Verweilt er in der Trinker Mitte
Und lauscht, um Neues zu erfahren.
Die welken Wangen rot entbrennen,
Hört er den Namen Oswald's nennen.
Dann läuft er eilig, die Geschichten
Im Schloß getreulich zu berichten.
So wird ihm kund gar mancherlei:
Wie König Sigmund mit Gepränge
Durch eine tausendköpf'ge Menge
In Kostnitz eingezogen sei,
Wo Fest an Fest nicht enden wolle;
Wie unter Fürsten und Prälaten,
Die dort versammelt zu beraten,
Man Oswald hohe Ehren zolle
Und dieser an des Königs Seite
Stolzierend durch die Straßen reite.

Als dann zu Ende geht das Jahr,
Der kurze Tag beginnt zu wachsen,
Da mehrt sich auch der Gäste Schar,
Die hergereist auf Roß und Achsen.
Gar lebhaft wird es in der Schenke,
Oft hallt die Stube vom Gezänke.
Ein neuer Papst sei auserkoren
Und Johann, heißt es, sei verloren,
Nur Friedrich, der ihm das Geleite
Gegeben, steh' auf seiner Seite.
Doch ob des Herzogs Widerstand
Sei König Sigmund zornentbrannt.
Noch manch' Gerücht aufregend schwirrt
Von Mund zu Mund so hin und her,
Oft bringt heut Einer frische Mär
Und morgen zeigt sich's, daß er irrt.

Schon merkt man an der Sonne Strahl,
Daß bald der Frühling kommen werde,
Es rutscht der weiche Schnee zu Thal,
Der Abhang zeigt die schwarze Erde,
Und wenn der Mittagshimmel blaut,
So glitzert es und tropft und taut.
Da trifft, als Tag und Nacht sich gleichen,
Die Nachricht ein wie Feuerzeichen:
Der Papst Johannes ist entkommen!
Entflohen unter Friedrich's Schutz!
Der that dem König es zum Trutz;
Doch nimmer wird's dem Herzog frommen.
Verloren ist nun seine Sache.
Denn furchtbar droht ihm Sigmund's Rache.

Und wirklich, wie man es gedacht,
So sieht man sich's erfüllen jetzt:
Der Herzog seines Throns entsetzt,
Erklärt in Bann und Reichesacht.
Streng ist's verboten ihn zu schützen,
Mit klugem Ratschlag ihm zu nützen,
Kein Haus darf mehr ihm Obdach geben,
Verfallen ist sein Gut und Leben.

Auch Gretli aus des Alten Munde
Erfährt voll Staunen solche Kunde,
Doch freut sie drüber sich im Stillen,
Weil es dem Liebsten günstig scheint;
Sie weiß, daß Friedrich Oswald's Feind
Und haßt ihn drum um seinetwillen.
Sie glaubt nun, Oswald komme bald,
Um die Verlobte heimzuholen.
Alltäglich schleicht sie sich verstohlen
Hinaus zum schneebefreiten Wald,
Zum Lieblingsplätzchen unter Fichten,
Den Blick gen Schwabenland zu richten,
Und jedes fernen Hufschlags Hallen
Macht ihre Brust vor Hoffnung wallen.

So kommt heran der schöne Mai.
Der Himmel wölbt sich wunderblau
Hoch überm grünen Schwanengau,
Im Felde tönt der Lerche Schrei —
Da horch, was will ihr fröhlich Singen
Urplötzlich schmetternd überklingen?
Trara! Das ist des Wächters Ruf!
In scharfem Trabe sprengt fürwahr
Der Burg zu eine Reiterschar,
Der Staub umwirbelt rings den Huf,
Der Helmbusch weht, die Rüstung blitzt,
Und der geschmückt und blank bewehrt
Als Erster stolz zu Pferde sitzt,
Ist Oswald, der da wiederkehrt.
Vor allen Knappen grüßt er laut

Und freudig die geliebte Braut
Und hält die Bebende beglückt
Fest an sein pochend Herz gedrückt.
Als dann der Freudensturm bemeistert,
Verkündet Oswald hochbegeistert:
„Ich bring' Euch frohe Botschaft mit:
Tirol ist frei! Der Adelsbund
Erlöst durch König Sigismund
Vom Drucke, den er murrend litt.
Der Herzog ist nun selbst geknechtet
Statt unser, flüchtig und geächtet!
Dem Lande aber tagt ein Morgen
Voll goldnen Friedens immerfort;
Für seine künft'ge Wohlfahrt sorgen
Ein Papst nun und ein Kaiserwort.
Drum glücklich, wem's in diesen Zeiten
Gegönnt ein Heim sich zu bereiten,
Als sel'ger Mann nach Hause führt,
Die Braut, die froh sein Herz erkürt!"

Nun giebt's im Schloß ein reges Leben,
Man sorgt und schafft von allen Seiten,
Die Hochzeit festlich zu bereiten.
Der Vater steht gar froh daneben
Und Kurt, der sich umsonst gegrämt
Und seiner Herrin Kummer schuf,
Blickt jetzt voll Demut tief beschämt.

Am Hochzeitstag auf Oswalds Ruf
Ein hoher Kirchenfürst erscheint,
Um des Konzils besondern Segen,
Indem er Hand in Hand vereint,
Dem Ehepaar auf's Haupt zu legen
Und reiches Glück auf solche Weise
Zu sichern seiner Lebensreise.
Dem Kirchgang folgt das frohe Mahl,
Fast wird zu eng der Speisesaal
Dem Schwarme eingelad'ner Gäste,
Gar minniglich geschmückter Frauen
Und Ritter, prächtig anzuschauen.
Der Fiedel Strich durchtönt die Feste,
Es dreh'n die Paare sich im Reigen,
Der Becher klingt zum Würfelspiel
Und Stärke und Gewandtheit zeigen
So Sprung als Wurf nach weitem Ziel.
Der Jubelschall währt Tag und Nacht.
Die Armen auch sind reich bedacht,
Um, wie dies Margaretens Willen,
Am Ehrentag die Not zu stillen.

Wohl wird's dem jungen Weibe schwer,
Als sie beim nächsten Morgenschein
Den greisen Vater läßt allein
In seiner Burg, nun öd und leer.
Doch ist sie jung — zum ersten Mal
Verläßt sie heut ihr Heimatthal,
Voll Staunen schaut sie all das Neue.
Bei fremden Bildern, bunten Szenen
Versiegen ihre Abschiedsthränen,
Indessen Kurt, der vielgetreue,
Mit nassem Aug' im Thore steht
Und lang noch nach dem Zuge späht.

(Fortsetzung folgt.)

Im Süden.

Feurig ins Meer die Sonne sank; nun blinken
Goldig oben im klaren Blau die Sterne;
Silbern fließt hernieder das Mondlicht über
Grüne Cypressen.

Selige Ruhe herrscht im Garten; fernher
Tönt ein müder Gesang, ein Schwermut atmend
Volkslied; schweigend lauschen wir Arm in Arm den
Rührenden Klängen.

Keinem Gefühle leih'n wir kühle Worte;
Nur zuweilen entringt ein Seufzer deiner,
Meiner Brust sich; unsere Blicke sprechen
Glühend beredsam.

Eugen Reichel.

Des Vögleins Trost.

Sang ein Vöglein auf dem Birnbaum,
Als ich traurig, traurig saß,
Ach! die alte traute Weise,
Die ich niemals ganz vergaß!

Klang mir nicht durch's offne Fenster
In der fernsten Kindheit schon
Tief ins Herz, wenn alles blühte,
Mir der gleiche sanfte Ton?

Wußt' ihn einst wohl nicht zu deuten,
Ahnungslos nur hört' ich ihn;
Heute weiß ich's, liebes Vöglein,
Daß ich nicht vergessen bin!

Denn das Wort zu deiner Weise,
Hell vernahm ich's, klar und licht:
Sei getrost auf alten Wegen,
Sei getrost, Gott läßt dich nicht!

Friedrich Oser.

Von fern.

Von ferne stand er regungslos
In einer Säule Schatten,
Ein müder, stummer Armer bloß,
Den sie vergessen hatten.

Zu allen leisen Betern zog
Das Licht in voller Milde,
Nach ihm ein blasser Schimmer flog
Von Jesu Todesbilde.

Martin Beck.



Gedichte
von
Friedrich Roeber.

Vor dem Arsenal.

(Aus Venedig.)

Mittag kündete laut vom Arsenale die Glocke
Und mit eiligem Schritt kam es die Straße entlang:
Dunkeläugige Frauen und Mädchen mit dampfenden Schüsseln,
Voll von Polenta und Reis, Söhnen und Brüdern bestimmt,
Tagelöhnern, gedungen im Arsenale zu schaffen;
Harrend des kärglichen Mahls standen im Hof sie bereit,
Durch den Schalter im Thore, den langsam der Pförtner geöffnet,
Langten die Weiber den Napf, jedes in drängender Hast.
Blutjung aber ein Ding, es stellte geduldig sich abseits,
Bis der Schwarm sich verzog, bis auch die Letzte entwich;
Dann glückseligen Blickes zum Schalter eilte sie. Drinnen
Rief es: Gingina! sie rief: Tonio! fröhlich zurück
Und aus dem Körbchen, das schwer ihr hing an dem rundlichen Arme,
Was nur das Herze begehrt, nahm sie zum köstlichen Schmaus!
Muscheln, gebratene Schnecken und Fische und saftige Früchte
Zubereitet für ihn alles mit eigener Hand.
Und der Pförtner, der alte, der grämlich immer zur Eile
Hatte getrieben vorher, ließ sie gewähren nach Lust.
Thörichtes Volk, sprach brummend er in sich hinein, wie das plappert!
Aber geduldig darauf hörte dem Plappern er zu;
Ihrem Gekicher, wenn heimlich zum Kusse die Lippen sie reichten,
Wenn sie verstohlen und schnell zärtlich die Hand sich gedrückt;
Wenn mit geläufiger Zunge von allen den großen und wicht'gen
Wichtigkeiten des Tags treulich sie gaben Bericht,
Wichtigkeiten, — und dennoch der goldene Inhalt der Jugend,
Der die Sorge noch fremd, ach! die ein Nichts noch beglückt.

„Ich jag ihm nach ...“

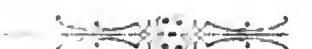
Epistel St. Pauli an die Philipper, 3, V. 12.

Ein Denkspruch ward an heil'ger Stätte
Dem armen Knaben mitgegeben,
Zum Leitstern für das ganze Leben:
„Nicht, daß ich's schon ergriffen hätte, —
Ich jag ihm nach.“

Des Pauli Spruch! — und wenn die Hände
Verzagend in den Schoß mir sanken,
An ihm durft' ich empor mich ranken,
Um fortzustreben bis zum Ende.
Ich jag ihm nach.

Es flohen über meinen Scheitel
Die Jahre hin; — das Ziel — wie ferne!
Sei's! — ich vertraue meinem Sterne
Und sage nicht, daß alles eitel,
Ich jag ihm nach.

Ist winterlich mein Haupt, — getragen
Sind mir ins Haus die vollen Rosen.
Das reichste ist's von allen Losen,
Daß jung mir noch die Pulse schlagen.
Ich jag ihm nach.





Friedrich Roeber.

Von Albert Herzog.

Vor wenigen Wochen feierte der Poet, dessen Name über diesen Zeilen steht, seinen 70. Geburtstag.

Wir leben nun einmal in dem Jahrhundert der alten Männer, aber es sind das die Alten, denen die Kunst jenen Verjüngungstrank gereicht, der ihnen unwandelbare Jugend in das Herz hineinzaubert, der heiß, wie vor Zeiten, den Puls schlagen läßt und nicht duldet, daß die Kraft des Geistes erlahme, die Glut in den Adern erlösche. Friedrich Roeber ist einer von diesen jungfrohen Alten. Daß er — und mit welchem Unrecht — verhältnismäßig wenig bekannt, daß er nicht volkstümlich geworden, es liegt in seiner ganzen ernsten, vornehmen Natur begründet. Er lebt und schafft im engsten Kreise; die Öffentlichkeit, das brausende Leben, sah ihn selten oder nie. Aber wenn er still hindurchschritt durch das Gewühl, dann beobachtete er klar und scharf jede Regung und jede Bewegung auf dem Markte des Lebens, sah näher zu, ihren Urgrund zu erkennen, studierte die Fasern des armen Menschenherzens, fühlte der Liebe Glück und Weh, fühlte den Pulsschlag großer Thaten und die Zuckungen zertretenen Seins. Und was er gesehen, er nahm es in sich auf, umgestaltend und klärend; was die Geschichte ihn lehrte, was das Altertum ihm zuraunte, was das Märchen ihm heimlich erzählte. Die Bilder und Sagen gewannen neues Leben, in alles hinein drang der Geist des Dichters. Aber der Dichter wird oft zum Denker und stellt Ansprüche an seine Leserwelt und das ist's, was der Menge nicht behagt und den Freundeskreis Roeber's nicht allzugroß werden läßt. Aber —

> Denke nicht, es sei der Kreis
> Klein um Dich gezogen;
> Hast Du ihn erfüllt mit Fleiß,
> Ward auch Dir der volle Preis
> Redlich zugewogen.
>
> Fürchte nimmer auch, es ging
> Deine Spur verloren;
> Nicht ein Hauch ist so gering,
> Auf dem Wasser Ring an Ring
> Wird durch ihn geboren.

Roeber's ganze Bescheidenheit tritt uns in diesen Versen entgegen, sie enthalten die beste Schilderung seines Wesens. Vor allem in der heimatlichen Litteratur wird ihm der volle Preis zugewogen werden, hier geht seine Spur nimmer mehr verloren. Man hat kaum eine Ahnung, von welchem großen, nachdrücklichen Einfluß Roeber auf den Dichterkreis des gewerbfleißigen Wupperthales gewesen ist, dessen eigentliches Eintreten in die Litteratur erst mit ihm beginnt.

Wenn jemals die Bezeichnung Aristokrat des Geistes eine verdiente war, so hier. Unbekümmert um das Entstehen und Wiedervergehen der einzelnen sogenannten Richtungen in der Litteratur, fern der Tendenzdichtung, ging Roeber ruhig dahin, immer derselbe mit dem gleichen Idealismus, der an die blaue Wunderblume Romantik sein Herz gehängt. Und so begann er denn auch sofort mit der Mär von Tristan und Isolde. Dem Poeten der Neuzeit war es, als erblicke er Verwandtes in diesen Gestalten des mittelalterlichen Sängers. Gerade ein halbes Jahrhundert ist es her, daß so die Tristansage in ihm ihren ersten Bearbeiter fand, dem eine Reihe Anderer nachfolgen sollte. Im Jahre 1839 ließ Roeber, zwanzig Jahre alt, den ersten Akt seines Dramas „Tristan und Isolde“ in der von Robert Heller herausgegebenen Zeitschrift „Rosen“ erscheinen. Das ganze Drama veröffentlichte er alsdann zugleich mit zwei anderen großen Dramen: „Kaiser Heinrich IV.“ und „Appius Claudius“ im Jahre 1851.

Um jene Zeit war es, wo Roeber in die Entwickelung der Litteratur seines Heimatthales einzugreifen begann. In der Schwesterstadt Elberfelds, in Barmen, hatten sich Ende der vierziger Jahre eine Anzahl junger Leute, Emil Rittershaus, Carl Siebel, Hugo Oelbermann und Wilhelm Wens, zu einem litterarischen Vereine, dem „Wupperbunde“ zusammengefunden, der die älteren Dichter des Thales, Friedrich Roeber, Adolf Schults und Reinhard Neuhaus zu seinen Ehrenmitgliedern ernannte. Als dieser kleine Verein sich auflöste, war es Roeber, der die Freunde von jetzt ab regelmäßig zum Sonntag Nachmittag zu sich einlud. So entstand das in den Biographien der Wupperthaler Poeten so häufig erwähnte „Roeber'sche Sonntagskränzchen“, wo so viel des Schönen gefördert wurde. Neben dem Maler Seel, der zugleich mit dem Musikdirektor Karl Reinecke u. a dem Kränzchen beitrat, ward vor allen Roeber in seiner ernsten Weise von nachhaltigem Einfluß. Hier schöpfte man aus dem Jungbrunnen der Volkspoesie, hier wurde namentlich das Studium Shakespeare's mit Eifer betrieben. Was die Freunde des Kränzchens ihrem Vorstreber Roeber verdanken, haben sie oft auszudrücken Gelegenheit genommen und noch jüngst gab die Feier seines 70 Geburtstages hierfür einen beredten Beweis.

Die Shakespearerichtung des Freundeskreises läßt sich neben Roeber's Neigung zur Romantik in den meisten seiner Dramen erkennen. Und das gleich in den ersten Werken, die wir vorhin schon erwähnten. „Kaiser Heinrich IV.“ enthielt Szenen von großer, packender Durchführung. Die Sprache tönte bald pathetisch in freien Jamben, bald, und besonders in den Bürgerszenen, in markiger Prosa. Die Gestalt Kaiser Heinrichs IV. ist von jeher ein Lieblingsvorwurf unserer Dramatiker gewesen. Die düstere Geschichte des unglücklichen Saliers mit dem Kanossa-Mal auf der Stirn, die Empörung seines Sohnes bieten einen dankbaren Stoff — wenn es nur gelingt, die überwältigende Menge von Handlung zur Einheit zusammenzuschweißen! Auch Roeber ist hier gestrauchelt und

Rückblick.

Geht es nun die steil hinan,
Halt auf einer letzten Rast;
Überschau die weite Bahn,
Die du schon durchschritten hast.

Hohe Berge, tiefes Thal,
Sturmgebraus und Sonnenschein:
Und so wird zum andernmal
Auf die Wetter lichter Schein.

Keine Wolke war so schwer,
Daß sie nicht vorüber zog;
Und kein Berg so [illegible],
Daß es hell ihn nicht durchflog!

Und so dürr war kein Gefild,
Daß ein [illegible] dir nicht gelang;
Und kein Busch so wüst und wild
Daß dir nicht ein Vöglein sang

Elberfeld Friedrich Roeber

es läßt sich nicht verhehlen, daß bei aller anerkannten Schönheit einzelner Szenen das Drama an sich zu skizzenhaft und zu breit angelegt ist. In dem Drama „Appius Claudius" tritt zu diesen Mängeln hinzu, daß die Natur des Regillensis zu nackt geschildert wird, zu widerwärtig in seiner wilden Begier, um nicht abzustoßen. Bei „Appius Claudius" sah sich denn auch der Dichter später zu einer Umarbeitung veranlaßt, die aber nicht im Druck erschien. — Viel hatte Roeber durch die Kritik mit seinem Drama „Tristan und Isolde" zu erleiden, von dem er vor einigen Jahren eine völlige Neubearbeitung herausgab. Das Jugendwerk, ein „Drama mit Arabesken" konnte nicht für die Bühne bestimmt sein. Mond und Sterne treten redend darin auf, sodann bringt als Nebenhandlung jeder Akt ein besonderes Vorspiel, darin in eigener Weise uns Mitteilung von künftigen Geschehnissen gemacht wird. Aber auch die Neubearbeitung wollte man nicht gelten lassen; die Einen sprachen von Roeber's Prüderie in der Behandlung des leidenschaftlichen Stoffes, die Anderen von einem „Haschen nach Pikanterie", und doch, wie keusch hat der Dichter die nichts weniger als sittenrein gehaltene Mär des Mittelalters zu gestalten gewußt, wie frei aber auch dabei von jeder Zimperlichkeit. Mit einem Drama „Tristan und Isolde" sich zu befreunden, ist ja für jeden nicht leicht. Das schöne Epos Gottfried's von Straßburg, voll sinnlicher Liebesglut, ist auch voll der Unwahrscheinlichkeiten, aber das Epos als solches hilft uns darüber hinweg, läßt uns manches kaum gewahren, was erst in der dramatischen Behandlung grell in die Augen springt. Der Bedenklichkeit einer Doppelehe Isolde's hat der Dichter durch Unterschiebung ihrer Nichte Brangäne zu entgehen gewußt, und so seiner Heldin einen gewissen ethischen Nimbus gewahrt, den die Volkssage, entsprechend den Sitten des Mittelalters, nicht verstand. Dadurch, daß Roeber die grenzenlose Treue Brangäne's in den Mittelpunkt der Handlung rückt, hat er dem Werk eine wunderbar schöne Gestalt geschenkt und damit einen versöhnenden Ausgang herbeigeführt. Und noch ein Eingreifen in die alte Mär hielt der Dichter für geboten: der Liebestrank

wird seines magischen Zaubers beraubt, insofern er die Ursache ist, daß die von ihm Trinkenden von gegenseitiger Liebe entflammt werden. Würdiger und uns menschlicher näher kommend regt sich in Roeber's Drama in Tristan und Isolde's Herz die Liebe schon gleich, nachdem sie sich zuerst gesehen. Anfangs kaum bewußt, tritt sie immer stärker hervor, bis der Trank aus dem Becher ihnen die Zunge löst und dem berauschenden Geständnis der Liebe Worte verleiht.

In den Jugenddramen finden wir eigentlich schon den ganzen Roeber, nur daß ihn die folgenden Schaffensperioden abgeklärtere Werke hervorbringen ließen. Hier gährt es doch noch zuweilen zu wild auf, zu ungestüm brechen die Leidenschaften sich Bahn und die eigentliche Handlung verliert sich noch zu häufig in einer Fülle kleiner Ausläufe, ein Fehler, mit dem Roeber überhaupt sehr zu kämpfen hat. Aber auch hier blitzt schon oft der echte Dichtergeist hervor.

Wie sich Roeber hier zuerst als ein echter Jünger der Romantik geoffenbart, so zog es ihn Ende der fünfziger Jahre zu einem zweiten romantischen Stoffe hin; er schrieb das fünfaktige Drama: „Das Märchen vom König Drosselbart". Zwar dient das alte deutsche Märchen nur am Schlusse dazu, seine Verwandtschaft mit dem Schauspiel zu zeigen und die Handlung spannend zu halten, aber über dem Ganzen liegt schon so viel Märchenduft und Waldespoesie, daß auch das Drama selbst ein echtes und rechtes Märchen ist. Einer alten italienischen Novelle, „die Gräfin von Toulouse", ist der Stoff entnommen, der das trauliche Märchen ins wirkliche Leben überträgt. Doch was der wälsche Verfasser an Mitteln gebrauchte, es für seine Zwecke dienstbar zu machen, das nahm dem Märchen den zarten Schmelz und seine Charaktere wurden unedel und verwerflich. Das Gemüt des deutschen Dichters aber zauberte die verborgenen Reize wieder hervor und wußte zugleich ein Drama zu schaffen, das auch in der Darstellung von Wirkung war.

Ungefähr zur selben Zeit erschien das zweite Drama Roeber's aus der Zeit römischer Herrschaft: „Sophonisbe". Vor Roeber's früheren Dramen zeichnet dieses Werk eine edle Beschränkung aus, die sich vor allem in der Behandlung der Form, der Beherrschung der leidenschaftlichen Rede kund giebt. Die Prosastellen sind frei von Derbheiten, wie sie bisher zuweilen auffielen, der Vers, wo er auftritt, ist natürlicher und gehaltener. Die Durchführung der Charaktere ist eine ruhige.

Zwanzig Jahre dauerte es, ehe Roeber nach seiner Sophonisbe wieder mit einem Drama an die Öffentlichkeit trat. Es war sein „Kaiser Friedrich II", wohl eines der besten Hohenstaufendramen, das wir besitzen. Von Anfang bis zu Ende ergreifend, hinterläßt es einen tiefgehenden Eindruck. Es gab immer Geister, denen ihr Jahrhundert zu eng war. Eine dieser Naturen die sich über die Alltagsmenschheit hinausrecken, ist die Hochgestalt des zweiten hohenstaufischen Friedrich, der nach so viel schweren Kämpfen und glänzenden Siegen über die Ungläubigen, aufrührerische Vasallen, Fürsten, Städte und den Papst, wie es heißt, römischem Gifte erlag. Die Don-Juan-Faustgestalt des Kaisers hat der Dichter mit all' seiner innerlichen Wärme geschildert. Die Seelengröße des thatenheißen Hohenstaufen, seine vertrauende Freundschaft zu dem verräterischen Kanzler Vind, das heilige Verhältnis zu dessen unglücklicher Gattin Margherita sind mit vieler Liebe ausgemalt. Die Volksszenen, zum Teil voll Humor, erfreuen durch ihre vortreffliche Naturwahrheit. Es wogt dabei etwas wie eine verhaltene Glut durch das Drama: die Gestalt der Courtisane Lucretia, ihr Verhältnis zum Kanzler, die ganze Pracht der kaiserlichen Feste wird durchwallt davon. Was allein in dem Drama nicht gefällt, ist die durch nichts gerechtfertigte Handlungsweise des treulosen Kanzlers, dem erst späterhin der Argwohn gegen seine Gattin entschuldigend zur Seite tritt. Nicht zum wenigsten wirkt Roeber durch lyrische Momente. Wenn er die innersten Gedanken seiner Helden offenbart, dann tritt der Lyriker in seine Rechte. Nicht ganz unähnlich dem zweiten Hohenstaufen in seinem Ringen ist die Gestalt Heinrichs V., der Roeber den Stoff zu seinem letzten Kaiserdrama gab. Wie „Heinrich IV." ist auch dieses Drama groß angelegt und hat eine Menge von Ereignissen in sich aufgenommen. Um es auf die Bühne zu bringen, würden außerordentliche Kürzungen notwendig sein.

In den beiden letzten Kaiserdramen Roeber's, sowie in seinem bisher letzten Drama überhaupt, dem politischen Schauspiel: „Der Wiener Kongreß" (bei dessen Neubearbeitung sich Roeber augenblicklich befindet) ist im Ganzen und Großen an die Stelle des überschäumenden Jugendeifers eine überlegene Ruhe getreten, die nicht selten sogar zu einer gewissen Herbheit sich steigert. Es ist klar, daß der Greis, auch wenn er, wie Roeber, das Herz sich jung erhielt, die Welt anders betrachtet, wie der Jüngling, und hie und da will es dann scheinen, als ob Entsagung mit umflortem Auge aus den Schriftzügen des Alters uns anblicke. Aber Roeber ist nichts weniger als ein Pessimist. Seine Weltanschauung, wie sie aus seinen Werken zu uns redet, ist eine ruhige, pantheistische. Die Ruhe des Alters ließ ihn auch jenen Roman schaffen, in dem er selbst ein gut Teil seines eigenen Ich's verflochten: „Marionetten". Um fünf kleine Märchen, die Roeber Ende der vierziger Jahre dramatisierte und um die bekannte kleine Puppenspielszene aus dem Faust ist der Roman geschrieben und dabei von einer so eigenartigen und reizvollen Schilderung, Handlung und Charakterzeichnung, daß sich jede tiefer angelegte Natur unbedingt von ihm gefesselt fühlen muß. Es ist ein wahres Stück Leben, aber es gehörte eine echte Dichternatur dazu, ein solches Bild so ergreifend schön, so geistig bedeutend zu entrollen. Für den, der näher zusieht, wird die alte Stadt Nixenheim in Elbenthal, wo der Roman spielt, zum Elberfeld der Vierziger Jahre, und wer vertraut ist mit jener Zeit im Wupperthal, der wird auch glauben, bekannten Gestalten darin zu begegnen. Roeber freilich schreibt darüber in seiner Widmung an Karl Reinecke, den alten Freund aus dem Sonntagskränzchen: „Vielleicht geht es Dir mit dem Einen und Anderen darunter, wie es Kurzsichtigen häufig auf der Straße geschieht: sie glauben in der Entfernung einen Freund zu gewahren, rufen ihn an, eilen auf ihn zu, und wie sie ihm die Hand reichen wollen, sehen sie sich plötzlich mit Erstaunen, zuweilen mit Schrecken, einem ganz unbekannten Gesicht gegenüber." Was dem Roman neben seinen Gestalten noch einen besonderen Reiz giebt, ist die Vielseitigkeit, mit der Fragen aus allen Gebieten der

Kunst im Vorübergehen berührt werden, ohne daß sich die Gelehrsamkeit aufdrängt.

Zehn Jahre nach dem ersten Erscheinen hat Roeber im vorigen Jahre seinen Band „Lyrische und Epische Gedichte“ in zweiter, vermehrter Auflage herausgegeben. Ein weiter Zeitraum, darin minderwertige Sachen häufiger verlegt wurden. Denn in Roeber's Gedichten thut sich uns eine Fülle schöner Gedanken auf, und wenn wir vor allem die kleinen poetischen Erzählungen betrachten, so begreifen wir kaum, wie solche Schöpfungen nicht weiter bekannt werden konnten. Wie überall, so läßt auch hier uns Roeber wieder einen Blick in seine Vielseitigkeit thun: Fröhliche Liebeslieder wechseln ab mit den Gedankendichtungen des grübelnden Pantheisten. Da haben wir Gedichte, keck und froh, wie „Im Regen“, „Die Wespe“ oder das eine, da er von der „Frau Sorge“ nichts wissen will:

„Frau Sorge, Frau Sorge, was will sie von mir?
Ich bin ihr noch viel zu jung;
Zu sonnig ist ihr und zu hell mein Quartier,
Zu frei meiner Seele Schwung!“

Dann kommen wieder jene ernsten: „Weltgeist“, das zuerst von der „Deutschen Dichtung“ gebrachte „Feuer“ u. a. m. Auch neunzehn erzählende Dichtungen hat Roeber seiner Sammlung eingefügt, und wir wüßten nicht, welche von diesen zu missen wäre, so vortrefflich ist ihre Ausarbeitung, so gefällig ihre Schilderung. Da grüßt im „Frühling“ sterbend der alte Türmer die erste Schwalbe, da jauchzt „Walter von der Vogelweide“ sein liebesfrohes „Tandaradei“, „Ausonius“ sehen wir, den Alten, wie er, überdrüssig der Spondaeen und Molossen nach Liebe begehrt, „Anakreon“ endlich, der aufseufzt zu den Göttern, daß ihm nicht eine Sangeskunst gegeben, die unsterblich wie die Homer's, und der dann entzückt den eigenen Liedern lauscht, die im Volke schon unvergänglich geworden. Hatte Roeber nichts weiter geschrieben als diese erzählenden Gedichte, er müßte schon darum genannt werden. Heutzutage sind überhaupt gute Deklamationsstücke eine Seltenheit.

Aber Friedrich Roeber ist ein Dichter, der auf einer ganzen Reihe von Gebieten Tüchtiges geleistet: als Lyriker, Epiker, als Romanschriftsteller und Dramatiker. Dazu kommt noch ein Werk, in welchem er die freischaffende Feder mit der des sorgsamen Litterarhistorikers vertauscht, es ist sein Buch „Litteratur und Kunst im Wupperthale bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts“, das besonders für den Wupperthaler des Interessanten mancherlei bietet und durch die Besprechung mancher Fragen aus dem Kunstgebiete, sowie der Thätigkeit Jung-Stilling's, Immermann's, Freiligrath's u. s. w. an Wert gewinnt.

Friedrich Roeber nimmt heute eine angesehene Stelle im Wupperthale ein. Als er im Alter von 15 Jahren (1834, er ist am 19. Juni 1819 geboren), die Realschule seiner Vaterstadt nach gut bestandenem Abiturientenexamen verließ, hatte er nur sehr, sehr wenig Lust verspürt, gleich seinen Freunden sich dem Kaufmannsstand zu widmen. Es war aber auch nicht das Studium der Litteratur, dem er sich hingegeben haben würde, seine Neigung galt allein den mathematischen Wissenschaften. Da es nun aber das Schicksal einmal anders mit ihm beschlossen, so hielt Roeber es in seinem kaufmännischen Berufe tapfer aus, beseelt von demselben rastlosen thatkräftigen Streben, wie wir es bei ihm als Poeten sahen. Das Bankhaus von der Heydt-Kersten & Söhne, in das er dereinst als junger Lehrling eingetreten, hat er nicht mehr verlassen, seit 1872 ward er Teilhaber der bedeutenden Firma. Dann wurde ihm auch die Freude beschieden, in seinen Söhnen tüchtige Maler heranwachsen zu sehen.

Weiß ist das Haar Roeber's, leicht gebeugt der Nacken, aber frisch ist der Geist wie ehedem und sein Streben ein frohgemutetes . . . „Ich jag' ihm nach“, wie er in diesen Blättern von seinem Ideal singt . . .



Zur Charakteristik Ernst Schulze's.

Nach ungedruckten Quellen.

IV.

Es war ein reiner, schwärmerisch angelegter, poetisch reichbegabter Jüngling, der zu Michaelis 1806 aus Celle nach Göttingen kam. So haben wir den angehenden Studiosus der Theologie am Schlusse unseres letzten Aufsatzes charakterisiert und hinzugefügt, daß „sein einziger schlimmer Fehler die Eitelkeit gewesen, aufgehoben durch eine Reihe der glänzendsten Eigenschaften.“ Der Eindruck, den er damals auf Bouterwek gemacht, bei dem er sofort ein ästhetisches Kolleg belegte, wird von dem Göttinger Gelehrten (Biographische Vorrede zu Ernst Schulze's sämmtlichen poetischen Werken, Leipzig 1822, S. IV) wie folgt geschildert:

„Der junge Dichter hatte damals nur eine dunkle Ahnung von seiner natürlichen Bestimmung. Ich sah ihn zum ersten Male, als er sich bei mir zu einem Kollegium meldete. Sein Äußeres nahm beim ersten Anblicke weder für noch gegen ihn ein; sein gut gebauter Körper von mittlerer Größe hatte eine feste Haltung, sein regelmäßig gebildetes Gesicht hatte edle Züge, aber sein geistvolles Auge war unstät. In seinem einfachen, geraden und anspruchslosen Betragen lag nichts, das ungewöhnliche Erwartungen hätte erregen können. Aufmerksam wurde ich auf ihn zuerst, als er in einem Praktikum, dessen Zweck war, den schriftlichen Stil der Theilnehmer zu bilden, durch Ausarbeitungen sich auszeichnete, in denen Gefühl und Phantasie so zart und so korrekt sich ausdrückten, wie es sich von einem jungen Manne von 18 Jahren kaum erwarten ließ. Das verdiente Lob, das ich ihm öffentlich ertheilte, veranlaßte ihn, nach einiger Zeit mich zu besuchen, um mir einige seiner Gedichte zur Beurtheilung vorzulegen. Es waren Sonette, Episteln und Elegieen, mangelhaft von mehreren Seiten, aber an einigen Stellen unübertrefflich, und im Ganzen unbezweifelbare Beweise für wahres Dichtertalent. Mit dem lebhaftesten Danke nahm er meine Zurechtweisungen an,

wo ihre Gründe ihm einleuchteten; wo das Gefühl entscheiden mußte, vertheidigte er seine Ansichten. Auch das gefiel mir. Wir wurden immer näher mit einander bekannt. Wieland war damals besonders nach seinem Geschmacke, obgleich seine eigene Poesie keinen Zug von der Satire der Wielandischen hatte. Die Heiterkeit der Wielandischen Poesie, versicherte er mir, habe auf seinen Geist den glücklichsten Einfluß gehabt. Ein strenger Ernst scheine ihm das Leben und die Kunst zu verderben. Er glaube diese Meinung auch vor einem Professor der Philosophie nicht verbergen zu dürfen, weil er sich nichts vorzuwerfen habe, das eine vernünftige Moral tadeln könne. Auch von Anderen erfuhr ich, daß an seinen Sitten nichts zu tadeln sei, außer einem kleinen Leichtsinn, der aber nie leidenschaftlich wurde und nie die Grenzen des Anstands und der strengsten Redlichkeit übersprang. Es war ihm nur um eine ganz ästhetische Lösung der Aufgaben des menschlichen Lebens zu thun. Heiter wie sein Geist waren alle seine Gedichte."

Einige der Versuche, von denen hier Bouterwek spricht, haben wir bereits an dieser Stelle zum ersten Mal mitgeteilt; andere sollen folgen. Was uns an Bouterwek's Urteil vor allem interessiert, ist die richtige Auffassung des Charakters des Jünglings, richtig, weil mit all' den Selbstzeugnissen, die wir hier zu veröffentlichen in der Lage waren, übereinstimmend. Wollen wir im Grunde dasselbe Urteil, aber ins Unwohlwollende und Ungerechte verzerrt, vernehmen, so müssen wir, ganz ebenso wie in allen früheren Fällen, sein eigenes Tagebuch aufschlagen.

„Jetzt" — schreibt er am 20. Juni 1813 an seiner Selbstbiographie für Adelheid Tychsen weiter — „ging ich nach Göttingen, mit allem möglichen Leichtsinn und der lustigsten Unbesonnenheit ausgerüstet. In den drei ersten Jahren that ich nichts, was mich meiner eigentlichen Bestimmung, ich sollte Theologie studiren, hätte nähern können. Doch erwarb ich mir manche Kenntnisse in Sprachen und Litteratur, die mir späterhin nützlich wurden. Übrigens hatte ich einen sehr ausgebreiteten Umgang, schwärmte in der zügellosesten Freiheit umher und trieb die tollsten Thorheiten. Doch freue ich mich, daß ich mir aus jener Zeit nichts vorzuwerfen habe, was mein tieferes sittliches Gefühl, meine moralische Reinheit verletzt hätte."

Es kann uns, die wir an Schulze den Hang zur Selbstverketzerung bereits so oft nachgewiesen, nicht verwundern, wenn auch über diesen Lebensabschnitt nicht bloß Bouterwek's, sondern auch aller andern Urteil günstiger lautet, als sein eigenes. So schreibt z. B. sein Bruder August in einem bereits wiederholt von uns zitierten, uns vorliegenden Briefe an Bergmann vom 15. Juli 1814:

„In Göttingen besuchte Ernst Bouterwek's Vorlesungen Anfangs fast nur allein und beschäftigte sich viel mit den französischen Dichtern der früheren Zeit. Bouterwek, dem er persönlich bekannt wurde, bewies ihm viele Güte und führte ihn in die Gesellschaft gebildeter Frauen, deren Umgang er (Ernst) in späteren Zeiten so sehr liebte, und deren Einfluß auf sein Äußeres, welches er bislang gänzlich vernachlässigt hatte, wenn gleich langsam, doch endlich soviel vermochte, daß er, obwohl ohne einnehmenden Anstand, der ihm nie eigen war, dennoch alle Unschicklichkeiten aus seinem Benehmen entfernen konnte. Sein Fleiß verführte ihn zu einer nachtheiligen Lebensart; er arbeitete bis Nachts zwei, drei Uhr, und stand des Morgens spät auf. Er rauchte unmäßig."

Geradezu enthusiastisch aber klingt seines Universitätsfreundes Bergmann Urteil, welches uns gleichfalls im Originale vorliegt:

„Scherz und Witz liebte er, aber keine Frivolität. Sein Hang zur Satire war mehr epigrammatisch, aber ohne Stachel; Witz besaß er in einer entsprechenden Trockenheit, auch die Satire, aber nur die kleine, feine, von der Wieland sagt: „Dein Epigramm soll wie die Biene sein, so stechend und so klein —" aber bei ihm hatte sie nie den giftigen Stachel. Alles Schöne und Süße, was das Farbenspiel der Seele hat und gibt, alles was darin opalisiert und perlmutterartig sich spiegelt, was aus den Facetten des Geistes strahlt und darin sich bricht, war ihm eigen und fühlte er durch. Wenn ich seinen Geist und sein Gemüt genauer bezeichnen soll, mit einem Worte, so möchte ich sagen: sie waren Wielandisch. Wieland's Schriften hatten ihn frühzeitig und zuerst am meisten angesprochen, außer ihm die ältere und damals neuere poetische Litteratur der Franzosen .... Ein süßer Kern war in seinem Gemüte, ein heiterer Ernst. Er war nicht, was man gemeiniglich empfindsam nennt, er that nicht, wie ein sogenannter Schöngeist sich wohl zu gebärden pflegt, er kokettirte weder mit sich noch mit seinem Talente, er war ungemein einfach, schlicht, im äußeren Leben selbst nüchtern; aber brav und rein und keusch im Gemüt und Geist; eine kühle, saubere, reinliche Jungfräulichkeit der Seele war ihm eigen; er war gut, wahr und treu."

Ganz und gar werden wir dies Urteil nicht unterschreiben können; ein gut Stück Wahrheit liegt darin. Schlagen wir nun seine Briefe aus jener Zeit auf, um Näheres über die Stimmungen seiner Seele und seine dichterischen Versuche zu erfahren.

„Ich bin recht in der Laune" — schreibt er aus Göttingen, 1. Februar 1807, „Nachts 1 Uhr," an Georg Olbers — „weitläufig zu schreiben, und ich bin versichert, daß Du es mir nicht übel nehmen wirst. Es ist tief in der Nacht, keine Seele unterbricht mich, ich will meinem Herzen freyen Lauf lassen. Bald ist es schon ein halbes Jahr, daß ich hier bin, und in der That, mein Aufenthalt gefällt mir. Freylich machte der Übergang aus einem geräuschlosen, ruhigen, beynahe einsiedlerischen Leben in ein tobendes Gewühl anfangs einen etwas unangenehmen Eindruck auf mich; aber ein wenig Zerstreuung ist mir durch die Gewohnheit schon unentbehrlich geworden, und meine Lage ist jetzt so glücklich, als sie nur seyn kann. Ich habe ein allerliebstes Zimmer mit einem schönen vis-à-vis auf ein reizendes Mädchen und einer herrlichen Aussicht in's weite Feld und auf die blauen mit Schnee bedeckten Berge. Eine ziemlich ausgesuchte Handbibliothek, welche ich von Celle mitgebracht habe und die freye Benutzung der ungeheuren Universitäts-Büchersammlung machen meinen Hauptgenuß aus. Auf der letzteren bin ich alle Tage, so lange sie offen steht: mein Hauptstudium macht die Litteraturgeschichte und vorzüglich die Lektüre der provenzalischen Dichter aus und ich habe es bei den letzteren schon so weit gebracht, daß ich sie Wort für Wort verstehe. Ein ausgesuchter Kreis von Freunden, die mir der Zufall fast alle sonderbar zugeführt hat, umringt mich und in ihrer Gesellschaft bringe ich meine fröhligsten Tage hin. Alle sind Freunde der schönen Litteratur, und manche haben schon rühmliche Versuche gemacht. In solchen Zusammenkünften wird vorgelesen oder über ästhetische Materien gesprochen, und auch manches Mahl schweifen wir ins Gebieth der Filosofie über. Eine mäßige Mahlzeit und nicht selten ein fröhliger Punsch endet dann erst spät unser Vergnügen. Mein Wieland ist noch immer mein treuer Begleiter und mein Seelenfreund. Ich habe mir eine Ausgabe von seinen sämmtlichen Werken angeschafft und diesen verdanke ich meine fröhligsten Augenblicke. O,

wie unendlich viel verdanke ich diesem vortrefflichen Mann! Er lehrte mich zuerst die Seeligkeit der Dichtkunst schmecken; noch mehr, er gab mir ein filosofisches System, welches mich das glücklichste Leben von der Welt führen läßt. Ich lege hier ein kleines Gedicht bey, welches meine ganze Lebensfilosofie enthält, die ich mir aus seinen Werken abstrahirt habe. Ich bin versichert, daß sie sich für Menschen, die keine Engel seyn wollen, am besten paßt. Außer dem Umgang mit meinen Freunden verschafft mir der Zutritt in dem Hause des liebenswürdigen Hofraths Bouterwek großen Genuß. Ich höre bey diesem vortrefflichen Manne, welchen Du gewiß aus seinen geistvollen Schriften kennen wirst, ein praktisches Collegium über den deutschen Stil, und meine Arbeiten hatten das Glück, ihn für mich zu interessiren. Er lud mich zu einem ästhetischen Thee ein, wo die liebenswürdigsten Damen Göttingens versammelt waren, und seine geschmackvollen Zimmer wurden mir in dieser angenehmen Gesellschaft zum Elysium. Seit dieser Zeit hat er mich mehr wie einen Freund als wie einen Schüler behandelt, und sein musterhafter Geschmack hilft den meinigen immer mehr ausbilden. Ein anderer großer Vorzug des hiesigen Aufenthalts ist die reitzende Gegend. Überall ist man von schönen Wäldern und romantischen Bergen umgeben, und die Trümmer mancher alten Burg erheben hier die bemooßten Zinnen stolz in die Lüfte. Einen meiner schönsten Genüsse verschaffte mir in den herrlichen Herbsttagen eine kleine Fußreise in die Umgebung der Stadt. Ein ganz mit mir übereinstimmender Freund war mein Begleiter. Wir gingen an einem schönen Morgen fort. Ich trug eine Jagdtasche, worin Alles war, was Leib und Seele erfreuen konnte, und ein Schwert, ohne welches ein Bursch hier selten ausreiset. Zwey gebratene Hühner, eine Rehkeule, eine Mettwurst, zwei Bouteillen Rheinwein und einige Bände von Wieland machten die Bagage aus. Wir gingen durch romantische Gegenden bis zu den Gleichen, zwey alten Ruinen, wovon man die herrlichste Aussicht hat. Hier hielten wir in der freyen sonnigen Natur unseren Mittag und übernachteten dann in einem nicht weit davon gelegenen Dorfe. Am anderen Morgen gingen wir durch ein langes pittoreskes Felsenthal und kamen am Mittage auf dem Hanstein an, einer herrlichen Ruine, welche nur wenig von der Zeit gelitten hat, und fast noch ganz in ihrer königlichen Größe dasteht. Hier aßen wir auf einem Felsenstück und tranken auf unserer Freunde Gesundheit, auch auf die Deinige, lieber George, eine Flasche herrlichen Rheinwein. Am Nachmittag gingen wir wieder fort, bestiegen einen Kahn und ließen uns auf der herrlichen Werra bis nach Münden, dem Tempe von Deutschland, wie es Goethe wo nennt, hinschiffen. Hier ruhten wir die Nacht aus und kamen am anderen Abend wieder froh und äußerst zufrieden in Göttingen an, wo ein fröhliger Punsch uns bis spät in die Nacht wach erhielt. Eine solche Kette von Genüssen ist mein hiesiges Leben. O, wärest Du auch hier, wie vollkommen würde die Seeligkeit seyn! Wann kömmst Du denn, mein Theurer! Da ich vier Jahre hier bleiben werde, hoffe ich noch eine lange Zeit in Deiner Gesellschaft hier zuzubringen . . . Doch ich sehe nach der Uhr, und es ist schon drey, ich muß schließen. Meine Adresse ist bei dem Rademacher Goering in der Raspühle."

Das in diesem Briefe erwähnte Gedicht lautet:

Meine Lebensfilosofie.

„Verhülle in der Huldgottinnen Schleyer
Der Tugend ernstes Heil'genbild!
Sie sey ein sanftes Feuer,
Das Deine Brust mit süßer Wohllust füllt.

Verlach den Hohn der Welt; was kümmern dich die Thoren?
Sind sie zu Richtern auserkohren?
Oh mögen sie doch uns're Thaten schmäh'n,
Man lacht sie aus und läßt sie steh'n.

Begnüge dich mit dem, was dir dein Loos beschieden,
Und kämpfe nicht mit dem Geschick.
Wer gäbe wohl der Seele süßen Frieden
Für Reichthum, Herrlichkeit und Glück?

Genieße, was du kannst! So sprach zu seinem Kinde
Der Ewige beim ersten Vaterkuß.
Genieße, was du sollst, so wird Entsagung Sünde
Und Tugend wird Genuß!"

Daran seien noch einige seiner bisher ungedruckten Versuche aus der ersten Götinger Zeit gereiht.

Wahre Tugend.

Einsam haucht die Nachtviole
In der Abenddämmerung Schleyer
Ihrer Düfte süße Fülle,
Strahlt der Tag, so schließt sie sich.
Also wirkt die wahre Tugend
Unbekannt nur und verborgen,
Denn nur da kann Tugend keimen,
Wo Bescheidenheit entblüht.

Der Rheinfall.
Nach einem Gemählde.

Wild vom erhabenen Fels, mit der Woge dumpfdonnerndem Aufruhr
Stürzt sich ein rauschender Strohm im chaotischen Fluthengewühle;
Hochauf siedet der Schaum von der Welle gen Himmel getrieben.
Prasselnd entstürzen die Fluthen, laut heult der verschlingende Abgrund,
Schleudert dem kommenden Strohm aufrauschende Wellen entgegen,
Schlingt sie dann gierig hinab in den gähnenden Rachen, doch plötzlich
Wälzt er sie wieder hervor Es tanzen die schäumenden Wellen
Hoch auf der zischenden Fluth und sprützen hellglänzende Strahlen
Hierhin und dorthin und netzen die wankenden Blumen des Ufers.
Weiter entrauschet der Strom, mit silbernem Schaume bedecket,
Doch bald legt sich die zürnende Fluth, die hüpfenden Wellen
Brechen sich schwächer, es schwindet allmählig das donnernde Rauschen,
Friedlich murmelt die Fluth, nur silberähnliche Perlen
Hüpfen noch wechselnd darauf von scherzenden Wellen entführet.

Der Frühling.

Alles blühe, alles sprieße
Auf der neubelebten Flur,
Violette und Narzisse
Alles blühe, alles sprieße
An dem Busen der Natur.
In der Liebe weichen Armen
Ruhe sehnsuchtsvoll die Lust
Und von heißer Gluth erwarmen
Möge aller Menschen Brust.
Bey den Quellen in den Hainen
Lisple süßer Küsse Laut,
Denn mit seiner holden Braut
Will der Frühling sich vereinen.

Seht der schönste Morgen graut,
Schon ertönen süße Lieder,
Aus Aurorens Schooße thaut
Perlenhelles Naß hernieder
Und mit glänzendem Gefieder,
Schön umstrahlt von Himmelsglanz;
Um die Stirne einen Kranz
Von halbausgeblühten Rosen
Sinkt der Lenz zur Erd' hinab
Schmeichlerische Weste kosen
Um ihn her, ein Lilienstab
Ruht in seiner Hand, es schweben
Rings die Grazien um ihn
Und die Weste, die bald fliehn,
Bald sich scherzend haschen, weben
Leichte Tänze auf dem Grün.
Seines Athems warmes Leben
Machet rings die Blumen blühn.
Seht die zarten Halme keimen
Aus der Mutter Schooß hervor
Und der Vögel frohes Chor
Ruht auf dichtbelaubten Bäumen.
Bäche rieseln, Quellen schäumen
Rosenduft steigt rings empor
Schnell entführt vom Zephyrhauche
Und aus jedem Blüthenstrauche
Reitzt die Nachtigall das Ohr.
Und der Liebe holdes Wehen
Waltet über der Natur,
Liebe webet auf der Flur
Liebe über Thal und Höhen
Liebe rauscht der Wasserfall,
Liebe sind des Hirten Lieder,
Liebe singt die Nachtigall
Und des Echos leiser Schall
Ruft nur Liebe, Liebe wieder.

Jetzt, ihr holden Schäferinnen
Auf, den Reihen zu beginnen,
Eh' die Stunden schnell verrinnen
Soll der Frühling uns erfreun.
Eilt hinaus in Wald und Hain,
Tanzet froh auf grünen Matten,
Wo die Bäume kühlen Schatten
Auf des Grases Wellen streun.
Und wenn dann die Sonne funkelt
Durch die dichten Zweige blinket
Schleicht mit dem Geliebten Euch
In das dunkelste Gesträuch,
Wo kein Späherblick verborgen
Eure süßen Küsse sieht,
Küßt und tändelt dann, bis morgen
Wiederum der Tag entglüht.

Hymne auf die Liebe.

Singe, meine goldne Harfe,
Froh der Liebe Seeligkeit.
Frische, junge Bilder gleiten
Um die reingestimmten Saiten
Und die Fantasie gebeut.

Hört ihr reichgeschaffne Seelen,
Die die Liebe nur beglückt
Die, von ihrem Arm umfangen,
Keine Wonne mehr verlangen,
Hört und werdet froh entzückt.

Aus dem reinsten Stoff geschaffen
Sandten sie die Götter ab.
In der Unschuld Lilienkranze,
Schön umstrahlt vom Himmelsglanze,
Schwebte sie zur Welt hinab.

Ehe sie die Welt beglückte,
War sie öde Wüsteney,
Keines Hirten süße Flöte
Grüßete Aurorens Röthe,
Ohne Lieder schwand der May.

Hingestreckt in dunkle Hölen
Lauerte der Mensch auf Raub
Kalt konnt' er die Leiden sehen
Die er wirkte, für das Flehen
Seiner Brüder war er taub.

Traurig klagte Filomele
In des Haines Dunkelheit,
Keine liebevolle Schmerzen
Weckte sie in sanften Herzen,
Keine süße Traurigkeit.

Unempfunden schwand des Abends
Kühlunghauchend Rosenlicht,
Unempfunden stieg die Sonne,
Solcher Scenen hohe Wonne
Fühlten die Barbaren nicht.

Da erschien die holde Liebe
Aus des Himmels Heiligthum,
Sie betrat mit Frühlingsmilde
Die erstorbenen Gefilde,
Schuf sie zum Elysium.

Götterharmonieen priesen
Ihren Ruhm, die öde Flur
Blühte schöner, Filomele
Sang ihr Lieder voller Seele,
Hymnen tönte die Natur.

Sonst ertönten wilde Harfen
Nur von Tod und Schlacht und Krieg,
Jetzt besang die holde Leyer
Nur der Liebe mildes Feuer
Nur der Huldgöttinnen Sieg.

Sonst durchstrich die dichten Wälder
Stumm der Mensch und einsam nur,
Jetzt vereinigten im Haine
Bey des Mondes Zauberscheine
Oft sich Unschuld und Natur.

Göttinn, Göttinn, ha, du schaffest
Menschen selbst zu Göttern um,
Deines Wesens reine Milde
Hebt aus irrdischem Gefilde
Uns schon nach Elysium.

Liebe schaffte die Naturen,
Liebe strahlt des Schöpfers Blick,
Liebe singen Engelchöre,
Liebe webt in jeder Sphäre
Hallt aus jeder Welt zurück.

Liebe, himmlisches Entzücken,
Unbegränzte Seeligkeit!
Deine hohen Götterspuren
Löscht kein Wechsel der Naturen,
Mindert keine Ewigkeit.

In das Land des süßen Friedens,
In Elysiums Götterhain
Folget uns dein süßes Sehnen,
Folgen deine Wonnethränen,
Folgt dein holder Ätherschein.

Göttinn, Göttinn, deine Tempel
Will ich kränzen spät und früh!
Selbst wenn Schnee die Locken bleichet
Und der Tod die Hand mir reichet,
Himmlische, dich laß ich nie!

Der Traum.

Als ich, von deinem Reitz erfüllt,
O Freundinn, jüngst von dir gegangen
Und mich, in Nektarduft verhüllt,
Der Gott des Schlummers sanft und mild
Mit seinem weichen Arm umfangen,
Da flatterte mit Rosenwangen
Aus Pafos blumigem Gefild,
Ein süßer Traum zu mir hernieder
Und mahlte dein entferntes Bild
Der frohentzückten Seele wieder.
Ein Göttertraum! Was giebst du mir,

O holde Freundinn, wenn ich dir
Den wonniglichen Traum erzähle?
Ich träumte nach Cytherens Hain
Durch Zauberey versetzt zu seyn
Und meine wonnevolle Seele
Zerfloß in Freud und Lieb und Lust.
Wie lieblich wehten dort die Lüfte,
Wie athmet' ich die süßen Düfte
Der Blumen dort aus tiefer Brust.
Froh irrt' ich durch die Zauberfluren,
Und wo ich ging und wo ich stand
Sah ich der Liebe holde Spuren.
Mit leichtem flatternden Gewand
Umtanzten mich die Huldgöttinnen
Und manche Nymfe, hold und schön,
Umschlang mich im Vorübergehn
Und wollte küssend mich gewinnen.
Im Myrtenhain, an einer Quelle,
Die murmelnd sich mit klarer Welle
Durch blühnde Rosenlauben wand
Und dann im dunklen Hain entschwand,
Sah ich auf weichen Blumenbetten
Von Lilien und Violetten
Ein schlummernd Mädchen, wunderschön.
Rings schwebten holde Amoretten
Und konnten sich nicht müde sehn,
Wenn des Gewandes zarte Hülle,
Bewegt von Zefyrs sanftem Wehn,
Bald ihres Busens holde Fülle
Und bald ein Füßchen sehen ließ,
Das Cypris selbst beneidet hätte.
Ich nahte mich dem Blumenbette,
Durchzuckt von Schauern, sanft und süß,
Und denk dir, Freundinn, mein Vergnügen,
Als sie in allen ihren Zügen
Dein holdes Ebenbild mir wieß.
Wie reitzend ruhte sie, die Schöne,
Wie sanft in sich hineingeschmiegt,
Als hätten Nachtigallentöne
Sie leis' in Schlummer eingewiegt.
Aus allen Zügen strahlte Leben,
Halb aufgelöset schwamm ihr Haar,
Die Grazien schienen unsichtbar
Mit leisem Flug sie zu umschweben.
Süß lächelte ihr holder Mund
Und ihres Busens sanftes Beben
That mir die schönsten Träume kund.
O einen Kuß nur, welch Entzücken
Nur einen Kuß und dann ins Grab,
So rief ich und mit trunknen Blicken
Bog ich mich sanft zu ihr herab.
Schon fühlt' ich, wie ihr Athem bebte,
Schon war er da, der Augenblick,
Als plötzlich mein erträumtes Glück
Ins Reich der Luftgebild' entschwebte. —
Jetzt, holde Freundinn, sage mir,
Was in dem süßen Traum von dir
Die Götter gütig mir verhießen,
Soll ichs im Wachen nicht genießen?

Wenden wir uns nun wieder seinen Briefen aus jener Zeit zu.

„Meine angefangene Lebensart“ — heißt es in einem Schreiben an Olbers vom 15. Mai 1807 — „wird auch jetzt noch immer fortgesetzt, außer daß ich, statt wie sonst um Drey zu Bette zu gehen, und um Neun oder Zehn aufzustehen, zu rechter Zeit einschlafe, und um Fünf, Sechs aufstehe, weil die schöne Morgenstunden meine Studien so sehr begünstigen. Der holde Frühling macht diese Gegend zu einem wahren Elysium. Es ist ordentlich, als wenn mich ein neuer, reinerer Geist anwehe, und mich zu Gesängen zur Ehre Cytherens und der Grazien auffoderte; ich bin so heiter, so vergnügt, und wie zu einem neuen Wesen umgeschaffen. Oh, mein George, könntest Du mit mir diese Gegenden durchwandern, mit mir alle diese Schönheiten genießen, wie glücklich, wie überglücklich wäre ich da!“

Der Brief bleibt liegen; am 25. März setzt er ihn zunächst mit einer Entschuldigung wegen seiner Saumseligkeit im Briefschreiben fort.

„Von einer ungeheuren Menge sich so nennender Freunde, deren ich mehr als achtzig habe, überlaufen und bis zum Ekel zudringlich aufgesucht, und von einer Partie in die andere ohne meinen Willen gezogen, behalte ich kaum Zeit genug über, meine nötigen Arbeiten zu verrichten. Es ist doch ein elendes Ding um ein wenig Laune und Unterhaltungsgabe, wenn man sich dadurch so unabhängig (sic!) von sich selbst macht. Ich komme erst gestern von einer Tour durch einige herrliche Gegenden zurück, wobei ich mich wirklich sehr gut amüsirt habe, obgleich ich bloß mir selbst leben mußte, weil meine Begleiter nicht dazu geschaffen waren, mir Vergnügen zu machen und Unterhaltung zu gewähren. Wenn ich Dich bey mir gehabt hätte, Bester, wie doppelt schön würde mir Alles geschienen seyn, wie lachend die schönen Thäler, welche wir durchwanderten, wie reißend der romantische See, den wir überschifften! Ach, und Dich soll ich noch so lange entbehren, noch anderthalb Jahre welch' eine lange, unendlich lange Zeit! . . . Bülow ist jetzt in Berlin und wird wahrscheinlich auch nicht nach Göttingen kommen; und euch fühlende Herzen, euch liebenswürdige Freunde soll ich in so langer Zeit nicht umarmen! Oh, der Gedanke zerreißt mein Herz; ich muß aufhören . . . Du erhälst hieben ein Gedicht, welches nach Wieland's Grazien gebildet ist. Es ist noch nicht korrigirt, und Du wirst also die vielen Fehler, welche Du darin finden wirst, verzeihen. Du bist wohl so gut, es mir zurückzuschicken, denn die angehängten Jamben sind von meinem teueren B. und ich mögte die teueren Zeilen doch nicht gerne verlieren. Mein Heldengedicht ist vergessen; ich hatte lange nicht daran gearbeitet, sah es nachher wieder einmal an, und es mißfiel mir, und so mag es denn unvollendet bleiben!“

Das Gedicht „nach Wielands Grazien“ scheint verloren gegangen; daß mit dem Heldengedicht der „Lanzelot vom See“ gemeint ist, dessen wir im April- und Juniheft gedacht, wird der Leser leicht erraten.

Der Briefwechsel mit Bülow geht in ähnlicher Tonart, so daß wir aus demselben keine weiteren Proben mitzuteilen brauchen. Höchst interessant ist nur ein Schreiben vom 14.—18. Oktober 1807, welches wir deshalb hier im Auszuge wiedergeben wollen, obwohl er bereits von Ludwig Geiger in der „Allgemeinen Zeitung“ mitgeteilt wurde:

„Mein Aufenthalt hier in Göttingen ist mir bisher noch immer sehr angenehm gewesen. Ich bin hier von nichts abhängig, und schon dieses schöne Gefühl der Freyheit macht noch einmahl so heiter. Meine Tage fließen sehr ruhig und doch zugleich sehr geräuschvoll dahin. Den ganzen Morgen, wo ich keine Collegia habe, arbeite ich oder beschäftige mich mit den Musen, um 12 Uhr wird gegessen, um 1 Uhr geht es auf die Bibliothek, welche des Mittwochs und Sonnabends von 2—4, die anderen Tage aber von 1—2 auf steht. Diese Zeit macht meine seeligsten Stunden aus, denn es liegt wirklich etwas wohllüstiges in dem Gedanken, in einer so unermeßlichen Fülle von Kenntnissen schwelgen zu können. Mir ist die Bibliothek besonders deswegen sehr nützlich, weil ich mir die Erlaubniß ausgewirkt habe, zu jeder Stunde, wo die Bibliothekare da sind, hineinzugehen und mir selbst die Bücher

herauszunehmen, da man sie sich sonst immer geben lassen muß und auch nicht auf die Leitern steigen darf, wobey man denn außerordentlich verliehrt Mein Hauptstudium ist jetzt auf die Englische und Französische Sprache gerichtet. Von der ersteren lese ich die classischen Dichter und vorzüglich sind Shakespeare und Spenser meine Lieblinge. Von den erstern habe ich diesen Winter einige Bände durchgelesen und bei dem letztern stehe ich noch jetzt. Er ist einer der Dichter, die mich am meisten interessiren und obgleich er einer der ältesten ist und seine Lektüre viele Schwierigkeiten hat, so unterhält er mich doch auf das angenehmste. Sein Hauptwerk ist the Fairy Queen, ein großes allegorisches Gedicht in acht Büchern, wovon jedes zwölf Gesänge enthält. Wenn man auch die allegorische Deutung wegnimmt, so ist doch die Fiktzion, die Fantasie und die Dichtung so unübertrefflich, daß man gar nicht aufhören kann, es zu bewundern.

Von den Franzosen lese ich jetzt die ältesten Romane, woraus vorzüglich die neuern romantischen Epopeendichter geschöpft haben, und wovon es auf der Bibliothek eine vortreffliche Sammlung giebt. Der Amadis de Gaul, die Chevaliers de la table ronde, der Palmerin d'Oliva, Gyron le courtois, woraus Wieland seinen vortrefflichen Geron der Adelig gemacht hat und die Prophecies de Merlin, welche Friedrich Schlegel unter dem Titel Geschichte des Zauberer Merlin umgearbeitet hat, sind diesen Winter meine Beschäftigungen gewesen. Mein Hauptstudium aber geht auf die Provenzalischen Dichter und ich habe es in dieser Lektüre schon so weit gebracht, daß ich fast alles ohne den geringsten Anstoß lesen kann. Übrigens lese ich auch alles, was die schöne Litteratur Neues darbietet. Außerordentlich hat mich ein Gedicht entzückt, welches Du vielleicht schon kennen wirst. Es sind die Söhne des Thales, von Werner, dem Verfasser der Weihe der Kraft. Es enthält eigentlich die Geschichte der Tempelherrn und den Anfang des daraus entstandenen Freymäurer Ordens. Es (ist) in der That ein Werk des Genie und wenn Du es noch nicht gelesen hast, so suche es doch so bald als möglich zu bekommen, es wird Dir gewiß vielen Genuß gewähren.

Am 18.: Da ich dieses halbe Jahr sehr viele Musestunden habe, kann ich meine Lieblingsstudien mit vieler Gründlichkeit treiben. Ich studire vorzüglich die Litteraturgeschichte, wozu mir die Bibliothek die vortrefflichsten Quellen liefert. Diese angenehme und durchaus nützliche Wissenschaft, wird hier so vernachlässiget, daß fast nie ein Collegium darüber zu Stande kömmt. Wenn ich noch meinen Vorsatz Professor zu werden ausführe, werde ich es mir zum Hauptendzwecke machen darüber zu lesen, denn nichts giebt anschaulichere Begriffe von einer Wissenschaft als die Geschichte derselben, wie unser Rektor Grünebusch immer sagte.

Bekanntschaften habe ich ziemlich viele gemacht und unter denselben einige ganz interessante. Der Umgang mit dem ältesten Spiel, unsern ehemaligen Mitschüler, dem man wahrlich seinen ästhetischen Geschmack nicht ansehen sollte, macht eine meiner schönsten Freuden aus Er besitzt würklich viele Cultur und hat sich nicht ganz unglücklich in der Vossischen Manier versucht, doch glaube ich nicht daß er zum Dichter gebohren ist, welches freylich überhaupt eine große Seltenheit seyn mag.

Auch habe ich mit einem gewissen Crome Bekanntschaft gemacht, der schon jetzt, als Student, sehr gepriesene botanische Werke herausgegeben hat und ein liebenswürdiger Dichter ist. Wir denken Ostern einen ästhetischen Clubb zu errichten und würden uns Glück wünschen, wenn wir an Dir ein so geistreiches und liebenswürdiges Mitglied erhalten könnten. Meinen schönsten Genuß aber gewährt mir der Umgang mit dem vortrefflichen Hofrath Bouterwek, den du gewiß aus seinen Schriften kennen wirst. Ich höre bey diesem geschmackvollen Manne ein praktischen Kollegium über den Styl und da meine Arbeiten, trotz ihrer geringen Bedeutung das Glück hatten ihm zu gefallen, war er so gütig mich zu sich einzuladen. Ich fand eine ganz allerliebste Gesellschaft, von den schönsten und geistreichsten Damen von Göttingen, und verlebte den Abend sehr angenehm. Seit dieser Zeit hat er mir die Erlaubniß ertheilt, ihn oft zu besuchen und mich um einige meiner Gedichte gebeten. Dieses ist mir darum noch desto lieber, weil ich an ihm einen strengen und gerechten Richter habe.

Um einst in meinem Berufe etwas leisten zu können, lerne ich jetzt auch Italiänisch und Spanisch. Welch ein entzückender Gedanke, den Tasso, Ariost und Cervantes in der Ursprache lesen zu können, denn ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Werk des Genies so übersetzt werden könne, ohne daß der Leser, welcher der fremden Sprache nicht kundig ist, außerordentlich verliehre.

Wenn ich des Tages so mit wahrem Vergnügen gearbeitet, erwartet am Abend eine Erholung meiner. Mein Bruder, seine Bekannten, worunter es einige ganz interessante Menschen giebt und ich, haben eine Gesellschaft aus sechs Mitgliedern bestehend, errichtet, welche alle Tage von 8—11 Uhr dauert Da wird Thee getrunken, geraucht, von den Vorfällen des Tages gesprochen, manches Lustschloß gebaut, manche Idee ausgesponnen und manche Materie abgehandelt. Das Anziehende dieser Gesellschaft liegt vorzüglich darin, daß jedes Mitglied seinen besonderen Charakter, und also von jeder Idee eine andre Ansicht hat. Diese Mischung giebt oft zu den unterhaltendsten Scenen Anlaß.

Auch kleine Spaziergänge in die benachbarte Gegend sind nicht selten und gewähren oft die herrlichste Unterhaltung, da sie nicht selten mit unterhaltenden Abenteuern verbunden sind Du fragst mich über meinen Aufenthalt in Rotenkirchen? O lieber Fritz, wenn ich Dir alles davon erzählte, was ich wollte, so würde mein ganzer Brief davon voll seyn und Du würdest doch weiter nichts erhalten, als die lang ausgedehnte Erzählung einer Sache, welche ein Mensch der dabey nicht interessirt wäre, in zwey Zeilen hätte sagen können. Ich habe fast einen ganzen glücklichen Tag bey der Theuren verlebt, ich fühlte mich unaussprechlich seelig und dennoch, Dank sei es der Filosofie des guten Wieland, war mir der Abschied nicht sehr schmerzlich. Eine seltsame Mischung von Schwärmerey und Kälte in meinem Charakter macht mich zum glücklichsten Menschen. Ich habe es weit in der Kunst gebracht, mich da nicht zu betrüben, wo ich die Unmöglichkeit sehe, das Gewünschte zu erreichen. Ich genieße die Gegenwart mit Enthousiasmus, jedoch wenn der Genuß verfliegt, betrübe ich mich nicht unnützerweise, sondern suche so bald als möglich einen anderen zu erhaschen. 'Freude ist der letzte Wunsch aller empfindenden Wesen' sagt mein Wieland, warum sollte ich also diesem süßen Triebe nicht folgen. Es heißt, Marianne werde sich bald verheyrathen. Ich freue mich herzlich darüber und wünsche ihr ganz das Glück, das sie verdient, und verheyrathet wird sie mir noch eben so theuer seyn als jetzt, aber das wird mich doch nicht hindern, an jedes hübsche Mädchen, das mich interessirt, mich anzuschließen. Ich suche nur den Genuß des Augenblickes, und ich glaube, ich könnte zwölf Geliebten haben, ohne die Eine weniger, als die Andere zu lieben. Wenn gröbere Sinnlichkeit mein Endzweck wäre, so würde diese Denkart wohl ein wenig tadelhafter seyn, aber mein größter Genuß liegt in der Fantasie, in der Hoffnung und Erinnrung, und dieses sind doch wohl ganz unschuldige Freuden.

„Du erhälst hiebey ein kleines Gedicht, meine Lebensfilosofie überschrieben, welches Dir diese Grundsätze in ein helleres Licht setzen wird, auch lege ich eine kleine poetische Erzählung, in der Manier der Grazien bey, welches die Entstehung des Liebesromans enthält. Es ist eine Kleinigkeit, die in einer müßigen Stunde entstand.

Das Schreiben bedarf für den Leser, der ja Schulze nachgerade so genau kennen gelernt, kaum noch einer Erläuterung. Auch „Marianne“ ist uns wohlbekannt. Was wir hier über sie vernehmen, bestätigt nur die volle Richtigkeit dessen, was wir im Aprilheft über die harmlose Schwärmerei Schulze's für „Mamsell Meyer“ gesagt.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Pässler in Dresden.



VI. Band. 10. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. August 1889.

An eine Mumie.

Aus dem Italienischen des Arrigo Boito übersetzt von Paul Heyse.

Mumie, in deiner kostbaren
Morschen Papyrushülle,
Mumie, auf deren Schweißtuch schon
Glänzt der Verklärung Stille,
Verzeih, wenn die gescheute
Unfromme Welt von heute
In deinem Sarg, dem kleinen,
Dich läßt so dünn erscheinen.

Geboren an dem Zauberglanz
Der Sonne deiner Wüste,
Wo glühend dich der Sonnenhauch
Des weiten Himmels küßte,
Hat dir's geträumt, o sage,
An frost'gem Regentage
Einst hier zur Schau zu liegen,
Den Römern zum Vergnügen?

O schmerzenstillender Labetrank,
O süße Weihrauchdüfte!
Schatten, so tief und ruhevoll,
Der väterlichen Grüfte!
So sanftem Ruhekissen
Hat räub'risch dich entrissen,
Neugier, die nimmer rastet
Und forschend wühlt und tastet.

Wie aufsteigt aus verfaulendem
Schlamm eine tote Blase,
So kehrtest du zur Oberwelt,
Bestaunt hier unterm Glase,
Läßt von gelehrten Leuten
Mit Fingern auf dich deuten,
Ein Schatz von höchstem Werte,
Den uns das Grab bescherte.

Dann bracht' Archäologenwitz
Die Rätselschrift zu Tage,
Und wob ein Hypothesennetz
Auf deinem Sarkophage.
Entweiht ward ohne Säumnis
Der frommen Gruft Geheimnis;
Sie kämmten dich und kamen
Selbst hinter deinen Namen.

Und heut erbaut mit alledem
Ein schäb'ger Cicerone
Den Mob und die Gebildeten
In hochgelahrtem Tone,
Erzählt, ist er spendabel,
Dem Britten deine Fabel
Und nennt den Herrn und Damen
Dich kauderwelsch bei Namen.

Entsetzt vor deinem Spukgesicht
Will sich das Kind verstecken,
Und träumt bei Nacht in Fieberangst
Von deinem Bild voll Schrecken.
Der Dandy sieht's, der blasse,
Mit cynischer Grimasse —
Nicht Einer dir zur Ehre
Sagt still ein Miserere.

Und doch bargst eine Seele du
In diesem trüben Schädel!
Noch schwebt um diese Stirne ja
Ihr Abglanz, trist und edel.
Und doch hast du im Herzen
Gefühlt der Liebe Schmerzen,
Und doch ward dir's zerrissen
Von Zorn- und Reuebissen.

O besser, wärst zum Staube du
Zurückgekehrt, dem reinen,
Als daß in diese Windeln dich
Sorgsam gehüllt die Deinen!
Du schwebtest jetzt in Lüften
Verhaucht zu Veilchendüften,
Du stäubtest durch die Lande
Im Windhauch mit dem Sande.

O besser, hätt' im Wirbelschwall
Empörter Meereswogen
Zur allertiefsten Tiefe dich
Der Sturm hinabgezogen!
Du könntest nach Gefallen
Bei Perlen und Korallen
Der Meereswelt, der blauen,
Geheimste Wunder schauen.

Hier wird dein Los Jahrhunderte
Hindurch sich nie verändern.
Nur neue Völker wirst du schau'n
Mit toten Augenrändern.
Die Zeit wird fürder traben
Und keine Furche graben
In deine hag're Wange,
So marmorkalt schon lange.

Doch kommen wird ein jüngster Tag
Da bebend wir verfallen
Dem Weltenabgrund allzumal
Mit unsern Sünden allen,
Bei der Posaune Klängen,
Die alle Grüfte sprengen:
Dann wirst du dich erfrechen,
Mumie, dein Glas zu brechen!

Nächtlicher Kampf.

Von Adolf Wilbrandt.

Es will nicht nachten und es will nicht tagen;
Bleigraue Dämm'rung schwebt um mich.
Nebelnde Wolken vorüberjagen,
Der Mond entwich.
Doch blieb von seinem Geisterschimmer
Ein Hauch im Zimmer,
Blickt durch die Lider mir ins Hirn,
Betaut die Stirn.
Ein kalter Tau. Die Schläfe brennt.
Noch immer schlaflos! Welcher Name nennt
Mir diese wache Pein? Was schlaf' ich nicht? —
Was regt im Winkel dort sich für ein Angesicht?

Dich kenn' ich, Drachen-Schlangen-Blick.
Dich sah ich schon so manche Nacht,
Wenn um verlornes, liebstes Glück
Herzblutend friedlos ich gewacht.
Du bist, was aus dem Abgrund droht,
Des Willens Tod,
Der müden Seele Höllenpein,
Der schlimmste Teufel: „Fluch dem Licht!"
Der letzte Seufzer: „Nicht mehr sein!" —
Was willst du hier? Ich rief dich nicht.
Das Leben drückt mich, alt und neuer Schmerz
Zerreißt mein Herz;
Drum lieg' ich schlaflos; doch du Mißgestalt
Hast über Meinesgleichen nicht Gewalt.
Verzweifeln will ich nicht! und nicht vergehn!
Was willst du hier? Zu Berge stehn
Die kummerweißen Haare dir;
Dein Menschenaug' blickt toteskalt mich an;
Die grimmigen Zähne fletscht ein wütend Tier,
Es windet sich ein Schlangenleib heran.
Furchtbares Greu'l! Dein Atem lähmt die Kraft,
Dein Geifer netzt die Haut mir, ekelhaft
Wie weiße Würmer, die sich träg, gedrängt,
Von eines Pilzes breiigem Moder mästen.
Was drückst du so an mich gehängt?
Alpschwer wie tödliches Gebresten?
An meiner Brust die Zähne? — Weh!
Sie setzen an, so scharf wie Stahl,
So kalt wie Schnee,
Sie bohren, nagen, graben; welche Qual!
Laßt ab! Laßt ab! — —

Nein, nein.
Ich schließ' die Augen; süß wird diese Pein;
Sie kühlt, sie kältet; schläfert ein.
O grabt nur, grabt — und gräbt ihr mir das Grab!
Was fließt so sacht? Mein willig Blut?
Langsam verbluten, ja, das wäre gut;
Einschlafen; nichts mehr leiden; nichts beweinen.
Nicht wollen, sehnen, missen, noch verneinen;
Sanft wie ein Traum
Ertrinken in der großen Flut.
O Leben! blasiger Wellenschaum!
Fahr hin! O Dank dir, holder Mörder Schmerz,
Du schöner Gott: so träumt dich meine Seele,
Schon schlaf-umwittert; saug mein müdes Herz,
Entsaug' ihm Alles, daß es nichts mehr quäle;
Leer, wie ich kam, hinab! — —

„Leer, wie ich kam" . . .
Wer sprach das? — Unmann! du! Bist du ein Knab',
Ein Weib, ein Wurm? „Leer, wie ich kam, hinab"...
Der winselnde Hund, der feige Gram
Kann dich entmannen? — Auf, ihr Augen! seht
Den „schönen Gott!" Das Greuel-Angesicht
Aus Mensch und Tier, dein Geifer-Atem weht
Mir über die Augen; doch ich fürcht' dich nicht;
Mit dir zu kämpfen lernt' ich. Weg von meiner Brust
Und, sei dein Nam' Verzweiflung, Erdenfluch,
Lebens Ermatten, Unmut, Todeslust,
Sei mir verflucht!
Die Ringe deines Leibes, die mich pressen,
Heb' ich hinweg' mit angestemmter Kraft;
Die wilden Zähne reiß' ich los; der Saft
Des Lebens, den sie sogen, blutig heiß
Fließt stärker, ihnen folgend; sei's!
Und schmerzt es grimmig, morgen ist's vergessen.
Untier! Gespenst! So schleudr' ich dich hinunter
Von meinem Bett; so preß' ich dich hinab.
Der Boden, den du schlangenlang gemessen,
Werde dein Grab!

Es steigt der Tag. Du sinkst. Du schwindest unter
Den Brettern, nebelhaft. Wohin? — Ich seh' dich nicht.

Rings helles Licht.
Die Sonne will herauf. Die Lider brennen.
Schlaflose Nacht! Doch Heil dir, holder Tag!
Frei bin ich, frei! Der Feind erlag.
Ich will den Schmerz dir, der ihn rief, nicht nennen.
Das Leben ruft nun. Komme, was kommen mag!
Ich wache, lebe; liebe dich, o Tag!
Und bis zum Tode will ich dich bekennen!

Ein Durchriß.

Von Wilhelm Jensen.

Oft weiß ich es auch nicht – was soll's denn bedeuten?
Was sollen wir unter den jungen Leuten?
Wir Alten mit den grauen Bärten,
Was sollen wir unter den blonden Gefährten?
Es ist wohl noch ein Zusammengehen,
Doch nicht im Innern mehr ein Verstehen;
Wir wandern noch auf gleichen Wegen,
Doch nicht mit gleichenden Herzensschlägen.

Vom Kriege gezeugt, vom Kampf erzogen,
Ist's eine neue Menschensaat;
Für Heer und Macht, für Thron und Staat
Stehn sie als Streiter im Weltkampfwogen.
Was wir ersehnt, wohl ist's errungen,
Doch Das, wofür wir es begehrt,
Wodurch es nur der Sehnsucht wert,
Von wildem Strudel liegt's verschlungen.
Des Lebens Schönheit liegt begraben,
Die Jungen kennen sie nicht mehr
Und freu'n sich an dem dichten Heer
Der krächzend dunklen Leichenraben.

Uns aber will noch nicht, uns Alten,
Für die schöne Tote das Herz erkalten;
Der letzte Rest von ihrem Leben
Pocht noch in uns mit süßem Beben.
Uns ist's in sehnsuchtstiefem Gemüte
Des Lebens hohe Wunderblüte
Und Alles einzig Zweck, vor Stürmen
Und schlimmen Wettern sie zu schirmen. –
Wir Alten mit den grauen Bärten,
Was sollen wir unter den blonden Gefährten?

Der Maulheld.

Von Heinrich Kruse.

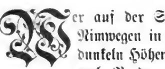
„Engelbrecht, wo willst Du liegen?“ Mit diesen erhabenen
Worten begrüßte der gern sich mausig machende Nobert
Seinen geschworenen Feind, der stets ihn zu ducken bereit war.
„Wieviel Hiebe begehrst Du zu kriegen?“ entgegnete Jener,
„Werden Dir, Ferdinand Nobert, wohl fünfundzwanzig genug sein?“
Und nachdem sich Beide geschimpft wie homerische Helden,
Faßten einander sie an und rangen mit Macht und mit Mühe,
Wie der gewaltige Ajax rang mit dem klugen Odysseus.
Doch von den kräftigen Armen des stärkeren Gegners bezwungen,
Knickt bald Nobert ein und sinkt rücklings auf den Boden.
Engelbrecht setzt ihm, nach der Weise der alten Athleten,
Jetzo das Knie auf die keuchende Brust, dann kehrt er ihn mühsam
Um, daß gegen den Himmel die hinteren Backen sich hoben;
Und nachdem er die Hosen ihm stramm gezogen, so rief er:
„Bringt mir den Stock.“ Wir holten sogleich ihm das Rohr aus dem Wandschrank,
Welches der neue Professor, Herr August Schröder aus Potsdam,
Hatte zu Tertias Ärger beschafft. Er wußte sein Ansehn
Nur mit dem Stock in der Hand zu behaupten. Das Rohr, das er Montags
Hatte gekauft, war eingeknickt in der Mitte schon Dienstags,
Jeglichem spanischen Rohr, das er kaufte, erging es nicht besser.
Doch um die Hiebe zu zählen genügte das Rohr, das geknickte:
Eins, zwei, drei, vier, fünf – bis zwanzig, da platzte die Hose
Und großmütig erließ ihm den Rest der Strafe der Sieger.
Engelbrecht stand auf, als Triumphator bejubelt,
Nobert erhob sich nach ihm und reinigte sich von dem Staube;
Suchte die messingne Brille sich auf mit zerbrochenen Gläsern
Und nachdem er sie sich auf die Nase von Neuem geschoben,
Trat er vor Engelbrecht und sagte verächtlich: „Du Stakker.“*)

*) Schwacher Mensch; hängt zusammen mit dem englischen stagger.



Martinus van Krüchten.

Novelle von Ernst Behrend.

er auf der Straße von Kleve nach Nimwegen in südlicher Richtung die dunkeln Höhen des Reichswaldes und nach Norden hin die weite Rheinniederung mit ihren freundlichen Dörfern, deren Häuser meist auf festen, gegen Überschwemmungsgefahr aufgeschütteten Polls erbaut sind, hinter sich gelassen und nun das preußische Grenzdorf Wyler passiert hat, kommt noch einmal, ehe das sogenannte Reich von Nimwegen in eine reizlose Flachlandschaft übergeht, durch ein liebliches Stückchen Welt.

Zur Rechten hat der Wanderer über den blauen Spiegel des Wylermeeres hinweg den Ausblick auf gewaltige Deiche und dann in den magischen Duft der Ferne, aus welchem hie und da eine Kirchturmspitze oder eine Mühle auftaucht, während links hart neben der Straße steile Hügel mit kräftig profilierten Schluchten emporsteigen. Buschwerk von allerlei Färbung und Schattierung mit vereinzelten hohen Stämmen dazwischen krönt die Höhe; aus Haidekraut und Brombeerstauden ist das Kleid der Abhänge und der Teppich der Gründe gewirkt.

Bergendaal (Berg und Thal) heißt diese Gegend, die von Nimwegen aus das Thor zu dem „Hartje“ (Herzchen) von Deutschland, der niederrheinischen Schweiz bei Kleve, bildet.

Einige Schritte weiter auf der Straße nach der alten Römerstadt an der Waal und der Wandrer tritt in das schöne Dorf Beek ein, wo ihn, sobald er an dem rotweißblauen Pfahl mit der Zolltafel vorbeigekommen ist, die sprichwörtlich gewordene niederländische Sauberkeit anlacht. Zierliche Häuschen, von denen einzelne, bis dicht an die Straße herangebaut, von hier aus durch die blitzblanken Fensterscheiben den Einblick ins Innere, Putzstuben im wahrhaften Sinne des Wortes, gestatten, wechseln mit prächtigen Gebäuden inmitten blumenreicher Gärten ab, wo stolze Nimwegener Pfeffersäcke ihre Sommervilleggiatura halten. Schnatterndes Volk tummelt sich vor einladenden Wirtschaften und hinter hohen Gitterzäunen, elegante Damen kokettieren mit blasierten Erbsimpeln und brave Dörfler lassen sich von „fassionlichen“ Zofen und Herrschaftsköchinnen die Köpfe verdrehen.

So sieht's dort im Sommer aus. Der Winter aber bringt dem Örtchen stillen Frieden. Die Mynheers mit ihren feisten Gebieterinnen und quicken Sklavinnen, den munteren Prinzessinnen und steifen Stammhaltern haben dann gegen die Freuden des Landsitzes die der Großstadt wieder eingetauscht und ihre Heimkehr ist auch für manchen Krämer, Konditor und Restaurateur das Signal gewesen, die Bude zu schließen und gleichfalls Winterquartier in Nimwegen aufzusuchen. Indessen bleibt, von der Scholle festgehalten, eine immerhin beträchtliche Zahl von Menschen zurück, um den Winter über im Schallbereich der Beeker Glocken, je nachdem es das Schicksal des einen und des andern fügt, Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnisse zu begehen, zu beten, zu arbeiten oder in mäßigem Siebenschläfertum von dem nächsten Sommer, seinem Trubel und seinem Guldensegen zu träumen.

Zu den Leuten mit letztgedachter Beschäftigung gehörte die Wittib Hendrina Terstappen, die hinten auf der Höhe, von wo man in der Ferne Rhein und Waal erblickt, mit ihrer achtzehnjährigen elternlosen Enkelin Gesina hauste und eine kleine Wohnung an Sommergäste zu vermieten hatte.

„Sintje“, sagte sie schon einige Wochen vor

Weihnachten, als gerade der Almanak von Hermannus Petersen erschienen war, „Sintje, nun sieh doch flink einmal nach, was der Hundertjährige für den künftigen Sommer überall wetterprophezeit und ob wir darauf rechnen können, frühzeitig an eine Stadtherrschaft zu vermieten."

Alsbald steckte das blonde Sintje sein Gesicht, dessen Farbe wie Milch und Blut war, und ein keckes Stumpfnäschen und zwei himmelblaue Augen in den Almanak und vertröstete die Großmutter auf einen guten Sommer. Und während sie selbst dann an die Pracht der Tulpen und Tazetten dachte, die sie in der schönen Jahreszeit im Hausgärtchen mit glücklicher Hand pflegte, träumte die Alte von dem Bilde des Königs Willem auf den glänzenden Guldenstücken, deren sie aber noch in keinem Jahre soviele in ihre Truhe zu legen vermochte, als Sintje Blumen auf den Beeten zum Blühen gebracht hatte.

So saßen sie, eine jede im Reich ihrer Ideale weilend, und auf dem eisernen Ofen, der zugleich als Herd diente, summte der Theekessel eine niederländische Weise dazu. Mynheer hat sich bisher auf das Tondichten in nationaler Eigenart verzweifelt wenig verlegt, deshalb sind das Forte des Dukatenrasselns im strotzenden Beutel und das Piano des Theekesselgesanges so ziemlich die einzigen niederländischen Originalmelodien und selbstverständlich die Leibweisen Mynheers. Jenes trauliche Piano also begleitete die Träume des Mädchens und der Ahne und wenn ab und zu der Theekessel eine Pause machte, half die große, gelb und weiß gescheckte Katze, die auf der Sofalehne saß und mit dem graziös um die Beine geringelten Schwanze hin und wieder den Takt markierte, behaglich spinnend nach.

Auf einmal kam ein Paukensolo in dies Konzert. Laute Fußtritte draußen. Es stampfte Jemand den Schnee von den Stiefeln und gleich darauf pochten ein paar harte Knöchel an die Hausthür. Sintje öffnete und vor ihr stand der alte Martinus van Krüchten, der Vetter ihrer Großmutter, ein wohlhabender Nimwegener Kolonialwarenhändler. Er war ein seltener Gast in dem Beeker Häuschen und hatte Sintje durch sein unerwartetes Erscheinen jetzt förmlich erschreckt. Aber sie freute sich herzlich, als er ihr dann mit gemütlichem Gruße die Hand gab und sie fast mehr in die Stube führte, als sich von ihr leiten ließ. Auch die Alte machte unter ihrer Flügelhaube ein erstauntes Gesicht, so erstaunt, als wenn plötzlich statt des Vetters, den sie seit mehr als einem halben Jahrhundert kannte, der ihr noch nicht vorgestellte Landesherr, mit dessen geprägtem Bilde sie soeben im Geiste geliebängelt hatte, allerhöchstpersönlich unter ihr Dach getreten wäre. Denn daß der Vetter an einem Werkeltage, wie heute, und noch dazu kurz vor St. Nikolaus und den übrigen Zucker, Zimmet und Rosinen heischenden Festtagen der Jahreswende sein Geschäft verließ, war unerhört und sie mußte sich erst durch längeres Hinstarren vergewissern, ob er es wirklich sei. Und er war es wirklich, Martinus van Krüchten, Kolonialwarenhändler aus Nimwegen.

Was ihn aber zu so ausnahmsweiser Zeit hergeführt, war nicht etwa der Drang, mit der ehrsamen Wittib Hendrina Terstappen ein Plauderstündchen im Lichten abzuhalten oder dem blonden Sintje in die himmelblauen Augen zu schauen, sondern eine Sache von viel größerer Wichtigkeit, obwohl es ihm später ganz so vorkam, als sei aus der Besprechung seines Anliegens eine artige Plauderei geworden und habe er dabei öfters unwillkürlich und ohne reellen Grund in jene blauen Augen schauen müssen.

Als der Vetter zu Stuhle gekommen war, trank er zunächst eine Tasse Thee gegen die Kälte, die er von draußen mitgebracht, dann noch eine, weil es sich schickte und noch wieder eine aus anderer guter Ursache und solchermaßen im ganzen sieben Tassen, aß tüchtig von dem Pannhaas, den Sintje's rührige Hand bereitet hatte und erzählte zwischendurch den Frauensleuten unter Lächeln und Behagen, wie es noch kein Mensch an ihm gesehen, die unglaublichsten Geschichten als Einleitung seiner Hauptsache. Endlich hatte er diese vom Herzen herunter und brach nach zweistündigem Verweilen auf. Zum Abschied beteuerte er der Muhme einmal über das andere, während er sonst kein Freund von Wiederholungen war, „daß es jedenfalls endlich so und nicht anders hätte kommen müssen; über kurz oder lang, das wäre allein die Frage gewesen." Auch der Kleinen gegenüber faßte er sich nicht so bündig, wie es vordem seine Art gewesen, sondern streichelte ihr, derweilen er sich von Hendrina weitschweifig verabschiedete, mit den sehnigen Fingern in unbeholfener Zärtlichkeit den blonden Scheitel immer und immer wieder.

Jetzt hörte man draußen die Schritte des Davoneilenden. Das Pastorale des Theekessels brauchte gerade ein verhallendes Paukentremolo.

Damit ging das ganze Konzert zu Ende, weil Sintje eben der Großmutter den letzten Aufguß einschenken mußte — als Freudentrunk! Denn der Vetter Martinus hatte erzählt, daß er zum bevorstehenden Neujahrstermine sein Geschäft vorteilhaft verkauft habe, auf seine alten Tage in den zwar nicht zweifellos heiligen aber gewißlich seligen Stand eines Rentners treten und sich, natürlich gegen vollklingenden Zins, bei seiner Muhme Hendrina in Pension thun wolle.

* * *

„Ei Ohm, Ihr würdet einen guten Ehemann abgeben, wenn Ihr freien wolltet", schäkerte die blonde Gesina, wobei sie mit ihren blauen Äuglein den alten Martinus van Krüchten so freundlich, wie es ihr irgend möglich war, anblickte; und das wollte viel sagen, denn schon ohne es besonders darauf abzusehen, zeigte sie Jedermann eine herzgewinnende Miene.

Der gute Martinus reckte sich geschwollen ein bißchen höher. Er war nämlich, obwohl noch immer eine stattliche Gestalt, gerade etwas in sich zusammengesunken, weil er nun schon so gar lange mit ausgestreckten Armen der Großnichte Wolle zum Abwickeln gehalten hatte.

Wenn Sintje ihre Ausbildung in Nimwegen auf einem Institut für höhere Töchter, anstatt in der Becker Dorfschule vollendet hätte, so würde sie wohl auf den Vergleich mit Herkules am Spinnrocken der Omphale verfallen sein. So aber zog sie zur Veranschaulichung der rührenden Geduld, mit welcher der von Natur recht hartwillige Ohm sich ihrer jüngsten Laune dienstbar machte, das Bild des guten Ehemannes heran, was auch ihrem Zuhörer jedenfalls verständlicher war, als ein Vergleich aus der Mythologie und wobei ihm, zumal sie zum Anbeißen nett aussah, heimliches Begehren durch die Glieder rieselte, eine zauberische Wirkung, die ein gelehrter Spruch kaum, oder doch nicht in solchem Maße, hervorgerufen haben würde.

Martinus van Krüchten war jetzt seines Geschäftes quitt und in das Haus der Muhme Hendrina gezogen, wo er als ein kleiner Tyrann herrschte; aber nur der ehrsamen Wittib gegenüber, die indessen im Hinblick auf den guten Verdienst, den sie an ihrem Pensionär hatte, sich ohne viele Widerworte tyrannisieren ließ. Sah sie nebenbei doch mit stiller Schadenfreude, daß sie von ihrer Enkelin sattsam gerächt wurde. Denn wie Martinus die Alte herrisch behandelte, so Gesina ihn, und ein Unterschied lag nur darin, daß er seine Trümpfe der Alten mit derbem Aufklopfen entgegenspielte, die Junge ihn aber mit der heitersten Ruhe zwang, ihren mädchenhaften Launen zu willfahren, wie sie ihn zum Beispiel heute durch einen einzigen bittenden Blick stundenlang in einen Wollhaspel verwandelt hatte.

Diese Zauberkraft ihres Auges hatte sich übrigens schon, als sie noch die Kinderschuhe vertrat, bewährt. Denn der reckenhafte Gerd Jansen, ihr Nachbar und Jugendgespiel, der jetzt den kleinen, vom Vater ererbten Hof bewirtschaftete, war allezeit ihr Sklave gewesen und hatte sich stets freudig in den Willen der um einige Jahre jüngeren blonden Maid gefügt, wenn diese ihn mit den heiteren Augensternen angestrahlt und durch das sanfte Feuer ihrer Blicke sein etwas kaltes Bataverblut in gelinde Wallung versetzt hatte. Bisher war Gerd der einzige gewesen, den sie so wonniglich geplagt und der von ihr durch allerlei Ansprüche an seine Gutmütigkeit unter dem Mannsvolk von Beek ausgezeichnet worden war. Nun aber spannte sie den alten Martinus mit jenem in dasselbe Joch und trotz des ungleichen Paares ging der auf der Hüseite ebenso geduldig, wie der auf der Hottseite. Wenn die Geißel einer anmutigen Evastochter mit einigen Rosen durchflochten ist, dann lassen wir Männer alle die Streiche uns wohl gefallen. Martinus war, was er sich aber, wenigstens vorläufig, nicht eingestand, sogar selig, mit Sintje's Geißel gestreichelt zu werden.

Der Alte hatte vordem ein freudenloses Dasein geführt. Er war ein „selbstgemachter" Mann; vom Laufburschen eines Gewürzkrämers hatte er es durch Fleiß und Redlichkeit, aller Knüppel ungeachtet, die ihm das Schicksal hie und da in schlechtem Scherz zwischen die Beine warf, binnen zwanzig und etlichen Jahren soweit gebracht, daß er ein eigenes Geschäft begründen konnte. Jetzt wäre es für ihn wohl an der Zeit gewesen, irgend ein „mooje meisje" (hübsches Mädchen) zur Frau van Krüchten zu machen; allein es fehlte ihm an jeglicher Bekanntschaft unter den heiratswilligen Töchtern des Reichs von Nimwegen. Deshalb blieb er ledig und plagte sich weiter durchs Leben ohne andere Erholung von der Tage und der Wochen Last und Sorgen, als die abendliche lange Pfeife zu dem „Klaren mit Klontjes" (Kornbranntwein mit Kandisstückchen) am Stammtisch der neben seinem Laden gelegenen „Port van Kleef" und als

den sonntäglichen Spaziergang im Valkenhofe, einem prächtigen Parke innerhalb der Stadt. Bei schönem Wetter ging er auch wohl nach seinem Geburtsorte Beek und rief sich beim Anblick all der Pracht, die sich jetzt neben der Straße breit machte, die Zeit ins Gedächtnis zurück, da er dort als Knabe das Milchschaf seiner Eltern an grasreichen Wegerainen gehütet hatte.

Indessen wurde er immer älter und die neue Zeit ließ von den biedern Stammgästen, mit denen er seit Jahren Abend für Abend in der „Port van Kleef“ gesessen, einen nach dem andern den Weg alles Fleisches gehen. Mit dem jungen Nachwuchs aber konnte der Alte keine rechte Fühlung bekommen.

Ja diese neue Zeit! Sie ganz allein war daran schuld, daß ihm die Zuckerklontjes im Schnäpschen nicht mehr so süß vorkamen und ihm die Pfeife entschieden bitterer schmeckte, als früher, als in der guten alten Zeit! — Und dann die Spaziergänge nach Beek! Sonst hatten sie ihn stets erquickt; jetzt machte er sich auf dem weiten Wege allerlei schwarze Gedanken über Alleinstehen in der Welt, trostlose Einsamkeit in den letzten Tagen, unbeweintes Wegsterben und dergleichen Mißwende, womit das Geschick die Hagestolzen nur in den seltensten Fällen verschont. Aber er fand kein Mittel, das Elend zu wenden und zu enden. Da war ihm eines Tages auf solchem Wehegange die blonde Gesina begegnet und hatte ihm in ihrer heiteren Weise von dem friedlichen Dasein in ihren vier Pfählen erzählt und daß die Großmutter neugierig sei, ob die Stadtherrschaft, die heuer bei ihnen gewohnt, auch im nächsten Sommer die Wohnung nehmen würde. Und noch manches andere hatte sie geplandert, worauf Martinus eigentlich nur mit halbem Ohre gehört. Es war ihm, als ob himmlische Musik ihn umrauschte und unter seraphischen Klängen ein fernes Bild traulichen Heimatsfriedens ihm entgegenschwebte. Die Sehnsucht, den Abend des Lebens als einen echten und rechten Feierabend zu genießen, flutete höher als je und nun warf sie aus dem unklaren Schwall hilflos verworrener Gefühle eine Perle ans Ufer, den reifen Entschluß. Mit einemmale wußte Martinus, wie er seinem Elend ein Ende zu machen habe. Lebhaft betrieb er den Verkauf seines Geschäftes, welches von Jahr zu Jahr größeren Aufschwung genommen und bald danach war er Altsitzer und unbeanstandet der „Baas“ (Oberhaupt) im Hause der Muhme Hendrina.

Wieder schmeckte ihm die Pfeife und wieder fand er die Klontjes, die er zum Thee knabberte — der „Klare“ war wohl ein passendes Getränk im Wirtshause, nicht aber am Tische der Muhme und ihrer holden Enkelin — wieder fand er die Klontjes süß wie früher. Nur hatte er sie früher besser knabbern können, denn er war mittlerweile arg zahnlückig geworden, was auch die neue Zeit verschuldet hatte, und deshalb kam es öfters vor, daß er von der altväterischen Weise abging und den Kandis, statt ihn zu kauen, im Thee schmelzen ließ. Er brauchte sich dessen nicht zu schämen, machte es ja die Muhme Hendrina ganz ebenso, der Not der Zahnlosigkeit und nicht dem eigenen Triebe gehorchend. Sintje aber schob stets die Klontjes zwischen die schmelzglänzenden Gatter ihres Mündchens und jedesmal, wenn sie es that, sah ihr der Ohm mit einer Aufmerksamkeit zu, als hätte er das zierliche Gebiß und die rosigen Lippen eines Jüngferleins noch nie gesehen. So war es traun. Er durfte sich in solchen Anblick auf seine alten Tage zum ersten Male versenken.

In derartiger Betrachtung verspürte er heute, nachdem bereits durch Sintje's Schäkern beim Wollehaspeln alle seine Fibern in gelinde elektrische Spannung versetzt worden waren, ein elementares Verlangen, die Kleine einmal beim Gutenachtwunsch auf den Mund, statt wie bisher auf die Stirn zu küssen. Doch wie er sich über diesem Verlangen ertappte, errötete der alte Bursche und ging verlegen nach seinen Räumen im Oberstock hinauf.

Und siehe! Diesmal hatte er vergessen, überhaupt Gute Nacht zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gruß.

Das war ein Ton! O wie das rief!
Ein Gruß von weit, o so weit;
Von der lieben Toten, die längst entschlief,
Von meiner Jugendzeit!

So klingt auf wogender, hoher See
Zur Plank' in Schiffes Wand
Die Welle hin, zu Lust und Weh
Vom fernen Gebirg' gesandt;

Wo die Quelle bebt, wo das Dämmer webt
Den Waldeszaubertraum,
Und wo sie einstens hinaufgestrebt,
Ein stolzer, freier Baum.

F. Herold.

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Lanzelot.

Schauspiel in fünf Akten von **Otto Roquette.**

(Schluß.)

Fünfter Akt.

(Großer Prunksaal im Palast Manfrin. Rechts ein Tisch und Sessel. Links ein kleiner Tisch, darauf eine Vase oder sonstiges Kunstwerk. Sessel. Ein **Diener** rückt die Sessel um den Tisch rechts in Ordnung.)

(**Manfrin** und **Tiepolo** kommen von rechts.)

Tiepolo. Ihr war't zu hastig, Freund, Ihr durftet ihn
Nicht gleich verhaften, ungehört. Es konnte
Zum Schaden Euch gereichen!

Manfrin (versenkt in die Betrachtung eines Medaillons).
Wovon spracht Ihr?

Tiepolo. Nun, von dem Gondelier, der gestern Euch,
Des Wegs unkundig, ruderte.

Manfrin. Was liegt
Mir an dem Diebsgesicht? Vergessen
Hatt' ich es schon. Ist all mein Denken doch
Aufs Neu bewegt durch dieses Bild, das mir
Erinnrung an Verlornes heftiger
Im Herzen aufregt!

Tiepolo (für sich). Um so besser denn,
Daß ich das Opfer seines Zorns befreien
Und der Vergessenheit entziehen konnte!

(Ein zweiter Diener bringt Schreibzeug und Papier. Tiepolo giebt schweigend Anweisungen. Beide Diener ab.)

Manfrin. So sah ich aus vor zwanzig Jahren! Ja,
Dasselbe ist es, ich erkenn' es wieder,
Das meinem jungen Weib' ich gab! Das ihre
Gefaßt in gleiche Form, bewahr' ich wohl,
Als höchsten Schatz und schmerzlichen Besitz.
Und dieses Bild, das meine, gab ein Jud'
In Eure Hand? Ein Jud' aus Deutschland? Wie
Gelang ihm, es zu stehlen? Wann und wo?
Den Juden stell' ich vor Gericht! Er soll
Bekennen! Heil'ger Gott --! Ich schwankt' in Hoffen
Und Bangen — oh! Was kann zu Tage kommen?

Tiepolo. Ich säh Euch gern gefaßter, Freund Manfrin!
Nicht klüglich wär's, den Juden vor Gericht
Zu stellen, öffentlich. Denn da — ich brauche
Euer eigen Wort — da man nicht weiß, was alles
Zu Tage kommen kann durch ihn, so bleibt's
Am Besten unter uns noch. Zwar der Jude
Gilt als ein wackrer Mann, doch was er aussagt,
Vielleicht Ihr hieltet's selber gern verborgen.

Manfrin. So will ich ihn verhören, hier im Hause.
Doch mein Notar soll kommen. —

Tiepolo. Laßt auch den
Beiseit'! Und wollt Ihr's denn für alle Fälle
Protokolliert, so schreibt es Nicolo
So gut wie der. (Für sich.) Und stiftet er Verwirrung,
So schadet's nicht, denn das Geschriebne wird
Entbehrlich sein.

Manfrin. O hätt' ich Eurer Einsicht
Und Ruh' ein Teil nur! Aufgestürmt im Innern
Ist jeder Schmerz mir durch dies stumme Zeichen,
Das mich gemahnt an mein verlornes Glück!

Tiepolo. So laßt an Eurer Statt einmal mich schalten!
Ich nehm' es ernst, das glaubt mir, und — verzeiht,
Ich habe schon ein wenig vorgegriffen.
In diesen Saal, wie zum Gerichte, ließ ich
Durch Eure Diener Tisch und Sessel tragen —

Manfrin. In diesen Saal? Weshalb?

Tiepolo. Es spielt der Raum
Zuweilen mit, wenn sich geheime Schuld
Enthüllen, oder Freud' uns werden soll.
Den Juden schon bestellt' ich her, und — sonst
Noch Einige, deren Ausspruch von Belang.
Ihr überlaßt mir, das Verhör zu leiten?

Manfrin. Thut, was Euch dienlich scheint! Ich bin's zufrieden.

Tiepolo. Und Eins noch! Eurer Gattin Bildnis laßt
Zur Stelle holen. Möglich, daß wir's brauchen.

Manfrin. Ich hol' es selbst. Denn wohlverschlossen heg' ich
Das Kleinod, unerreichbar fremder Hand. (Ab rechts.)

Nicolo (tritt auf von links.)
Im Vorsaal ist ein deutscher Jud', er nennt
Sich Isaschar —

Tiepolo. Wir sprechen ihn sogleich.
Begegn' ihm höflich! Er ist ehrenwert.

Nicolo. Er soll dem Admiral ein Sümmchen borgen?
Ich merke!

Tiepolo. Keineswegs! Doch bringt vielleicht er,
Was von Belang sein kann.

Nicolo. Er bringt? Hört, Vetter,
Die Marietta läßt mir keine Ruh,
Denn wissen will sie, was hier vorgeh'n wird.
Sie ist in Angst von wegen eines Menschen,
Der zu Murano — wird er stranguliert?

Tiepolo. Man wird's erfahren. Jetzt mit diesem Briefe
Zum Haus der Deutschen! Heiß' den Diener eilen!
Für Dich ist dort ein Schreiberplatz. Besorge
Den Brief und führ' uns Isaschar herein!

(**Nicolo** ab links.)

Tiepolo. Wenn aus dem Funken, der noch halb verborgen,
Sich helles Licht entflammt, dann geht der Tag,
Wenn spät auch, wieder auf in diesem Hause.

(**Manfrin** tritt auf von rechts, **Isaschar** und **Nicolo** von links. **Tiepolo** und **Manfrin** setzen sich an den Tisch rechts, zwischen beiden **Nicolo**).

Tiepolo. Wir nehmen Platz. Nur näher, Isaschar,
Und redet ohne Scheu!

Manfrin. Ist das der Jude?
Wo hast Du dieses Bild gestohlen? Sprichst Du
Die Wahrheit nicht, so soll die Folter sie
Zu Tage bringen?

Isaschar. Gnäd'ger Herr —! Gestohlen?
Hätt' ich's gestohlen, würd' ich manches Jahr
Von Stadt zu Stadt umfragen, wem's gehört,
Bevor's zu mir gelangt?
Manfrin. Wie kam's an Dich?
Von welchem deutschen Raubgesindel hast Du's?
Mach's kurz!
Isaschar. Wie soll ich's machen kurz, da ich
Zu reden hätte viel? Wie soll ich reden,
Wenn man mich ängstigt? Gestern wollte mich
Der Herr ins schmutz'ge Wasser des Kanals,
Den Kopf zuunterst, tauchen, weil ich sprach,
Und heute droht er mit der Folter mir,
Und schilt mich Dieb, bevor ich noch gesprochen!
Was soll ich thun? Ich bin's noch nicht gewohnt
Im goldnen Saal zu stehn vor großen Herrn,
Und muß mich fürchten, daß mir's an den Hals geht,
Auch wenn ich Gutes bringe.
Manfrin. So bist Du
Derselbe Jude, der dem deutschen Gauner
Das Wort geredet? Der es gar gewagt,
Mir selbst ins Wort zu fallen?
Tiepolo (zu Manfrin). Überlaßt
Das Fragen mir, ich bitt' Euch!
Manfrin (ungeduldig). Nun, so fragt!
(Marusso wird von bewaffneten Gerichtsdienern hereingeführt. Die Gruppe bleibt noch im Hintergrunde.)
Tiepolo. Seid ohne Sorg', und sagt mir, Isaschar,
Zuvor: Ihr seid ein deutscher Handelsmann,
Nicht so?
Isaschar. Ja, gnäd'ger Herr. Aus Frankfurt.
Nicolo (schreibend). Frankfurt!
Tiepolo. Und wohnt im deutschen Haus?
Isaschar. Nein, gnäd'ger Herr.
Ich kann nicht wohnen in dem Haus der Deutschen,
Da mir's verboten ist, an reicher Tafel
Zu speisen mit den Herrn aus Regensburg,
Aus Nürnberg oder Augsburg. Wie zu Frankfurt
Ich wohn' im Jüdengäßchen, muß ich wohnen
Im Ghetto hier bei meinen Glaubensleuten.
Tiepolo. Nun wohl. Und Eu'r Geschäft?
Isaschar. Im Großen, Herr,
Mach ich's in Hasenfellen. Doch ich bring'
Auch feinern Pelz — wenn Ihr ihn wollt besehn,
Denn mein Gewölb hab' ich im deutschen Haus —
Als Zobel, Nerz, dazu auch Biberfell
Und edlen Hermelin.
Nicolo. Religion?
Isaschar. Gerechter! Wenn ich heiße Isaschar,
Und wohn' im Jüdenviertel, wenn ich handle
Mit Hasenfellen, werd' ich doch nicht sein
Ein Wiedertäufer oder gar ein Türk'!
Tiepolo (zu Nicolo). Du schweigst fortan! — Nun, Isaschar, erzählt!
Isaschar. Vor achtzehn Jahren war's, und harte Zeit
Da wollt' ich von Venedig heim, doch hatt' ich
Viel Not, hinaus zu kommen, denn der Krieg
War ringsumher entbrannt. Der Papst zu Rom,
Ein kriegerischer Herr, vereint mit Frankreich,
Der Kaiser selbst entsandte Kriegeshilfe —
Und hatte man im Sinn, Venedigs Macht
Zu Land und Meer mit Waffen auszutilgen,
Und stand es so, als wär's verloren schon.
Tiepolo. Ihr sprecht von damals! Wahrlich, Ihr habt Recht,
Bedrohlich war die Lage, da zu Cambray
Die Mächte sich verschworen gegen uns!
Da galt's Entschlossenheit. Wir wußten uns
Auch bald zu helfen, machten schnell ein Bündnis
Mit Spanien, und gewannen selbst Papst Julius,
Den Kaiser auch, um unsern schlimmsten Feind,
Den König Frankreichs aus dem Land zu schlagen.
Isaschar. Ja, Gott sei Dank! Und mächt'ger ging Venedig
Aus seiner Not hervor, und sich'rer wieder
Ward Land und Weg für Handel und Verkehr.
Ich kehr' zurück zu jener Zeit der Not.
Ich mußte heim —
Nicolo. Wie kamt Ihr aus der Stadt?
Isaschar. Zu Wasser — wenn's der gnädige Herr Schreiber
Nicht will ungütig nehmen! Drauf am Lande
Ging ich zu Fuß. Nichts hatt' ich eingekauft,
Wie hätt' ich's bringen können durch das Land?
Doch Barschaft hatt' ich bei mir, und war sehr
In Furcht, daß man mir's rauben möcht Da kam
Ich vor Treviso hin zu gehn — ach Gott,
Wie sah es aus! Da war viel fremdes Kriegsvolk,
Daß man entsetzte sich vor seinem Anblick!
In Schutt und Asche rauchten schöne Häuser,
Gehöfte, Dörfer. Mit Geschrei und Plündern
War Flucht und Angriff, alles durcheinander.
Ich drückte mich an einer Mauer hin,
Und meinte schon, ich wär' davon — da plötzlich
Vernehm' ich wieder Lärm, und sehe Flammen,
Und auf der Rampe vor dem Hause steht
Ein wilder Kriegsknecht, der ein schreiend Kind,
Das ihm im Weg war, mit der Hand erfaßt,
Und schon das Messer auf des Kindes Brust
In Wut erhebt — oh Herr! Da überkam's mich
Daß ich mich auf ihn stürzt' und hielt den Arm
Ihm fest — ich war noch rüstig dazumal.
Der Kriegsknecht aber ließ das Kind, und fuhr
Auf mich mit Fluchen, riß an meinen Kleidern,
Bis er die Tasche fand mit meinem Geld,
Dann mit der Faust mir schlug er auf die Brust,
Daß ich zu Boden fiel und lag wie tot.
Gerechter Gott! Ich seh' den Mann leibhaftig
Noch heut, und werd' sein Antlitz nie vergessen!
Doch war er fort. Als ich zu Atem kam
Und wieder um mich sah — da saß das Kind
Still weinend bei mir, hatt' auch keine Furcht.
Ich raffte mich zusammen, hob das Bübchen —
Vierjährig mocht' es sein — auf meinen Arm,
Und floh mit ihm ins nahe Waldgebüsch,
Bis daß der Lärm vorbei.
Manfrin. O Herr des Himmels!
Ich mußte fern sein, mit dem Kriegsgeschwader
Der Republik, der Türkenmacht im Osten
In immer neuem Kampfe zu begegnen,
Und spät, nach Monden, drang zu mir die Kunde
Des Unheils, das mein Haus betroffen! Hier —
Hier starb mein junges Weib, indeß ich fern war!
Den Knaben, der nicht kräftig schien, man schickt' ihn
Mit seiner Wärterin auf meinen Landsitz.

Dort bei Treviso — mußt' ich spät erfahren —
Verschwand er, als die Gegend überfallen,
Verwüstet ward von deutschem Kriegsgesindel!

Isaschar. Nicht deutsche Kriegsleut' waren's, Herr!

Tiepolo. Nicht Deutsche?
Tritt näher Du, der sich Marullo nennt!

Marullo (erschreckt). Beschützt mich, alle Heiligen!

Tiepolo. Sagtet Ihr
Nicht, Isaschar, daß sicher Ihr den Mann
Erkennen würdet, der das Messer schwang,
Das Kind zu morden, der Euch dann beraubte?

Isaschar. Ich hab' ihn schon erkannt.

Tiepolo. Und ist es der da?

Isaschar. Er ist's.

Tiepolo (zu Marullo). Dich frag' ich jetzt: Was waren's
Für Truppen, unter welchen Du gedient,
Da ihr als Räuber haus'tet um Treviso?

Marullo (in Angst). Wir waren päpstlich, Herr! In Sold genommen
Vom heil'gen Vater; aus Frascati, Rom,
Aus den Abruzzen und — von überall,
Und war Befehl, die Gegend auszuplündern —

Tiepolo. Ihr hört, Manfrin! Nicht deutsche Truppen waren's!

Manfrin. Gleichviel! Auf die Galeere mit der Bestie!

Tiepolo. Ihm wird, was er verdient. Hast Du gehört,
Was jener Mann erzählt? Wie er ein Kind
Entrissen Deiner Mörderhand? Wie Du
Ihn selbst beraubt?

Marullo. Ich weiß von gar nichts, Herr!
Es ist auch schon so lange her! Es war
Ja Krieg! Was dazumal geschehn mit Brand
Und Waffen — ja, wer kann —? Man hat auch Ablaß
Versprochen Allen, die da päpstlich waren,
Und mußten wir, was uns befohlen ward.
Den Juden, der da Böses von mir lügt,
Den sah ich gestern nur zum ersten Mal.
Ein Wuch'rer ist er und ein deutscher Schuft,
Den man lebend'gen Leibs verbrennen sollte!

Tiepolo. Genug! Ein Messer nahm man heut Dir ab,
Und einen Beutel, schwer von Gold. Sie stammen
Aus alter Zeit nicht, sind aus jüngsten Tagen
Dein Werkzeug und Dein Sold. Man fahndet längst
Auf Dich, und hat Dich jetzt. Doch das gehört
Vor anderes Gericht. Führt den Gefangn'en
Zur Haft.

Marullo. Ach, Herr! Das arme Beutelchen
Enthält ja nur mein Bettelgeld. Ich hab's
In langen Jahren mir erspart. Ich hab'
Den lieben Heiligen auch davon geopfert!
Das Messerchen — ach Herr, das hat man so
Und hat es mancher And're noch, bei dem
Ihr nicht gesucht. Ich bin ein armer Krüppel!
Und was der Jud' aus alter Zeit erzählt —
Es war ja Krieg! Und was geschehn, das war
Befohlen! Und das Haus, das niederbrannte —
Die Weiber flohen all' hinaus — nur eins,
Ein altes Weib, das schrie nach einem Kind,
Bis daß sie tot am Boden lag — ich weiß
Nicht wie? Das Kind — ich hab's ja nicht getötet!
Der Jude sagt ja selbst, ich hab' es nicht
Gethan! Es ist auch gar so lange her!
Ich ward verwundet drauf, und ward zum Krüppel,
Und muß nun betteln an den Kirchenthüren!

Tiepolo. Und nachts in dunklen Gassen lauernd stehn,
Zum Mord gedungen!

Manfrin. Fort mit ihm! Zu viel
Schon von dem Mordgesellen. (Zu Isaschar.) Laß uns hören
Was aus dem Knaben ward, den Du gerettet?
(Tiepolo giebt einen Wink, Marullo abzuführen.)

Marullo. O heilige Madonna!
(Die Hand geballt gegen Isaschar, leise.)
Wart, Du Hund! (Ab mit der Wache.)

Tiepolo. Wo ließet Ihr das Kind?

Isaschar. Wo sollt' ich's lassen?
Ich hatt' es mal und sucht' es zu beschwicht'gen,
Und stille ward's Da wagt' ich mich hervor
Aus dem Versteck. Das Kriegsvolk war hinweg,
Doch auch die Leute meist entflohn. Die wenigen,
Die ich noch fand, die fragt' ich überall
Wem wohl das Kind gehörte? Keiner wollt'
Es wissen, Keiner auch mir Rede stehn,
Und Keiner haben. Jeder dacht' allein
An sich und seine Not. Was sollt' ich thun?
Ich nahm's in Ängsten mit mir. Als ich nachts
Noch eine Herberg' fand, da zog ich's aus,
Denn müde war's, und legt' es in mein Bett.
Und wie ich's auszog, hört' ich klappern was
Und rollen auf dem Boden, was gefallen
War aus des Kindes Hosentäschchen. Wie
Ich's fand, da war's das Bild und Kleinod, das
Dort auf dem Tische liegt, ich kenn's genau.

Manfrin. So war es mein — mein Knabe!

Isaschar. Dann versteh' ich,
Daß Ihr gleich möchtet massakrieren den,
Der Euch das Zeichen bringt von Eurem Kind,
Und's Kind nicht mit.

Tiepolo. Nur weiter, Isaschar!

Isaschar. Ja, weiter! Zwar mein Reisegeld war weg,
Doch will ich nur gestehn, das meiste hatt' ich
In meine Kleider eingenäht. So mußt' ich
Vom Kapital jetzt zehren auf der Reise.
Doch wie ich sonsten weiter bin gekommen,
Kaum weiß ich's. Bis nach Mailand nichts als Kriegsnot!
Ich ward getrieben und ich ward geschoben,
Gedrängt, geängstigt. Konnt' ich doch das Kind
Nicht an die Straße setzen, und allein
Mich weiter drücken! Und so nahm ich's mit
Nach Frankfurt in mein Haus. Zwar sehr verwundert
War die Rebekka, was mein Weib ist, daß
Ich so was heim von meiner Reise bracht',
Doch hatt' sie Mitleid, hielt das Kind auch gut,
Und war es ganz gesund bei uns und munter.

Manfrin. O Gott! O Gott! Mein Knab' im Judenhaus
In Deutschland! Und ich sucht' ihn Jahre lang
Vergebens!

Isaschar. Daß Ihr Leid darum getragen,
Zu Herzen geht mir's sehr, doch hat dem Kind
Das bischen Mazzen und die koschre Kost
Geschadet nicht, so lang' bei uns es war.

Manfrin. So lang' bei Euch es war? Wo gabt Ihr's hin?
Wo ist's gestorben, elend, in der Fremde?

Isaschar. Hab' ich gesagt, daß es gestorben? Nein,
Ich sag', es lebt!

Manfrin. Es lebt! Wo lebt es, wo?

Isaschar. Das wollt' ich grad erzählen, gnäd'ger Herr!
Wir hatten bald drei Jahr' den Knaben. Schön
Und liebreich war er unter meinen Kindern.
Da dacht' ich: Nein! Es geht nicht länger an!
Er ist ein Christenkind und muß erwachsen
Bei Seinesgleichen. Schien mir auch gefährlich,
Daß ich ihn hatt'. Er war nicht meines Stammes,
Man konnt' ihn von mir nehmen jeden Tag
Und konnt' ihn geben unter schlechtre Leut'.
Das macht' mir Sorgen viel. Da klagt' ich's einmal
Herrn Imhof, der von Nürnberg war gekommen
Zur Meff' und fragt' ihn, was ich sollte thun?
Der überlegt sich's. Tags darauf so kommt er,
Sieht sich den Knaben an, und sagt, er habe
Zuhause zwar schon fünf um seinen Tisch,
Doch wollt' er ihn als Sechstes mit sich nehmen.
Das Kleinod aber hieß er mich bewahren,
Denn weil ich alle Jahr nach Welschland ging,
Und er schon seltner, sollt' ich fleißig spüren,
Ob ich nicht fände, wo es hergekommen?
Da ward ich froh! Denn beff'res Haus nicht gab es
Für meinen Pflegling, als Herrn Imhof seins.
Da wuchs er auf und ward ein junger Herr,
Gar prächtig anzuschaun. Wollt Ihr ihn sehn —
Hier in Venedig ist er alleweil!

Manfrin. Mein Sohn — die Kraft versagt mir! —
in Venedig?

(**Veit Imhof** tritt hastig auf, **Pippo** herein führend.)

Veit. Der ist es! Der! Ich bring' ihn her! Er soll
Bekennen —!

Tiepolo. Was? Wen bringt Ihr uns zur Stelle?

Manfrin (angstvoll). Wer — wer ist das?

Isaschar (für sich). Was rappelt's beim Herr Veit.

Veit. Von einem Strafgericht, das hier man hält,
Ward mir die Kunde! Meinem Bruder gilt es!
So dräng' ich mich in Euren Kreis, ihr Herrn!
Er kann nicht des Verbrechens schuldig sein,
Um das man ihn gefangen hält! Ich kenn' ihn —
Ein Leichtsinn höchstens! Fragt nur diesen da,
Der es verschuldet —!

Tiepolo. Was hat er verschuldet?

Veit. Aus Nürnberg ist der Bub'. Sein Vater war
In unsrem Haus, jetzt ist er Ballenbinder
Im deutschen Fondaco. Vor Jahren nahm er
Den Knaben mit sich nach Venedig. Noch
Von Nürnberg kennt mein Bruder ihn, und hat
Ihn hier sich zu besondrem Dienst gewählt.

(**Giralda** tritt auf, hält sich, unbemerkt von den Übrigen, noch im Hintergrunde zurück.)

Nicolo. Das ist der Pippo wieder! Zu Murano
Sah ich ihn gestern erst.

Tiepolo. Was soll er hier?

Veit. Er soll gestehn, daß durch das fremde Kleid
Er meinen Bruder in Gefahr gebracht!
Er soll —

Pippo. So laßt mich reden! Was ich weiß
Und sagen darf, das will ich sagen, auch
Daß ich's verschuldet, was Herrn Lanzelot
Betroffen! Ja, Herr Veit hat Recht, ich bin
Von Nürnberg, Philipp dort geheißen; hier
Nennt man mich Pippo, wie Herrn Lanzelot
Man hier Signor Lanciotto nennt.

Manfrin. Lanciotto —?

Isaschar. So nannte sich das Kind auch, da ich's fragte,
Lanciotto — weiter konnt' es mir nichts sagen
Von Haus und Herkunft.

Nicolo (außer sich). Wenn ich Alles das
Soll zu Papiere bringen, schwarz auf weiß,
Geht's durcheinander wie nichts Guts.

Manfrin (heftig auf den Tisch schlagend). So laßt die
Verwünschte Schreiberei und unterbrecht uns
Nicht mehr. (Zu Pippo.) Du rede weiter!

Tiepolo. Warum wählte
Herr Lanzelot das Kleid des Gondoliers?

Pippo. Zum Spaß nur, um — einmal ganz leicht
und frei
Umher zu rudern — bis Murano. Dort —

Tiepolo. Ihr drangt in meinen Garten ein — was suchtet
Ihr da?

Pippo. In Euren Garten, Herr? Ja, das —
Geht mich nichts an, das —

Veit. Wirst Du gleich gestehn?

Pippo. Ich kann nicht!

Manfrin Auch vom deutschen Haus ein Bube!
Man wird in Ketten zum Geständnis ihn
Zu bringen wissen!

Pippo. Thut mir, was Ihr wollt!
Will es Herr Lanzelot nicht selbst Euch sagen,
So hört Ihr's auch von mir nicht, müßt' ich Ketten
Und Kerker drum erdulden, so wie Er!

Giralda (tritt vor). So ist's an mir, zu reden!

Tiepolo. Wie — Giralda?

Giralda. Um meinetwillen ist's, daß Lanzelot
Gefangenschaft und Schmach erdulden muß!
In Tracht des Gondoliers begegnet' er
Mir zu Murano. Mich zu sehn, zu sprechen,
Wählt er das Kleid, das ihm verderblich ward.

Tiepolo. Zu sprechen — Dich? Du gabst ihm die
Erlaubnis?

Giralda. Ich gab sie nicht, er überraschte mich.
Doch war er da, und redete zu mir,
Und nicht mißfiel mir seiner Rede Kühnheit.
Ich bin vom Hause Tiepolo. Wem ich
Die Ehre biete, frei das Wort zu tauschen,
Der ist gewürdigt auch, mir gleich zu stehn,
Ja, man beleidigt mich, wenn man ihn straft,
Dem Frevler gleich, um das, was ich gebilligt!

Tiepolo. Du redest stolz!

Giralda. Ich bin's! Doch nicht so stolz,
Daß ich verleugnete, was ich empfinde.
Ich konnt' ihn höhnen, als er vor mir stand,
Ihm bergen, was ich dachte; doch die Stunde,
Da ich erfuhr, daß er gefährdet sei,
Unwürdig eingeschlossen — oh, man spricht,
Viel Schreckenvolles von Venedigs Kerkern! —
Die Stunde sagte mir, daß ich ihn liebe!
Ich fordre seine Freiheit, von Manfrin,
Von Dir — ja, müßt ich vor der Signoria
Venedigs klagen, daß Gewalt geschehn!

Tiepolo. Du liebst ihn? Kind, Du sprichst mit
freiem Mut
Vor Männern aus —

Giralda. O, vor der ganzen Welt
Bekennen will ich's! Nicht woher er stammt,
Nicht ob er hoch, ob niedrig er geboren
Erfuhr ich je, und frage nicht danach!
Ich lieb' ihn! Und mein ganzes Herz empört sich,
Daß Unrecht man an ihm gethan! Hier steht
Sein treuer Gondelier, der Kerkermauern
Nicht scheut, so wie auch ich sie dulden wollte
Für den Geliebten! Sprich, wie kam es, daß
Man ihn gefangen nahm?

Pippo. Ja, wie's nun war —
Er wußte nicht Bescheid in den Kanälen,
Signor Manfrin ward bitter bös — da gab
Es Streit und Lärm, und so ward er gefesselt
Zum Arsenal gebracht.

Isaschar. Herr Admiral,
Die Zeichen stimmen all' — Herr Lanzelot
Ist Euer Sohn! Der Zorn thut nimmer gut.
Ihr habt im Zorn — Ihr selbst, den eignen Sohn
Geschickt zum Kerker!

Giralda (erstaunt). Lanzelot — sein Sohn?

Manfrin. Ich selbst —! Weh meinem Eifer, meinem Haß!
Er kann's mir nicht verzeihn! Doch, wie es komme,
Aus seinem Kerker hol ich selbst ihn ab!

Tiepolo. Gemach, mein Freund! Den Weg erspar' ich Euch.
Er ist nicht weit. Ihr aber haltet an Euch,
Er kennt Euch nicht, und eine Prüfung noch
Gilt es für ihn. Ich führ ihn selbst herbei.
(Ab nach links).

Veit (für sich). Sein Sohn? Und wir — wir sollen ihn verlieren?

Giralda (an Manfrin's Seite). Blickt auf, o Freund! Er ist Euch neu gewonnen!

Manfrin. Frohlocke nicht zu früh! Was ich ihm that —
Mich schaudert's! (Sinkt zusammen.)

Isaschar (für sich). Wenn ich all das der Rebekka
Daheim erzähle, wird sie's glauben kaum.

Veit (halblaut). Daß Eurem Forschen das gelungen, wahrlich,
Ich kann's Euch wenig danken, Isaschar.

Isaschar. Es thut mir leid, Herr Imhof! Doch auf Dank
Nicht rechnen soll, wem eine Pflicht gebeut.
(Tiepolo tritt auf, mit ihm Lanzelot, wieder in dem Anzuge, wie in den ersten beiden Akten.)

Veit. Mein Bruder! Ja, Du bist's!

Pippo. Ach, lieber Herr!

Isaschar. Gott sei's gedankt, auch wieder in den Kleidern,
Wie sich's gehört!

Giralda (ihm entgegen). Lanciotto! Seid gegrüßt!

Lanzelot. Mein teures Fräulein! Daß so holden Gruß
Ich höre, macht mich froh! Du hier, mein Bruder?
Und Isaschar? Und Du —? Wie kommt Ihr her?
Und was soll hier geschehn? Wo bin ich denn?
(Sieht sich verwundert um.)

Manfrin. O daß er's wär'! In solche Züge könnt' ich
Mit Freude blicken!

Tiepolo (zu Lanzelot). Nun, Ihr schaut Euch um?
Habt diese Halle sonst Ihr schon betreten?

Lanzelot (nachsinnend, erregt.) Ich weiß nicht — doch es ist mir so. Es müßte
Sehr lange her sein. Wie im Traume wandl' ich.
Nein, nein! Er klärt sich! Jene Thür dort führt
Zu einer Galerie — Gemälde tauchen
In langer Reih vor meinen Blicken auf —
Mir ist als kennt' ich alle, wüßte sie
Zu nennen. — Oh, was eine liebe Stimme
Vor jedem Bilde mir erzählt, ich glaub' es
Zu hören noch —!

Tiepolo (hat ein Medaillon vom Tische genommen, reicht es ihm).
Und kennt Ihr dies Gemälde?

Lanzelot (in Betrachtung versunken). Wie Märchenglück aus Kindertagen geht es
Mir auf im Herzen! Eine Lichtgestalt
Aus der Erinnrung Allerheiligstem
Tritt mir entgegen — meine Mutter ist es!
Ihr Bild — ja — ja! die Mutter kenn' ich wieder.

Manfrin. Mein Sohn! Mein Sohn!

Lanzelot (aufgeschreckt). Um Gott —! Wer rief! Was starrt
Ihr Alle so mich an? Als hielt' Erwartung
In atemlosen Schweigen Euch gebannt!
Ist's Freud'? Ist's Schrecken? Ist es ein Gericht,
Das mich erwartet? Sagt, was soll geschehn?

Giralda (nimmt Lanzelot's Hand, um ihn Manfrin entgegen zu führen). Lanciotto! Nehmet mich als Führerin
Zu neuem Dasein, das Euch viel verheißt,
Und doch von keinem Glück, das Ihr besessen,
Euch trennt! Daß Deutschland nicht Eu'r Vaterland,
Ihr wißt's. Vernehmt von uns nun die Gewißheit,
Daß Ihr Venedigs Sohn, daß Ihr die Schwelle
Des väterlichen Hauses neu betreten,
Das Euch entbehrt so lange Zeit. Und wenn
Befremdend noch Euch dieses Glück berührt,
Verschließet Eu'r Gemüt nicht! Gebt Euch willig
Dem Herzen, das so lang' um Euch getrauert!
Kommt! Offen stehn Euch Eures Vaters Arme!

Lanzelot (zurückweichend). Signor Manfrin —?

Giralda. Ihr seid zu edlen Sinnes,
Um Bitterkeit im Herzen festzuhalten,
Wo Irrtum Euch verletzte! Ja, Ihr fühlt,
Daß eigne Schuld zugleich den Irrtum weckte!
Und wollt Ihr, daß man Eure eigne Schuld
Verzeihlich nenne, so verzeiht dem Irrtum,
Was er Euch dulden ließ! Ihr seid ein Jüngling,
Der großgesinnt das Höchste von sich fordert,
Ihr laßt den Greis es nicht entgelten, der
Den Schmerz vertiefter fühlt, als Ihr den Stachel
Des Unrechts. Kommt!

Manfrin. Du kennst mich nicht, mein Sohn
Den rauhen, harten Mann nur siehst in mir Du,
Der Dich gescholten, Dich zum Kerker schickte —
O sähst Du in mein Inn'res! Ahntest Du
Die Schrecken dieser Furcht, den einst verlornen,
Den einz'gen Sohn noch einmal zu verlieren!

Lanzelot. O Herr — verzeiht! Laßt mich zu Euren Füßen —! (Kniet.)

Manfrin. Auf! Auf, mein Sohn! Du bist's! Ich hab' Dich wieder!
(Umarmung.)

Giralda (für sich). Nun ist er unser! Mein — ich fühl's, auch mein!

Jsaschar (für sich). Gott Abrahams! Es giebt auf Deiner Welt,
Trotz Not und Drangsal, doch noch große Freud'!
Veit (vortretend). Ihr edlen Herrn, gewährt auch mir ein Wort!
Euch bringt der Tag Gewinn, und Eurem Leben
Ein neues Glück — mir bringt er nur Verlust.
Euch dünk' es nicht gering, was ich verliere,
Denn mehr ist's als ich auszusprechen wage,
Wo man der Freude lebt!
Lanzelot. Mein Bruder Veit!
Veit. Als noch mein Vater lebte, sagt' er wohl,
Daß er in unserm Bruder Lanzelot
Nur anvertrautes Gut verwalte, daß
Ein Tag wohl käme, das ihm liebgewordne
An fremdes Recht auch wieder abzugeben.
Ich dachte nicht so, hofft' es zu behalten!
Jetzt, da es mir nicht mehr gehören soll,
Laßt mir ein Teil doch — ja, erlaubt auch ihm,
Daß er gedenke Derer, die zu Nürnberg
Ihn lieben — nicht so freudig ihn entbehrend,
Als freudig er dahier empfangen wird.
Manfrin. Mein wackrer Mann! Ihr sollt ihn nicht verlieren!
Ihr habt ihn wohl noch ganz, indessen ich
Erst werben muß um meines Sohnes Liebe!
Jedwedes Wort des Dankes ist zu schwach,
Und nicht Vergeltung giebt's für Eure Güte!
Ich steh' in jeder Schuld bei Euch, und habe
Kein Mittel, sie zu tilgen Doch vernehmt
Noch größre Schuld: Ich hab' in Wahn und Irrtum
Deutschland gehaßt, das Land, das liebevoll
Mir meinen Sohn bewahrt. O meine Freunde,
Wie tief bereu' ich meinen Haß, und fühle
Im Innersten gewandelt meinen Sinn!
Lanzelot (führt Jsaschar vor).
Doch wenn von Dank die Rede — hier ergreif' ich
Die Hand des Mannes, der mein Retter war!
Gebt dem Getreuen auch sein Teil des Dankes —
Nein, Jsaschar, vergebens sträubt Ihr Euch!
Signor Manfrin — mein Vater! Laßt ihn Euch
Empfohlen sein, denn ihm allein verdankt Ihr
Mein Leben!
Manfrin. Reicht die Hand mir, Jsaschar!
Euch gegenüber bleibt kein and'res Wort
Als das: Verzeiht mir! O verzeiht mir, Freund!
Jsaschar. Zu viel! Zu viel!
Manfrin. Das Höchste wär' zu wenig!
Verlangt von mir, was ich Euch bieten kann,
Verlangt die Hälfte meines Erdengutes —
Armselig wär' der Lohn, wenn ich ihn messe
An meinem Dank und Eurer Redlichkeit!
Jsaschar (lächelnd). Der gnäd'ge Herr macht gar ein stark Gebot!
Kann ich verlangen Eures Gutes Hälfte,
Da sie doch Eurem Sohne mitgehört?
Für mich verlang' ich nichts. Doch bitt' ich was
Für meine Glaubensbrüder. Zwar sie haben's
Nicht schlimm hier in Venedig, besser gar
Als an so manchem Ort der Welt — doch käm' es
Mit ihrer Einem — über irgend was
Einst wieder zum Verhör, dann bitt' ich recht,
Daß Ihr nicht gleich ihm mit der Folter droht,
Und auch nicht droht, ins Wasser ihn zu tauchen,
Den Kopf zuunterst! Sehr behindert das
Die Fassung, frei zu reden, gnäd'ger Herr!
Manfrin. Ihr wollt mich tief beschämen, Jsaschar!
Mein Wort: Was Ihr an mir gethan, das soll
Zu Gute kommen jedem Eurer Brüder,
Und meines Schutzes mögt Ihr sicher sein!
Lanzelot. O wenn des Glücks Verschwendungsgunst mit Freude
Das Herz erfüllt, dann wagt das kühnste Hoffen
Erfüllung auch! Giralda —! Darf ich sprechen?
Giralda. Ich that es schon, für Euch — und mich! Mein Vater,
Und Ihr, Manfrin — Ihr wißt, es hat mein Herz
Gewählt, um, den es liebt, bis in den Tod
Zu lieben, denn es glaubt an seinen Wert.
Und so von Euch erbitt' ich diesen Jüngling
Zum Gatten mir!
Lanzelot. Geliebte!
Manfrin. Meine Tochter!
Du warst es immer!
Tiepolo. Hinterlist'ges Volk!
Man hätt' es schwieriger Euch machen sollen!
Doch Ihr, Manfrin, begehrt Ihr morgen noch
Zurück zur See?
Manfrin. Noch nicht! Noch nicht! Es gilt
Des Hauses Glanz erst zu erneu'n, zu leben
Nach langem Darben! Ruft mich dann die Pflicht —
Lanzelot. Dann folg' ich Euch hinaus, an Eurer Seite
Mich meines Hauses, meines Vaterlandes
Und meiner Liebe würdig erst zu machen!
(Der Vorhang fällt.)

Sprüche.

Die reiche Welt ist menschenarm;
Wer redlich sucht, ist bald allein.
Wie kann man doch im dichten Schwarm
So einsam sein!

*

„Was treibt dich in fremde Fluren hinaus?
Hast nicht daheim einen Garten stehn?"
Ei, Freund, ich finde schon wieder nach Haus;
Muß manchmal botanisieren gehn.

Jüngst hab' ich mich im Traum gesehn
Ganz sacht auf der Straße vorübergehn;
Ich sah mir selber ins Gesicht
Und ließ mich vorbei und grüßte mich nicht.
Darüber bin ich aufgewacht
Und habe mir im Stillen gedacht:
Wär' ich nicht in mich selbst gebannt,
Ich fände mich lang nicht so interessant.

Ludwig Fulda.



Oswald von Wolkenstein.

Erzählendes Gedicht
von
Angelica von Hörmann.
(Fortsetzung.)

V. Hauenstein.

„Gottlob! so bin ich denn entschlüpft
Dem alten drückenden Gemäuer;
Und wär' das Band mir noch so teuer,
Das mich an seine Wände knüpft,
Es liegt ein Alp auf meiner Brust
Im Burggelaß so eng und nieder,
Ich mußt' hinaus ins Freie wieder,
Zu finden neue Sangeslust.
Schon webt des Frühlings erster Hauch
Erwärmend mild um Baum und Strauch,
Durch Stamm und Zweige geht ein Schwellen
Und würzig duftend quillt das Harz;
Auch im Gebirge wird es schwarz
Am Schlern dort an besonnten Stellen.
Der Frühlingsbote naht, der Süd;
Mit heißem Atem nimmermüd
Löst er die donnernden Lawinen
Als Mahnruf, daß der Lenz erschienen.
Wer bliebe noch daheim im Bann!
Nun wandert Alles, was da kann;
Die Quellen seh' ich munter springen,
Verlassen hat das Wild im Wald
Den dunklen Höhlenaufenthalt,
Und was der Himmel schuf mit Schwingen,
Das hebt sich aus des Thales Kessel,
Um trunk'nen Blicks die Welt zu schauen,
So frei und hoch und ohne Fessel
Wie jener Falke dort im Blauen."

Ein bitt'res Lächeln um den Mund
Verfolgt der Mann mit Späherblick
Des Vogels glückliches Geschick;
Der aus der Tannen grünem Grund
Aufsteigend immer höher fliegt,
Als Punkt sich zwischen Wolken wiegt,
Bis ihn, vom Sonnenlicht erblindet,
Das schärfste Auge nimmer findet. —

Herr Oswald ist der Mann. Als Jäger
Hat er den dichten Forst durchstreift,
Jedoch sein Geist, sein immer reger,
Weiß nichts von froher Jagd; er schweift
Voll Thatendrang in fremde Lande,
Vergessend aller süßen Bande.
Was mocht' ihm nur das Nest verleiden,
Für Margareten erst gebaut,
Daß er zur Ferne schwärmend schaut
Und leichten Herzens denkt ans Scheiden?
Er steht mit finsterer Geberde
Und gräbt den Fuß in Waldeserde
Gleich einem feurig edeln Rosse,
Das angekettet ward vom Trosse.
Wohin er mag das Auge lenken,
Des Falken muß er stets gedenken.
Ob's wohl der lose Flüchtling ist,
Den sorglich er zur Jagd erzogen,
Bis jener dann mit arger List
Beim ersten Auszug ihm entflogen?
Doch nein, der trägt ein Stückchen Schnur
Am Fuß, das er entzwei gerissen
Und wird es immer schleppen müssen,
Das zieht zu Boden seine Spur.
Nie kann er mehr im ganzen Leben
Mit kühnem Schwung das Flügelpaar
Leicht über alle Berge heben,
Wie ehmals er gewohnt es war.
Es litt ihn nicht in fester Hut
Und hatt' im Käfig es so gut,
Gepflegt durch Margaretens Hände!
Gar manchen Bissen, weich und zart,
Hat sorglich sie für ihn gespart,
Daß ihm die Lust zur Freiheit schwände,
Und doch verlockte ihn ihr Glanz!

„O Falke, mein unselig Los
Wie gleicht es Deinem doch so ganz!
Nun lieg' ich in des Glückes Schoß,
Sein ganzes Füllhorn ist mein eigen:
Ein holdes Weib, so treu und gut,
Ein Haus, drin sich's behaglich ruht, —
Und dennoch bring' ich nicht zum Schweigen
Die Stimme, die mich drängend ruft:
Hinaus, hinaus in andre Luft!
Die alte Unrast regt sich wieder
Und zuckt mir heiß durch alle Glieder.
Möcht' wandernd ziehn auf fernen Wegen,
Möcht' Fehde suchen, Abenteuer,
Mich stürzen in des Krieges Feuer

Und listig Garn dem Feinde legen.
Viel Pläne schwirren mir durchs Haupt.
Es kam, wie nimmer ich's geglaubt:
Der Friedel herrscht aufs Neu' im Land,
Befreit durch grobe Bauernhand;
Das Volk, das er auf uns gehetzt,
Verhalf ihm wieder auf den Thron.
Nun droht dem Adel böser Lohn,
Wenn er sich nicht zur Wehre setzt.
Im obern Etschthal gärt's und glimmt,
Erst neulich ward mir sich're Kunde
Vom neu beschwor'nen Falkenbunde,
Der immer weit're Kreise nimmt.
Nur einen Lufthauch braucht's zum Brand,
Nur eines Lenkers starke Hand. —
Mich ruft hinein der alte Groll —
Was aber wird aus meinem Weibe?
Blickt mich ihr Auge thränenvoll
Stumm bittend an, als spräch' es: „Bleibe!"
Wie mag ich klug die Worte lenken,
Das gute Kind nicht schwer zu kränken?
Ja, sie ist gut, sie nimmt in Acht
Das Kleinste, was mich kann beglücken,
Sucht freundlich mir das Heim zu schmücken
Und schafft vom Morgen bis zur Nacht
In ihrem eng beschränkten Kreise.
Doch wenn sie dann nach Kinderweise
Von Haus und Garten mir erzählt,
Wie soll ich künden, was mich quält?
Schon einmal wollt' ich zum Versuch
Aufschlagen der Gedanken Buch,
Da sahen mich die großen Augen
Verständnislos und ängstlich an. —
Ich fühlte, übel war's gethan.
Ein offnes Wort kann nimmer taugen;
Still seufzend hab' ich schweigen müssen,
Die Frag' erstickend unter Küssen. —
Doch stieg aus meines Herzens Grund
Ein Bild, das ich vergessen glaubte,
Ein feiner, klug beredter Mund
In einem stolzen Frauenhaupte —
Wärst vor Sabina Du getreten,
Sie, dacht' ich, hätte Dich verstanden;
Die Scheu vor festgefügten Banden,
Den Sinn des schwärmenden Poeten
Mit seinem kühnen Himmelszug,
Der nie gelangt zu Haus und Pflug,
Und hier inmitten roher Bauern
In tiefster Seele muß versauern!" —

So wandert Oswald durch den Tann
In finst'res Grübeln ganz verloren,
Sein Heim, vor Monden erst erkoren,
Dünkt heut ihn eines Kerkers Bann.
Mit sich und seinem Los im Hader
Schwellt stiller Groll ihm jede Ader.
Er läßt vor seinem innern Blick
All' das vermeinte Mißgeschick
Aufs Neue stets vorüberziehn
Und fühlt, dies schlichte Alltagsleben
Im engen Thal sei nicht für ihn,
Ihm frommt's nach höherm Ziel zu streben. —

Doch plötzlich fährt er auf. Es schallt
Von fern ein Rufen durch den Wald,
Jetzt noch einmal, viel näher schon:
„Hohopp, hohopp!" Der Ritter lauscht —
Schnell hat er Antwort ausgetauscht —
Und wie er spähend folgt dem Ton,
Eilt dort, wo sich die Stämme lichten,
Herbei sein Diener, wischt den Schweiß
Sich von der Stirne brennend heiß
Um dann schwer atmend zu berichten:
„Herr, lang' schon hab' ich Euch gesucht
Im Thalesgrund, in Wald und Schlucht —
Ein fremder Bote kam geritten
Mit einem Schreiben wohlverwahrt.
Er scheint ein Bursch von wälscher Art,
Hat nichts von uns'rer Knappen Sitten,
Hab' ihn auch niemals hier gesehn.
Sogleich will den Bescheid er haben,
Dann unverzüglich weiter traben,
Doch keinem Andern Rede stehn,
Als nur Euch selbst. Drum kommt zum Schlosse,
Dort wartet er mit seinem Rosse."

Herr Oswald hört's. Sein Antlitz glüht,
Die Nachricht setzt gleich Funken hell
In Flammen sein erregt' Gemüt;
Die Phantasie, geschäftig schnell,
Malt ihm den rätselhaften Gast
Als Bringer seltner Abenteuer.
Er springt mit jugendlichem Feuer
Nicht achtend Stein und Wurzelast
Den schmalen Bergpfad rasch entlang,
Der ihn nach Hauenstein geleitet,
Indes mit langsam müdem Gang
Weit hinter ihm der Diener schreitet.
Bald langt im Burghof Oswald an,
Tritt zu dem fremden Reitersmann
Und mustert ihn mit scharfen Blicken,
Erwidert dann mit gnäd'gem Nicken
Des Boten unterwürfig Wort.
Der zieht aus seinem Wamms sofort
Ein zierlich rotversiegelt Schreiben,
Und legt es in des Schloßherrn Rechte,
Drauf kehrt er zum Gelaß der Knechte,
Um dort zu kurzer Rast zu bleiben.

Der Ritter reißt das Siegel auf
Und überfliegt im raschen Lauf
Die feinen wohlgesetzten Zeichen
Von Frauenhand; er stutzt, erschrickt,
Wie er die Unterschrift erblickt,

Sein Antlitz deckt ein jäh Erbleichen,
Dann tiefes Rot, die Hände beben,
Daß fast das Blatt will draus entschweben.
Halblaut entfährt das Wort dem Munde:
„Sabina! sie, sie schreibt an mich!
O so bereut sie sicherlich
Die treulos mir geschlag'ne Wunde!“
Drauf liest er nochmals mit Bedacht
Die Botschaft, die ihm ward gebracht.
Viel Neues steht darin zu lesen:
Herr Hausmann, der schon Greis gewesen,
Als um Sabinen er geworben,
Ist selig jüngst zu Hall gestorben.
Die Witwe sei nun ganz verlassen
Und wünsche, ins Geschick ergeben,
Der frommen Trauer nur zu leben.
Doch drücke sie verjährtes Hassen
Und mancher unbeglich'ne Streit,
Den sie nun gerne möchte schlichten.
So sei noch aus der Väter Zeit
Der Rest der Kaufschuld zu entrichten,
Den Oswalds Ahnherr Eckehart,
Als Hanenstein ihm ward verschrieben,
Dem Hause Jäger schuldig blieben
Und der nie ausgetragen ward.
Doch nicht um Dies sei ihr zu thun,
Ganz And'res lasse sie nicht ruhn
Und nag' an ihrem Herzensfrieden.
Wohl nimmer sei ihr Trost beschieden,
Wenn sie Herrn Oswald nicht erweiche,
Daß er versöhnt die Hand ihr reiche.
Drum wolle sie ihn jetzt beschwören,
Wenn noch ein Funke alter Lieb'
In seinem Herzen übrig blieb,
Ihr dringend Bitten zu erhören.
Sie reise heut' nach Entiklar,
Dem Schloß, wo einst sie glücklich war,
Dort mög' auch er sich hinbegeben
Zur letzten Zwiesprach noch im Leben. —

Des Ritters Herz pocht voll Bewegung,
Er starrt aufs Blatt, liest wieder, wieder
In tiefer, mächtiger Erregung.
Was nun beginnen? Soll er gehn?
Kann er der Bitte widerstehn?
Die Neigung, niemals ganz verwunden,
Ist mit erneuter Glut erwacht,
Seit mit dem Mitleid sie verbunden,
Und schmeichelt ihm mit süßer Macht:
Die edelste der Ritterpflichten
Sei, Tiefgebeugte aufzurichten.
Doch Grelli? Ach, die Unschuldsvolle
Mit ihrem Sinn, dem kindlich blinden,
Weiß nichts von seinem Liebesgrolle,
Drum einen Vorwand gilt's zu finden.
Verschwiegen bleib' ihr dieser Gang
Zum Lebewohl auf Lebenslang.

Und rasch entschlossen ruft er schnell
Den Boten wieder her zur Stell':
„Sag' Deiner Herrin, daß sofort
Ich eile zum bestimmten Ort“;
Der Bursch verbeugt sich fast zum Grund,
Doch zuckt's wie Spott um seinen Mund.
„Nun spute Dich!“ herrscht Oswald dann
Barsch einen seiner Diener an,
Den eben er im Hof erblickt.
„Weißt Du nicht, was sich ziemt und schickt?
Bring hier dem Manne Trank und Speise,
Denn schleunigst muß er auf die Reise.“

Auch Margarete eilt herbei.
Sie sah beim Fremden Oswald stehen
Und will nun forschen, was geschehen
Und was im Brief enthalten sei.
Sie blüht noch ganz so mädchenhaft,
Wie einst im Schloß zu Schwanegau;
Ob auch hausmütterlich sie schafft,
Verrät doch nichts die junge Frau,
Als nur das Häubchen auf den Locken.
Nun hält sie stille, ganz erschrocken
Ob des Gemahls erregten Mienen.
„Was stand im Schreiben denn? O rede!
Ach, wieder Streit und Kampf und Fehde!
Wär' doch der Bote nicht erschienen,
Nun wirst Du tagelang mir kranken
An Deinen quälenden Gedanken.
Ist wirklich böser Krieg in Sicht?“

„Krieg, meinst Du?“ Oswald zögernd spricht,
„Ja wohl, mein Kind, gar schwere Zeiten
Kann bringen uns dies junge Jahr,
Mag Jeder sorgend sich bereiten
Und brünstig beten am Altar.
Auch ich führ' Gleiches drum im Schilde.
Als ähnlich einst der Sturm getobt,
Hab' eine Wallfahrt ich gelobt
Nach Markt Tramin zum Gnadenbilde.
Nun drückt mich das Gewissen schwer,
Weil ich dies stets versäumt bisher;
Ich will sogleich, noch diese Stunde,
Mein bindendes Gelübde lösen
Und flehen recht aus Herzensgrunde
Um Schirm und Schutz vor allem Bösen.“
Margrete wird es staunend inne.
Sie fühlt sich heimlich ganz erbaut
Von ihres Mannes gläub'gem Sinne,
Den sie ihm gar nicht zugetraut.
„Doch“, wagt sie zaghaft einzuwenden,
„Noch liegt ja Schnee an allen Enden.
Willst Du nicht warten kurze Zeit,
Bis Weg und Steg vom Eis befreit?“
„Nein“, eifert Oswald, „allzulang
Schon unterließ ich diesen Gang;
Ein Aufschub kann da nimmer frommen,
Die Fahrt sei heut' noch unternommen.“

Betrübt verstummt das junge Weib.
Er aber, ungeduld'ger Weise
Bereitet sich geschwind zur Reise.
Ein zierlich Wams schmückt seinen Leib,
Der Himmelskönigin zu Ehren,
Und auch die Laute nimmt er mit,
Zu singen Lob und Preis der Hehren.
Gerüstet schon zum heil'gen Ritt
Läßt über die gespannten Saiten
Begeistert er die Rechte gleiten.
Wie rauscht es unterm Fingerglied!
Wie klingt dazu der Sang, der schöne!
Nur fast zu feurig sind die Töne
Für ein geweiht Marienlied.
Flink schwingt er sich aufs Roß hinauf,
Ein Abschiedskuß, ein Winken drauf,
Dann reitet frohen Mut's im Trab
Herr Oswald übern Berg hinab.

(Fortsetzung folgt.)



Zur Charakteristik Ernst Schulze's.

Nach ungedruckten Quellen.

V.

Ernsthafter, als die Neigung zu „Mamsell Meyer", sollte den jungen Dichter trotz seines Bekenntnisses, daß er „zwölf Geliebte haben könnte, ohne die eine weniger als die andere zu lieben", eine andere Beziehung beschäftigen, deren erstes Auftauchen wir bereits beobachtet. In unserem ersten Aufsatz findet sich das Schreiben Schulze's an Bülow vom 6. Oktober 1806 mitgeteilt, worin er erzählt, daß ihn seine Nachbarin an dem Hochzeitstage seiner Tante „eine sehr aufgeweckte und muntere Dame, Sophie Meyer, welche Pfingsten wahrscheinlich Witzendorff heiraten wird" sehr amüsiert habe. In seinen Tagebuchblättern für Adelheid Tychsen schreibt er über sie am 20. Juni 1813 die folgende „Beichte" nieder:

„In diese Periode fällt mein Verhältniß mit der Frau von Witzendorff, der jetzigen G., welches erst Michaelis 1810 sein Ende nahm. Diese ganze Verbindung war zu sonderbar, als daß ich sie nicht etwas ausführlicher darstellen sollte. Ich hatte sie als Mädchen sehr früh gekannt, weil unsere Familien in der genauesten freundschaftlichen Vereinigung standen. Sie machte mich zum Vertrauten ihres Verhältnisses mit dem Hofrat von Witzendorff, welches sehr geheim gehalten werden mußte, weil viele Hindernisse einer genaueren Verbindung im Wege standen. Damals galt sie für das schönste Mädchen in der Stadt, und es schmeichelte meiner Eitelkeit, ihr unentbehrlich zu seyn, vorzüglich, da sie mir manche Freiheiten erlaubte, die ich jetzt keinem Frauenzimmer verzeihen würde. Liebe fühlte ich nicht im Mindesten für sie, weil meine anderen Verhältnisse mich zu sehr beschäftigten. Ich war erst ein Jahr in Göttingen, als sie schon Wittwe wurde. Ich reiste nach Celle, suchte sie Anfangs zu trösten, fand bald, daß dieses bey ihr kein sehr schweres Geschäft, und endlich, daß es für mich ein sehr süßes sey. Sie hatte ebenso viel Leichtsinn und Phantasie als ich, besaß eine sehr feine Menschenkenntniß, eine Koketterie, worin ihr nur Auguste*) gleichkömmt, obgleich sie weit mehr Geist und Feinheit dabey anwendete, und dennoch manche würklich romantische Charakterzüge. Ihr Gefühl war wohl nicht sehr zart, aber feurig und schnell aufflammend, obgleich es dann auch bald wieder verrauchte. Sie liebte das Glänzende mehr als das Schöne, hatte mehr Politur als eigentliche Bildung, und einen unwiderstehlichen Liebreitz, wenn sie Jemand fesseln wollte. Ich war damals schon eitel genug, um mich bloß einer solchen Annäherung wegen verliebt zu stellen, obgleich ich Anfangs im Herzen ganz kalt gegen sie war. Sie schien mir in die Karte zu sehen und that alles Mögliche, um mich zu fesseln. Ich suchte mich immer gleichgültig zu erhalten, obgleich ich die zärtlichsten Gedichte auf sie machte, wovon das mit der Aufschrift „Wiedersehen" *) eine Probe ist. Aber sie war ebenso schlau und gestand mir einst lachend, sie käme sich vor wie eine Leiter, durch welche ich auf den Parnaß zu steigen versuche, denn ich schiene mich an ihr nur in der Poesie üben zu wollen. In diesem Verhältniß schieden wir das erste Mahl von einander. In den nächsten Ferien begann dasselbe Spiel von Neuem, bis wir es endlich beide müde wurden, und uns einst in einer sehr komischen Unterredung unsere beiderseitigen Absichten und die Gründe, die unser Betragen geleitet hatten, gestanden. Wir versprachen uns jetzt, sehr gute Freunde zu seyn und uns auch zu lieben, soviel Jeder Lust habe, übrigens aber keiner den anderen zu geniren. So lebten wir in einem wunderbaren Verhältniß fort, ohne Treue, ohne viel Eifersucht, und doch nicht ohne Liebe, wenn unsere gegenseitige, durch Eitelkeit erzeugte Unentbehrlichkeit und das Bedürfniß einer flüchtigen Erregung des Gefühls und der Phantasie Liebe zu nennen ist. Die Elegie, welche anfängt:

„Liebchen, wie leben wir doch so wundersam? Sind wir denn würklich
Eins in das and're verliebt, oder betrügt uns der Schein?"**)

u. s. w., und schließt:

„Wahrlich uns gaben die Götter den Sinn der ewigen Kindheit,
Lang ist immer die Lust, kurz uns der flüchtige Schmerz;

*) Eine junge Dame des Tychsen'schen Kreises in Göttingen.

*) „Ach, ich soll dich wiedersehen . . ." Sämmtliche poetische Werke. 3. Aufl. Band IV S. 162.

**) Die IX. Elegie. Sämmtliche poetische Werke, 3. Aufl., Band IV, S. 20.

Oder es wurde schon jetzt der olympischen Götter Geschick uns,
Welches die Leidenschaft würzet, doch nimmer vergällt" —

giebt ein getreues Bild dieser Verbindung, auf welche sich überhaupt fast alle früheren Elegien und die meisten unter den letzten beziehen. Ich beging tausend Thorheiten ihrethalben, die sie mir immer belohnte, weil sie ihrer abenteuerlichen Laune schmeichelten. Treue verlangte sie nicht von mir, weil sie selbst nicht sich dazu verpflichtet hatte. Ich ward durch dieses Verhältniß eitler, oberflächlicher, koketter als je, obgleich meine Phantasie sehr dadurch genährt wurde und ich eine gewisse Leichtigkeit und Gewandtheit im Umgange erhielt, die ich später wieder verloren habe, eben deswegen, weil das wahre, tiefe Gefühl dem Geist nicht Spielraum genug gestattet und seine phantastische Beweglichkeit hemmt. Besonders entwickelte sich damals meine Neigung zum Abenteuerlichen und Romanhaften und ich erinnere mich, daß ich einst mit Gefahr für mein Leben und für unser Beider Ruf von einem sehr hohen Baume in ihr Fenster stieg, bloß um ihr einen guten Abend zu bieten (denn nie hatte ich Absichten, wegen welcher ich vor mir selbst hätte erröten müssen), obgleich ich ganz unbemerkt auf dem gewöhnlichen Wege hätte zu ihr kommen können. Dieses Verhältniß dauerte beynahe vier Jahre, obgleich ich mich während der Zeit, wenn ich nicht in Celle war, für die Leere meines Herzens auf andere Art zu entschädigen suchte."

Nachdem er dieser anderen flüchtigen Beziehungen, deren wir später gedenken werden, Erwähnung gethan, fährt er am 23 Juni 1813 in seiner Beichte über Sophie fort: „Heute will ich Ihnen meinen Roman mit der Frau von Witzendorff fortsetzen. Ich hatte nicht geglaubt, daß ich sie sobald wiedersehen würde, denn seit dem Tod ihres Vaters hielt sie sich in Hamburg auf und ich hatte nur selten Nachrichten von ihr erhalten. Als ich aber Michaelis 1810 nach Celle kam, hörte ich zu meinem großen Vergnügen, sie werde uns auf ein Vierteljahr besuchen. Ich beschloß sogleich, ebenso lange in Celle zu bleiben, denn in dieser Rücksicht war ich nie gebunden. Ich versprach mir viel Genuß davon, eine solche Zeit lang mit ihr in einem Hause, Zimmer an Zimmer und in den vertraulichsten Verhältnissen zu leben. Ich kam, und ich merkte Anfangs keine Veränderung an ihr, aber sie war doch schon seit einiger Zeit mit Caesar G. versprochen und verschwieg es mir. Weil unsere Zimmer aneinanderstießen, benutzte sie das meinige, wenn ich nicht darin war, ganz wie das ihrige und hielt sich oft dort auf, wenn sie ungestörter seyn wollte. Einst war ich auf einen Tag ausgeritten. Als ich zurückkam, fand ich, daß Jemand Briefe bey mir geschrieben haben müsse, denn auf dem Tisch lagen Papierschnitzel und zerrissene Stückchen von angefangenen Briefen umher. Unter Anderm fand ich aber auch einen fast vollendeten an G. in den zärtlichsten Ausdrücken, woraus mir das ganze Verhältniß klar wurde. Es ärgerte mich, daß sie mir ein Geheimniß daraus gemacht hatte, und ich beschloß, mich zu rächen und Alles aufzuwenden, um die Schlaue endlich doch einmal zu betrügen. Kaum hatte ich meinen Plan etwas entworfen, als sie hereintrat, sehr verlegen, als sie mich fand, denn sie mußte mich wohl nicht so früh zurückerwartet haben, und hatte deshalb den Brief unbesorgt liegen lassen. Sie ging in der Stube auf und nieder, als ob sie etwas suche, und fragte endlich: „Haben Sie nicht ein Papier gefunden, das ich eben hier liegen ließ?" Ich beschloß jetzt, sie ein wenig zu ängstigen, und sagte ganz gleichgültig: „Ich wüßte nicht, daß ich etwas gesehen hätte; vielleicht liegt es unter Ihren Papierschnitzeln." Wir räumten den Tisch auf, aber es fand sich natürlich nichts. „Ach," sagte ich jetzt, „eben fällt mir ein, daß ich in diesem Augenblick dem Hofrat Jakobi eine Spielschuld von gestern Abend geschickt habe. Ich fand unter diesen Papieren ein größeres Stück, und weil ich es für unnütz hielt, wickelte ich das Geld hinein. Ich habe es nicht gelesen, und bedaure, wenn es etwas Wichtiges enthalten sollte." — „Sie setzen mich in eine schreckliche Verlegenheit!" rief sie sehr bestürzt: „Sie wissen, daß Jakobi nicht gut mit mir steht, daß er meine Hand kennt, und daß Morgen der Brief an allen Theetischen umhergehen wird, da er doch ein für mich sehr wichtiges Geheimniß enthält." — „Das schmerzt mich," sagte ich; „hätten Sie mir Ihr Geheimniß entdeckt, wie Sie es sonst zu thun pflegten, so würde diese Unannehmlichkeit nicht vorgefallen seyn." So quälte ich sie noch eine Weile, endlich sagte ich: „Sie haben Unrecht gethan, mir nicht zu vertrauen. Hier ist Ihr Brief; ich könnte ein Lösegeld dafür fordern, aber ich habe meinen Eigennutz abgelegt. Jetzt, da Sie mir das nicht mehr seyn können, was Sie mir sonst waren, sind Sie mir mehr als je geworden." Mit diesen Worten verließ ich sie und spielte von der Zeit an den geistigen und exzentrisch schwärmenden Liebhaber mit solchem Glück, daß ich sie würklich täuschte. Zuerst wurden damals die beiden Gedichte gemacht, die die Aufschrift „Abschied"*) führen, dann folgten die Sonette**), von welchen ich aber die wenigsten in meine Sammlung aufgenommen habe. Ich muß aufrichtig gestehen, daß jene studirte Verstellung doch meinem Charakter Vortheil gebracht habe, denn obgleich ich alles als ein lustiges Spiel betrieb, so kamen mir doch gerade bey der Besonnenheit und dem Eifer, womit ich meine Rolle recht natürlich darzustellen suchte, manche Gedanken, welche ich früher immer verläugnet hatte, die mich aber jetzt ihrer Neuheit wegen festhielten, und endlich zu Gefühlen wurden. Ich fing an zu ahnen, daß es doch eine höhere Liebe geben könne, als die, welche ich bisher gekannt hatte, und so Vieles, was ich jetzt gleichsam nur als spöttische Parodie anwandte, tiefe Wahrheit enthalte. Nur sah ich natürlich, daß sich Alles das durchaus nicht auf die Frau anwenden lasse, auf die ich es jetzt bezog. Damahls begannen sich jene Gefühle in mir zu entwickeln, womit ich später Caecilien und Sie liebte, und mein ganzer Charakter würde sich schon damahls geändert haben, wenn ich einen Gegenstand gefunden hätte, der dieser Gefühle werth gewesen wäre. So aber mußte ich später noch eine andere Schule durchmachen, ehe sich mein besseres Selbst ganz entwickeln konnte. Es gelang mir würklich, mein soi-disant-Ideal so zu überlisten, daß sie mir endlich versicherte, ich sey ein unbegreiflicher Schwärmer. Indeß mißfiel ihr meine Anbetung nicht; es schmeichelte ihrer Eitelkeit, vielleicht die Laura eines neuen Petrarch zu

*) „Abschied an S." „Ich liebte Dich, und ach, ich muß entsagen" und „Wohlan, Du hast den großen Schwur vollbracht." Sämmtl. poetische Werke, 3. Aufl. Band IV S. 187 bis 191.

**) „Sonette an S." Sämtl. poetische Werke Bd. IV S. 176—186.

werden, und sie vergönnte mir aus Dankbarkeit Manches, welches eigentlich mit meiner Rolle nicht vereinbar war. So lebten wir bis zu ihrer Hochzeit, zu welcher ich meine kleine Rache verschoben hatte. Noch am Morgen dieses Tages*) erhielt sie das Sonett: „Die Sehnsucht klagt, von düstrem Flor umwunden"**); sie mußte mich also ganz unverändert glauben. Sobald die Trauung vorüber war, ging ich zu ihr und flüsterte ihr in's Ohr: „Sie sind jetzt glücklich; befördern Sie nun auch das Glück Ihres Freundes. Ich liebe Helenen***) bis zum Wahnsinn; wollen Sie nicht ein gutes Wort für mich einlegen?" Diese Helene war ein schönes Mädchen und damals die Braut meines besten Freundes. Ich werde Ihnen noch nachher von ihr erzählen. — Meine enttäuschte Laura war Anfangs versteinert, suchte sich aber bald zu fassen, und ich kam ihr dabey zu Hülfe, weil ich es doch nicht ganz mit ihr verderben wollte. „Seien Sie nicht ungerecht," sagte ich, „seit dem Anfang unserer Bekanntschaft ist's ja unsere beiderseitige Bemühung gewesen, einander zu betrügen, und wir haben uns das ja selbst einmal gestanden. Ich war Anfangs Ihr Schüler; sollte es aber den billigen Meister nicht freuen, wenn er sich von seinem Zögling übertroffen sieht?" Jetzt lachte sie und sagte: „Ich verzeihe Ihnen, denn ich habe schon so lange jene Gesinnung abgelegt, daß es Ihnen leicht seyn müßte, mich zu fangen. Die Sonette bleiben doch mein, wenn sie auch nichts als Studien sind." Sie versprach, Alles für mich zu thun, obgleich ich ihr jenen Vorschlag nur im Scherz gethan hatte und von ihrer Vorsprache nie Gebrauch machen wollte. Wir schieden als die besten Freunde von einander. Seit jener Zeit habe ich sie nur einmal auf eine Stunde hier in Göttingen wiedergesehn."

Anläßlich dieses letzten Besuchs Sophien's in Göttingen erzählt das Tagebuch am 15. September 1812:

„Caecilie liebt mich; ich habe heute einige tiefe Blicke in ihr Herz gethan .... Caecilien's Geist war bey dieser Unterhaltung zu sehr gespannt, und weil alle Spannung jetzt für sie schädlich ist, lenkte ich zu leichteren Gegenständen über, und erzählte ihr endlich von Sophie G., die heute mit ihrem Gatten hier angekommen ist. Ich bemerkte jetzt eine kleine Regung von Eifersucht bey ihr, die ich indeß bald zerstreute. Sophie G ist mir jetzt das nicht mehr, was sie mir als Frau von Witzendorff war. Ich fand diesen Mittag ein Billet von ihr, worin sie mich schleunig zu sich einlud. Leider kam ich zu spät; sie war schon nach Maria-Spring abgefahren, und als ich heute Abend wieder nach der „Krone" kam, war sie eben zum Thee nach Gebsers. Es würde mir doch unangenehm seyn, wenn ich sie nicht sähe; einige schöne Erinnerungen würde sie mir doch immer gewähren, obgleich unser Verhältniß das seltsamste und leichtfertigste von der Welt war. Bey mir lag Eitelkeit und Sinnlichkeit, bei ihr vielleicht bloß Eitelkeit zu Grunde; später, als ich den platonischen und schwärmerischen Liebhaber spielte und sie in meinen Sonetten vergötterte, schien indeß ihr Gefühl auch etwas mit in's Spiel gezogen zu werden. Vielleicht sehe ich sie noch heute."

*) Mitte November 1810.

**) Sonett VIII der oben angegebenen Reihe. Sämtl. poetische Werke. 3. Aufl. Band IV S. 182.

***) Helene Jungblut, damals die Braut und nachmals die Gattin seines Freundes Bergmann.

Die Begegnung fand statt, doch enthält das Tagebuch nichts darüber. Wohl aber finden sich darin einige andere, auf das Verhältnis bezügliche Mitteilungen. So schreibt Schulze am 16. Juli 1812:

„Ich tadelte Caecilien, daß sie keine bessere Ausgabe ihres Lieblingsdichters Klopstock habe und hörte, daß sie bloß die Oden, — den Messias gar nicht besitze. Die Frau von Witzendorff schenkte mir einst eine sehr schöne Ausgabe von dem Messias und den Oden in 6 Bänden. Meine Verhältnisse mit der Witzendorff sind vorbei, und da ich ihr Bild habe, so brauche ich keine weiteren Erinnerungen an sie. Ich schickte diese Bücher heute Morgen Caecilien zum Geschenke, mit dem Bande, das ich ihr gestern genommen hatte, zusammengebunden. In jedem Bande schrieb ich ein Distichon".*)

Am 18. Juli 1812 erzählt er, daß ihm Cäcilie bei einem Spaziergange gesagt habe: „Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mir Klopstocks Werke geliehen haben," und fährt fort: „Das Wort „geliehen" befremdete mich; ich glaubte indeß, sie wolle vor U.**) nicht von der wahren Beschaffenheit der Sache reden und antwortete daher nach einem kurzen Stillschweigen: „Ich mußte Ihnen ja das Band zurückschicken, welches mir neulich am Arme hängen geblieben war." — „Hat die Sophie von Witzendorff alle diese Verse geschrieben, welche vor dem Titel der Bände stehen? Das erste Distichon schien mir von ihrer Hand zu seyn; die übrigen sahen so aus, als ob sie von Ihnen geschrieben wären." Jetzt merkte ich, daß sie über die Bestimmung des Geschenks noch ungewiß war, ich antwortete: „Alle Verse sind von einer Hand; wie konnten Sie hier ein Rätsel finden. Den Klopstock darf man nicht in einem Nachdruck lesen." Weiter wurde über die Sache nichts geredet."

Am 24. Juli bemerkt er in sein Tagebuch:

„Caecilie hatte ein kleines Fieber, und lag in der Nebenstube auf einem Sopha. Sie war unendlich schön und liebenswürdig; wegen ihrer Kopfschmerzen hatte sie ihr Haar aufgelöst. Nächst der Frau von Witzendorff hat sie das schönste Haar, das ich je gesehen habe."

Man sieht, die Geliebte von einst sieht der gegenwärtigen immer wieder über die Schulter.

Am 7. Mai 1813 berichtet er, daß er Adelheid Tychsen, die er nun liebt, von Sophie von Witzendorff erzählt: „Sie weiß ja doch, daß sie nicht meine erste Liebe ist, und hat ein zu gebildetes Gefühl, um es zu fordern. Überhaupt mag es wohl süß seyn, die ersten Gefühle in einem jugendlichen Herzen zu erwecken, aber der Sieg über Jemanden, der schon Erfahrungen hat, bleibt für jedes Frauenzimmer immer ein größerer Triumph, denn bei ihm müssen erst frühere Bilder verlöscht werden, ehe die neuen Eingang gewinnen können." Diese Worte sind geradezu der Schlüssel zur richtigen Erkenntnis des Tagebuchs, so weit es für Adelheid Tychsen bestimmt ist.

Am 13. Mai 1813 berichtet er, daß er, nachdem ihm Adelheid Tychsen ein Anzeichen ihrer aufkeimenden Neigung gegeben, „mit leidenschaftlicher Bewegung" die Ringe von

*) Es sind die 5 Disticha, welche Hermann Marggraff in seiner Biographie: „Ernst Schulze" (Leipzig 1855, S. 113—114) mitgeteilt hat.

**) Ein adeliger Rivale des Dichters um die Gunst Cäciliens.

Frau von Witzendorff und einer anderen Geliebten vom Finger gezogen. „Sie (Adelheid) muß es bemerkt haben, und für dieses Opfer dankbar seyn. Ich werde künftig keinen von beyden mehr tragen."

Am 21. Mai 1813 berichtet er: „Ich ließ Adelheid jetzt noch einige tiefere Blicke in mein Verhältniß mit der Witzendorff thun, von der ich ihr schon früher das Porträt gezeigt hatte. „Sonst kam sie mir sehr liebenswürdig vor", sagte ich, „jetzt denke ich aber anders." — „So etwas ändert sich leicht", sagte sie lächelnd, „haben Sie sie hier bey der Gebser wiedergesehen?" — „Nein," antwortete ich, „aber ich habe eine Stunde allein bey ihr zugebracht." Am 23. September 1813 endlich erzählt er, daß er Adelheid versichert habe: „In meinen zärtlichsten Augenblicken mit der Frau von Witzendorff gaben wir beide doch einander lachend zu, daß an eine ewige Liebe gar nicht zu denken sey. Als ich Caecilien sah, fühlte ich, daß ich nie einer anderen Empfindung Raum geben könne. Da haben Sie den Unterschied zwischen wahrer Liebe und einer anderen, die nur auf äußerer Täuschung beruht; die eine ist Phantasie, die andere Gefühl; die Phantasie schwärmt unruhig in der Außenwelt umher, ergreift mit Heftigkeit jeden Gegenstand, der sich ihr darbietet, verläßt ihn ebenso schnell wieder, und verlangt äußere Nahrung, um zu leben. Das Gefühl wohnt still und häuslich im tiefsten Herzen, nährt sich von sich selbst, und verzehrt sich nie." —

Soweit das Tagebuch. Es wäre von hohem Werte, wenn wir diese Bekenntnisse durch den Briefwechsel Sophien's mit dem Dichter ergänzen und kritisch vergleichen könnten. Leider ist dies nicht möglich. Herr G. hat Sophien's Briefe sofort nach dem Ableben Sophien's vernichtet. Von ihren Briefen an den Dichter ist nur ein einziger erhalten; wir teilen ihn hier mit:

„Celle, am 31. August 1809. Sie wetteten vorige Ostern mit mir, daß ich Ihren Geburtstag vergessen würde. Ich beweise Ihnen jetzt daß Sie Ihre Wette verloren haben. Sie baueten auf meinen Wahlspruch: „Point de mémoire c'est ma philosophie!" aber wenn uns in der Freundschaft das Gedächtniß ebenso sehr im Stiche ließe, als es bei unangenehmen Dingen geschehen soll, so fände ich keinen großen Unterschied zwischen beiden, und soweit werden Sie mich doch kennen, mein Lieber, um nicht zu glauben, ich zählte Ihre Freundschaft zu den Unannehmlichkeiten. Kurz, Sie haben Ihre Wette verloren, und ehe Sie mir das Gedicht, welches Sie mir auf diesen Fall versprachen, nicht schicken, schwöre ich Ihnen foi de coquette, des Tages nur einmal an Sie zu denken. Freilich werden Sie aus dieser Einschränkung den schönen Schluß ziehen, daß ich sehr häufig an Sie denken muß. Indessen sage ich Ihnen, um Sie nicht stolz zu machen, daß ich mich ebenso oft Ihrer Sonderbarkeiten als Ihrer Vorzüge erinnere. Was das Gedicht selbst anbetrifft, so werden Sie es mir danken, wenn ich Ihnen einige Winke gebe, wonach Sie sich zu richten haben, wenn Sie mir gefallen wollen.

Man sagt mir, ich sei nicht ganz häßlich, und ich bin so gutmütig, es zu glauben. Sie werden also als ein getreuer Diener, comme un chevalier fidèle et galant, nicht verfehlen, die Mücke zum Elephanten zu machen und mich über alle heidnische, türkische und christliche Göttinnen, ja über alle Damen, die gewesen sind, jetzt existiren und noch kommen werden, erheben und mir schuldigermaßen versichern, die reizende Königin von Paphos sei nicht wert, mein Kammermädchen zu sein. Man hat ferner behauptet, ich sei geistreich genug, um in Gesellschaft nicht zu ennuiren, gebildeter, als es sich für mein Geschlecht passe, und witziger oder boshafter vielleicht, als es Manchen, die mit mir umgehen, lieb sei. Auch hievon erlaube ich Ihnen Gebrauch zu machen, nur bitte ich Sie, nichts von meiner Eitelkeit, von meiner Unbeständigkeit, von meinem Leichtsinn und von meiner Neigung, die Leute zuweilen etwas bei der Nase herumzuführen, zu erwähnen; denn Sie würden damit weder mir, noch irgend einem anderen Menschen, der mich kennt, etwas Neues sagen. Daß ich übrigens so kurz schreibe, und Ihnen, vorzüglich an Ihrem Geburtstage, einen leeren Brief schicke, muß Sie nicht befremden. Wer so viele Bälle und Assembléen im Kopfe hat, als es mit mir bei unserer hiesigen Jagd nach Lustpartieen der Fall ist, muß seine Zeit stehlen, wenn er sich mit einem Freunde unterhalten will, und was Sie leider anbetrifft, so kennen Sie ja das Sprichwort: „Was lange währt, wird gut." Adieu, oder gute Nacht vielmehr, denn es ist schon 2 Uhr. Ihre Freundin oder Gebieterin (Wie Sie wollen) Sophie v. Witzendorff.

„Mein Bruder legt diesen Brief mit ein; von Neuigkeiten, die Sie besonders interessiren, ein ander Mal."

Der Brief ist voll unterzeichnet, jedoch der Name dann mit derselben Tinte, mit welcher der Brief geschrieben war, unleserlich gemacht.

Einem Brief, den Sophiens Bruder kurz vor Sophiens zweiter Vermählung am 22. Oktober 1810 an Ernst Schulze richtet, sei folgende Stelle entnommen:

„Wenn Du nicht in einer poetischen Sublimation geschrieben hast, so hat mich Dein Brief unaussprechlich vergnügt gemacht, denn Du schilderst das Glück meiner Schwester mit lächelnden Farben. Gott gebe, daß sie glücklich werde, denn ihr Glück ist mein heißester Wunsch."

Im Stammbuch Ernst Schulze's findet sich Sophie gleichfalls kurz vor ihrer zweiten Vermählung wie folgt eingezeichnet:

„Ich bleibe ewig Ihre treueste wärmste Freundin; es wird mein Glück erhöhen, wenn Sie recht glücklich, recht zufrieden sind."

Celle, am 29. September 1810. S. v. W.

Es war Schulze's Gewohnheit, auf jedes Stammbuch-Blatt irgend einen ironischen Vers, oder einen Spruch, oder doch wenigstens eine biographische Notiz aus seiner Feder zu setzen. Dieses Blatt ist das einzige, welches keine derartige Bemerkung von ihm enthält . . .

Von den Gedichten an Sophie haben wir die gedruckten und in der Sammlung enthaltenen bereits genannt. Von den bisher ungedruckten seien hier zum ersten Male die folgenden mitgeteilt, welche aus der ersten Zeit der Beziehung, den Jahren 1807 und 1808 stammen.

Der Schmetterling und die Rose.
An S. v. W.

Siehst Du, Holde, wie der lose
Schmetterling der Purpurrose
Süße Nektardüfte trinkt;
Wie er schwelget im Genusse
Und wie sie von seinem Kusse
Nicht verwelkt zu Boden sinkt?

Laß uns diesem Bilde gleichen
Eh der Jugend Stunden weichen,
Eh der Liebe Freuden fliehn!
Laß uns tändeln, laß uns küssen
Und berauscht von Hochgenüssen
Werden wir nur schöner blühn.

Die Liebe.

Was ist es, das mit Wonnebeben
Mir die entzückte Brust erhebt,
Wie heißt das Bild, das mit dem Schweben
Der Engel meine Seel' umschwebt?

Was ist es, das bey Mondesglanze
Mein Herz in süße Schwermut hüllt
Und bey dem goldnen Sternentanze
Den Blick mit Wehmutsthränen füllt?

Das mich in Wald und Flur begleitet,
Mich nicht verläßt im Stadtgewühl,
Mir wechselnd Wonn' und Schmerz bereitet,
Bald Trauer und bald Hochgefühl.

Das bald wie Stürme durch's Gefilde
Durch die empörte Seele eilt,
Und bald mit sanfter Frühlingsmilde
Des Herzens tiefe Wunden heilt.

Die Stellen aus den Briefen an die Freunde, welche sich auf Sophie beziehen oder beziehen lassen, werden wir noch gelegentlich nachtragen; sie fügen dem Bild, welches Schulze selbst von seinen Empfindungen zu geben bemüht ist, manchen bezeichnenden Zug hinzu, aber sie ändern die Konturen, wie sie sich aus dem bisher Mitgeteilten vor unser Auge stellen, nicht im Geringsten. Vergleichen wir nun diese Empfindungen mit den Gedichten und Elegien, die Sophie gewidmet sind, so dürfen wir wohl sagen, daß ein ähnlicher Gegensatz zwischen den menschlichen und den poetischen Empfindungen des Dichters, zwischen dem wirklichen Erlebnis und der Dichtung sich mit gleicher Schärfe äußerst selten geoffenbart hat. Wollen wir Schulze aufs Wort glauben, so war es die Tändelei eines eitlen und koketten jungen Mannes mit einem ebenso eitlen, aber noch koketteren Weibe. Und nun sind diese lieblichen Elegieen, diese reizenden Sonette daraus geworden! „Sie sind" — sagt Tittmann von den ersteren mit Recht — „reizende Bilder wahrer Erlebnisse und Schilderungen schönerer Träume; sie sind weder dem antiken, noch dem Goethe'schen nachgeahmt; was er selbst empfunden, wollte er auch auf seine eigentümliche Art darstellen, und bei der Veröffentlichung derselben durfte er mit Recht sagen: „Ob ich wegen des Inhalts zu verdammen sey, ist eine Frage, die nicht vor den Richterstuhl der Kunst gehört."" Von den Sonetten aber wollen wir hinzufügend bemerken, daß sie, wie an Zauber der Form, so an Innigkeit und rührender Tiefe der Empfindung ihres Gleichen suchen. Und nun soll dies Alles nur einem frivolen Spiel sein Dasein verdanken! Auch hier liegt der Schlüssel für die Aufklärung des scheinbaren Rätsels in dem Zweck des Tagebuchs. Es sollte Schulze als den Bezwinger aller Herzen darstellen, als den Mann, der frivol mit jeder anderen Liebe, die ihm entgegengebracht worden, gespielt und nur jene für Caecilien, dann Adelheid, ernsthaft genommen. Ob er in seiner Charakteristik Sophien Unrecht gethan, mag dahin gestellt bleiben; sich selbst that er auch diesmal Unrecht; und je genauer wir seinen Entwickelungsgang verfolgen, je klarer wir sein Wesen erkennen werden, umso deutlicher und unbezweifelbarer wird auch diese Thatsache unserem Blick erscheinen.

Auf die erste Göttinger Zeit zurückgreifend, müssen wir nun allerdings zunächst seiner intellektuellen Ausbildung Erwähnung thun, soweit sie nicht schon in den bereits mitgeteilten Äußerungen aus seiner eigenen Feder, ferner jener seines Bruders August, endlich denen Bouterwek's ersichtlich geworden. Der Biographie des Letzteren entnehmen wir noch die nachstehende Stelle:

„Ich suchte einiges Interesse für Philosophie in ihm zu wecken; er hörte die Logik bei mir, aber dabei blieb es; das eigentliche Philosophiren war und wurde nie seine Sache. Desto eifriger legte er sich auf die alte Litteratur, da er einsah, daß er für die Theologie nicht passe. Sein Vater hatte nichts dagegen, daß er bald die theologischen Studien ganz aufgab, um sich zum Lehrer der alten Sprachen und der schönen Litteratur zu bilden. Aber auch nach dieser Veränderung seines Studienplans interessirte er sich für die Vorlesungen, die er besuchte, nur wenig; was er lernte, verdankte er fast ganz seinem Privatfleiß."

Außer den bisher mitgeteilten Briefstellen werden noch die folgenden, die bisher ungedruckt sind, auch seine geistige Entwicklung deutlicher machen. Der zunächst folgende Brief enthält freilich fast nur Details über solche Dinge, die ihn vom Studium abhielten.

„Vor meiner Abreise nach Celle" — schreibt er aus Göttingen, 6. Dezember 1807 an Georg Olbers — „ward ich nach einem Duell (!) ohne meine Schuld verwickelt, dem ich ohne Schande nicht entgehen konnte. Ich hatte freylich das Glück, meinen Gegner auf der Brust zu verwunden, und selbst unversehrt zu bleiben; aber bey den Zurüstungen zu einem solchen Duell hat man gewöhnlich nicht Zeit und Geistesruhe genug, an etwas Anderes zu denken. Bald darauf reiste ich nach Celle, wo ich in einen Strudel von Zerstreuungen versenkt wurde, der mich nie zum Schreiben kommen ließ. Besonders, ich will es Dir nur gestehen, wurde mein Herz von einem schönen Mädchen unaufhörlich beschäftigt, und Du wirst es selbst wissen, daß der eigensinnige Amor dann einen dichten Schleyer über alle unsere übrigen Verhältnisse ziehet. Da ich überdem wußte, daß ich dem Mädchen nicht ganz gleichgültig sey, und einige zufällige Äußerungen meiner Aeltern und mehre andere Merkmahle mich ahnden ließen, ich sei für sie bestimmt, wie könntest Du mir verdenken, daß ich alles Mögliche that, um mich ihr gefällig zu machen, und nur ganz der Unterhaltung mit ihr und dem Gedanken an sie lebte . . . Du schreibst mir, Du habest eine Abneigung vor der Universität. Warum, mein Theurer? Es ist hier wahrlich das vergnügteste Leben von der Welt. Die Ungebundenheit, wonach der jugendliche Geist so eifrig strebt, ist hier ganz zu Hause. Ein ausgewählter Kreis von Freunden erheitert uns von den Lasten der Studien und macht uns das Leben zum angenehmen Spiele. Wenn man nicht zu sehr auf glänzende Vergnügungen rechnet, kann man hier glücklicher als irgendwo seyn. Ach, komme nur bald" u. s. w.

Das Mädchen dürfte Johanna Taube gewesen sein; wir haben über sie und die Frage, wie weit Schulze mit Recht ein Einverständnis seiner Eltern mit dieser sehr flüchtigen Beziehung voraussetzen konnte, bereits gesprochen. — Volles Behagen atmet auch ein Schreiben an Fritz von Bülow aus Göttingen, 3. Dezember 1807, dem wir folgende Stelle entnehmen:

„Du kannst hier ganz ungenirt seyn, denn ich habe zwei ganz hübsche kleine Stuben, wo Du, wenn Du viel-

leicht etwas zu thun hast, ganz ungestört seyn kannst. Welch' ein Glück, mein Theurer, nach einer so langen Zeit und weiten Trennung wieder vereint zu seyn und neben einander wohnen zu können!

Die Amoretten und Huldgöttinnen,
Sie schlingen um uns den schönsten Kranz
Und der Vergangenheit holder Glanz
Wird durch die Gegenwart neu; im steten Wechsel entrinnen
Die leichten Stunden im fröhlichen Tanz
Und wenn wir dann die müden Sinnen
Durch Schlummer erquickt, soll wieder das fröhliche Fest beginnen.
Zwar lang ist die Trennung und kurz des Wiedersehens holde Zeit;
Doch wahrer Genuß, den Huldgöttinnen geweiht,
Und den süß lächelnden Pierinnen,
Wird selbst in wenigen Stunden zur Götterseligkeit.

O mein teurer Freund, schreibe mir doch bald, ob meine Hoffnung wirklich gegründet ist, oder ob mich ein holder Traum getäuscht hat" u. s. w.

Das nächste Schreiben an Bülow, Göttingen, 19. Januar 1808, geht aus derselben Tonart:

„Also kömmst Du wirklich, mein teurer Freund? O wie erfreute mich gleich der Anfang Deines lieben Briefes, worin Du mir diese süße Versicherung giebst. Ich lief schnell in die andere Stube, um alles so zu ordnen, wie Du es finden solltest, da fiel mir erst ein, daß ich noch ein ganzes langes Vierteljahr Zeit dazu hätte. Doch, wie schnell entflieht dieses nicht, wenn uns die Hoffnung in ihren luftigen Wagen nimmt und uns von einem Tage zum andern weiter kutschiert. Da fährt es sich so leicht und sanft, und unvermerkt ist man am Ziele. O Fritz, wenn ich daran denke, wie wir dann auf dem Sopha zusammensitzen werden, Arm in Arm, bald einen Spatziergang mit einander machen, bald bey glühendem Punsch ein Sokratisches Mahl halten werden, obgleich der alte Sokrates wohl keinen Punsch getrunken haben mag, dann springe ich auf und laufe in der Stube umher und mag weder an Schreiben noch Lesen denken. Was Du mir über meine kleine Streiferey in Amors Gebiet schreibst, ist wie aus meiner Seele geschrieben. Jeanette ist ein höchst gebildetes, höchst liebenswürdiges, und was noch besser ist, ein sehr gutes Mädchen, aber, daß sie dem Ideal, welches ich mir von meiner Geliebten in schwärmerischen Stunden entwarf, ganz gleichkommen sollte, konnte und wollte ich nicht einmal verlangen. Mir scheint es, daß die Ideale jeder Art nur Sporne für die Menschen seyn sollen, um ihnen immer ein größeres Streben nach dem Vollkommenen einzuflößen und sie bis zum letzten Augenblicke des Lebens in Thätigkeit zu erhalten. Glauben sie endlich, ihr Ideal erreicht zu haben, so entflieht es ihnen schnell und winkt ihnen an einem rauhern und steilern Wege, um sie einst in andern Welten zum Tempel der Vollkommenheit zu führen. Warum sollte auch nicht das Ideal einer Geliebten diesen Zweck haben? Es schwebt uns immer vor Augen, zeigt uns unsere Mängel immer im grellen Kontrast mit seiner Vollkommenheit und reizt uns zu ewiger Aufmerksamkeit auf uns selbst, um seiner würdig zu werden. Auch mein Ideal ist gewiß nicht auf dieser sublunarischen Welt zu finden; denn sollte es wohl einen Damon, eine Laïs, eine Aspasia, (erstaunst Du nicht über meine Ruchlosigkeit?) oder besser eine Musarion geben? Ein solches Ideal mag wohl wenigen Menschen vorschweben und wenn Melchior Götze in Hamburg noch lebte, würde er mich gewiß dafür bis in den untersten Höllenpfuhl verdammen, indeß, tel est notre plaisir, sage ich mit den vormaligen Königen von Frankreich und füge noch den alten, ziemlich trivialen Satz hinzu: de gustibus non est disputandum. Übrigens, da ich doch einmal in's Citiren gekommen bin τρέχετε ἐν σταδίῳ ἵνα καταλάβητε τὸ βραβεῖον, wie Paulus sagt, und wenn ihr das Kleinod auch nicht erlangt, nun, so habt ihr doch eure Glieder geübt. Deine Luise*) fängt an, mich zu interessiren, denn wie sollte mich das nicht interessiren, was Dir lieb ist. Wer weiß, ob Deine Seele nicht nach Platons Mythus die Hälfte von der ihrigen ist. Du hättest dann nicht so weit zu suchen, um Deine liebe Hälfte wiederzufinden, als andre Menschen, welche die ihrige vielleicht gar aus dem Mohrenland holen müssen. Doch ohne Scherz, warum zweifelst Du daran, sie je die Deinige zu nennen? Du hast beßre Aussicht als ich, und wer weiß, wie lange Du schon ein holdes Weib im Arme hast, während ich mich noch als ein irrender Glücksritter in der Welt umhertreibe, bis ich vielleicht endlich einmal in Arabien oder Persien mit einer schönen Morgenländerin meine Tage verträume. Du lachst vielleicht, aber wahrhaftig, um in diesen warmen, ich möchte sagen duftenden Ländern leben zu können, gäbe ich viel, denn in Europa ist wenig zu thun. Meine Absicht, einmal Professor zu werden, scheint ohnehin jetzt Schiffbruch zu leiden, wenn die Universitäten unseres Landes, oder vielmehr Westphalens, nach des Herrn Minister Siméon's Planen eingerichtet werden sollen. Dieser Herr hat sich schon verlauten lassen, die Universität Göttingen, welche bisher 75—80000 Thaler gekostet hat, müsse mit 2000 Thalern jährlich unterhalten werden können. Daß für eine Wissenschaft mehrere Professoren angestellt sind, hält er für Deutsche Bêtise, und er glaubt, 3, schreibe drei Professoren wären schon genug. Über die Bibliothek hat er sich geäußert: que faire avec tant de livres? Mehrere Professoren, unter anderm Hugo und Thibaut, haben sich auch schon entschlossen, fort zu gehen, jener nach Frankfurt, dieser nach Heidelberg. Das wird eine schöne Universität werden, vielleicht solch' ein französisches Collège, wo die Studenten in einem Hause unter weiser Aufsicht leben, und die goldene Freiheit, die schönste Frucht des akademischen Lebens, verloren geht. Daß ich in diesem Falle nicht hier bleibe, weiß ich gewiß, aber wohin, das ist die Frage. Doch warum uns vor der Zeit Sorge machen? Laß uns jetzt ein wenig von anderen Dingen reden. Ich will Dir meine Abentheuer erzählen, welche ich auf einer Reise nach dem Harz in diesen Weihnachtsferien gehabt habe. Ich hatte mir vorgenommen, meinen Onkel, den Amtsschreiber Schwarz in Lauterberg, zu besuchen und machte mich eines Morgens mit meiner Jagdtasche und meinem Hieber auf den Weg. Anfangs ging es sehr gut, denn es hatte den Morgen hart gefroren. Als ich aber hinter Ebergötzen in das Eichsfeld, kothigen Andenkens, kam, wurde der Weg so schmutzig, daß ich oft bis an die Knie in den Schlamm gerieth. Zum Unglück hatte ich mich vom rechten Wege verirrt, und watete im ewigen Moraste. Eine halbe Stunde mochte ich wohl von Giebelhausen seyn, als mir das Wasser überall den

*) Eine junge Dame in Berlin, für welche Bülow damals eine schwärmerische Neigung empfand.

Weg versperrte. Ich irrte wohl zwey Stunden immer um das Nest her, ohne hineinkommen zu können, bis mich endlich eine wohlthätige Gottheit in Gestalt eines Schweinehirten über Sumpf und Morast glücklich hinüberleitete und ich erst um 3 Uhr Nachmittags im Wirthshause anlangte. Ich war so abgemattet, daß mein Kopf gleich nach dem Essen auf den Tisch sank und ich erst um 7 Uhr wieder erwachte. In der Dunkelheit noch 4 Stunden zu machen, schien mir nicht rathsam, ich beschloß also, dort zu bleiben. Nachdem ich zu Abend gegessen, und der Sonderbarkeit halber mit meinem Wirthe und ein Paar ehrsamen Giebelhäuser Bürgern Schimmel gespielt hatte, legte ich mich zu Bette. Am andern Morgen sah ich zu meiner großen Betrübniß, daß es die Nacht geschneiet und den Morgen wieder gethauet hatte. Jetzt wußte ich keinen Rath, denn bey solchem Wetter sind die Wege um Giebelhausen ganz grundlos. Endlich rieth mir mein Wirth, ein Giebelhäuser Pferd zu nehmen, es wären, sagte er, hier einige sehr gute Reitpferde. Ich schlug sogleich ein, denn ob ich gleich einen ziemlich erbärmlichen Klepper vermuthete, wußte ich doch keinen anderen Ausweg. Kurz darauf hielt vor dem Hause ein Pferd, welches ich niemals für das meinige angesehen hätte, wenn es mir der Wirth nicht gesagt hätte. Es war ein hohes, mageres Thier, dem der Rückenknochen einen halben Fuß hoch hervorstand. Übrigens war in dem ganzen Neste weder Sattel noch Steigbügel zu bekommen, und ich mußte mich also mit einer alten Pferdedecke begnügen. Nun denke Dir die Figur, welche ich bey dieser traurigen Ritterschaft machte. Ich hatte einen polnischen Rock mit Schnüren, wie man ihn hier jetzt trägt, an, einen mächtigen Hieber an der Seite, eine Jagdtasche auf dem Rücken und von Zeit zu Zeit, bey gefährlichen Wegen, meine Brille auf der Nase. In diesem Anzuge, ohne Sporen, Steigbügel und Sattel, balancirte ich aus Giebelhausen. Anfangs ging es ziemlich gut, als ich aber über den rothen Berg kam, von welchem der Weg nach Lauterberg an einer sehr schroffen Stelle hinabgeht, stürzte meine Rosinante zweimal, jedoch so, daß ich darauf sitzen blieb und mir mein Knie nur einmal an einer Felsenecke etwas quetschte. Endlich, um 3 Uhr Nachmittags, ritt ich in Lauterberg ein, denn es war nicht möglich, mein Pferd aus dem Schritt zu bringen. Dort war nun meine Trübsal zu Ende. Ich verlebte dort beynahe drei Wochen, denn so lange hielt mich der schlechte Weg zurück, sehr angenehm, vorzüglich durch die Gesellschaft einiger artigen Damen aus der Gegend, von welchen Du vielleicht die Mamsell Meyer*), die Tochter des Oberamtmann in Scharzfeld, kennen wirst, weil sie bey der Landrentmeisterin Strube in Pension gewesen ist. Vorzüglich amusirte mich eine Tour nach Oderbrück, welche ich mit einem meiner Bekannten, der sich auch in dieser Gegend aufhielt, machte. Hier blieben wir die Nacht und gingen am andern Morgen über den Rehberger Graben, fast immer bis an die Kniee im Schnee, bis wir endlich nach einer beschwerlichen, für mich aber sehr interessanten Reise in Oderbrück ankamen. Auf diesem Wege, welchen wir einst vereint, mit so vielem Vergnügen, machten, dachte ich lebhaft an Dich. Jede Stelle rief mir das Andenken jener fröhligen Reise zurück. Wir blieben hier die Nacht und gingen am andern Morgen etwas auf den Brocken zu, um zu sehen, ob es möglich sey, ihn zu besteigen. Wir wurden aber bald durch die grimmige Kälte und den ungeheuren Schnee abgeschreckt, und als mein Gefährte plötzlich bis an den Hals in ein Loch mit Schnee fiel, hielten wir es für rathsamer, umzukehren, da wir ohnedem keinen Boten bey uns hatten. Wir kehrten also nach Andreasberg zurück und fuhren noch denselben Abend im Schlitten nach Lauterberg. Während meines dortigen Aufenthalts machte ich gute Bekanntschaft mit dem Herrn Tannhauer in Neuhaus, der uns doch so jämmerlich prellte, und spielte manche Parthie Whist mit ihm, in welchem Falle er dann gewöhnlich eine Zeche doppelt bezahlt erhielt. Doch ich habe Dir jetzt so viel von meiner Reise vorgeschwatzt, daß ich Dich jetzt wohl wieder nach Göttingen zurückführen kann. Du wirst diesen Rückweg mit minderer Beschwerde machen, als ich, der ich im ewigen Schnee 9 Stunden machen mußte und überdem noch das Unglück hatte, daß eine Sohle von meinem Stiefel losriß und ich mit bloßen Füßen, denn Strümpfe trug ich nicht, über Koth und Eis wandern mußte, bis ich endlich spät in der Nacht, bis zum Sterben ermattet, hier ankam. Daß es in Berlin so traurig um die Musen aussieht, hätte ich nicht gedacht. Wie könnte eine Stadt, wo bisher größtentheils die höchste Eleganz, sowohl der Sitten als des Geschmacks, geherrscht hat, so schnell in diese Unempfindlichkeit herabsinken. Doch dieses ist ja leicht einzusehen. Von Herrn Kuhns Institute las ich neulich von ungefähr die Ankündigung in der Berliner Zeitung, und besonders fiel mir der Artikel auf, daß Damen von schlimmem Rufe mit Härte aus der Gesellschaft verwiesen werden sollten. Das wäre doch sehr unvorsichtig von Herrn Kuhn, wenn er sich so viele Feinde machen wollte. Auch würde er viel dadurch verliehren, indem manche Dame, die kein ganz reines Gewissen hat, sich scheuen würde, dahin zu gehen, um nicht öffentlich blamirt zu werden. Doch ich werde abgerufen, ich muß schließen."

Während dieser erste Teil des Schreibens nichts von den dichterischen Plänen Schulze's verrät, äußert sich der Schlußteil, vom 1. Februar 1808, um so eingehender darüber:

„Mein Brief ist ziemlich lang liegen geblieben, doch Du wirst mir verzeihen; ich mußte die Psyche, soweit ich sie fertig hatte, zur Kritik für den Hofrat Bouterwek abschreiben. Du hast mich wahrlich recht beschämt durch die vielen Schmeicheleyen, welche Du mir über die unbedeutenden Fragmente davon schriebst. Ich kenne meine Schwäche zu gut, um nur den Gedanken zu fassen, jemals mit einem Wieland streiten zu können. Ich will mit meinem wenigen Talente so gut Vergnügen verbreiten, als ich kann, aber an Unsterblichkeit zu denken, wäre Thorheit, denn zu einem großen Dichter gehört mehr, als meine geringe Person besitzt. Daß Du Dich über die Ungnade der Musen beklagst, kommt mir wunderbar vor. Wie solltest Du, der Du so viele Talente in Dir vereinigst, erlaube mir, daß ich Deine Schmeicheleyen mit Wahrheiten vergelte, der Du ein so gefühlvolles Herz hast und an der Quelle des Geschmacks wohnst, wie solltest Du nicht ihr vorzüglicher Liebling seyn? Ich kann Dir wahrlich versichern, daß das Studentenleben und der Studentenumgang keine Anlockung für die Himmlischen sind. Wie

*) Marianne, von der wir schon so viel gehört.

glücklich ist der, welchem seine Verhältnisse erlauben, sich aus dem großen Haufen zurückzuziehen und seine Zeit sich und seinen erwählten Freunden leben kann. Auch ich fange jetzt an, dieses Glück zu genießen, nachdem ich vorigen Sommer manche unangenehme Erfahrung gemacht habe. Geschlagen habe ich mich noch nicht, obgleich ich schon dreymal genötigt gewesen bin, jemanden zu fordern; die Sache wurde indeß immer auf Antrieb der Gegenparthey in Güte abgemacht. Daß es wirklich hier etwas schlimm hergeht, ist nicht zu leugnen. Noch neulich war ich bey einem Duelle, wo dem einen die ganze linke Hand, die er aus Unvorsichtigkeit vorhielt, abgehauen wurde. Auch ich erhielt neulich beym Rappiren eine Wunde, welche auch bey einem Duell bedeutend hätte genannt werden können. Mein Gegner hatte nemlich statt des Rappiers einen stumpfen Schläger, womit er mir den ganzen Oberarm bis auf den Knochen aufhieb. Ich revanchirte mich jedoch kurz nachher durch einen Hieb durchs Gesicht, welcher von der Stirn bis ans Kinn herablief, ohne ihm jedoch gefährlich zu seyn. Meine Studien machen mir auch jetzt vieles Vergnügen; die liebe Theologie wird mitunter etwas getrieben, vorzüglich interessirt mich aber diesen Winter das Studium der griechischen Erotiker und Romanschreiber, von welchen ich schon einige durchgelesen habe und in welchen man unter vielem sophistischen Schlamm doch manche schöne Perle findet. Auch die italiänischen Dichter und vorzüglich Ariost und Berni gewähren mir manche glückliche Stunde. Daß Dich der Shakespeare so sehr entzückt, kann ich mir sehr wohl vorstellen. Ich habe mir jetzt eine vollständige gute Ausgabe dieses Dichters angeschafft, welche ziemlich wohlfeil und doch sehr elegant und gut mit Noten versehen ist. Ich schicke Dir hiebey eine kleine Elegie, das Produkt einiger fröhligen Stunden, welche mir eine hiesige Seiltänzergesellschaft verschaffte. Unter ihr befindet sich ein ganz allerliebstes Kind von 6—8 Jahren, eine wahre kleine Grazie. Die schwersten Künste macht sie mit einer unnachahmlichen Leichtigkeit und Dezenz, und lächelt immer so fröhlig dabey, als wären es nur Kinderspiele. Ich konnte mich nicht enthalten, alle Abend das Theater zu besuchen, und als sie bey der letzten Vorstellung für sich und ihren Bruder sammelte, weil verschiedene von den Zuschauern es gewünscht hatten, und ich unglücklicher Weise kein Geld bey mir hatte, steckte ich ihr eine Tuchnadel, welche ich erst vor Kurzem gekauft hatte, an den Busen. Schade, daß sich die Gesellschaft hier nur so kurze Zeit aufhielt. Das kleine Gedicht, wenn Du es anders ein Gedicht nennen willst, ist blos der Ausdruck meiner Empfindungen und ich mache Dich immer lieber mit diesen bekannt, als mit andern, vielleicht bessern Produkten, welche bloße Kinder meiner Phantasie sind."

Über die „*Psyche*", die erste größere Dichtung Schulze's, werden wir später noch zu sprechen haben. Hingegen muß an dieser Stelle der höchst auffallende Gegensatz zwischen dem Brief an Olbers vom 6. Dezember 1807, welcher von einem Duell erzählt, und diesem Schreiben an Bülow vom 1. Februar 1808, in welchem es ausdrücklich heißt: „Geschlagen habe ich mich noch nicht", hervorgehoben werden ... Die „liebe Theologie" ist wohl nur wenig getrieben worden. Die Elegie, von welcher Schulze spricht, liegt dem Schreiben nicht bei; auch wissen wir nicht, auf welches gedruckte Gedicht etwa diese Kennzeichen passen würden.

Einem Schreiben an Olbers, Göttingen, 29. Mai 1808, entnehmen wir folgende Stelle. Nachdem er sich mit Krankheit, den studentischen Unruhen in Göttingen sowie einem Ferien-Aufenthalt seines Stillschweigens wegen entschuldigt, fährt er, in Erinnerung an die vor 2 Jahren in Rehburg gemeinsam verbrachten Tage, fort:

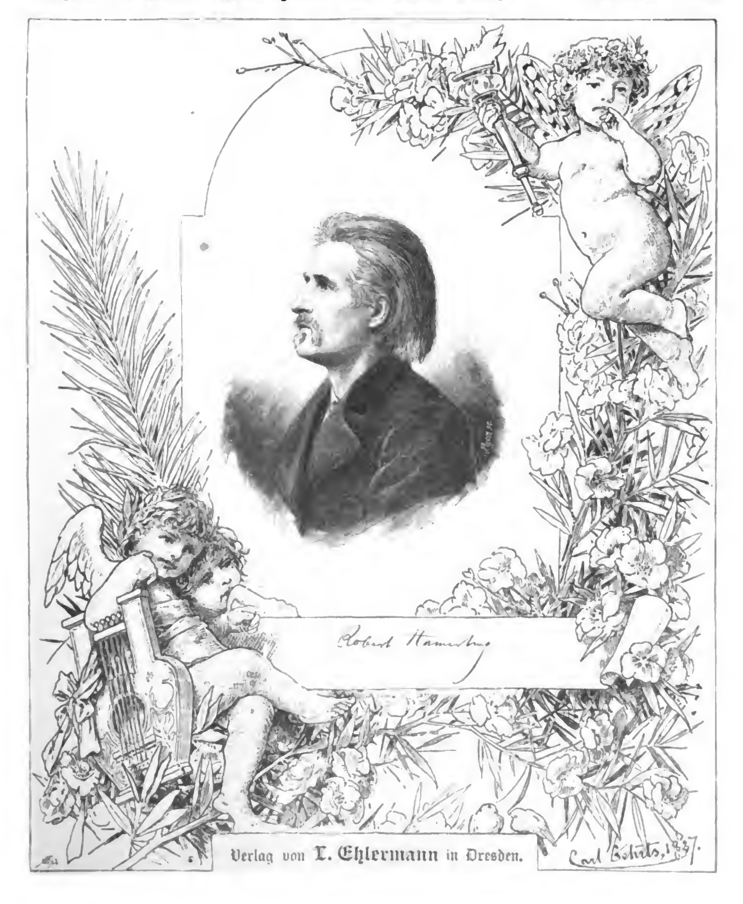
„O kämen sie noch einmal zurück, die herrlichen Tage. Doch was hilft die eitle Klage, da wir doch dem Willen des Geschicks nicht entgegen handeln können. Unannehmlichkeiten, die man nicht ändern kann, muß man so gut als möglich zu ertragen suchen, spricht meine Filosofie. Warum sollten wir uns auch noch mehr Unannehmlichkeiten auf der Welt schaffen, da sie ohnedem schon so voll davon ist. Ich freylich habe eine sehr glückliche Gemüthsstimmung, welche mir alles rosenfarben mahlt, und an jeder Sache, sie sey auch noch so unangenehm, die angenehme Seite auch zu finden weiß. Vor drey Jahren war es noch nicht so, und ich weiß nicht, wem ich diese Stimmung zu verdanken habe, wenn es nicht Wieland ist, welcher mich jene liebenswürdige Filosofie gelehrt hat, die, ohne die Sittlichkeit zu beleidigen, jede, auch noch so flüchtige Freude erhascht, keine uns angebohrne Empfindung wie die Stoiker verbietet, wenn sie nicht ausschweifet und aus Leiden oft Freuden schafft. Wenigstens hat er mir jene verderbliche Schwärmerey entzogen, welche so oft unsere Tage verbittert. Du mußt nicht glauben, daß ich jetzt ganz kalt und gefühllos geworden sey. Nein, jeder gute Mensch muß nach meiner Meinung schwärmen, aber diese Schwärmerey muß sanft und wohlthätig und von der Vernunft gemäßigt seyn. Verzeihe, lieber Georg, daß ich mich hier etwas weit in die Auseinandersetzung meiner Grundsätze eingelassen, doch ich glaube, daß es Dir nicht gleichgültig seyn kann, zu wissen, wie die Denkart Deines Freundes beschaffen sey. Du schickst mir ja jetzt gar nichts mehr von den Kindern Deiner Muse. Ich würde Dir auch gern einige von meinen kleinen Arbeiten schicken, wenn ich jetzt nicht an einem großen Gedichte „*Psyche*" arbeitete, aus welchem ich keine Fragmente ausheben kann. Ich dachte es schon diesen Ostern drucken zu lassen, weil Bouterwek es mir rieth, bin aber nicht fertig geworden. Jetzt wird es wahrscheinlich Michaelis erscheinen. Du fragst mich in einem Deiner vorigen Briefe, ob etwas von mir in einem Almanach gedruckt sey, weil Du meinen Namen darin gesehen habest. Diese Frage muß ich mit nein beantworten. Ich habe nie, weder in einen Almanach noch in eine Monatsschrift etwas setzen lassen, da diese gewöhnlich nur den kleineren und vorzüglich lyrischen Dichtungen gewidmet sind, und ich zu dieser Dichtungsart nicht das geringste Talent besitze. Alles, was ich bisher darin verfertigt habe, sehe ich als *vergessen* an und bitte Dich, alles, was Du von mir in der Art besitzest, als *nicht von mir geschrieben* anzusehn. Hat mir der Himmel etwas Talent geschenkt, so ist es zur *leichten, erzählenden Poesie, welcher ich mich daher jetzt ganz widme.*"

Hier finden wir wieder eine Erwähnung seiner ersten großen Arbeit. Bemerkenswert ist die Selbstkritik der Schlußworte.

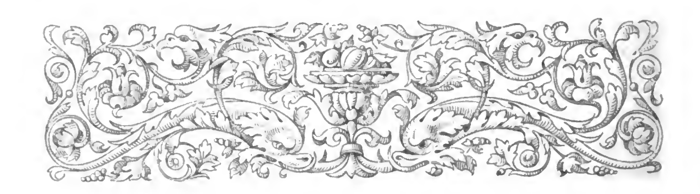
Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.

Deutsche Dichtung.

VI. Band. 11. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. September 1889.



Verlag von L. Ehlermann in Dresden.



Martinus van Krüchten.

Novelle von Ernst Behrend.

(Fortsetzung.)

ie Becker Glocken läuteten das Osterfest ein und die Erde feierte ihre Erlösung aus dem Banne des Winters. Mit wonnigem Jubel riß sie sich das schneeweiße Schlafgewand, das ihr der alte Isländer umgelegt hatte, vom Leibe und schmückte sich mit der vom Lenz, dem edlen Freier, als Morgengabe dargereichten grünen Wat. Krachen berstenden Eises und Heulen wilder Märzwinde, das war die Hochzeitsmusik, die der Bräutigam bestellt hatte. Die Gäste aber, die frühlingsfrohen und frommen Menschen sorgten für Glockenklang und andere sinnige Weisen.

Es ist ein Durcheinanderweben von Gewalt und zarten Regungen, wenn der Frühling kommt. So in der Natur da draußen, so in der Brust des Menschen. Das hatte ganz besonders Martinus van Krüchten erfahren, in dessen Herz der Liebesfrühling eingezogen war, stürmischen Schrittes, in grausamer Lust das bißchen Lebensweisheit, das der Alte im Laufe der Zeit gesammelt, zu Boden tretend — und doch dabei so wärmend und beseligend. Hold und keck ersproß dem Greis die Minne; aber die Sorge, ob er den jungen Trieb nicht mit den Wurzeln ausreißen solle, ehe ein tödlich kalter Reif darauffalle, schuf ihm bitteres Leid.

Und wunderbar! Diesmal begnügte sich der Lenz nicht damit, die Erde, seine alte Flamme, zu verjüngen und die Herzensblume Minne am rechten und unrechten Orte sprießen zu lassen — er hatte sich noch einen Hauptspaß erdacht.

Als die Märzwinde um die Becker Höhe tobten und tollten, fühlte Martinus ein eigentümliches Ziehen und Zerren in seinem Körper. Heftige Schmerzen durchzuckten ihm Gesicht und Glieder und die Gelenke krachten bisweilen ganz von selbst, gerade wie wenn die Sehnen gewaltsam gedehnt würden. Er glaubte, die böse Gicht suche ihn heim, und kroch in das federreiche Himmelbett. Muhme Hendrina mußte Flußketten, Kräuterkissen, Katzenfelle und andere Hausmittel besorgen. Aber Martinus warf den mystischen Kram nach einigen Tagen beiseite und sprang mit hurtigem Satze aus der Lagerstatt bis mitten in die Stube. Die Schmerzen wollten und wollten nicht weichen und — es war doch schnurrig! — sie ermatteten den Patienten auf die Dauer nicht einmal. Nein umgekehrt, er fühlte eine von innen heraus treibende Kraft in Nerven und Muskeln. Nach jedem Schlafe war er mit größerer Pein, aber auch mit dem gleichmäßig größeren Drange erwacht, zu wirken und zu schaffen, zu rennen, zu springen, sich mit Jemandem zu raufen, Halloh zu schreien.

Der Kranke maß mit weiten Schritten das Zimmer und schimpfte laut auf das Zipperlein, das ihn so quälte. Innerlich jedoch schalt er sich einen Narren, weil ihn trotz seines Alters und des gegenwärtigen Ungemachs das brennende Verlangen, die blonde Gesina in die Arme zu schließen und ihr Antlitz mit tausend Küssen zu bedecken, nicht verlassen wollte. Er schalt sich einen Narren, einen Erznarren und — gab sich wieder süßen Träumen hin.

Da zuckte es ihm heftiger, denn je, durch den Leib. Das Traumbild war wie weggeblasen und Martinus knirschte vor Schmerz und Wut mit den Zähnen. Wahrhaftig, er knirschte mit den Zähnen und war entsetzt über sothane Thatsache.

Erst in diesem Augenblicke nahm er wahr, daß ihm in dem Gähren seiner Lebenskräfte ein neues Gebiß gewachsen war.

Wie die Spargelköpfe, unsichtbar dem Auge des Gärtners, unter der Scholle sich formen, dann mit flinkem Stoß die Decke durchbrechen und allsogleich zur Freude des Züchters leckere Reihen auf den Beeten bilden, so hatten sich dem zahnlos gewordenen Alten unmerklich die neuen Zähne geformt und waren mit Urplötzlichkeit als niedlichster Perlenzaun in die Erscheinung getreten: vorläufig allerdings noch recht rudimentär, aber sie waren da — freilich nicht zur Freude des Eigentümers.

Dieser verharrte eine Weile in stummer Bestürzung und faßte dann, mit allmählicher Überwindung seiner Verblüfftheit, zögernd, prüfend in den Mund. Es war und blieb so: Martinus van Krüchten, der Mann mit dem längst vergilbten Taufschein, war von dem lustigen Bruder Lenz in neckischer Schöpferlaune auf eine Art von Babystandpunkt zurückgeführt worden und hatte als sechzigjährige Antiquität — zum dritten Male in seinem Leben — gezahnt.

Das ging ihm doch über Hirnkasten und Hutschnur! Schauderhaft war's! Und mehr noch als schauderhaft: lächerlich, heillos lächerlich! Martinus sah und hörte schon der Nachbarn und guten Freunde und aller sonstigen Neuigkeitskrämer Spott und Hohn über die ungewöhnliche Kinnbackenreparatur, schon stand die Geschichte seiner Verhexung im Nimweguer Kurier, schon suchten Ärzte und Gelehrte das unglückselige Wundertier auf, um es anzustaunen und in ihren Büchern zu beschreiben. Gottverdoria, was für ein Mißgeschick! Er vergaß Gesina und das Frühlingsgefühl seines Herzens und weinte bitterlich über den Possenstreich, den ihm das Schicksal gespielt.

Einige Wochen ließ er sich vor Niemandem blicken. Muhme Hendrina mußte ihm das Essen durch die halbgeöffnete Thür ins Zimmer reichen und er selbst wirtschaftete in seinem Revier herum, polternde Herrschaft und gequälte Besenschaft in einer Person. Aber auf die Länge ließ sich das nicht aushalten, zumal sich die Schmerzen bald wieder verloren hatten. Und als eines schönen Tages die Sonne in das Fenster lachte, gar lieb und freundlich und durchaus nicht so höhnisch, wie es ihm nach dem Eintritt des närrischen Ereignisses anfänglich gedäucht hatte, da machte er sich fertig, um wieder unter Menschen zu gehen, vor Allem aber seinen bewährten Freund, dem Doktor Kox van Pynappel in Nimwegen zu besuchen und ihn um Aufklärung über das Wunder zu bitten.

Als er die Treppe hinabstieg, begegnete ihm im Hausflur Gesina, die ihn während seiner Zurückgezogenheit noch weniger zu Gesichte bekommen, als die Mutter. Ein „Ah!" in der höchsten Oktave war Alles, was sie verlautbarte. Die Hände wie zur Abwehr vor sich streckend, starrte sie den Ohm an, welcher verschämt lächelte und hierbei ein Gebiß zeigte, ein Gebiß so tadellos, als sei es eben aus dem Atelier des besten Nimwegener Dentisten hervorgegangen. Worüber Sintje sich so entsetzt hatte, war gleich wohl nicht dies Gebiß, denn das hatte sie erst nach ihrem Aufschrei zu sehen bekommen, sondern das auch im übrigen verwandelte mannesfrisch gewordene Aussehen des Ohms. Um zwanzig Jahre verjüngt war er aus seiner Klause hervorgegangen. Strammheit der Haltung und Schwung der Bewegungen, als er die Stiege herunterkam, bezeugten eine erfreuliche Wiedergeburt des äußeren Menschen. Selbst Haar und Bart hatten in den Tagen des Einsiedlertums geschichtet; die silberfarbene hatte einer Garnitur von so dunklem Glanze Platz gemacht, daß der Verdacht, ihr Besitzer habe den gediegensten Färbesaft der Welt gebraucht, kaum abzuweisen war.

Dennoch Alles, Alles dieses unverfälschte, wennschon siebenmalsiebenzigmal verrückte Natur!

* * *

Ohne sich unterwegs umzuschauen, begab sich Martinus nach Nimwegen zum Doktor Kox van Pynappel. Dieser sah den zögernd Eintretenden frageweise an, als wünsche er zu erfahren, „mit wem er das Pläsier habe." Er erkannte ihn jedoch alsbald an dem Gruße, den Martinus dem alten Freunde bot.

„Kiekemeskieke!" („sieh' 'mal sieh'" — beliebte Nimwegener Redensart) war des Doktors Gegengruß. „Seid Ihr's wirklich, Martinus? Wie seht Ihr aus? Was ist mit Euch vorgegangen? Wo ist der Jungbrunnen, in dem Ihr gebadet habt? Oder besitzt Eure Hauswirtin etwa ein Pisdisje (Alraunmännchen), welches Euch zu einem neuen Adam verholfen hat? Oder sollte sie Euch gar", fuhr er, die Stimme erhebend und mit dem Finger drohend, fort, „sollte sie Euch gar einen Liebestrank eingegeben haben, daß Ihr so bräutigamsmäßig einherstolziert?"

Bei der letzten Frage fühlte Martinus etwas wie einen Gewissensbiß und erwiderte in kläglichem Tone, der gar nicht zu seiner frischen Erscheinung stimmte:

„Ach, Mynheer Doktor, laßt das Scherzen und ratet mir lieber in meinem Unglück. Nein, nein! Wie ist es mir doch schrecklich ergangen! Seht mich nur einmal näher an!"

„Nun ja, hm, hm", meinte der Doktor, als er den blühenden Leichnam genauer untersucht und sich eingehenden Rapport erstatten lassen, „'s ist Alles echt und — hm, hm, so was erlebt man schon. Hab's allerdings heut' zum ersten Male gesehen, aber gehört und gelesen hab' ich schon öfter davon. ‚Redentitio senilis' sagen wir Ärzte, richtig, „redentitio senilis: Abnormer Zustand, besteht in einer Schichtung der Zähne während des Greisenalters und ist mitunter von sonstigen Veränderungen des Organismus begleitet" — da habt Ihr's! Also redentitio senilis, Freund Martinus! Kurios ist es, das läßt sich nicht leugnen, trotz alledem — ich würde sagen: Kopf hoch, lieber Freund, wenn Ihr ihn nicht schon so hoch trügt. Jedenfalls freut Euch, wie Ihr nur könnt. 's ist ein Zeichen überschießender Lebenskraft, was Euch da auf Stirn, Brust- und Buckelschild geschrieben steht und mancher gäb' wer weiß was d'rum, könnt' er in Euren Semestern so schlank und rank durch's Leben gehen. — Kiekemeskieke! Ihr seid ja ein wahres Prachtstück neuester Renaissance; aber die grämliche Miene müßt Ihr ablegen, die paßt wahrhaftig nicht in diesen Stil. — He, Grietje!" rief er dann zur Thüre hinaus, „eine Bouteille Medoc und zwei Gläser! — Ihr werdet mir die Ehre anthun, Martinus, und mit mir auf Euer ferneres Wohlergehen anstoßen. Doch mit dem Verjüngen müßt Ihr nun aufhören, das sag' ich Euch, sonst komm' ich mir gegen Euch bald gar zu großvaterhaft vor und wenn Ihr's so weiter treibt, muß ich Euch beim nächsten Besuch schon auf meinen Knieen reiten lassen, hopp, hopp, hopp!"

„Maria und Josef, wär's möglich!" unterbrach Martinus in heller Angst den Redefluß des schelmischen Doktors.

„Ja, Mynheer', sagte dieser lächelnd, „doch es giebt ein Rezept dagegen und das besteht darin, daß Ihr die Flasche hier mit mir leert."

Sie stießen an und tranken und der gute Rotwein sowie die heitere Sicherheit des Arztes, mehr noch als dessen gelehrte Auseinandersetzungen, brachten Martinus bald in ruhige Gemütsverfassung. Der Doktor redete ihm ernst zu, sich mit seinem merkwürdigen, nun einmal unabänderlichen Zustande zu befreunden und schloß seine Trostpredigt mit dem Ausruf:

„Kiekesmeskieke! Das sollte mir passieren! Wißt Ihr, was ich dann thäte? Ich alter Witmann ginge sofort wieder auf die Freite und ich wette tausend Gulden gegen einen, die schönsten Mädchen Nimwegens würden sich um mich reißen, wie Kinder um einen vergoldeten Niklasapfel. Ei, was das nun eben für ein Blitz aus Euren Augen war! Alter Jüngling, seid Ihr am Ende auch schon auf die Idee gekommen? — Ihr schweigt? — Da haben wir's! Außen grünt's und innen loht's. Was ist da nun Wirkung und was Ursach'? Na, mir soll's gleich sein. Jedenfalls, mein junger Alter, komm' ich zu Eurer Hochzeit!"

Nachdem sich Martinus durch den fröhlichen Arzt zu der Meinung hatte bekehren lassen, daß ihm kein Leid, vielmehr eine schätzenswerte Wohlthat widerfahren, ging er von dannen, kerzengerade gerichtet, wie es einem Manne von seinem scheinbaren Alter zukam, und kaum verwundert, daß viele Leute, die ihn früher gut gekannt, jetzt wie an einem Wildfremden an ihm vorbeigingen. In der „Port van Kleef" freilich, wo er ansprach, um einen Klaren zu trinken und die Kontjes wie ehedem zu knabbern, und wo er eine Flasche von auffälliger Dicke kaufte und in seine Rockschoßtasche steckte, wurde der langjährige Stammgast bald erkannt und von Barth Peters, dem labespendenden Wirte, mit unbegrenztem Staunen bedient. Auch der Gruß, mit welchem ihn der brave Barth hernach zur Thüre hinausgeleitete, war von ganz anderer Art wie sonst: ein Gemisch von Ehrfurchts- und Dankesbezeugung. Der fromme Wirt sah in dem mystisch veredelten Mynheer Martinus bereits den künftigen Heiligen, Zint Märten II (Sanct Martin), durch dessen Fuß die Schwelle des Genevertempels nunmehr für alle Zeiten geweiht worden.

Jetzt hatte dieser wunderliche Heilige die Stadt hinter sich und flog dem trauten Neste, das ihm lange genug eine Bußkammer gewesen, wieder zu. Doch der gute Mut, den er sich heute Nachmittag geholt, hielt nicht lange vor und wich verwünschter Beklommenheit. Martinus blieb stehen und blickte nach Nimwegen zurück, dessen Türme sich von dem Gelb des Abendhimmels in scharfen Umrissen abhoben

Da lag im Westen, wo das Gestirn des heutigen Tages untergegangen, die Stadt, in der er ein langes einsames Dasein abgeschlossen hatte. Und hinter ihm in Osten? Sollte ihm dort, wie die Sonne des nächsten Tages, so auch die Sonne einer später zweieinigen Glückseligkeit aufgehen? Sollte er sich dort, wo er im Spätherbst des Lebens unerbetene Leibeszier und Herzensjugend wieder gewonnen, zum guten Abschluß dieser Wendung das Myrtensträußchen des Bräutigams ins Knopfloch stecken dürfen? — Er seufzte tief und wagte nicht, sich nach der Richtung, die er einschlagen mußte, umzudrehen. Unverwandt blickte er nach Westen, wo der Himmel immer dunkler wurde. Erst als der letzte Schimmer des Sonnenabschieds verflogen und der Horizont überall gleich finster war, riß er sich aus seiner Erstarrung los und setzte die Heimwanderung fort.

Bald fiel ihm des Doktors Zuruf: „Jedenfalls komm' ich zu Eurer Hochzeit!" ein. Mochte der fidele Freund auch gescherzt haben, gleichwohl nahm es Martinus für ein gutes Omen, daß jener so eindringlich vom Freien gesprochen. Überdies kam unser Wandrer zu dem Schlusse: Wenn Du selbst so verliebt bist, daß Du seit Wochen an nichts, als ans Heiraten denkst und wenn ein so gescheidter Herr, wie der Doktor Kox van Pynappel, Dir diesen Gedanken vom Gesicht abliest und ihn in Anbetracht der sonstigen seltsamen Umstände ganz natürlich findet, dann mußt Du doch wohl der Mann sein, der's wagen darf, um die Geliebte des Herzens zu freien. Es haben schon Leute, weit verschlissener, als Du je gewesen, das Glück gehabt, ein holdes junges Weib heimzuführen — warum sollt' es dem stattlichen Mynheer van Krüchten nicht gelingen? Und wie? Hatte Gesina ihn nicht selbst einmal mit den Worten angelächelt: „Ei, Ohm, Ihr würdet einen guten Ehemann abgeben, wenn Ihr freien wolltet." Mußte sie nicht selbst dabei etwas Begehrenswertes an ihm gefunden haben? — Stolz warf er sich bei diesen Gedanken in die Brust und blickte kühn nach rechts und links, gleichsam als wüßte er dort vertarnkappte Zuhörer seines Monologs und wollte sie fragen: He, was meint Ihr dazu? Glaubt Ihr nicht auch, daß der Martinus auf dem rechten Wege ist? Seht Ihr nicht auch schon das gute Ende ab? — Hierauf mußte er wohl von den Geistern eine befriedigende Antwort erhalten haben, denn er nickte ihnen vergnügt zu und verfiel dann, eine lustige Marschweise pfeifend, in richtigen Sturmschritt, der ihn in einer halben Stunde nach Beek brachte.

Zu Hause musterte und bewunderte ihn Hendrina von allen Seiten. Auch sie hatte seine äußerliche Wandelung bisher nicht wahrgenommen und war erst durch Sintje während seines Ausganges davon benachrichtigt worden. So übel er vor einigen Stunden das Angaffen vermerkt haben würde, so wenig störte es ihn jetzt. Es bestärkte ihn sogar in seiner guten Laune und mit verschmitztem Augenzwinkern überreichte er der Muhme die Flasche, die er in Nimwegen erstanden.

„Hier, Drina", sagte er, „habe ich eine Flasche vom besten Champagner mitgebracht, ja, sperrt nur den Mund auf, vom besten mußte es sein in Anbetracht seiner Bestimmung. Also diese Flasche, hört Ihr, verwahrt wohl im Keller. Die wollen wir nächstens zusammen leeren, wir drei, wenn — wenn — na, heraus muß es doch einmal, wenn wir Verlobung feiern!"

In gespannter Aufmerksamkeit schaute er nach Sintje, die, seit sie der Metamorphose des Ohms gewahr geworden, ganz wider ihre Art schüchtern und einsilbig war und, im Hintergrunde verweilend, die Augen nicht aufzuschlagen wagte. Dennoch fühlte sie, wie die Blicke des alten Jünglings brennend auf ihr hafteten.

Ihr Schweigen fiel der Großmutter auf. Diese betrachtete die Enkelin, den Vetter, wieder die Enkelin, nickte der staniolbehelmten Flasche verständnisinnig zu und entfernte sich damit in dem erhebenden Bewußtsein, wenn es an der Zeit sein würde, dem guten Martinus gewaltigen Respekt vor schwiegermütterlicher Würde und Hoheit beibringen zu können.

* * *

Heiliger Pankratius, was für ein gestrenger Herr warst du doch heuer! Tückisch hattest du deinen Tag zu einem so hervorragenden Lostage gemacht, daß die ältesten Leute in Beek sich keines ähnlichen entsinnen konnten. Grimmige Kälte lag auf dem Gefieder des Nordosts und hell dröhnte auf dem hartgefrorenen Boden das Holzschuhgetrappel der Kirchwaller. Die erste Blütenspende des Frühlings hatte dein Reif als Opfer gefordert und blaurote Nasen der frommen Beeker und Beekerinnen waren die einzigen Blumen, die du gelten ließest. Gut, daß es ein Sonntag war und die Leute, die sich schon wo-

chenlang an linde Luft und Lenzessonne gewöhnt hatten, nicht an die Feldarbeit brauchten.

Die Dreikönigsmesse war zu Ende. Schnell suchten die Kirchgänger die geheizten Stuben wieder auf und nicht lange währte es, da lagen die Dorfstraße und die seitlichen Gäßchen in unheimlicher Stille. Kein Hund und kein Hahn zeigte sich draußen.

Nur zwei Menschen litt es nicht daheim. Martinus van Krüchten eilte mit Jünglingsschritten nach Nimwegen, um für sich und seine Verlobte die Goldreifen zu bestellen. Muhme Hendrina aber — der war's heut' schier zu eng im Haus. Zu den Nachbarinnen und guten Freundinnen, ihnen die frohe Kunde von der Brautschaft Gesina's mit dem stattlichen Herrn van Krüchten zuzutragen! Wie sie wohl staunen würden! Wie die Botschaft von der Standeserhöhung der ehrsamen Frau Terstappen, der erkorenen Schwiegerahne eines so wohlachtbaren Herrn, den Neid der mit unbegebenen „mooje meisjes" gesegneten Mütter erwecken würde! Wie der Reichtum, der sich fürder nicht nur auf die Enkelin, sondern selbstverständlich auch auf deren einzige Anverwandte wie ein goldner Mantel legen mußte, ihr, der in dieser Hinsicht vom Schicksal bisher arg vernachlässigten und von der Welt deshalb gering geschätzten Wittib Ansehen bei allen verständigen Leuten himmelhoch heben würde! — Auf der Kommode zwischen den Fenstern der Wohnstube stand eine alte Feuerspandose aus Kupfer mit getriebenen Bildern kolonialer Herrlichkeit und einem Spruch darunter: der also begann:

Geld, Geld, dat is de Leus (Losung), Geld is den hoogsten Zegen,
Dorch Geld word alle Ding van Elders hier (von Alters her) gekregen.

Hendrina nahm die Dose zur Hand, las sich den Vers andächtig dreimal halblaut vor und als sie sich ebenso oft gesagt, daß der Dichter die erhabenste Wahrheit ausgesprochen und daß sie selbst es sei, die jetzt jenes lang ersehnten „hoogsten Zegens" teilhaftig werden sollte, ging sie hinaus, in der Runde Herold ihres Glückes zu sein. —

(Schluß folgt.)

Die junge Witwe.

Von der Wiege zum Sarge! Aus Holz sind sie beide,
Das eine zur Freude, das andre zum Leide!
In der Wiege nun berg' ich mein letztes Gut,
Mein Bübchen, deß Vater im Sarg schon ruht.

Wie wußt' er mich zärtlich beim Scheiden zu trösten,
Daß nicht meine Schmerzen in Thränen sich lösten,
Als er sprach: „In der Wiege das herzige Kind
Ist mehr in Gefahr, als wir Seeleute sind.

Fest stehn wir zusammen im Kampf mit den Stürmen,
Wenn uns schwankende Schiff hoch die Wogen sich türmen
Und es wie eine Nußschale schleudern umher:
Unser Mut wächst mit der Gefahr auf dem Meer.

Und im Kampf mit dem Sturm kam ich immer zum Siege,
Doch hilflos allein liegt das Kind in der Wiege,
Wenn ein Unfall es trifft und die Mutter nicht wacht:
Drum sorg' nicht um mich, auf das Kind nur hab' Acht!" —

Sein Wort wahrt' ich treulich im Herzen beständig,
Doch dem Kind kam der Vater nicht wieder lebendig:
Im Nebel geschah ein Zusammenstoß,
Sein Schiff lag zertrümmert im Meeresschoß.

Nur seine Leiche noch ward mir gerettet;
Nun ruht sie im Grab, unter Blumen gebettet.
Des Kindes Wiege, des Gatten Grab:
Dazwischen spinnt sich mein Leben ab! —

Leicht schaukelt die Wiege wie ein Boot auf den Wellen:
Deine Augen, mein Kind, sollen meine erhellen!
Nicht ahnen sollst Du, was das Herz mir zerreißt,
Gern will ich leiden, wenn Du nur gedeihst!

Friedrich Bodenstedt.

Mann und Weib.

Es gleicht der Mann dem sprudelnden Felsenquell,
Der, seine Fesseln sprengend, zu Thale brausend,
Kühn jedes Hemmnis überwindend,
Bahnet den Weg sich zu grünen Matten.

Das Weib ist wie der träumende Alpensee,
Der still dem schönen Tage entgegenharrt,
An dem die goldne Maiensonne
Bräutliche Rosen zum Kranz ihm windet.

Rosa Rübsaamen.

Der alte Baum.

Ein Sonnenstrahl fiel in den hohlen Raum
Des Stamms von einem hundertjährgen Baum;
Da sprach der Baum in goldnen Glanz gehüllt:
Wie ist das Leben doch so licht erfüllt!

Und wieder glänzte unser Baum einmal,
Doch nicht im Sonnenglanz — im Wetterstrahl.
Da sprach er stürzend, rings von Glut umloht:
Doch heller als das Leben ist der Tod.

Rudolf Knussert.

Oswald von Wolkenstein.

Erzählendes Gedicht
von
Angelica von Hörmann.
(Fortsetzung.)

VI. Verrat.

Auf sonn'ger Höhe, rings umgeben
Von einem Garten grüner Reben,
Hebt sich das Schloß von Entiklar.
Der Wand'rer, der auf Thaleswegen
Dem warmen Süden eilt entgegen,
Wird es von weitem schon gewahr.
Hoch ragt der Turm, der altersgraue,
Gar finster drohend auf ins Blaue
Und hält, ein mächtiger Tyrann,
Das heit're Landschaftsbild im Bann.
Von seinen Zinnen überfliegt
Das Aug' der Völkerstraße Zug,
Die manches Heer nach Wälschland trug.
Ihr Lauf um einen Hügel biegt
Und folgt dann hart am Bergeshang
Dem Ufersaum der Etsch entlang,
Bis sie beim Erlenwald verschwindet. —

Wie man gar oft im Leben spürt,
Daß ein Schritt uns ins Dunkel führt,
Wo kaum der Lichtstrahl Eingang findet,
So ist es hier. Die Äste breiten
Sich schattend aus zu beiden Seiten;
Im Buschwerk, im Gestrüpp der Hecken
Kann sich ein Räuber wohl verstecken;
Es rauscht der Fluß und schwächt den Hall
Der Stimme ab an dieser Stelle,
Die, ganz gemacht zum Überfall,
Zu Thaten, die da scheu'n die Helle.

Und wirklich wird im Waldesgrund
Verstohlene Bewegung kund.
Es klingt wie Männerstimmen-Flüstern,
Ein Schnauben bricht aus Rossesnüstern
Und ungestüme Hufe scharren.
Beritt'ne sind's. Im Panzerkleid
Sieht man zur Abenddämmerzeit
Sie lauernd eines Feindes harren.
O Wandrer, hemme deinen Gang!
Ist nichts im Umkreis, das dich warnt
Vor solcher List, die dich umgarnt,
Vor also schmählichem Empfang?
Kein Unkenruf, kein Vogelschrei,
Der mahnt, daß Unheil nahe sei;
Schwillt nicht der Fluß, bricht nicht der Steg,
Verlegt kein Felssturz deinen Weg?
Doch ruhig bleibt's im weiten Rund.

Da reitet aus dem Waldesgrund
Der Führer jener Spießgesellen
Hervor bis zu der Bäume Lichtung,
Zu spähen nach der Straße Richtung.
Man kennt im Abendschein, dem hellen,
Das Antlitz mit den harten Zügen:
Es ist vom Schlosse Vorst der Pfleger,
Sabina's Vater, Martin Jäger.
Im Blicke höhnisches Genügen
Macht er mit rascher Wendung Kehrt
Zu den Genossen wohlbewehrt:
„Er ist's! Der Fuchs geht in die Falle!
Paßt auf und seid gerüstet Alle!
Ihr werdet nah ihn kommen lassen,
Dann drauf und dran! Du, Veidhart, mußt
Schnell seines Rosses Zügel fassen
Und eh' er recht sich wird bewußt,
Reißt ihn der Frey vom Pferd. Ihr bindet
Das Tuch ihm um das Aug' und windet
Die Stricke fest um Füß' und Hände.
Doch gebt nur Acht! Bringt's rasch zu Ende,
Daß er nicht dennoch sich entrafft,
Er ist ein Mann voll List und Kraft!
So schnürt ihr rücklings ihn aufs Roß
Und nehmt ihn mitten in den Troß,
Dann fort, so schnell die Hufe tragen!
Der Schlag gelingt! Uns schützt die Nacht!
Kein Aug' und Ohr wird es erfragen,
Wen wir nach Entiklar gebracht!" — —

Indessen reitet sorglos heiter,
Nachdenklich Ritter Oswald weiter.
Soll er doch Jene wiederschauen,
Die er geliebt in heißer Lust
Als Krone aller schönen Frauen
Und die, wie jetzt ihm klar bewußt
Noch immer lebt in seinem Herzen.
Was sie verschuldet, alle Schmerzen,
Die tiefe langgetrag'ne Wunde,
Ihr ganzer schändlicher Verrat,
Vergessen ist's seit jener Stunde,

Da sie Versöhnung sich erbat.
Es trägt ihn die Erinnerung
In eine gold'ne Zeit zurück,
In Tage voll von Liebesglück
Und jugendlichem Dichterschwung.
Wie war er einst so selig hier!
Am lauen, klaren Frühlingsabend
Das wohlbekannte Thal durchtrabend,
Spricht jedes Plätzchen ihm von ihr:
„Auf jener waldumsäumten Wiese,
Da hielt ich sie beim Maienfest
Im Reigen heiß an mich gepreßt
Und dünkte mich an Glück ein Riese;
Dort führt ein Pfad zum stillen Grund,
Kaum findet ihn der kund'ge Fuß —
Da raubt' ich ihrem roten Mund
Den ersten halbvergolt'nen Kuß.
Und dort das Wäldchen unterm Schlosse,
Wie oft kam ich auf flinkem Rosse
Des Abends heimlich hergeritten,
Dann ward der Trennung bitt'rer Harm,
Der Liebessehnsucht glühend Bitten
Gar hold gelohnt in ihrem Arm!" — —

Von solchen Träumen ganz erfüllt
Hat Ritter Oswald kaum beachtet,
Daß plötzlich Waldung ihn umnachtet
Und Finsternis den Weg umhüllt.
Da rauscht es im Gebüsch zur Seite,
Er fühlt im Rücken sich gefaßt,
Vom Roß gezerrt mit wilder Hast —
Die Hand ergreift das Schwert zum Streite —
„Ihr Schurken", ruft er, „gebt mich frei!"
Ein Knebel doch erstickt den Schrei,
Der sich entringt noch seiner Kehle.
Bald haben, folgsam dem Befehle,
Die rohen Männer ihn gebunden.
So tief dringt in das Fleisch der Schnitt,
Daß bei dem sausend schnellen Ritt
Wie Feuer brennen seine Wunden;
Doch bloß ein Wimmern kann er finden,
Bis fast vor Schmerz die Sinne schwinden.
Nur wie im Traum vernimmt sein Ohr
Die Brücke donnernd niederfallen,
Der Schlüssel klirrt, es knarrt das Thor
Und Schritte auf dem Pflaster hallen.
Dann fühlt er beim Hinunterschleppen
Den kalten Stein der feuchten Treppen,
Darüber eine Faust ihn stieß,
Und endlich liegt er weltverlassen,
Die Beute Derer, die ihn hassen,
Ohnmächtig in dem Burgverließ. — —

Nach mancher langen Stunde Lauf
Schlägt Oswald seine Augen auf.
Das Tuch, womit sie fest verbunden,
Ist von den Schläfen nun verschwunden,
Auch hat ein Funken Menschlichkeit
Den Mund vom Knebel ihm befreit.
Ein Seufzer ist sein erstes Regen.
„Wo bin ich?" flüstert er mit Grauen.
Wohin auch seine Blicke schauen,
Starrt ihm die Finsternis entgegen
Und Schauder fährt durch seine Glieder:
„Lieg' ich lebendig denn im Grab?"
Nur langsam kehrt Erinn'rung wieder.
„Wer war's, der diesen Streich mir gab?
Wer mochte spinnen solche Ränke?"
Doch sind gefesselt die Gelenke,
Einschneidend brennt der Strick wie Glut
Und aus den Wunden tropft das Blut.
So sucht er mit gebund'nen Händen
Und weiterkriechend gleich dem Wurm
Zu tasten an den Mauerwänden —
Gewiß, er liegt zu tiefst im Turm!
Dann wirft er stöhnend sich zur Erden:
„Soll nimmer mir Befreiung werden
Aus dieser dunkeln Kerkergruft?
Ist Keiner, der die Fesseln bricht
Und mich hinausbringt an das Licht?
Will jener unbekannte Schuft,
Der mich im Wald ließ meuchlings fassen,
Den Hungertod mich sterben lassen?"
Doch Nichts ist's, das ihm Antwort brächte
Auf sein verzweifelnd banges Klagen.
Verschlossen bleibt vor Menschenfragen
Der dunkle Plan der Schicksalsmächte.
Sie zwingt kein leidenschaftlich Wüten.

So sinkt er denn in dumpfes Brüten.
Gleich einer Schnecke kriecht die Stunde,
Zur Ewigkeit wird die Sekunde.
Doch mählich hebt sich's an zu regen,
Von oben aus des Schlosses Hallen
Hört man's wie leise Tritte schallen,
Von ferne klingt der Morgensegen.
Und sieh! Hoch an der Mauer bricht
Durch eine Ritze schwaches Licht.
Auch der Gefang'ne froh betroffen
Beginnt aufs Neue still zu hoffen,
Daß ihm Erlösung nahe sei.
Horch! War's nicht Menschenstimmen-Klang,
Der ferne her in das Ohr ihm drang?
Nun kommen Schritte rasch herbei
Und jetzt, im Ton wie zum Befehle,
Spricht draußen eine Frauenkehle.
Oswald erbebt ins tiefste Mark
Und lauscht mit seligem Erschrecken,
O diese Stimme wäre stark
Genug vom Tod' ihn aufzuwecken.
Die Kerkerpforte wird erschlossen
Und über ihre Schwelle tritt,
Vom Lampenlicht hell übergossen,
Ein Frauenbild mit stolzem Schritt.

„Sabina, Du!“ Ein Freudenschrei
Bricht jubelvoll aus Oswald's Munde.
„Du, Engel, kommst und machst mich frei!“
Er denkt an Fessel nicht, noch Wunde
Und will sich stürzen ihr zu Füßen,
Die Heißgeliebte zu begrüßen.

Sabina's klügelnde Vernunft
Erwog wohl die Zusammenkunft;
Schier aber bebt sie doch zurück
Vor seinem rührenden Vertrauen.
O welch ein schrecklich Wiederschauen,
So wandelbar ist Menschenglück!
Da liegt er mit gebroch'nem Leib,
Erniedrigt bis zum Staube fast,
Den sie geliebt und dann gehaßt
Wie je ein leidenschaftlich Weib.
Wenn Etwas, das Empfindung gleicht,
Beim ersten Anblick sie beschleicht,
Der Stolz bannt jede weiche Regung.
Wie triumphiert ihr hartes Herz!
Sie fühlt kein Mitleid mit dem Schmerz.

Mit spöttisch lächelnder Bewegung
Schaut sie dem Treiben Oswald's nach:
„Herr Ritter, ei gemach, gemach!
Seid Ihr noch stets der alte Schwärmer?
Ihr habt viel Bitternis verkostet,
Ist Eure Lieb' noch nicht gerostet?
Macht Euch die Zeit nur immer wärmer?“
Drauf winkt den Diener sie herbei.
„Den Ritter mach' von Banden frei!
Für seinen Stand geziemt sich's schlecht,
Daß er behandelt werd' als Knecht.
Das Licht laß dort am Nagel hängen!“
Dann mit entlassender Geberde:
„Nun geh', bis ich Dich rufen werde
Und warte droben in den Gängen.“

Oswald wird erdfahl im Gesicht
Und steht versteinert eine Weile.
Ist das Sabina, die so spricht
Und Worte findet, scharf wie Pfeile?
Statt aus dem Kerker mich zu führen,
Muß also bittern Hohn ich spüren?
Doch nein, wir waren nicht allein,
Nicht möglich ist's, sie sprach zum Schein.
Ja, schon als Mädchen war sie klug!
Nie aus der Rede wußte man,
Was tief in ihrem Sinn sie trug.
„Sabina“, fängt er zagend an,
„Ihr habt mich brieflich herbeschieden;
Gemahnend an die alte Treue
Spracht von Versöhnung Ihr und Frieden.
Ich kam, vertrauend Euch aufs Neue.
Statt dessen haben Schurkenhände
Gekerkert mich in diese Wände.
Wo bin ich jetzt? Ist's Euer Schloß,
In das mich nächtlich warf der Troß?
Wißt Ihr den Grund des Überfalles?
Wenn Ihr ihn wißt, erklärt mir Alles.“
Sabina schaut ihn an und lacht:
„Ich hört' es oft, daß allerorten
Gerühmt wird Eurer Klugheit Macht —
Ist man Euch doch zu schlau geworden?
Der Vogel ist ins Netz gegangen.
Ja wißt es nur, der Euch gefangen,
Mein Vater war's mit seiner Schar.
Es thut mir herzlich leid, fürwahr,
Daß man so grausam Euch gepeinigt;
Ich wußt' es nicht und konnt's nicht hindern
Und will Euch gern die Schmerzen lindern.
Doch bis Ihr Euch mit ihm geeinigt
Bleibt Ihr gefangen auf der Feste.
Das Recht zu diesem Schritt uns führt;
Wir wollen nur, was uns gebührt;
Ihr sollt bezahlen bis zum Reste
Die Güter, Wald und Ackerland,
Die Eurer Ahnen freche Hand
Im Lauf der Zeiten uns geraubt,
Mit Zins und Zinseszinsen, merkt!
Wie es durch Jahre sich verstärkt.“

Da schüttelt Wolkenstein das Haupt
Und frägt erstaunt: „Darum dies Spiel,
Die Falschheit, die mich überfiel
Mit also feigem Bubenstreiche?
Habt Ihr bereits ein Wort vernommen,
Daß ich die Schuld nicht gern begleiche?
Bin ich nicht deshalb hergekommen?
Ganz Andres habt Ihr ausgeheckt,
Das Ihr mit schlauem Plan versteckt.“
Wohl taucht in Oswald's Herzensgrunde
Ein Argwohn auf für die Sekunde,
Doch ist der Schleier viel zu dicht,
Den Leidenschaft, noch nie vergessen,
Um die bethörten Sinne flicht,
Die ganze Bosheit zu ermessen,
Die hier im Schloß, so fest ummauert
Mit gift'gen Blicken auf ihn lauert.
Sabina meint in leichtem Ton:
„Ausflüchte das, man kennt Euch schon!
So war auch Eurer Väter Weise.
Die haben, wenn wir lang geharrt,
Von Ziel zu Ziel uns hingenarrt
Und gaben Worte statt der Speise.
Was Wunder, wenn nach List und Schlingen
Man endlich greift, um Euch zu zwingen?“

„Was kümmert mich denn eine That,
Die einst mein Ahn verbrochen hat?
Soll ich für Andrer Sünden büßen?
Wer, der ein Erbteil überkam,
Frägt nach, woher's der Tote nahm
Und stößt es thöricht weg mit Füßen,
Weil Fremden schon vor langen Jahren
Vielleicht ein Unrecht widerfahren?

Und dennoch war ich stets bereit
Zu schlichten jenen alten Streit.
Ihr selber war't dem Plan entgegen,
Den unsre Väter ausgemacht,
Ihn klug und gütlich beizulegen.
Ihr war't zum Weib mir zugedacht,
Ich liebt' Euch heiß, ich kann's beschwören,
Und wär' der Glücklichste gewesen,
Wenn Ihr zum Gatten mich erlesen."

„Jetzt endlich soll ich Wahrheit hören",
Fällt ihm Sabina schnell ins Wort,
„Nun nehmt Ihr selbst die Maske fort.
Das also war die Liebeshitze!
So freilich bliebe ganz bequem
Der fette Raub Euch zum Besitze!
Mir aber war das nicht genehm.
Wie schade, daß Ihr Euch geirrt
Und Rechnung machtet ohne Wirt!"

Oswald's Gesicht erglüht wie Feuer.
„Halt ein, Sabina! Nicht den Spott!
Ich schwör' es beim allmächt'gen Gott:
Nur Du allein, Du warst mir teuer.
Hast Du vergessen jene Zeit,
Da Du in meinem Arm geruht,
Sprach laut nicht meiner Küsse Glut?
Ich war zu jedem Dienst bereit,
Dein kleinster Wink ward zum Gebot.
Um meine Treue zu beweisen,
Ertrug ich stumm der Trennung Not
Und mußt' das heil'ge Land durchreisen.
Du ahnst nicht alle die Beschwerden,
Die dort das Los des Pilgers werden:
Den Wüstenbrand, Durst kaum zu stillen,
Die allwärts lauernde Gefahr,
Ich trug es Alles Deinetwillen.
Doch als ich dann nach Tag und Jahr
Zur Heimat wieder kam gezogen,
Wie schmählich fand ich mich betrogen!"

„Mich dünkt", versetzt Sabina kalt,
„Daß Ihr mit falschen Farben malt.
War denn nicht ich die schwer Getäuschte?
Warum habt Ihr so ernst genommen,
Was nur im Scherz ich von Euch heischte,
Und seid gleich übers Meer geschwommen?
Nicht Liebe schlug in Eurer Brust,
Es war die alte Wanderlust,
Die Euch ins heil'ge Land getrieben;
Ihr unterhieltet Euch wohl gut,
Weil Ihr so lange dort geblieben.
Ich that, was jedes Mädchen thut,
Kehrt der Geliebte nicht vom Wandern:
Ich nahm zum Mann mir einen Andern.
Ihr aber, statt mir zu vergeben,
Wie's doch der echten Liebe Streben,
Statt das zu tragen mit Geduld,
Woran Ihr selbst am meisten Schuld,
Ihr dachtet nur an finstre Rache.
Was ich, so wie Ihr wähnt, gesündigt,
Habt Ihr der ganzen Welt verkündigt,
Vergrößert bis ins Tausendfache;
Habt mir den Meineid zugeschoben,
Auf mich geschleudert Stein um Stein,
Euch aber einen Heil'genschein
Um's eitle Dichterhaupt gewoben,
Als wär't Ihr selber rein wie Gott!
Ihr traft mich mit den schärfsten Pfeilen
Und machtet mich zum Kinderspott
Durch Eure gift'gen Liederzeilen,
Die einem Wespenschwarme gleich,
An Bosheit und Verleumdung reich
Das ganze Land Tirol durchflogen.
„Ein Bürger und ein Hofmann" nennt
Ihr das Gedicht und wen es nennt?
Habt Ihr die Schande recht erwogen,
Die Scham der wehrlos schwachen Frau,
So auf den Pranger hingestellt
Der schadenfrohen Welt zur Schau?
Mein ganzes Leben ward vergällt
Durch dieses schmählichste der Lieder.
Noch fährt's mir heiß durch alle Glieder,
Gedenk' ich jener Zeiten Qual,
Da nachts ich mich vom Hause stahl,
Weil man mit Fingern auf mich wies,
Wenn ich am Tag mich sehen ließ.
Damals gelobt' ich, mich zu rächen.
Und flehtet Ihr mit Thränenbächen
Und läg' im Staub' nun Euer Leib —
Solch' eine Schmach vergißt kein Weib!"

Im Antlitz zornige Erregung
Und dennoch schön in der Bewegung
So steht Sabina, aufgerichtet
Die majestätische Gestalt.
Ihr Busen wogt, die Hand sich ballt.
Sie triumphiert und glaubt vernichtet
Durch ihre zielessichern Worte
Des stolzen Feindes Geisteskraft,
Und wendet rasch den Schritt zur Pforte.

Doch Oswald stürzt voll Leidenschaft
Ihr nach und ruft! „Sabina, bleib'!
Was Du mir vorwirfst, nehm' ich an,
Ich leugne Nichts, ich hab's gethan.
Doch wenn ich Dich verhöhnte, schreib'
Es zu der wilden Eifersucht.
Ermissest Du der Qualen Wucht,
Die mein betrog'nes Herz erfaßte?
Wenn ich Dich heftig glühend haßte,
Die Wendeseite war's der Liebe.
Sie lehrte mich die scharfen Hiebe
Zu führen, Jene zu verwunden,
Die mir noch immer nur zu teuer.
Ich sah mich stark, voll Jugendfeuer,
Doch war der Arm mir lahm gebunden,

Die, der das Leben ich verwelket,
Fand ich an einen Greis gekettet.
Was endlich voll das Maß mir goß,
So daß es schäumend überfloß,
War ein Gerücht, mir zugetragen.
Sabina, laß mich Alles sagen" —
Und Oswald dämpft der Stimme Laut
Zum Flüstern ab, sein Auge funkelt,
Indes er ihr ins Antlitz schaut —
„Es ward im Volke viel gemunkelt,
Daß Ihr dem Herzog nah gestanden,
Daß Ihr vergessen Pflicht und Sitten
Und seine heißen Liebesbitten
Bei Euch erwünschten Eingang fanden.
Ich trug es nicht, die mir entrissen,
In meines Feindes Arm zu wissen" —

„Halt" ruft Sabina zornesbleich.
Dem Zischen einer Schlange gleich
Bebt es vom Munde: „Lügenbrut!"
Dann zwingt sie mühsam ihre Wut
Und spricht voll Stolz ihm zugewendet:
„Ihr habt die Ehre mir geschändet.
Ich schulde einzig Rechenschaft
Dem Gatten, den der Tod entrafft,
Der stets mit Achtung mir begegnet
Und noch im Sterben mich gesegnet.
Doch will ich gern es Euch bekennen:
Der Herzog ist mein Freund; ich kann
Ihn stolz mit diesem Namen nennen.
Er ist ein kühner, edler Mann,
Ein Mann der That und fremd dem Scheine.
Und wär' sein Herz mir hold gesinnt,
Bin ich nicht frei? Darf ich das meine
Nicht schenken Jenem, den es minnt?
Seid Ihr vielleicht ein Tugendspiegel,
Daß Ihr Euch spielt zum Richter aus?
Ihr habt ja selbst ein Weib zu Haus
Und sitzt hier unter Schloß und Riegel,
Von fremder, süßer Frucht verlockt,
Dran lüstern Euer Aug' sich weidet.
Ist Euch das Gänschen schon verleidet?
Eßt aus nun, was Ihr eingebrockt, —
Doch denk' ich Euch nicht hier zu lassen,
Ihr seid mir da zu schlecht verwahrt,
Ich kenn' der Wolkensteiner Art
Und fürchte Eurer Brüder Hassen.
Sie werden's hören bald genug,
Daß man Euch hier in Bande schlug.
Ich will nicht ihre wilde Meute
Leichtsinnig auf den Hals mir hetzen,
Die Zähne an der Burg zu wetzen.
Wo anders berg' ich meine Beute.
Ich werd' Euch drum zu Aller Frommen,
Bis Eurer Pflicht Ihr nachgekommen
Dem Herzog Friedrich übergeben." —

Entsetzen in dem starren Blick
Prallt Oswald auf dies Wort zurück.
„Dem Herzog?" stammelt er mit Beben,
„Dem Herzog, meinem ärgsten Feind?"
Gleich eines Blitzstrahls grellem Licht,
Der plötzlich in das Dunkel bricht,
So wird ihm klar, wie Das gemeint.
Er weiß nun, wer die List ersonnen,
Wer dieser Ränke Netz gesponnen.
Sabina und Sabinens Sippe
Sie waren nur der Fangschnur Enden,
Ein Stärk'rer hielt sie fest in Händen.
Kein Laut kommt über Oswald's Lippe.
Er steht vernichtet, fassungslos,
Die Schmach, das Unglück ist zu groß. —
Stumm, ohne einen Haltversuch
Läßt er das falsche Weib entgleiten,
Das seit den heißen Jugendzeiten
Sein böser Dämon war und Fluch.
Als er dann endlich kommt zu sich,
Steht in dem Kerker er allein.
Da faßt ihn an die ganze Pein
Mit der Beschämung Messerstich.
Ohnmächt'ge Wut den Körper schüttelt,
Er schlägt die Stirne mit der Faust,
Wühlt in den Haaren, wild zerzaust,
Stürzt an die Pforte, dran er rüttelt —
Umsonst — er ist und bleibt gefangen.
Er preßt die fieberheißen Wangen
Aufstöhnend an die kalte Wand.
Es zittern seine wunden Glieder,
Zu Boden sinkt er kraftlos nieder
Und deckt das Auge mit der Hand.

Die Phantasie doch ruhet nicht.
Sie malt ihm schreckensvolle Bilder
Und führt stets quälender und wilder
Sie vor sein geistiges Gesicht.
Er sieht von Neidern sich verhöhnt,
Hört, wie sie Stichelreden tauschen,
Daß er, den Fürsten ruhmgekrönt
Berufen, seinem Rat zu lauschen,
Nun also blöd' und knabenhaft
Von einem Weib ward überlistet.
Er schaut in Fessel sich und Haft
Auf einer Felsburg eingenistet,
Gebrandmarkt mit dem ew'gen Makel,
Gelähmt, zum Müssiggang verdammt,
Indessen sich die Kriegesfackel
Im Vaterland aufs Neu' entflammt.
Sein liebes Heim sieht er berennen
Von einer wüsten Söldnerschaar;
Die Burg, die seine Wiege war,
Erstürmen, brechen, niederbrennen.
Und drinnen weilt sein junges Weib,
Dem er entfloh mit leichtem Herzen,
Verlassen, einsam und in Schmerzen.
Der zarte, unschuldsvolle Leib,

Den zu beschützen seine Pflicht,
Bedroht von jedem rohen Wicht,
Vielleicht ein sprossend zweites Leben
Mit ihr dem Elend preisgegeben.

„O Margarete, armes Kind!“
Und eine Thräne heiß und schwer
Auf die gefurchte Wange rinnt.
Er grübelt schmerzvoll hin und her,
Sucht den Erfindungsgeist zu schärfen,
Baut Pläne, um sie zu verwerfen.
Wohl lange währt die Qual des Armen,
Den also bitt'res Schicksal traf,
Bis endlich nahet mit Erbarmen
Der milde Trostesengel Schlaf,
Und ihn umgiebt für kurze Zeit
Mit Ruhe und Vergessenheit.

VII. Böse Stunden.

Wohl blüht der Lenz um Hanenstein,
Doch drinnen herrscht nur banges Trauern.
Es liegt im gold'nen Sonnenschein
Wie ausgestorben; aus den Mauern
Tönt nimmer Lautenklang und Lied,
Seitdem daraus der Schloßherr schied.
Im Zwinger ruft kein Horn zur Jagd,
Kein Rossetummeln ist zu hören,
Ihr Schäkern lassen Knecht und Magd
Aus Furcht, der Herrin Leid zu stören,
Die droben, jedem Blick verborgen,
Den Tag verweint in schweren Sorgen.
Schon viele Wochen sind vorüber
Und keine Botschaft, keine Zeile
Gab Kunde, wo der Gatte weile.
So kam der schöne Mai, doch trüber
Nur ward's in Margaretens Sinn.
Sie martert sich mit tausend Fragen:
„Wie, wenn um schnöden Geldgewinn
Ihn Meuchelmörder totgeschlagen?
Wenn er gestürzt von jäher Wand?
Ein Feind ihn anfiel, haßentbrannt?“
Wohl jedes Weh, sei's noch so groß,
Wär' besser als dies Zweifellos!
Zwei treue Knappen zogen aus,
Um dem Gebieter nachzuspüren,
Doch nichts konnt' auf die Fährte führen,
Sie brachten keinen Trost nach Haus.
Nun schaut vom Erker früh und spät
Zum Burgweg die Verlass'ne nieder,
Bis Abenddunkel ihn umweht
Und brennend sinken ihre Lider;
Doch neuer Tag und neuer Kummer
Weckt sie aus unruhvollem Schlummer.
Oft springt sie jählings und erschrocken
Vom Lager auf mit wirren Locken
Und starrt hinaus, um – nichts zu finden.

Wie weich und mild ist draußen die Luft!
Bergkirschen blühen und die Linden
Im Hof entsenden ihren Duft –
Rings sproßt des neuen Lebens Fülle,
Jedwede Knospe sprengt die Hülle –
Und einer süßen Ahnung Schauer
Durchzittert Margaretens Brust,
Doch eh' die Deutung ihr bewußt,
Sinkt Alles in die Flut der Trauer. –

Das Lächeln, früher stets zu schau'n
Auf ihrem Antlitz, ist vergangen
Und bleich und schmal sind nun die Wangen;
Der schönen Augen feuchtes Braun,
Das sonst so voll von heitrem Leben,
Erscheint von dunklem Ring umgeben.
Wie oft denkt sie mit heißer Pein
An ihres Vaterhauses Frieden,
Von dem sie jetzt so weit geschieden.
So jung, so hilflos und allein,
Nun preisgegeben dem Geschicke!
Wer giebt der Ärmsten guten Rat
Zu klugem Wort und rascher That,
Damit der Sturm nicht grausam knicke
Die Ranke, die den Stab verloren?

Unsichere Gerüchte kreisen
Von Mund zu Mund; wo sie geboren
Und wann, gelingt nicht zu beweisen.
Die längst vergessene Geschichte
Von jener Schönen, die der Ritter
Besungen einstmals im Gedichte
Und die es ihm gelohnt so bitter
Mit Falschheit und gebroch'ner Treue,
Taucht wieder auf; es heißt, aufs Neue
Läg' Oswald nun in Liebesbanden.
Als Margarete hört die Mär,
Da fällt's auf's Herz ihr zentnerschwer.
Sie denkt, wie Kurt vor ihr gestanden
Und Oswald's Flattersinn geschmält –
Wär's wahr, was Jener ihr erzählt?
Der Brief, gebracht am letzten Morgen,
Den Oswald schnell vor ihr verborgen,
Die Auskunft karg, unglaublich fast,
Des Abschieds rätselhafte Hast,
Die keinen Aufschub wollte dulden:
Dies Alles spricht für sein Verschulden.
Der Argwohn schmerzt gleich scharfem Dorn,
Bringt herbe Kränkung, Scham und Zorn.

Da eines Morgens kommt daher
Ein Bauer, fremd an diesem Orte,
Und fordert Einlaß bei der Pforte.
Es hängt ihm überm Rücken quer
Ein halbzerbroch'nes Instrument,
Das, wie er's läßt heruntergleiten,
Trotz Staub und abgeriss'nen Saiten
Sofort im Schlosse Jeder kennt.
Die selt'ne Form, die schöngebaute,
Bezeichnet es als Oswald's Laute.

Und sieh, gar kunstvoll eingelegt,
Am Griffbrett sie den Namen trägt.
Frau Margarete voller Hast
Forscht wißbegierig aus den Gast:
Wie er zur Laute sei gekommen?
Ob er sie Oswald abgenommen,
Der also rätselhaft verschwunden?
Doch wenig nur ist's, was der Mann,
Der Angsterfüllten sagen kann:
Er hab' die Laute aufgefunden
Am Fluß, nicht weit von Entiklar,
Als er im Feld zur Arbeit war.
Sie lag am Ufer halbzerbrochen
Und mochte sicher schon vor Wochen
Vom steilen Hang gefallen sein.
Weil sie ein kostbar Stück und fein,
Hab' er sie mit nach Haus getragen.
Der Pfarrer aber, hochgelehrt,
Hab' Schrift und Namen ihm erklärt
Und auch Bescheid gewußt zu sagen:
Der, dem zu eigen sie mit Recht,
Sei aus der Wolkenstein Geschlecht.
Doch wie sie aus des Sängers Hand
Zur Etsch geraten auf den Sand,
Vermöge Niemand einzusehen.
Nur daß ein Unglück sei geschehen,
Halt' auch der Pfarrer für erwiesen.
Und weil, so endet sein Bericht,
Er, um Geschäfte abzuschließen,
Nach Brixen müsse vor's Gericht,
Hab' er den Umgang gemacht
Und heut die Laute hergebracht. —

Erst später bei der vollen Kanne
Löst frei die Zunge sich dem Manne.
Er spricht vom Gut, wie er's verwalte,
Vom Heimatthal, von Land und Leuten,
Von Zeichen, die den Krieg bedeuten,
Den man im Volk für sicher halte.
Erst neulich hätten nächt'ger Stunde
Die Ritter von dem Adelsbunde
Versammelt sich auf Greifenstein.
Dort hatte man, um vorzusorgen,
Viel tausend Metzen Korn's geborgen,
Auch Vieh und manches Faß voll Wein.
„In Nonsberg drinnen," fährt der Bauer
Voll Eifer fort, „da geht's schon los.
Schon ist verbrannt das Nest des Spauer.
Sein Hab und Gut ist Asche bloß,
Nun hat des stolzen Ritters Weib
Nichts mehr als das Gewand am Leib.
Ja, bis zum Herbst — was wollt ihr wetten? —
Bricht auch das Etschthal seine Ketten;
Nur kurze Zeit mehr kann es dauern,
Dann macht der Friedel frei die Bauern.
Kein Zehent vom Besitz, dem schmalen,
Giebt's dann dem Zwingherrn mehr zu zahlen!"

Betroffen selbst von seinem Wort,
Das ihm der starke Wein entrissen,
Macht eilig sich der Bauer fort.
Es hält ihn Keiner dienstbeflissen,
Zu tiefst erschrocken und verzagt
Steht das Gesinde, Knecht und Magd:
Soll hier sich auch der Sturm entladen?
Behüt' uns Gott in Huld und Gnaden!
Der Bote, den man ausgesandt,
Nach Schwangau in das Bayerland,
Mußt' ohne Antwort wiederkehren.
Besetzt ist jeder Alpenpaß
Im Oberland, und Waffen wehren
Den Durchgang ohne Unterlaß.
Die Spauer gaben sich verloren,
Nun hat des Herzogs kluger Blick
Burg Starkenberg als Ziel erkoren.
Und bald erfüllt sich ihr Geschick;
Denn ferne der Gebieter weilt,
Der gegen Huß zum Kampf geeilt.
Rings tobt der Aufruhr, Flammen lohen,
Schon zuckt der ferne Wetterschein
Und schwärzer stets die Wolken drohen
Um's herrenlose Hauenstein.
Vielleicht, daß schon am nächsten Tag
Es wehrlos fällt vom Donnerschlag.

So wie es um Gefahr sich handelt,
Scheint Margarete wie verwandelt.
Das ist nicht mehr das Kind, das schwache,
Das hilflos nur nach Klagen greift,
Sie ward zum Weib vom Schmerz gereift
Und mutig führt sie jetzt die Sache.
Sie ruft die Männer in die Halle,
Weist sie zur Pflicht und an ihr Amt
Und von Begeisterung entflammt
Für ihre Burgfrau schwören Alle
Den sichern Tod selbst nicht zu scheuen.
Doch mit dem Häuflein der Getreuen
Unmöglich ist der Widerstand.
Drum schreibt sie schnell mit flinker Hand
Und schickt den zuverläss'gen Träger
An Oswald's Brüder, ihre Schwäger,
Daß diese, wenn auch selbst bedroht,
Ihr Hilfe brächten in der Not.

Doch eh' noch so viel Zeit vergangen,
Daß Jener konnt' ans Ziel gelangen,
Ertönt vom Turm des Wächters Ruf
Und meldet eine Reiterschar.
Schon nahen sie auf flinkem Huf,
Die Wolkensteiner sind's fürwahr!
Herrn Michels Banner winkt inmitten.
Der Hauptmann, der befiehlt dem Troß,
Sitzt wie St. Georg stolz zu Roß,
So stattlich kommt er angeritten.
Er eilt, vom Sattel abzuspringen

Und als er lüftet das Visir,
Der Burgfrau seinen Gruß zu bringen,
Da wallt der blonden Locken Zier
Reich um ein schönes Jünglingshaupt,
Daß fast auch Margarete glaubt,
Es sei der Heil'ge selbst erschienen,
Um hilfreich ihrem Schutz zu dienen.

Der junge Rittersmann berichtet
Vom Schicksal Oswald's sichre Kunde.
„Nun hat das Dunkel sich gelichtet,
Das drüber schwebte bis zur Stunde:
Er liegt zu Vorst in Kerkersnot.
Gefangen durch des Herzogs Tücke!
Sabina, Friedrich's Buhlin, bot
Die Hand zum feigen Bubenstücke.
Am Weg zum Schlosse Entiklar
Verbarg sich ihre Meuchlerschar
Und überfiel ihn nachts im Stillen.
Doch scheint's, daß sich die Falsche scheute,
Selbst zu bewahren ihre Beute,
Drum wurde auf Sabina's Willen
Herr Oswald bald nach Vorst gebracht,
Wo Martin Jäger ihn bewacht.
Denn Dieser ist jetzt Herr im Gau,
Begünstigt von des Herzogs Hand.
Graf Wilhelm zog ins Böhmerland
Und Ursula, die kühne Frau,
Mahnt ganz umsonst den trotz'gen Knecht
An seine Pflicht und an ihr Recht;
Er weiß, die mächt'gen Starhenberge
Sind seit dem Krieg nur schwache Zwerge."

Zuerst wird Margarete bleich,
Dann färbt die Freude ihre Wangen:
„Er lebt! Ihn traf kein Mörderstreich!
Doch weh, er liegt im Turm gefangen!
Und kann die Nachricht Wahrheit sein?
Ward nicht die Laute angetroffen
Am Rand des Flusses im Gestein?"
Noch wagt sie zagend nicht zu hoffen.
Der Ritter ruft voll Zornesglut:
„O falsches Blendwerk, Trug der Hölle,
Ersonnen von der Schlangenbrut!
Die Laute warf man ins Gerölle,
Um uns auf falsche Spur zu bringen.
Man wollt' uns wohl zum Glauben zwingen,
Daß Ritter Oswald dort ertrunken,
Sein Leichnam in der Flut versunken.
Wie schlau es eingefädelt war,
Es wurde dennoch offenbar;
Ein Wandersmann hielt sich versteckt
Zur Zeit der That im Waldesgrunde
Und hat dann Alles aufgedeckt,
Was er erlauscht in jener Stunde.
Als drauf die Nachricht kam zu Ohren
Herrn Michael von Wolkenstein
Hat er und Leonhard geschworen,
Die Rächer solcher Schmach zu sein
Und aus den unverdienten Ketten
Den Bruder kämpfend zu erretten.
Schon nahm der grimme Leonhard
Den Probst von Neustift kühn gefangen
Und hält als Geißel ihn verwahrt.
Der mag nun seine feisten Wangen
Im Turm von Aichach mager kränken;
Denn nimmer wird er los und ledig,
Ehvor nicht auch der Herzog gnädig
Herrn Oswald will die Freiheit schenken."

Die kleine Hand aufs Herz gepreßt,
Als zwänge sie's dadurch zur Ruh',
Hört Margarete bebend zu.
Mit Mühe nur hält sie sich fest,
Es zittern ihre zarten Glieder,
Vom Auge Thrän' um Thräne bricht,
Doch kämpft sie die Gefühle nieder,
Indeß sie leisen Tones spricht:
„Habt Dank für Eure Kunde, Ritter,
Die mir zum Trost, ob sie auch bitter.
Nehmt Wohnung hier, gebietet frei,
Als ob mein Schloß das Eure sei,
Mein und der Treuen Gut und Leben
Sei Eurem Schutz anheimgegeben." –

Seit drinnen wohnt die Kriegerschar,
Kam Regung in den alten Bau,
Der früher still und öde war.
Nun hört man Männerstimmen rauh,
Der Rosse Wiehern, Schwerterklang,
Dazwischen lustigen Gesang
Aus Kehlen derber Waffenknechte.
Die heitern milden Sommernächte
Verbringt im Freien man zum Teile,
Da werden Feuer angefacht,
Man zecht im Kreis, erzählt und lacht
Und scheucht mit Spiel die Langeweile.
Der Ritter aber, fein von Sitte,
Bleibt selten in der Reif'gen Mitte.
Ihm ist nicht wohl beim wüsten Treiben,
Auch dauert ihn die Herrin zart.
Soll traurig sie und einsam bleiben
Hier unter Männern roher Art?
Sie scheint so hold, so sanft und gut,
So engelschön in ihrem Schmerz,
Daß tief es ihm bewegt das Herz.
Wie gern gäb' er für sie sein Blut!
Wenn sie beim Nacht- und Mittagmahl
Ihm schüchtern bietet Trank und Speise,
Bemüht er sich auf jede Weise
Sie zu erheitern, bis ein Strahl
Des Lächelns ihren Mund umschleicht!
O welches Glück, wenn er's erreicht!
Voll Zartheit sucht er jeden Dorn
Von ihren Füßen wegzuräumen,
Ihr leiser Wunsch wird ihm zum Sporn

Und läßt von kühner That ihn träumen;
Fast sehnt er sich nach Kriegsgefahren,
Sie zu beschirmen und zu wahren.
Noch nennt er Mitleid das Gefühl,
Er wähnt sich stark und herzenskühl,
Indeß aus ritterlichem Triebe
Stets mächtiger erwächst die Liebe.

Seit ihr des Gatten Schicksal kund,
Schwand Margaretens Zweifelsqual.
Doch ach, wie schmerzt des Lichtes Strahl!
Es kränkt sie tief, daß er den Grund
Der Reise schlau verborgen hielt,
Daß er, dem kindlich sie vertraut,
Auf den sie, wie auf Gott, gebaut,
Sie schwer getäuscht mit Trug und Schein,
Indeß er zog zum Stelldichein.
Ihr Frauenstolz fühlt sich verletzt,
Weil Oswald sie zurückgesetzt
Der falschen zungenfert'gen Dame.
Wie wohl nun ihrem stillen Grame
Des jungen Ritters Sorge thut,
Der stets ihr nahend ehrfurchtsvoll
Zerstreuung weiß für Leid und Groll.
Oft unbewußt ihr Auge ruht
Auf seiner stattlichen Gestalt,
Dem edeln Haupte, blond umwallt,
Den Zügen, die beim ersten Schauen
Ihr weckten Neigung und Vertrauen,
Doch wenn sich trifft der Blick der Beiden,
Dann senkt den ihren sie befangen
Und heißes Rot deckt ihre Wangen.
Sie schließt sich ein, versucht zu meiden
Den trauten Gast, doch süßes Wehe
Zieht sie zurück in seine Nähe.
Sie kennt sich selber nimmermehr
Was ist's, das schauernd sie ergreift,
Wenn seine Hand an ihre streift?
Verklärt scheint Alles ringsumher
Und selbst im Traume winkt das Bild
Des schönen Jünglings, kühn und mild.
Ein Fühlen, das sie nie gekannt,
Hält sie mit Zaubermacht gebannt,
Doch, wie sich's nennt, sie weiß es kaum
Und frägt nicht; wie ein sorglos' Kind,
Vom Glanz des neuen Lichtes blind,
Lebt sie die Tage hin im Traum.

So leuchtet aus der Wolken Nacht,
Ehvor der Sturm losbricht verheerend,
Ein letzter Sonnenstrahl, verklärend
Das Thal mit wunderbarer Pracht,
Doch aus dem schwarzen Hintergrunde
Droht die gewitterschwere Stunde.

Die Mannschaft tummelt vielgeschäftig
Sich in der Burg, im Hof und Turm,
Um, wann der Feind naht, rasch und kräftig
Zurückzuweisen seinen Sturm.
Wo in den Mauern eine Lücke,
Was schadhaft ist an Thor und Brücke,
Das eilt man auszubessern schnell.
Dann schafft die Waffen man zur Stell',
Die rostbenagt und staubumsponnen
Seit Jahren nimmer sah'n die Sonnen:
Hellbarden, Schwerter, Lanzen, Pfeile,
Und schleift am Stein sie glatt in Eile.
Vom Keller holt man Wurfmaschinen,
Ausspeiend glühendes Metall,
Die oft den Feind gebracht zu Fall
Und prüft, ob sie zum Kampf noch dienen.
So rüsten Alle nach Bedarf:
Der Eine macht die Speere scharf,
Der Andre feilt, ein Dritter hämmert,
Bis spät der Sommerabend dämmert,
Auch Steine werden aufgehäuft,
Bestimmt gleich wilden Hagelwettern
Das Feindeslager zu zerschmettern.
Strohkränze auch, mit Pech beträuft,
Die Köpfe Jener zu verbrennen,
Die frech die alte Burg berennen.

Indes die Männer sinnen Brand
Und Tod, sucht Margaretens Hand
Aus ihrem Schrank das feinste Linnen,
Um zu verbinden mild die Wunden;
Auch weiß sie Salben zu gewinnen
Aus Kräutern, frisch im Wald gefunden,
Damit aufs Neu zum blut'gen Werke
Der Mann gesunde und sich stärke.
Weh aber, wenn das Schloß umstellt
Und bleicher Hunger Einzug hält!
Wie sollen die Verteid'ger streiten,
Wenn siech der Leib und matt das Blut?
Drum seh' sich vor, wer kann, bei Zeiten,
Und fülle seine Speicher gut!
Dem Hauptmann bangt: auf welche Weise
Soll die Besatzung sich ernähren?
Noch unreif sind am Feld die Ähren
Und arm die Bauern rings im Kreise.
Was mühsam man gebracht herein
An Korn und Hafer, Fleisch und Wein
Und in des Kellers Raum geborgen,
Vermag zu scheuchen nicht die Sorgen.
Und diese wachsen jede Stunde;
Flüchtlinge kommen, müd und klagend,
Der Habe Rest am Rücken tragend
Und Jeder meldet böse Kunde.
Oft zeigt sich nachts am Bergesrand
Ein ferner roter Feuerschein,
Unheimlich leuchtend übers Land —
Welch ein Gehöfte mag es sein,
Das dort ein Raub der wilden Flammen
In Schutt und Asche bricht zusammen?

(Schluß folgt.)

Zwei Gedichte von Robert Hamerling.

(Ungedruckter Nachlaß.*)

Einer Fürstin.

(1866.)

Ausströmt von einem hehren Frauenbilde
Ein Hauch von Huld, den alle Welt empfindet,
Schönheit ist mild, und, traun, am schönsten windet
Um stolze Stirnen sich der Kranz der Milde.

Und stark ist Schönheit; mit des Reizes Schilde
Dem strahlenden, erscheint sie; da erblindet
Das Feindliche vor ihr; was hemmt, verschwindet,
Es ebnet alles Rauhe sich und Wilde.

Wo Zaubermacht und Huld so, gottentstammt,
Sich eint der Welt zum Segen, sich zum Ruhme,
Wird manchem Aug' ein Stern des Heils entflammt.

Schönheit ist nur das Blühen einer Blume,
Doch durch die Macht wird sie zum Herrscheramt
Und durch die Huld wird sie zum Priestertume.

An Karl Egon Ebert.

(1871.)

Ein Flüstern und ein Rauschen, ein Säuseln wie im Wald,
Geht durch die Zeitungsblätter — ein Rauschen mannigfalt —,
Ein frühlinghaftes Rauschen — das kündet laut und leis':
Sie wollen Ebert feiern, den edlen Sängergreis.

Sie wollen Ebert feiern, weil er erreicht das Jahr,
Das macht den Mann zum Greise, den Greis zum Jubilar.
Sie wollen Ebert feiern am grünen Moldaustrand —
Sie wollen Ebert feiern, wo seine Wiege stand.

Sie wollen Ebert feiern? Hurrah, das ist mir lieb!
Wer schon so viele Jahre so wenig sagt' und schrieb,
Und ist noch nicht vergessen — der wird's auch nimmermehr!
Der zeigt auch noch der Nachwelt die Stirne licht und hehr!

Sie wollen Ebert feiern? Das ist mir doppelt lieb!
Ja, ja, das rühm' ich doppelt — denn dieser Mann, er schrieb
Sich nicht bloß in die Rinden im deutschen Musenhain,
Der schrieb auch in mein Herz sich mit gold'nem Griffel ein.

Sie wollen Ebert feiern? Hurrah, das soll mich freu'n!
Da hätt' ich Lust zu drängen mich in die ersten Reih'n;
Da hätt' ich Lust zu sagen — doch still, mein Herz, o still!
Wer weiß, ob er heut' Altes, Gewohntes hören will!

Was Du ihm könntest sagen, das ist ihm, traun, nicht neu;
Das hast Du ja gekündet in alter Lieb' und Treu
Seit manchen, manchen Jahren ihm schon so manches Mal —
Lass' heut das Wort den Andern, Du schwindest in der Zahl!

Was Du ihm könntest sagen, heut hat es keinen Wert,
Heut, wo ihm wird des Preises, des Danks so viel beschert.
Sie feiern Ebert heute, wo seine Wiege stand —
Mitfeiert ihn im Stillen das große deutsche Land.

Sie feiern meinen Ebert? Das freut mich, traun, so sehr,
Als ob ich Hausgenosse des Reichbekränzten wär';
Geziemt mir's mitzujauchzen? Stolz bin ich wahrlich schier,
Als ob die ganze Ehre mir selber widerführ' —

Er wallt heut triumphierend auf einem stolzen Roß —
Und ich bin nur ein Knappe, ein Knapp' in seinem Troß.
Wenn schöne Worte klingen, die Menge Heil ihm ruft,
Wir Knappen werfen schweigend die Mützen in die Luft.

*) Wir verdanken die beiden hier mitgeteilten Gedichte der Freundlichkeit des Herrn Dr. Alfred Klaar in Prag, welcher auf Grund testamentarischer Bestimmung über den Nachlaß des Dichters Karl Egon Ebert verfügt und sie in diesem Nachlaß auffand. Das Sonett, bisher ungedruckt, ist an die Fürstin Leontine von Fürstenberg gerichtet, welche mit zu jenen Persönlichkeiten gehörte, auf deren Verwendung der kranke Dichter im Jahre 1866 seines Amtes als Gymnasiallehrer unter Zubilligung einer erhöhten Pension (von 600 fl.) enthoben wurde. In den Tagen, in denen die Fürstin Fürstenberg für den leidenden Dichter eintrat, sandte Ebert das Bildnis der ebenso schönen wie edlen Frau an Hamerling. Die Antwort war das vorliegende Sonett, das von folgenden Zeilen begleitet war: „Ich sende beifolgend eine kleine poetische Inspiration, welche ich dem mir so gütig mitgeteilten Bilde der edlen Fürstin verdanke. Es wird von Ihrem Ermessen abhängen, ob die hohe Dame Kenntnis davon erhalten soll ... In jedem Falle sage ich ich für Übersendung des Porträts den wärmsten Dank und bitte zu glauben, daß ich die Gabe nach ihrem Werte zu schätzen weiß: den poetischen Erguß bitte ich als einen ganz spontanen zu betrachten ..." Es ist mehr als wahrscheinlich, daß das Sonett an seine Adresse gelangt ist: denn in dem bestens verwahrten und wohlgeordneten Briefwechsel, den Ebert hinterließ, findet sich nicht das Originalmanuskript des Gedichtes, sondern nur eine von Ebert's Hand herrührende Abschrift, die hier getreulich wiedergegeben worden ist. — Das zweite Gedicht ist ein Glückwunschgedicht Hamerling's zu Karl Egon Ebert's 70. Geburtstage. Bisher nur in einem Wiener Lokalblatte veröffentlicht, dürfte es den allermeisten Lesern dieser Zeitschrift hier zum ersten Male vor Augen kommen. Es ist im Originalmanuskripte „Graz, 3. Juni 1871" datiert. Hamerling's Festgruß zu Ebert's 80. Geburtstage findet sich in den „Blättern im Winde" S. 182—83 abgedruckt.

Die Redaktion der „Deutschen Dichtung".

Zur Erinnerung an Robert Hamerling.

Von Karl Emil Franzos.

I.

Nur ein Kranz, wie man ihn dem geliebten Toten auf das frische Grab legt, sollen diese Zeilen sein; kein Denkstein, wie für Hamerling ihrer in den letzten Wochen fast so viele aufgerichtet worden, als es in Deutschland Zeitungen und Zeitschriften giebt. Seine Bedeutung als Dichter mit freudigem Danke festzustellen, war eine Ehrenpflicht, welche die „Deutsche Dichtung" unmittelbar nach ihrer Begründung (im zweiten Hefte des I Bandes vom 15. September 1886) zu erfüllen sich beeilte; es war ihr seither wiederholt, so zuletzt vor wenigen Wochen anläßlich des Erscheinens der Selbstbiographie, Gelegenheit gegeben, seine neuen Werke nach Verdienst zu würdigen, und bedürfte es an dieser Stelle einer abschließenden Sichtung des Erbes, welches der hervorragendste dichterische Vertreter des deutsch-österreichischen Stammes seit Grillparzer unserem gesamten Volke hinterlassen, so wäre es doch für solches Prüfen und Wägen jetzt noch nicht an der Zeit; wenigstens will es mir so scheinen Denn der Mann, dessen dunkle leuchtende Augen — diese echten Dichteraugen, die Niemand vergessen wird, der je in sie geblickt — in den Frühstunden des 13. Juli erloschen sind, war nicht bloß ein Dichter von ganz ungewöhnlicher Kraft und Phantasie, sondern auch ein guter, feinfühliger Mensch und mir seit einundzwanzig Jahren ein Freund, der Liebe gab und forderte, Treue mit Treue vergalt. Diese Treue hat sich stärker erwiesen als Zeit und Ferne, ja selbst als die tiefste Kluft, die Männer scheiden kann: die seit einigen Jahren immer sichtlicher hervortretende Wandlung seiner Überzeugungen in einigen Fragen des politischen und sozialen Lebens. Wir wußten beide, daß wir nicht anders konnten, und dem Verkehr blieb die alte Tonart gewahrt. Nur Einiges sei heute aus diesem Verkehr mitgeteilt, nur so viel, als nötig ist, um Allen zu erweisen, welch ein ernster und hochstrebender, welch ein guter Mensch uns in Hamerling dahingestorben ist.

Des Tages, wo ich Robert Hamerling zum ersten Male sah, werde ich nie vergessen. Es war im Oktober 1868; ich war damals seit einigen Wochen Student der Rechte in Graz; die juristischen Kollegien hörte ich selten, die philosophischen zuweilen, meine Hauptthätigkeit aber bestand in der Abfassung lyrischer Gedichte, an deren Veröffentlichung ich Gottlob nie dachte. Der einzige Mitwisser dieser für immer verschwiegenen Verse war ein Kollege aus Österreich Schlesien, der noch viel eifriger, ja wahrhaft beängstigend dichtete, wöchentlich zwei Dutzend Lieder; „es muß sein," pflegte er mir pathetisch zu versichern, „Hamerling sagt, daß mein Talent noch nicht heraus ist — es muß aber herauskommen." Nebenbei bemerkt, ist es dann wirklich „herausgekommen," aber in ganz anderer Richtung; mein lieber, alter „Wenzel" — er heißt in Wahrheit auch mit dem Vornamen anders darf heute wahrhaftig mit sich zufrieden sein. Damals aber hätte er sich vielleicht ein Leid angethan, wenn ihm Jemand gesagt hätte, daß er sich nicht als den einstigen größten Lyriker Deutschlands verehren dürfe; und ich meinerseits hielt ihn wirklich dafür, denn Hamerling las ja seine Verse, empfing ihn fast allwöchentlich, Robert Hamerling, der Dichter des „Ahasver in Rom", der mich kurz vorher in einen wahren Taumel der Bewunderung versetzt „Aber wie bist Du nur an ihn gekommen?" fragte ich. — „Ganz einfach; ich habe ihm meine Verse gebracht und gebeten, sie zu lesen." — „Und warst Du nicht schüchtern?" — „Das schon!" sagte Wenzel lächelnd, „aber das hat sich bald gelegt, denn er war ja noch viel schüchterner als ich!" — „Unmöglich!" rief ich. — „Komm' einmal mit und überzeuge Dich selbst." — Dazu aber war ich nicht zu bewegen, mir begann beim bloßen Gedanken das Herz zu klopfen, und als der gute Wenzel mir einmal sagte, er habe auch eines meiner Lieder an Hamerling gegeben, fühlte ich mich, wie Gretchen, himmelhoch jauchzend und zu Tode betrübt. Zwei Tage später, am 25. Oktober, saß ich mit Wenzel in einer bescheidenen Kneipe in der „Sackgasse" — wir hatten sie „Zum Lessing" getauft, weil uns der Wirt einige Ähnlichkeit mit diesem Dichter zu haben schien — bei einem besonders festlichen Mahle, um meinen Geburtstag zu feiern, der auf diesen Tag fiel; ich hatte mich zu einer Flasche „Schilcher", er zu einem Sonett aufgeschwungen; zum Nachtisch aber legte er ein Blatt vor mich hin, welches ich auch heute noch nie ohne Rührung zur Hand nehme: mit welchen Empfindungen ich es damals betrachtete, sagt kein Wort. Es war jenes Lied von mir und darunter stand: „Das Gedicht scheint mir des Druckes wert. Graz, 25. Oktober 1868. Robert Hamerling." „Und heute hat er das geschrieben?" stammelte ich endlich. — „Nein, vorgestern," sagte Wenzel. „Aber weil ich ihm sagte, daß heute Dein Geburtstag ist, so hat er dies Datum darunter gesetzt. Ich gehe heute um vier zu ihm, willst Du mitkommen? — er hat es ausdrücklich erlaubt!" Ich war aber trotzdem befangen, wie selten im Leben, nicht bloß weil dies der erste berühmte Mann war, den ich sprechen sollte, sondern weil dieser Mann der Dichter des „Ahasver" war. Ich dachte ihn mir jung, schön und stark, wie Apoll, mit einem kühnen, heiteren, genußfreudigen Antlitz — gewiß, dieser Dichter war ein Liebling der Frauen, ein durch jede Freude des Lebens erquickter Mensch — auch arm konnte ja dieser Mann nicht sein, geschweige denn gar schüchtern, wie Wenzel behauptete. Endlich nahte die Stunde und Wenzel geleitete mich in das Haus — es lag in der Nähe des nachmaligen Karl Ludwigs-Rings — zwei Treppen hoch; ein enges Vorzimmerchen und dann eine lichte, aber ärmlich eingerichtete Stube; in der Ecke am Fenster ein Schreibtisch, von dem sich ein überaus hagerer Mann mit langem, halb ergrautem dunklem Haar erhob. „Hier hab' ich ihn mitgebracht, Herr Professor," sagte Wenzel sehr ungezwungen und — wahrhaftig! der Mann vor dem Tisch war wirklich verlegen, er murmelte nur etwas von „Platznehmen". Es dauerte eine Weile, bis wir Stühle gefunden, noch länger, bis ich endlich diese merkwürdigen Züge voll betrachten konnte:

ein hageres, scharf geschnittenes Antlitz von fast wachsgelber Färbung — ach! wie krank er sein mußte! Wäre nicht Wenzel tapfer drauf los gegangen, er und ich hätten wohl geschwiegen; wenigstens dauerte es recht lange, bis er stockend sagte, er freue sich, wenn ihn junge Leute aufsuchten, nur habe er nicht immer Zeit, das heißt — jetzt habe er Zeit, und wir dürften nicht etwa glauben, als ob . . . bis wieder der gewandte Wenzel einfiel. Das wiederholte sich noch einige Male; ich kam aus dem ungemessenen Staunen nicht heraus, nie hat ein Dichter weniger dem Bilde geglichen, das ich mir von ihm gemacht, als mir Hamerling in dieser ersten Stunde erschien . . . Nur einmal belebte sich sein Antlitz, als ich ihm meinen Dank für die Geburtstagsfreude stammelte. „O, das ist gerne geschehen . . . Sie sind hier fremd und so weit vom Hause weg . . . Auch habe ich keine Unwahrheit geschrieben . . . Wenn ich Jedem so leicht seinen Geburtstag . ." Da stockte er wieder, aber das freundliche Lächeln blieb auf seinem Antlitz und die Augen leuchteten geistvoll und gütig. Dann fragte Wenzel, ob man nun wissen dürfe, wie das neue Epos heiße? „Ja, der König von Sion," war die Antwort, und zu mir gewendet fügte er hinzu: „Hexameter — ich habe es oben beim Fuchsbauer (einem Gasthaus bei Graz) geschrieben." Bald darauf gingen wir; die Hand, die er mir zum Abschied reichte, war eiskalt. „Er ist ja todkrank," sagte ich auf der Treppe betrübt. Wenzel nickte stumm. „Es ist mir auch nie so aufgefallen, wie heute," fügte er dann hinzu.

Wie oft haben Hamerling und ich dieser ersten Begegnung gedacht, und das letzte Mal, wo dies geschah — vor mehreren Jahren und in seinem Häuschen im Stiftingthale bei Graz — zog er ein Blatt aus seiner Mappe hervor und sagte: „Es ist Vielen so mit mir gegangen; vielleicht interessiert es Sie, diese Verse zu lesen". Es war das Gedicht „Correggio", welches seither in seinen „Blättern im Winde" erschienen ist. Des Malers Gönner, der „heit're Kardinal", suchte ihn „in Parma's Bann" auf:

‚Bei Gott, der Meister,
Der so begriff das Leben und die Lust,
So aus dem Grund, ich muß ihn seh'n, ihm schau'n
Ins helle Feueraug', und eine Flasche
Vom besten Syrakuser mit ihm trinken!" — — —
Da steigt
Herunter vom Gerüst ein bleicher Mann,
Ein bleicher, stiller Mann, gebückt und hüstelnd,
Das Vorhaupt kahl, das Antlitz abgehärmt,
Das Aug' erloschen, stumm und unbeholfen
Steht er vor seinem Gast . . .
„Ach, Herr Kardinal,
Verzeiht, ich trinke keinen Syrakuser
Noch andern Wein . . . Die schönen Frau'n
Auf meinen Bildern, wißt, die sah ich Alle
Zum ersten Mal, nachdem ich sie gemalt —
Sonst nie und nirgends, nicht einmal im Traum!
Denn meine Träume, Herr, die sind nicht hold.
Manchmal, zumal in meiner Jugend war's,
Da wurde mir für einen Augenblick
Gar wunderlich zu Mut' — da war mir schier,
Als wollte mir das Herz im Leib zerschmelzen
In warmem Lebensdrang und überquellen,
Hinüber in den Licht- und Farbenstrom
Auf meinen Bildern. Mir geschah dabei
So wohl und weh — doch gleich besann ich mich
Und mußte lächeln und des vielen Leids
Gedenken, und ich sagte zu mir selbst:
Correggio, sei kein Thor; Fortuna teilt
Nun einmal so die Gaben: Jenem spinnt
Sie alles Schöne in den Lebensfaden,
Und Diesem giebt sie's in den Pinsel etwa
Und in den Meißel — dann ist all' sein Glück
Nur Stein und Farbe, nur ein schöner Schein
Für and'rer Menschen Aug'! — Ach, wisset, Herr,
Von allen Glorien, welche, wie Ihr sagt,
Um meine Bilder schweben, hat nicht eine,
Nicht eine je mein eignes Sein erhellt,
Und keine wird's erhellen, als die eine,
Die auf des Christen Stirne gießt der Tod
Im letzten Augenblick — der Tod, der mich
Erlöst von aller Not, von aller Qual,
Von jeglichem Gebrest des siechen Leibes,
Von tausendfält'gem Ungemach des Lebens."

Was mich an diesen Versen damals, als sie mir der arme Dulder mit trübem Lächeln in die Hand gab, so tief erschütterte, was mich heute, wo ich sie hierher setze, ergreift, ist ihre ungemeine Wahrheit. Es wäre unmöglich, den Gegensatz zwischen dem Dichter und dem Menschen Hamerling treffender zu schildern; „Correggio" ist ein Gedicht von höchstem selbstbiographischem Werte: nur wer es kennt, wird auch die zuletzt erschienenen „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" recht verstehen.

Ich bin in den nahezu vier Jahren, wo ich in Graz verweilte, an dreißig Male bei Hamerling gewesen — nicht öfter, obwohl er mich immer freundlich zum Kommen einlud. Aus verschiedenen Gründen, vor allem, weil er schon damals oft und schwer litt, zuweilen wochen- ja monatelang ans Bett gefesselt war, und dann, wenn es ihm wieder besser erging, mit dem Durst des Verschmachtenden aus jenen beiden Freudenquellen trank, die ihm geblieben, der Arbeit und dem Genuß der Natur, dem er sich auf langen, einsamen Spaziergängen in der wunderschönen Umgebung der alten Stadt an der Mur hingab. Denn den Verkehr mit Menschen versagte er sich oder er wollte sich doch nicht finden; mit Ausnahme seiner Eltern und einer erprobten Freundin, deren Treue er in den „Stationen" ein Denkmal gesetzt hat, hatte er — wenigstens in jenen Jahren — nur flüchtige Berührungen mit den Grazern; wenige besuchten ihn und er fast Niemand; wandelte er durch die Straßen, so machte man ehrfurchtsvoll Raum und von uns Studenten wenigstens lüftete wohl Jeder den Hut, aber für ihn waren es unbekannte Gesichter und den Laut seiner Stimme haben nicht Viele vernommen. Dies aber war der zweite Grund, der mich nur selten an seine Thür pochen ließ; ich sagte mir, daß der berühmteste Mann der Stadt mit den Besten verkehren konnte, wenn er wollte, folglich wollte er einsam sein. Das war wohl ein Irrtum; vielleicht hinderte ihn nur seine Kränklichkeit, vor Allem aber die schüchterne, spröde Art seines Wesens, vielleicht sehnte er sich nach Menschen nicht bloß mehr als es schien, sondern sogar noch weit mehr, als er sich selbst gestehen mochte und zuletzt in den „Stationen" uns Allen gestanden hat . . . In dem Dritten aber, was mich höchstens allmonatlich den Weg zu ihm finden ließ, habe ich sicherlich nicht geirrt: er war von allen Dilettanten und jungen Versemachern beiderlei Geschlechts, so viele ihrer in Graz gediehen — und ach! auch nach dieser Beziehung hat sich der Boden des Murthals stets sehr fruchtbar erwiesen — überlaufen; an unreifem Volk, dachte ich, fehle es ihm also ohnehin in seinen Sprechstunden nicht, und um mich wenigstens einigermaßen von diesen Quälgeistern zu unterscheiden, habe ich Hamerling niemals etwas von meinen Versuchen gezeigt, ihn nie um sein Urteil, nie um seine

Empfehlung gebeten. War doch auch ohne dieses in unserem Verkehre nur ich unreifer Mensch der Empfangende — und ich war gerührt, als ich in seiner Selbstbiographie eine Erwähnung desselben und die Bemerkung fand, daß ich ihn in jenen Jahren „durch Beweise warmer Ergebenheit verpflichtet". Wie wenig es damit auf sich hat, werde ich später zu erwähnen haben; hier soll zunächst gesagt sein, was Hamerling mir bot.

Vor Allem das Beste, was er zu bieten hatte: den Einblick in die ernste, rastlose Arbeit eines ausgezeichneten Dichters. Höher, als Hamerling, hat unter Allen, die ich seither kennen gelernt, Keiner den Beruf des Dichters aufgefaßt und nicht Vielen ist er als ein so erhabenes, priesterliches Amt erschienen, wie ihm. Dies wird ja auch heute fast allgemein anerkannt und ich erinnere mich, eine einzige Einwendung dagegen gelesen zu haben: den Hinweis darauf, daß er unbedeutende Gelegenheits-Gedichte nicht bloß geschrieben, sondern auch — so in den „Blättern im Winde" — veröffentlicht. Die Thatsache ist richtig, die Folgerung: „wer seinen Beruf hochhält, bewahrt solche Verse in keinem Buche auf", ist falsch; zweierlei ist dabei vergessen: erstlich, daß Hamerlings Kunstverstand, seine Kraft der Selbstkritik nicht gleich groß war, wie seine sonstigen Gaben, ferner aber, daß sein edles Gemüt ihn zuweilen aus Rücksicht für Andere zur Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst bewog. Ich weiß dies aus Briefen, die er mir über die eben genannte Sammlung schrieb: das eine Gedicht sei ja nicht allzu bedeutend, aber die Ehrung eines viel gescholtenen Mannes, dem er eine fröhliche Woche seines Lebens verdanke, ein anderes aufzunehmen habe ihm die Rücksicht auf eine von ihm respektierte Körperschaft bewogen u. s. w. Wenn er in den „Stationen" schreibt: „Ich gehe soweit, der Zuversicht Ausdruck zu geben, daß ich weder in Prosa, noch in Versen jemals etwas Unbedeutendes, Flüchtiges, leichtfertig Hingeworfenes geschrieben", so ist dies objektiv gewiß unrichtig, subjektiv *gewiß* ein *Wahrwort*. An Fleiß und Eifer hat er es niemals fehlen lassen — und wie fleißig war er! Hamerling's Arbeitsweise war in ihrer Art einzig, so pedantisch und — sit venia verbo! — genialisch zugleich, wie ich nie wieder Ähnlichem begegnet. Seine Werke sind fast insgesamt die Frucht Jahrzehnte langer Mühen; das Interesse für Danton z. B. datiert in seine Studentenzeit zurück, der Plan zum „Homunculus", den er dann freilich aufs Gründlichste und, wie ich immer überzeugt war, nicht zum Vorteil des Werkes änderte, wurde 1873 gefaßt. Dämmerten die ersten Umrisse in ihm auf, so suchte er sich zunächst durch eifrigste Lektüre mit dem Stoff vertraut zu machen, und las dabei immer mit der Feder in der Hand, so daß sich seine Notizen und Exzerpte, obwohl er sie stenographierte, doch zu gewaltigen Haufen türmten. Kein einschlägiges Buch war ihm zu umfangreich und zu trocken, als daß er es nicht von der ersten bis zur letzten Seite gewissenhaft durchgearbeitet und den Inhalt mindestens in Schlagworten notiert hatte — und er las dann nicht bloß die Hauptwerke, sondern Alles, buchstäblich Alles, was ihm die Grazer Bibliotheken für seinen Zweck bieten konnten. Wie enorm viel Münsterländisches er z. B. für den „König von Sion" gelesen, deutet er selbst an, und bezüglich einiger Werke, die 1868—72 entstanden, kann ich dies aus eigenem Wissen beifügen; mehr Materialien hätte vielleicht ein Anderer nicht für eine Geschichte der Französischen Revolution oder eine Kulturgeschichte von Alt-Hellas gesammelt, als er für das Drama „Danton und Robespierre" oder seinen Roman „Aspasia". War er aber mit der Vorarbeit fertig, hatte sich ihm das Bild der historischen Persönlichkeit, der Zeit, der Landschaft dichterisch herausgestaltet, dann sah er die Materialien gar nicht mehr an, nicht einmal zur Auffrischung des Gedächtnisses, — sie hatten ihren Zweck völlig erfüllt. Es läßt sich Mancherlei für, Vielerlei gegen diese Arbeitsweise sagen, welche den überlieferten Thatsachen zunächst zu viel, dann wohl zu wenig Beachtung schenkte; mit ihm je darüber zu disputieren, wäre Thorheit gewesen, da sie ihm eben die einzig richtige schien — und nachmachen wird sie ihm schwerlich Einer, schon deshalb nicht, weil ein so enormer Fleiß bei einem frei schaffenden Poeten sich nicht oft wiederholen mag.

Hamerling, schon damals so krank und seither unablässig kränkelnd, war doch wohl der fleißigste Mensch, dem ich je begegnet. Bei seiner Arbeitsweise ist ja schon die Zahl seiner Werke ein Beleg dafür; Dichtungen, die anscheinend nur Kinder der Phantasie und der Laune waren, haben ihm — ob notwendiger oder überflüssiger Weise wäre ja eine müssige Frage — Monate der gewissenhaftesten, nüchternsten Vorarbeit gekostet. So z. B. das Scherzspiel „*Teut*"; ich fand zur Zeit, ehe es entstand, Werke über die Hermannsschlacht, über die deutschen Dialekte, Berichte über Schützen- und Turnerfeste und weiß der Himmel was noch auf seinem Arbeitstische. Die Dichtung selbst entstand dann relativ rasch; auch viele seiner lyrischen Gedichte sind in jener Form, die er ihnen zuerst gegeben, gedruckt worden; freilich ließ er sie dann selten zum zweiten Male drucken, ohne sie durchzufeilen; nicht bloß der „König von Sion", wo er seine stete Mühe betonte und anerkannt wissen wollte, auch *alle* seine anderen Werke sind von ihm bei *jedem* Neudruck immer wieder durchgesehen worden — „ein Dichter, der dies unterläßt, verdient die Freude und Ehre der neuen Auflage nicht," pflegte er zu sagen. Auch auf die rein technische Korrektur verwandte er so viel Zeit und Mühe, wie schwerlich ein Anderer; einer Hilfskraft diese rein mechanische Arbeit zu überlassen oder sie wenigstens mit ihr zu teilen, war er nicht zu bewegen; auch bei der zehnten oder zwölften Auflage nicht. In den Jahren meines Grazer Aufenthaltes ging diese Ängstlichkeit so weit, daß er seinem Hamburger Verleger den Druck in einer Grazer Offizin zur Bedingung machte, nur um drei- oder vierfache Korrektur lesen zu können; später, da er davon abging, klagte er oft, daß die Korrektheit darunter gelitten. Mit Unrecht — wie sich denn überhaupt auch an Hamerling die alte Erfahrung bewährte, daß ein Dichter selten ein guter Korrektor seiner eigenen Schriften ist; so ist z. B. in der letzten Auflage des „König von Sion", von der er versicherte, *die* sei absolut fehlerfrei, ein neuer Druckfehler hinzugekommen, der zu den schauderhaftesten und komischsten gehört, welche der Kobold des Setzkastens je verschuldet.

Mindestens eben so viel Zeit aber, wie für alles Innerliche und Äußerliche seines Schaffens, wandte Hamerling auf die Lektüre. Seine eigene Bibliothek umfaßte freilich „nur 4000 Bände", aber was las er nicht alles: Werke der verschiedensten Wissenschaften in

Meine Lehrer.

O scheltet nicht das Kind, wenn es noch thöricht,
Wenn es noch böse haßt, selbstsüchtig ist
Und mitleidlos, und wenn es lügt und läugnet!
Aus meiner Jugendzeit so manchen Worts,
So manches schnöden Thuns gedenk' ich jetzo
Mit Scham und um Vergebung bitten möcht' ich
In seinem Grabe manchen längst Begrabnen
Für manchen Streich, womit ich ihn gekränkt.
Die allerschlimmste Lehre ließ mich kühl,
Kühl ließ mich selbst das schönste Tugendmuster.
So wär' ich wohl geblieben der ich war,
Hätt' ich im Leben anderweitige
Lehrmeister nicht gefunden, die mich hetzten
Zum Haß des Schlechten mit beißenden Nesseln,
Die Scham und Zartgefühl in mir erweckten,
Bis aus mir ward ein leidlich Menschenkind.
Soll ich sie nennen, diese meine Lehrer?
Nun wohl, vernehmt! Wollt ihr zum Beispiel wissen,
Von wem ich _wahr_ sein lernte? — Von den _Lügnern_,
Den Heuchlern, Schmeichlern, Doppelzüngigen —
Klatschbrüdern und Skandalgeschichtenjägern —
Nicht minder von Phantasten, Phrasendrechslern,
Schönfärbern, geckenhaften Faselhänsen.
Bis in den Grund der Seele so zuwider
Ward mir die Unwahrheit durch alle diese,
Selbst die geringste, daß ich hassen sie
Und meiden lernte für mein ganzes Leben.

Robert Hamerling's Gedicht:

Von wem ich milde lernt'? – Von Splitterrichtern,
Von nachsichtslosen Spöttern, bösen Zungen,
Verläumdern, Lästermäulern – von Zeloten,
Fanatikern – von menschenfresserischen
Meinungstyrannen und Patriotikern! –
Von wem ich lieben lernte? Von den Hassern,
Von Egoisten, Menschenfeinden, Neidern,
Von Seelenmäklern, Herz- und Menschenquälern,
Vivisektoren – seelenlosen Weibern!
Traun, recht als ich erfahren an mir selbst,
Wie weh' Lieblosigkeit, Herzlosigkeit,
Wie weh die Bosheit thut, begann im Tiefsten
Zu dauern mich jedwede Menschenseele,
Die Solches dulden muß, und über's Herz nicht
Bracht' ich es mehr, sie weh zu thun den Andern.
Von wem ich schweigen lernte? Von den Schwätzern!
Von wem ich treu sein lernt'? Von Flatterseelen!
Charakterfest? Von Wind- und Wetterfahnen!
Pünktlich? Von Wortbruchshelden, Schwindelköpfen!
Gesetzt, Leichtsinn, von deinen Ebenbildern,
Ward ich Pedant beinah' der Ordnungsliebe . . .
Habt Dank, ihr meine Lehrer! Was als Lehrgeld
Ich euch entrichtet, nicht zu theuer acht' ich's.
Und traf auf meinem Wege mich so manch'
Unsanfter Schlag und Stoß – Zuchtruthenstreich
Der Lebensschule war's, den ich zuletzt
Dankbar verschmerzte; hat er doch gefruchtet.

Robert Hamerling

„Meine Lehrer". (März 1889.)

den verschiedensten Sprachen, getrieben von jenem Drange nach „Universalität“, nach „Allseitigkeit der geistigen Richtungen und Bestrebungen“, die er in seiner Selbstbiographie oft betont. Für Ethnographie, Geschichte, Geographie war sein Interesse ein besonders reges, leider auch für die Medizin — leider, weil die eifrige Lektüre aller erdenklichen Werke dieser Wissenschaft den kränkelnden Mann nur noch ängstlicher, vor allem aber zum abgesagten Gegner aller Ärzte machte, so daß er nie ihren Rat in Anspruch nahm, der ihm vielleicht mindestens Linderung gebracht hätte. (Über Hamerling's Krankheit, die ihn ein Vierteljahrhundert quälte, enthält die Selbstbiographie sehr ausführliche Mitteilungen.) In der Botanik, Numismatik und Mineralogie verfügte er über ein selten reiches und gediegenes Wissen, es wäre — ich sage dies auf Grund des Urteils unbedingt kompetenter Männer — genügend gewesen, ihn für eine Professur jeder dieser Wissenschaften zu befähigen; auch seine Münz-, Mineralien- und Pflanzensammlung war sehr ansehnlich; ebenso eine Sammlung photographischer Reproduktionen berühmter Gemälde, die nach Tausenden und Abertausenden von Blättern zählte und, gleich den anderen Kollektionen, aufs Sauberste geordnet war. Seine Mußestunden verbrachte er am Klavier; er beherrschte das Instrument allmählig meisterhaft.

Diese Mußestunden aber waren ihm, der keinerlei Amt bekleidete, fast keinerlei Verkehr pflog, gleichwohl kärglich zugemessen und zwar nicht bloß durch die bereits geschilderte Thätigkeit, sondern auch durch die Sorgen und Lasten einer ungeheuren, ja ungeheuerlichen Korrespondenz. Jeder bekannte Autor kennt jene Briefe, in welchen er von bescheidenen Quälgeistern nur um Autographen und Urteile, von dreisteren um Empfehlung, materielle Unterstützung und dergl. ersucht wird — was in dieser Richtung an Hamerling herantrat, ist geradezu unglaublich, nicht bloß seines berühmten Namens wegen, sondern weil er mit Recht im Rufe stand, geduldiger, leichtgläubiger und hilfreicher zu sein als jeder andere Poet der Gegenwart. Was schrieb, was spendete der kranke, keineswegs mit Glücksgütern gesegnete Mann! Sein Ruf der Leichtgläubigkeit war gleichwohl schwerlich ein begründeter; er sah wohl ein, daß Mancher, dem er zum Druck seiner Verse oder zu einem Stipendium verhalf, seine Unterstützung weder durch seine dichterischen, noch durch seine moralischen Qualitäten verdiente, aber es war ihm unmöglich, Nein zu sagen, wo das Ja in seinen Kräften stand, und nur dieser Güte ist es zuzuschreiben, wenn manches schlechte Buch seinen Namen auf dem Widmungsblatte trägt, und heute Leute sich brüsten, seine Korrespondenten, ja seine Freunde gewesen zu sein, von denen sonst unbegreiflich bliebe, wie sie zu dieser Ehre gekommen . . .

Der Fleiß, der priesterliche Ernst, die Ordnungsliebe, die Güte — das waren die Eigenschaften, die Jedermann an Hamerling kennen lernte, der ihm näher trat. In seinem Gehaben stets gleich schüchtern und wortkarg, dann, bei näherer Bekanntschaft, gleich ruhig und herzlich, verriet er nicht oft, was in ihm vorging. Geschah es, so war die Veranlassung fast immer eine triftige und für seine Denkweise sehr bezeichnend. Er war in jenen Jahren nicht bloß, was er bis ans Ende geblieben, ein guter Deutscher, sondern auch ein Liberaler, dem kaum ein nationales, geschweige denn gar ein konfessionelles Vorurteil anhaftete, ein durchaus modern gesinnter Mann, dem nichts peinlicher war, als unduldsamer Fanatismus; die fast unmittelbar nach Königgrätz in der österreichischen Studentenschaft aufgetauchte „deutsch-nationale“ Richtung, die für Bismarck schwärmte und den Ausbau des Norddeutschen Bundes zu einem Deutschen Reich wünschte, war ihm sehr sympathisch, aber er warnte vor jeder Übertreibung, namentlich vor jeder Erkaltung des Empfindens für das eigene Staatswesen und die weit später gedruckten Worte: „Deutschland ist mein Vaterland, Österreich mein Mutterland — ich liebe sie alle beide“ hat er schon Ende der sechziger Jahre oft im Munde geführt. Erregt also sah ich ihn, wenn die k. k. Polizei sich zu einem Streich verleiten ließ, der eigentlich zu den schönen Worten des damals herrschenden Bürgerministeriums nicht ganz paßte, so z. B. anläßlich der mit besonderer Rücksichtslosigkeit durchgeführten Ausweisung des Redakteurs L. R. Zimmermann, eines sehr merkwürdigen Mannes, der bis 1871 ein damals in den Alpenländern populäres radikales Blatt „Freiheit“ herausgab, aber nicht minder erregt, wenn wir Studenten unseren politischen Empfindungen einen Ausdruck gegeben hatten, den er nicht billigen konnte. Im Übrigen aber hatte er für uns die wärmsten Sympathien und ließ sich gern von mir gewinnen, die nationalen Feste, die wir selbständig oder im Verein mit der Bürgerschaft veranstalteten, durch Gedichte zu verherrlichen, die dann thatsächlich nicht bloß ihr schönster Schmuck wurden, sondern auch für alle Zeit zu dem Besten zählen werden, was Deutsch-Österreich an politischer Lyrik besitzt. Er that es gern, sag' ich, aber doch nie, ohne sich zuvor Bedenkzeit zu erbitten und dann allerlei Bedenken vorzubringen, die sich freilich leicht beseitigen ließen. Als ich ihn z. B. bat, zu unserer Arndt-Feier (26. Dezember 1869) einen Prolog zu schreiben, verwies er auf jenen, den er anderthalb Jahre zuvor für ein Konzert zu Gunsten der Notleidenden in Ostpreußen geschrieben und meinte, daß er diesmal nichts Besseres werde sagen können, als was er da bereits ausgesprochen:

Noch geschieht's, daß Verblendung in That und Wort
Schlägt tiefer den Pfahl zwischen Süd und Nord
Und der Haß Giftpfeile befiedert:
Doch — je weiter der Weg, den er wandern muß,
Um so stürmischer klingt bald der Liebesgruß,
Der das größte der Völker verbrüdert.

„Vielleicht nichts Besseres; aber gleich Gutes,“ meinte ich, „und vor allem noch Deutlicheres.“ Er sah mich fragend an. „Erwähnen Sie die Mainlinie,“ wagte ich vorzuschlagen. „Unmöglich!“ sagte er, „das wäre unpoetisch!“ — „Wenn Sie es thun, nicht!“ replizierte ich und daß ich Recht gehabt, erweisen wohl die folgenden Strophen dieses Gedichts. An die Worte: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ anknüpfend, fährt Hamerling fort:

Der Schatten des Sängers kommt nicht zur Ruh'
Bis die fragenden Worte verklingen.

Der Schatten des Sängers, schon manches Jahr
Umirrt er die Ufer des Rheines
Mit Trauer und Zorn — doch sinnend sitzt
Er jetzo am Ufer des Maines —

Er sitzt und sinnt und spricht zu sich:
„Bald, wenn nicht trügen die Zeichen,
Bald kommt die Zeit, wo die Frage verhallt,
Bei der sie erröten, erbleichen.

„Verklinge mein Lied, bald kehr' ich heim
Zu den flüsternden Nordlandsbuchen,
Zufrieden, beim Rauschen des deutschen Meers
Den ewigen Schlummer zu suchen“

Der weite Raum der „Puntigamer Bierhalle“, wo das Fest stattfand, erdröhnte minutenlang von Beifall, als der Vortragende, ein Lehrer E., diese Strophen gesprochen. Und diese Huldigung für Hamerling wiederholte sich, da ich als der von der Studentenschaft gewählte Redner in einem Toast auf die deutschen Dichter als Beförderer der deutschen Einheit auch seiner gedachte und eine Strophe aus dem „Germanenzug“ zitierte. Der Dichter hörte diesen Jubel nicht. — „Was soll ich bei einem Feste?“ hatte er mir noch einige Stunden zuvor mit wehmütigem Lächeln eingewendet, „ich trinke nicht, ich rauche nicht – ich vertrage es sogar nicht, Andere trinken und rauchen zu sehen — glauben Sie mir, man würde mich eine Viertelstunde später in erbarmungswürdigem Zustande aus dem Saale bringen müssen!“ Als ich Hamerling Tags darauf aufsuchte, fand ich ihn krank, von Krämpfen geschüttelt, auf seinem Sopha liegen. Ich war gekommen, ihm zu danken, und er dankte mir! „Glauben Sie,“ fuhr er dann fort, „daß die Zeitungen darüber schreiben werden?“ — „Gewiß!“ — „Die Wiener Zeitungen auch?! Oh, das vergällt mir die Freude! Was werden die Wiener Journalisten dazu sagen, daß man auch Hamerlings freundlich gedachte?“

Was sie dazu sagten, erfuhr er am nächsten Tage: die Wiener Blätter brachten die enthusiastischen Berichte ihrer Grazer Korrespondenten, ohne selbstverständlich irgend ein kränkendes Wort für unseren Dichter beizufügen. Und da ich diese Äußerung aus seinem Munde zitiert, so muß ich ja wohl auch schon an dieser Stelle jener Eigenheit Hamerlings Erwähnung thun, von welcher bei Besprechung seiner Selbstbiographie, dann in den Nekrologen sehr viel, ja allzuviel die Rede war, seiner Empfindlichkeit gegenüber der Kritik. Ich muß auch darin die Wahrheit sagen und kann diese Eigenheit nicht wegleugnen, ich muß sogar zugeben, daß sie sich in einer Art offenbarte, die mit der sonst so vornehmen, aufs Große gerichteten Denkweise Hammerlings nicht immer in Einklang zu bringen war, und daß er nicht bloß jene Stimmen beachtete, denen aus inneren oder äußeren Gründen Bedeutung zukam, sondern alles, was über ihn gedruckt wurde, auch jede Albernheit, die irgend ein dunkler Gesell in irgend ein dunkles Blättchen über ihn eingeschmuggelt. Aber ich darf wohl zur Erklärung auf zwei Umstände verweisen, die man bisher nicht genügend hervorgehoben: seinen körperlichen Zustand, der seine Nerven in fortwährender, krankhafter Reizbarkeit erhielt: und die Thatsache, daß ihm gerade von den österreichischen Blättern im Ganzen und Großen nicht jene Beachtung, nicht jene Tonart gewidmet wurde, deren er würdig war. Daß er sich darüber mündlich und schriftlich beklagte, zuweilen auch den und jenen Kritiker brieflich auf Punkte aufmerksam machte, die ihm der Richtigstellung bedürftig erschienen, trug natürlich nicht dazu bei, sein Verhältnis zur Kritik zu verbessern, wie er sich ja überhaupt wenig auf den Verkehr mit Menschen verstand und — eine adelige und dabei höchst empfindliche Natur — robusteren oder gar gemeinen Naturen gegenüber stets den Kürzeren ziehen mußte. Alles zu lesen, was über ihn erschien, war ihm Bedürfnis; hatte gerade ein neues Werk von ihm die Presse verlassen, so empfand er den Zimmerarrest, den ihm seine Krankheit zeitweilig auferlegte und den er sonst so geduldig ertrug, deshalb wie ein Unglück, weil er dann nicht seinen täglichen Gang nach dem Lesesaale des Joanneums in der Raubergasse anzutreten vermochte. Konnte er überhaupt das Haus verlassen, dann war er auch mit dem Glockenschlag elf Uhr dort zu finden und sein erster Blick galt dann — dem Antlitz eines alten, pensionierten Kanzlei-Direktors, den er scherzhaft seinen „Barometer“ oder „Vorkoster“ zu nennen pflegte. Der alte Herr, ein sonst geistig unbemittelter Mann, schwärmte für den Dichter, und da er schon um zehn Uhr zu kommen pflegte, so hatte er bereits die Blätter gelesen und wußte, ob und welche Kritiken darin standen, — lauteten sie günstig, so lächelte der Barometer, ungünstige verdüsterten seine Miene – welche Grimasse er schnitt, wenn sowohl eine günstige als eine ungünstige Kritik vorlag, weiß ich nicht zu sagen, wohl aber leider, was unser Dichter in solchen Fällen empfand: das Lob freute ihn nicht, und der Tadel schmerzte ihn tief. Und welcher Tadel aus welchem Munde! muß ich nochmals betonen. Ich habe Hamerling geradezu unglücklich gesehen, weil ein Grazer Lokalblättchen den „König von Sion“ „langweilig“ genannt hatte — und diesem Anlaß verdankt auch die erste Kritik, die ich im Leben geschrieben habe, ihre Entstehung. Um den teuren Mann zu trösten, setzte ich mich, ohne ihn von dieser Absicht zu verständigen, an den Schreibtisch und führte mit Feuereifer den nicht eben schwierigen Beweis, daß der „König von Sion“ ein interessantes und lesenswertes Buch sei — der bereits vorhin erwähnte Zimmermann sah mich zwar groß an, als ich, der bis dahin nicht im Geruche litterarischer Thätigkeit gestanden, mit meinem Manuskript in seiner Redaktion erschien, druckte es aber ab. Hamerling war sehr gerührt, als er den wohlgemeinten, wenn auch herzlich ungeschickten Aufsatz las. „Aber um Gottes Willen,“ rief er mehr im Ernst als im Scherz, „werden Sie deshalb kein Kritiker! Das will ich nicht auf meinem Gewissen haben!“ Nun, diese Last brauchte ihn ja auch in der Folge nicht zu bedrücken . . .

Wie Hamerling durch seinen Prolog unserer Arndtfeier den besten Schmuck gab, so durch eine vortreffliche Eröffnungs-Rede der Theater-Vorstellung, die wir Grazer Studenten am 6. Oktober 1870 zum Besten der Witwen und Waisen gefallener deutscher Krieger veranstalteten („Blätter im Winde“ S. 34 ff.). Das Programm der Vorstellung war rasch entworfen — wir gaben natürlich „Wallensteins Lager“ und ebenso selbstverständlich die Rütli-Szene aus dem „Tell“ — aber der Prolog ließ lange auf sich warten, weil der Dichter eben wieder einen heftigen Anfall seiner tückischen Krankheit zu durchleiden hatte, und ich hatte doppelten Grund zu einiger Erregung, weil ich den Prolog vorzutragen übernommen hatte. Endlich, am 3. Oktober, hatte ich das Manuskript in Händen und jubelte auf, als ich es las – diesen prachtvollen Versen war es wirklich nicht anzumerken, unter welchen Qualen sie entstanden. Dann aber legte sich die andere Sorge, die mir noch blieb, schwer auf meine Brust: die um einen würdigen Vortrag; es war nicht überflüssige Bescheidenheit, sondern Selbsterkenntnis, wenn ich mich für keinen großen Deklamator vor dem Herrn hielt.

Hamerling erbarmte sich meiner Not, so weit er konnte, er studierte den Prolog mit mir ein; da aber auch ihm trotz seiner einstigen Thätigkeit als Triester Theater-Kritiker die Gesetze des mündlichen Vortrags nicht eben geläufig waren, so befürchte ich sehr, daß meine Kunstleistung vom 6. Oktober 1870 eine recht fragwürdige gewesen ist, wie ich denn wahrscheinlich auch — obwohl Hamerling in seiner Güte mich da gleichfalls mitberiet — als „erster Kürassier" und „Pfarrer Rösselmann" auf den deutschen Bühnen würdigere Vorläufer und Nachfolger gehabt habe. Zum Glück hielt sich das Grazer Publikum, als ich schüchternes Studentlein im schwarzen Frack zwischen den Kulissen hervorschlich, dann an möglichst ungünstiger Stelle Posto faßte und mein Pensum aufzusagen begann, nur an die Worte, nicht an den Vortrag. Schon nach der zweiten Strophe brach tosender Beifall los:

All-Deutschland ist erwacht — im Siegesklange
Umtönt das Träumervolk die erz'ne Wehr —
Die Welt erstaunt — in raschem Waffengange
Stieß es ins Herz des Übermuts den Speer.
Zu Boden schlägt's den Rest, der fluchend wimmert,
Den Rest der fränk'schen Fechterlegion,
Und unter seinen Kriegstropha'n erschimmert
Ein Kaiserhaupt und ein geborstner Thron.

„Deutschland hoch!" rief ein Student aus einer der Logen, das Haus fiel jubelnd ein und die Begeisterung ergriff auch mich und ließ die Schüchternheit schwinden. Ich konnte freilich nur in Pausen von mehreren Minuten sprechen — hinter jeder Strophe her toste der Beifall. Am Schluße aber —

Der Märker hat den Bayer treu gefunden —
Verstummt ist im Gewühl, im Schwertgeklirr,
Im Siegesjubelklang, bei Blut und Wunden,
Uralter Zwietracht Wortgezänk. — Und *wir*?

— erhob sich bei dieser ersten Erwähnung Deutsch-Österreichs die ganze Versammlung von den Sitzen und lauschte in atemloser Erregung:

Wie stand's mit *uns* in Deutschlands Schlachtentagen?
„Neutral" war Österreichs Hand und Österreichs Erz.
Neutral? nicht ganz; Das Herz hat mitgeschlagen!
Das Herz Deutsch-Österreichs, das deutsche Herz!

Und fragen deutsche Brüder: Wo gewesen
Seid *ihr*, als der Entscheidung Stunde schlug,
Als rings, den tausendjähr'gen Bann zu lösen,
Germania nach ihren Sohnen frug,
Als sich in Siegesfreuden, Todesnöten,
Verjüngt das deutsche Volk, das deutsche Reich?
Wir sagen, frei die Stirn von Schamerröten:
Deutsch-Österreich war mitten unter Euch!

Der wack're Stamm, der deutsches Eisen hämmert,
Bei Gott, *der Stamm* ist kein *Thumelicus*!
Schon als es nicht *getagt*, nur erst *gedämmert*,
Flog nordwärts frei so mancher deutscher Gruß.
Nicht ist's der *erste*, welcher heut' der Grenzen
Zu Treue spottet — und, so wahr im Schein
Der deutschen Sonne auch die Alpen glänzen,
Er wird nicht uns'rer Grüße letzter sein!

Als ich, von der Weihe des Moments übermannt, mit halb erstickter Stimme geschlossen, blieb es wohl noch eine Minute still, totenstill im Hause — nur zuweilen hörte man ein Schluchzen, ein Atemholen der tiefsten Erregung. Dann aber brach ein Beifall los, wie ich ihn selten gehört, das Haus zitterte in seinen Grundfesten. „Hamerling! Hamerling!" scholl es nun aus tausend Kehlen. Aber der Dichter lag inzwischen in seiner einsamen Stube auf dem Krankenlager . . .

Nur einmal hat Hamerling meines Wissens den Beifall, der ihm galt, mit eigenen Ohren vernommen, in demselben Theater, am 30. März 1871, als die Grazer Studentenschaft den ersten Akt des „Danton und Robespierre" zur Aufführung brachte. Er hat hierüber in seiner Selbstbiographie (S. 348 ff.) berichtet, so daß ich von einer Schilderung des in seiner Art denkwürdigen Abends an dieser Stelle absehen darf.

Als ich im Frühling 1872, fest entschlossen, der Themis für immer Valet zu sagen und meinen Lebenszweck in der Ausführung meiner dichterischen Pläne zu finden, Graz verließ und Hamerling zum letzten Male besuchte, bat er in jener herzlichen Weise, die Niemand vergessen wird, den er ihrer gewürdigt, ihn „nicht zu vergessen" und „bald zu schreiben". Ich sagte es zu und habe es dennoch nicht gethan, aus Vergeßlichkeit oder Herzenskälte gewiß nicht, sondern weil ich ihn nicht durch die Berichte über meine ersten Schritte auf dem neuen Wege betrüben wollte, einem Wege, der sich in seinen Anfängen für Wenige so dornenvoll erwies, wie für mich. Erst als 1876 mein erstes Buch „Aus Halb-Asien" erschien und freundliche Beachtung fand, sandte ich es ihm zu und von da ab hat unser brieflicher Verkehr ununterbrochen, bis kurz vor seinem Tode fortgewährt. Ein Wiedersehen fand erst 1879 statt, als ich mit meiner Frau einige Tage in Graz verweilte. Er empfing uns in seinem Häuschen im Stiftingthal, ich fand ihn heiterer, ja rüstiger, als ich ihn je vorher gekannt. „Das ist seit zwei Wochen," sagte er, „und wird nur noch höchstens zwei Wochen dauern. Aber ich bin an meine Krankheit so gewöhnt, wie sie an mich — und wir gedenken es beide noch sehr lange mit einander zu versuchen." Auch Voltaire habe es ja trotz seiner Hinfälligkeit zu hohen Jahren gebracht. . .

Seine Briefe an mich erschöpfend mitzuteilen oder auch nur das Wichtigste auszuziehen, ist nicht meine Absicht — ich werde nur Einiges, was zur Ergänzung dieser Skizze notwendig ist, im nächsten Hefte mitteilen. Hier nur noch eine Bemerkung über Porträt und Autograph des vorliegenden Heftes. Als Porträt ist jenes aus Band I, Heft 2 dieser Zeitschrift wiederholt, weil es Hamerling nach dem ersten Erscheinen „so ziemlich als das ähnlichste und beste" bezeichnet, „welches je in Holzschnitt erschienen"; die Photographie wurde 1876 angefertigt. Als Vorlage für das Autograph ist das letzte Gedicht gewählt, welches die „Deutsche Dichtung" als Beitrag von Hamerling erhielt, zugleich das letzte, welches er einer Zeitschrift zur Veröffentlichung überließ. Auch um des Inhalts willen wird man dies Glaubensbekenntnis gern in der Handschrift des Dichters lesen; vergleicht man das Autograph mit dem Abdruck (Band VI S. 13), so wird man erkennen, wie sorglich der schwerkranke Dichter noch in der Korrektur einzelne Stellen auszufeilen bemüht war.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Pässler in Dresden.



VI. Band. 12. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. September 1889.

Martinus van Krüchten.

Novelle von Ernst Behrend.

(Schluß.)

Gesina hütete in Gesellschaft der alten Katze das Haus.

Erst wenige Stunden Braut, aber fürwahr — keine wonneselige Braut! Sie überdachte das Ereignis des Tages. Heute Vormittag hatte der Großohm — nicht doch! der schmucke Freiersmann — eine eifrige Unterredung mit der Ahne gehabt, dann hatten beide fragend, ermunternd, glückwünschend auf das blonde Herzchen eingestürmt und dann — war auf dem Mittagstisch die Flasche mit dem Verlobungschampagner erschienen. Hatte denn ihr junger Brautstand keine weitere Spur in ihre Seele gegraben? Richtig, noch eines fiel ihr ein: der Ohm — nicht doch! der Bräutigam — hatte ihr ein paarmal mit dem Bart über die Lippen gebürstet. Das war Alles, was sie noch wußte — oder träumte sie das Alles vielleicht? — Sie ging wie geistesabwesend umher, ihr war's, als sei sie sich selber völlig fremd geworden und habe die Gesina, die sie gute achtzehn Jahre gewesen, kaum in blasser Erinnerung. Als sie der Katze etwas zurief, wunderte sie sich fast, daß ihre eigene Stimme ihr bekannt vorkam.

Ja, sie war Braut! Und ach so ganz vereinsamt. Keine Menschenseele da, die freundlich zu ihr und zu der sie jetzt hätte reden können, obgleich sie gar zu gern in einemfort geredet hätte, bloß um die Stimme der alten Gesina wieder zu hören. Und mit wem sollte sie, nun sie mit Niemandem plaudern durfte, sich im Geiste unterhalten? Ach ja, mit dem — ihrem Bräutigam! Es kam ihr jetzt in den Sinn, daß sie sich mit ihm ausschließlich zu beschäftigen, daß sie alle Gedanken ihm zu widmen, daß sie von jedem Gedanken ihm Rechenschaft zu geben habe. Gut! Sie war jetzt seine Braut und nichts wollte sie verabsäumen, was eine Braut thun und wonach sie trachten muß.

Eine Braut! Sie sprach dies Wort laut vor sich hin und dachte dann — ja woran wollte sie doch eben denken? Sie wußte, daß sie sich vorgenommen hatte, an etwas ganz Bestimmtes zu denken, aber nun hatte sie den Faden verloren.

Eine Braut! — hallte es ihr mit einemmale wie ein Echo des Wortes, das sie vor wenigen Minuten ausgerufen, im Ohre wieder.

Eine Braut! antwortete sie darauf lustig dem vermeinten Echo ihrer eignen Stimme. — Hihi! was wohl Großmutter und Ohm Martinus dazu sagen würden! Ach du mein Gott, der Großohm — das war ja der Bräutigam selber! — „Ohm Martinus mein Bräutigam! Wie ward es doch nur möglich?" — Sie schauderte zusammen. Im Zimmer war's so kalt und sie so allein und ihr armer Kopf so verwirrt.

Sie trat vor den Ofen und stocherte in den Kohlen herum, unter denen heimliche Glut brütete. Jetzt flackerten ein paar Flämmchen empor. Das sah recht lustig aus, wie sie sprangen und tanzten. Gleich lustig hatten Sintje's Gedanken sonst aus dem Hage der Einsamkeit in die Welt wenn auch nur in eine eng begrenzte Welt, hinausgeschweift. — Plötzlich flammte die ganze Glut hoch auf. Gesina trat einen Schritt zurück und griff an die Stirne, als wollte sie festhalten, was ihr eben durch den Kopf gegangen. Ja, das war's! So, wie eben die Glut, war es heut' in ihrem Herzen aufgeflammt, als ein Mann die heiße Frage an sie richtete: „Willst Du mein Weib sein?" Die Frage hatte all' die in ihr schlummernde Liebeskraft zu blühender Wallung geweckt. Es war ein stattlicher Mann, der sie also gefragt, ein Mann, dem sie, solange sie denken konnte, von Herzen gut gewesen war, freilich nicht in der Art, die nach ewigen Naturgesetzen das Weib zum Manne zieht mit unwidersteh-

lichem Zwange. In jenem jähen Auflodern ihres Empfindens hatte sie dennoch etwas von diesem Zwange gespürt, sie hatte sich fortreißen lassen und unbesonnen Ja gesagt. Aber gleich darauf, als das Blut wieder in ruhigen Pulsen durch die Adern ging, war sie zur Besinnung gekommen, daß sie sich ihrem Großohm anverlobt, dem guten Alten, den sie kindlich verehrt hatte und der nun ein Ketzer gegen die menschliche Natur geworden war, indem er den Krebsgang des Lebens ging. Merkwürdig! So oft sie die heute unverzeihlich flüchtigen Gedanken auf ihre Brautschaft zurücklenkte, stets führten sie ihr zuvörderst das Bild des guten alten Großohms vor die Seele und erst allmählich ging es dann in das des rätselhaft Verjüngten über.

Der Großohm Martinus ihr Bräutigam! — Sie schauderte wieder zusammen und setzte sich auf einen Stuhl dicht neben den Ofen. Nachdenklich faltete sie auf dem Knie die Hände ineinander.

Unter dem Saum ihres Kleides sah der eine Fuß etwas hervor, die Spitze des ausgeschnittenen Schuhs und noch ein Stückchen des schlohweißen Strumpfs über dem schön gewölbten Spann. Gesina's Blicke wurden von diesem blanken Fleckchen angezogen und festgebannt, und bohrten sich suchend in den blendenden Schein, als könnten sie daraus ablesen, was Trost und Linderung zu verschaffen vermöchte. Denn am Ende war es dem Mädchen zu vollem Bewußtsein gekommen, daß ihr der junge Brautstand statt wachsender Freuden nur nagende Sorgen weitergewähren würde. Wie sollte das Alles noch werden?

Aber das weiße Fleckchen blieb stumm, wie ein unbeschriebenes Blatt Papier.

Als Sintje in solchem Trübsal eine Weile verharrt, öffnete Jemand die Thür, ohne zuvor angeklopft zu haben. In wildem Ungestüm trat Gerd Jansen ins Zimmer und ging auf sie zu. Sie rührte sich nicht von der Stelle; langsam und müde hob sie das Antlitz dem Jugendgespielen entgegen, der, an einer Anrede würgend, ein paar Schritte vor ihr stehen blieb

Gerd Jansen war nur ein Becker Bauer — ein hünenhafter Bursche allerdings, obwohl ihn heute der schwarze Sonntagsrock schmaler und kleiner erscheinen ließ, als er in der That war, und ihm durchaus kein heroisches Ansehen gab — jedoch in diesem Augenblick gemahnte er das zu ihm aufschauende Mädchen an einen Helden, an einen lichten Engel, an den Ritter Zint Jöris (St. Georg), der über den Drachen der Finsternis triumphiert Heller, als heute Mittag bei der bedeutsamen Frage des Ohms, flammte es jetzt in Sintje's Brust auf, heißer wallte ihr das Blut durch die Glieder; es hallte ihr in den Ohren und klang ihr im Herzen, als habe sie jene Frage erst jetzt gehört, als sei dieselbe von den Lippen des vor ihr Stehenden geflossen und ihr war's, als müsse sie ihm ein Ja entgegenjubeln, ein lautes, freudiges, tiefster Notwendigkeit entstammtes Ja, das wie ein Siegesruf den Wust der trüben Gedanken, die drückende Stille um sie her, durchschneiden sollte. Aber nur einen kurzen Moment währte dies Hochgefühl, denn Gerd fragte mit zitternder Stimme:

„Sintje, ist es wahr?"

Und da wußte sie, daß sie sich geirrt, daß er die Frage: Sintje, willst Du mein Weib sein? nicht gethan hatte, daß sie aus dem Himmel, der sich eben ihrem Schauen geöffnet, ausgeschlossen bleiben sollte.

„Gerd, es ist wahr", antwortete sie gramvoll und senkte den Blick wieder auf den trostlosen weißen Fleck.

Gerd wollte etwas Trotziges entgegnen, allein als er das Mädchen so gar nicht in der bräutlichfrohen Laune sah, wie er es nach diesem Geständnis doch erwarten mußte, schluckte er den Vorwurf, den er auf der Zunge hatte, hinunter und betrachtete verwundert das Sintje, dessen getreuer Knecht er allezeit gewesen und welches ihm nun einen herben Schmerz, den herbsten Schmerz seines Lebens angethan.

Gesina seufzte schwer und zwei dicke Thränen hingen ihr an den niedergeschlagenen Wimpern. Innige Rührung ergriff da den Burschen und bänglicher als vorher fragte er:

„Ist's ein Unglück, Sintje?"

„Gerd, ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, wie es kommen durfte und weiß nicht, wie es werden soll. O Gerd!" —

Der riesenhafte Jüngling beugte sich zu ihr nieder, faßte ihre beiden Hände mit einer seiner Tatzen und streichelte sie zärtlich mit der andern. So hatte er's als Knabe gemacht, wenn das kleine Ding bekümmert war und seine einfache Zärtlichkeit hatte ihr dann schnell geholfen. Auch jetzt verfing das Mittel. Dankbar sah sie zu ihm empor. Da rückte Gerd einen Stuhl an den ihren, setzte sich neben sie und tätschelte in seltsamer Bewegung des Herzens, die aus eignem

Leid und Mitleid mit der Ärmsten gemischt war, die ihm zugewandte Wange, wie eine Mutter die Wange des kranken Kindes liebkost.

„Du guter Gerd“, sagte das Mädchen und schenkte ihm wiederum einen dankbaren Blick.

„Liebst Du ihn denn?“ forschte Gerd weiter, die Worte fast unhörbar durch die Zähne zischelnd.

„O Gerd, das ist eine sonderbare Geschichte“, erwiderte sie mit leidender Miene, die Augen niederschlagend. „Du weißt selbst, wie gut er stets gegen mich gewesen ist und daß ich ihm dafür von Herzen wieder gut sein mußte. Und da mag er denn, als er nun so unchristlich sich veränderte und fast wie ein junger Mann wurde, der ans Freien denken darf, geglaubt haben, ich — — ich liebte ihn in der Art, als wenn er wirklich ein junger Mann wäre. Ich thörichtes Mädchen mag es ihm wohl auch durch allerlei kindische Scherze in den Kopf gesetzt haben. Aber, Gerd, ich schwöre Dir's, nimmer bin ich ihm in anderer Weise gut gewesen, als man es Vater und Mutter nach Gottes Gebot sein soll. Nur als er mich heute fragte, ob ich — — ob ich ihn heiraten wolle, da benahm mir auf einen Augenblick eine böse Macht die Sinne, daß ich ja sagte und mich blind in mein Unglück stürzte. Ja, in mein Unglück, Gerd, ich weiß es jetzt doch, daß es mein Unglück ist, denn ich fühle ein ordentliches Grauen vor dem Ohm, wenn ich denke, wie unser Herrgott ihn auf dem Wege zum ewigen Frieden, den wir Menschen alle vorwärtswandeln, zurücktreibt, indem er ihn nicht älter, sondern immer jünger werden läßt. Und der — soll mein Mann werden? O Gerd, mir graut's, wenn ich daran denke.“

Häßliches Frösteln überlief ihre Haut. Dann versank sie von neuem in dumpfe Traurigkeit. Gerd legte ihr leise seinen Arm um den Leib und zog sie, als habe er sie gegen alle Fährlichkeit der Welt zu schützen, an sich heran. Einen passenden Zuspruch fand er nicht und deshalb teilte er ihr Schweigen. Dabei sah er, der Richtung ihrer Blicke unwillkürlich folgend, gleichfalls nach den blendenden Stückchen Strumpf, das noch immer unter dem Saum ihres Gewandes hervorlugte. Eia! Zu ihm wußte der weiße Fleck zu sprechen; vor seinen Augen fing der an zu flimmern und zu funkeln und Glanz zu sprühen, wie ein Stern. Und die Strahlen dieses Sternes fielen in das Herz des biederen Gerd und erleuchteten seinen Geist. Der Bursch sprang auf und rief dem Mädchen zu:

„Bei allen heiligen Helfern in der Not, Sintje! Du sollst nicht in dem Unglück verderben! Hier steht Dein Bräutigam, der Dich den Klauen des Wundermannes entreißen wird! — — Willst Du mein Weib sein, Sintje?“ fragte er dann leis und innig.

Wieder war es der Held, der Engel, Zint Jöris selbst, der vor ihr stand und ach! jetzt hatte sie die Frage gewiß und wahrhaftig gehört, die ihr vorhin mit trügendem Schall in den Ohren geklungen. Und jetzt wollte sie ihm das Ja entgegenjubeln, aber die Wonne des Herzens überwältigte sie, Gesina vermochte kein Wort herauszubringen, schluchzend warf sie sich an die breite Brust ihres Ritters.

Die Sonne ging zur Rüste und die glücklichen großen Kinder traten ans Fenster, eines dem andern verzückt ins Auge schauend, als hätten sie sich heut zum ersten Male gesehen. Ein rauher Zugwind drang durch die Spalten von außen hinein und wie er das Mädchen schneidend an den Händen packte und sich ihr eisig um den Nacken klammerte, kehrte der Isolde des Dorfes das Bewußtsein der fatalen Wirklichkeit zurück.

„Aber wie soll es mit dem Ohm werden?“ fragte sie zaghaft den träumenden Tristan.

„Ja, wie soll es mit dem Ohm werden?“ gab der biedere Junge, der höheren weiblichen Einsicht vertrauend, die Frage zurück.

„Gerd, mich dünkt, es ist am besten, wenn Du gleich hier bleibst und ihm nach seiner Heimkehr alles sagst.“

„Gut, aber wie soll ich es ihm denn sagen, Sintje?“

„Nun, hm, hm! So einfach ist das allerdings nicht und will reiflich überlegt sein. Ha, jetzt hab' ich's. Du mußt ihm sagen, was ich Dir nun vorsprechen werde und wir können gleich einmal probieren, ob Du's richtig machen wirst, Liebster. Also aufgepaßt: ‚Mynheer Martinus, hier steht die Gesina!‘ Das sprich mir nach.“

Gerd that, wie ihm geheißen.

„‚Und hier stehe ich‘“ —

„Und hier stehe ich“ —

„‚Und hier, Mynheer Martinus‘“ —

„Aber Sintje, was braucht er von mir zu hören, daß er dasteht!“

„Laß mich doch ausreden, böser Gerd! ‚Und hier, Mynheer Martinus, die Gesina und ich, die Ihr hier seht, wir kennen uns seit vielen, vielen Jahren‘“ —

Gerd betete diesen Satz nach und knüpfte eilends an:

„Weißt Du, Sintje, dann werd' ich sagen: ‚Und wir haben schon als Kinder oft Mann und Frau gespielt'" —

Schwabs, hatte er einen fühlbaren Schlag auf den Mund von Sintje's kleiner aber derber Hand weg.

„Nein, Gerd, das gehört nicht zur Sache. Ich werde schon ausdenken, was Du zu sagen hast; wofür bin ich denn Deine Zukünftige? Und nun weiter: ‚Mynheer Martinus, ich bin allezeit der Gesina erschrecklich gut gewesen' — das ist doch wahr, Gerd?"

Der Gefragte hob statt andrer Antwort das Mädchen hoch in die Höhe, wirbelte sich mit der federleichten Last ein halbes Dutzend mal im Zimmer herum und setzte die Geliebte nicht eher nieder, als bis er sie durch ein Pelotonfeuer von Küssen gestraft.

„Nun sprich nach, was ich Dir vorgesagt, Du Lieber!" fuhr sie dann in der Lektion fort.

Gerd gehorchte.

„‚Und ich liebe die Gesina auch jetzt noch, wie man nur ein Mädchen lieben kann'" — deklamierte die holde Lehrmeisterin.

Gerd wiederholte diese Worte in feierlichem Tone, die Rechte gen Himmel streckend; die Linke hatte er um die Schultern seines Schatzes geschlungen.

„‚Und ebenso hat sie mich von jeher geliebt und liebt sie mich immerdar' — höre, Gerd, wenn Du dies dem Ohm sagst, fall' ich Dir flugs um den Hals und geb' Dir einen Kuß. Das nimmt ihm jeden Zweifel an der Festigkeit meiner Liebe zu Dir. Wie lautet also Dein Vers?"

Der gelehrige Schüler wiederholte denselben schnell und suchte Sintje's Lippen mit den seinen, um den in Aussicht gestellten Leckerbissen bereits bei der Probe vorzukosten.

„Vorzügliches Pensum!" dachte er und betrachtete verklärt die Stelle, von der er so süße Labung gepflückt.

„Höre, Gerd, ich glaube, das ist genug", meinte Sintje nach kurzem Grübeln. „Wenn der Ohm uns dann nicht seinen Segen giebt, so bleibt uns nichts übrig, als zu sterben. Aber verlaß Dich darauf, er wird uns schon in unsrer Not helfen, der gute, alte Ohm Martinus! Du, daß mich vor seinem unnatürlichen Wesen so graut, das wollen wir ihm nicht sagen. Der Arme kann sicherlich nichts dafür und wird durch unsere Beichte ohnehin tief betrübt werden — armer, guter Ohm Martinus!"

Gerd nickte ihr zu und wollte sie wieder in seine Arme schließen. Doch Gesina erwehrte sich seiner Liebkosung und erklärte mit ernster Miene:

„Nein, Gerd, laß das jetzt. Ehe nicht der Ohm mich von meinem Gelöbnis gelöst und mir vergeben hat, ist das Sünde."

Sie setzten sich dann, er an das eine, sie ans andere Fenster, die Heimkehr der beiden Ausgeflogenen abzuwarten.

Daß während ihrer Zwiesprache sich die Thür leise geöffnet, hatten die beiden nicht bemerkt. Sie hatten auch nicht gesehen, daß er, vor dem sie hernach ihre betrübende Beichte ablegen wollten, in der Thür gestanden, ein steinerner Gast. Sie hatten auch nicht den Seufzer gehört, der sich der Brust eines wie zu Tode getroffenen Menschen entrungen. Sie hatten in seliger Hoffnung von dem Segen gesprochen, den der gute alte Ohm ihnen nicht vorenthalten würde und ahnten nicht, daß er sie belauscht, dem dieser Segen das beste Herzblut kosten mußte.

Leise, wie er Glückes voll vor wenigen Minuten die Thür geöffnet hatte, schloß Martinus sie wieder und schleppte sich, unter der Last des unerwartet über ihn gekommenen Leides keuchend, nach seinem Zimmer hinauf.

* * *

Heiliger Pankratius, was für ein gestrenger Herr warst du doch heuer! Nicht nur die Blüten in Wald und Flur hatte dein kalter Hauch getötet, auch die Blume, die der gute Martinus in seinem Herzen gehegt und gepflegt, sollte deinen Festtag nicht überleben. Und höhnisch das Haupt des Unglücklichen mit einer handvoll Schnee bewerfend, erfülltest du das Maß deiner diesjährigen Unthaten. Doch deine Bosheit sollte den Keim des Heils bereits in sich tragen.

Qualvolle Stunden verlebte Martinus van Krüchten nach der unseligen Entdeckung, daß die Geliebte unüberwindlichen Abscheu vor ihm empfinde und einen andern liebe Er ließ sich unten nicht blicken und schützte Fieber vor. Es war auch wirklich ein Fieber, das ihn bald durchs Zimmer trieb, bald in der Sophaecke festhielt und dort rüttelte und schüttelte, und wieder den Dielenpfad auf- und abjagte. Jetzt verfluchte er sich, den Himmel und alle Welt; dann, vom Toben und Rasen müd und matt, rang er wortlos die Hände und ließ heißen Thränen den Lauf. Endlich siegten Herzensgüte und klarer Verstand

über das innere Chaos. Und die Erkenntnis, daß menschliche Hand nicht hemmend in das Getriebe der nach ewigen Gesetzen wirkenden Natur eingreifen soll, war die Frucht des gewaltigen Seelenkampfes. Aber noch eine andere Frucht zeitigte dieser zugleich, den Segen, nach dem Sintje für sich und ihren Ritter verlangte. Morgen früh wollte der Alte der teuren Ungetreuen mitteilen, daß er ihrem Glücke nicht weiter im Wege stehe und nichts verlange, als in ihren Augen wieder der alte gute Ohm und kein Gräuel mehr zu sein. Über diesem Entschluß schlief er in der Sophaecke ein.

Als er erwachte, lag das erste Morgendämmern auf der Beeker Höhe. Martinus erhob sich und begann seine Kleidung zu ordnen. Er trat vor den Spiegel und — Wunder über Wunder! — sein Haar war in den Stunden der Qual gebleicht und zeigte denselben ehrwürdigen Silberglanz wie vor dem Schabernack des heurigen Lenzes.

Lange betrachtete er sein Bild mit Rührung, wie wir das Bild eines verschollenen Freundes anschauen. Vergessene liebe Züge treten hervor und die Erinnerung trägt uns in traute Vergangenheit. Martinus fiel auf die Kniee und dankte inbrünstig dem Schöpfer, welcher ihm den lügnerischen Schimmer vom Haupte genommen. Doch es war ihm unmöglich, das abermalige Verwandeltsein staunenden Blicken, wenn auch nur denen Hendrina's und der trostbedürftigen Nichte, preiszugeben. Mit hastiger Hand kramte er unter seinen Sachen, steckte ein mehrfach umschnürtes und versiegeltes Packet zu sich und schied, von keinem gesehen, mit grüßendem Nicken gegen die Thür, hinter welcher er Sintje wußte, aus dem Hause, wo er so Gräßliches erlebt.

* * *

Es ist ein Jahr später. Der heilige Pankratius hat sich diesmal besser aufgeführt und nichts von ähnlichen Umtrieben ruchbar werden lassen, wie im vergangenen Jahre. Übrigens ist nicht einmal Alles, was er derzeit verbrochen, bekannt geworden. Denn bisher hat Niemand die von dem gestrengen Herrn bewirkte Wiedereinsetzung des Mynheer van Krüchten in den vorigen Stand silberhaarigen Greisentums erfahren. Die Legende ist sogar zu durchaus entgegengesetztem Resultat gelangt. Acht Tage nach Martinus' Verschwinden war ein Brief von ihm aus Rotterdam an Sintje's Adresse gekommen. Der Ohm löste die Braut von wenig Stunden von ihrem Gelöbnis und gab ihr zur Vereinigung mit Gerd Jansen den Segen. Das Schreiben, dem die Anweisung auf eine beträchtliche Geldsumme als Hochzeitsgeschenk und Beitrag zur Aussteuer beilag, schloß mit der Versicherung, man werde den Absender in Beek niemals wiedersehen. Nun heißt es dort allgemein, der reiche Sonderling habe eine Panacee gegen das Alter gehabt und davon anfänglich mit Maßen genossen, so daß er in der Haut eines gut konservierten Vierzigers dem Herzen der unbemittelten Jungfrau begreiflicherweise gefährlich werden konnte; dann aber habe er der Verlobten noch schmucker erscheinen wollen, zuviel von dem Elixir genommen und sei um nochmals zwanzig Jahre jünger geworden; der lobenswerte Wunsch, mit einer ehrsamen Gattin den Genuß seiner Schätze zu teilen, sei ungeheurem Thatendrange gewichen, der Abenteurer habe sich für die Kolonialarmee anwerben lassen und trage seitdem Schrecken und Vernichtung gegen Atchin.

Die Einzigen, die solches Geschwätz verachteten, waren Gerd und Sintje; Muhme Hendrina konnte über Wesen und Wandel ihres Vetters nicht recht ins Reine mit sich kommen und war in gewissem Maße geneigt, jener Legende Glauben zu schenken, bis ein sanfter Tod all ihren Zweifeln ein Ende machte. —

Auf der Straße von Nimwegen nach Beek pilgert ein Greis von hoher Gestalt und milder Miene. Jetzt bleibt er stehen und schaut nach der Stadt zurück, deren Türme in den rosigen Abendhimmel ragen. So hatte er hier vor Jahr und Tag gestanden und sich nicht nach Osten umzusehen gewagt, in banger Ungewißheit, welche Wendung sein Geschick dort nehmen würde.

Heut ist er frei von solcher Bangigkeit. Er lächelt vor sich hin und setzt die Wanderung nach Beek in bescheidenem Frohmut fort. Er weiß da ein Häuschen, in welchem er friedlichen Altsitz finden wird; nicht das der seligen Muhme Hendrina, das nach ihrem Tode verkauft ist, aber das Häuschen daneben, in welchem der bärenhafte Gerd und die zierliche Gesina treulich ehehalten. Er hat in der Verborgenheit die Zeit abgewartet bis ihm sein Sachwalter in Nimwegen, dem allein des Alten Aufenthalt bekannt war, gemeldet, daß die blonde junge Frau mit den himmelblauen Augen einen kleinen Martinus auf ihrem Schoße anlacht. Er weiß, daß er sich an diesem Glück ohne selbstische Regung des Herzens erfreuen wird und so soll ihm der Abend des Lebens doch noch zu einem echten und rechten Feierabend werden.



Oswald von Wolkenstein.

Erzählendes Gedicht
von
Angelica von Hörmann.

(Schluß.)

VIII. Margarete.

Ein Abend naht, der Berge Spitzen
Erglüh'n im letzten Sonnenstrahl —
Was regt sich drunten noch im Thal?
Was sieht man hin und wieder blitzen?
Es wälzt sich her in stetem Gange
Gleich einer schillernd grauen Schlange —
Das ist der Feind! Des Herzogs Heer!
Welch' eine grause Übermacht!
Nun rüste dich zur Gegenwehr,
Du armes Hauenstein, hab Acht!
Das ist kein freundlich Abendrot,
Das deutet Blut und kündet Tod! —
Horch! Ein Trompetenstoß versammelt
Die Mannschaft, die voll Kampfesdrang.
Die Brücke auf! Das Thor verrammelt!
Sieg gilt es oder Untergang!
Armbrüste, Steine aufgenommen,
Den frechen Räubern zum Willkommen!
Die Ford'rung, ohne Widerstreben
Die Burg dem Herzog zu ergeben,
Weist man zurück mit stolzem Wort:
„Nicht so mit schimpflich feigem Frieden,
Nur mit dem Schwerte sei's entschieden!" —
Das Heer umringt die Burg sofort
Und lagert sich, ein Riesenwurm,
Um Gräben, Mauerwerk und Turm.
Im Hintergrund, vom Walde her,
Dort wo der Anstieg minder schwer,
Versuchen es des Herzogs Mannen
Zu bauen heimlich einen Damm
Aus Erdreich und gefällten Tannen
Als Fährte durch des Grabens Schlamm,
Doch wer da naht, fällt todeswund
Blutüberströmt zum Wassergrund.
Da faßt die Andern wild Entsetzen,
Sie fliehn zurück mit lautem Fluch,
Gescheitert ist der Sturmversuch.
Die erste Schlappe auszuwetzen
Eilt wutentbrannt der Führer schnell,
Verderbendrohend schafft zur Stell'
Er Hebelwerke, Mauerbrecher,
Die Widder mit dem Horn von Stahl,
Die Schleudern, wohlgeschützt durch Dächer,
Und Wurfgeschütz in großer Zahl.
Wenn die das Mordwerk all' beginnen,
Dann schütz' dich Gott, du Häuflein drinnen! —

Die Nacht ist dunkel, sternenlos,
Mitleidig hüllen ihre Schatten
Die Krieger ein, die kampfesmatten,
Ob Freund, ob Feind; ein Trüpplein bloß
Geht draußen schweigsam seinen Pfad
Und in des Burghofs stiller Ruh',
Vorbeugend jeglichem Verrat,
Fällt gleiche Pflicht der Wache zu.
Es streicht der Wind durch Busch und Baum
Statt milder Sommerlüfte Fächeln;
Schwer hängt Gewölk vom Himmelsraum.
Nur manchmal zuckt ein höhnisch Lächeln
Des Blitzes über das Gefild
Und wie ein schlecht verhalt'nes Grollen
Hört man von fern die Donner rollen.
Die Lagerfeuer flackern wild,
Es fällt ihr unstet roter Schein
Der Burgfrau ins Gemach hinein.
Sie blieb noch wach, sie flieht der Schlummer.
Das holde Antlitz geisterblaß,
Die müden Augen thränennaß,
Liegt sie, bedrückt von tiefem Kummer,
Vor ihrem Altar auf den Stufen.
Ach, nicht des Wettersturmes Not
Hat diese Qual ihr wachgerufen
Und nicht der Krieg mit Blut und Tod,
Die Schrecken, die ihr junges Leben,
Das sonst so friedlich floß, umgeben: —
Ein andrer Kampf tobt in der Brust,
Ein Kampf, vieltausendmal noch härter
Als beim Zusammenstoß der Schwerter.
Wie's ihr auf einmal ward bewußt,
Was ihr den Schleier weggerissen
Vom arglos schlummernden Gewissen,
Ob es ein Wort that, ob ein Blick,
Die plötzlich drohende Gefahr —
Wer weiß es? Nun ist sonnenklar
Ihr tief unseliges Geschick:
Sie liebt den schönen jungen Mann,
Den zum Beschützer sie gewann.
Nicht mit der Neigung, ruhig kühl,

Die sie, ein Kind noch an Gefühl,
Zu Hohenschwangau einst empfand,
Da sie voll Schwärmerei der Jugend
Dem Sänger Oswald gab die Hand
Als Ideal der Rittertugend; —
Nein, mit der ganzen vollen Kraft
Der ersten heißen Leidenschaft,
Die höchste Himmelsseligkeit
Und bitt're Todesqual verleiht.
Und ging's zum sicheren Verderben,
Nur einmal liebend ihn umfangen,
Im Kuß an seinem Munde hangen,
Dann in den Kampf und mit ihm sterben! —
Laut pocht ihr Herz — und darf sie's nicht?
Hat Oswald sie nicht aufgegeben,
Um nach Sabinens Gunst zu streben?
Nicht selbst entbunden sie der Pflicht?
Konnt' er sich solcher That nicht schämen
Und heimlich seinem Weib entweichen,
Soll sie nicht handeln nun desgleichen
Und Lieb' erwidernd Rache nehmen?
Doch wie Versuchung lockt mit Macht,
Ihr ehrlich Rechtsgefühl erwacht:
Du selbst bist Schuld! Dein Unverstand!
Nie trieb's dich, ihn verstehn zu lernen;
Was er bei seinem Weib nicht fand,
Das sucht er draußen bei der Fernen!
Sein Geist schritt darbend dir zur Seite,
Drum zog es ihn hinaus ins Weite.
Und lud er Sünde auf sein Haupt,
Ist drum das Gleiche dir erlaubt?
Wenn er zum Treubruch sich erdreistet,
Halt' du den Schwur, vor Gott geleistet!
Doch ach! Entsagen ist so schwer!
So nah das Glück, so leicht zu fassen,
Um nimmer wieder es zu lassen. — —
Sie hebt die Hand als wie zur Wehr,
Aufschluchzend, ringend sinkt sie nieder
Und hebt zum Altarbild die Lider:
„O heil'ge Jungfrau, makelrein,
Erbarme Du Dich meiner Pein!
Und Du, die mir das Dasein gab,
Und viel zu frühe sank ins Grab,
Verklärte Mutter" — sie erschrickt,
Hält inne, von dem Wort betroffen,
Drin ihre Zukunft sie erblickt.
Sie trägt ja selbst ein neues Hoffen
In ihrem Schoß, ein wachsend Leben —
Von Gott zur Obhut ihr gegeben.
Im Grund erschüttert und bewegt
Und eingedenk der Mutterwürde,
Die hohe Pflicht ihr auferlegt,
Nimmt sie auf sich die schwere Bürde,
Senkt tief das Haupt, ergeben still,
Ob auch das Herz ihr brechen will
Und deckt das Antlitz mit den Händen,
Das bitt're Opfer zu vollenden.

Wie dann nach Stunden heißen Ringens
Sie's wieder hebt zum Lampenstrahl,
Verschwand daraus der Zug der Qual.
Der Frieden ernsten Sichbezwingens
Liegt auf den Mienen ausgegossen,
Die Lippen flüstern: „Für mein Kind!"
Die Hände andachtsvoll geschlossen,
Kniet sie noch lange frommgesinnt
Vor dem Marienbild und fleht
Um Kraft in brünstigem Gebet.
Da hallt ein Männerschritt im Gang —
Jetzt — Margarete lauscht mit Schrecken —
Naht draußen Jemand sie zu wecken,
Es pocht und einer Stimme Klang,
Der neu ihr Herz erzittern macht,
Ruft dringend laut ihr zu: „Erwacht!
O Herrin, rettet Euch, entflieht,
Es droht Gefahr, wenn Ihr verzieht!"
Sie springt empor und eilt zur Pforte.
Voll Ehrfurcht tritt der Jüngling ein,
Um den sie rang in Lieb' und Pein.
Unglück verkünden seine Worte:
„Verrat! Der Feind dringt in das Schloß!
Ein feiler Schuft vom eignen Troß,
Dem reicher Lohn ward vorgespiegelt,
Hat nachts das Pförtlein aufgeriegelt!
Ihm ward sein Recht, er fand den Tod;
Doch groß ist nun der Unsern Not,
Denn kämpft auch jeder Mann für drei,
Geht auch der Weg zu Friedrichs Siegen
An unsern Leichen nur vorbei,
Wir müssen dennoch unterliegen,
Die Übermacht muß uns erdrücken.
Und wenn nicht schnell, dem Feind im Rücken,
In letzter Stund' uns Hilfe naht,
Drum Eure Schwäger ich gebeten,
Sind morgen wir in Staub getreten.
Ihr aber höret meinen Rat:
Ihr dürft im Schlosse nimmer bleiben
Bei diesem grausen Waffenspiel,
Hier ist aus Greifenstein ein Schreiben.
Der Burgherr bietet Euch Asyl,
Dort seid Ihr sicher und geborgen,
Drum eilt, für Eure Flucht zu sorgen!"
Stumm Margarete steht im Kampf,
Sie zaudert, ihr erlahmt der Fuß,
Es schnürt die Kehle zu ein Krampf,
Weil sie von ihm nun scheiden muß
Für alle Zeit — er tritt zu ihr:
„Ihr zögert? Sagt, was hält Euch hier?
Lebt wohl" — er faßt die teure Hand
Und hält sie innig in der seinen —
„O wollt mir eine Thräne weinen,
Wenn ich den Tod im Kriege fand!
Ich werde fallen, sterbe gern,
Was soll ein Leben von Euch fern?
O Margarete" — ihm versagt

Die Stimme, was er nie gewagt
Entriß ihm nun die Abschiedsstunde.
Sie zuckt zusammen, ihrem Munde
Entfährt ein Aufschrei todesbang,
Die Angst um des Geliebten Leben
Macht ihr Gefühl, das sie bezwang,
Sich leidenschaftlich neu erheben;
Umsonst sucht sie nach Opfermut —
Sie schaut ihn sinkend und im Blut —
Ein Thränenstrom netzt ihre Wangen —
Da faßt den Jüngling heiß Verlangen,
Er sieht sie wanken, hält sie fest,
Drückt heftig sie an seine Brust
Und eh' sich's Beide sind bewußt
Liegt glühend Mund an Mund gepreßt. —
Zum ersten und zum letzten Mal!
Die ganze Liebe, alle Qual
Drängt sich in einen Augenblick,
Dann trennt sie grausam das Geschick.

Betäubt, kaum ihrer Sinne mächtig,
Steigt Margarete, sanft geleitet,
Hinab ins Kellerdunkel nächtig,
Wo Alles schon zur Flucht bereitet.
Zwei treue Knappen harren dort.
Der Ritter übergiebt den Mannen
Der Burgfrau Wohl mit ernstem Wort,
Tauscht einen Blick und stürmt von dannen.
Doch sie, vermögend kaum zu denken,
Läßt willig ihre Schritte lenken
Vom Dienerpaar mit mildem Zwang
Durch einen unterird'schen Gang.
Im Kühlen die Betäubung wich,
Ihr schaudert: „Wohin führt Ihr mich?"
Ihr dünkt's, als ging's in eine Gruft,
So modrig weht um sie die Luft
Und seltsam bricht des Lämpleins Leuchten
Sich am Gewölbe eng und niedrig,
Indeß der Fuß am Grund, dem feuchten,
Tritt auf Gewürm und Molche widrig.
Lang zieht sich's weiter zwischen Wänden
Kaum manneshoch, es will nicht enden. —
Da weht der Nachtluft scharfer Hauch,
Des Ganges Austritt er verkündet,
Der halbverdeckt von dichtem Strauch
Durch eine Felsenspalte mündet.
Man hört im Dunkel Rosse scharren,
Die draußen ungeduldig harren,
Ein Pfiff, ein Flüstern rasch und leis —
Eh', was geschieht, die Flücht'ge weiß,
Wird durch das Buschwerk sie geschoben,
Ein Arm faßt kräftig ihre Mitte —
Sie fühlt zum Sattel sich gehoben —
Dann geht's in sturmesschnellem Ritte
Durch Wald und Fels, ohn' Rast und Ruh'
Dem Süden und der Rettung zu.

IX. Die Sühne.

Im üpp'gen Garten von Meran
Steht Vorst, der Starkenberger Eigen.
Der Ephen klimmt mit dichten Zweigen
Das graue Mauerwerk hinan;
Er rankt sich um des Turmes Quader
Und hüllt in Grün das Burgverließ
Aus Scham solch Erden-Paradies
Entweiht zu sehn durch Menschenhader.
Weh, wer da drinnen seufzt voll Pein,
Von Licht und Leben ausgeschlossen,
Indessen rings der Lenz ergossen!
Ein Wunder nur kann ihn befrei'n;
Denn niemals noch, seit sie entstanden,
Ward diese stolze Burg zu Schanden.

Schon Monde sind's, daß wohlgeborgen
Herr Oswald hier gefangen weilt.
Des Leibes Wunden sind geheilt,
Und auch der Seele Qual und Sorgen
Verwandelte der Kräfte Hebung
In dumpfe, traurige Ergebung.
Wie endlos schleppt sich hin die Zeit,
Seit er, zum Handeln sonst erkoren,
Verdammt zur Thatenlosigkeit!
Längst hat er schon ihr Maß verloren.
Brach liegend mit den Geistesgaben
Dünkt er sich Jahre hier begraben.
Doch was in Tagen heißen Strebens
Stets dem Gebot der Stunde wich,
Die Einkehr in das eig'ne Ich,
Zieht nun als Bilderschau des Lebens
Vorbei dem neugeklärten Geist:
Der Pläne Hochflug, Täuschung, Ränke,
Kriegsruhm, den man als Höchstes preist,
Der Fürsten Gunst und Huldgeschenke, —
Was Alles einstmals ihm so wichtig,
Wie schal erscheint es nun und nichtig!
Er grollt: „Von Denen, die gebückt
Wir schmeichelten und schwuren Treue,
Hat Keiner jetzt das Schwert gezückt,
Des Höflings Götze ist das Neue.
Selbst König Sigmund —, Laub im Wind
Ist Herrschergunst, der Laune Kind;
Wer von des Thrones Stufen fällt,
Der wird vergessen von der Welt.
So ging es mir und zwar mit Recht,
Warum ward ich zum Fürstenknecht!
Mir fehlt die kühle Schlangenglätte,
Um den gewund'nen Pfad zu wandeln
An der Berechnung sichrer Kette;
Nur rascher Trieb bestimmt mein Handeln."
Und aus der Summe seines Lebens
Zieht Oswald's Geist mit ruhiger Klarheit
Als Schluß die inhaltsschwere Wahrheit:
„Was ich gesucht, es war vergebens!

Die Dichtkunst nur ist mein Beruf,
Den Gott mir in die Seele schuf.
Nach Anseh'n strebt' ich eitlen Dranges
Und liebte meinen Ehrgeiz mehr
Als dich, du heil'ge Kunst des Sanges;
Nun büß' ich meinen Irrtum schwer.
Hätt' ich mich deinem Dienst geweiht,
In Wort und That ein freier Mann,
Ich läg' hier nicht in Acht und Bann,
Beklagend die verlor'ne Zeit.
Wie glücklich hätt' ich können sein
Auf meinem Schloß in stillen Frieden,
Von allem Trug der Welt geschieden!
Säh' nochmals ich mein Hauenstein
Und sollt' mein Heil noch einmal sprossen,
Sei nur das Lied mein Zeitvertreib;
Zu meinen einzigen Genossen
Wähl' ich die Harfe und mein Weib.
O Margarete, werd' ich je
Dein holdes Antlitz wieder grüßen?
Mein Schicksal will ich gern verbüßen,
Doch wenn ich dich im Traume seh',
Verstoßen, flüchtig, heimatlos,
Von meinem Sturze mitgerissen,
Wird thränennaß mein hartes Kissen
Und wächst mein Elend riesengroß.
Doch fänd' ich dich, dürft' ich mich freuen?
Würd' nicht dein unschuldsvoller Blick
Sich wenden von dem Ungetreuen
Und dem verdienten Mißgeschick?
Ach all' mein Leben kann nicht reichen,
Mein schwer Verschulden auszugleichen."
Er nimmt dabei, wie oft er pflegt,
Aus dem verblichenen Gewand
Ein Kleinod, das als teures Pfand
Er immer auf dem Leibe trägt:
Ein kleiner, stumpfer Pfeil, umwunden
Von einem Streifen, vollbeschrieben,
Und auf gar selt'ne Art gefunden.
Nachts einmal war er wach geblieben;
Das Haupt gelegt in seine Hände
Erwog er auf der Lagerstätte,
Die hartes Stroh ihm gab zum Bette,
Tieftraurig seines Glückes Wende.
Da hört' er plötzlich leises Schwirren —
Durch's Gitterfenster an der Wand
Zu Boden fiel ein Gegenstand,
Das Pflaster ließ ihn schwach erklirren.
Im Finstern tastend fand mit Beben
Oswald die Botschaft, kühn gegeben.
So blieb doch Einer ihm gewogen,
Ein treues Herz, ein sich'rer Bogen!
Wie schien so träg die Nacht zu schleichen,
Bis durch die Öffnung festvergittert
Der erste Frühschein kam gezittert
Und ihn entziffern ließ die Zeichen.
Ein Schlag und doch ein Trost in Sorgen:

„Schloß Hauenstein ist Schutt und Staub,
Dein Weib entkam und ist geborgen."
Wenn sie nur nicht des Unglücks Raub,
Was kümmert's ihn, ging auch zu Grabe
In Sturm und Brand die ganze Habe!
Und nicht beachtend den Verlust
Quoll heißer Dank aus seiner Brust.

Seit jenem Tag fühlt durch die Adern
Sein Blut er frisch gekräftigt kreisen.
Mit eines Nagels scharfem Eisen
Bohrt er geduldig in den Quadern,
Bis eine schmale Mauerritze
Ihm Platz gönnt für des Fußes Spitze.
Dran schwingt er mühsam sich empor,
Das hohe Fenster zu erklimmen,
Denn aus dem Hofe dringt ans Ohr
Gar oft der Schall von Menschenstimmen.
Wenn laut die Knechte Reden tauschen,
Gelingt's ihm manches zu erlauschen;
Aus abgeriss'ner Worte Schall
Hört er von Krieg, von Feindes Fall
Und sucht, wenn träg die Stunden rinnen,
Das eig'ne Los sich draus zu spinnen.
Der Himmel meint es mit ihm gut
Und sendet in die Einsamkeit
Bald neue Tröstung für sein Leid.
Der Wächter, der ihn hielt in Hut,
Und für die Wartung Sorge trug,
Liegt krank und kann ihn nicht bedienen.
Statt dessen bringt ihm Speis und Krug
Sein Kind, ein Mägdlein sanft von Mienen,
Das mit dem Edelherrn, dem armen,
Mitleidig fühlt ein tief Erbarmen.
Weil ihr der Vater einst vertraute
Von des Gefang'nen Sängerruhm,
So holt sie schüchtern ihre Laute,
Und überläßt ihr Eigentum
Dem Rittersmann, daß Spiel und Singen
Ihm möge Trost und Freude bringen.
Welch Glück für ihn, als durch die Saiten
Die tonentwöhnten Finger gleiten!
O Poesie! Wie süße Labe
Gewährt der Trank, von dir kredenzt?
Ob auch das Dasein dornumkränzt,
Wem du dich giebst als holde Gabe,
Der ist, mag auch die Welt ihn hassen,
Nie ganz allein und ganz verlassen. — —

Im sonst so stillen Fürstenschloß
Weraus sind Thor und Fenster offen,
Weil Herzog Friedrich eingetroffen
Mit Ritterschaft und Dienertroß.
Er kam als Sieger und Bezwinger
Des trotz'gen Adels, allerwegen
Eilt jubelnd ihm das Volk entgegen
Und grüßt ihn laut als Freiheitsbringer.

Gebändigt liegen die Vasallen;
Nun aber gilt's, mit kluger Hand
Die Ruh' zu fest'gen in dem Land,
Denn Frieden mit den Gegnern allen
Thut not jetzt und zu diesem Ende
Berief der Herzog her die Stände.
Er will im Landtag sich vergleichen
Mit Edelherren groß und klein,
Erbleh'n und Ämter neu verleihn
Durch Schenkungsbrief und Siegelzeichen
Und seinem Volk, dem vielgetreuen,
Gesetz und Landesrecht erneuen.
Drum wird im Rathaussaal der Stadt
Tagsüber hin und her gestritten
Um alten Brauch und neue Sitten,
Bis man des Abends müd und matt.
Dann sucht man in den Mußestunden
Willkomm'ne Rast nach Müh' und Schweiß,
Damit die Kräfte frisch gesunden,
Und Jeder Dank dem Herzog weiß,
Der zur Erholung seiner Gäste
Giebt frohe Mahlzeit, Spiel und Feste.
Auch heut' ist in der Dämmerzeit
Der Tafelrunde volle Zahl
Versammelt in der Burg beim Mahl.
Man prunkt im schönsten Feierkleid,
Der Raum erstrahlt im Lampenlicht,
Der Tisch trägt köstliches Gericht
Und aus dem Grund der goldnen Becher
Winkt edler Wein dem frohen Zecher.
Der Herzog liebt Gelag und Pracht,
Er macht vor Aller Blick zu Schanden
Den Namen, den, als er in Banden,
Zum Spott die Feinde ihm erdacht;
Jetzt wagt zu munkeln Keiner mehr,
Daß Herzogs Friedels Tasche leer.
Mit seiner fürstlichen Erscheinung
Beherrscht er der Gelad'nen Kreis,
Indes er, fesselnd Aller Meinung,
Ein huldvoll Wort für Jeden weiß,
Um durch dies freundliche Gebahren,
Was er errungen, klug zu wahren.
Denn Ehrenzier und Festgelag
Gilt einem hohen Freudentag,
Der neu verbürgt des Landes Wohl:
Heut' wurde Frieden in Tirol.
Der Landtag kam zu gutem Ende,
Geeinigt sind der Gegner Hände.
Wer da beim Abschiedsfest erschienen,
Hofleute, Ritter und dazwischen
Bischof und Abt, trägt heit're Mienen,
Nur Witz und Scherz hallt an den Tischen.
Bald wird, von Feuerwein entfacht,
Trinkspruch um Trinkspruch ausgebracht.

Da meint der Ritter Hans Müllinen,
Der stets an Friedrichs Seite weilt,
Und um des Eifers, ihm zu dienen
Sich Gunst erworben ungeteilt:
„Das Fest ist schön und macht Euch Ehr'!
Herr Herzog aber, nehmt's nicht quer,
Das Beste fehlt: Frau Musika!
Lebt in Merans belobter Runde
Kein Sänger, feiernd solche Stunde?
Der, was er Herrliches ersah,
Zu kunstgewandtem Saitenklingen
In frohe Reime weiß zu bringen?"
Umsonst! Es will sich Keiner melden.
Bald aber flüstert Mund zu Mund
Den Namen eines Sängerhelden
Und immer lauter wird er kund.
Der Mann ist nah, doch drückt ihn Schmach,
Er liegt zu Vorst im Turmgemach
Und nimmer wird der Haft er ledig,
Erzeigt sich nicht der Herzog gnädig.
Nur Oswald Wolkenstein allein
Vermöchte mit dem Spiel der Saiten
Dies Festmahl würdig zu begleiten.
Auch Friedrich blickt verstummend drein,
Er denkt der schönen Jünglingszeit,
Da Oswald munter, jugendfrisch
Geteilt den herzoglichen Tisch,
Als nichts die Freundschaft noch entzweit
Und Innsbrucks Fürstenburg, die alte,
Von hellen Liedern widerhallte.
Ach, wie so bald verklang der Scherz!
Der eignen Jugend lichtes Bild
Stimmt weich ihn und versöhnungsmild.
Ein Mutiger faßt sich ein Herz
Und tritt zum Herzog kühnen Schrittes:
„Hört, edler Herr, mich gütig an,
Nicht ich in meinem Namen bitt' es,
Es fleht der Landtag von Meran!
Übt Gnade! Zaudert nimmer länger,
Gebt Freiheit diesem edlen Sänger!"
Der Herzog lächelt still gerührt,
Der Sprecher hat den Wunsch getroffen,
Den er im eignen Herzen spürt.
„Wohlan, es sei! Und daß das Hoffen
Noch heute die Erfüllung kröne,
Entsend' ich rasch die schnellsten Sohlen
Nach Vorst, um Oswald herzuholen,
Daß sein Gesang das Fest verschöne.
Müllinen, nimm's in Deine Hände,
Du hast's begonnen, führ's zu Ende!"

Da bricht ein lauter Jubel los,
Ein Rufen und ein Becherklingen,
Dem Herzog Hoch! will Jeder bringen
Ob solcher That, so schön, so groß!
Sie weckt Begeist'rung, laut zu zeigen,
Daß man dem Fürsten treu zu eigen.
Im Schloßhof wird bei Fackelschein
Der schnellste Renner aufgezäumt,

Nach Vorst zu reiten ungesäumt.
Ein Knappentrupp folgt hinterdrein
Beladen hoch mit Prachtgewändern,
Barett und Mantel, Waffenzier,
Um des Gefang'nen Tracht zu ändern,
Daß würdig er erscheine hier
Und reich geschmückt nach Standessitte
Sich zeige in des Festsaal's Mitte.
Nun spute dich, du Rosseshuf,
In Sturmeseile flieg' von hinnen
Mit deinem Auferstehungsruf
Der Welt den Sänger zu gewinnen.

Zu Vorst liegt Alles schon im Schlummer,
Nur aus dem finstern Turme tönt
Noch Oswald's Trösterin im Kummer,
Die selbst den Kerker ihm verschönt.
Bald scheint der Laute wilder Groll
Das herbe Schicksal anzuklagen,
Bald klingt das Lied so sehnsuchtsvoll
Wie einst in süßer Minne Tagen;
Es weint um den verlor'nen Hort
Und schließt mit rauschendem Akkord,
Als künde seine Prophezeiung
Die nahe Stunde der Befreiung. —
Da stampft es außer Ring und Graben,
Gewieher schallt und Rossetraben,
Dann dröhnt ein Schwertschlag an die Pforte
Wie Donnerruf durch Nacht und Schweigen.
Des Herzogs Boten sind's, sie zeigen
Den Öffnenden mit barschem Worte
Des Herzogs schriftlichen Befehl
Und fordern schnelles Folgeleisten.
Wohl blickt der alte Pfleger scheel,
Fast möcht' er sich zum Trotz erdreisten
In seinem eigennütz'gen Sinn.
Wer sichert bei so rascher Huld
Ihm jenes Erbstreits Geldgewinn,
Die alte Wolkensteiner Schuld,
Um deren Tilgung zu erlangen
Er Oswald tückisch nahm gefangen?
Doch muß er, ob mit Widerstreben,
Sich endlich dem Gebot ergeben. —
In des Gefang'nen enge Zelle
Stürzt atemlos des Wärters Kind:
„O Herr, bereitet Euch geschwind,
Ihr sollt verlassen diese Schwelle!
Ach, mich verwirrt die Freude schier —
Ein Trupp von Reisigen ist hier,
Um, wie der Herzog selbst befohlen,
Euch schleunig nach Meran zu holen.
Dort giebt der Fürst ein großes Fest,
Zu dem er schnell Euch bitten läßt.
Mich haben sie herabgeschickt
Zu Euch mit Wäsche und Gewand;
Seht, welche Pracht! Mit Gold gestickt
Und schwere Borden um den Rand!
Herr, nun ist Euer Leid vorbei,
Gewiß macht Euch der Herzog frei!"
Erregt springt Oswald auf vom Lager,
Nicht mächtig eines Worts vermag er
Zu winken nur dem Mädchen dankend —
Er fühlt die Brust sich schwellend weiten
In Ahnung künft'ger bess'rer Zeiten.
Wie ein Berauschter, taumelnd, schwankend,
Als ein Erstand'ner aus der Gruft
Tritt er hinaus in freie Luft.

O Freiheit, höchstes Erdengut,
Das Wen'ge nur zu schätzen wissen,
Der liebt dich erst mit voller Glut,
Der dich mit Schmerzen mußt' vermissen!
Wer denkt an Atem auch und Licht
Als Jener, dem es dran gebricht?
Auch Oswald trinkt mit vollen Zügen
Das langentbehrte Hochgefühl,
Er saugt den Lufthauch frisch und kühl,
Versenkt mit seligem Genügen
Sein Aug' ins sternbesäte Blau
Und mißt des Umblicks weite Schau.
Als wären offen alle Schranken,
So jubelt auf er in Gedanken:
„Euch, meine Berge seh' ich wieder,
Euch Häupter, die gekrönt mit Schnee!
Hätt' ich des Falken Fluggefieder
Ich schwäng', vergessend alles Weh,
Mich zu den Almen frei und hoch,
Die nie erreicht ein Sklavenjoch!
Auf zu des Wildbachs kühner Bahn,
Darum des Bergwalds Stämme ragen,
Dorthin wagt sich kein Menschenwahn
Mit seinem ekeln Thun und Jagen! —
Jenseits der Höh'n ob Kastelrutt
Da liegt mein Heim, dürft' ich es schauen!
Doch ach, es sank in Trümmerschutt.
O, wär' ich frei, es neu zu bauen!
Wozu allein? Wo mag sie weilen,
Die Herrin, den Besitz zu teilen?
Giebt es denn nirgends eine Lücke
Im Mauerring, als luft'ge Brücke
Ins Leben, dem ich oft geflucht
Und das mein Aug' doch schmerzlich sucht? —
Ihm bleibt zum Sinnen keine Zeit,
Man drängt ihn, sich aufs Roß zu schwingen,
Das schon zum Ritt für ihn bereit,
Indes die Knappen ihn umringen,
Dann geht es rasch hinaus ins Weite.
In der Gefühle Widerstreite,
Die Brust von Zukunftsahnung voll,
Läßt Oswald hinter sich die Mauer,
Darin er tiefste Herzenstrauer
Durchlitten und den herbsten Groll.
Von fern erschimmert Licht um Licht,
Das ist Meran, die Fensterzeile

Der Burg vor allem kommt in Sicht,
Ihr geht es zu mit Windeseile. –
Schon hallt das Pflaster von den Hufen –
Hier ist das Thor, die Marmorstufen –
„Wo soll ich hin? Hinauf zum Saal!
Zur Schau den Gästen, die beim Mahl,
Soll vor dem Fürsten ich erscheinen?
Was kann mit dem Befehl er meinen?
Doch, Herz, sei stark, steh' festen Blicks,
Nun fällt der Würfel des Geschicks.“

Jetzt öffnet sich die Saalthür weit –
Auf Flur und Treppen strömt die Helle –
Hochaufgerichtet, wortbereit
Tritt Oswald mutig auf die Schwelle. –
Da geht ein Flüstern durch die Menge,
Wie, wenn ein Windstoß, rasch entfacht,
Des Waldes Wipfel streift mit Macht,
Dann schweigt erwartend das Gedränge.
Aus der Versammlung buntem Kreise
Tritt Friedrich's stattliche Gestalt,
Daß er den Gast willkommen heiße;
Doch als er näher schreitet, prallt
Er fast zurück und staunt entsetzt.
Ist Oswald dies? Der Mann, so hager,
Als ständ' er auf vom Krankenlager?
In Vollkraft blühend einst und jetzt
So bleich, als wär' er nur zum Spott
Bekleidet mit den Prachtgewändern.
Wie konnt' er also sich verändern?
Das ist Sabinen's Werk, bei Gott!
Die Schlange! Ihren Haß zu stillen,
Mißbrauchte sie den Fürstenwillen.
Von tiefem Mitleid übermannt
Faßt Friedrich huldvoll Oswald's Hand
Und führt ihn an der Reih' der Gäste
Vorbei zum Ehrenplatz beim Feste.
Sein ernster Blick durchstreift die Runde,
Die schweigend hängt an seinem Munde,
Dann steigert er der Stimme Kraft
Und kündet laut: „Mein Zeuge sei
Die hier vereinte Ritterschaft!
Oswald von Wolkenstein ist frei!
Das Land Tirol kann nimmer dulden,
Daß sanglos lieg' in Kerkergrund
Sein bestbewährter Liedermund.
Was ihm geraubt des Kriegs Verschulden
An Haus und Gut und Ackerland –
Mein fürstlich Ehrenwort zum Pfand,
Daß ich es reichlich ihm vergüte;
Und steht der zweite Lenz in Blüte,
Soll Hauenstein, neu aufgebaut,
Zum Einzug seines Herrn sich schmücken.“

Rings wird ein Beifallsmurmeln laut
Ob solcher Großmut im Beglücken,
Und Oswald's feuriges Gemüt
Will Worte stammeln dankdurchglüht.
Doch Friedrich winkt: „Dank' mir noch nicht,
Mein Freund, hör' mich zu Ende nur,
Mein Schwur heischt einen Gegenschwur
Und auf das Recht folgt Deine Pflicht.
Du sollst Urfehde mir beschwören
Und mir als Deinem Landesherrn
Dich unterordnen frei und gern;
Sollst keinem Bündnis angehören,
Eh' Du bei mir nicht holtest Rat
Und fügen Dich mit Wort und That
Tirols Verfassung, die soeben
Der Landtag von Meran gegeben.
Verwandelt ist der Zug der Zeit,
Nicht nur der Adel, einst der Würger
Des armen Volkes, auch der Bürger
Und Bauer fällt jetzt den Entscheid,
Auch ihm gebührt beim Ständetagen
Das Wort für Wünsche und für Klagen.
Drum brich mit Deinem alten Streben,
Das nur verwirrt das Vaterland,
Versöhn' Dich mit der Dinge Stand
Und sei als Freund mir treu ergeben.“
Drauf schüttelt Oswald stolz das Haupt
Und spricht mit Ernst und ohne Schwanken:
„Ihr irrt, wenn Ihr mich willig glaubt,
Herr Herzog, und ich muß Euch danken
Für Eure mir gebot'ne Huld,
Wenn ich darum mein Wort soll brechen.
Nicht um das lockendste Versprechen
Belad' ich mich mit solcher Schuld.
Was würden meine Freunde denken,
Wollt' ich dem Gegner Dienste schenken?
Wohl' lernt' ich in des Kerkers Haft
Die Dinge schau'n mit hellem Blick,
Verflogen ist die Leidenschaft
Und klar liegt mir Tirols Geschick;
Ich weiß, das Zeitrad ist im Rollen
Und thöricht wär's, es hemmen wollen.
Doch schwur ich einen heil'gen Eid
Dem Falkenbund; ich will ihn halten,
Wie auch mein Los sich mög' gestalten.
Und muß es sein, bin ich bereit
Und biete lieber meine Hände
Den erst gelösten Fesseln dar,
Als daß man aller Ehre bar
Und untreu meinem Wort mich fände!“
Bewegung flutet durch den Saal,
Ausrufe tönen, jeder Mund
Giebt staunende Bewund'rung kund:
Wie selt'ne Treu bei solcher Wahl!
Welch selbstlos edelmüt'ger Sinn!
Den Herzog rührt ein gleich Empfinden;
Solch einen Mann an sich zu binden
In Freundschaft dünkt ihm nun Gewinn.
Er spricht, bereden ihn aufs Neue:
„Ich achte Dich ob dieser Treue,

Doch sie entbehrt des Gegenstandes.
Der Falkenbund, dem Du verpflichtet,
Ist längst schon aufgelöst, vernichtet.
Die stärkste Burg des ganzen Landes,
Schloß Greifenstein, das Felsennest,
Liegt ausgebrannt, ein Trümmerrest.
Heinz Rottenburg verlor sein Leben
Im Krieg, der Bischof von Trident
Hat seine Händel aufgegeben,
Selbst Kaiser Sigismund erkennt
Jetzt an mein unbestritt'nes Recht.
Nur noch der Wolkenstein Geschlecht
Fehlt, daß zum gütlichen Vergleiche
Versöhnt es mir die Hände reiche.
Sprecht, edle Herrn", ruft er und wendet
Auffordernd sich zur Gästeschar,
„Was ich gesagt, ist es nicht wahr?
Ward nicht der Landtag heut beendet
Und was von Zwietracht übrig blieb,
Verglichen drin dem Land zulieb?"

Wie Oswald so von allen Seiten
Bestätigt sieht, was Friedrich sprach,
Kommt er der Ford'rung willig nach;
Denn anders denkt er als vor Zeiten,
Da noch in eifersücht'gem Groll
Und Thatendurst die Brust ihm schwoll.
Er ist bereit den Trotz zu beugen
Und feierlich vor allen Zeugen
Legt er dem Herzog ab den Eid,
Der neu ihn adelt und befreit.
Glückwünschend drängt man sich um ihn,
Man faßt und schüttelt seine Hände
Und preist des Schicksals günst'ge Wende.
Er nimmt's mit trübem Lächeln hin:
Trotz Fürstengunst und hoher Ehr'
Ist ihm das Herz zum Sterben schwer
Und Alles wollt' er gern vermissen,
Könnt' er von Margareten wissen.
Er ist der Held des Abends heut
Besonnt von Gnade hellen Scheines,
Dem Jeder Schmeichelworte streut;
Man bringt die Humpen edlen Weines,
Es kreist der funkelnde Pokal —
Doch alle Freude dünkt ihm schal
Und unbemerkt vom Kreis der Zecher
Fällt ihm die Thräne in den Becher,
Von Reu' erpreßt, die bitter schmerzt,
Weil er sein häuslich Glück verscherzt.
Wie einst es war in Festesnächten
Steht Oswald's Sitz zu Friedrich's Rechten
Und dieser, froher Laune voll,
Stört freundlich seines Nachbars Schweigen:
„Ich will Dir eine Gunst erzeigen
Als unsrer Freundschaft ersten Zoll.
Was immer Du verlangst von mir,
Im Vorhinein gewähr' ich's Dir."

Da schaut ihn Oswald traurig an:
„Ich bin ein einsam düst'rer Mann,
Des Leben Schiffbruch hat gelitten,
Was soll ich auch für mich erbitten?"
Der Herzog staunt und fragt verwundert:
„Du einsam? Mit der jungen Frau,
Schön wie kaum Eine unter hundert,
Gleich einer Ros' im Morgenthau?
Bei Gott! Fast fühl' ich was wie Neid
Um solchen Mund zum Kuß bereit."
Kaum dringt dies Wort an Oswald's Ohr,
Fühlt alle Fassung er entschwinden,
Sein Sinn entflammt, er springt empor:
„Wo ist sie? Wo kann ich sie finden?
O Herzog, wenn all' Eure Güte,
Die Ihr mir zeigt, nicht Trug und Schein,
Gebt meinem blutenden Gemüte
Den Balsam, der es heilt allein.
Wo weilt sie? Wo kann ich sie schauen
Die liebste, holdeste der Frauen?"
„Wie, armer Freund, das weißt Du nicht?
So sandte Niemand Dir Bericht?
Statt Dich in Haft nur zu bewahren,
Ist man so streng mit Dir verfahren?"
„Ein Pfeil, von unbekannter Hand
Nachts in den Turm mir zugesandt,
Besagte, daß sie mußte fliehn
Von Hauenstein, doch nicht wohin."
Da stellt der Herzog laut die Bitte:
„Ist Keiner in der Gäste Mitte,
Der sich're Auskunft uns erteilt,
Wo Ritter Oswald's Hausfrau weilt?"
Es meldet sich auf dies Geheiß
Ein schon bejahrter Edelmann
Aus der Umgegend von Meran:
„Ich künde gern Euch, was ich weiß.
Sie wandte sich nach Greifenstein,
Um sicher vor dem Krieg zu sein.
Man rühmte allwärts ihren Mut
Und ihr besonnenes Betragen,
Als sie umtobt des Kampfes Wut.
In jenen letzten Sturmestagen,
Eh' sich die Feste gab verloren,
Ward drinnen Euch ein Sohn geboren — — "

Oswald entfährt ein Freudenschrei:
„Ein Sohn!" Sein Auge selig strahlt.
Jedwedes Leid, so schwer es sei,
Macht dieser Augenblick bezahlt.
„Doch ach, mein armes junges Weib!
Wer pflegte ihren zarten Leib
Inmitten rauher Kriegerhorden?
Sagt, was ist aus der Mutter worden?"
„Eh' Greifenstein zu Falle kam,
Ward sie gehüllt in Bauerntracht
Mit ihrem Kind ins Thal gebracht.
In einem Meierhofe nahm

Sie drunten ihren Aufenthalt.
Der Hof ist meines Bruders Eigen
Und liegt versteckt im dichten Wald.
Ich will den Weg dahin Euch zeigen,
Er ist nicht weit, nur wenig Stunden;
Nehmt morgen Euch ein Roß zum Ritte,
So habt Ihr, um des Tages Mitte,
Die Euern glücklich aufgefunden."
In stummer, heißer Dankbarkeit
Drückt Oswald des Erzählers Hand,
Der als ein Bote gottgesandt
Ihn von des Kummers Last befreit.
Dann seufzt aus tiefster Brust er auf;
Die Hände vor das Antlitz pressend
Und alles um sich her vergessend
Läßt er den Thränen freien Lauf. —
Im weiten Raume alles schweigt,
Kein Aug' ist, das sich trocken zeigt,
Gar Mancher an die Heimat denkt,
Wo Weib und Kinder ihm geschenkt,
Und bei der Lose still Vergleichen
Fühlt er die Tropfen niederschleichen.

Des Herzogs heitre Redeführung
Erweckt die stillgeword'ne Runde,
Zuerst aus ihrer stummen Rührung:
„Nun, Oswald, für so süße Kunde
Möcht' ich den Dank mir ausbedingen.
Wohlan befriedige die Dränger!
Des Vaterlandes bester Sänger
Soll uns ein Lied zur Laute singen!"
Oswald ergreift das Instrument,
Das ihm Müllinen reicht behend;
Er steht am Tisch hochaufgerichtet,
Die Wange glüht vom Glück bemalt,
Begeist'rung aus dem Aug' ihm strahlt.
Rasch hat er einen Sang gedichtet,
Der mächtig, während alles lauscht,
Den Saal der Fürstenburg durchrauscht:

„Wer hält den Himmel
Die Erd', das Wasser und Gestein?
Wer bringt den Donner, Schnee und Wind?
Das Firmament allein
Gäb' Zeugnis uns von Gottes Kind,
Das seiner Mutter Vater ist und Mann.
Das Fischgewimmel
Wahrt er im See, damit es nicht ertrinke;
Er hält den Vogel in der Luft,
Daß er nicht abwärts sinke;
Er zieret Berg und Thal und Kluft
Mit Kleidern, die kein Mensch ersinnen kann.

Wer nährt das Würmlein in der Erd',
Den Raben, flügge kaum,
Wenn Vater, Mutter ab sich kehrt
Und flieht den weißen Flaum?
Die Fürsorg' Gottes drüber wacht,
Ohn' End' und Anfang zeigt sich seine Macht.
Der allem Sein,
So Mensch als Tieren Unterschied kann geben,
Daß kein Geschöpf dem andern gleicht,
Begnadet auch mein Leben
Und hat der Feinde Sinn erweicht.
Bald find' ich wieder, was ich such' allein,
Walt' Gott des Fürsten, der mir nahm die Pein."

X. Wiedergefunden.

Am nächsten Tag beim Frührotschein,
Zwei Reiter aus dem Schlosse traben
Durchs Stadtthor über Brück' und Graben
Ins morgenduft'ge Land hinein.
Herbst ist's, die Zeit der Traubenreife,
Und Tag für Tag schält aus dem Flor
Sich wolkenlos das Blau hervor;
Wohin der trunk'ne Blick auch schweife,
Schaut er den reichen Erntesegen,
Die Weinfrucht in bekränzten Kufen
Und wo sich flinke Arme regen,
Tönt Winzersang und Jubelrufen.
Doch Keinem, der da jauchzt in Lust
Schlägt wohl so freudenvoll die Brust
Als Ritter Oswald, der getrieben
Von Sehnsucht eilt zu seinen Lieben.
Wie säumig ist des Rosses Gang!
Er drückt den Sporn ihm in die Weichen
Sein Glück noch schneller zu erreichen
Und stürmt im Flug das Thal entlang.

Dort, wo der Etsch beglänztes Band
Sich südwärts krümmt ins Bozner Land,
Bei Terlan und bei Siebeneich,
Sieht er den Felsenkegel ragen,
Deß Gipfel Greifenstein getragen.
Da wird ums Herz ihm weh und weich.
„Dort also ward mein Sohn geboren!
Welch eine Wiege, kampfumloht!
Dort lag mein Weib in Angst und Not.
Einst hab' dem Vater ich geschworen,
Sie wie mein eigen Augenlicht
Zu hüten — und ich hielt es nicht;
Könnt' er vom Himmel niedersehen,
Wie schlecht würd' ich vor ihm bestehen?"
Als Oswald dies erwägt in Reue,
Gelobt er still und heiß aufs Neue
Zu wandeln Margaretens Pein
Nunmehr in Glück und Sonnenschein. —
Jetzt steigt der Weg durch Wald und Schlucht
In eine stille Wiesenbucht,
Die, von dem dichten Forst umsäumt,
So außer des Verkehres Kreis,
Daß nur das Thalkind um sie weiß.

Am klaren Bach, der rauschend schäumt,
Liegt hingelagert in die Matten,
Ein Bauernhaus im Obstbaumschatten.
Ein Bild des Friedens ist die Schau:
Der Rauch entsteigt in weißen Ringen
Ins herbstlich wolkenreine Blau,
Von ferne hört man Herden klingen;
Die Hühner gackern ab und zu,
Sonst atmet alles Mittagsruh'.
Und sieh! Dort unter jenem Baum
Sitzt eine Frau vor einer Wiege
Und summt ihr Kindlein in den Traum.
Sie müht sich, daß es schlafend liege,
Doch will der Schalk davon nichts wissen,
Er streckt die Händchen aus den Kissen
Und schreit, bis sie voll Mutterlust
Ihn küssend hebt an ihre Brust.
Doch dann neigt traurig sie das Haupt
Und spricht mit thränenvollem Blick:
„Mein Kind, wie hart ist dein Geschick,
So früh des Vaters schon beraubt!
Jetzt hör' ich hell dein Lachen klingen
Und bett' im weichen Flaum dich ein,
Was aber mag die Zukunft bringen,
Welch Los wird dir beschieden sein?"
Da hält sich Oswald nimmermehr,
Er drängt sich durch die dichten Hecken,
Die sein Erscheinen noch verstecken,
Und achtet nicht der Dornen Wehr —
Margrete sieht ihn nah'n — ein Schrei —
„Oswald!" — „Mein Weib!" — er stürzt herbei
Und vor dem Frauenbild so rein,
Bewußt der Schuld, die nun zu büßen,
Wirft er sich schluchzend ihr zu Füßen:
„O Gretli, kannst Du mir verzeih'n?
Ich habe viel an Dir verschuldet,
Doch wüßtest Du, was ich erduldet,
Wie ich bereut, gehofft, gebangt,
Wie heiß mein Herz nach Dir verlangt,
Du würdest meiner Dich erbarmen —"

Sie aber, tief erschüttert, hebt
Ihn rasch empor mit ihren Armen,
Die Wang' erglüht, die Stimme bebt,
Denn blitzschnell mahnen die Gedanken
Sie an des eig'nen Herzens Schwanken,
Und reu- und schamvoll flüstert sie:
„Ich bin's nicht wert, beug' nicht das Knie!
Du fehltest, aber nicht allein,
Der größte Teil der Schuld ist mein.
Ich war ein Kind, ein blödes Kind,
In meinem engen Kreis beschränkt,
Für all' Dein tiefstes Wesen blind.
Doch nun, da Du mir neu geschenkt,
Soll alles, alles anders werden:
Laß die Vergangenheit begraben,
Uns blüht ein junges Glück auf Erden,
Sieh uns're Zukunft, unsern Knaben!"
Dabei erfaßt sie seine Hand
Und führt ihn zu der Wiege Rand,
Voll Stolz auf solchen Himmelssegen
Hält sie den Kleinen ihm entgegen.
Der Junge, rosig, kerngesund,
Lacht hell ihm zu mit Wangen rund
Und greift mit seinen Händchen zart
Dem Vater täppisch in den Bart.
Oswald umschlingt sein Weib und Kind
Und dünkt in langentbehrtem Kosen
Viel reicher sich, als Kön'ge sind,
Er fühlt, was sonst er mocht' erlosen,
War eines Irrlichts eitler Schein,
Dies ist sein Glück, nur dies allein,
Nun ruht sein Lebensschiff im Hafen
Und alle Stürme sind entschlafen.
Als dann des Jubels Flut sich legt,
Beginnt ein Fragen und Erzählen,
Ein Lauschen, stumm und tiefbewegt,
Ein geistig Finden und Vermählen
Der Gatten, die das Schicksal schwer
So lang und schmerzlich hat getrennt.
Oswald erstaunt, denn er erkennt
Kaum jenes schlichte Gretli mehr,
Das halb noch Kind sein eigen ward;
Verwandelt ganz ist ihre Art.
Er schaut ein selbstbewußtes Weib,
Das durch das drohende Verderben
Geklärt, gereift an Seel' und Leib,
Wohl wert aufs Neu darum zu werben.
Ihn schaudert, daß schon halb verweltet
Solch Kleinod er in frevlem Spiel,
Den Schatz hat Himmelsgunst gerettet
Für ihn zum echten Minneziel.
Und Oswald sieht ein Glück erstehen,
Wie schwärmend er's vor sich gesehen.
Nun fließen für das Paar die Stunden
In ungetrübtem Sonnenschein,
Vom Himmel aufgehellt und rein
Ist jede Wetterspur verschwunden.
Das herbe Leid, erst durchgekämpft,
Macht ihre Freude mild gedämpft
Und läßt auf sturmgefeitem Grund
Erwachsen ihren Lebensbund.

Zwei Jahre fast sind hingeschwunden,
Seit Friede ward im Alpenland,
Und Heilung gab die Zeit den Wunden,
Die es erlitt durch Schwert und Brand.
Das Feld, das Rosseshuf zertrat,
Trägt, blutgedüngt, frischgrüne Saat.
Aus rauchgeschwärztem Trümmergraus
Erhebt sich neu manch schmuckes Haus,
Und wer ein nützlich Handwerk schafft,
Betreibt es freudig und mit Kraft.
Mai ist's, die Lerchen jubeln laut,

Obstbäume blüh'n im Angergrund,
Rings giebt sich rührig Leben kund,
Der Landmann pflanzt, sät und bebaut,
Erlöst von einst'ger schwerer Frohne,
Und sieht's gedeih'n zu reichem Lohne.
Tirol genießt des Friedens Segen;
Von keinem Feinde mehr bedroht
Herrscht Herzog Friedrichs Machtgebot.
Was er in herben Schicksalsschlägen
Dem Volk versprach, das ihn befreit,
Das hält er treu in bess'rer Zeit.

Doch auch dem Freunde, neuerkoren,
Bei jenem Feste ruhmbeglänzt,
Löst er das Wort, das er geschworen,
Nun da zum zweiten Mal es lenzt.
Steht Hauenstein neuaufgebaut
Mit Zinnen, Warte, Turm und Erker;
Nur schöner, stolzer noch und stärker
Als ehmals prangt es jetzt und schaut
Hellblinkend in der Sonne Strahl
Vom Hügel weit hinaus ins Thal.
Heut' schallt dort Jauchzen, endlos schier,
Der Meister, der sein Werk vollendet,
Steckt auf den Dachfirst grüne Zier,
Die weithin frohe Kunde sendet.
Hochragend von des Turmes Gipfel
Winkt seinen Gruß der Tannenwipfel
Und Fähnlein flattern bunt im Blau:
Glückauf! du stattlich stolzer Bau! —
Das Volk hält Festtag weit und breit,
Nicht Wies' noch Acker wird befahren,
Von Dorf und Berghof kommen Scharen,
Und Mann und Weib trägt Feierkleid.
Der Burgherr Oswald Wolkenstein
Zieht in sein Schloß heut' wieder ein
Mit Frau und Kind und Dienerschaft.
Man weiß, er lag in Etschlands Gauen
Viel Monde lang in Kerkerhaft,
Ihn will begrüßen man und schauen.
Der Weg, der auf die Höhe führt,
Ist eingerahmt mit grünen Maien,
Die Hecken mußten Kränze leihen
Zum Ehrenschmuck, wie sich's gebührt.
Ein Tanngewind' umschlingt das Thor,
Und was an erstem Blumenflor
In Au und Garten schon entsprossen,
Liegt auf der Schwelle ausgegossen.
Das Volk harrt auf dem Wiesenhang,
Bereit zum festlichen Empfang.
Dem Grundherrn will man Ehr' bezeigen;
Die Höfe all' im Thalesraum
Bis aufwärts zu des Hochwalds Saum
Gehören Hauenstein zu eigen
Und das besitzende Geschlecht
Erhebt des Zehents altes Recht.
Drum scheute Müh' und weite Fahrt
Selbst nicht der Greis mit weißem Bart,
Die Männer kamen, sonnverbrannt,
Die Burschen kräftig und gewandt
In ihrer Heimat schmuckem Kleid,
Die Mägdlein mit den Flitterkronen
Geziert wie sonst zur Antlaßzeit,
Im Sonntagsputze die Matronen.
Der Pfarrer auch vom nächsten Ort
Spricht mit dem alten Burgkaplan,
Der auf Herrn Oswalds Wunsch und Wort
Sein einstig Amt tritt wieder an.
Sie alle stehen in der Runde
Und warten auf des Türmers Kunde.
Da endlich tönen die Fanfaren:
Er kommt! Die Kirchenglocken klingen —
Hochrufe hört man näher dringen
Und jetzt kann man ihn selbst gewahren.
Auf feurig edlem dunklen Roß
Sprengt er voraus voll Ungeduld,
Zu grüßen seiner Väter Schloß,
Ihm neu geschenkt durch Fürstenhuld.
Wohl wallt das Herz ihm beim Willkomm!
Dann folgt, begleitet vom Gesinde,
Auf weißem Zelter lammesfromm
Frau Margarete mit dem Kinde.
Vielhundertstimm'ger Jubel schallt,
Indes der Zug vorüberwallt,
Entblößten Haupts die Männer schauen,
Und Blumen streuen aus die Frauen —
Sie blicken nach noch eine Weile,
Drauf geht ein Fragen durch die Zeile:
Saht ihr den Ritter auch genau?
Wie freundlich er gegrüßt, gewinkt!
Wie prächtig die Gewandung blinkt!
Ein schöner Herr, ob auch schon grau,
Sein Aug' wie das des Jünglings blitzt
Und wie er fest zu Pferde sitzt!
Und erst die Frau! Wie hold und mild!
Mit ihrem Büblein kraus von Haar,
Ganz wie das Muttergottesbild
Auf uns'rer Kirche Hochaltar!" —

Als Oswald von dem Volk umringt
Am Eingangsthor vom Sattel springt,
Da hebt der greise Burgkaplan
Die wohlstudierte Rede an.
Er preist des Himmels gnäd'ge Führung,
Die Glück nach herbem Leid gesandt,
Dann übermannt ihn tiefe Rührung.
Der Ritter schüttelt ihm die Hand
Und spricht zur Menge hingekehrt:
„Habt Dank, ihr Leute lieb und wert,
Für euer freundliches Begegnen!
Gott möge meinen Einzug segnen!"
Im Hof, wo die Umfassungsmauer
Den Absturz in die Tiefe deckt,
Da steht als Zeichen frommer Trauer

Ein Kreuz, von Blumen halb versteckt.
Der Burgkaplan auf Oswald's Fragen
Weiß die Bedeutung schnell zu sagen.
„Uns schien's die heiligste der Pflichten
Den Männern, die voll Heldenmut
Für Euch vergossen hier das Blut,
Ein ehrend Denkmal aufzurichten.
Auf Eures Bruders Hilfe bauend
Hielt jenes kleine Häuflein Stand,
Als Friedrich's Heer die Burg berannt.
Mit Löwenkräften um sich hauend,
Gewiß, sie hätten sich gehalten —
Denn nur zwei Tage hinterdrein
Kam der Entsatz aus Wolkenstein —
Doch hergeschafft im Stillen knallten
Urplötzlich jene Pulverröhren,
Die wildem Feuer gleich zerstören
Und die man kürzlich erst erfunden.
Wo solch' ein Höllenzauber haust,
Da nützt kein Schwert in tapfrer Faust.
Der Führer, schon bedeckt mit Wunden,
Ein edler junger Rittersmann,
Dem all' die Seinen zugethan,
Gab lieber hin sein blühend Leben
Als Eure Burg zu übergeben.
Begeistert durch sein Beispiel gingen
Die Krieger mit ihm in den Tod.
Hier kämpften sie beim letzten Ringen —
Die Mauer keinen Halt mehr bot —
Und rücklings gleitend stürzten Alle
Hinab die turmeshohen Schroffen.
Zerschmettert von dem grausen Falle
Hat man die Leichen angetroffen
Und eingesargt im Kirchhofsgrunde." —
Bei des Kaplans Berichterstatten
Naht Margarete sich dem Gatten
Und hört die inhaltsschwere Kunde.
Sie fährt mit einem schwachen Laut
Zusammen, Schrecken lähmt die Glieder,
Auf die entfärbte Wange taut
Verstohlen eine Thräne nieder.
Doch Oswald ohne Herzensgroll
Drückt leis die Hand ihr liebevoll
Und beide sich ins Auge schauen
In tiefem innigen Vertrauen. —
Doch dieses Jubeltages Feier
Tilgt bald den leichten Wehmutschleier.
Herr Oswald läßt die guten Leute,
Die weit gewandert, ihn zu sehen,
Nicht ungespeist nach Hause gehen;
Sie brauchen Kraft zum Heimweg heute.
Drum läßt er aus den nächsten Schenken
Herschaffen Fässer mit Getränken,
Die Gäste lagern sich am Rain,
Es kreist des Etschlands roter Wein,
Der Zimmermann den Becher schwingt
Und ruft den Trinkspruch in die Luft,
Daß er aus Wald und Felsenkluft
In lautem Echo wiederklingt
Und dankend für die güt'ge Spende
Tönt's „Hoch dem Burgherrn!" sonder Ende.

Zu krönen all' dies festlich Treiben
Kommt schweißbedeckt herangeeilt
Ein Bote mit dem Glückwunschschreiben
Des Herzogs, der in Innsbruck weilt —
Ein Murbruch von des Berges Hang
Verzögerte des Reiters Gang:
„Weil Herzog Friedrich selbst verhindert
Zu kommen, ward mir aufgetragen,
Euch seinen Festgruß hier zu sagen,
Ihr mögt die Freundschaft unvermindert
Bewahren ihm im neuen Haus —
Hier ist sein Brief, lest selbst daraus!"
Und Oswald's Blick durchfliegt die Schrift,
Dann haftet er auf einer Stelle,
Die überraschend ihn betrifft:
„Zu Hall in ihrer Klosterzelle,
Die sie für ihrer Tage Rest
Als letztes stilles Heim erworben,
Ist am verfloß'nen Osterfest
Sabina Hausmannin gestorben —"
Da zuckt es wie ein Wetterleuchten
Des einst'gen Groll's durch sein Gesicht,
Er denkt der Kerkernacht, der feuchten,
Doch früh'rer Liebe auch und spricht:
„Was sie mir Leids gethan im Leben,
Mög' ihr's der güt'ge Gott vergeben!"
Dann liest er warme Freundesworte,
Prophetisch fast erklingt ihr Sinn,
Als öffne sich der Zukunft Pforte:
„Nur Glück sei ferner Dein Gewinn!
Es mög' ein blühendes Geschlecht
Hervor aus Deinem Schlosse gehen,
Des edle Männer kräftig stehen
Für Volkeswohl und Fürstenrecht!
Gleich Deiner Burg erstandnen Mauern
Mög' in des Lebens Neugestalten
Gewaltig sich Dein Sang entfalten
Und alle Zeiten überdauern;
Was Schönes wir und Großes ehren,
Soll leuchtend Deine Kunst verklären,
Und nennt Tirol die besten Söhne,
So strahl' aus ihren stolzen Reih'n
Als Held und Meister süßer Töne
Der Sänger Oswald Wolkenstein."



Nächtlicher Ritt.

Ich ritt vom Berg herab nach Hause
Spät nachts, es blitzte dann und wann,
Ein Sturm mit wachsendem Gesause
Ging durch den hohen dunklen Tann.

Ich sah nur bei der Blitze Glimmen
Den Weg vor meines Pferdes Huf,
Da hört' ich in dem Donner Stimmen,
Wie wohlbekannter Stimmen Ruf.

Bald ward auf meiner Fragen jede
Ein Wort im Donner offenbar,
Und ich in kühner Gegenrede
Ich legte ganz mein Innres dar.

Wie vielen Streit ich schon gestritten,
Wie viel ich Eitles oft begehrt',
Wie viele Not ich schon gelitten,
An wie viel Gram ich schon gezehrt.

Auf wie viel Stunden, klagereiche
Ich schauen muß, und ach, zurück
Auf wie viel wilde Thorenstreiche,
Und auf wie viel verfehltes Glück.

Da rollte mild in mein Erschauern
Und milder nur des Donners Laut
Wie eine Mahnung auszudauern,
Und stolzer hab ich ihm vertraut.

Ich sprach, von keiner Furcht beklommen,
Was ich zu thun auf Erden hier
Mit aller Kraft mir vorgenommen,
Und mächtig klang es über mir.

Mein Rößlein bäumte sich und schnaubte;
Ich dachte: war die Stimme die,
Die auch ein Mann zu hören glaubte
Im Donner einst am Sinai?

Hermann Lingg.

„Eile, Herzlieb . . .“

Eile, Herzlieb, unter Wolkenschleiern
Brach schon lange die Sonne hervor,
Und die Erde, ein müdes, verschlafenes Kind,
Öffnete zögernd erst, dann groß und jauchzend,
Entgegen der Hohen, der Lebensspenderin
Ihr dunkles Auge,
Daraus der wandelnden Gottheit erwiedert
Unendlicher Glanz.
Du nur fehlest im tönenden Reigen,
Liebling des Lichts,
Und in deinen Blicken ersehnen ihr Bild zu schauen
Mein Herz und die Sonne,
So komme, von Schönheit und Reiz umstrahlt,
Und aus deinen Händen,
Nehm' als Geschenk ich den Tag und die Sonne
Und des Himmels heitere Tiefe
Und nun erst erwacht zu drängendem Leben
Fühl' ich alle Götter mir nah.

Adolf Marquardt.

Am Wasserfall.

Schweigend seh ich den Fall der Wasser.
Wo sich die Felsen verengen,
Ein mächtig Ringen und Drängen,
Das rauschend den Weg sich bricht
Und breit hervor aus Licht,
Gleißend im leuchtenden Sonnenstrahl,
Stürzen die weißen Massen zu Thal.

Und ein Schäumen, Tosen und Zischen,
Eine wirbelnd hastige Flucht,
Und dazwischen
Dumpf mit ewig gleicher Wucht
Füllt des Aufschlags Donner die Schlucht.
Der Fels bebt, darauf ich stehe.
Und schweigend sehe
Ich die Wasser fallen und wallen
In zerstäubenden Wellenkristallen
Augen und Ohren
In den gewaltigen Takt verloren.

Berauschend ist dies schrankenlose
Wilde Gebrause und Getose,
Eine begeisternde Bergespredigt,
Welche die Seele der Fessel entledigt,
Der Fessel, getragen
In Plagen und Klagen,
Der Fessel, kaum mehr empfunden
Im Kreislauf flüchtiger Stunden.
Nicht mag ich's mißachten
Das Sinnen und Trachten,
Das Sorgen und Wirken
In engen Bezirken —
Aber das Höchste ist doch die Kraft,
Die nicht sinnt, nicht schafft,
Die hinbraust ohne Zweck und Ziel,
Keine Mühle treibt und trägt keinen Kiel,
Nicht die Tropfen zählt und nicht die Frist,
Herrlich und prächtig, weil sie i st,
Ungebunden und unbändig,
Weil sie n u r lebt, doppeltlebendig.

Friedrich Adler.



Zur Erinnerung an Robert Hamerling.

Von Karl Emil Franzos.

II. (Schluß.)

Bereits am Schlusse meines ersten Aufsatzes habe ich ausgesprochen, daß die Mitteilungen aus Hamerling's Briefen an mich, die ich nun folgen lasse, lediglich den Zweck haben, einige Hauptzüge der auf Grund unseres persönlichen Verkehrs entworfenen Skizze zu ergänzen. Ausgeschieden ist Alles, wodurch sich Lebende verletzt fühlen könnten, aber auch Alles, was ich nur als vertraute, dem Freunde gemachte Mitteilung betrachte.

Ein Beweis der Sorgfalt, die Hamerling bei Neudrucken entfaltete, ist folgende, einem Schreiben vom 5. November 1869 entnommene Stelle: „ . . . Mein Verleger Richter teilt mir mit, daß er von meinen älteren Werken „Venus im Exil“ und „Ein Schwanenlied der Romantik“ im Verein mit dem „Germanenzug“, den er von Gerold an sich gebracht, eine neue Auflage in einem Bande veranstaltet und daß, da der alte Vorrat vergriffen ist, der Neudruck so rasch als möglich in Angriff genommen werden muß. Ich war seit Langem entschlossen, diese älteren Dichtungen nicht ohne beträchtliche Verbesserungen neu erscheinen zu lassen, überdies wird soeben auch eine dritte Auflage von „Sinnen und Minnen“ gedruckt, an dessen Text ich bei dieser Gelegenheit ebenfalls Vieles in formeller Beziehung feile. Da aber ferner auch mein Drama „Danton und Robespierre“ nicht ins Stocken geraten darf und meine Gesundheit mir jede übermäßige Anstrengung verbietet, so werden Sie mir glauben, daß ich mir kaum mehr zu helfen weiß . . .“ Diese „ewige Not“, die ungemeine Arbeitslast, die er sich aufbürdet, zu bewältigen, begleitet den kranken Mann durchs Leben. Fast auf den Tag zehn Jahre später, am 5. November 1877, schreibt er z. B. u. A.: „Ach, wenn ich gegenwärtig nicht fast arbeitsunfähig wäre! Ich arbeite jetzt — namentlich in der Prosa — langsam und mit Anstrengung. Was ich an Kraft und Stimmung in mir habe, raffe ich zusammen, um meinen „Lord Lucifer“ teilweise umzuarbeiten und noch vor Jahresschluß ins Publikum zu bringen. Das kostet Überlegung, Mühe und — namentlich für die Reinschrift — Zeit. Ich müßte Bogen vollschreiben, um Ihnen meine Not zu schildern. Sachen, die ich längst fast fertig im Kopfe trage, nur endlich aufs Papier zu werfen. So ergeht es mir zum Beispiel mit einer Reihe von seit Jahresfrist projektierten Aufsätzen, welche allgemeine litterarische Interessen behandeln sollen. Nach allen Seiten hin, wo ich Versprechen gemacht, stehe ich als insolventer Schuldner da!“

Als ich im Juni 1882 die Einladungen für mein „Deutsches Dichterbuch aus Österreich“ versandte und ihm schrieb, ich hielte es für selbstverständlich, daß er mein Hauptmitarbeiter sein müsse, erwiderte er, dies sei auch ihm selbstverständlich. „Aber“ — fügte er hinzu — „ein neues Dichterbuch aus Österreich? Dazu gehört Mut! Kuh's erster Versuch dieser Art*) fiel in eine Zeit, wo die großen Alten Österreichs noch lebten. Grillparzer's Esther-Fragment, A. Grüns Prinz-Eugen-Romanzen, Treffliches von Halm und Anderes dergleichen schmückte das Buch. Unter den Jüngeren hatte ich damals den „Germanenzug“ zur Verfügung. Was ich heut Ähnliches bieten könnte, weiß ich nicht. Meines besten Willens dürfen Sie versichert sein. Vielleicht kann ich ein kleines Epos, einen Cyklus oder dergleichen liefern.“ Ich erwiderte, daß mir auch die „Alten“ nicht fehlten, da ich durch persönliche Freundschaft der Verwahrer ihres Nachlasses recht interessante Reliquien erhalten. „Vortrefflich!“ erwiderte er, „haben Sie so viele und wertvolle Reliquien, dann ist mein Bedenken freilich ein gegenstandsloses und Sie sind besser daran als Kuh, der die alten Größen zur Verfügung hatte, während Sie mit diesen die jungen und jüngsten vereinigen.“ Kurz darauf kam die Meldung: er habe alle anderen Verpflichtungen abgeschüttelt, nur um dem Buche möglichst Vieles und Würdiges geben zu können, und am 31. August die weitere Nachricht, was ich zu erwarten hätte: Die Eingangsszenen seiner Tragödie „Panther und Wölfin“, die er für diesen Zweck ausgeführt und ein episch-lyrisches Gedicht „Marie“. Wenn ich aber glaubte, noch mehr von ihm bringen zu können, so wolle er mir auch den ersten Gesang seiner epischen Dichtung „Homunculus“ überlassen.

Man kann denken, daß ich mit Freuden bereit war. Anfang September besuchte ich ihn auf der Rückreise aus Römerbad wieder im Stiftingthale und traf ihn im Bette, mit der Kopiatur des „Homunculus“ beschäftigt. Er habe in den beiden letzten Monaten gearbeitet wie nie vorher, erzählte er, „aber ich durfte ja Sie und das „Dichterbuch“ nicht im Stiche lassen.“ Bei dieser Gelegenheit entwickelte er mir den Plan des „Homunculus“, wie er damals feststand; er hat ihn später, wie bereits angedeutet, geändert; wäre er bei seinem ersten, weitaus ruhiger gehaltenen Entwurf geblieben, so wären ihm sowohl jene Angriffe, welche ihm die „Litterarische Walpurgisnacht“ zuzog, als auch die Schmach erspart geblieben, von den Antisemiten, wenn auch nicht ohne Anlaß, so doch ohne Grund, als einer der Ihren gefeiert zu werden. Er wollte sich gegen die Auswüchse des Kapitalismus kehren; die einzige Einwendung, die ich dagegen hatte: ob er, der weltfremde Mann, sie auch genügend kenne, um sie mit gebührender Schärfe zu geißeln, beseitigte er durch die Versicherung, er habe sehr Vieles darüber gelesen. Er schien mir allerdings, so wenig ich selbst darüber näher orientiert war, schon nach dem Wenigen, was er andeutete, kein ganz richtiges Bild von der Sache zu haben, ging jedoch im Gespräch rasch darüber hinweg. Daß er damals für das Börsentreiben nicht die Juden, oder doch nicht diese allein verantwortlich machen wollte, darf ich aber mit voller Bestimmtheit versichern, denn er sprach dies mit vollem Nachdruck aus; einige andere, für seine damalige Denkweise über die Juden bezeichnende Äußerungen werde ich später anführen. Die

*) Emil Kuh hatte 1862 ein solches „Dichterbuch“ herausgegeben.

Satire gegen unsere litterarischen Zustände sollte ganz allgemein gehalten sein, von Persönlichem wollte er völlig absehen. „ich bin nun einmal nicht so geartet, um Rücksichtslosigkeit durch Rücksichtslosigkeit zu vergelten," meinte er — und ich stimmte ihm schon deshalb lebhaft bei, weil mir derartige polemische Spitzen gegen bestimmte Persönlichkeiten doch nicht ganz in den Rahmen eines großen Epos zu passen schienen. Von sonstigen Plänen, die ihn beschäftigten, gedachte er eines Epos „Alexander" und jenes großen philosophischen Werkes, dessen Manuskript sich nahezu druckfertig in seinem Nachlaß vorgefunden hat.

So offen er sich über Alles aussprach, so war er doch nicht zu bewegen, mir auch nur die für mein „Dichterbuch" bestimmten Beiträge schon jetzt zur Lektüre vorzulegen. „Nein! nein!" rief er fast ängstlich, „ich würde dabei immer Ihr Gesicht ansehen, und wenn Sie vielleicht zufällig eine finstere Miene ziehen, weil Sie Ihr Stiefel drückt, glauben, daß „Marie" nichts wert ist!" Doch erzählte er mir auch hier den Stoff, ein wehmütiges Erlebniß seiner Triester Zeit, dessen er auch in seiner Selbstbiographie, wenn auch in stark idealisirter Weise, gedenkt. „Es war nun einmal der Fluch meines Lebens," schloß er, „die Früchte, die mir winkten, nicht zu pflücken. Ich habe nie Gegenliebe gefunden, wo ich liebte — wissen Sie, welches Schicksal das bedeutet — für einen Mann, einen Dichter?!" Dann änderte er hastig den Gesprächsstoff, aber es war ihm deutlich anzusehen, wie tief ihn die Erinnerung erregte und erschütterte. Seine Abschiedsbitte war dieselbe, mit der in der Folge fast alle seine Briefe schlossen: ihm brieflich offen meine Meinung über die Beiträge zum „Dichterbuch" zu sagen und die Stellen zu bezeichnen, die mir etwa einer Änderung bedürftig erschienen.

Wie er dies nicht als Phrase meinte, so habe ich es nicht so aufgefaßt und ihm stets ehrlich meine Ansicht gesagt. Freilich konnte ich ihn nicht immer überzeugen; zuweilen gelang es doch, auch schon bezüglich dieser Beiträge für das Dichterbuch. Ich erhielt sie kurz darauf nach Wien nachgesendet. „Ich kann," schrieb er, „in meinem und Ihrem Interesse nur wünschen, daß ich es nicht zu bereuen haben möge, mit Beiseitesetzung der Studien und Arbeiten, welche mich eben beschäftigten, in dieser letzten Zeit nur darauf bedacht gewesen zu sein, nach Kräften Einiges für Ihr Dichterbuch Geeignete fertig zu bringen. Abänderungswünsche in betreff des Details werde ich, wie schon gesagt, mit Vergnügen erfüllen." Selbstverständlich faßte ich trotzdem meine Aufgabe nicht dahin auf, einem Dichter von Hamerling's Bedeutung sein Pensum zu korrigieren, sondern nur eben zu sagen, was ein wohlmeinender Freund auch einem bedeutenden Dichter gegenüber im Einzelnen bemerken darf. So kam z. B. in Marie die Stelle vor, daß der Dichter ein ihm zugestecktes Billet in tiefschwarzer Nacht, auf den Felsklippen am Meere gelagert, liest; ich machte darauf aufmerksam, daß ihm dies ohne Licht nicht gelingen könne, worauf Hamerling nicht bloß den Mond scheinen, sondern es auch bereits „hell im Osten" werden ließ. Ebenso fand meine Bitte, einige allzu kräftige Stellen in „Panther und Wölfin" zu ändern, freundliche Gewährung. Jugurtha betrat die Szene, indem er den Löwen am Ohre hinter sich her schleppte und noch einige Male, gleichfalls am Ohre, über die Bühne schleifte; ich durfte dies weglassen, und ebenso einige andere Kleinigkeiten dieser Art. Hingegen bestand er darauf, daß Jugurtha den Löwen „Hundesohn" nenne. „Es ist das ein Lieblingsausdruck einheimischer afrikanischer Löwenjäger, mit welchem sie, wie mit anderen Schimpfworten, dem Löwen zu Leibe gehen. Dieses sowie einiges andere Jagddetail fand ich bei Brehm. Ist also kein bizarrer eigener Einfall, wofür es die Rezensenten halten werden!" Es fand sich wirklich Einer, der es dafür hielt, worauf mir Hamerling schrieb: „Nun bereue ich doch, Ihrer Anregung nicht gefolgt zu sein!" Auch wollte er in der Buchausgabe (das Drama blieb Fragment und bildet nun den Schluß der „Blätter im Winde") in irgend einer Form auf Brehm verweisen; daß es nicht durch eine Note ging, sagte ihm sein eigner Geschmack und irgend eine andere Form wußte auch ich ihm nicht anzugeben.

Über die Beiträge also einigten wir uns ganz mühelos, nicht aber über den Platz, der ihnen im „Dichterbuch" anzuweisen wäre. Ich wollte sie an die Spitze des Buches stellen und teilte ihm dies zur Motivierung meiner Bitte mit, die Korrektur raschestens zu erledigen. Wie genau ich aber auch Hamerling kannte und wußte, wie ängstlich er der Kritik gegenüber war, so war ich doch erstaunt, als ich darüber ein Schreiben (vom 23. September 1882) erhielt, in welchem es u. A. hieß: „Daß meine Beiträge ungetrennt abgedruckt werden sollen, ist mir sehr erwünscht. Weniger kann ich mich mit dem Gedanken befreunden, daß dieselben das „Dichterbuch" eröffnen sollen, und ich erlaube mir, Sie dringend zu bitten, von diesem Vorhaben abzustehen! Wollen Sie nicht mit den Reliquien (von Grillparzer, Halm, Grün) beginnen? Das wäre sehr zweckmäßig; sehr hübsch würden sich dann die Veteranen, Ebert, Bauernfeld, Meißner anschließen, und dann könnte allenfalls die Reihe an Ihren ergebenen Diener kommen. Ich möchte keine allzu exponierte herausfordernde Stelle im Buche einnehmen. Bitte also recht schön — berücksichtigen Sie, wenn irgend möglich, mein Bedenken." Ich erwiederte, mit einem Lebenden zu beginnen, scheine mir schicksam und unter den Lebenden scheine mir eben die erste Stelle ihm zu gebühren. Auch werde hierfür Niemand ihn verantwortlich machen, sondern den Herausgeber, der diese Verantwortung freudig übernehme; zudem sei diese Stelle der Kritik gegenüber keine exponiertere, als etwa die in der Mitte oder am Ende des Buches. Diese Gegenvorstellungen bewirkten, daß er sich darein fand, aber leichten Herzens geschah es nicht. „Immerhin bleibt," antwortete er am 28. September 1882, „der Eingang des Buches eine hervorragende Stelle und eine „exponierte" in dem Sinne, wie die des Flügelmannes einer Soldatenreihe in der Schlacht. Ob mein Bedenken ein ganz unbegründetes war, wird sich zeigen. Indessen — einer muß ja doch den Anfang machen." Derselbe Brief enthält auch eine Stelle über das schöne Gedicht „Marie", welche ich für Freunde desselben hierhersetze. Ob mir nicht störend aufgefallen, frägt der Dichter, daß er das Motiv, welches den Poeten bewegt, auf das nächtliche Stelldichein mit der Schönen zu verzichten, nur eben angedeutet habe? „Aber dies Motiv," fährt er fort, „mußte aus äußeren Gründen so diskret als möglich behandelt werden. Daß ein Geck es wagen darf, die Schulter der Dame zu küssen,

daß sie ihn zwar abzuweisen scheint, aber die Augen dabei vor ihm niederschlägt, daß sie dem Poeten gegenüber ideale Schwärmerin, in anderer Gesellschaft aber ein wenig Bacchantin ist, mußte genügen, um anzudeuten, was ich sagen wollte: daß einer Theater-Dame und ihren Existenz-Verhältnissen gegenüber ideale Liebe zu wehmütiger Resignation gezwungen ist."

Von 1882—84, in welchem letzteren Jahre ich die Leitung der „Neuen Illustrierten Zeitung" in Wien übernahm, war unser brieflicher Verkehr wieder ein rein persönlicher, aus dem ich, wenigstens in diesem Augenblicke, nichts veröffentlichen möchte. Die Mitteilung, daß ich die Redaktion jener großen Wochenschrift übernommen, nahm er, wie die meisten meiner persönlichen Freunde, mit sehr gemischten Empfindungen auf: „Was aber wird nun aus dem Dichter?" fragte er, und fast jeder Begleitbrief zu den zahlreichen Beiträgen, mit denen er sich an der Zeitschrift in den Jahren meiner Redaktionsführung beteiligte, enthält Mahnungen und Warnungen: „Lassen Sie dem Redakteur nicht den Triumph, den Schriftsteller totzuschlagen!" ist der Refrain, der immer wiederkehrt. Hingegen begrüßte er den Plan der „Deutschen Dichtung", den ich ihm bereits im November 1885 mitteilte, auf das freudigste: „Das ist etwas Anderes!" schrieb er, „da bleibt „der Dichter bei seinem Leisten" und der Plan ist vortrefflich. Eine Zeitschrift, die alle Zweige der Dichtung umfaßt — die haben wir noch nicht und doch — welcher bedürften wir mehr? Selbstverständlich stelle ich Ihnen gern meine Kräfte zur Verfügung — Alles, was ich irgend kann und so viel mein leidender Zustand von meinen Kräften übrig läßt — für Ihr schönes und, wie ich herzlich wünsche, erfolgreiches Unternehmen." Ich fragte an, ob ich nicht die epische Rubrik mit dem „Homunculus" eröffnen könnte. Er bat, davon abzusehen, erstlich sei das Epos derzeit noch nicht vollendet und zweitens enthalte es Stellen, die wohl er willig vertreten, deren Mitverantwortung er aber Niemand, geschweige denn einem Freunde, zumuten wolle. Hingegen werde er mir „für das erste Heft eine kleinere poetische Erzählung zur Verfügung stellen, sofern er nur irgend könne." „Ich befinde mich eben," schrieb er mir am 10. Dezember 1885, „in einer Art von Krankheitskrise, von der man noch nicht absehen kann, wie sie ausfällt. Eine Balggeschwulst, die bei mir seit Jahren unter dem linken Auge neben der Nase wenig bemerkbar saß, hat sich in diesen Tagen entzündet und in einen großen Abszeß verwandelt, der mir bei meinem ohnedies sehr leidenden Befinden zum Verzweifeln viel zu schaffen macht. Wenn Sie wüßten, was ich zu leiden habe!"

Auch diese neue Plage quälte ihn lange Wochen; erst im März 1886 konnte er mir schreiben, daß ihn diese Heimsuchung wieder verlassen; „mein Befinden ist aber nichtsdestoweniger beständig äußerst schlecht." Gleichzeitig sandte er aber wieder „ein Bischen Lyrik" — „Das kranke Kind" und „Im Unbestand der Dinge" — „aber Sie werden," fügte er hinzu, „bis zum August, wo Sie die ersten Hefte der „Deutschen Dichtung" formieren, einen größeren oder mehrere kleinere Beiträge erhalten, bedeutender, als diese beiden Gedichte." In der That sandte er mir — pünktlich wie immer — bereits am 23. Juli — „von lyrischen Beiträgen zum Erweis meines guten Willens Alles, was ich habe." Es sind dies jene Beiträge, die im I. Bande dieser Zeitschrift erschienen. Als ich ihm mitteilte, daß ich die Absicht hätte, bereits das zweite Heft der „Deutschen Dichtung" zu einem Hamerling-Hefte zu gestalten, dankte er mir für „diesen jüngsten Beweis einer alten Freundschaft" in Worten, die ich, eben weil sie einen unverdienten Dank enthalten, nicht wiedergeben will, sprach aber zugleich, ganz wie beim „Dichterbuch", seine Bedenken aus: „Soll ich der erste österreichische Poet sein, der an die Reihe kommt? Wie wärs, wenn Sie etwa Bauernfeld voranstellten und mich später folgen ließen? Mein Konterfei ist in letzter Zeit dem Publikum sehr oft geboten worden — und es giebt Kritiker, denen es nicht selten genug geboten werden kann." Doch gab er auch diesmal nach und übersandte mir einige Photographien zur Auswahl. In erster Linie empfahl er zur Reproduktion jene, nach der unser Holzschnitt angefertigt worden. „Sie ist 1876 aufgenommen, aber wegen des leidigen Katzenbuckels nicht vervielfältigt worden; aber bei der Wiedergabe könnte dieser scheinbare Höcker ganz leicht durch einen natürlichen Umriß ersetzt werden und würde dies an sich schöne und treffliche Bild zu bester Wirkung gelangen, auch den Vorzug der Neuheit, als Profilbild vor anderen veröffentlichten Abbildungen meiner Wenigkeit voraushaben." Eine andere Photographie (en face) aus dem Jahre 1880, von der er selbst meinte, daß sie „in der Wiedergabe sehr takt und maßvoll behandelt werden müßte, um nicht ein Gespenst daraus zu machen," dürfte dem Leser gleichfalls aus den zahlreichen Reproduktionen anläßlich des Todes des Dichters bekannt geworden sein; sie hat thatsächlich etwas Gespenstisches. Ein drittes Bild, ein Jünglingsporträt Hamerling's, welches seine Züge in fast idealer Schönheit zeigt, ist gleichfalls in den letzten Monaten wiederholt in Holz geschnitten worden — es ist nach einer Zeichnung angefertigt, die niemals ähnlich gewesen sein kann.

Wie für das Vorhaben eines Hamerling-Heftes, so dankte er mir auch für die Ausführung in den wärmsten Ausdrücken. Auch hier gebe ich das rein Persönliche nicht wieder; sein Urteil über das Porträt habe ich im letzten Hefte angeführt, im Anschluß daran schrieb er damals noch (22. Oktober 1888): „Was mich überrascht, förmlich verblüfft hat, ist die Wiedergabe des Autographs. Diese grenzt an Zauberei. Ich habe so manche plumpe, hölzerne, geistlose Wiedergabe meiner Handschrift erlebt; desto mehr Freude habe ich an dieser. In journalistischen Kreisen wird diese Ihre Hamerling-Nummer freilich mit vielem Nasenrümpfen aufgenommen worden sein, und da vorläufig nur Wenige wissen, daß Sie solche, einzelnen Dichtern gleichsam gewidmete Nummern zu bringen gedenken, so wird man auf die herausfordernde „Glorifikation" des Grazer Poeten stark „reagieren". Ich hielt dies damals für unmöglich, bedaure aber, zugeben zu müssen, daß ich mich geirrt. Ein Mensch wenigstens fand sich in Wien thatsächlich, der diese Gelegenheit benutzte, um an Hamerling sein Mütchen zu kühlen und dabei auch mir einige Freundlichkeiten zu sagen. Mich, den Gesunden, ließ die alberne Niedertracht gleichgiltig, wie tief sie aber den kranken Dichter verwundete, soll hier nicht durch die Mitteilung seines Briefes dargelegt sein, um der Bosheit nicht voll den Triumph zu gönnen, daß sie mindestens bei ihm ihre Absicht erreicht.

Man weiß, wie treu Hamerling bis zur letzten Zeit

zu dieser Zeitschrift gestanden. „Wie viele Abonnenten haben Sie," frug er immer wieder. „Möge mit der Vornehmheit der „Deutschen Dichtung" der äußere Erfolg immer gleichen Schritt halten!" Und später: „Ich freue mich des Gelingens, als wäre es meine eigene Sache. Sie ist es aber auch. Eine Zeitschrift, wie diese, ist jedes Gebildeten Sache." Edel und vornehm, wie er war, nahm er keine Ablehnung übel, mochte er nun ihren Gründen beipflichten können oder nicht, wie ich denn überhaupt auf Grund meiner Erfahrungen versichern kann, daß der redaktionelle Verkehr mit jedem wirklich bedeutenden Dichter trotz des alten Worts von dem „irritabile genus poëtum", nicht schwierig ist; echter und wahrhaftiger Größenwahn ist mir nur bei Dichtern begegnet, die nie etwas gekonnt haben oder jetzt nichts mehr können. Wie es Hamerling damit hielt, habe ich bereits bei Gelegenheit des „Dichterbuchs" erwähnt, hier einen anderen Beleg. Er übersandte mir einen Cyklus „Das Thränlein"; er schien mir trotz vieler Schönheiten doch allzu pessimistisch und bizarr, namentlich die Weiberfeindlichkeit übertrieben. „Sie haben recht gehabt," schrieb mir Hamerling nach einigen Wochen, „den Cyklus nicht zu drucken. Ich habe ihn vor der Aufnahme in meine neue Sammlung „Blätter im Winde" sehr gekürzt und inhaltlich sehr gemildert. Die ausschließliche Beziehung auf das schöne Geschlecht ist nun auch getilgt! Lesen Sie nun das Gedicht nach und schreiben Sie mir, ob Sie zufrieden sind." Ich könnte manchen Mann nennen, der nie wert war, Hamerling die Schuhriemen aufzulösen und der mir dieser Ablehnung wegen jahrelang gegrollt hätte.

Auch zu der Rubrik „Selbstbiographien und Selbstkritiken", die freilich selten genug in der Zeitschrift auftaucht, weil zwar das Material reichlich zuströmt, aber die Auswahl im Interesse der Poeten, wie des Blattes eine besonders sorgliche sein muß, wollte Hamerling einen Beitrag schreiben. „Nur glaube ich," schrieb er mir am 1. Februar 1887, „daß Sie bezüglich einer solchen Reihe von Artikeln Ihr Programm etwas zu eng begrenzen. Nicht Jeder hat Ausführliches über die Genesis eines seiner Werke zu erzählen. Mancher zöge vielleicht vor, sich einmal über die Tendenzen oder die Art und Weise seines Schaffens überhaupt auszusprechen, oder über sein Verhältnis zur Kritik und zum Publikum, über die Schicksale seiner Werke u. dergl. Eine solche Erweiterung des Programms würde auch mir die Mitwirkung ermöglichen — wollen Sie nicht darein willigen?" Ich erwiderte: Sehr gern! besonders da die „Erweiterung" nicht erst notwendig sei, ich hatte von vornherein auch an solche Aufsätze gedacht. Doch kam es schließlich doch nicht dazu, und zwar deshalb, weil der Freund Hamerling's den Redakteur schädigte. Was unseren Dichter unter den von ihm hervorgehobenen Themen am meisten interessierte, war sein Verhältnis zur Kritik und ich hielt es für Freundespflicht, ihm von der Erörterung desselben abzuraten. Der Aufsatz wäre sicherlich interessant gewesen, aber er hätte Hamerling nicht genützt. Einen selbstbiographischen Aufsatz aber konnte er nicht schreiben, weil er für seine Selbstbiographie einer anderen, in Oesterreich erscheinenden Zeitschrift verpflichtet war.

Wie vielen anderen Freunden Hamerling's, so bedeutete der „Homunculus" auch mir eine Gabe, deren ich mich nicht voll freuen konnte. Es ist hier nicht des Ortes, Kritik zu üben: aber was ich Hamerling selbst nicht verschwieg, darf ich auch in diesen Zeilen wehmutvoller Erinnerung aussprechen: daß ich das Epos für seine schwächste Leistung halte, weil die großzügige Satire so oft ins Kleine, ja Kleinste umschlägt und ferner: weil sie nicht in den Kern der Dinge eingeht. Dies Letztere deshalb, weil eine stille Krankenstube nicht der Ort ist, wo man die Krankheiten der Zeit zu studieren und in ihrem Wesen zu erfassen Gelegenheit hat. Für einen Mann freilich, der zum Parteiprogramm des Antisemitismus geschworen, habe ich Hamerling trotz seiner Angriffe auf die Juden auch nach dem Erscheinen des Homunculus nicht gehalten, wohl aber berührte es mich schmerzlich, daß er seine Ansichten über die Ziele und Aufgaben der gebildeten Juden sehr gewandelt, wie manche andere Ansicht seiner besseren, gesunderen Jahre, wo er ein durchaus freisinniger, vorurteilsloser Mann gewesen. Wie oft hatte mir Hamerling mit wahrem Feuereifer zugestimmt, wenn ich es als Ziel und Aufgabe der deutschen Juden bezeichnete, Deutsche zu werden und jedes nationale Sonderleben abzuthun! Wie oft hatte er mit mir geklagt, daß dieser Weg noch durch so viele Hindernisse verrammelt sei, die nur die Zeit hinwegräumen könne. Und nun sprach er im Homunculus denselben Gedanken in Versen aus, den dann die Selbstbiographie in Prosa wiederholte: „Warum macht das jüdische Volk niemals einen Versuch, etwa in Amerika oder sonst irgendwo in kompakten Massen sich anzusiedeln? Warum fühlt es so gar kein Bedürfnis einer eigenen Heimat? u. s. w." Und das hatte derselbe Mann geschrieben, aus dessen Munde ich einst folgendes Wort vernommen: Ein ungarischer Dichter jüdischen Glaubens, dessen Name mir entfallen ist, hatte einige Jahre nach dem Erscheinen des „Ahasver in Rom" ein Epos geschrieben, in welchem er, an die Gestalt des Ahasver anknüpfend, das Aufgehen der in Ungarn lebenden Juden in die ungarische Nation schilderte. „Welch ein echt poetischer Gedanke!" sagte mir Hamerling. „Eine Selbsterlösung dieses Ahasver, wie sie schöner nicht gedacht werden kann!" Und nun warf er dem armen Ahasver vor, daß er in Amerika kein Reich gründe, um sein Dasein künstlich zu konservieren.

Über diesen Punkt zu korrespondieren, haben Hamerling und ich, wie auf Verabredung, vermieden. In der Folge kam es zufällig zu einer Aussprache über den „Homunculus" überhaupt, aber über diesen Punkt nicht. Die „Deutsche Dichtung" nagelte im Schlußhefte des V. Bandes einen Plagiator fest und erörterte bei dieser Gelegenheit alle die Mittel und Mittelchen des aufdringlichen Dilettantismus, u. A. das Bestreben, auf das Widmungsblatt den Namen eines wahrhaft bedeutenden Dichters zu setzen und dann mit demselben Unfug zu treiben, wie dies jener Plagiator mit Hamerling gethan; dieser Unfug, war beigefügt, sei freilich nur durch die allzugroße Gutmütigkeit der Bewidmeten möglich. „Dem Vorwurfe bezüglich den Widmungen gegenüber," replizierte Hamerling in einem Schreiben an mich vom 22. Oktober 1888, „gestatten Sie mir zu bemerken: die Autoren fragen durchaus nicht immer an, ob man die Widmungen annehme oder nicht: man ist also nicht in allen Fällen dafür verantwortlich. In den' Fällen, wo ich gefragt wurde, habe ich seit Jahren fast ohne Ausnahme ablehnend geantwortet. Auch hat bis jetzt der

Umstand, daß ein Buch mir gewidmet war, keinem Autor genützt, sondern er ist deshalb nur um so heftiger heruntergerissen worden" u. s. w. Ich erwiderte: daß die Frechheit der Dilettanten auch soweit gehe, Jemand ein Buch ohne dessen Genehmigung öffentlich zuzueignen, sei mir allerdings nicht bekannt gewesen; wenn aber auch Hamerling in dem von der „Deutschen Dichtung" gerügten Falle unfreiwillig zu dieser „Ehre" gekommen, so sei ich selbstverständlich sofort zur Berichtigung bereit; was er aber (in den zuletzt zitierten Worten) über das Verhalten der Kritik ihm gegenüber sage, zeige von einer Gereiztheit, die mich um seinetwillen peinlich berühre. Die reichsdeutsche Kritik namentlich habe ihn stets mit großem, mit verdientem Respekt behandelt. „Daß Sie," antwortete er mir am 14. November 1888, „so ausführlich auf das Thema meiner Stellung zur Kritik eingingen — darin erkenne ich einen dankenswerten Beweis Ihrer alten Freundschaft. Sie geben mir zu beherzigen, daß ich mich über die Kritik im Ganzen nicht zu beklagen habe, daß wenige deutsche Dichter der Gegenwart mit so viel Respekt behandelt werden. Da möchte ich doch vorerst meinerseits daran erinnern, daß ein Autor das, was über ihn geschrieben und geurteilt wird, in weiterem Umfang überblickt, als irgend ein Anderer. Auf Grund der Kundgebungen, von denen ich Kenntnis habe, kann ich nur sagen, daß allerdings wenige deutsche Poeten der Gegenwart jedes ihrer neuen Werke mit so viel „Respekt" „heruntergerissen" sehen — um das triviale, aber drastisch-bezeichnende Wort festzuhalten —, daß aber auch die Werke keines anderen deutschen Poeten der Gegenwart so vielfach und so lebhaft angegriffen, getadelt und verurteilt werden, wie jedes der meinigen bei seinem ersten Erscheinen. Und ich gestehe, daß es mir lieber ist, ohne Respekt, als mit Respekt heruntergerissen zu werden. Denn eine solche, mit Respektsausdrücken gespickte Verurteilung erschleicht sich eben hierdurch bei der Leserwelt ein Vertrauen, das sie vielleicht nicht immer verdient. Ist doch auch der Kritiker ein Mensch: er kann irren, er kann sogar lügen, bewußt oder unbewußt verleumden. Maßlose und gehässige Angriffe, wie sie z. B. gegen die „Aspasia" und jetzt gegen den „Homunculus" gerichtet worden sind, stehen fast ohne Beispiel da in der Gegenwart, wenigstens einem der älteren und namhafteren Poeten der Gegenwart gegenüber. Die Rezensenten z. B. der (folgen die Titel zweier liberalen, in Deutschland erscheinenden Blätter) benehmen sich geradezu wie toll. Solche mich betreffende Kritiken sind nicht so vereinzelt, als Sie glauben; und, was mehr ist, sie erscheinen in den einflußreichsten, gelesensten Blättern, während die nachhinkende Anerkennung nur zu oft für das größere Publikum ungehört verhallt." (Folgen noch einzelne Beispiele.) „Ich beklage mich über all das nicht; Anderen ergeht es vielleicht auch nicht um Vieles besser. Aber ich glaube nicht zugeben zu können, daß die Haltung der Kritik mir gegenüber eine so besonders „respektvolle", günstige und erfreuliche sei. Entschuldigen Sie den langen Brief! Ihnen gegenüber halte ich es für der Mühe wert, mich zu rechtfertigen."

Nochmals versuchte ich es, ihn zu beruhigen, ihm das Gefühl der Bitterkeit zu benehmen. Respekt in einer vorwiegend absprechenden Kritik sei doch nicht immer ein Zeichen von Heuchelei; auch möge er nicht vergessen, daß der „Homunculus" als Parteiwerk gelte und schon infolge dessen von den Antisemiten gelobt, den Liberalen getadelt werde. Er erwiderte u. A.: „Es war nicht meine Meinung, daß Alle, die mich mit Respekt heruntermachen, „Heuchler" seien", sondern ich sagte nur, daß mir abfällige Kritiken ohne Respekt lieber sind, als welche mit Respekt, weil letztere sich — gleichviel ob absichtlich oder geflissentlich — ein Vertrauen beim Publikum erschleichen, welches sie nicht immer verdienten, da ja auch tadelnde Kritiker einmal irren können." Ehrlich, wie immer, fügt er bei: „Richtig ist, daß die Antisemiten mit der im Parteileben üblichen Unehrlichkeit auf Grund meines Buchs mich als einen der Ihrigen ausgeschrieen." Auf meine Warnung, sich nicht so leicht reizen und verstimmen zu lassen, erwiderte er, dem sei nicht so: „Ich spreche zwar gern frei von der Leber weg und verteidige mich zuweilen, aber ich bin nicht böse und bis jetzt ist es noch keinem Menschen männlichen Geschlechts gelungen, sich mit mir persönlich zu verfeinden. ... Von meinem Befinden dürften Sie keinen rechten Begriff haben, ich sende Ihnen daher den Schluß-Artikel meiner Selbstbiographie." Nachdem ich diesen gelesen, erkannte ich freilich, daß die nervöse Reizbarkeit des armen Dulders nicht durch Briefe zu kurieren sei.

Seine letzten Briefe fallen in den Frühling dieses Jahres. Er entschuldigte sich, daß er weniger Beiträge sende, als ihm selbst wünschenswert sei. „Zu bedenken ist ja auch, daß ich nicht Alles, was ich anderswo veröffentlichen kann, auch Ihrer Zeitschrift anbieten zu dürfen glaube. Entschuldigen Sie einen armen Invaliden, der sich ohnedies mehr anstrengt, als ihm gut thut." Auf sein letztes Gedicht: „Meine Lehrer" legte er mit Recht großen Wert. Es ist der Spiegel seiner reinen, edlen Seele; es ist kein Wort darin, was nicht durchaus wahr wäre. Er war treu, offen und ehrlich, er war ein echter Dichter und ein guter Mensch . . .

Ave, ave, pia anima . . .

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Neue Lyrik.

Von der neuesten Gabe Heinrich Vierordts, den „Akanthusblättern" (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung) ist sehr viel Günstigeres zu melden als von seinen früheren Gedichtsammlungen; nicht nur die Reime sind hier fast ausnahmslos von entzückender Reinheit, sondern auch die Verse sind schön und edel gebaut und vielfach von Wohllaut gesättigt. Der Inhalt zeigt ebenfalls eine feste, charakteristische Physiognomie, während die früheren Gedichtsammlungen Vierordts fast allzu buntscheckig waren, sich in allen möglichen Zeitaltern und Zonen tummelten. In den „Akanthusblättern" beschränkt sich der Dichter, ein paar Strophen ausgenommen, auf Italien und Griechenland; auch ist es für ihn von Vorteil gewesen, daß er diesmal fast ausschließlich von lebendigen Eindrücken ausgegangen ist, während seine früheren Gedichte zu sehr die lebendige Anregung vermissen ließen.

Vierordt ist mit einer Schwärmerei, die in unsern

Tagen immer seltener wird, nach Italien und Griechenland gewandert und hat hier an den altgeheiligten Stätten Dichterträume geträumt, um die ihn Mancher beneiden möchte. Charakteristisch ist an den „Akanthusblättern" zunächst eines: das gänzliche Fehlen italienischer und altgriechischer Strophen; keine Ode, keine Elegie, keine Stanze, keine Terzine, kein Sonett — mit einer bemerkenswerten Eintönigkeit herrscht der volle oder der geteilte trochäische Tetrameter vor, nur hin und wieder mit dem fünffüßigen Trochäus oder dem Jambus wechselnd; einmal macht Vierordt einen Versuch mit dem Senar; aber er gelingt ihm nicht ganz. Noch charakteristischer ist das Fehlen von erotischen Gedichten und Liedern. Daß der eigentliche Gesang Vierordt nicht gegeben, konnte man schon aus den früheren Sammlungen erkennen — aber es bleibt doch überraschend, daß in diesen auf dem Boden der Schönheit und des Lebensgenusses gereiften Strophen zwar viel von alten mythologischen und historischen Personen, von Standbildern u. dgl. m. gesprochen, aber nie zum Preise lebendiger weiblicher Schönheit die Leier gestimmt wird. Nicht minder charakteristisch ist es, daß Vierordt auf dem Boden der Antike Schiller und Hölderlin vor sich erscheinen sieht. Der Hymnus auf diese ungriechischen Gestalten paßt gerade so wenig zu der Griechentrunkenheit Vierordts, wie der gelegentlich auftretende Katholizismus in dem Gedichte „Sunion", wo der Dichter sagt, daß er im Kölner Dom „inbrünstig auf den Knieen gelegen" habe.

Vierordt ist, wie ich schon angedeutet, weniger ein Sänger als ein Bildner; ein plastischer Schönheitssinn zeichnet ihn aus und bestimmt sein Schaffen. Wohl kommt er nicht über die Gemme und den Fries hinaus; aber ich wüßte mir in diesen Grenzen auch nichts Reizvolleres als etwa Gedichte wie „Die Tauben an Dantes Denkmal", „Der Fund", „Amorettenkauf", „Weiblicher Torso", „Antike", „Plastik im Leben", „Idylle" u. A. m. Hier leistet Vierordt sein Höchstes.

Noch ein Zug in der Physiognomie unseres Künstlers sei flüchtig erwähnt: die Freude am Kontrast. Schon in den früheren Gedichten machte sich diese Neigung geltend; in den „Akanthusblättern" tritt sie sehr deutlich hervor. Den weinseligen Alten, August, Maecenas und Horaz, die auf Tivoli ein kleines Weingelage halten, stellt er den klavierspielenden Franz Liszt gegenüber, welchem der Papst in der Villa d'Este lauscht; von dem alternden, im üppigsten Lebensgenusse schwelgenden Tiberius führt er uns zu dem Entsagung und Gleichheit predigenden Christus; zu dem wollüstigen Tiberius, dem die Einsamkeit als Freiheit und Weltherrschaft als Sklaverei dünkt, bringt er den ersten Napoleon in Gegensatz, der die Einsamkeit als Sklaverei und die Weltherrschaft als Freiheit empfindet. Die von Fischern „aus triefendem Salzgebiete" ans Licht gehobene steinerne Liebesgöttin läßt er dann „in des Felsens Spalten" thronen und als „Mutter Gottes der Christen" verehren. In „Chondrojannis" kontrastiert er die Bergeseinsamkeit des Räubers mit dem Volksfest, welches die Athener zu Ehren des einziehenden Königs Otto begehen, die Bußfreudigkeit des Räubers mit dem wiedergewonnenen Stolz desselben. Auf das Standbild des finstern Dante setzt er ein sich schnäbelndes Taubenpärchen. Selbst in Einzelheiten tritt dieser charakteristische Zug hervor, so wenn „der Schweiß der Mähnen feucht auf die trocknen Pfade trieft" u. dgl. m.

Frieda Port, die zum ersten Mal eine Gedichtsammlung veröffentlicht (Berlin, W. Hertz), ist dem Leserkreise der „Deutschen Dichtung" keine Fremde. Ihre Lyrik ist wesentlich von der Vierordts verschieden, aber nicht zu ihrem Nachteile; denn die Frauenseele, der diese Verse entströmt sind, hat manches erlebt, durchkämpft und gelitten und das giebt den Gedichten etwas Warmes, Lebensvolles, einen individuellen Wert, der nicht übermäßig groß sein mag aber doch die Teilnehmung des Lesers erzwingt. Der Tod einer geliebten Mutter, die Gewinnung und schließliche Treulosigkeit eines mit unbegehrlichem Herzen geliebten Freundes, Erlebnisse, von denen die Dichterin zu verschiedenen Malen spricht, scheinen nicht das einzige zu sein, was ihr das „wie" des Leidens, welches allein den echten Dichter macht, erschlossen hat. Sie sagt in dem Gedichte „Ausblick": „Der Jugend Frohsinn kenn' ich kaum" und: „Die Schönheit stieß von ihrem Thron mich weg"; sie hat „den Pfeil geliebt, der seines Ziels nicht fehlte" (Grabschrift). Auch sie ist wahrscheinlich wie jene schöne Gestorbene, deren sie in dem unbetitelten Gedicht auf Seite 53 gedenkt, ein „von dem Tag der Schmerzen gereiftes Kind" gewesen, — aber das alles hat sie nicht verbittert und nicht unempfindlich gemacht für die Reize des Lebens. Wohl fragt sie einmal: „Wer nur das Lachen erfand? Wie all das Jauchzen entstand?"; aber sie sagt auch: „Wenn schon jedes Schicksal uns gebeugt hat, so können wir noch immer eines Abends, nur weil wir eine Vorsehung, uns freuen"; und ihre Dichterbegabung, der es gelingt, „die Welt, die ihr im Innern lebt, harmonievollendet zu bannen in das rechte Wort, in eine Wohlgestalt, auf der ein helles Auge mit Freude ruht," hebt sie hoch über alle Schmerzen empor.

Diese Dichterbegabung ist nicht sehr groß aber echt. Das Technische der Kunst behandelt Frieda Port recht gut; und ihre Sprache hat im allgemeinen etwas von der Weichheit und Anmut der Sprache Heyses, der in künstlerischer Beziehung offenbar ihr Lehrmeister gewesen ist, während ihre Individualität einige Verwandtschaft mit jener Hermann Linggs zeigt. Jenen beiden „stolz Gereiften, sicher Wandelnden" sind denn auch die Gedichte gewidmet.

Mindestens ebensoviel Anspruch auf Beachtung haben die „Gedichte" von Otto Ernst (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger 1889) und die „Kornähren der Poesie" von Otto E. Ehlers (ebend. 1888). Ernst ist eine streitbare Natur; er macht aus seiner demokratischen Gesinnung kein Hehl und singt: „Euch möcht ich preisen und erheben, Euch starke unerschrockne Männer der kühnen Opposition!" Dementsprechend herrscht das reflektierende Element in seinen Gedichten vor; er neigt zur Satire und liefert eine stattliche Reihe ganz vorzüglicher Epigramme. Vielleicht pflegt er in Zukunft noch etwas mehr die satirische Fabel; die beiden Stücke der Sammlung sind recht fein und mit rühmenswerter Knappheit vorgetragen.

Ehlers ist ein ausgesprochenes lyrisches Talent, „dem wirklich die Melodien durch die Glieder sich bewegen." Manches ist noch unreif; aber man darf dem jungen Dichter eine schöne Entwicklung versprechen.

Berlin. **Eugen Reichel.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck von Johannes Päßler in Dresden.


Princeton University Library
32101 064479874